STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

A 103

1852 Juli/

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
APR 15 1971
AP30
M65
Vol. no.37-52
1952
Jul-Dec.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 27. 4. Juli 1852.

O spirit of love, how quick and fresh art thou! —
— — So full of shapes is fancy,
That it alone is high-fantastical.

Shakespeare.
What you will.

Nur ein wenig Liebe.

1.

Das iſt die alte Wanderzeit:
Der Lenz ſchwellt alles weit und breit
Mit ſehnſuchtsvollem Drange;
Die Lerche ſingt, der Storch iſt da,
Und als ich heut die Schwalbe ſah —
Wie ward mir's angſt und bange!

Der Mondſchein und die Sternennacht,
Das lauſcht mit Pracht und lockt mit Macht
Hinaus mich durch die Gaſſen.
Des Leibes Noth, der Seele Gram,
Die Sorg' und all den tollen Kram
Will ich daheim nun laſſen.

Ade, ihr Bücher rings allhier,
Ade, du blendend weiß Papier
Und du mein räuchrig Zimmer!
Ade, ihr Häuſer all umher,
Ihr Straßen lang, ihr Kirchen ſchwer,
Du Strom, du fauler Schwimmer!

Die Fenſter ſchwarz, die Thüren zu —
Drin liegen ſie in guter Ruh, —
Hab' drunter keinen Lieben.
Und die dort wohnt' in jenem Haus —
Die zog hinaus, die zog hinaus,
Weiß nicht, wo ſie geblieben.

Hinaus, hinaus in Frühlingsluft!
Es haucht die Stadt mir Grabesduft,
Rings ſchleicht es wie Verderben.
Bin ja zu jung noch für den Tod!
Und wann auch klingt ſein ernſt Gebot —
Im Lenz will ich nicht ſterben.

2.

Ich ſitz' am einſamen Strande,
Grau kommt der Abend daher,
Grau ruht und unabſehbar,
Oede vor mir das Meer.

Es ſtreicht eine Möve droben
Dahin mit klagendem Schrei,
Und einſam kommt ſie geflogen
Und einſam fliegt ſie vorbei.

Es dunkelt still auf den Wellen,
Es dunkelt still in der Höh.
Der Vogel fliegt weiter und weiter
Hinaus in die Nacht und die See.

3.

Ich fühl' mein Blut sich nochmals fiebernd regen,
Im Kopfe lauschen, glaub' ich, Träume wieder.
Leis mahnen an den alten Fluch und Segen
Schon ferne Schmerzen und geheime Lieder.

Der Stunden Klang muß wieder jetzt ich lauschen,
Aus Wort und Blick fühl' ich mein Wesen keimen;
Ein einzig Wort hör' Tage lang ich rauschen,
Ein Blick schießt wie ein Stern durch all mein Träumen.

So schling' die Arme fest ich in einander,
Und schüttle lachend nur mein Haupt, das weise:
Es strahlt mein Herz, der kecke Salamander,
Muthig und froh im alten Flammenkreise.

4.

Ich wollt', ich wäre weit von hier,
Viel hundert Meilen weit!
Ich wollt', ich wüßt' kein Wort von dir
In alle Ewigkeit;

Hört' nimmer deiner Stimme Klang,
Säh' nie dein Auge mehr!
Es macht dein Wort das Herz mir krank,
Dein Blick den Kopf mir schwer.

Wie süß dein Wort mich auch gegrüßt,
Wie tief dein Aug' und klar —
O daß du nicht mein eigen bist,
Deß klag' ich immerdar.

O säh' ich nie dich, hört' dich nie,
Könnt' fern' ich, ferne gehn! —
Ich wollt', es wäre morgen früh,
Und dürft' dich wiedersehn.

5.

Wenn du ein Auge küssest,
Ein Auge tief und klar,
Ein ungestümes Ahnen
Durchbebt dich wunderbar:

Als schlüpft der Kuß hinunter
Tief ab in's Herz, so tief!
Und küsse zum sonnigen Leben,
Was drinnen träumt' und schlief.

Es schläft dein Herz, und die Liebe
Schläft drinnen tief und süß.
Leg an die Brust mir dein Köpfchen,
Daß ich dein Auge küß',

Daß all dein Leben erwache,
Daß all dein Sorgen vergeh'!
Wach auf, du träumendes Herze,
Wach auf, meine schlummernde Fee!

6.

Es klingt eines wilden Vogleins Sang
Durch den Wintermorgen hin;
Ich weiß nicht, was mein Herz so klopft
Und was ich so fröhlich bin.

Der Baum fährt auf und schaut sich um,
Die Lüfte wehen und schwell'n;
Es blickt die Sonne so frisch und hell
Nach dem fröhlichen Lenzgesell'n.

Du müder Baum, du milde Luft,
Du flinker Sonnenschein, —
Laßt heut euch immer noch einmal Zeit,
Heut gilt's nur mir allein.

Mein Lied nur lief wie das Vöglein wild
Durch den Wintermorgen hin.
Ich weiß wohl, was mein Herz so klopft
Und was ich so fröhlich bin.

7.

In dunkler Nacht die Flocken stäuben,
Der Wagen rollt, der Wind erbraust;
Im Herzen wogt ein sonnig Treiben,
Als ob der volle Lenz drin haust'.

Rings schwatzen sie, die Reden fliegen —
Ich sollte lauschen? — Nein, o nein!
Ich hör' nur dich und fühl' dich schmiegen
Dein Köpfchen still an's Herze mein.

Das sind die Lippen, die ich küsse,
Das deine Stirn und das dein Haar,
Das ist dein Aug, das magisch süße,
So träumerisch tief, so glanzvoll klar.

Es lauscht mit Lächeln und mit Beben
Das Kind des Mährchens Träumerei'n;
Mir aber ward die Mär zum Leben,
Denn o du lebst und du bist mein!

Der Wagen rollt, die Flocken ſtäuben,
Und immer ferner iſt das Dort;
Du aber mußt mir nahe bleiben,
Mein Herz trägt dich mit mir hinfort.

8.

Mein Lieb iſt eine Blume wild,
Eine wilde, wilde Blum',
Und was mir Herz und Aug erfüllt,
Iſt all ihr Preis und Ruhm.
Eine wilde Blume, licht und hell,
Die blüht nicht auf am Waldesquell,
Die blüht nicht auf am Wieſenrain —
Hell blüht ſie auf am Herzen mein.
Mein Lieb, daß Gott dich vielmal grüß',
Meine wilde, wilde Blume ſüß!
Durch Fern' und Zeit, in Luſt und Leid
Biſt mein du nun in Ewigkeit.

Im Garten rings der großen Welt
Zieh ſtill umher ich weit.
Wie iſt da alles wohl beſtellt
Und prahlt im ſtolzen Kleid!
Das hab' ich keck mir angeſchaut,
Fand manch ein wunderſeltſam Kraut,
Fand manche Blüthe zart und ſchön,
Ließ ihren Duft mich tief durchwehn.
Mein Lieb, daß Gott dich vielmal grüß'!
Meine wilde, wilde Blume ſüß!
Durch Fern' und Zeit, in Luſt und Leid
Bin dein ich nun in Ewigkeit.

Als du zuerſt mich angelacht,
Nur einmal, frei und hell, —
Der Märchen alte Zaubermacht
Durchwogte mich zur Stell.
Es wogte ſüß, es wogte bang
Ein heimlich ſehnſuchtsvoller Drang;
Verſchwiegne Glut, verborgne Luſt,
Endloſe Lieb in enger Bruſt.
Mein Lieb, daß Gott dich vielmal grüß',
Meine wilde, wilde Blume ſüß!
Durch Fern' und Zeit, in Luſt und Leid
Bin dein ich nun in Ewigkeit.

Es weht die Luft mit leiſem Duft —
Weiß wohl, was der mir bringt.
Aus blauer Höh' ein Vogel ruft —
Weiß wohl, was der mir ſingt.
Es grüßt der Duft ſo leis von dir,
Das Vöglein lockt: komm heim zu ihr,
Und pfleg' ſie ſüß und wieg' ſie mild,
Dein ſüßes Lieb, deine Blume wild!
Mein Lieb, daß Gott dich vielmal grüß',
Meine wilde, wilde Blume ſüß!
Durch Fern' und Zeit, in Luſt und Leid
Biſt mein du nun in Ewigkeit.

9.

Mein Lieb, wenn ich geſtorben bin,
Da bringt man dir das Herze mein.
Für dich nur ſchlug's, o Königin,
Bei dir nur will's auch ſtill nun ſeyn.

Wild ſchlug's und raſch und jubelvoll,
Von Säumen hat es nie gewußt.
Doch was drin tollte, klang und quoll —
Dir blieb es treu in aller Luſt.

Nicht weine drauf und klage nicht!
Mein Lieb, es hat dich nie betrübt.
O lächle ſonnig drauf und licht!
Dein Lächeln hat's ſo ſehr geliebt.

Und wenn's dir weh und wenn's dir wohl,
Leg nur wie einſt dein Köpfchen dran;
Sein altes Lieben, mein Idol,
Umſchwebt dich froh und ſchirmend dann.

Mein Lieb, wenn ich geſtorben bin,
Da bringt man dir das Herze mein.
Für dich nur ſchlug's, o Königin,
Bei dir nur will's auch ſtill nun ſeyn.

10.

Und als ich ſprach: nun muß ich von hier,
Hinaus in's luſtige Waldrevier!
Da lacht' ſie hell, da lachte ſie laut,
Und hat in's Aug' mir ſpöttiſch geſchaut,
Und hockt' mir roſig ſich auf den Schooß:
Nun pflück' vom Haag die duftige Roſ'!
Und neigte mir zu ihr Aug' ſo ſchnell:
Nun ſchöpf' am Rain vom ſpringenden Quell!

Sie ſchüttelte keck der Locken Geflut:
Nun ruh' in der Sonne blitzender Glut!
Sie lachte ſo hell, ſie lachte ſo friſch:
Nun lauſch den Vögeln im luſt'gen Gebüſch!
Sie reichte mir neckend die Lippen roth:
Wie thut des Waldes Duften dir noth!
Sie ſchmiegte ſich ſchlank, ſie ſchmiegte ſich warm:
Nun geh — verlaſſe des Liebchens Arm!

11.

Ich bin der höchſte Fichtenbaum,
Der über allem Holze weht;
Du biſt im blauen Himmelsraum
Der Sonne lichte Majeſtät.

Ich ſchaue nicht hin auf all das Holz,
Empor nur blick' ich allzumal;
Du grüß'ſt des Wipfels kühnen Stolz
Mit deines Lächelns erſtem Strahl.

Es rauſcht der Wald aus ſeiner Ruh
Und neigt der Wipfel weites Meer.
Du aber nick'ſt ihm lächelnd zu
Und ziehſt vorüber ſchön und hehr.

Ich aber ringe ſtolz und kühn
Zu dir mit allem Sehnen hin;
Drum willſt du goldig mich umglühn,
Huldvoll, o meine Königin!

Edmund Hoefer.

Goethes Festspiel: „Des Epimenides Erwachen.“

I.

Es war kurze Zeit nach der ersten Einnahme von Paris, als Goethe, eben mit einem Vorspiel zu der auf den Juli festgesetzten Eröffnung des Theaters in Halle beschäftigt, von Iffland die freundliche, vom 7. Mai datirte Aufforderung erhielt, zur Feier der Ankunft des preußischen Königs und seiner höchsten Gäste in Berlin ein Festspiel zu dichten, wie er ein ähnliches bereits nach der glücklichen Wiederversammlung der herzoglichen Familie zu Weimar im September 1807 zur Darstellung gebracht hatte. Ueberrascht durch eine solche Aufforderung, glaubte der Dichter durch eine einfache, das Glück der verbündeten Waffen feiernde allegorische Darstellung dieser sich ihm so erwünscht darbietenden Gelegenheit nicht würdig entsprechen zu können, sondern hielt es, bei der erhobenen Stimmung, in welche ihn die Befreiung des deutschen Vaterlandes von fremder Willkürherrschaft versetzt hatte, für eine heilige Pflicht, hiebei alles dasjenige zur Sprache zu bringen, was seit so vielen Jahren blutigen Krieges und schmählicher Unterdrückung das arme deutsche Herz ringend gelitten, und was endlich den glücklichen Umschwung der Dinge so wundervoll zu Stande gebracht hatte.

Er befand sich damals fast in demselben Falle, wie sein Wilhelm Meister, als er vom Grafen den Auftrag erhalten, ein Vorspiel zur Ankunft des Prinzen zu schreiben, in welchem die Eigenschaften desselben als Helden und Menschenfreundes persönlich auftreten, sein Lob verkündigen und zuletzt seine Büste mit Blumen und Lorbeerkränzen umwinden sollten, wobei sein durchscheinend glänzender Name mit dem Fürstenhute nicht fehlen durfte. Freilich war ihm der Plan zu dem verlangten Festspiele nicht in bestimmten Zügen vorgezeichnet, wie seinem Wilhelm Meister durch den Grafen, aber der Marschall Vorwärts, der Schwur Friedrich Wilhelms von Preußen und Alexanders von Rußland am Sarge Friedrichs des Großen im Jahr 1805, dem zum Trotz das heillose Jahr 1806, der Tilsiter Friede und was nicht alles folgten, und die besondere Feier des Preußenkönigs waren ihm gleichsam als die Achse gegeben, um welche das Lustspiel sich drehen sollte, als die Glanzpunkte, wovon es sich hauptsächlich — denn wahre Poesie wünschte man am wenigsten — allerhöchsten Beifall und Volksjubel versprechen durfte.

Goethe wußte sich auf geschickte Weise aus der Verlegenheit zu ziehen, ohne daß er hiezu, wie sein Wilhelm Meister, der Diplomatie der Frauen bedurft hätte; aber es konnte nicht fehlen, daß die dichterische Einheit des Ganzen darunter litt, was ihm selbst nicht verborgen blieb und seiner Begeisterung, wie sehr ihm auch die große Befreiungsthat des deutschen Volks am Herzen lag, um so merklichere Dämpfer auflegte, als ihm nicht entging, daß sich das Deutschthum etwas wunderlich gebärden und die ungeheuren Hoffnungen, die man auf die neue Zeit setzte, nur zum geringsten Theile in Erfüllung gehen würden. Hiezu kam auch wohl das Bewußtseyn, daß man ihn am wenigsten für den wahren Dichter der errungenen Freiheit zu halten geneigt seyn werde, da man es ihm auf unverständige Weise verdachte, daß er nicht in der Zeit der Schmach oder des glühenden Kampfes seine Stimme hatte ertönen lassen, und ihn keiner wahren vaterländischen Begeisterung, keines tiefen Gefühls für deutsche Freiheit fähig hielt, an deren Piedestal die Namen eines Körner, Schenkendorf, Arndt u. a. prangten, neben denen man höchstens für Schiller einen Raum fand, nicht für seinen großen Freund, den man schon seit dem Anfang des Jahrhunderts gegen den Dichter des „Tell“ zurücksetzte. Wie sehr er sich hiedurch beengt fühlte, ergibt sich aus der bisher unbekannten, aber wohl verbürgten Veränderung, welche er mit dem Plane seines Vorspieles für Halle vorzunehmen sich veranlaßt fand. Es sollte dieses eine Fortsetzung bilden des im Jahr 1802 zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt gedichteten Stückes „Was wir bringen,“ worin Philemon und Baucis, ein jenen frommen Alten der griechischen Sage nachgebildetes Paar, eine Hauptrolle gespielt hatten, und in glücklicher Wendung der griechischen Erzählung auf der Voraussetzung beruhen, daß die beiden Alten unterdessen in Bäume verwandelt worden, die als Zierde des Tempels dienten, zu welchem Merkur die alte Bauernhütte umgeschaffen hatte; im Stücke selbst würden die beiden Bäume in Menschengestalt zurückverwandelt, und in die Charaktermasken der Oberförsterin, welche dann in Frau Wunschel sich umgestaltete, und des Oberförsters übergegangen seyn, in welchen die frühern Darsteller von Philemon und Baucis, der Schauspieler Malkolmi und die Schauspielerin Beck, besonders gern gesehen wurden. Darauf deutet denn auch der am Anfang stehende Monolog Merkurs in den Worten hin:

Es hat der Götter Schluß und gnäd'ger Wille
Das treu verdiente Paar im Fach der Alten,
So zur Belohnung ihrer würd'gen Thaten,
Als auch der Welt zum Muster und Exempel,
In zwei Standbildern würdigst aufgestellt,
Und weil besonders sie als Oberförster
Und Oberförsterin wohlgefällig sich gezeigt,
Ganz in der Draperie von schönen Bäumen
Zur Zier des Tempels, dem sie würdig dienten.
Da steh'n sie nun in grünen Uniformen,
Auf's munterste mit Epheu dekorirt,
Und ruhn gemächlich so in ihren Fächern,
Noch als die treuen immergrünen Alten.
Heut' aber ist es Zeit, die rechte Zeit,
In's Leben sie, zum Leben zu erwecken,
Damit sie Antheil auch zum zweitenmale
An allem nehmen, was der Tag uns bringt,
Und bei des Friedens allgemeiner Feier
Die Alten jugendlich sich wieder freuen.
Sie geben sich vor so viel werthen Gästen
Wohl ganz, wie sonst, auf's heiterste zum Besten.
Wir wollen seh'n, ob ihr Humor erhalten.
Ich gehe jetzt, und wecke erst den Alten.

Niemer wurde von Goethe, der sich ganz dem Berliner Festspiele zuwandte, mit der Ausführung dieser Scenen beauftragt, und er hatte bereits, nicht ohne dessen Beifall, einiges davon zu Stande gebracht, als dieſem der Gedanke kam, man könnte in der Wiedererweckung der beiden Alten eine Parodie auf jenes Festspiel sehen, in welchem Epimenides aus langem Schlafe erwachen sollte. Deßhalb gab man denn dem Vorspiel für Halle, in welchem die Rede Merkurs fast ganz beibehalten wurde, einen durchaus verschiedenen Inhalt, wozu sich der im November des vorigen Jahres am Typhus erfolgte Tod des geheimen Oberbergraths und Professors der Medicin Jakob Reil ungesucht darbot, dem die Bühne zu Halle ihre Entstehung verdankte und der sich um diese Stadt auch durch die Anlage des von ihm benannten Gartens und Berges verdient gemacht hatte. Freilich sieht man jetzt nicht, wozu des am Anfange angedeuteten Planes des Merkur überhaupt gedacht wird.

Der Dichter, der sich zu einer Kur und zur Vollendung seines Festspiels nach dem kleinen Badeorte Berka an der Ilm zurückgezogen hatte, fühlte bald, welch große Last er sich mit der neuen Arbeit aufgeladen hatte; doch war diese bereits am 9. Juni so weit gediehen, daß nur noch der Anfang ausgeführt und die letzte Hand an das Ganze gelegt zu werden brauchte. Noch während des Aufenthaltes zu Berka vor dem Ende des Monats scheint das Gedicht beendet und durch Estafette an Iffland abgeschickt worden zu seyn. Kaum aber hatte Goethe sich desselben entledigt, als er von dem ständischen Schauspieldirektor Liebich gebeten wurde, ein Stück zu schreiben, welches in jedem Jahre am 18. Oktober, aber auch nur an diesem Tage, auf allen deutschen Bühnen gegeben werden sollte. Goethe erwiederte auf eine so freundlich zudringliche Bitte, er hoffe sein für das Berliner Theater auf besonderes Verlangen gearbeitetes Festspiel nicht allein für Berlin, sondern für das ganze Vaterland, nicht allein für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft unternommen, und so gewissermaßen dem geäußerten Wunsche schon im voraus entsprochen zu haben.

Im Juli kam der Kapellmeister Bernhard Anselm Weber nach Weimar, um sich mit Goethe über die Composition seines opernmäßig angelegten Stückes zu besprechen, die aber bis zu dem auf den 7. August festgesetzten Einzug des Königs nicht zu Stande kam, weil Weber niemals Zeit hatte, wie Zelter sagt, Zeit zu haben. Ifflands Krankheit und Tod im September setzte der Aufführung ein neues Hinderniß entgegen, wie sie dem Componisten neue Veranlassung zur saumseligen Betreibung der Arbeit gab; doch ließ Zelter den von ihm componirten Kriegerchor des Festspiels, in welchem die Worte: „Hinan! — Vorwärts! — Hinan!“ im vorletzten Verse jeder Strophe wiederkehren, am 11. Oktober den Fürsten Blücher zu dessen Beifall in der Singakademie hören.

Der nach langer Verschiebung am 1. November eröffnete Wiener Congreß war wenig geeignet, die Hoffnungen des Dichters auf eine großartige, alle dynastische Eifersucht ausschließende Einheit und die Erlangung der durch kostbare Opfer verdienten bessern Verfassung Deutschlands zu erfüllen, auf daß hinfort Fürst und Volk ein Herz und eine Seele wären, beide wetteifernd, das geliebte Vaterland groß, stark und frei zu machen; vielmehr trieben dort die niedrigsten Leidenschaften ihr böses Spiel, da man die Gelegenheit zu eigenem Vortheil auszubeuten keine Mittel scheute, unbekümmert um das durch die hingehaltenen Hoffnungen der deutschen Herzen mißstimmte Volk. Goethe ward hiedurch von tiefstem Unmuthe erfüllt, so daß er im Tone des letzten Chorgesanges seines Festgedichtes, gleichsam als Nachgesang desselben, folgende Strophe dichtete:

Verflucht sey, wer nach falschem Rath,
Mit überfrechem Muth
Das, was der Korse-Franke that,
Nun als ein Deutscher thut!
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sey ein dauernd Recht;
Ihm geh' es, trotz Gewalt und Müh',
Ihm und den Seinen schlecht!

Die immer mehr erkältete Begeisterung des auf seine Fürsten mit so großen Hoffnungen hingerichteten, aber bald getäuschten Volkes spricht Goethe, der mit freudigster Theilnahme den ersten Jahrestag der

Leipziger Schlacht in seiner Vaterstadt gefeiert hatte, in den derselben Zeit, Ende 1814, angehörenden Versen aus:

Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
Die Fürsten, sie sind nicht gekommen;
Die glücklichen Tage, die himmlischen Stunden,
Wir haben voraus sie genommen.
So geht es wahrscheinlich mit meinem Bemühn,
Den lyrischen Siebensachen:
Epimenides, denk' ich, wird in Berlin
Zu spät, zu früh erwachen.
Ich war vom reinen Gefühl durchdrungen,
Bald schein' ich ein schmelchelnder Lober:
Ich habe der Deutschen Juni gesungen,
Das hält nicht bis in Oktober.

So sehr sah sich auch unser Dichter in seinen Erwartungen auf Deutschlands Fürsten betrogen, in deren Händen er die Beglückung eines edlen, für die Befreiung des Vaterlandes sein Herzblut vergießenden und so leicht zufriedenen Volkes wohl bewahrt gewähnt hatte.

Noch war man in Wien, wo man Sachsens König, der dem Welteroberer auch im Unglück die Treue bewahrt, zu demüthigen sich vorgesetzt hatte, im besten Hader begriffen, als die Nachricht vom Wiedererscheinen des Gewaltigen die Diplomaten aus ihrer geträumten Sicherheit mächtig aufschreckte und sie zu einer wirklichen augenblicklichen Einigung zusammenführte. Am 13. März ward Napoleon zu Wien geächtet, sieben Tage später zog er in Paris ein; am 25. März verbündeten sich England, Rußland, Preußen und Oesterreich von neuem gegen den Welteroberer, den das Schicksal wieder zu begünstigen schien — und am 30. kam Goethes „Epimenides," durch die eifrigsten Bemühungen des Theaterintendanten Graf Brühl, mit dem der Dichter, der ihn als Knabe in Weimar gekannt hatte, in gütem Verhältnisse geblieben war, nach Besiegung aller Schwierigkeiten, auf dem Berliner Hoftheater zur Aufführung.

Es war ein eigenes Spiel des Zufalls, daß zu Berlin zu derselben Zeit die Unterdrückung des Gefürchteten und das Morgenroth einer neuen Zeit in Goethes Festspiel, das man jetzt mehr dem Dichter als der Sache zu Liebe in Scene setzte, nachträglich gefeiert wurde, wo dieses Morgenroth längst von düsterem Nebel umzogen war und jener erwürgt gewähnte Antäus sich wieder in voller Kraft im Westen erhob, und wohl mochte mancher fürchten, daß der auf der Berliner Bühne vernichtete Unterdrücker, der jetzt in Frankreich als Freund einer wahrhaft freisinnigen Verfassung sich einführte, Deutschland noch einmal sein Daseyn auf empfindliche Weise fühlen lassen werde. Hatte ja auch Goethes Clavigo schon unzählige mal auf der deutschen Bühne sein Leben verloren, als der wirkliche Clavigo sich in der spanischen Hauptstadt noch einer erwünschten Wirksamkeit erfreute, die er erst zweiunddreißig Jahre, nachdem Goethe ihm den Mordstahl in die Brust gedrückt hatte, in aller bürgerlichen Ruhe und Sicherheit schließen sollte.

Die erste Aufführung, welche bezeichnend genug in Abwesenheit des Hofes erfolgte, übertraf, wie Zelter berichtet, die allgemeine Erwartung. Man hätte geglaubt, das Stück werde auf die neuesten Ereignisse gar nicht passen, und auch deßhalb, weil man von Goethe keinen begeisterten Preis der errungenen Freiheit, die vielen schon längst bedenklich schien, erwartete, war die Stimmung im allgemeinen gegen das Stück eingenommen. Aber der Erfolg war ein viel bedeutenderer, als man sich vorgestellt hatte, da die ganze Darstellung eine ernst würdige, nichts weniger als fürstenschmeichlerische war, und die aus tiefster Seele fließende Feier der durch Einigkeit eines in Begeisterung verbundenen Volkes erkämpften Befreiung von leidiger Fremdherrschaft jedes Herz mächtig ergreifen mußte, wenn es auch allerdings wunderlich war, daß der Unterdrücker sich in Frankreich unter dem größten Jubel des Volks wieder erhoben und die gepriesene Eintracht der deutschen Fürsten mittlerweile allen Glauben verloren hatte, so daß das Stück den Eindruck einer eindringlichen Lehre für die Gegenwart machen mußte, wie wenn Pindar an seinen Helden Vorzüge rühmt, die er ihnen erst wünscht.

„Epimenides ist am 30. März endlich in Berlin erwacht," schreibt Goethe an Knebel, „gerade zu rechter Zeit, um dasselbige, was sich die Deutschen bisher so oft in dürrer Prosa vorgesagt, symbolisch zu wiederholen, daß sie nämlich viele Jahre das Unerträgliche geduldet, sich sodann aber auf eine herrliche Weise von diesem Leiden befreit. Jedermann wird hinzufügen, daß neue Thatkraft nöthig ist, um das Errungene zu schützen und zu erhalten." Gleich am folgenden Tage fand in Gegenwart des Hofes — der König befand sich noch in Wien — eine Wiederholung des Festspieles statt, wo die Aufnahme eine wärmere und innigere war. Hatte man am vorigen Tage alle diejenigen Stellen weggelassen, welche sich auf die Person des Königs bezogen, der alle solche Lobsprüche in seiner Bescheidenheit verboten hatte, so wurden diese bei der zweiten Aufführung nicht unterdrückt, wodurch ein wüthender Beifall hervorgerufen ward, der sich erneuerte, als beim Schlusse über dem Frontispice des Tempels sich der aus Frankreich zurückgebrachte, im vorigen Jahr beim Einzug des Königs enthüllte Triumphwagen der Siegesgöttin des Brandenburger Thors erhob. „Das Stücke spielte hier 2½ Stunden," berichtet Zelter, „doch ward es an beiden Tagen besonders dadurch aufgehalten, daß eine unendliche Menge Kraftsprüchen und Sentenzen in

langen Pulsen beklatscht und berufen wurden, weßhalb die Spieler so lange inne halten mußten. Manchmal schiens, als wenn die Menge sich in zwei Chöre bildete, um dieß und jenes hier oder dort zu beklatschen; dann vereinigte sich wieder alles, und kurz, ich habe meine Lust daran gehabt." Wahrscheinlich galten diese sich trennenden Beifallsbezeugungen ganz entgegengesetzten Aeußerungen, wie wir sie aus dem Munde der Dämonen des Krieges und der List und auch sonst vernehmen.

Goethe äußerte über die Aufnahme des Stücks, dessen fremdklingender Name dem Berliner Witze nicht entgehen konnte, seine volle Zufriedenheit. Einem Publikum, das aus so vielen Ständen und Kulturen zusammengesetzt sey und, wenn gleich mit gutem Willen, doch nur kalt und unvorbereitet herankomme, könne man es gar nicht übel nehmen, meinte er, wenn es im gegenwärtigen Falle sich mit Unglauben und in der schlechtesten Stimmung von der Welt versammle; alles beruhe darauf, daß ein solches Stück ein dutzendmal hinter einander gegeben werden könne; da würden die verschiedenen Mittel, aus welchen solche Vorstellungen zusammengesetzt seyen, sich auf die gefälligste Weise zu einem Ganzen vereinen; von Seiten der Darstellung würde mehr Sicherheit und Gelenkigkeit entstehen, erworben durch Beifall, getragen durch lebendige Ein- und Uebersicht des Ganzen, und die Zuschauer würden Bekanntschaft, Gewohnheit, Gefallen, Vorurtheil, Enthusiasmus dem Stücke entgegenbringen und alle guten Geister, ohne die selbst Ilias und Odyssee ein todtes Gerüste bleiben würden. Aber um solcher Wirkung fähig zu seyn, wie Goethe sie wünschte, dazu hätte sein Stück mehr als ein Festspiel, es hätte frei von allegorischer Hülle, mit kräftig gezeichneten historischen Gestalten vor das Volk treten und in dem Glanze seiner Helden seine eigene vaterländische Begeisterung aufflammen lassen müssen. Dazu aber fehlte es dem Dichter selbst an jenem jugendfrischen Aufschwunge stürmender Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes, durch welche, wie er wohl merkte, nichts weniger als die Freiheit errungen sey, es fehlte ihm dazu an jener hinreißenden dramatischen Gewalt, die Schiller so mächtig entfaltete. Dann aber waren auch die betreffenden Persönlichkeiten einer ernst würdigen dramatischen Darstellung keineswegs günstig, und sie verschwanden vor der Wundererscheinung des mit Wuthe bewältigten Welteroberers, gegen den sich alle sonst so sehr gespalteten und eifersüchtig sich belauernden Staaten Europas verbünden mußten. Und wie konnte man sich eines Kampfes mit ungetrübter vaterländischer Begeisterung freuen, in welchem das befreite Deutschland so unsäglich verheert worden war, in welchem, wie Platen spottet, Miltiades mit Baschkiren im Bunde war, in welchem Deutsche gegen Deutsche gekämpft hatten! Das letztere empfand kaum irgend einer tiefer als der Preußenkönig, der deßhalb alle prunkende, mit Siegestrophäen prahlende Feier seiner Rückkunft im August des vergangenen Jahres auf eine seinem Charakter so sehr zur Ehre gereichenden Weise abgelehnt und dafür eine gottesdienstliche Danksfeier angeordnet hatte, in frommgläubiger Anerkennung, daß der Höchste es gewesen, der den endlichen Sieg den verbündeten Waffen verliehen.

Der politische Horizont begann sich von neuem zu umdüstern und mit ängstlicher Spannung sah die Welt der schicksalsschwangern nächsten Zukunft entgegen. Als Goethe am 22. April ein Exemplar seines in Berlin gedruckten „Epimenides" an Knebel sandte, meinte er, dieser habe noch vor kurzem, als er ihn dem Freunde vorgelesen, ein besseres Ansehen gehabt; er möge aber als ein seltsames Dokument einer so merkwürdigen Epoche in der Geschichte der deutschen Poesie seinen Platz einnehmen. Die Einwirkung jener großen politischen Atmosphärenveränderung sey, bemerkte er, an jedem, selbst dem stillsten häuslichen Barometer zu spüren, und eine völlig veränderte Weltansicht walte in jedem Gemüthe. Man wisse wahrlich nicht, woran man besser thue, ob sich über die Zustände aufzuklären, oder sich darüber zu verdüstern. Ja beides wolle nicht gelingen: wer sollte sich die Kräfte, die jetzt wieder in Bewegung seyen, und ihre Wirkungen klar machen können, und wer könnte jetzt im Dunkeln und Trüben verweilen, da jeder Tag die Wolken, die er bringe, wieder auseinander reiße? Epimenides selbst würde dießmal nicht in einem heilsamen Schlummer verharren können. Unter solchen trüben Aussichten trat er vor Ende Mai seine Reise in das „Welt- und Badegetümmel" nach Wiesbaden und dem Rhein an, wo man wohl Heilung, meinte er, aber keine Erquickung hoffen dürfe.

Die am letzten Mai erfolgte Ankunft des Königs in Berlin wurde am 1. Juni, an demselben Tage, wo Napoleon auf dem Marsfelde zu Paris die neu gegebene Verfassung selbst beschwor und beschwören ließ, durch die dritte Aufführung von Goethes Festspiel gefeiert. Zelter berichtet darüber noch an demselben Abend an den Dichter, wobei er nicht unterläßt, manche Ausstellungen sowohl an der Musik, die übrigens reich an glücklichen und fleißigen Stellen sey, als an der Aufführung zu machen. Dieser Bericht traf in Wiesbaden zur Zeit der in Belgien sich nahenden, mit ungeheurer Spannung erwarteten Entscheidung ein. Es gebreche, meinte Goethe nach Lesung desselben, im ganzen an Einbildungskraft und Gefühl, und da müsse bald einmal Uebertreibung, bald Ermangelung eintreten; doch würde sich auch dieses bei öfterer Wiederholung geben. Man hat diese Aeußerung — und ich selbst habe mich früher dieses Mißverständnisses schuldig gemacht — irrig auf das Stück bezogen, dem hiernach Goethe selbst Einbildungskraft

und Gefühl absprechc; aber es ergibt sich bei genauerer Betrachtung deutlich genug, daß nur von den Schauspielern die Rede ist, besonders von den Darstellern des Kriegsdämons und der Einigkeit, von denen der eine nach Zelters Urtheil des Guten fast zu viel that, die andere nicht wußte was sie sagte und nach ihrer alten Art drückte und dehnte. Auf den von Zelter geäußerten Gedanken über einen die Darstellung betreffenden Punkt ging Goethe ein, und bat seinen erprobten Freund, wo möglich für die Einleitung dieser Aenderung zu sorgen. „Sie bringen das Stück doch gelegentlich wieder," fügte er hinzu, „und vielleicht läßt sich ihm künftig eine selbstständigere Form geben."

Das einige Monate nachher zur Aufführung gelangende, an Goethes „Epimenides" sich anlehnende Festspiel zur Feier des Sieges bei Belle Alliance und des zweiten Einzugs in Paris, „des Epimenides Urtheil," von Karl Lewezow, setzte durch seine Schwäche den poetischen Werth des Goethe'schen Gedichts in ein glänzendes Licht, daher die Berliner es mit dem Witzworte: „Ih, wie gemeen is deß!?" bezeichneten, wie „des Epimenides Erwachen" sich den Namen: „Ih, wie meenen Sie deß?" erworben hatte.

Goethe selbst brachte das Stück im folgenden Jahr zur Feier des Geburtstages der Großherzogin, am 30. Januar, zu Weimar zur Aufführung, an demselben Tage, wo der Großherzog den Falkenorden neu gründete und den Dichter zum Großkreuz desselben ernannte. Die Hauptveränderungen, zu welchen er sich damals genöthigt sah und mit denen das Festspiel auch in die Werke übergegangen ist, waren die Einschiebung einer auf die zweite Einnahme von Paris sich beziehenden Strophe in den Schlußchor, die sich aber zu den drei übrigen Strophen nicht recht schicken will, und die Veränderung und theilweise Weglassung der auf Preußens König bezüglichen Stelle. Im jetzigen neunten Auftritte des zweiten Aufzugs sind zunächst die auf den König gehenden Verse auf die Großherzogin und den Großherzog bezogen. Nach den später umgestalteten Versen der Hoffnung:

So hab' ich's Ihm versprochen, Ihm gegeben,
Von dessen Glück beseelt wir alle leben,

schloß diese mit den jetzt ausgefallenen Worten:

Unser König soll uns leben!
Heil, daß wir den Tag gesehn,
Da wir wieder um Ihn stehn,
Seinem Willen hingegeben,
Leben soll der König, leben!

wovon der Chor den Schlußvers wiederholt. Wie glücklich aber auch diese Beziehung auf den Geburtstag der Großherzogin war, so schadet sie doch der Selbstständigkeit des Gedichts jedenfalls mehr als die Erhebung des Preußenkönigs, der einen viel bedeutenderen Antheil an der Entwicklung der damaligen Weltgeschicke hatte. Hierauf folgt eine später ganz unterdrückte Scene, die wir, wie gering auch ihr poetischer Werth seyn mag, da sie weder in Goethes Werken noch in den Nachträgen eine Stelle gefunden hat, hier mitzutheilen uns erlauben.

Beharrlichkeit (Beständigkeit?)

Wetteifernd komm' ich an, doch ohne Neid,
Und weiß wohl, die Beharrlichkeit
Ist allen meinen Schwestern eigen:
Was sich nicht selber gleicht, wird keine Tugend seyn;
So komm' ich froh und frisch herein,
Als Tugend mich der Tugenden zu zeigen.
O! beharret im Bestande,
Den der Wille rein gefaßt!

Chor.

O, beharret!

Beständigkeit.

Auch der Edle trägt die Bande
Ungeheurer Schmach und Last.

Chor.

Ja wir trugen schwere Bande!

Beständigkeit.

Nähret ewig, auch mit Schmerzen,
Den geheim erzeugten Rath!

Chor.

Nähret! nähret!

Beständigkeit.

Ach! im eingeklemmten Herzen
Aengstet sich die große That.

Chor.

O! beharret! Nähret, nähret
Den geheim erzeugten Rath!

Jugendfürst.

Unter sternenreichen Höhen
Vor dem Gott der Väter stehen,
Das besänftigt auf einmal,
Da verschwindet Pein und Qual.

Epimenides.

Laßt von sternenreichen Höhen
Auf'rem König Glück ersehen,
Und auf Jahre sonder Zahl
Seinen Folgern allzumal!

Chor.

Ja von sternenreichen Höhen
Fühlen wir's hernieder wehen:
Walte, Glück, im Freudenthal
Ohne Namen, ohne Zahl!

Es erleidet keinen Zweifel, daß die Beharrlichkeit oder Beſtändigkeit (der erſtere Name ſteht auch im Perſonenverzeichniſſe) hier wenig an der Stelle erſcheint, da ſie keine mit Glauben, Liebe und Hoffnung gleichſtufige Tugend iſt, und ſollte ſie denſelben Rang mit der gleich darauf folgenden Einigkeit einnehmen, ſo müßten auch beide Göttinnen neben einander und in derſelben Weiſe aufgeführt werden. Jedenfalls hat durch dieſen Wegfall die Erſcheinung der Einigkeit bedeutend gewonnen.

Eine vierte Aufführung erlebte Goethe's Feſtſpiel zu Berlin am 5. April, zu einer Zeit, wo die letzte Begeiſterung der die Früchte ihrer Siege hoffenden Deutſchen längſt verraucht war, wie es Uhland am 18. Oktober dieſes Jahrs mit ſo blutigbitterem Schmerzgefühl ausſprach. „Epimenides hat geſtern einen guten Abend gegeben," ſchreibt Zelter an Goethe, „und das große Haus war voll. Manches wünſcht' ich doch wohl; daß du es ſehen könnteſt. Der Epimenides, die Liſt, Unterdrückung und Hoffnung können nicht beſſer beſetzt ſeyn, wiewohl das Ganze für uns nie zum Aufſchluß kommen wird, da man immer rund herum tappt, und faſt naiv den Eingängen vorbei geht. Die Urtheile ſelbſt der Wohlwollenden darüber ſind ſo abſolut ſchweigenauflegend, daß ich mich gern entferne, wenn ich kann." Man ſieht, die allgemeine Mißſtimmung hatte ſich gegen das unglückliche Feſtſpiel gewandt, das manchen in dieſer Zeit als ein Hohn klang, und über den Dichter ſelbſt, welchen man wahrer vaterländiſcher Begeiſterung unfähig hielt, mögen die Urtheile ſehr wenig erfreulich gelautet haben. Es war ein eigener Zufall, daß der Dichter, der mit dem freiſinnigen „Götz" ſeine dramatiſche Laufbahn begonnen hatte, dieſelbe mit dem „Epimenides" beſchließen ſollte, der über die beiden Hofbühnen nicht herauskommen konnte, da die Stimmung, welche ihm zu Grunde lag, noch ehe er zur Aufführung kam, einen ſo ſonderbaren Wechſel erleiden ſollte. Die Hoffnung, noch einmal auf die deutſche Bühne wirken zu können, war dem Dichter hiemit auf immer verkümmert, und er faßte den Entſchluß, ſich jetzt vom Theater ganz und gar loszuſagen, weßhalb er im folgenden Jahre gleich die erſte Gelegenheit ergriff, ſich auch von der Leitung der weimariſchen Bühne zurückzuziehen.

Rückert hat dem „Epimenides" den Vorwurf gemacht, der Dichter, der ſchon längſt vornehm und bequem geweſen, habe ſich hier bequemt, auf vornehme Manier auch patriotiſch zu ſeyn. Wie aber würde Rückert geurtheilt haben, hätte der Dichter ſich der an ihn ergangenen Aufforderung kalt entzogen! Goethe, den, wie wenig er auch auf baldige Befreiung von dem Manne des Schickſals hatte hoffen können, die wirkliche Befreiung mit neuem Lebensmuthe und friſcher Begeiſterung für ein großes einiges Deutſchland erfüllt hatte, verſuchte aus dem verlangten Feſtſpiele ſo viel zu machen, als ihm immer möglich war; daß es ihm nicht gelang, daraus ein von jugendlicher Begeiſterung glühendes, mit dem Poſaunenton der Freiheit die deutſchen Lande erfüllendes, des edelu Kampfesmuthes und der rührenden Opferwilligkeit des deutſchen Volks ganz würdiges Gedicht zu bilden, das lag zum großen Theil in den Verhältniſſen, die den Dichter einengten und ihn nicht die reine Luft vollſter Freiheit athmen ließen, worunter der poetiſche Gehalt und die künſtleriſche Vollendung des Stückes vielfach gelitten haben. Allein, können wir das Feſtſpiel auch nicht für ein ganz fleckenloſes, aus einem Guſſe des Genius gefloſſenes Meiſterwerk anerkennen, ſo iſt es doch reich an den mannigfachſten dichteriſchen Schönheiten und ſein ideeller Gehalt jedenfalls von großer Bedeutung für die Würdigung des Dichters, wie wir dieß in einem folgenden Artikel nachzuweiſen gedenken.

Aus der Militärgrenze.

Ein Spaziergang nach Bosnien.

II.

Waren meine Erwartungen ohnehin nicht hoch geſtellt geweſen, ſo kann ich doch nicht behaupten, daß ihnen auch nur theilweiſe entſprochen worden wäre. Die Mehana, unter der ich mir ein Haus vorſtellte, in dem ein Menſch halbwegs bequeme Unterkunft und Verpflegung finden könne, etwa wie in der ſchlechteſten Kneipe eines ungariſchen Dorfs, war nichts mehr und nichts weniger als eine aus vier Bretterwänden im freien Felde und am äußerſten Ende des Dorfs errichtete Bude, mit einem ſo niedrigen und engen Eingang, daß ſelbſt ein kleiner Menſch nur mit gebücktem Rücken in's Innere gelangen konnte; ohne Fenſter, dafür aber mit zahlreichen Lücken verſehen, ſo daß die Winde des unverkümmerten Rechts des freien Durchzugs genoſſen, und mit einigen Bündeln Schilf gedeckt, das die ſchwere Aufgabe hatte, dem Regen zu wehren, daß er die raſtenden Gäſte mit ſeiner Zudringlichkeit nicht allzuſehr behellige.

Vor dem Eingang zur Mehana war im Umfang einiger Klafter eine Vertiefung von etwa zwei Fuß in den Boden gegraben. In dieſem Loch, dem Salon und Sammelplatz der Gäſte und Fremden, ſaßen in Ermangelung von Teppichen und Polſtern etwa zehn Turbanträger auf Gottes bloßer Erde im Kreiſe herum, die Füße natürlich unter den Leib geſchlagen, und rauchten. Ein ſehr unſauberer Junge reichte in kleinen, in Betreff der Reinlichkeit ihn keineswegs beſchämenden, bunten Gefäßen ſchwarzen Kaffee herum und bediente ſich eines großen Scheites Holz, um den Gäſten die friſchgeſtopften Pfeifen anzuzünden. Einen Mann in kurzen blauen Sachhoſen und rother Jacke und mit ſehr langer Pfeife hatte ich nach dem Umſtande, daß er dem unſaubern Jungen einmal, ich weiß nicht wegen welchen Vergehens, mit dem ausgeſtreckten Fuße einen Tritt verſetzte, guten Grund für den Kaffeeſieder, reſpektive Wirth zu halten. In der That war er es auch, der, ſobald wir herankamen, auf uns zutrat, und nachdem er mit meinen Führern einige mir unverſtändliche Worte gewechſelt hatte, den Jungen beim Ohre faßte, wie einen Krug beim Henkel, und ihn herbeiſchleppte, damit er mir vom Pferde und dem Pferde von mir helfe.

Ich grüßte die Umherſitzenden in der Landesſprache, ohne daß mir eine andere Antwort wurde als ein vornehmes Kopfnicken, und ſah mich nach einem Plätzchen um, wo ich meine zerrittenen Glieder zur Raſt bringen könnte. Der Junge reichte mir Kaffee und eine Pfeife. Da jedoch der Wirth bemerkt haben mochte, daß ich Anſtand nahm, mich mit der Sitte ſeines Hotels, im Staube Platz zu nehmen, zu befreunden, glaubte er mir behülflich ſeyn zu müſſen, legte ſeine beiden Hände auf meine Schultern und drückte unter den freundlichſten Verſicherungen: „Seze dich nur, Schwab-Effendi; genir' dich nicht; dir iſt ſchon erlaubt, bei uns zu ſitzen!“ ſo lange auf mich ein, bis mir endlich die Kniee wankten und ich, ſeiner Kraft erliegend, da ſaß, von der nackten Erde bloß durch die Schöße meines Rockes geſchieden. Meine Führer hatten alsbald Platz genommen. — „Und nun trink und rauche!“ ſetzte jetzt der Wirth hinzu und kroch in die Mehana.

Der ältere meiner Führer hatte unterdeſſen einem der Anweſenden etwas in's Ohr geraunt, dieſer war davongelaufen und kehrte bald in Begleitung eines langen, hagern Mannes zurück, der ſich ſogleich mir gegenüber niederließ. Der Anzug dieſes Mannes war ein eben ſo bunter als zerriſſener. Die Dimijen ſchlotterten ihm, zerſchoſſenen Fahnentüchern gleich, um die braunen Kniee, Leibchen und Pelzjacke trugen die deutlichen Spuren langjähriger martervollen Leidens, und der Turban ſchien verſchämt die urſprüngliche Farbe ſeines Bindtuchs unter einer fingerdicken Schichte Schmutzes verbergen zu wollen, was ihm auch vollkommen gelang.

Nachdem der Neuangekommene Kaffee genommen hatte, eröffnete er mir, er ſey der Spahi und ich möchte ihm ſagen, wer und woher ich ſey und was ich in der ſchönen Bosna eigentlich ſuche. — „Ich bin nur gekommen, um euer Land zu bewundern, von dem man in aller Welt ſo viel Rühmens macht, ſonſt habe ich durchaus keine Abſicht mit meiner Reiſe.“ — „Und was ſpricht man von unſerem Dorfe in der Welt?“ — „Man lobt ganz Bosnien, alſo auch euer Dorf.“ — „Biſt du ein Croate?“ — „Nein, ich bin

ein Böhme." — „Was ist denn das für ein Volk?" — „Ein sehr fleißiges, das besonders viel Musik treibt. Du findest seine Handwerker, seine Musikanten und seine Kammerdiener in der ganzen Welt verbreitet."

Der Spahi sah sich fragend im Kreise um und schüttelte den Kopf, als ob er sagen wollte: „Weiß hier Jemand etwas von dem Volke? Ich habe es nie nennen hören!" — Ich hatte zufällig auf dem Boden der Tasse, in der mir der Kaffee gereicht worden war, den Namen eines böhmischen Fabrikorts erkannt, und bedeutete nun dem Spahi, daß auch diese Schale aus meinem Vaterlande stamme. — Ungläubig schüttelte er wieder den Kopf, indem er die Tasse ergriff und sie von allen Seiten mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. — „Kannst du auch solche Schalen machen?" — „Das wohl nicht." — „Was ist denn dein Gewerbe? bist du vielleicht ein Musikant?" — „Ich bin ein Arzt." — „Ein Arzt? hm! Wir haben hier im Dorfe auch einen Arzt, einen sehr weisen Mann, der wird es sogleich herausbaben, ob du wirklich einer bist."

Bei diesen Worten sah der Spahi mit einer wichtigen Amtsmiene, als wollte er bedeuten: „mich betrügst du nicht so leicht," einen alten Mann an, der nicht weit von ihm mir gegenüber saß und bisher mit ausnehmender Ruhe, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen, seinen Tabakrauch vor sich hingedampft hatte. Der alte Mann, nicht besser gekleidet als die andern, trug wenigstens Strümpfe und Schuhe, und hatte in seinen Zügen einen gewissen Ausdruck von Bedenklichkeit und Nachsinnen, den er durch ein immerwährendes Emporheben und Runzeln der Augenbrauen noch zu erhöhen suchte.

„Kannst du das Fieber heilen?" fragte mich der bosnische Doktor, nachdem er mit höchst gravitätischer Miene einige dicke Rauchwolken vor sich hingeblasen. — „Auch noch manche andere Krankheiten." — „Kannst du den bösen Geist vertreiben?" — Auf eine so rigorose Frage war ich nicht gefaßt, glaubte sie jedoch ohne alle Gefahr bejahen zu dürfen. — „Was hältst du vom Spinngewebe, in einer frischen Pflaume verschluckt?" — Ich wußte, daß man sich auch in der Militärgrenze dieses Volksmittels gegen hartnäckige kalte Fieber bediene, und stellte den alten Examinator vollkommen zufrieden.

„Morgen früh kommt der Pascha hier durch, die Porese (Steuer) zu bestimmen," fuhr der Spahi nun fort, dem die zufriedene Miene des Fieberdoktors sichtlich einigen Respekt vor mir eingeflößt hatte; „der hat die Schwabendoktoren gerne, da kannst du leicht dein Glück machen." — So wenig es meine Absicht war, in die Dienste eines Pascha zu treten, so begierig war ich, den furchtbaren Richter Stojans kennen zu lernen, und verschmerzte gern zum voraus einen Theil des Ungemachs, das mir für die Nacht bevorstand.

Inzwischen war es dunkel geworden, die Kaffeetassen waren noch einigemal im Kreise herumgegangen und die Bosniaken erhoben sich, um in's Dorf zurückzukehren. Beim Weggehen bedankte sich jeder einzelne freundlich bei mir und versicherte, die Kawa sey ganz besonders gut gewesen. Ich begriff zwar nicht, wie ich zu dem Dank und dem Lobe des Kaffees kam, glaubte jedoch durch Ablehnen dieser unverdienten Lobsprüche vor der Hand nicht gegen die etwaige Landessitte verstoßen zu müssen. Als die Gäste fort waren, sollte mir das Räthsel gelöst werden. Ich hatte als Fremder die ganze Kaffeezeche zu bezahlen; so sey es sich von selbst verstehender Gebrauch.

Die Abendluft fing an sehr empfindlich kühl über die Ebene zu wehen und ich begab mich in die Mehana. Ganz entsprechend dem Salon, den ich eben verlassen hatte, ermangelte auch sie aller jener Einrichtungen, die man in halbwegs kultivirten Ländern so luxuriös ist für die Bequemlichkeit der Reisenden zu treffen. Der Raum war einig und untheilbar, wie alle Staaten in ihren Verfassungen, aber von Kammern und Sitzen nichts zu entdecken. Auf etwas morschem, längst lagerunfähig gewordenem Stroh lagen rings an den Wänden einige Passagiere, in Gestalt sehr unzulänglich in die bunten Reste bosnischer Tracht eingewickelter Barfüßer, die auf wenig liebliche Weise die dumpfe und rauchersüllte Luft mit den verschiedenartigsten Skalen jener unwillkürlichen Musik erschütterten, die man Schnarchen nennt. Ich sah mich sehr bekümmert nach einer Ruhestätte um, und fand es endlich am geratbensten, meinen Rock auszuziehen, mich desselben als Unterlage zu bedienen und meinen Platz zunächst dem Eingang zu wählen, weil ich da zuweilen der Wohlthat eines Zugs frischer Luft genießen konnte. Mitten in der Mehana glimmten die Reste eines Feuers, das der Junge den ganzen Tag unterhalten hatte, um daran den Kaffee zu kochen. Eine Weile spielte der Junge mit den Kohlen, dann schürte er sie auf einen Haufen zusammen, schob zu meinem größten Leidwesen die Thüre vor den Eingang, verriegelte sie und verkroch sich dann in die warme Asche, um fortan dem unliebsichen Schnarchconcert auch seine Kräfte zuzuwenden.

So unfreundlich auch meine Lage war, so behauptete doch mein erschöpfter Körper sein Recht auf Erholung, und obgleich etwas aufgeregt vom ungewöhnlich starken schwarzen Kaffee, entschlief ich endlich gegen Mitternacht, um erst bei weit vorgerücktem Morgen wieder zu erwachen. Die Mehana war bereits geöffnet, meine Hausgenossen reckten die Glieder, das Feuer loderte wieder und der Kaffee sott bereits.

Ich ſah mich nach den Paſſagieren um. In der einen Ecke ſaß ein Jude aus Sarajewo auf ſeinen Fersen und wackelte ununterbrochen mit dem Haupte und küßte die Enden des Riemens, den er um die Stirn gelegt hatte; er verrichtete ſein Morgengebet. Nicht weit von ihm zählte ein ſehr ſtämmiger Mann in rothem Sereſanermantel an den Fingern herum. Es war ein Sereſaner, der eine Heerde Ziegenböcke zum Verkauf nach Travnik getrieben hatte, von welchen Thieren ihm außer einem namhaften Gewinn auch der unverkennbare Geruch geblieben war. An der andern Wand lagen ein paar zerlumpte Bosniaken, ihrem Ausſehen nach Bettler oder Viehtreiber. Zunächſt dem Eingang mir gegenüber war ein junger Menſch von etwa zwanzig Jahren beſchäftigt, ſeine Piſtolen zu unterſuchen. Sein Ausſehen war ein ſehr trotziges, entſchloſſenes, ſein Anzug beſſer als der aller Bosniaken, die ich noch geſehen. Er ſchien ein reiſender junger Kaufmann. Als er bemerkte, daß ich ihm mehr Aufmerkſamkeit ſchenkte als den andern, legte er die Piſtolen aus der Hand, zog ein Schreibtäfelchen hervor und that als ſchriebe er. Ich merkte, daß ihm meine Aufmerkſamkeit unbequem war, und verließ die Mehana.

Vor dieſer harrte meiner eine ganz ſeltſame Huldigung. Ein Haufe gelbſuchtgetünchter, fieberaugedunſener Geſichter machte Spalier; auch fehlte es nicht an Einäugigen, Hinkenden, Waſſerſüchtigen und Krüppeln alles Kalibers. Mein barfüßiger Führer von geſtern ſtand an der Spitze dieſer Empfangsdeputation und erklärte mir, alle dieſe Leute wünſchten nichts mehr und nichts weniger, als daß ich ihnen helfen ſolle.

Nun begann ein Jammern und ein Wehklagen, ein Erzählen von Schmerzens- und Leidensgeſchichten, ein Bitten und Flehen, ein Weinen und Lärmen, daß ich gar nicht zu Athem kommen konnte. Alle ſchrien durch einander, jeder wollte zuerſt gehört, zuerſt geheilt ſeyn; jeder verſicherte, ſein Leiden ſey das größte, er bedürfe der Hülfe am dringendſten, wenn ich nicht wolle, daß er auf der Stelle ſterbe. Vergeblich ſuchte ihnen mein Führer von geſtern begreiflich zu machen, daß ich nur Einen nach dem Andern hören könne; ſein Bemühen, eine gewiſſe Ordnung herzuſtellen, war fruchtlos. Da erklärte ich, mich in die Mehana zurückziehen und niemanden rathen zu wollen, wenn ſie ſich nicht beruhigten und den Anordnungen des Mannes, der ſie hieher gebracht, fügten. Das half, und nun begann ein Conſultiren und Ordiniren, das meine ganze Handapotheke aufzehrte und erſt ein Ende nahm, als es Mittag wurde und ich die Leute überzeugte, daß mein ganzer Vorrath von Medicamenten zu Ende ſey.

Aber auch das hätte mir die Siechen noch nicht vom Leibe geſchafft, wenn nicht plötzlich ein Junge ſchweißtriefend und ſtaubbedeckt die Ankunft des Paſcha verkündigt hätte. Auf dieſe Nachricht ſtoben die Kranken wie Spreu vor dem Winde auseinander, um die Mehana aber verſammelten ſich die Vornehmſten des Dorfes, in Holzſchuhen und ohne Socke, mit Turbans und mit Feſſen, in Pelzen und in Mänteln, und auch halb nackt. Man rauchte, man ſchrie, man trank Kaffee, da wurde endlich eine Staubwolke ſichtbar, die ſich immer näher wälzte. Bald kamen im Galopp einige blau und roth gekleidete Sklaven herbei, die mit langen Peitſchen unter das Volk ſchlugen und ſo den Platz vor der Mehana räumten. Meine Wenigkeit nahm der Spahi, der außer dem Wirthe und deſſen Jungen allein das Recht hatte, vor der Mehana ſtehen zu bleiben, unter ſeine Fittige.

Eine halbe Viertelſtunde ſpäter erſchien der Paſcha zu Roß in Begleitung von zwanzig Reitern. Er war ein kleiner ſchwächlicher, ſehr abgelebter Mann von nahe an fünfzig Jahren mit ſcharf ausgeprägten Zügen und kleinen blitzenden Augen. Während ſein Gefolge in Turban und faltigen Gewändern prunkte, trug er ſelbſt nur einen dunkelblauen, bis oben zugeknöpften Tuchrock, weite blaue Beinkleider und einen Feß mit zwei Roßſchweifen. Bei ſeinem Erſcheinen nahmen alle Anweſenden die Pfeifen aus dem Munde und verſteckten ſie in ihren Kleidern, kreuzten die Arme über die Bruſt und warfen ſich zur Erde, aus welcher Stellung ſie ſich erſt erhoben, als der Paſcha abgeſtiegen war und unter einem Baum auf einem rothen Polſter, das die vorangeeilten Sklaven auf einen rothen Teppich gelegt, ſich niedergelaſſen hatte.

Zuerſt trat der Spahi zum Paſcha und referirte mit tauſend Bücklingen eines Langen und Breiten, aber ſo leiſe, daß niemand der Umſtehenden auch nur ein Wort hören konnte. Hierauf ertheilte ihm der Paſcha ſeine Befehle, beſtimmte die Poreſa, ohne ſich darum zu kümmern, daß der Spahi über das ungewöhnlich große Maaß derſelben ſtutzte, ließ ſich ſeine Pfeife anzünden, Kaffee reichen, fragte, ob niemand zu hängen ſey, und verlangte dann mich zu ſprechen. — „Du biſt, wie ich höre, ein Arzt?“ — „Ich bin es.“ — „Kannſt du den Magenkrampf austreiben?“ — „Es gelingt mir nicht ſelten.“ — „Kannſt du auch leſen und ſchreiben?“ — „Nicht nur meine Mutterſprache, auch die deine, erhabener Paſcha.“

Einen Augenblick ſchwieg der Paſcha und ſtrich ſich den Bart. „Schade, daß du kein Türke biſt,“ fuhr er dann fort. „Möchteſt du nicht einer werden? Ich kann Leute brauchen, die leſen und ſchreiben können.“ — Ich verſicherte, ich ſey zwar überzeugt von der Unſehlbarkeit des Korans und würde meine ſehnlichſten Wünſche erfüllt ſehen, wenn es dem Paſcha gefiele, mich zu ſeinem Sklaven zu machen, ich fürchte

aber, die österreichische Regierung könnte den Verlust meiner Person so wenig verschmerzen, daß sie nicht nur Bosnien, sondern die ganze Türkei mit Krieg überziehen würde, wozu ich nicht die Veranlassung geben möchte. — „Darum eben sollteſt du Türke werden. Ich mache dich sogleich zu meinem Leibarzt mit zweitausend Piastern und fünf Reitpferden.“ Ich wollte antworten, da fielen Schlag auf Schlag nach einander zwei Schüsse.

Der Pascha fuhr entsetzt zusammen und griff nach seinem Feß; dann sprang er auf und wankte einige Schritte vom Baume. Eine Kugel hatte ihm die Roßschweife abgerissen, die andere war in den Baumstamm gefahren.

Ein Schrei des Schreckens war allen Anwesenden entfahren; alles drängte sich um den Pascha, jedermann wollte ihn sehen, man hielt ihn für todt und in manchen Zügen war der Ausdruck eines Jubels zu lesen, der es nur noch nicht wagte, laut zu werden. Da kamen die Sklaven herbeigesprengt, peitschten die Menge auseinander, und im nächsten Augenblick saß der Pascha wieder hoch zu Roß, mit furchtbar blitzendem Auge, wenn auch zitternd und noch einmal so blaß und zusammengebrochen als sonst.

Da erhob sich hinter der Mehana ein neuer Lärm. Wieder fiel ein Schuß; ein Mann, in einer Hand zwei Pistolen, in der andern den blanken Handjar, hielt einen Haufen Bosniaken von sich ab, die ihn ergreifen wollten. Es war der junge Mann, der in der Mehana seine Pistolen untersucht hatte. Als der Pascha seiner ansichtig wurde, riß er an den Zügeln seines Rappen, rief: „Das ist Berko! Ergreift ihn! hängt ihn!“ und sprengte in gestrecktem Galopp davon.

Nun eilten die Peitschenreiter dem Haufen zu Hülfe, welchen Berko immer noch von sich abhielt. — Wieder ein Schuß. — „Er ist todt! er ist todt! Er hat sich selber erschossen!“ rief es durch die Menge. Ich eilte herbei. In der That lag Berko da in seinem Blute; die Kugel war ihm durch die Stirne gegangen, aber er lebte noch. — „Besser so sterben als von eurer Hand am Baume den Vögeln zum Fraß werden. — Aber elend, elend ist's, daß ich sterben muß und daß er noch lebt!“ So sprach er und hauchte seine Seele aus.

„Hängt ihn auf!“ riefen die Sklaven wüthend. „Der Pascha hat's befohlen!“ — „Nichts da!“ Mit diesen Worten trat ihnen mein brauner Führer in den Weg. „Der ist todt und Todte richtet nur Allah und kein Pascha auf Erden, am wenigsten der!“ — Die umstehenden Bosniaken schwiegen verdutzt ob der kühnen Rede. Nur ein älterer Freund flüsterte ihm zu: „Keritsch, du hast auch nicht zwei Hälse!“ — Die Sklaven, denen es unheimlich werden mochte, sprengten davon und dem Pascha nach. Ich aber hatte die Lust verloren, mich weiter im Lande umzusehen, und bat meinen Führer mich zurückzubegleiten und über die Una zu schiffen.

Als mich Keritsch an's österreichische Ufer gesetzt hatte, ergriff er meine Hand und sprach: „Wenn ich einmal herüber komme, verfolgt vom Pascha, finde ich bei dir Schutz?“ — Ich versprach ihm, für ihn besorgt zu seyn. — „Nun gut, du kannst bald von mir hören!“

Ein Ustoke.

Es war gegen Mittag. Ich war eben von einem Gange durch die Stadt zurückgekehrt, als mir mein Diener einen Grenzer meldete, der, wie er sagte, schon seit zwei Stunden auf einem Steine unten im Hofe saß und mich erwartete. — Ich ließ den Mann kommen. Er war von ungewöhnlich hoher, athletischer Gestalt und etwas abenteuerlichem Aussehen. In das braungebrannte Gesicht fielen ihm die pechschwarzen Locken verwahrlost in langen, vollen Ringen nieder, nachdem er beim Eintreten seine rothe, den Jakobinermützen nicht unähnliche, mit allerhand schwarzem Schnurzeug benähte Kappe abgenommen hatte; ein langer, schwarzer Schnurbarrt, zu dem sich über die Wangen kurze Backenbärte, wie sie die Soldaten der Kaiserzeit trugen, herübergesellten, beschattete den Mund. Die braune Jacke mit den karmoisinrothen Verschnürungen, die knappen blauen Beinkleider, das schwarzseidene, in zwei langen Zipfeln über die entblößte Brust herabhängende Halstuch, die Sandalen und die bunten Strümpfe bildeten einen Anzug, wie er in dem Regimente, in dem ich wohnte, nicht heimisch war und der mir den riesigen Menschen um so fremdartiger erscheinen ließ, als in seinem ganzen Benehmen, seinen Bewegungen, in seiner Sprachweise etwas eben so Geheimnißvolles als Feuriges lag, das mich eben so sehr intereſſirte, als es von der schlichten Weise der Grenzbewohner meines Bezirks seltsam abstach.

„Gospon Doktor,“ sprach der Grenzer, indem er seine rothe Mütze zwischen beiden Händen hin und her knetete, „ich habe einen kranken Vater, und dem geht es sehr schlecht. Der Compagniedoktor, den wir draußen haben, hat ihm zwar schon sehr viele Flaschen auszutrinken gegeben, aber es geht ihm doch schlecht, und da möcht' ich Euch denn, Gospodine, bitten, ein wenig zu ihm zu kommen.“ — „Warum bringt Ihr ihn nicht in's Regimentsspital?“ fragte ich, da ich mich nicht sehr aufgelegt fühlte, der Einladung zu folgen. — „Warum? Seht, Gospodine, das hat seinen Grund. Allein kann der Alte nicht kommen und ich kann ihn nicht hereinbringen, und wenn ihn die andern bringen, so kann ich nicht zu

ihm kommen, und da könnt' ich ihm nicht helfen und nicht bei ihm ſeyn, und wenn er zuletzt gar ſtürbe, er hätte mich und ich ihn nicht zum letztenmal geſehen, und nicht einmal die Leiche dürft' ich ſehen wollen. Nein, Goſpodine, in's Spital laß ich ihn nicht und geht er auch nicht."

„Ich will es ſo richten, daß Ihr die ganze Zeit, und wenn Ihr wollt, Tag und Nacht an Eures Vaters Bette bleiben könnt." — „Das hilft nichts," war die Antwort. „Ich kann doch nicht in's Regimentsſpital kommen, und Ihr würdet mir einen übeln Dienſt erweiſen, wenn Ihr Euch für mich verwenden wolltet. Ich bitte Euch ſehr, Goſpodine, fragt nicht weiter und kommt zu meinem Vater. Gott wird Euch vergelten, denn ich kann es nicht, das ſag' ich im voraus."

„Und woher ſeyd Ihr denn?" fragte ich weiter, ohne daß mein Vertrauen zu dem ſeltſamen Manne gewachſen wäre. — „Ich? — nun, zu mir geht Ihr ja nicht, Ihr geht ja nur zu meinem Vater und der wohnt nicht weit von hier im Dorfe T...., wenn Ihr es kennt. Seht" — fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, während welcher er eine Antwort von mir erwartet hatte, ohne daß ich mich noch zu einer entſcheidenden hätte entſchließen können — „ich weiß, Ihr traut mir nicht; Ihr wollt mir nicht recht glauben und meint, ich habe Gott weiß was für unredliche Abſichten mit Euch. Boga mi, ich kann's Euch nicht verargen, Ihr kennt mich nicht, und wild genug ſeh' ich aus; aber glaubt mir, mein Gott iſt mein Zeuge, ich denke an nichts, als daß Ihr meinem armen Vater helfen ſollt. Seht, ich habe keine Waffen bei mir, und Geld braucht Ihr auch nicht mitzunehmen, damit Ihr ja ganz beruhigt ſeyd. Wollt Ihr aber durchaus nicht, nun gut, ſo geh' ich zurück und laſſe meinen armen Alten an den Flaſchen des Compagniedoktors ſterben; ich kann für ihn keinen andern Arzt ſuchen, boga mi!"

So wenig die Art und Weiſe, wie mich der Grenzer zu beruhigen ſuchte, ihren Zweck erreichte, ſo wollte ich doch weiter kein Mißtrauen zeigen und erklärte ihm, ich ſey bereit ihm zu folgen, wenn er ſeinen Wagen ſo bald als möglich vor das Haus bringe, damit ich Abends wieder zurück ſeyn könnte. — „Goſpodine, ich habe keinen Wagen. In unſerm Hauſe findet Ihr kaum eine Kuh und einen Pflug, viel weniger ein Pferd und einen Wagen. Der Weg iſt gut; ich dachte, es würde Euch lieb ſeyn im friſchen Frühling dahinaus zu ſpazieren. Solltet Ihr müde werden, nun ſeht, ich hab' ein Paar Arme, jeder ſo breit wie ein Pferderücken, die ſollen Euch tragen. Kommt nur, wenn Ihr Gott liebt, und ſeht, daß Ihr mir meinen alten Vater erhaltet!"

Ich ſah dem Mann in's Auge. Es hing eine Thräne in den ſchwarzen Wimpern und ich nahm Hut und Stock und hieß ihn vorangehen. Ich hatte keine Beſorgniß mehr, und es ſtieg auch keine neue in mir auf, als ich bemerkte, daß mein Führer augenſcheinlich die belebteren Straßen der Stadt vermied und das Feſtungsthor durch die entlegenſten, menſchenleerſten Gäßchen zu erreichen ſuchte. — „Du biſt wohl in der Stadt nicht am beſten bekannt und willſt mich doch führen," ſprach ich ihn an einer Straßenecke an, als er eben einen neuen Umweg einſchlagen wollte, um eine etwas belebtere Straße zu vermeiden. — „O, ich kenne die Stadt ſehr gut, aber ich möchte nicht gern dort am Wachtpoſten vorüber. Das iſt der Djordje Irich, der dort vor dem Hauſe des Oberſten mit dem Stutzen im Arm auf und abgeht; ich kenn' ihn ſehr gut, und mag nicht, daß er mich ſieht."

Wir hatten kaum hundert Schritte außerhalb des Fortifikationsrayons zurückgelegt, als der ſeltſame Grenzer, der bisher ſo ſchnell gegangen war, daß ich ihm nur mit Mühe folgen konnte, die rothe Mütze lüftete, ſich den Schweiß von der Stirne trocknete und über einen ziemlich breiten Graben ſetzte, um einen wenig betretenen Seitenweg einzuſchlagen. — „Kommt nur, und habt keine Sorge!" rief er mir zu. „Da geht es ſich leichter und nicht ſo ſtaubig, und dann rücken auch heute die von unſerer Compagnie ein, um die Wache abzulöſen, und denen möchte ich nicht begegnen." — Nach einigen hundert Schritten gelangten wir an's Waſſer, längs deſſen ſich nun der Weg, kaum an einigen Fußſtapfen bemerkbar, über weichen Wieſengrund zwiſchen Weiden und Brombeerſträuchen bis gegen das Gebirge fortzog.

An einem Fleck hart am Waſſer blieb der Grenzer ſtehen. „Seht Ihr die kleinen Ruthenſtücke im Gras herumliegen?" ſprach er. „Ob Ihr wohl wißt, was das iſt? Doch Ihr ſeyd kein Grenzer und kennt das nicht. Das ſind die Stückchen von den Spießruthen, wie ſie bei den Exekutionen vom Rücken der Delinquenten abſpringen; ich hab' das kennen gelernt! Und bemerkt Ihr dort den kleinen Hügel mitten auf dem Platz? das iſt die Stelle zum Garausmachen." Dabei machte er das Zeichen des Kreuzes auf ſeine Bruſt und eilte weiter.

Ohne zu wollen, vielleicht auch abſichtlich hatte mich der Grenzer einen Blick in die Geſchichte ſeines Lebens thun laſſen, und ſo wenig freundlicher Natur auch das Intereſſe war, das er vom erſten Augenblick an in mir erregt hatte, ſo glaubte ich doch die Wanderung benützen zu dürfen, um einiges nähere über ihn zu erfahren.

„Du eilſt mir ſo voraus, daß ich dir oft zurufen muß auf mich zu warten," begann ich. „Wie heißt du denn?" — „Wenn Ihr ein Grenzer wäret, der mich kennt, würde ich gar nicht mit Euch gehen, und wäret Ihr ein Grenzer, der mich nicht kennt, ſo würde ich es Euch nicht ſagen. Ihr ſeyd aber kein Grenzer,

Ihr ſeyd nicht einmal ein Croate, ſo mögt Ihr ſchon meinen Namen wiſſen; ich heiße Athanaſije." — „Du dienſt noch, deinem Alter nach?" — „Sollte dienen, Gospodine, diene aber nicht. Auf dem Ruthenplatz, an dem wir juſt vorübergekommen, da haben ſie mir's verleidet. Ein Rücken, wie meiner, iſt eben ſo wenig gemacht, daß ihn ein Türke oder was immer für ein Feind ſehen, als daß ihn die Spießruthe zerfleiſchen ſoll." — „Du biſt alſo losgekommen?" — „Nein, ich habe mich losgemacht. Ich hab' mir den Abſchied ſelber gegeben und bin zu den Cicen gegangen, da war ich die ganze Plackerei los." — „Du biſt alſo deſertirt; ſag's nur frei heraus!" — „Was denn anders? Euch ſag' ich's gerad heraus, Ihr werdet mich nicht verrathen; aber glaubt mir, wer an meiner Stelle nicht davongelaufen wäre, der hätte müſſen eine eiſerne Haut haben, oder ein Engel ſeyn." — „Was iſt es denn ſo arges geweſen?"

„Krai uraga, was es ſo arges geweſen? Da müßt Ihr den Hauptmann fragen, den wir vor zehn Jahren bei unſerer Compagnie gehabt. Das war ein Italiener, der kein Wort croatiſch verſtand; kein Wort, ſag' ich Euch, und kein Menſch in der Compagnie verſtand ihn, und wenn nicht alles ging, wie er ſichs dachte, und wie er es in ſeinem unverſtändlichen Wälſch befahl, da regnete es Stockprügel über ganze Dörfer. Dazu ſtellte er allen unſern Weibern und Mädchen nach. Die aber verſtanden von ſeinem Geplapper gerade ſo viel, wie wir, und lachten ihn aus. Das machte ihn noch grimmiger, und weil er ſeinen Zorn nicht an den Weibern auslaſſen konnte, ſchickte er ihre Männer, Väter, Geliebten in's Stockhaus, wie es ihm einfiel. Da warf er ſein Aug' auch auf meine Schweſter. Das Mädchen war mit einem Sohne unſeres Nachbars verlobt, der Korporal war und ein paar Gulden hatte. Wir waren einverſtanden mit der Heirath, weil ein Korporal doch etwas iſt und einmal Feldwebel werden kann, wenn's gut geht; da iſt ein Mädchen doch verſorgt. Einmal kommt der Hauptmann zu ihr, ſagt ihr allerhand italieniſchen Gram vor und zeigt ihr einige Geldſtücke. Da kommt juſt der Korporal aus dem Hauſe, ſie läuft auf ihn zu, fällt ihm um den Hals, küßt ihn und lacht den Hauptmann aus. Das ärgerte den Hauptmann nicht wenig. Wenn ich den Korporal vom Hals hab', denkt er, will ich mit dem Mädchen ſchon fertig werden, und Tags darauf ſchickt er ihn in's Generalkommando als Schreiber. Unſer Mädchen hat ſich darüber ſehr gekränkt, der Hauptmann aber hat nicht nachgelaſſen ihr nachzugehen, und kommt einmal in einer Stunde, wo er wußte, daß ſie allein ſey, in's Haus. Zum Glück kommt der Vater juſt vom Feld zurück. Der Hauptmann ſcheint ſich dadurch nicht ſtören laſſen zu wollen, das Mädchen aber fängt an zu weinen und zu klagen, und der Vater, der nicht länger an ſich halten kann, wirft dem Hauptmann die Senſe vor die Füße und ſagt ihm auf croatiſch: „Goſpon Capetan, Ihr ſeyd Hauptmann in der Compagnie, ich bin Hauptmann in meinem Hauſe. Hab' ich den Dienſt, dann hab' ich Euch zu gehorchen und thue es ohne Murren; ſucht Ihr aber Dienſt in meinem Hauſe, von dem im Reglement nichts ſteht, dann habt Ihr mir zu gehorchen, und ſo befehle ich Euch, die Stube zu verlaſſen." Der Hauptmann, der wenigſtens ſo viel croatiſch verſtand, daß er wußte, was die funkelnden Augen meines Vaters zu bedeuten hatten, fing an zu fluchen, mit der Fauſt auf den Tiſch zu ſchlagen und drohte mit Prügeln. Mein Vater aber ließ ſich nicht zweimal auf den Tiſch ſchlagen und ſchaffte den Hauptmann vor das Hausthor. Noch an demſelben Abend aber ward er feſtgenommen und mit zehn Mann Bedeckung in die Stadt in's Stabsſtockhaus geführt. — Daß ich's Euch kurz ſage, da nützte nichts all ſein Erzählen, da nützte nichts alles Weinen meiner Schweſter; der Hauptmann gab an, er ſey in keinen andern als in Disciplinarangelegenheiten im Hauſe geweſen, und der Auditor verurtheilte meinen Vater wegen Inſubordination zu fünfzig Stockſtreichen. Der arme Alte, damals ein Mann von 59 Jahren, hielt ſie aus — und blieb von Stunde an ein Krüppel. Ihr werdet ihn ſehen."

„Mich aber ließ es zu Hauſe nicht mehr ruhen, und ich ſchwur, mich zu rächen. Gott iſt mein Zeuge, es war die geringſte Rache, die ich ſchwören konnte. Ich wollte nichts weiter, als daß der Hauptmann von unſerer Compagnie, daß er von der Grenze wegkomme, damit ich ihn aus den Augen hätte, denn ich konnte nicht gut für mich ſtehen. Da ſprach ich denn mit einigen Kameraden und ging zum Oberſten und ſagte ihm, wir haben einen Hauptmann, den wir nicht verſtehen, ſo wie er uns nicht verſtehe, der ſich keine Mühe gebe, auch nur etwas von unſerer Sprache zu erlernen; es komme deßhalb jeden Augenblick in der Compagnie zu Verwirrungen und Exceſſen, es habe früher in zehn Jahren nicht ſo viel Stockſtreiche in der Compagnie gegeben, als jetzt ſeit einigen Monaten, und daran ſey nur der Hauptmann Schuld, den wir nicht verſtehen, und kurz, der Hauptmann tauge für uns nicht, und wir wollen einen andern, der croatiſch kenne. „Was, Burſche, du willſt Meuterei ſtiften?" ſchrie der Oberſt. Ich wanderte in's Stockhaus und mußte zehnmal Gaſſen laufen. Da dacht' ich denn: hol mich der Teufel, wenn ich ferner in der Grenze bleibe! und lief übers Gebirge zu den Cicen, und da lebte ich — fragt mich nicht wie — nun denn, wie eben die Cicen leben, ſeit zehn Jahren, ohne daß mein Vater oder ſonſt jemand um mich wußte. So oft ich aber konnte, ſchickte ich ihm etwas, aber ſo heimlich, daß er wohl

merkte, daß es von mir ſey, und doch nicht herausbringen konnte, wo ich mich aufhielt. Da erfuhr ich vor vier Tagen, daß er ſterbenskrank darniederliege, und da konnte ich es nicht übers Herz bringen und ſchlich mich übers Gebirge in's Regiment herein, um dem verkrüppelten Alten mit meinen ſtarken Armen zu helfen, oder ihn doch vor ſeinem Sterben noch einmal zu ſehen. Nun wißt Ihr alles, Goſpodine, und nun wißt Ihr auch, warum ich in der Stadt dem Djardje Jrich ausgewichen bin und auf dem Herweg nicht gerne der Wachtablöſung begegnen mochte. Wenn mich einer erkennt, ſo iſt's um mich geſchehen, und ich ſage Euch, gerade wie mein Rücken für die Spießruthe iſt mein Hals auch für den Strick zu gut. Bogme, ich bin ein ehrlicher Kerl, wie irgend einer, wenn auch der welſche Hauptmann jetzt Obriſtlieutenant, und mein Schwager immer noch Korporal iſt, und ich als Deſerteur unter Eicen wohne."

Während der Grenzer mir dieſen nicht ſehr heitern Abriß ſeines Lebens entwarf, hatten wir das Gebirge erreicht und konnten von einem Hügel das enge Thal überſehen, durch das ſich das Waſſer herabſchlängelte, längs deſſen wir eine gute Strecke gegangen waren und an deſſen beiden Ufern das kleine Grenzdorf zerſtreut lag, Haufen weit auseinander gelegener ſtrohbedeckter Hütten, geſchieden durch Zäune und Gemüſegärten. Auf einer Anhöhe am obern Ende des Dorfes ſtand das einzige ſteinerne Haus, zwar ebenfalls nur einſtockig, doch mit Schindeln gedeckt und weitläufiger als alle andern. Ein Grenzſoldat in zwilchenem Kittel und weiten Zwilchbeinkleidern ging davor als Schildwache auf und ab. „Seht, Goſpodine, dort hat der welſche Hauptmann gewohnt, und dort wohnt auch der jetzige," erklärte mir mein Führer. „Es iſt der zweite ſeit der Zeit. Beide ſind Croaten, und die Compagnie iſt wieder die ordentlichſte im ganzen Regiment. Das kleine Haus dort unten am Waſſer zwiſchen den zwei Apfelbäumen iſt das meines Vaters."

Der Weg, der vom Hügel in's Dorf hinab führte, war ein ziemlich bequemer und wir konnten in einigen Minuten das bezeichnete Haus erreicht haben. Der Grenzer aber ſchien nicht geſonnen, den nächſten Weg auch für den ſicherſten zu halten, und ich mußte es mir gefallen laſſen, ihm über Felſen und Gräben, durch Geſträuch und über Verzäunungen zu folgen, um unbemerkt in's Dorf und ans Haus zu gelangen. Wir überſtiegen noch eine Pflankenwand und befanden uns in einem verwahrloſten Küchengarten, deſſen Beete nur hie und da einen Kohlbuſch unter dem reichlich wuchernden Unkraut hervorblicken ließen. Es war der Garten, der zu dem Hauſe gehörte, in das mich der Grenzer führen wollte, und nach wenigen Augenblicken ſtanden wir vor einem Pförtchen, das rückwärts in's Haus führte. „Verhaltet Euch jetzt ruhig, Goſpodine, damit wir nicht verrathen werden, wenn ein Fremder drinne ſeyn ſollte," ſprach der Grenzer und klopfte leiſe an das Pförtchen. Da man es nicht zu hören ſchien, klopfte er etwas ſtärker.

»Iko jo?« (wer iſt's?) ließ ſich von innen eine kräftige Mannesſtimme vernehmen. — »Otorik (öffne), antwortete mein Führer. — »Bome neoulu« (bei Gott, das thue ich nicht), erwiederte die Stimme von innen und ſchien ſich zu entfernen. — »Cujes brate, jej me vise nepoznas?« (hörſt du, Bruder? kennſt du mich nicht mehr?) rief mein Führer zurück und warf zum Zeichen, daß er es ſey, ſeine rothe Mütze über den Zaun in den Hof.

Nun wurde das Pförtchen geöffnet. — Den Mann, der es aufgethan, erkannte ich an der Mütze als Korporal. Er grüßte mit ſoldatiſcher Ehrerbietung und fragte mich auf gut deutſch: „Sind Sie vielleicht der Herr Doktor aus der Stadt?" Ich bejahte und bat ihn mich zu dem Kranken zu führen. — „Zum Kranken? O, dem iſt ſchon beſſer," gab er zur Antwort und ſchritt durch einen dunkeln Gang in's Haus. Hier öffnete er eine niedrige, vom jahrelangen Rauch gebräunte Thür und bat mich einzutreten. Da ich aus dem helleren Sonnenlichte kam, erſchien mir der Raum doppelt finſter und unwirthlicher, als er wirklich ſeyn mochte. Der Boden war feſtgeſtampfte Erde, der Ofen nahm drei Viertheile des Raumes ein und ein elendes Bettgeſtell, ein ſchlechter Tiſch und eine Bank machten das ganze Jnventar aus. An einem Nagel an der Wand hingen einige abgenutzte Monturſtücke und altes Riemenzeug.

Ich trat an's Bett, in welchem ich den Kranken vermuthete. Eine weibliche Geſtalt lag quer über daſſelbe hingebeugt, das Geſicht in die Kohe gedrückt, die das einzige Bettzeug zu ſeyn ſchien. Sie bemerkte mich nicht und erhob ſich erſt, als ihr der Korporal auf die Schulter klopfte und ihr bemerkbar machte, daß der Doktor da ſey.

Jm Bette lag auf einem elenden Sack ein Greis mit kahlem Haupt und weißem Barte. Das Auge war geſchloſſen, der Athem ging nicht mehr. Mein Führer, der ſich eine Weile im Vorhauſe aufgehalten hatte, wahrſcheinlich um ſeiner Sicherheit wegen das Haus abzuſchließen, trat nun ein. — „Nun, Goſpodine, wie findet Jhr meinen Vater?" Mit dieſen Worten eilte er auf mich zu. — „Es iſt ihm beſſer als dir," antwortete der Korporal ſtatt meiner. „Gott hat ihn zu ſich genommen."

Den Scenen, die nun nicht ausbleiben konnten, mochte ich um ſo weniger beiwohnen, als es Abend zu werden begann. Jammernd rang das Weib, die

Tochter des Verſtorbenen, die Hände, und ihr herzzerreißendes jominj, joj meni mußte in kurzer Zeit das ganze Dorf zu gleicher Klage zuſammen rufen. Mein Führer ſchien dieß vorauszuſehen und nicht gewillt, den Zuſammenlauf abzuwarten. Mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes warf er ſich über die Leiche und küßte ſie. „Ich hab' dich geſehen, und mehr hab' ich in der Heimath nicht zu ſuchen!“ rief er, umarmte dann die wehklagende Schweſter, ſprach mit dem Korporal heimlich einige Worte, trat dann zu mir, drückte mir die Hand und ſagte: „Nun könnt Ihr wieder gehen.“

Eine halb Stunde ſpäter hatten wir auf demſelben Wege, auf dem wir gekommen, den Hügel wieder erreicht. — „Ich danke Euch, Gospodine,“ ſprach hier der Grenzer. „Ihr ſeht, daß man ein Deſerteur ſeyn, unter den Cicen wohnen und doch ein ehrlicher Kerl bleiben kann.“ — Hierauf verſchwand er im Gebirge. — Der Korporal begleitete mich bis vor die Stadt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Liverpool, Juni.

Zweite poetische Epistel an den Redakteur der Revolution.

Eine Stockung, welche in dem Erscheinen der Newyorker Zeitschrift „die Revolution“ eingetreten war, macht es mir erst heute möglich, Ihnen die zweite poetische Epistel Freiligraths an den Redakteur jener Zeitschrift (s. die erste in Nr. 10 des diesjährigen Morgenblatts) zukommen zu lassen. Hoffentlich ist sie auch verspätet nicht ohne Interesse für Sie.

An Joseph Weydemeyer.

II.

London, 23. Januar 1852.

Uns jüngste Reimer gründlich zu curiren
Von allem Dünkel der Poeterei,
Muß unser Stern uns an die Themse führen —
Nicht in den Dichterwinkel der Abtei,
(Nur Wen'ge sind, die Besserung dort spüren,
Wie kalt und vornehm auch das Auge sey,
Mit dem, hervor aus ruhigen Marmorbrauen,
Die stolzen Todten auf uns niederschauen):

Nein, in die Straßen, in die pochenden Adern
Der Riesenstadt, die blut- und lebenvollen,
Auf ihre ewig wiederhallenden Quadern,
In ihr Getös, in ihrer Räder Rollen,
In all ihr Brausen, Rufen, Reden, Hadern,
In ihren Strom, den hastigen, den tollen,
Von Wandelnden, die auf und ab die breiten,
Zwei Heeren gleich, bis Mitternacht durchschreiten.

O, deutscher Dichter, wer fragt hier nach dir?
Und prangtest du im Lexicon von Brockhaus,
Und druckte Cotta dich in Miniatur,
Und ziertest du sogar einmal das Stockhaus,
(Wie sonst ein Damen-Albumi): — gilt das hier?
Geh' nach Wisconsin doch, geh' in ein Blockhaus!
Du bist dort minder aus der Welt, fürwahr!
Als zwischen Charing Croß und Temple Bar!

Das heißt: dafern du lächelnd es verschmähst,
Dein bischen Ruf im Aufstreich auszubieten;
Dafern du nicht dein eigner Herold gehst,
Ob sie vielleicht dein Lorbeerbäumchen miethen
Für ihre Routs; dafern an ferne stehst
Den Teppichen (Gott wolle dich behüten!),
Auf deren Sammet, im Triumph gewiesen,
Der jüngste Löwe brüllt durch Eine Season.

Hans Christian Andersen! — hier rag' ein Stein
Für dich, mein Däne! Stattlich und gefegnet
Warst du als Leu! Fünf Jahre mögen's seyn,
Da bist du in Old Broadstreet mir begegnet;
Ich kannte dich am schlotternden Gebein
Von ferne schon — es hatte grad geregnet
Und war sehr glitschig. „Halt, Freund, grüß' dich Gott!“
Rief ich dir zu; „und wann auf einen Pot

„Vom besten Stout und eine Hammelkeule
Kommst du hinaus zu mir und meiner Frauen?“
Du standest sinnend eine kleine Weile,
Und sahst mich an mit deinen ostseeblauen,
Wässrigen Augen, zappelnd wie vor Eile.
Sodann: „Mein Herr — ein Deutscher wohl —?“ Die Brauen
Zog ich zusammen, als ich mich dir nannte —
Dir, der mich einst an meinem Herde kannte! *

(Zwar hatten mich seitdem der Götter Launen
Tüchtig geknufft — ich war gestohn aus Preußen —
Et caetera.) — Du schienst nun ganz Erstaunen,
Und sprachst in Worten, die gewählte heißen;
„Sie machten, Bester, vormals einen braunen
Eindruck auf mich, doch jetzo einen weißen.
Sie sind viel blasser als zu St. Goar,
Und wissen nun, warum ich grob fast war.

„Hinaus zu Ihnen —? Ja, wenn nur die Zeit —
Hier ist mein Taschenbuch! O Gott, ich seh',
Ich bin verfagt auf einen Monat! Heut'
Speis' ich bei Hambro (er ist mein Bankier),
Bei Rothschild morgen. Ach, es ist ein Leid,
Ein Elend ist es! — dann die haute volée:
Graf Reventlow läßt mir nur selten Ruh',
Und Lady Palmerston auch sagt' ich zu.

„Lady Duff Gordon — Ach, wenn Sie nur wüßten,
Wie überall die Damen mich verehren!
Die Trefflichen! Bei Juden und bei Christen
Sind sie sich gleich: sie wollen Mährchen hören!
Ach, wie das zündet in den jungen Brüsten,
Wenn Bleisoldaten, Flöhe, gelbe Mähren
Ich hüpfen lasse! Täglich, nassen Blickes,
Ruf' ich: Verdien' ich's denn? Zuviel des Glückes!“

* S. Andersen, das Mährchen meines Lebens.

Ich ernsthaft drauf: „Sie waren doch nicht minder,
Mit Recht Geschätzter, bei der Königin?
Kein Zweifel wohl: Sie wirkten auf der Kinder,
Der allerhöchsten, leicht erregten Sinn
Durch Mährchen auch? Es heißt, der Hofbuchbinder
Zog durch Ihr Schaffen reichlichen Gewinn:
Drum kennen Sie gewiß die Hinterthüre,
Von der man sagt, daß sie den Künstler führe

„Hinein zum Buckingham-Palast?“ — O Schmerz!
Ein flüchtig Roth huscht' über deine Wangen;
Du hobst die Hand, wie schwörend, himmelwärts,
Und hauchtest: „Nein, ich wurde nicht empfangen!
Doch ist's nicht meine Schuld! Frei weiß mein Herz
Von allem Vorwurf sich! Ich bin gegangen
Vor jedes Thor! Selbst „mein Minister“ lief!
Hat nicht Prinz Albert längst mein Creditiv?

„Hat nicht —? doch still, ich wasche meine Hände!“
Ach, armer Freund, mit ruhelosem Geist
Bist du nach Schottland, bist du bis an's Ende
Der Welt dem „Hofe“ damals nachgereist!
Am Saum der Seen, im Graun der Felsenwände
Hast du (vergebens doch) ihn bang umkreist —
Statt, ein Poet, bei Ayr-shire's Birkenbäumen
Von Burns, dem Dichter hinter'm Pflug, zu träumen!

Ich sah dein Bildniß im Crystallpalast:
»A bust in plaster,« heißt's im Catalog —
Von Jerichau. Verlassen hielt es Rast:
Wo jetzt der Falterschwarm, der dich umflog
Zu jener Zeit? Ich war der Einz'ge fast,
Der aus dem bunten, wimmelnden Gewog
An dich herantrat und erfreut dich grüßte —
Kein Cultus sonst, o Freund, vor deiner Büste!

Doch nun Ade — dir und dem Löwenthume!
Ich bin nur Bär! Bär brumm' ich durch die Massen,
Und gleiße nicht mit meinem „Dichterruhme,“
Dem schön gewetterten, durch Londons Gassen;
Den „Flüchtling,“ meinst du, könnt' ich doch als Blume
Der Passion im Knopfloch prangen lassen?
Ich dächte gar! Was bin ich diesem Volke?
Hinschreit' ich ruhig unter meiner Wolke!

Und stähle mich an diesem muthigen Leben,
In das auf's Neue mich mein Schicksal warf,
Das unerbittlich mich in frisches Streben
Und Thun hineinspornt, hart und rauh und scharf;
Das meine Träume, meine Lieder eben
So wenig kennt, als ihrer gar bedarf;
Das, achtlos meiner „Lorbeern,“ an mir rüttelt,
Und mich — entwurzelt? — nein, nur fester schüttelt.

— Sieh' da, Freund Redakteur! Ich wollte dich
Zwar noch von Anderem dießmal unterhalten,
(Den Almanach der Musen namentlich
Gedacht' ich heut' in deinen werthen Spalten
Herauszustreichen) doch schon rüstet sich
Zur nächsten Postfahrt die „Europa.“ Wallten
Nicht ihre Wimpel, ihre Dampfessäulen
Meerwärts schon morgen, dächt' ich an kein Eilen.

So aber brech' ich ab, und was im Schilde
Ich sonst noch führe, folgt „in Bälde“ nach;
Vor allen Dingen das Produkt der Gilde,
Der Dichterzunft: der Musenalmanach.
Herr Gruppe gibt ihn jetzt heraus; mit Milde
Bringt er die Zünftler unter Dach und Fach.
Ein hübsches Bildchen (wen es interessirt):
Die Gruppe, die um Gruppe sich gruppirt!

Ferdinand Freiligrath.

Aus der südlichen Oberlausitz, Juni.

Die Physiognomie des Bodens und die des Menschen. — Der oberlausitzische Weber.

Es ist doch eine eigene Sache mit den Physiognomien der Landschaften. Auf denkende Beschauer machen sie ungefähr denselben Eindruck wie die Physiognomien der Menschen. Wer gerade zu Beobachtungen in dieser Hinsicht aufgelegt ist, dem bietet gegenwärtig die bequeme Art zu reisen auf Eisenbahnen für Studien der Länderphysiognomien stets Gelegenheit. Welche verschiedene Phasen der Erdbildung hat man zu berühren, wenn man von den buchenumgürteten, fruchtbaren Gestaden der Ostsee bis an den himmelanstrebenden Bergwall der Sudeten oder nur bis zu deren wellenförmig sich erhebenden Vorgebirgen reist! Dort am Gestade des blauen Meeres fette fruchtreiche Aecker, Wiesen und prächtige Laubwälder, von zahlreichen breiten und tiefen Seen durchschnitten. Dann die endlosen fahlen Sandflächen der Mark, wo kaum dürftiges Kiefergestrüpp gedeiht und wo man fast nicht begreifen kann, wie die daselbst wohnenden Menschen dem theils kargen, theils stets halb unter Wasser gesetzten Erdreich das zum Leben Nothwendigste zu entlocken vermögen. Auch südlich und östlich von Berlin behält das Land großentheils seinen sterilen Charakter noch viele Meilen weit bei, nur daß der ostwärts führende Weg sehr bald die waldreichen Heidegegenden betritt, die einen großen Theil der Niederlausitz bedecken, während die südlich zur Elbe führende Eisenbahnlinie mehr sumpfige Strecken durchschneidet. Eigentlich fruchtbare Landstriche berühren beide Wegrichtungen nicht, weßhalb denn auch in allen Ortschaften, an denen das Dampfroß vorüberschnaubt, der Erfindungsgeist des Menschen erst auf die dürre Erdscholle etwas hat hinstellen müssen, wovon er sich ernähren kann. Fabriken verschiedenster Art, namentlich Spinnfabriken, von Dampfkraft getrieben, gibt es in Menge, die Tag und Nacht arbeiten, vorausgesetzt daß das Gewerbe blüht, und die eine große Anzahl darbender Menschen aufspeien, wenn unglückliche Handelsconjuncturen das Klirren und Schrillen der tausend und abertausend Räder plötzlich verstummen lassen. Erst da, wo die trostlos monotone Heide mit ihren fußtiefen, staubfeinen Sandwegen dem Thal- und Bergelande Schlesiens und der Oberlausitz sich anschließt, wird die Erde wieder für Ackerbau und Viehzucht geeignet, munterе helle Bergquellen springen über Felsgeklipp und Hügelhänge herab, Saatfelder wogen hüben und drüben, unübersehbare Gewände, mit Flachs besäet, deuten auf einen der bedeutendsten Industriezweige dieser Gegenden hin, und die rastlose Rührigkeit der Menschen, die man aller Orten bemerkt, belehrt den Reisenden, daß die Masse der auf diesen landschaftlich so reizenden Landstrichen beisammen Wohnenden nur durch Anstrengung und Ausbeutung aller Arbeitskräfte sich zu ernähren vermag.

Vergleicht man nun den Typus der Menschen mit den Länderstrecken, die sie bewohnen, so entdeckt man leicht die Einwirkung von Boden, Kultur desselben, Klima und Erdbildung überhaupt auf das Aeußere der Bewohner. Am fetten Ostseerande, wo noch heutigen Tages Deutschlands Gosen liegt, das Land voll Milch, Butter und saftigen Fleisches, ist Wohlgenährtheit das Hauptkennzeichen der Einwohner desselben. Die Menschen sind in der Regel bei stämmigem Bau breit und fleischig. Sie legen, wie man dort zu sagen pflegt, tüchtig auf die Rippen. Selbstfolge dieses stark ausgeprägten Hanges zu materiellem Genusse, den man ungemein liebt, ist eine gewisse Schwere in allen Bewegungen und geringe geistige Beweglichkeit. Geistige Genüsse betrachtet man sehr als Nebensache und hält sie für das Gedeihen der Volkswohlfahrt nicht einmal für sonderlich ersprießlich.

Wie anders tritt uns dagegen der Märker entgegen. Dieser Sohn der deutschen Sahara ist ein Mensch, der sich selbst alles zu verdanken zu haben glaubt, selbst sein Dasein. Auch er verachtet keineswegs die materiellen Güter, denn er weiß deren Werth zu schätzen; wenn sie ihm aber entgehen, so macht ihn das auch nicht unglücklich. Als Kind eines Landstrichs, in dem eigentlich nur der Grund zu einem werdenden Lande vorhanden ist, mußte er auf's Spintisiren, auf's gedankliche Schaffen verfallen, und es war jedenfalls höchst geschickt von ihm, daß er, um zu seyn, sich selbst philosophisch setzte. Das konnte ihm niemand verwehren. So ward er aus Nichts Etwas, und zwar etwas sehr Bedeutendes, denn es blieb ihm vollkommen anheim gegeben, wie groß er sich im Gedanken selbst machen, wie hoch er seinen eigenen Werth anschlagen wollte. Diese gedankliche Selbstgenüge spricht sich auch im Auftreten des Märkers aus und erreicht in dem Berliner Kind nur ihre größtmögliche Vollendung. Mich will daher bedünken, daß vermöge dieser eigenthümlichen Naturgabe, alles, auch das Schwerste und Schlimmste, gedanklich zu überwinden, der Märker sich über alles hinwegsetzen, mithin niemals so recht bodenlos unglücklich werden kann. Als Beweis dafür ließen sich allenfalls die bedenklichen Erfolge anführen, die man während der letzten Jahre in der Metropole der Intelligenz auf der politischen Arena errungen hat und errungen zu haben alles Ernstes sich brüstet.

In der Heide berühren wir theils Sumpfland, theils sandige, weite Waldstrecken. Hier hat sich das Fabrikwesen mit seinem nichts weniger als emsyehlenswerthen Einflusse auf die Menschen angesiedelt, dort sitzen seit mehr denn tausend Jahren sorbenwendische Stämme mit slavischer Fügsamkeit und unverwüstlicher Dauerbarkeit. Diesen fehlt es bei einer gewissen erdigen Schwere doch nicht an elastischem Wesen, das sie unter allen Wechselfällen des Lebens frisch erhält. Jene grübeln bei ihrer Arbeit zu sehr nach über die ungleiche Vertheilung der irdischen Güter. Sie haben wenig, verdienen wenig und in ihren Physiognomien prägt sich die entschiedenste Unzufriedenheit aus.

Beim Eintritt in das Gebirgsland der Oberlausitz

begegnen wir ebenfalls einer gemischten Bevölkerung, die mit der Bodenbildung im engsten Zusammenhange steht. Diese Bevölkerung treibt theils Ackerbau und Viehzucht, theils hat sie sich der Industrie in die Arme geworfen. Wo der Landbau vorherrscht, der Anstedler also von dem Ertrage der Scholle, die er bearbeitet, lebt, da finden wir einen schlank gegliederten, sehr robusten Menschenschlag, in seinen Bewegungen wie in dem Jargon, den er sich zugelegt hat, etwas ungeberdig. Dieser Theil des Volks leidet keinen Mangel und wünscht im Ganzen und Großen, es möge alles so bleiben, wie es immer gewesen ist. Gegenüber diesem glücklich zu Preisenden steht in den Grenzdörfern des Gebirgs die wahrscheinlich größere Masse derjenigen, welche von der Weberei, dem vorzüglichsten Industriezweige der südlichen Oberlausitz, man kann nicht sagen leben, sondern vegetiren. Die Physiognomie dieser Tausende gibt uns das ausgeprägte Bild eines Ringens mit Mangel und Armuth, ganz so dürftig, nur weniger romantisch als die malerischen Thal- und Bergschluchten, in deren Schlupfwinkeln sie leben.

Man hört allerwärts, wo es Fabriken gibt, über die Noth und Gedrücktheit der Fabrikarbeiter klagen und mag damit eine weit klaffende Wunde unserer Zeit, unserer socialen Verkommenheit enthüllen. Dennoch will mich bedünken, als sey der eigentliche Fabrikarbeiter immer noch etwas besser daran als der Lohnweber. Auch dieser ist in gewissem Sinne Fabrikarbeiter, seine Arbeit nimmt aber doch eine ganz andere Gestalt an, da er nicht an den Ort gebunden ist, wo die Fabrik (hier eigentlich nur der Arbeitgeber) sich befindet, sondern stunden- und meilenweit davon entfernt wohnen kann. Da die Weberverhältnisse bei weitem nicht allgemein im deutschen Vaterlande gekannt sind, möchte es belehrend seyn, hier etwas genauer darauf einzugehen. Ich kann allerdings nur von denen der südlichen Oberlausitz sprechen, wie sie sich daselbst seit einem halben Decennium gestaltet haben; anderwärts, z. B. in Schlesien, mögen sie sich zum Theil modificiren, im Allgemeinen wird aber doch eine wahrheitgetreue Darstellung derselben so ziemlich auf alle passen.

Es muß nun hier gleich ausgesprochen werden, daß jeder Lohnweber in einem höchst traurigen Abhängigkeitsverhältnisse von seinem Arbeitgeber, also dem Fabrikanten, oder wie der Weber, der sich als Geselle betrachtet, zu sagen pflegt, dem Meister steht. Selbst wenn der Meister die Menschenliebe selbst ist oder wäre, muß dieses Verhältniß unglaublich drückend für den Lohnweber werden, sobald die Fabrik auch nur momentan in's Stocken geräth. Dieß geschieht bei jeder nicht gut ausfallenden Messe, es kann geschehen bei jeder eintretenden politischen Spannung, es muß geschehen, sobald Geldwirren sich fühlbar machen. Bei jedem dieser stets möglichen, mithin auch stets drohenden Fälle ist der Lohnweber viel übler daran als der russische Leibeigene oder der schwarze Sklave des amerikanischen Pflanzers, denn er ist ein freier Mann. Er dient für Lohn dem Meister, indem er für ihn arbeitet, allein der Verdienst hört sofort auf, wenn der Meister nicht arbeiten lassen kann, indem der Absatz durch irgend welche eintretende Eventualitäten ihm verkümmert wird. Den russischen Leibeigenen, den amerikanischen Sklaven muß sein Herr ernähren, um den freien Lohnweber braucht sich der Meister nicht zu bekümmern. Das Verhältniß hört auf, wenn der Fabrikant sich außer Stande befindet, dem für ihn arbeitenden Weber eine neue Werfte zu verabreichen. Ein etwaiger Contrakt, gleichsam ein Miethen auf eine gewisse Zeit, auf eine Reihe von Jahren findet durchaus nicht statt und ist auch bei der Art dieser Arbeit völlig unthunlich. Der Lohnweber schwebt demnach täglich in Gefahr entlassen zu werden. Diese Gefahr kann über ihn hereinbrechen als niederschmetterndes Unglück, wenn der Fabrikant an seiner Arbeit gerechten Tadel findet, wenn sie nicht zu gehöriger Zeit abgeliefert wird, oder wenn das Geschäft in's Stocken kommt und kaufmännische Rücksichten ihm gebieten, eine kürzere oder längere Pause im Arbeiten eintreten zu lassen. Welch eine Scala des Unglücks für den armen Lohnweber, der von Jugend auf nichts besitzt, als höchstens das tägliche Brod, und der sich glücklich nennt, wenn ihm Gott eben nur täglich dieses Brod sendet und beläßt!

Statistische Hülfsmittel liegen mir nicht vor, weßhalb ich zuverlässige Angaben über die Zahl der Weber in den Hauptweberdörfern auch nicht machen kann; ich veranschlage sie aber jedenfalls nicht zu hoch, wenn ich sie auf 12,000 Seelen schätze, die Gehülfen beim Weben, als Spuler, Treiber ꝛc. nicht mitgerechnet. Unter diesen Tausenden sind wieder mindestens zwei Drittheile, vielleicht sogar mehr Proletarier im allerstrengsten Sinne des Wortes. Was mittelst eines Tages Arbeit verdient wird, verzehrt auch der Tag, ja bei größter Sparsamkeit, bei mehr als spartanischer Genügsamkeit reicht der Verdienst des Tages oft nicht hin, um dessen Bedürfnisse zu bestreiten. So geräth der Lohnweber häufig in Schulden und hat nicht selten wochenlang voraus seinen späteren Verdienst trotz alles Darbens schon verzehrt.

Wer nie die Hütten armer Lohnweber betreten hat, der kennt weder die Armuth noch die Duldersfähigkeit eines Christenmenschen. Ich möchte wohl die Besitzenden, die Reichen, die vornehmen Schweiger, die nur verthun und nichts verdienen, durch diese stundenlangen Lagerstätten der Armuth geleiten, damit sie offenen Auges der Noth in das verkümmerte Antlitz sehen müßten. Hier brütet eine Noth, die viel schlimmer ist, als jenes bettelnde Elend, das die Straßen großer Städte bevölkert; denn dieses arbeitende Elend bettelt nicht, es trauert nur, es verkümmert langsam und stirbt im äußersten Falle schweigend an nicht gestilltem Magendrücken.

In dem Theurungsjahre 1847 erreichte die Noth der Lohnweber, wie anderwärts, so auch in der südlichen Oberlausitz die äußerste, bis jetzt bekannte Höhe. Seitdem ist es nach und nach wieder um Weniges besser geworden, allein weder hat der gegenwärtige noch lange nicht gut zu nennende Zustand Aussicht auf lange Dauer, noch läßt sich behaupten, daß das Maß der Noth mit dem Dagewesenen erschöpft sey. Um darzuthun, zu welch traurigem Loose ungezählte Tausende redlicher und arbeitsamer Menschen verurtheilt sind, will ich mit wenigen Worten erzählen, wie gegenwärtig der Lohnweber lebt und leben muß. Man darf stillschweigend annehmen, daß eine Weberfamilie aus wenigstens drei Köpfen besteht, in der Regel zählt sie aber deren viel mehr. Diese drei Köpfe, die ich als Normalzahl hinstellen will, d. h. Mann, Frau und ein Kind über

sechs Jahren, verdienen zusammen im Laufe einer ganzen Woche, falls sie gesund bleiben und täglich gegen sechzehn Stunden angestrengt arbeiten, durch Anfertigung einer gewöhnlichen Webe Leinwand 1 Thlr. 2½ Ngr. pr. Cour. Dieß ist der glückliche Fall. Erkrankt aber eine Person, so daß die Arbeit in's Stocken geräth, dann wird der karge Verdienst nicht allein geschmälert, es ist auch Gefahr vorhanden, daß er ganz verloren gehen kann. Denn wird die Waare begehrt, so kann der Fabrikant selten lange warten. Wer also nicht pünktlich ist, der wird abgelohnt und entlassen. Nun wolle man sich doch einmal fragen, wie eine Familie mit der angegebenen Summe bei dem gegenwärtigen Mangel an Kartoffeln und den hohen Getreidepreisen leben soll, der fälligen Abgaben, der unerläßlichen Ausgaben für Holz, Kleidung, Schuhwerk ꝛc. gar nicht zu gedenken! Wo die Kartoffeln fehlen — und seit ein paar Monaten fehlen sie fast aller Orten — da besteht die tägliche Nahrung aller Lohnweber aus dreimaliger Roggenmehlsuppe täglich, sehr dünnem Cichorienkaffee und wenigem Brod. Butter sieht der Lohnweber selten, Fleisch kennt er nur dem Namen nach und von Ansehen. Dieses jetzt übliche Leben nennt der Lohnweber selbst noch erträglich gegen das, welches er früher führte. Damals mußte die Mehlsuppe von einem ungeschmalzten Brei aus Kleie ersetzt werden. Noch heut, wo es doch eben besser geht, verbraucht gar manche Familie wöchentlich nur für 2½ Ngr. Brod, weil es ihr nicht möglich ist, mehr zu erschwingen.

Unter so bewandten Umständen muß man sich noch wundern, daß nicht Krankheiten aller Art ausbrechen und eine so fürmerlich lebende Bevölkerung decimiren; man muß sich wundern, daß der Muth dieser armen Leute nicht gänzlich gebrochen ist. Merkwürdigerweise denken nur Wenige an Auswanderung, was wohl nur in der starken Liebe zur Heimath, die ihnen nun einmal eigen, seine Erklärung findet. Selbst die Unzufriedenheit, die Verstimmung ist nicht auffallend groß unter ihnen, dagegen nimmt die Verkümmerung des Geschlechtes reißend überhand. Ich habe selten mehr Verwachsene und Krüppel aller Art irgendwo gesehen, als in diesen stark bevölkerten Weberdörfern.

So drückend nun die Lage der Lohnweber im Allgemeinen ist und so wenig eine Aenderung zu erwarten, so bedeutend sind doch selbst in jetziger ungünstiger Zeit noch immer die Geschäfte, welche die größeren und reicheren Fabrikanten machen. Mir ist eine Firma bekannt, deren Gesammtumsatz man jährlich auf zwei Millionen Thaler veranschlagt. Diese Firma beschäftigt über 2000 Weber und verlendet wöchentlich an 300 Centner reines Leinenfabrikat nach Hamburg, von wo es nach Amerika, namentlich nach Mexiko verschifft wird. Allein die Appretur dieser Waaren kostet der erwähnten Firma jährlich die Summe von 20,000 Thalern. Man sieht daraus, wie wichtig für die ganze südliche Oberlausitz dieser Industriezweig ist und welcher Rückschlag erfolgen müßte, wenn plötzlich darin eine Aenderung eintreten sollte. Wie gegenwärtig die handelspolitischen Conjunkturen stehen, trägt man sich mit sehr ernsten Besorgnissen. Die Auflösung des Zollvereins scheint sich verwirklichen zu wollen. Daß alsdann Sachsen aus den bisherigen Zollvereinsstaaten scheiden würde, kann niemand in Zweifel ziehen. Ein solches Ereigniß aber würde die oberlausitzischen großen Fabrikanten jedenfalls nöthigen, ihr sächsisches Vaterland zu verlassen und nach Preußen zu ziehen. Damit wäre denn die Brodlosigkeit vieler tausend unbemittelter Familien sofort eine Thatsache, und welche commerzielle Umwälzung in den weitesten Kreisen dieß herbeiführen, wie groß dann die Noth unter den ohnehin nie im Ueberfluß lebenden Lohnwebern werden würde, das läßt sich höchstens denken, nicht beschreiben. Die Aussichten für diese bedauernswerthen Leute sind also sehr trüb, und wenn eine allgemeine stille Niedergeschlagenheit herrschende Stimmung bei ihnen ist, so haben sie wahrlich alle Ursache dazu.

Einige Hoffnung setzt man gegenwärtig auf die bevorstehende Ernte. Selten haben die Saatfelder reicheren Ertrag versprochen als in diesem Jahre. Und nicht nur Roggen, Weizen, Raps ꝛc. stehen vortrefflich, auch die Kartoffelfelder scheinen eine gute Ernte geben zu wollen. Freilich ist dieß sehr trügerisch, denn die Erfahrungen der letzten Jahre haben leider dargethan, daß die gefürchtete Kartoffelseuche immer erst kurz vor der Ernte die Frucht ergreift, dann aber auch mit reißender Schnelligkeit große Verheerungen anrichtet.

Seit Monatsfrist ist die Witterung in unserer Gebirgsgegend außerordentlich fruchtbar, nur haben wir viel von Gewittern zu leiden, deren sich täglich bald da bald dort einige entladen. Starke Ueberschwemmungen, verbunden mit Hagelschlag, und häufiges Zünden des Blitzes bleiben natürlich nicht aus, doch macht die Gewohnheit diese sommerliche, in den meisten Jahren wiederkehrende Calamität erträglicher, um so mehr, da ja der menschliche Witz auch Hagel- und Wasserversicherungen ersunden hat oder die letzteren gewiß bald erfinden wird.

Worms, Juni.

Ein Tag in Worms.

Wie manchmal bin ich ſchon rheinauf rheinab an der alten Stadt Worms vorüber gefahren, aber immer nicht in ihre Mauern gekommen! Ja ich war ſogar ſchon einmal darin, aber nur bei Nacht, und der Eilwagen trug mich wieder davon, ehe die Morgenröthe kam. Freilich muß ich geſtehen, daß die flachen Rheinufer des Wonnegaus, wie die Alten die Gegend nannten, keine magiſch anziehende Gewalt üben und nicht zum Ausſteigen zwingen können, wenn man auf dem Dampfſchiffe ſitzt und die goldene Moguntia und den Rheingau, wenn auch nicht ſchon vor Augen, doch im Sinne hat. Aber die Stadt ſelbſt? Sie bietet eben auch keinen ſonderlich maleriſchen Anblick. Ragte nicht der alte Dom mit ſeinen vier Thürmen über die Häuſer hervor, ſie würde völlig unbedeutend erſcheinen. Aber ihre Geſchichte? Ja, die iſt reich, ſogar groß, und gibt ihr eine hohe Bedeutung nicht nur unter den Städten des Rheinlandes, ſondern unter allen und vor vielen des weiland heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation. Auf dem alten Wormsfelde ſteigen viele hehre und wilde Geſtalten vor uns aus dem Grabe. Die uralten Kelten und Vangionen, die Römer und die Hunnen, die burgundiſchen Könige und die Nibelungen mit ihrem Helden Siegfried, die Alemannen und die Franken ziehen vorüber. Die Chroniſten wiſſen von allem zu erzählen und ſtellen helle Bilder und düſtere Nachtſtücke zur Schau, wenn ſie z. B. reden von der ſchrecklichen auftraſtiſchen Königin Brunhilde, die zuletzt am Schweif eines Pferdes durch die Stadt geſchleift wurde, oder von dem vielgeprieſenen König Dagobert dem Großen, der ſeinen Palaſt mitten in die Stadt gebaut und ſie zu seinem Glanz erhoben hat. In der Nähe von Worms wurden die großen fränkiſchen Maifelder gehalten, in Worms bewohnte Karl der Große mit Faſtraden eine herrliche Pfalz, ehe er nach der Einäſcherung derſelben nach Frankfurt und nach Aachen überzog. Wenn auch die wunderſchöne Kaiſerin Theophania, die Mutter Ottos III. hier nicht wohnte, Worms hat ſie in ſeinen Mauern geſehen, als ſie die rheiniſchen Städte beſuchte. Es hat gejubelt, als dieſe ſchöne Tochter des griechiſchen Kaiſers einzog auf ihrem weißen Zelter, ein Anblick, deſſen orientaliſche Pracht ſelbſt den alten Görres poetiſch begeiſterte, ſo daß er uns einmal vom Katheder herab jenen Einzug der herrlichen Frau mit leuchtenden Farben bis in's Einzelnſte ſchilderte.

Mehr noch als unter den ſächſiſchen hat Worms unter den ſaliſchen Kaiſern Tage des Glanzes geſehen. Waren doch dieſe Salier von Alters her hier zu Hauſe und Konrad II. juſt auf dem Wahlfelde bei der Stadt zum Kaiſer erkoren worden. Und wer zählt alle die Reichstage, die jene ſo wie die ſpäteren Kaiſer in dieſer Stadt gehalten, ſchon vor dem Inveſtiturſtreite und von dieſem herab bis auf den Tag, an dem Luther hier vor Karl V. ſtand? Wer nennt die Namen aller der alten Geſchlechter, die zu Worms hauſten, an ihrer Spitze die berühmten Kämmerer von Worms, die Dalberge, oder die, mit denen die Stadt von Zeit zu Zeit in Fehde lag, wie mit dem gewaltigen Franz von Sickingen? Ja, dieſes Worms war groß und bedeutſam im Reiche, aber ſeit dem thränenreichen Jahre 1689, in dem Louvois Brandfackel ſich im Rheine ſpiegelte, iſt es, wie ſo manche andere rheiniſche Stadt, nichts mehr als ſein eigener Schatten. Gegen hundert Thürme mußten mit den Mauern ſich „vor Galliens König beugen und den Franzoſen in Worms einen unſterblichen Namen machen,“ noch ehe die würdigen Helfershelfer Louvois, ein Boincenell, ein de la Fond, ein Due de Crequi und Melacs Horden das große Vatikanfeuer anzündeten, dem die armen Wormſer von einer nahen Rheininſel zuſchauen durften, während die Mordbrenner zur luſtigen Muſik am Ufer tanzten und jubelten.

Daß jener Tag und die folgenden Zeiten noch intereſſante Reſte der alten Herrlichkeit zurückgelaſſen, das ſieht man vom Strom aus auf den erſten Blick. Der alte Dom, den das Feuer nicht gefreſſen und der Zahn der Zeit nicht zernagt hat, ſtreckt ja ſeine vier Thürme noch in die blaue Luft. Einige andere alte Kirchen, an denen Zeit und Feuer gezehrt, erſcheinen noch ſchön als Ruinen. Warum nicht einen Tag daran wenden, um wenigſtens dieſe Reſte zu betrachten?

Allerunmittelſt ſtand ich ſchon auf der Landungsbrücke und unmittelbar daneben vor dem einzelnen Gaſthaus an der Anfurt. Auch dieſes ganz ordinär ausſehende Haus hat ſein hiſtoriſches Intereſſe, doch iſt es vom neueſten Datum. Herr Blenker, faſt zu ſagen ein kleiner Coriolan, hatte im Jahr 1849 von der nahen Pfalz aus bei Nacht und Nebel ſeine Vaterſtadt ohne Schwertſtreich genommen und beſetzt. Hier dieſes Strandwirthshaus diente ſeinen Vorpoſten zum Obdach. Dadurch ward es natürlich das erſte Ziel der heſſiſchen Kanonen, als dieſe am jenſeitigen Ufer erſchienen, um Worms wieder zu ſäubern. Glücklicherweiſe gab's nur einige Löcher in Dach und Fach. Die Freiſchärler gingen den unhöflichen Kugeln geflügelten Fußes aus dem Wege. Worms war gerettet!

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 28. 11. Juli 1852.

— Geometres, pictor, aliptes,
Augur, schoenobates, medicus, magus: omnia novit.
Juvenal:

Gestalten aus der Alltagswelt.

(s. Nr. 17.)

Zwei Tausendkünstler.

1. Der Majister.

Es gibt Orte und Scenen, die man nie wieder sehen sollte, wenn man sie als Kind gesehen hat, um den poetischen Reiz des ersten Eindrucks nicht durch spätere nüchterne Anschauung zu schwächen. Unter solche Orte rechne ich die Stube des „Majisters," die für mich mit all dem magischen Duft erfüllt war, der in poetischen Schilderungen auf den Laboratorien der Alchymisten ruht.

Der Majister war, wie der Titel besagt, ein Tausendkünstler, dem nichts verborgen blieb, und er machte Geschäfte in allen Fächern. Von Gewerbe war er ursprünglich ein Gürtler, er war aber auch Gold- und Silberarbeiter und Uhrmacher, er war aber auch Graveur und Juwelier, er verstand Porcellan zu kitten, Transparente auszuschneiden, Fahnen zu drapiren, Illuminationen zu arrangiren und Festsäle zu schmücken; er hatte schöne Kenntnisse in der edlen Kochkunst und konnte Torten und Kuchen so sinnreich verzieren wie der Hofconditor. Der Majister war auch ein Roßkenner, er hielt ein Pferd, einen Schlitten und ein sonstiges zweideutiges Fuhrwerk, das zwischen Droschke und Bernerwagen die Mitte hielt und das er zu eigenem Gebrauch und zum Vermiethen benutzte; er war auch rationeller Landwirth, der Aecker und Weinberge nach eigenen Heften anpflanzte und allerlei kunstreiche Bebauungs- und Bedüngungsversuche damit anstellte.

Somit gab es der Berührungspunkte mit dem Majister gar vielerlei, und mannigfach waren die Bestellungen, die wir bei ihm zu machen hatten. Solche Botengänge waren uns jedesmal ein Fest, trotz der hohen und schmalen Treppe, die zu erklimmen war, ehe man das Heiligthum des Künstlers betrat.

Da wußte man nun in der That nicht, wohin zuerst sehen und was zumeist bewundern, und wir hatten gewaltigen Respekt vor dem Majister Angesichts der Herrlichkeiten, mit denen er umgeben war. Die Wände waren geschmückt mit den neun Musen und dem halben Olymp in Porcellan, die Kommoden mit kunstreichen kolossalen Porcellanvasen, die bei allen Festlichkeiten in der Kirche, auf dem Rathhaus u. s. w. figuriren mußten; in der Mitte des Zimmers prangte ein hoher Glaskasten voll künstlichen Silbergeräths, wunderlich geschliffenen Gläschen und Krystallen in allen Farben, Brennspiegeln, einer Camera obstura, Porcellanfiguren und buntbemalten Döslein. Da mußte für Kinder eine ganz neue Welt aufgehen. Und der Majister war gar nicht neidisch mit seinen

Schätzen, er zeigte und erklärte alles, was da war, und noch mehr, in seinem etwas ſchwer verſtändlichen ſächſiſchen Dialekt, der uns den gutmüthigen Reſpekt einflößte, der den Schwaben vor allen fremden Mundarten befällt.

Den ſchönen Titel „Majiſter“ trug er von einer einfachen Veranlaſſung her. Als er zuerſt aus dem Sachſenlande einzog, um unſere beſcheidene Stadt mit ſeiner kunſtreichen Gegenwart zu zieren, beſtand noch der Gebrauch, daß man an den Thoren der kleinen Reſidenz, die er paſſiren mußte, um Titel und Rang befragt wurde. „Majiſter ſo und ſo,“ ſagte er der Kürze halber, und ſeither blieb er der Majiſter bis an ſein Lebensende.

Es wäre aber unrecht, ihm dieſe Selbſtbetitelung als Anmaßung aufzurechnen; wenn er auch juſt nicht auf dem ordinären Weg doktorirt hatte und von den mannigfaltigen Elementen ſeines Weſens das geiſtliche das unmerklichſte war, ſo hätte er doch gewiß Magiſter in nicht ſieben, ſondern wohl in ſiebzehn freien Künſten werden können. Auch hatte er ſelbſt die allerumfaſſendſte Meinung von ſeinem Talent. „Das kann ich ooch,“ war ſeine einfache Antwort, wenn von irgend einer Kunſt, Wiſſenſchaft oder Erfindung die Rede war. Zu jener Zeit kamen die orthopädiſchen Inſtitute auf und mit ihnen kam eine Unzahl von Verkrümmungen, hohen Seiten, ſchiefen Hälſen und was mehr für Mißgeſtalten an's Tageslicht, an die man zuvor kaum gedacht hatte, als man die Menſchheit noch wachſen ließ wie ſie konnte und wollte. Tauſend beſorgte Mütter beobachteten den Wuchs ihrer Töchter, die Aerzte wurden um ihr Gutachten angerufen, wo ſie gingen und ſtanden, Turnanſtalten, Streckbetten und andere Torturanſtalten verbreiteten ſich durch Stadt und Land. Obgleich nun der Majiſter in einer unorthopädiſchen Zeit aufgewachſen war, ſo war er doch gleich vollkommen daheim auf dieſem Gebiet. „Das kann ich ooch,“ meinte er und conſtruirte Hängeanſtalten, Stahlkreuze und Maſchinen, von denen Heine, Chelius, und wie ſie alle heißen, gewiß noch viel Neues hätten profitiren können.

Die Dampfmaſchinen in jeder Geſtalt hielten ihren brauſenden Einzug in die Welt. „Das kann ich ooch,“ ſagte der Majiſter und laborirte an einer Dampfſäemaſchine, die zugleich durch laues Waſſer, das ſie von ſich gab, den Boden hätte erweichen ſollen, die aber meines Wiſſens nicht zum Prakticiren kam.

Daß er nicht kunſtritt und ſeiltanzte, kam ſicherlich nur daher, daß es eben nicht in ſeinem Belieben lag; Taſchenſpielerkünſte jeder Art verſtand er wenigſtens vortrefflich auszuführen; er warf Kugeln in die Höhe und fing ſie mit einer Gabel auf, ſteckte ſich eine Gabel in die Naſe und ließ die Spitze am Aug herauskommen, verſchlang Werg und ſpie Bänder und dergleichen; „ooch“ konnte er Daguerrotypen verfertigen, nur daß ſie wie Silhouetten ausſahen.

Ueber des Majiſters Herkunft und Vergangenheit, über den Gründen, die ihn bewogen, das Sachſenland mit unſerem hausbackenen Schwaben zu vertauſchen, ſchwebte ein gewiſſes Düſter, das ihn nur noch intereſſanter machte. Wenn er nun auch nicht direkten Aufſchluß darüber gab, ſo verſtand er doch das Dunkel mit einzelnen Erzählungen zu beleben, die wenig hinter denen des Herrn von Münchhauſen zurückblieben. Er hatte ganz erſtaunliche Abenteuer erlebt, ſo daß es eine Luſt war ihm zuzuhören und ein biederer Dorfſchulze einmal unwillkürlich in den Ruf ausbrach: „aber dem ſchmeckt's Lügen prächtig!“ So zwar verſtand er's nicht wie jener in Schwaben bekannte Ehrenmann, der unter andern Erlebniſſen häufig erzählte, wie er in Afrika ſehr glücklich verheirathet geweſen, bis ihm eines ſchönen Morgens ſein ſchwarzer Schwiegervater alle ſeine Kinder gefreſſen, und der jedesmal bittere Thränen dazu vergoß. Dafür aber wußte der Majiſter höchſt reizende Schilderungen vom Karlsbad zu machen, wo er „ooch ſchon“ geweſen, wobei er ſeiner Muſe um ſo freieren Lauf laſſen konnte, da er bei den einfachen Sitten des Städtchens gewiß war, daß ſich niemand dorthin verirren werde, um ſeine Ausſagen zu controliren. — Die Bäder Aladins im Thal der Genieu ſind gar nichts im Vergleich mit den Comforts des Karlsbads. Da ſaß man im Bad, ſchwebend auf einem Luftpolſter, trat aus demſelben in ein mit wohlriechender Luft erwärmtes Gemach, wo durch eine künſtliche Maſchinerie ein weicher wollener Mantel zum Trocknen ſich um die Glieder ſchlug; dann ſetzte man ſich an ein Klavier, deſſen ſchwarze Taſten je den Namen eines Buchs, die weißen die Namen verſchiedener Speiſen als Ueberſchrift trugen; man ſchlug eine beliebige Taſte an, und das betreffende Buch oder Gericht kam alsbald herbeigerutſcht. In dieſer Weiſe ging es weiter.

Die meiſten Potentaten Europa's hatte er in Audienzen oder bei zufälligen Begegnungen geſprochen. Er hat „ooch“ vorher gewußt, wie's mit dem ruſſiſchen Feldzug ausfallen würde, und ſeine Schuld war's nicht, daß man ihn nicht unterlaſſen hat; ooch hätte er eine beſondere Art von fliegender Brücke über die Bereſina angeben können, mittelſt der der Uebergang leicht zu bewerkſtelligen geweſen wäre.

Sey es nun mit ſeiner Herkunft wie es wolle, ſeine univerſelle Bildung und die zum Theil wirklich werthvollen Geräthſchaften, die den Schmuck ſeines Zimmers bildeten, ließen ſchließen, daß er einſt „beſſere Tage gekannt,“ und er behauptete lange Zeit ſeinen Rang unter den Honoratioren der Stadt. Er machte ſogar eine Art von Haus, wenigſtens gab er alljährlich ein großartiges Herbſtfeſt, bei dem er ſelbſt gezogene und eigenhändig zubereitete Hahnen und

Kapaunen auftischte und ditto Feuerwerk los ließ. Zwar gingen die Raketen abwärts statt aufwärts, das war aber wohl nur der Rarität halber, er hätte sie gewiß noch steigen lassen können.

Mit dem Ehestand hat er's auch in verschiedenen Variationen versucht, und wenn er eben nicht als musterhafter Ehemann berühmt war, so hat er doch gezeigt, daß er verstanden, immer wieder eine Frau zu bekommen, wenn auch die Vorgängerin nicht an Uebermaß vom Glück gestorben war. — Die erste, die vielleicht den Grund zu seinem Wohlstand gelegt, war eine Wittfrau, ledernen, gesetzten Ansehens, die es wenig verstand in seine Ideen einzugehen und ein scharfes Regiment über ihn führte. Ja, böse Zungen wollen behaupten, sie habe ihn behandelt wie eine Orgel — bald getreten, bald geschlagen. Aber strenge Herren regieren nicht lange; sie starb und hinterließ ihn als trostempfänglichen Wittwer. Sodann erhob er seine Augen zu einer Honoratorentochter der nächsten Stadt, die aber meinte, er habe in dem Fegfeuer seines ersten Ehestandes wenig Geduld gelernt. Nach ihrem Tode schien es fast, als wolle er Geschäfte in Körben machen, denn er handelte von diesem Artikel eine bedeutende Anzahl ein, endlich aber geiang es ihm doch eine hübsche, schwarzäugige Bürgerstochter in sein Prunkgemach zu führen, ein herzgutes Weib, die es zum Erstaunen lang an seiner Seite aushielt.

Mittlerweile war der Majister auch alt geworden, seine kunstfertige Hand zitterte, seine Beredtsamkeit nahm ab, sein Vermögen und die Mittel ein Haus zu machen, gleichfalls und er schien noch mehr als zuvor die Einsamkeit seines Herdes zu empfinden. Da wählte er schließlich bescheiden „ein Weib aus dem Volke," die Annekäther, eine rüstige Magd, die indeß seine Haushaltung besorgt hatte. Annekäther ließ sich die Ehre gefallen, blieb aber dabei sein in der Demuth, auch machte der Majister keine Versuche, sie in geistiger oder geselliger Beziehung zu heben. Der einzige Bildungsgrad, den sie erlangte, war ein seidenes Kleid und eine Spitzenhaube; im übrigen verblieb sie seine demüthige Magd, die ihn treulich versorgte und verpflegte bis an sein Ende.

Auch bei den Kindern, die dieser letzen Verbindung entsprangen, den einzigen Sprößlingen seiner vier Ehen, verlor sich der aristokratische Typus, den er selbst noch beizubehalten gewußt, immer mehr. So ging es dem Majister wie so vielen großen Männern, die ein glänzend begonnenes Daseyn in Stille und Dunkelheit beschließen, wie dem Rhein, der im Sand verläuft. Es wurde immer weniger von ihm vernommen, immer seltener erblickte man Kunstwerke von seiner Hand; doch hatte Annekäther noch hinreichend Zeit, die Ehre des seidenen Kleides und der Spitzenhaube abzuverdienen, bis sie mit gefaßter Seele in den alleinigen Besitz seiner sehr geschmolzenen Verlassenschaft trat.

2. Der Beindrechsler.

Ein bescheidenes Gegenstück zu dem vielbewegtichen Magister habe ich in einem Universalgenie anderer Art in den Mauern eines kleinen liebenslustigen Städtchens kennen gelernt, das, rings von Bergen eingeschlossen, in Sitten und Gebräuchen noch sein altes reichstädtisches Aussehen bewahrt hat.

Ich habe in meiner Jugend große Lust und Freude an der edeln Maier- und Zeichenkunst gehabt, obgleich mir's nimmermehr gelungen ist, meine Phantasien auch nur einigermaßen in eine Form zu bringen. Die menschlichen Gestalten und Gesichter en face betamen stets ein grinsendes oder herenhaftes Ansehen und die Hände mit ihren fünf Fingern glichen mehr einer seltsamen Biume als einem menschlichen Glied. Im Profil wären die Gesichter etwas besser ausgefallen, aber bei der übrigen Gestalt wußte ich nie, wo der zweite Arm anzubringen sey. Für Thiergestalten hatte ich nur Ein Modell, einen Storch, der entstelt, indem man eine schöne Geschichte erzählt von einem Herrn, der aus seinem Gartenhaus schaut (bin auf besonderes Verlangen bereit es zu veröffentlichen). Nach diesem wurde mit kürzeren oder längeren Füßen und Schnäbeln das ganze Vogelgeschlecht gebildet; für die vierfüßigen Bestien aber fehlte mir ein ähnliches Arkanum, darum fielen mir diese noch schwerer, und meine Lämmer konnten nur an den Ohren und vier Füßen von den Vögeln unterschieden werden.

Nun also, um dieses schöne Talent nicht brach liegen zu lassen, wünschte ich bei einem längeren Besuch in der erwähnten kleinen Reichsstadt Zeichenstunde zu nehmen. Als der Einzige, der mit einer so hoffnungsvollen Schülerin beglückt werden konnte, wurde mir Meister Buchsbaum, der erste und einzige Blumen-, Landschafts- und Porträtmaler der Stadt, empfohlen, der in Oel-, Aquarell- und Pastellgemälden, in Tusch und Bleistiftzeichnungen Geschäfte machte. Ohne Examen und sonstige Schwierigkeit ward ich angenommen und begab mich mit Zeichenpapier, Bleistift, Tusche und vor allem mit Gummielasticum reichlich versehen in das Atelier des Künstlers, das Wohn- und Besuchzimmer, Lehrsaal und Arbeitsstube in sich vereinte.

Ein friedlicherer Anblick, eine harmonischere Vereinigung der Attribute des Künstlerlebens mit der allerspießbürgerlichsten Ordnung und Behaglichkeit, als diese Stube darbot, läßt sich nicht denken. Die Aussicht aus den sonnenhellen Fenstern war von den grünen Bergen begrenzt, die von allen Seiten das Städtchen einschließen; an dem einen derselben stand der Arbeitstisch des alten Meisters, auf dem in

zierlichster Ordnung sein Malergeräthe lag; vor dem andern sah man ein paar frischgrüne Blumentöpfe, auf dem innern Sims stand der Strickkorb und das Nähkissen der Hausfrau; am dritten befand sich das Tischchen, an dem die Schüler ihre Versuche begannen. An der einen Wand hingen Musikinstrumente aller Art, Violine, Fagot, Posaune, Flöte, Klarinet und Horn; die andern waren mit den Kunstwerken des Meisters, Landschaften, Porträts und Blumenstücken bedeckt, in der Ecke stand der Drehstuhl und das sonstige Geräth zum Beindrechseln.

Der greise Künstler empfing mich allzeit mit ruhiger Höflichkeit, in demselben unveränderten Kostüm, einem gestrickten wollenen Wamms und einer schneeweißen Zipfelmütze auf seinem ehrwürdigen grauen Haupt. Die fast ängstliche Ordnung und Sauberkeit, die ein Charakterzug jener kleinen Stadt ist, waltete auch in der kleinen Stube; kein Stäubchen war sichtbar, kein Blättchen von seiner rechten Stelle gerückt, sogar der Staar, der am Fenster der Hausfrau hing und Freiheit hatte aus seinem offenen Käfig aus- und einzugehen, schien an Sauberkeit gewöhnt. Hier war so recht eine Heimath des Friedens von außen und innen; man vergaß ganz, daß da draußen eine Welt voll Hader, Vergnügungssucht und Klatscherei sich umtreibe.

Inmitten dieses häuslichen Stillebens begann denn der Zeichenunterricht, und wenn es je einen gelinden Lehrmeister gab, so war es der alte Buchsbaum. Seine Methode war höchst einfach und ich hoffe, daß begabtere Schüler als meine Wenigkeit glänzendere Resultate davon gewonnen haben als ich. So wie sein Talent sich einst die eigene Bahn gebrochen, so überließ er's auch seinen Schülern, die ihrige einzuschlagen. Mit Strichen, Linien und Kreisen hat er uns keinen Augenblick geplagt. Auf seinem Tisch lag eine große Mappe mit Zeichnungsvorlagen aller Art; da durfte sich denn jedes wählen, was ihm gefiel und an was es den Muth hatte sich zu wagen, Hirsche oder Hunde, Blumen oder Bäume, Obstkörbe oder Apostel. Die Originale waren in Quadrate eingetheilt, eben so geschah es mit dem Blatt, worauf die Zeichnung kam, was das Nachzeichnen ungemein erleichterte. Nun arbeitete man darauf los mit Kreide und Wischer, nach bestem Wissen und Vermögen; was nicht gerathen wollte, das brachte man dem Lehrer, der wieder gut machte, was wir übel gemacht; am Ende rieb er uns die Bleistiftquadrate säuberlich heraus mit Gummielasticum, und so entstand ein ganz leidliches Stück, unter das wir unser foeit schrieben und es triumphirend als eigene Arbeit nach Hause trugen.

Das alte Ehepaar schickte sich so harmonisch zusammen wie seine ganze Umgebung. Das Weibchen verhielt sich während der Lehrstunden sehr still, ihr Tritt in den welchen Filzschuhen war unhörbar, die Thüren waren mit Salband bezogen und gaben kein Geräusch. Nach der Lection aber liebte sie's, wenn ich ein Stündchen mit ihr verplauderte, wo sie der bewundernden Anerkennung der Talente ihres Ehherrn freien Lauf lassen konnte. — „Ja, das würden Sie gar nicht glauben, wie geschickt er ist, und alles von ihm selber! Jezt sind es bald sechzig Jahre, daß er als ein ganz gewöhnlicher Beindreherjunge aus der Lehr gekommen ist; alles andere hat er aus sich selbst heraus gelernt, nur so vom Hören und Sehen: Musika, alle Instrumente, das Zeichnen und das Malen so gut, daß er sogar den Herrn Decan selig noch nach seinem Tode abkonterfeit hat, und das Beindrehen versteht er so fein und künstlich, daß sein Meister gar nicht an so was denken konnte, wie er's gemacht hat."

Das verhielt sich auch wirklich so, und der Meister Buchsbaum hatte als Stadtmusicus, als Porträtmaler und Zeichenlehrer, als Obmann seiner Handwerksgilde die verschiedenartigsten Beziehungen zu allen Wechselfällen des Lebens, zu allen Einwohnern der Stadt und Gegend, und in allen diesen Kreisen bewegte er sich mit seinem stillen ruhigen Wesen in unerschüttertem Seelenfrieden und ungetrübter Lauterkeit und Herzenseinfalt.

Am weitesten hat er's, meines Erachtens, denn doch in der Kunst gebracht, zu der er ursprünglich bestimmt war, im Beindrechseln. Er stammte noch aus der alten guten Zeit, wo das kunstfertige Städtchen ein Nürnberg im Kleinen war; er war einer der drei erlesenen Meister, die den alliirten Monarchen auf ihrem Durchzug Proben ihrer Kunst dargebracht hatten: ein Schachbrett, dessen vier Zoll hohe Figuren lauter Porträts berühmter Monarchen, Generale und Offiziere aus dem Freiheitskrieg darstellten, so wie einen Korb mit Früchten und einen Blumenstrauß, die man beide für natürlich hielt.

„Auch der alten Königin selig, die eine Kronprinzessin von England war, hat er so einen schönen Obstkorb zum Hochzeitgeschenk gemacht," erzählte das Mütterchen. — „Ja, ja," fiel der sonst schweigsame Meister mit Lachen ein, „es war eine Erdbeere darunter, nicht größer als die natürlichen sind; diese konnte man aufdrehen und da waren neun Kindlein darin; man konnte bei jedem noch das Gesicht unterscheiden. „Zuviel, zuviel!" rief die Königin, wie so eine um's andere heraus rollte."

Des Meisters letztes und höchstes Kunstwerk, das er mit großer Liebe und Treue ausgearbeitet hatte, war in einem kleinen, zierlich geschmückten Gemach aufgestellt und wurde von der Hausfrau mit Stolz und Freude vorgezeigt. Es war ein bunter Strauß von Blumen aller Arten, so fein und schön gearbeitet, daß man wirklich glaubte, die feingeäderten Blumen-

blättchen müßten ſich vom Hauche des Mundes bewegen. „Das müſſen wir aufbewahren zum Angedenken,“ ſagte die Frau, „ſo lang noch eines von uns lebt. Es ſind ſchon viel vornehme Reiſende bei uns geweſen, und ein reicher Engländer hat uns ſchwer Geld dafür geboten, aber das thun wir nicht. — Man thät's ja gar nimmer glauben, wie künſtlich er geweſen iſt,“ fügte ſie wohlgefällig hinzu.

Eine einfachere Lebensweiſe als die des greiſen Ehepaars habe ich nie und nirgends in der Welt geſehen. Es war gegen das Ende des Winters, als ich meine Studien bei Meiſter Buchsbaum machte, und während dieſer Zeit blieb der Speiſezettel der alten Leute Tag für Tag unverändert derſelbe. Am Samſtag kochte das Mütterchen einen Topf voll Sauerkraut, um Sonntags nicht am Kirchgang gehindert zu ſeyn, Donnerſtags eine Kachel voll Erbſen. Das waren ihre Küchengeſchäfte für die ganze Woche. Jeden Vormittag Punkt eilf Uhr ging ſie ſachte hinaus und ſtellte ein Schüſſelchen mit Erbſen nebſt einem Teller mit Kraut und Fleiſch in den Ofen zum Wärmen; das war Suppe und Gemüſe. Eine Magd hatte und brauchte ſie nicht, und die Gehülfen, die der Meiſter zur Ausführung ſeiner muſikaliſchen Leiſtungen brauchte, waren Dilettanten, die in der Stadt wohnten und außer den Proben nichts mit ihm zu thun hatten.

So ſtörte nichts den lautloſen Frieden, das innige Genügen des ehrwürdigen Paares. Der Meiſter wurde nie ungeduldig, wenn die Frau jedes Papierblättchen, jedes Farbenſchälchen wieder an Ort und Stelle trug, ſobald er es weggelegt hatte, und die Frau wurde nie müde daſſelbe Stück zum zwanzigſtenmal aufzuräumen. Ihre tägliche Herzensfreude war, während ſie den Morgenkaffee bereitete, bei geöffnetem Fenſter dem Choral zu lauſchen, den er in vollen Accorden vom Thurme herab blies. Nie fiel ein rauhes Wort zwiſchen ihnen, und obwohl ſie alle beide niemals etwas vom Zuſammenklang der Seelen gehört oder geleſen hatten, ſo konnten doch die Inſtrumente, die die Wand zierten, in ihrer beſten Stimmung und an den höchſten Kirchenfeſten nicht harmoniſcher zuſammenklingen als das Leben des alten Künſtlers und ſeines hausbackenen Weibchens.

Daß ich das Atelier des Meiſters nicht als Künſtlerin verließ, war ſeine Schuld nicht: ich habe etwas Beſſeres daraus mitgenommen, den Eindruck eines friedevollen Daſeyns voll Liebe und Genügen.

Ich habe nichts mehr von dem alten Paare vernommen; wahrſcheinlich hat es ſich zur Ruhe gelegt, noch ehe Dampfwagen und Lokomotive durch das ſtille Bergthal brauſten, und wer weiß, in welcher Rumpelkammer jetzt das Kunſtwerk des greiſen Meiſters modert.

Goethes Festspiel: „Des Epimenides Erwachen."

II.

Bei genauerer Betrachtung des Goethe'schen Festspiels muß sich uns zunächst die Bemerkung aufdrängen, daß Epimenides bei weitem nicht so bedeutend hervortritt, als der Titel und die zusammenschießende Einheit des Stückes es uns mit Recht erwarten lassen, ja daß Epimenides so geringe Bedeutung für das Ganze hat, daß man alle ihn betreffende Stellen (die letzte Stanze der Muse, den zweiten und dritten Auftritt des ersten, den fünften und sechsten des zweiten Aufzuges, nebst den Reden des Epimenides und der Priester im neunten und zehnten Auftritt des letztern) ganz weglassen könnte, ohne daß irgend etwas vermißt würde, man vielmehr behaupten dürfte, hiedurch schlösse sich, wenn man nur statt der Schlußstanze der Muse eine andere entsprechende einlegte, alles zu einer vortrefflichen Einheit zusammen. Diese seltsame Erscheinung dürfte nur darin ihre Erklärung finden, daß der Dichter anfänglich eine andere Composition des Ganzen beabsichtigte, die sich bei fortschreitender Ausführung erweiterte und sonst umgestaltete, wobei aber die im ursprünglichen Plane liegenden Scenen sich zum Theil erhielten und andere, ihnen entsprechende hervorriefen. Wahrscheinlich sollte ursprünglich nur das Erwachen des Epimenides dargestellt werden, ohne die vorhergehende Versenkung in den Schlaf. Denken wir uns einen exponirenden Prolog oder etwa einen Wechselgesang der beiden Genien am Anfang, so würden sich die vom fünften ab folgenden vier Auftritte daran recht gut angeschlossen haben. Der erwachte, von den Priestern begleitete Epimenides würde darauf viel bedeutender hervorgetreten seyn, als jetzt, wo man kaum sieht, was die beiden Priester eigentlich wollen, welche dem ursprünglichen Plane gemäß offenbar bestimmt waren, die Weihe der neu begründeten glücklichen Zeit zu üben, wie sie im zweiten Theil der „Pandora" den Bund dieser Göttin mit Epimetheus einsegnen sollten. Ein allgemeiner Chor würde das Ganze passend abgeschlossen haben. Aber dieser ursprüngliche Entwurf mochte dem Dichter nicht lange genügen: es drängte ihn, die bei dem unerwartet schleunigen Umschwunge der Dinge wirksamen sittlichen Mächte hervortreten zu lassen, worauf er zunächst durch die versuchte allegorische Darstellung des Gedankens, daß besonders die Eintracht das große Werk gefördert habe, hingeführt worden seyn dürfte. So bildete sich denn die Allegorie von der Fesselung der Liebe und des Glaubens durch den Dämon der Unterdrückung und ihre Befreiung durch die Hoffnung aus; hiedurch aber schien, da mit der Fesselung nicht wohl begonnen werden konnte, die Nothwendigkeit der Darstellung, wie Epimenides in den Schlaf versenkt ward, gegeben, wie der Dämon der Unterdrückung im symmetrischen Gegensatze zur Erscheinung des von seinem Heere umgebenen, von der Hoffnung geleiteten Jugendfürsten eine weitere Ausführung der ihm dienenden Bundesgenossen, der Dämonen des Krieges und der List, erforderte. Endlich stellte sich auch die Nothwendigkeit eines einleitenden Prologs heraus, zunächst dadurch veranlaßt, daß die für den zweiten Theil bestimmte weitere Ausführung des neuen, durch Epimenides und seine Priester geweihten Bundes durch die eingefügte Feier des Preußenkönigs verkümmert worden war, und seine ursprünglich beabsichtigte Bedeutsamkeit verloren hatte.

Wenden wir uns nun, nachdem wir den Hauptfehler der Composition und seine wahrscheinliche Veranlassung erkannt haben, zu einer eindringenden Betrachtung der einzelnen Theile des Festspieles, so schildert die Muse im Prologe die glückliche, jetzt eingetretene Veränderung, die Befreiung aus der Sklaverei, in welcher sie in selbstquälerischer Verzweiflung sich fast gefallen hatte, bis „in holder Frühlingsstunde" das mächtig entflammte Freiheitsgefühl die Ketten, in welchen sie so lange geschmachtet, endlich gebrochen habe. Die frühere Friedensruhe und das längst entschwundene Glück seyen zurückgekehrt, alle Künste, Ton-, Bild- und Dichtkunst, frisch erblüht, und auch das gläubige Vertrauen auf des Himmels weise leitende Hand habe sich wieder gefunden, von welcher man auch das Schlimme als heilsame Prüfung verehrend entgegennehmen müsse. Auch das Unglück, welches Deutschland getroffen habe, werde zu entschiedenem Glücke ausschlagen, wenn es die Deutschen zu der so lange zu bitterstem Verluste entbehrten Eintracht verbinden werde. Dieser Gedanke tritt mit großer Bedeutsamkeit an den Anfang des Ganzen, gleichsam als die aus den gewaltigen Erschütterungen und Leiden sich ergebende heilsame Lehre, was kaum zu rechtfertigen seyn dürfte, da es ein ungeitiges Vorwegnehmen des Gedankens ist, der seine lebendige Entwicklung erst im Schlusse erhalten kann, wo ihn ohne Zweifel Epimenides, der auch nach der jetzigen Ausführung die Einigkeit entschleiert, nach dem frühern Plane kräftig aussprechen sollte. Die abgehende

Muse zeigt aber, noch aus der Coulisse heraus redend, auf den die Stufen des im Hintergrunde sich zeigenden tempelähnlichen Gebäudes herabsteigenden Epimenides hin, den sie als mit hellster, freiester Einsicht begabt bezeichnet, und auf dessen Erklärung der „wunderbarsten Bilder“ sie die Zuschauer verweist, wenn erst die wildesten, in eigenfinniger Kraft zerstörenden Gestalten an ihnen vorübergegangen seyn würden. Von jener versprochenen Erklärung des Epimenides zeigt sich aber im folgenden wenig, und es scheint fast, als ob dem Dichter hier noch sein früherer Plan vor Augen geschwebt habe. Des ganzen, freilich an dichterischen Schönheiten reichen Prologes können wir leicht entrathen, da das folgende ohne ihn verständlich ist, und sein Hauptgedanke, daß die Eintracht alles vermöge, gegen den Schluß hin selbstständig hervorgehoben wird.

In dem die Stufen herabschreitenden Epimenides erscheint uns der stille, sinnige, an reinem Einklang in Natur, Kunst und Leben sich freuende Geist des alternden Dichters, dem es ein Fest ist, „zu sehen ein edles Volk mit seinem Herrscher, die im Einklang sich zusammenwirkend fügen, für den Tag, ja für Jahrhunderte, wenn es gelingt.“ Die wilde, rasche Leidenschaft, welche die Jugend auf ihren verworrenen Pfaden dahin reißt, ist ihm längst geschwunden, sein Sinn zu hellster Klarheit gediehen, sein Gemüth nicht dem ewig rollenden Wechsel der Dinge zugewandt, sondern der ruhigen, naturgemäßen Entwicklung, dem reinen Einklang alles Seyns und Lebens. Man erkennt in diesem an den Epimetheus der „Pandora“ anklingenden Bilde unsern Dichter selbst, den jeder wilde Umsturz, jedes vulkanische Gebären in innerster Seele beängstigte, daher er sich vor solchen Erscheinungen in die heitern Gefilde der Kunst und Wissenschaft zu retten bestrebt war, wenn er dadurch auch dem brandenden Wogensturme nicht ganz zu entgehen vermochte. Jene Ruhe aber, in welche sich Goethe aus dem politischen Getümmel zu flüchten schienen dem Epimenides die dem edeln Greise gewogenen Götter, die ihn durch ihre Genien in Schlaf versenken lassen. Diese Genien, welche als Vermittler des Götterwillens erscheinen, dachte sich Goethe als heitere himmlische Boten mit allem Glanze ausgestattet, wie aus einem Briefe an Meyer erhellt, worin er diesen auffordert, ihm zu seinem „Epimenides“ ein paar Dämonen nach antiken Mustern zu erfinden, die, im Gegensatze von Genien, Camillen (Opferknaben), Knaben aus der Zauberflöte, ahnungsvoll und prächtig ausgestattet seyen, wobei an Gold und selbst an Juwelen nichts gespart werden dürfe, doch sollten sie sich selbst einander entgegengesetzt seyn. Sie fänden dem Epimenides fieberhafte Zeiten an, denen die Götter ihn durch einen tiefen Schlaf zu entziehen gedächten, damit jene ihrem Liebling, dem alles Gegenwärtige durch ihre Gunst durchsichtig wie ein Crystallgefäß erscheint, nicht unsägliche Schmerzen bereiten mögen.

Nachdem die Genien dem Epimenides, den sie zur rechten Zeit aufzuwecken versprochen, in Schlaf versenkt haben, beginnt die Darstellung der allgemeinen Unterdrückung der Welt durch Kriegsgewalt und Kabinetsintriguen. So sehen wir denn zunächst die Kriegsgewalt auftreten sowohl in dem keck muthigen Kriegsheere, als in dem fürchterlichen Dämon des Krieges, der keine Schonung, kein Erbarmen, kein anderes Gefühl kennt, als das glühende Verlangen, seinem Ehrgeize den ganzen Erdkreis zur Beute zu gewinnen, wobei der Dichter nicht unterlassen konnte, auf die berüchtigte, gegen das freie England gerichtete Handelssperre, das sogenannte Continentalsystem Napoleons, hinzudeuten, dessen lange Duldung den traurigsten Beweis von der völligen Erschlaffung der an des Weltenbeherrers Triumphwagen gefesselten europäischen Welt liefere.

Und wenn der Erdkreis überzogen
Kaum noch den Athem heben mag,
Demüthig seine Herrn bewirthet —
Am Ufer schließet mir des Zwanges ehrnen Bogen!
Denn wie euch sonst das Meer umgürtet,
Umgürtet ihr die kühnen Wogen.

Das Heer, dem Goethe mit einer einzigen unbedeutenden Aenderung den schon in der „Pandora“ vorkommenden Marschgesang, durch die Rede des Dämons des Krieges in der Mitte unterbrochen, in den Mund legt, soll im Kostüm der sämmtlichen von den Römern erst unterjochten und dann als Bundesgenossen gegen die übrige Welt verwendeten Völker erscheinen, also etwa derjenigen Völker, welche unter Cäsar oder Augustus dem römischen Reiche dienstbar waren. Zur symbolischen Darstellung eines weltverheerenden Heeres konnte dem Dichter keines an sich passender und der übrigen antiken Haltung des Ganzen entsprechender scheinen, als gerade jenes ungeheure Römerheer. Aber nicht bloß Waffengewalt und unerschütterliche Feldherrngröße haben Europa überwunden, sondern auch das arge Intriguenspiel der Diplomaten und Höfe. Noch ehe der wilde Heereszug die Bühne verlassen hat, tritt von derselben Seite, nach welcher dieser abzieht, das Gefolge der List auf, kostümirt, wie es im ersten Abdruck des Stückes heißt, „wie die Hof- und Staatsmänner des sechzehnten Jahrhunderts,“ jener Zeit aus welcher das trügliche Spiel der Cabinets- und Diplomatenintriguen geboren wurde. Es bildet schon durch seine Tracht den schärfsten Gegensatz zu den Kriegsvölkern, durch deren Colonnen, wie der Dichter später hinzufügt, es sich hindurchschlingen sollte, um auch hiedurch seine Geschmiegigkeit symbolisch zu bezeichnen. Goethe hat beim ersten Abdruck das Gefolge der List nicht genauer bezeichnet, doch könnte man,

nach dem von Karl Lewezow in seinem „Vorwort an die Zuschauer des Festspiels: Des Epimenides Erwachen," S. XI Bemerkten zu der Annahme versucht seyn, er habe schon damals das Gefolge der List aus dem Pfaffen, dem Diplomaten, dem Hofmann und der Dame bestehen lassen, wozu später die lustige Person hinzugekommen, wäre es nicht im Personenverzeichnisse unter der Bezeichnung „Chor der Hofleute" aufgeführt. Nachdem das Gefolge (oder, wie der Dichter es später nennt, die Dämonen) der List seine alles verlockende Gewalt mit kecker Zuversicht ausgesprochen, begegnen sich die Dämonen der List und des Krieges, die sich zu gegenseitiger Anerkennung genöthigt sehen, wenn auch jeder von ihnen der mächtigere zu seyn wähnt. Die List darf anspruchsvoll von sich rühmen, daß sie es ist, die dem Kriegsgott den Pfad ebne und das von ihm Zerstörte völlig zu Grunde richte; denn nur wo die hinterlistigen Künste der Intriguendiplomatie und das genuß- und trugvolle Hofleben den Boden unterhöhlt, Fürst und Volk in unheilbaren Zwiespalt gebracht und in ihren feingespannenen Netzen alle reine und freie Wahrheit verstrickt haben, vermag der grause Kriegsgott die Brandfackel in's Land zu schleudern, und nur da kann er auf dauernde Unterdrückung des niedergetretenen Volkes hoffen, wo schlaue Intrigue alles zu ihrem Vortheil auszubeuten weiß. War es ja nicht allein die ungeheure Feldherrngröße, durch welche Napoleon die Welt in Fesseln schlug, sondern auch die geschickte Weise, in welcher er, nachdem der französische Thron, dieses Eldorado der Diplomatenwirthschaft und des wüsten Hoftreibens, morsch zusammengebrochen war, Zeit und Gelegenheit, sich an die Spitze der Republik zu schwingen, schlau zu benutzen und die Eifersucht der einzelnen ihm gegenüberstehenden Mächte gegen einander zu gegenseitiger Schwächung auszubeuten, ja einen Theil derselben auf seine Seite zu ziehen wußte. Es war eine unglückliche Aenderung, wenn der Dichter hier später statt des Dämons der List die einzelnen Dämonen derselben, und zwar den Pfaffen (im Personenverzeichnisse als Cardinal aufgeführt), den Juristen, den Diplomaten und die Dame austreten und in die in sich wohl zusammenhängende, keineswegs auf mehrere Personen berechnete Rede des Dämons der List sich theilen ließ.

Zu den anziehendsten Theilen des Festspiels gehört die nach dem Abgange des Kriegsgottes folgende Rede des Dämons der List:

Der Kriegesgott, er wüthe jetzt,
Und ihr umgarnt ihn doch zuletzt.
Zerrett' er goldner Saaten Halme
Mit flügelschnellem Siegeslauf;
Allein wenn ich ste nicht zermalme,
Gleich richten ste sich wieder auf.
Die Geister macht er nie zu Sklaven,
Durch offne Rache, harte Strafen
Macht er ste nur der Freiheit reif.
Doch alles, was wir je ersonnen,
Und alles, was wir je begonnen,
Gelinge nur durch Unterschleif.
Den Völkern wollen wir versprechen,
Sie reizen zu der kühnsten That;
Wenn Worte fallen, Worte brechen,
Nennt man uns welse, klug im Rath.
Durch Zaudern wollen wir verwehren,
Und alle werden uns vertraun.
Es sey ein ewiges Zerstören,
Es sey ein ewig Wiederbaun.

Der Dichter deutet hier verständlich genug an, daß die List auch an der Besiegung Napoleons einen Haupttantheil gehabt, wie denn selbst Hippel zugesteht, daß man List der List habe entgegenstellen müssen, und daß Hardenbergs diplomatische Feinheit, welche die französischen schlauen Herren in Berlin über die Absicht des Königs zu täuschen wußte, die glückliche Erhebung ermöglichte. Zugleich aber kann man die Hinweisung nicht verkennen, daß dieselbe stets geschäftigte List, welche den Unterdrücker gehoben und endlich besiegt habe, auch nach seiner Bewältigung ihr Spiel treiben und die Völker um den redlich verdienten und heilig versprochenen Preis bringen und sich auf solche Weise stets thätig zeigen werde zu zerstören und wieder aufzubauen, worin man fast eine Andeutung sehen möchte, daß die List, welche das Volk um sein Recht bringt, einer gleichen List wieder zum Opfer fallen werde. Goethe schrieb dieß im Juni 1814, als noch alles im vollen Siegesrausche war; aber nicht ohne Grund bezeichneten die Römer die Dichter als Seher. Diese ganze Andeutung, wie die List mit der Welt ihr böses Spiel treibt, ist aber um so merkwürdiger, als sie hier eigentlich ganz fremdartig erscheint, wo nur die List in ihrer Verbindung mit dem Kriegsgotte darzustellen war. Allein den Dichter überfiel bei seinem Festspiele zum Preise der errungenen Freiheit eine spottende Ironie, welcher er nicht Herr werden konnte; der Humor sprang ihm, wie der liebreizenden Here das rothe Mäuschen, unwillkürlich aus dem begeisterten Munde und zerstörte im Grunde das ganze hohe Pathos des Festgedichtes. Man wird hiebei an die Worte des Mephistopheles im zweiten Theile des Faust erinnert:

O weh! hinweg! und laß mir jene Streite
Von Tyrannei und Sklaverei bei Seite!
Mich langeweilt's, denn kaum ist's abgethan,
So fangen ste von vorne wieder an;
Und keiner merkt: es ist doch nur geneckt
Von Asmodäus, der dahinter steckt.
Sie streiten sich, so heißts, um Freiheitsrechte;
Genau besehn, sind's Knechte gegen Knechte.

Und in ähnlicher Weise spricht sich Erichtho am Anfange der klassischen Walpurgisnacht aus. Das Auf-

fallendſte aber bleibt, wie Goethe eine ſolche Stelle, welche den Völkern nichts Gutes weiſſagte, der Berliner Hofbühne zumuthen konnte, wo man ſie freilich in der Begeiſterung des Augenblicks und weil man ſich von Goethe einer ſo verſänglichen, nicht gar zu fein verſteckten Weiſſagung nicht verſah, leicht überhören konnte. Schon Grün hat auf die ſchalkhafte Ironie aufmerkſam gemacht, aber es war ihm unbekannt geblieben, daß bei den Aufführungen zu Berlin die ganze Rede dem Dämon der Liſt zugetheilt war; erſt bei der Bearbeitung für Weimar vertheilte der Dichter ſie auf fünf Dämonen der Liſt, den Pfaffen, den Diplomaten, die Dame, den Hofmann und den Juriſten, von denen wir in der vorhergehenden Scene nur vier fanden, und er fügte noch eine Rede der luſtigen Perſon hinzu, die unter einer emporſchlagenden Flamme als böſer Geiſt verſchwindet. Auch hier können wir die von dem Dichter getroffene Veränderung nicht billigen, da die den einzelnen Dämonen zugefallenen Reden für dieſe nicht gerade charakteriſtiſch ſind, abgeſehen davon, daß wie der Dämon des Krieges mit ſeinem Heerzuge erſcheint, ſo auch der Dämon der Liſt unter ſeinem Gefolge beſtimmt hervortreten muß, was nach der neuern Anordnung nicht der Fall iſt; denn wenn, nachdem an allen andern Stellen der Dämon der Liſt weggeſchafft iſt, dieſer doch noch im elften Auftritt erſcheint, ſo konnte dieſes doch nur ein bloßes Verſehen ſeyn, und der Dichter wollte auch hier ohne Zweifel an ſeine Stelle den Hofmann ſetzen, wie denn auch im ſpäteren Perſonenverzeichniſſe der Dämon der Liſt ganz in Ausfall gekommen iſt. Die Einfügung der Rede der luſtigen Perſon ſcheint uns gleichfalls wenig glücklich, da man nicht ſieht, in welchem Verhältniß die luſtige Perſon zu den übrigen hier aufgeführten Liſtdämonen ſteht. Oder wollte der Dichter bloß andeuten, daß böſe Rathgeber ſich unter den unſcheinbarſten und ungefährlichſten Geſtalten bei Hofe einzuführen wiſſen?

Der Dämon der Liſt beginnt nun gleich ſein Werk und fordert das Gefolge auf, den Palaſt des Epimenides zu zerſtören, indem es ſtill die Fugen löſe, ohne Gewalt, Wurzelfaſern gleich in das Feſte dringe. Auch dieſen Theil der Rede der Liſt hat der Dichter ſpäter, wie uns ſcheint, nicht beſonders paſſend auf den Diplomaten und den Hofmann vertheilt; wenigſtens ſollte man erwarten, auch der Pfaffe würde ſich dabei betheiligen, wodurch dem jetzt zweimal ſprechenden Hofmann auch eine Rede abgenommen würde, und die Aufforderung zur Zerſtörung erfolgt zweckmäßiger durch den Dämon der Liſt an ſein Gefolge, als wie jetzt durch einen der Liſtdämonen an die übrigen. Ueber das durch ſein Gefolge ſich vorbereitende Werk der Zerſtörung ſpricht der Dämon der Liſt ſeine hoffnungsvolle Freude aus, nach der ſpätern Anordnung der Hofmann, den man ſich doch lieber als mitzerſtörend und daher während der Zerſtörung mit den übrigen als abweſend von der Bühne denkt. Offenbar ſoll die Zerſtörung des Palaſtes ſymboliſch die Verwüſtung der Welt durch den Krieg bezeichnen, wobei es freilich ſonderbar auffällt, daß nicht der Kriegsgott, ſondern der Dämon der Liſt dieſe vollbringt, was als eine durch den Fortſchritt der Handlung nothwendig gewordene Abweichung von der ſtrengen Haltung der Allegorie kaum zu rechtfertigen ſeyn dürfte.

Die Mächte, welche die Freiheit und das Glück der Welt vernichten, ſind in den Dämonen des Kriegs und der Liſt zur vollſten Anſchauung gekommen, ſo daß nun der Dämon der Unterdrückung im ſymboliſch bezeichnenden Coſtüm eines orientaliſchen Deſpoten perſönlich auftreten kann. Der Liſtdämon bewährt ſich auch dieſem gegenüber, indem er ſich als ſklaviſch folgen und ſeilen Schmeichler gibt, um dieſen in ſeinem Uebermuthe, der den baldigen Fall vorahnen läßt, um ſo mehr zu beſtärken. In den Worten:

Und wo kann freieres Leben ſeyn,
Als dir zu dienen, dir allein!
Was großes auch die Welt geſehn,
Für deinen Zepter iſt's geſchehn.
Was Himmel zeugte, Hölle fand,
Ergoſſen über Meer und Land,
Es kommt zuletzt in deine Hand,

hört man den Hohn des Mephiſtopheles im zweiten Theile des „Fauſt," der den ſchwachen Kaiſer mit ſeinen Schmeicheleien berückt, und die mit ihren Lobhudeleien den Pan verblendenden Nymphen und Gnomen im dortigen Mummenſchanze. Zwar geſteht der Dämon der Unterdrückung, daß die Liſt ihm wohl gedient habe, da der Ruf der Kriegsposaune die langſam herangepflegten Schöpfungen der Freiheit nicht im erſten Augenblick niederſchmettern könne, aber ſeine Anerkennung trägt die allergnädigſte vornehme Miene des Herrn gegen ſeinen Diener zur Schau.

Sehr wohl! Die Mühe mir verkürzen,
Das iſt dein edelſter Beruf.

Dagegen ſpricht die Liſt, als dieſer ſich zur nähern Beſchauung der Ruinen entfernt hat, das zuverſichtliche Gefühl ihrer die untern Dämonen des Kriegs und der Unterdrückung weit überragenden Gewalt aus und droht beiden baldigen Untergang ihres Glückſterns, wodurch ſie zur Anerkennung ihrer Allmacht ſich gezwungen ſehen würden. Mit dieſer Drohung geht der Dämon der Liſt ab, um nicht wiederzukehren, da es der Dichter doch nicht gerathen fand, wie es der ſtetige Fortſchritt der Handlung verlangt hätte, in der allegoriſch dramatiſchen Darſtellung der Befreiung vom Dämon der Unterdrückung die Liſt, welche jenen erhoben, auch als Beſieger deſſelben auftreten zu laſſen, obgleich ihre Mitwirkung daran hier und

bei ihrem erſten Auftreten verſtändlich genug angedeutet iſt. Die Allmacht der Liſt hat ſich auch im Befreiungskriege offenbart, wobei man an die vielfachen Täuſchungen zu denken hat, mit denen man Napoleon hinterging, an die geheimen Verbindungen freiſinniger Männer, die im Finſtern ſchleichen mußten, bis ſie endlich beim ſchrecklichen Unfalle des Welteroberers ſich offen gegen ihn kehren durften. Und war es nicht auch eine Liſt, daß man ſich endlich dazu verſtand, die Erhebung des Volks gegen Napoleon aufzurufen, die man ſo lange als höchſt gefährlich beanſtandet hatte?

Welch eine genußſelige Einſamkeit die Deſpotie ſich wünſche, ſpricht der nach dem Abgange der Liſt wiederkehrende Dämon der Unterdrückung aus, dem die Ruinen noch ein allzufriſches Anſehen haben, daher ſie auf ſeinen Befehl ſich mit Moos und Wildniß bedecken müſſen. Alles um ihn her ſoll einſam und öde ſeyn; Männer will er nicht in ſeiner Nähe dulden, ſondern nur Eunuchen, die, wie er wähnt, ihn vor Männern ſchützen werden; dann aber ſollen ſchöne Frauen ſeiner ſchwelgenden Ueppigkeit fröhnen, doch nur Sklavinnen, die ſich glücklich ſchätzen müſſen, wenn er ihnen ſeine gierige Gunſt zuwendet. Dieſe von der orientaliſchen Deſpotie hergenommene Schilderung ſoll offenbar den Dämon der Unterdrückung nur mit bezeichnenden Zügen ausſtatten, ſein perſönliches Bild ſchärfer hervortreten laſſen, da ſie auf den Despoten der Neuzeit, deſſen Bewältigung das Feſtſpiel feiert, nicht im geringſten paßt. Man ſieht, wie es dem Dichter darauf ankam, ſeine allegoriſche Darſtellung nicht zu einem hölzernen, alles individuellen Lebens entbehrenden, nur mit abgezogenen Geſtalten gebarenden Spiele zu machen, ſondern ihm wahren Lebensodem einzuhauchen, woher denn freilich in der Handlung ſelbſt Widerſprüche entſtanden ſind und nicht allen einzelnen Zügen ein Gegenbild in Napoleons Weltherrſchaft und ihrer Bewältigung entſpricht.

Haben wir eben geſehen, in welcher Umgebung ſich der Dämon der Unterdrückung gefällt, ſo wird in der zunächſt folgenden Darſtellung ausgeführt, wie im Zuſtande ſklaviſcher Unterwürfigkeit alle geſelligen Tugenden, welche dem Leben Reiz und Werth verleihen, ganz erlöſchen; nur die einzige Hoffnung, die auch im Faſſe der Pandora zurückbleibt, glimmt noch unter der Aſche, und in ihr allein iſt die Möglichkeit der Rettung, der Keim friſcher Erhebung gegeben. Als die das Leben tragenden und verſchönernden Tugenden erſcheinen hier aber die beiden mit der Hoffnung verſchwiſterten, Liebe und Glauben, unter welchen der Dichter freudig ſich hingebende Neigung und Vertrauen verſteht, welche den Menſchen zum Menſchen hinziehen und eine innige geſellige Lebensverbindung hervorrufen. Unter der Deſpotie herrſcht nur kalte Eigenſucht, welcher jede liebevolle Hingabe, jedes gläubige Vertrauen fremd iſt. Die Schilderung der Bewältigung der argloſen Liebe und des ahnungsvollen Glaubens iſt eine rein dichteriſche, keineswegs ſymboliſch bedeutſame Ausführung. Wunderlich hat Zelter dieſelbe aufgefaßt, wenn er bemerkt, die beiden Tugenden würden vom Dämon der Unterdrückung in den unſeligen Zuſtand verlorener Freiheit und Unſchuld verſetzt, es ſey dieß ein tiefer Griff in die Natur menſchlicher Verderblichkeit. Daß Goethe hierauf eingeht und ſeine Freude darüber ausſpricht, die Achſe des Stücks, ohne welche das Ganze eine Albernheit wäre, von Zelter ſo feſtgehalten und tief empfunden zu ſehen, indem er die Bemerkung hinzufügt, daß das Exempel an Frauen ſtatuirt werde, mache die Sache läſſlicher und ziehe ſie in das Gebiet der Rührung — dieß darf nicht beſonders auffallen, da dem Dichter ſelbſt zur Zeit dieſer Aeußerung das ganze Stück, das ſich einmal von ſeiner Seele losgelöst hatte, fremd geworden war, wie er denn überhaupt, wenn er ſpäter von ſeinen eigenen Sachen ſpricht, ſelten ganz richtig darüber urtheilt. An unſerer Stelle liegt die Hauptbedeutung darin, daß alle das Leben beglückenden Tugenden geſchwunden ſind (Goethe führt als die edelſten, ſich am längſten erhaltenden Liebe und Glauben an) und nur die Hoffnung ſich erhalten hat.

Vergebens hofft der Dämon der Unterdrückung dieſe letztere, wie ihre beiden Schweſtern, durch geheuchelte Theilnahme zu irren; gewaffnet mit Helm, Schild und Speer, einer Minerva gleich, ſteht ſie ihm gegenüber und droht ihm mit erhobener Lanze. Dieſer unerwartete männliche Widerſtand verſetzt den ſeigen Unterdrücker in ſchrecklichſte Angſt, welche ihm düſtere, aus einander ſich entwickelnde Schreckgeſtalten vorgaukelt, bis er zuletzt alle Edeln des Volkes aus einer unheilſchwangern Wolke auf ſich eindringen ſieht.

Die breite Wolke ſenkt ſich, eine Wolke
Lebendig tauſendfach, vom ganzen Volke,
Von allen Edeln ſchwer; ſie ſinkt, ſie drückt,
Sie beugt mich nieder, ſie erſtickt.

Er ſucht ihr auszuweichen, wähnt ſich von ihr in die Enge getrieben, und iſt im Begriffe niederzuknieen, als die Hoffnung, welche ihn genugſam geängſtet ſieht, ihn ſich ermannen läßt. Hier ſtehen im erſten Abdruck die kaum zu entbehrenden, in allen Ausgaben, mit Ausnahme der letzten, ausgefallenen Verſe:

Du bliegſt das Knie, vor dem ſich tauſend brachen?
Der Allbeherrſcher ſey ein Mann!
Denn wer den Haß der Welt nicht tragen kann,
Der muß ſie nicht in Feſſeln ſchlagen.

Zwar hält er ſich vor, daß jene drohenden Geſtalten nur leere Schattenbilder geweſen, aber dennoch fühlt er, da ihm einmal ſeine Ohnmacht und Unſicherheit

in jenen Bildern so lebendig vor die Seele getreten ist, alles um sich so unheimlich und grausenhaft, daß er entfliehen muß; er möchte vor sich selbst fliehen. So ist denn also nicht allein sein Versuch, die frei umherschwärmende Hoffnung zu fesseln, völlig mißlungen, sondern ihr Anblick hat ihn auch so gewaltig erschüttert, daß er, wie von Furien verfolgt, unruhig fortgetrieben wird. Man erinnert sich hiebei der Furcht, welche Napoleon, der freilich keineswegs ein so felger Unterdrücker war, vor den liberalen Ideen hatte, und vor den ächt vaterländischen Gesinnungen, deren Bestehen ihm der haßensflammte Angriff von Staps, die kühnen Unternehmungen Schills, Dörnbergs und des Herzogs von Braunschweig, so wie seine Nachrichten von dem über Deutschland verbreiteten Tugendbund deutlich genug bewährt hatten.

Die Hoffnung ist es nun, deren ungebeugte Macht auch Glauben und Liebe entfesselt, um, mit ihnen schwesterlich verbunden, die verlorene Freiheit wieder zu erringen, wie dieß im sechzehnten bis achtzehnten Auftritt des ersten Abdrucks ausgeführt wird. Die spätere Anordnung beginnt hier einen neuen Aufzug, was insofern vertheidigt werden kann, als hier ein Ruhepunkt der Handlung eintritt und darauf die in sich geschlossene Entwicklung erfolgt, auf welche die durch die gewaffnete Drohung der Hoffnung im Dämon der Unterdrückung erregte Furcht und die ganze Haltung der Hoffnung hingedeutet haben. Allein die ununterbrochene Darstellung des Ganzen möchte wohl vorzuziehen seyn, da andere Abschnitte wohl viel dringender als dieser sich herausstellen dürften, wie nach dem dritten und eilften Austritt. Liebe und Glaube fühlen tief das Unglück ihrer beklemmenden Fesseln. Dieses Gefühl des unseligen Zustandes, in welchem sie schmachten, macht allein ihre Befreiung möglich, welche durch die Hoffnung vollendet wird, nachdem die von den Göttern gesandten Genien die Ketten gelöst haben. Der Dämon der Unterdrückung hatte Liebe und Glauben in Fesseln schlagen, aber sie nicht ganz unterdrücken können, und so erstehen sie denn wieder in frischer Kraft, als die Hoffnung, welche lange im Verborgenen umherschlich, nach dem Unfalle des Weltenbeherers mächtig stolz ihr Haupt erhoben. Diese deutet in den folgenden vier prächtigen Stanzen auf sinnvolle Weise an, wie sich im stillen ein Bund edler Männer gegründet, der, auf Tugend gestüzt, sich zu starker Ausdauer, zu Schutz und Trutz gegen die Herrschaft der Unterdrückung geeinigt habe, worin eine Hindeutung auf den freilich der äußern Form nach auf Napoleons Forderung bereits im Jahr 1809 aufgelösten Tugendbund nicht zu verkennen ist. Sie berichtet dann, wie von Osten her, im Weiterwälzen, einem Schnee- und Eisball gleich, sich immer vergrößernd, gewaltige Heeresmassen andringen, und wenn sie auch die Welt mit ihrer ungeheuern Wucht verwüsten, sie doch von ihrem Unterdrücker befreien, wie auch der Ocean und der Belt (England und Schweden) sich dem heiligen Befreiungsbunde anschließen, und so „das All in glücklicher Verkettung" den gemeinsamen Unterdrücker niedergemettert. Die Genien sprechen in der Götter Namen den unzweifelhaften Sieg der sittlichen Mächte über den Despoten aus, der in frechem Uebermuth die Welt in Ketten schlagen wollte.

> Schon droht ein ungeheures Bangen,
> Vergebens wird er widerstehn,
> Und alle, die noch an ihm hangen,
> Sie müssen mit zu Grunde gehn.

Die Hoffnung wagt es zuerst das schöne Wort der Freiheit, deren heilige Opferflamme ein Kreis edler deutscher Männer voll gläubigen Vertrauens in tiefer Brust gehegt, laut ertönen zu lassen, das bald an den Stufen der Tempel in jubelndem Danke erschallen werde, und das Echo gibt diesen süßen Laut von allen Seiten fröhlich wieder. Liebe und Glaube aber gedenken in reinster Anerkennung dessen, was deutsche Frauen für die heilige Sache des Vaterlandes im Befreiungskampfe gethan, und was Preußens König noch vor der ersten Aufführung, kurze Zeit nach der Dichtung des Festspiels, an seinem Geburtstage, am 3. August 1814, durch die Gründung des Luisenordens feiern zu müssen glaubte. Endlich schließen beide Genien unsere die nahe Befreiung weissagende Scene, indem sie in kurzen Schlagworten verkünden, daß die vereinigten Tugenden das Haupt von Stahl und Eisen wie ein Donnerschlag niederschmettern werden.

Jezt erst, nachdem der in nächster Aussicht stehende Sieg der von den verbündeten Tugenden verfochtenen heiligen Sache über tyrannische Willkür seine herrlichste Verkündigung gefunden hat, kann auch Epimenides wieder erwachen. Die Genien öffnen die ehernen Pforten; hinter den zurückgeschlagenen Vorhängen tritt der Weise hervor, steigt die Stufen wankend herab, umgeben von der ihm ganz ungewohnten düstern Nacht, in welcher kein Stern am Himmel leuchtet; nur ein ungeheurer Komet, dem großen im Jahr 1811 erschienenen, durch die besondere Gestalt seines Schweifes besonders auffallenden, ähnlich, der damals bei dem Zuge Napoleons nach Rußland die Gemüther sehr aufgeregt, läßt ihn ahnungsvoll die grause Zerstörung erkennen. Die Darstellung, wie die Genien ihn nach beiden Seiten des eingestürzten Palastes hinführen, und wie Epimenides über diesen Anblick in äußerste Verzweiflung geräth, bis die Genien ihm ein neues, frisches Leben der Freiheit versprechen und ihn zur Triumphsene hinleiten, ist wundervoll gelungen, und besonders kräftig spricht sich die Unsterblichkeit glühendregen Freiheitsdranges in den Worten aus:

Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz:
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es iſt ſelbſt der ganze Mann,
In ihm wirken Luſt und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

Allein bei alle dem bleibt die Einführung des Epimenides, wie wir oben bemerkten, etwas Fremdartiges, das in keiner Beziehung zu der ganzen übrigen Darſtellung ſteht.

Als Gegenſatz zum Dämon der Unterdrückung tritt jezt, von der Hoffnung geleitet, der Jugendfürſt auf, dem das aus den neueren, gegen Napoleon verbündeten Völkern gebildete Heer folgt, wie im Heerzuge des Dämons des Krieges die von den Römern unterjochten und zur Eroberung der übrigen Welt aufgebrachten Völker erſchienen. Der Jugendfürſt, ein anderer Fortinbras, ſoll ſymboliſch die neue, friſche, vom wahren Geiſte der Freiheit und des Rechtes geleitete Regierung bezeichnen, welcher die eben durch blutige Opfer von der fremden Willkührherrſchaft befreiten Völker entgegen ſchmachten, eine Regierung, wie ſie vor allen Preußens König feierlich verſprochen hatte. Der mächtige Kampf- und Siegesdrang ſpricht ſich im Chore der Krieger aus, welche Blüchers Vorwärts! zu ihrer Loſung gewählt haben. Aber hier gerade und in den Worten des Jugendfürſten iſt eine gewiſſe Schwäche und Mattigkeit nicht zu verkennen; eine ſolche kriegeriſche Begeiſterung war unſerem Dichter, der vor dem Kriege ein unüberwindliches Grauſen empfand, etwas völlig Fremdes. Bedeutſam aber klingt das Wort der Hoffnung, welche nur mit zu gutem Fuge warnt, ſich nicht dem den Völkern und beſonders den Deutſchen in der Begeiſterung ſo leicht kommenden Wahne hinzugeben, alles ſey ſchon erreicht, welche aber zugleich die ſchöne und wahre Ueberzeugung ausſpricht, einem freien, ſelbſtbewußten Volke ſey nichts unmöglich.

Noch iſt vieles zu erfüllen,
Noch iſt manches nicht vorbei;
Doch wir alle, durch den Willen
Sind wir ſchon von Banden frei.

Daß der Kampf ein Volkskampf geweſen, geſteht auch der Jugendfürſt ein, der übrigens ſehr unbedeutend und nichtsſagend erſcheint. Glücklicher iſt die folgende Scene ausgeführt, wo die Frauen und Landbewohner, von Glauben und Liebe geleitet, ſich herandrängen, um die Sieger jubelnd zu empfangen. Sämmtliche Chöre vereinigen ſich zu einem Geſange, in welchem ſie ſich zur Aufrichtung des Gefallenen verbinden, die ſymboliſch durch die Wiederherſtellung des Palaſtes bezeichnet wird, zu deſſen Zierde ein Theil der auf den Ruinen gewachſenen Pflanzenwelt zurückbleibt. Der Geſang der vereinten Chöre, den der Dichter ſpäter mehr ausgeführt hat, lautete urſprünglich kräftiger und volksthümlicher:

Und nun vor allen
Kein andres Sinnen,
Kein andres Dichten,
Als aufzurichten
Das, was gefallen,
Und zu gewinnen
Das, was verloren.
So iſt uns allen
Als neugeboren.

Nachdem der zerſtörte Bau wieder neu erſtanden iſt, erſcheint Epimenides, den früher die Genien zum neuen Freiheitsleben zu führen verſprochen haben, daher wir ſie hier vermiſſen, in Begleitung von zwei Prieſtern. Der Anblick der Zerſtörung iſt ihm wie ein wüſter Traum verſchwunden; er preiſt ſich glücklich, daß er die arge Zeit des Jammers nicht erlebt hat, aber er muß zugleich bekennen, daß die, welche dieſe Zeit mächtig durchgekämpft haben, größer ſind als er, den die Götter ſie in glücklicher Vergeſſenheit verſchlafen ließen. Man fühlt ſich ſehr verſucht, hiebei an den Dichter ſelbſt zu denken, der ſich bei den troſtloſen Zuſtänden jener ſturmbewegten Zeiten unſeres von Drangſalen heimgeſuchten Vaterlandes und bei der noch immer ſehr zweifelhaften Entſcheidung in ſeine Studien verſenkte, um ſich und ſeiner Geiſtesbildung ungeſtört leben zu können. Darauf würde man denn auch die Worte der Prieſter beziehen dürfen:

Table nicht der Götter Willen,
Wenn du manches Jahr gewannſt:
Sie bewahrten dich im ſtillen,
Daß du rein empfinden kannſt.

Es iſt ſchon oben bemerkt worden, daß es im urſprünglichen Plane gelegen haben müſſe, den Epimenides hier bedeutender hervortreten und die ganze Wichtigkeit des Kampfes, wie auch die warnende und ermuthigende, aus der Möglichkeit ſo langer Unterdrückung und dem durch vereinte Volkskraft errungenen Siege hervorleuchtende Lehre mit würdigem Ernſte ausſprechen zu laſſen, wodurch das Ganze einen viel beſſeren Abſchluß gewonnen haben würde. Statt deſſen feiern jezt Glaube, Liebe und Hoffnung Preußens König, worüber der doch auch noch auf der Bühne verweilende, aber eine ſehr unglückliche Rolle bei dieſem ihn ganz unberückſichtigt laſſenden Preiſe ſpielende Jugendfürſt ganz vergeſſen iſt, und die Beſtändigkeit und die Einigkeit, welche leztere Epimenides herbeiführt und entſchleiert, erhalten ihren gebührenden Antheil an dem errungenen Siege. Daß die ganze Stelle von der Beſtändigkeit, in welcher auch der Jugendfürſt wieder redend eingeführt wird, ſpäter vom Dichter weggelaſſen wurde, erwähnten wir bereits in unſerem erſten Artikel. Die Einigkeit, deren Rede der Dichter ſpäter getheilt und die leztе Hälfte dem unbeſchäftigten Jugendfürſten zugetheilt hat, wendet ſich nun an die deutſchen Fürſten im allgemeinen, die

durch vereintes Handeln das Volk und ſich ſelbſt beglückt haben, und ſchärft ihnen die goldene Lehre ein: „Nachgiebigkeit bei großem Willen!“ worin deutlich genug ausgeſprochen liegt, daß ſie durch ihre eigen- und eiferſüchtige Zwietracht das allgemeine Beſte verrathen und die lange ſchmähliche Unterdrückung möglich gemacht haben. Epimenides feiert dann noch zum Ueberfluſſe den bei Friedrichs Aſche geſchloſſenen Bund zur Befreiung von dem Deſpoten, den jezt gemeinſame Kraft gebändigt habe. Dieſes ganze eingelegte Lob der Fürſten ſcheidet ſich als fremdartig von der übrigen Darſtellung ab und findet nur darin ſeine Erklärung, daß der Dichter ein Feſtſpiel auf die Rückkehr des Preußenkönigs und ſeiner höchſten Gäſte zu liefern übernommen hatte. Die folgenden Chöre der Krieger und Frauen ſtänden hier ganz müſſig, ſollten ſie nicht das folgende Ballet einleiten, das auf der Berliner Hofbühne nicht entbehrt werden konnte, und hier gerade eine bedeutende Wirkung haben mußte, da es die Freude des Wiederſehens und Wiederfindens pantomimiſch ausdrücken ſollte, wie der Dichter beim erſten Abdruck andeutete. Später hat er nur bemerkt, daß beide Chöre eine große Gruppe bilden ſollten, dann aber acht Verſe eingeſchoben, von welchen die ſechs erſten Epimenides, die zwei lezten die Prieſter ſprechen. Dieſe Einſchiebung iſt offenbar aus dem richtigen Gefühl hervorgegangen, daß Epimenides am Schluſſe zu wenig bedeutſam hervortritt, aber ſie ſcheint uns hier nicht allein wenig angebracht, ſondern tritt auch mit der frühern Darſtellung des Epimenides in Widerſpruch, da derſelbe keineswegs „frommem Hoffen nach Wunderthaten“ ſich hingegeben hat. Der Schlußchor endlich ſpricht das Nationalgefühl der Deutſchen, ſo wie die frohe Hoffnung auf ein friſch blühendes Leben edler Freiheit aus, und endet mit dem Preiſe des zurückgekehrten Herrſchers; denn nur dieſer kann dem Zuſammenhange nach in den Worten: „Der Herr iſt da!“ gemeint ſeyn, und es iſt keineswegs an ein „Nun danket alle Gott!“ zu denken.

Wir haben die Mängel der Compoſition und die einzelnen Schwächen des Feſtſpiels nicht verſchwiegen, welche aber die nicht zu verkennenden hohen poetiſchen Schönheiten deſſelben nur wenig beeinträchtigen können. Am bedeutſamſten ſchien es uns, auf den Humor hinzuweiſen, welcher ſich des Dichters, der eine vollſtändig richtige Beurtheilung der Befreiungskriege auch hier verräth, unwillkürlich bemächtigte und ihn von der Berliner Hofbühne herab Gedanken ausſprechen ließ, die für die deutſchen Fürſten nichts weniger als ſchmeichelhaft waren.

H. Düntzer.

Aus Süddeutschland an die Adria.

(s. Nr. 25.)

IV.

Altenmarkt, hoch über dem Flusse und in einer ziemlichen Weitung des Thales gelegen, ist ein Marktflecken von nur 39 Häusern, und den Leuten im Posthause sah man es wohl an, daß solche Zugvögel wie wir nicht allzuhäufig sich dahin verirren. Doch wurde unsern bescheidenen Ansprüchen, Dank dem Feste, das frisches Fleisch in den Ort brachte, leidlich genügt; mit einem wirklichen unzweideutig greifbaren Silberzwanziger wurde dem von Weyer her gehörig eingenetzten Postillon eine solch hohe Festfreude gemacht, daß er nicht tief und inbrünstig genug uns die Hand dafür küssen konnte; dann zogen unsere zwei Fußreisenden wohlgemuth weiter — natürlich wieder mit Extrapost.

Bald geht die Straße jäh hinab, bald steil aufwärts und schlingt und drückt sich mit aller Kunst und Kraft an den Vorsprüngen und Abhängen hin. Besonders eigensinnig windet sich der Strom beim Lauser in seinem tiefen Bette und wahrhaft großartige Blicke eröffnen sich auf und ab. Bei Reifling stürzt sich links herein die mächtige, von der Gegend des erzherzoglichen Brandhofes herabkommende Salza in die Ens über einen 350 Klafter langen Holzrechen; große Köhlereien rauchen und dampfen umher. Das Thal wird immer enger, ernster und dunkler, da öffnen sich plötzlich die Berge, die Wände treten frei zurück und „ein heiterer Sonnenblick am finstern Gewittertag" erscheint das Landl, mit einzelnen Häusern überstreut, vor dem überraschten Auge. Dieser herrliche Gebirgskessel ist nach den wilden Felsenengen doppelt überraschend; mit Recht heißt sie Schaubach „eine Oase in den hier so zusammengedrängten Bergmassen." Aber kaum eine Stunde vergeht, so sind wir düsterer, wilder in die Felsenwände eingemauert als irgend bisher. Hinter dem Hammerwecke Laubach verschließt sich das Thal fast ganz und neugierig forscht das Auge, wo das enden will. Eine Wendung der Straße, und freundlich, vom nachmittäglich etwas ausgehellten Himmel begünstigt, liegt Hieflau vor unsern Füßen.

Hier treffen drei Thalfurchen zusammen: von Westen her das Thal der obern Ens, welche aus den norischen in die österreichischen Kalkalpen durchbrechend und stundenlang über Wasserfälle hinsausend sich plötzlich im spitzen Winkel von nordöstlicher in nordwestliche Richtung kehrt; nach Norden das untere Ensthal, von Süden herein das Gebiet des Erzbachs. Die Ens ist hier durch einen großartigen Rechen geschwellt, erbaut vom Tiroler Hans Gasteiger, um das auf ihr von den Bergen und auf ihr selbst herabgetriftete Holz aufzufangen, welches zum Theil hier verkohlt wird. Sechsundsechzig Kohlenmeiler liefern 300,000 Metzen Kohlen. Die Gegend hat hievon ein ganz eigenthümliches Gepräge: mitten zwischen den hohen Bergen der Fluß, über den fast vierzehnhundert Fuß breiten Rechen in weißem Schaum herabtosend, die 66 rauchenden Meiler, der feuerspeiende Hochofen und die großen Mühlsteinbrüche in den Kalkbrecciewänden — das alles gibt ein Bild regster Gewerbthätigkeit. Hieflau, eine stattliche Doppelgemeinde von 1500 Einwohnern, bietet den Mädegefahrenen ein gutes Gasthaus und zur weiteren Fußreise, da noch kein Mensch dem Wetter trauen will, sofort eine frische Extrapost, Nummer vier für heute.

Durch eine einzige Spalte der höheren Kalkalpen, die wir mit Hieflau hinter dem Rücken haben, dringt das Gebiet des Erzbachs herein an die Ens. Am Fuße des 6572 Fuß hohen Kaiserschilds vorbei und im Angesicht des wundersam gestalteten und oben ganz senkrecht geschichteten 6948 Fuß hohen Lungauers, führt die Straße längs dem Bache gen Süden, bis sich die Radmär rechts hinan zieht. Da drüben und droben erhebt sich der 5100 Fuß hohe Zeyrig-Kampel, auf dem es nichts weniger als geheuer ist. An dem Kampel befindet sich nämlich eine Höhle, das Wunderloch, in welcher ein großer See ist, von schwarzen Fischen und einem großen Lindwurm bewohnt. Heren, auf Ofengabeln reitend, halten Wettrennen um denselben und machen daselbst die Wetter. Wirft man einen Stein in dieses Loch, so ziehen sich beim heitersten Wetter die Wolken zusammen und Blitz und Donner folgen. Das ist ja gewißlich wahr, wir greifen's mit Händen und sehen's mit Augen; ja von der höher steigenden Straße aus sehen wir, wie der bösen Hexe nicht einmal die Pfanne in ihrem Höhlenherde groß genug ist und sie heute, weil Festtag ist und zwei so seltene Gäste kommen, den ganzen mächtigen Gebirgskessel dazu nimmt, um Nebel auf Nebel zu brauen und vom überfließenden Gischt mit dem Rührlöffel uns beiläufig ein klein wenig Regen bis unter das Kutschendach

hereinzuspritzen. Wir wollen uns ducken und ihr kein Wort drein reden, geschweige einen Stein in ihr Wetterloch werfen. Blitz und Donner — das könnten wir heute auch noch vollends brauchen! Hinter dem Kampel ist die „Hölle“ und nicht weit davon der „finstere Graben,“ da traue einer! Die Natur ist hier voll von Wundern, in lichter Höhe oben und in dunkler Tiefe unten. Eine kleine Höhe trennt den Erzbach, der unser Geleitsmann ist, vom Jaffinganer Thale; der Seebach hat sich aus demselben heraus eine enge Bahn gebrochen. Auf der niedrigen Höhe selbst liegt das späterbaute Schloß Leopoldstein, jetzt einem Bauern gehörig. Dahinter ruht, 1860 Fuß über dem Meere, der herrliche grüne Spiegel des Leopoldsteiner Sees, dessen grandioser Rahmen von den ringsum stehenden, 5 bis 6000 Fuß hohen Felsenmauern, die Seemäuer genannt, gebildet wird.

In einer kleinen Stunde sind wir in Eisenerz; vor uns steht der alters- und nebelgraue Erzberg, eine der Herzkammern Steiermarks. Dieser berühmte Berg, 4700 Fuß hoch, ist eine uralte Goldgrube für das Land, denn ohne Zweifel haben die Römer die „norischen Schwerter“ aus seinen Eingeweiden geschmiedet. Ja hier ward einst ein Wassermann gefangen (wir sind trotz dem, daß wir nun so lange mitten durch die Werkstätte Vulkans und seiner rußigen Cyklopen wandern, doch heute einmal ausschließlich unter dem Zeichen dieses Gestirns); umsonst waren alle seine Bemühungen, wieder loszukommen, da versprach er für seine Befreiung ein reiches Silberbergwerk von nicht langer Dauer, oder ein überreiches Eisenbergwerk von ewiger Ausbeute. Heutzutage, wo man nur von heute auf morgen lebt und den Nachkommen am liebsten Schulden hinterläßt, hätten unsere Finanzier gewiß nach den Silberlingen gegriffen und für das kurze Silberwerk die lange Ewigkeit verkauft; damals, im goldenen Zeitalter, wählte man das ewig dauernde Eisenbergwerk. Der Wassermann zeigte den Erzberg und stürzte sich wieder in seine Fluthen, wo er noch schwimmt, wenn er nicht ertrunken ist. Der Wassermann, der war natürlich das Wasser, das zum mächtigen Gebirgssee aufgestaut und in den Kalkfelsenmauern eingeschlossen war, bis er sich zur Enns hindurch gebrochen und im dahin sich ergießenden Erzbache sein Element und seine Freiheit gefunden, dafür den Abbau und Aufschluß des Erzberges möglich gemacht hat.

Eisenerz, der von Kohlen geschwärzte Hüttenort (2212 Fuß über dem Meere gelegen), ist ein Marktflecken von 1500 Einwohnern und Sitz der k. k. Innernbergischen Hauptgewerksdirektion. Für seine zwei Hochöfen und vierzehn Schmelzhütten werden jährlich 400,000 Centner Eisenstein aus dem Erzberg gegraben. Für das jenseits des Bergrückens gelegene Vordernberg werden 500,000 Centner gewonnen. Man berechnet den noch verschlossenen Bergsegen auf neunhundert Millionen Centner, und für die nächsten tausend Jahre hätten die 5300 Berg- und Hüttenleute in ihren sechs Stollen noch Arbeit und Brod genug. Auf der halben Höhe des Bergs steht die Barbarakapelle, worin am Kirchenfeste das große marianische Wunder ausgestellt wird, eine Erzkuse, in deren Umrissen die gläubige Phantasie ein Bild der seligsten Jungfrau erkennt. Besonders anziehend hat die von Gottes Schöpferkraft beseelte Natur, die Tausendkünstlerin, in Formen gespielt bei Gestaltung der herrlichen „Eisenblüthe,“ womit sie sich die Klüfte des Berges zu Aufbewahrung ihres Brautschatzes gewölbt und ausgeziert hat. Wir sahen in unserem Gasthause ein solches Kleinod aus diesen sogenannten „Schatzkammern,“ und es ist ein liebliches Naturspiel, wie mitten aus dem schwarzbraunen Eisensteine die mischweiße tausendfingerige metallene Blüthe gleich den zartest geformten Staiaktiten der Tropfsteinhöhlen ausschlägt. Auf dem Gipfel des gottgesegneten Erzberges steht ein herrliches Riesenkreuzbild von Gußeisen, 24 Fuß hoch und 10 Centner schwer. Erzherzog Johann hat es in Mariazell gießen und 1823 am 4. Juni aufrichten lassen.

Der Tag hat sich geneigt, es will Abend werden, aber die freundlichen Wirthsleute, bei denen die Post uns absetzte, sagten uns nicht: bleibet bei uns. Denn der Festtag hatte eine Menge der Gläubigen und Rußigen im Orte versammelt, das Haus hatte nicht Raum für uns. „Ist etwa Musik heute Nacht?“ fragt unbefangen mein Begleiter. Aber welch ein Blick darauf in den Augen der christlichen Frau! „Musik am Fronleichnamsfeste!“ fragte sie erstaunt, und eben so erstaunt über solch frommes Erstaunen, erwiederte er, bei uns im Reiche draußen gehöre das allerdings dazu, daß wo der liebe Gott Kirche hält, der Teufel seine Kapelle daneben dirigiert. Nein, die eisengrabenden und eisenreckenden Steierleute wollten und konnten nur des Unwetters wegen nicht mehr heim in ihre entlegenen Hütten, und darum war in allen Wirthshäusern alles besetzt. In der That regnete es draußen von neuem, und um dieser Sündfluth zu entgehen, was anders konnten wir thun, als consequent in unserer Fußreise fortfahren, abermals in eine Arche kriechen und bergauf bergab in die stille Nacht hinein „über die Consequenz als Laster“ philosophieren?

Also ward aus Morgen und Abend ein Regentag, und aus einem Ertragenuß, den wir uns mit der Durchwanderung der abgelegenen Eisenstraße bereiten wollten, wurde ein ausgezeichneter Extrapostgenuß. Besaß man freilich, wie mein edler Freund, das kostbare Talent, im Wagen schlafen zu können, hatte man es vom ersten Einsteigen des ersten Reisemorgens an kunstmäßig geübt, so war heute ganz ein Tag, ein Meisterstück zu liefern. Man stieg dann in Losenstein ein und schlief, man stieg in Weyer ein und schlief, man stieg in Altenmarkt ein und schlief, man stieg in

Hieflau ein und ſchlief, man ſtieg in Eiſenerz ein und ſchlief; man brannte wohl zwiſchen hinein einen Stengel Bremer Kraut ab und ſchlief, man bekam vom rollenden Wagen oder auch bei einem beſonders ſchönen Fleck vom freundnachbarlichen Ellenbogen einen wohlmeinenden kleinen Rippenſtoß, machte die Augen auf und ſchlief. O neidenswerthe Tugend und ſchon der Mühe werth, auch einen und den andern Verſuch in Nachahmung ſolcher Beiſpiele des Guten zu machen! Aber mochte auch die einbrechende Nacht doppelt dazu ermuntern, links vom Erzberg führt der Hochgerichtsgrund zum 3724 Fuß hohen Prebühl hinan, und Hochgericht, dunkler Tannenwald, ſchwere Noth und ſehr gemäßigter Fortſchritt des am Wagen keuchenden Pegaſus, der gierig nach friſchem Ausſchlag des Nadelholzes ſchnappt, das ganze ſehr naßkalte Behagen im engen Küſtchlein, und auf der Höhe der Straße wahrhaftig, leibhaftig friſchgefallener Schnee — das alles wäre nur einem Schlafgenie erſten Rangs überwindlich. Als aber von oben an der Klepper bergabwärts Muth bekam, und wie einſt dem unglücklichen Siſyphus „hurtig mit Donnergepolter entrollte der Voſſiſche Marmor,“ ſo unſer ſchlechtbefiederter Götterwagen die endloſe Steige nach Vordernberg und Trofaiach hinunter polterte und holperte, da entging im Fluge durch dieſe beiden, nur eine einzige ſtundenlange Gaſſe von Eiſenwerken bildenden Orte den wachenden Augen keine der zahlloſen Feueressen, die prachtvoll genug ihr Funkengewimmel in die rabenſchwarze Nacht hinauf wirbelten. Das war köſtlich und erinnerungsſchön genug, wie gleich dem Volke Iſrael durch die arabiſche Wüſte uns heute auf dem Durchzug durch das regenwüſte, aber dabei wunderherrliche Ennsthal bei Tag treulich und ſtandhaft die Wolkenſäule, und nun Nachts die Feuerſäule voranging als Wegweiſer in's gelobte Land, das wir in Leoben erreichen, nach ſieben Stunden langem Wege zu ſpäter Nachtzeit. In Leoben, wo am 17. Auguſt 1797 in einem noch ſtehenden (Eggenwaldiſchen) Gartenhauſe zwiſchen Oeſterreich, Neapel und Napoleon der berühmte Waffenſtillſtand geſchloſſen wurde, ward in gutem Gaſthauſe nach einem letzten, mit Meſſer und Gabel und entſprechendem Traubenblutvergießen gewonnenen Treffen auch zwiſchen uns, der Extrapoſt und dem Wetter ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen. Die Beſiegten ſtreckten die Waffen, die Sieger gingen zu Bett.

Und ſtanden in erſter Frühe bei klarſtem Sonnenſcheine wieder auf. Himmel und Erde hatten ſich wie durch einen Zauber geändert, ſo wie wir die noriſchen Alpen überſtiegen und im ſchönen Murthale beim „Kaiſer von Oeſterreich“ das Lager bezogen hatten. Das Thal der Mur iſt nächſt dem der Drau das längſte Flußthal der Alpen, und faſt dreiviertel des Weges hat der aus dem Urgebirge geborene kerndeutſche Strom bereits bei Leoben zurückgelegt. Bei ſeiner Berührung mit der Hauptſtadt der alten Grafſchaft „Liuben“ wendet er ſich vor dem Thore derſelben ein wenig nördlich, umgeht eine kleine Halbinſel, kommt in ſüdlicher Richtung zurück und fließt an der Oſtſeite der Stadt vorüber. Leoben, ein hübſches Städtchen von 2000 Einwohnern, gut gepflaſtert, und was uns geſtern Nacht beſonders wohl that, auch beleuchtet, iſt der bedeutendſte Ort Oberſteiermarks, und bei dem ſtrahlenden Morgenhimmel prägte ſich uns das reinliche Bild deſſelben in günſtigſter Erinnerung ein. Viele Häuſer haben außen Wandmalereien, freilich ſpätere Arbeit. Außer den Gewerken machen die vier zuſammentreffenden Handelsſtraßen die Stadt belebt.

In einem Stellwagen fahren wir über zwei Stunden lang faſt ſchnurgerade über Niklasdorf am rechten Ufer der Mur fort und erreichen bald die vier Stunden entfernte Kreisſtadt Bruck an der Mur — nein, an der Eiſenbahn, denn was kümmert die ſich um alte und altberühmte Waſſer- und Landſtraßen! Was die Waſſerſtraße betrifft, ſo war ihr von Gott- und Rechtswegen der gerade Weg inmitten der langhingeſtreckten Höhen der nördlichen noriſchen und ſüdlichen ſteiermärkiſchen Alpen hinab nordöſtlich geweſen; allein der große Weltenzimmermann hat dennoch nicht dorthinaus die Thüre gemacht. Wie er der nachbarlich in gleiche Richtung geweſenen Ens bei Hieflau gebot, hier ſollen ihre Wellen ſich nördlich durch die Salzburger und Oeſterreicher Alpen durchſuchen, ſo befahl er der Mur, da wo ſie voll Luſt und Leben das Angeſicht ſtracks dem Stephansdome zuwenden und aus der Ferne ſchon hinaußjauchzen wollte: es gibt nur Eine Kaiſerſtadt, es gibt nur Ein Wien! rechtsum zu machen, und wie die Ens nördlich, ſo ſüdlich abzuſchwenken, um durch die dicken ſteiermärker Alpenklöze hindurchzubrechen. Der Weg in's wein-, weiber- und liederluſtige Wiener Becken wurde der armen Mur vom böſen Sömmering, wie der unglücklichen Eva der Weg in's Paradies vom Cherub verſperrt.

Sie macht, gut geſchult, wie ſie iſt, eine möglichſt gute Miene zum böſen Spiel und bittet ſich mit uns nur noch ein halb Stündchen Galgenfriſt im großartigen Gaſthofe zur Eiſenbahn aus, um eine Taſſe Kaffee am ziemlich friſchen Morgen und einen Blick in das, eben am Zuſammenfluſſe der Mürz mit der Mur liegende, ziemlich geräumige und ſaubere Städtchen zu genießen. Es hat nur 1600 Einwohner und unter ſeinen 200 Häuſern im alten Fürſtenhofe mit ſeinen romaniſchen Bogengängen ein vorzügliches Denkmal alter Kunſt. Den großen Marktplatz ziert ein ſchöner Brunnen und der berühmte Platzſchilcher, d. h. Schilchers ausgezeichneter Gaſthof. Das nordöſtliche Eckhaus des Platzes iſt mit einer Spitzbogengalerie in venetianiſchem Style geſchmückt. Weiterhin fällt uns

ein Wirthsschild an der Straße auf; da steht Christus mit den zwei Jüngern von Emmaus und drunter steht die bekannte Bitte derselben: Herr, bleibe bei uns! Außer der Stadt steht auf der Höhe die Burg Landskrone, seit dem Brande von 1792 eine Ruine.

Indessen kommt „der Reichsverweser“ vom Sömmering her, dampfend und schnaubend; wir steigen ein und machen uns unter das allerlei Volk, das die kalte Nachtfahrt von Wien her überstanden zu haben sehr froh ist. Auffallend still und geordnet geht es in diesen Eisenbahnwagen her im Vergleich mit andern deutschen Bahnen, auch das bedienende und beaufsichtigende Volk ist manierlich und menschlich, wie man es nicht überall trifft. Die verhältnißmäßige Stille und Ordnung ist, selbst wenn sie nur die Frucht des k. k. Belagerungszustandes seyn sollte, dem von andern Bahnen Herkommenden eine sehr wohlthuende Erscheinung. Dagegen ist diese südliche Staatsbahn nichts weniger als ohne Furcht und Tadel. Die übrigens sehr bequemen Wagen stoßen und rütteln bis nach Laibach hinab unbarmherzig und wir haben heute von Bruck bis Graz eine herrliche Vorübung auf die morgende Hauptschlacht.

Die Bahn folgt der Mur gen Süden aus der obern in die mittlere Mark, welche politisch mit dem Grätzer Kreise beginnt. Hier bei Bruck ist der tiefste Ausgang des breiten Murbeckens, und es ist prächtig, wie der Strom trotz Radetzky Grenadieren einen Wall des Urgebirges um den andern durchstürmt. Die Engen, durch die er bricht, sind äußerst romantisch durch die herrlichen Burgen, welche sie schmücken, und zwar Burgen des ersten Ranges. Die Felsen treten dicht an den Fluß heran. Kirchdorf gegenüber liegt links die weitläufige Burgruine Bäreneck. Von Rötheistein, wo ein röthlicher Marmor bricht, wendet sich das Thal fast spitzwinklig gegen Südwest bis zum Gemsbach am Schlosse Meyer. Felsenwände beengen das ohnehin enge Thal und die Eisenbahn hat große Mühe sich auf gewölbten Galerien daran hinzuwinden. Bei Pfannberg liegen über dem fürstlichen Schlosse Lobkowitz die Ruinen der gleichnamigen Burg. Weiterhin ist das noch wohlerhaltene epheuumrankte Felsenschloß Rabenstein, darüber ragen die Reste der noch älteren Burg über die Tannen hervor. Seitwärts steht das große Schloß Waldstein, den Dietrichstein gehörig. Eine halbe Stunde davon liegen die Ruinen des alten Waldstein mit einem ungeheuern dreieckigen Thurme. Oestlich von dem heitern Markte Peggau, wo eine Station ist, liegt die große Ruine seiner alten Burg. Das Gebirge rechts und links enthält einige ergiebige silberhaltige Bleibergwerke.

Unter Peggau engen die senkrechten Wände der Padelmauer, in der sich eine Tropfsteingrotte befindet, das Thal nochmals ein. Die Bahn geht auf das linke Ufer der Mur; da liegt die zertrümmerte Lueginsland. Im Thale abwärts blinkt das alte schöne Schloß Plankenwart mit seinen zwei großen Thürmen. Ueber dem Markte Gratwein ragen die Trümmer von Stübing. Ueberaus lieblich schaut vom tannengrünen Hügel die Wallfahrtskirche Straßengel herab, ein herrlicher Bau mit schlanken durchbrochenen Thurme, ähnlich der Frauenkirche zu Eßlingen am Neckar, aus der besten Zeit des germanischen Styls (1346). Wahrhaftig wie ein Bote aus höherer Welt steht das herzige Kirchlein segnend und weihend über der unten ihre kalten eisernen Linien hinziehenden Weltstraße; wie ein rechtes Gnadenbild blickt sie herab zu dem Wanderer, der ohne Gnade vom Dampfroß vorüber und hinweggerissen wird im gemüthlosen Sturm und Drang der um eines Traumes Schatten sich abhetzenden, zeitlosen Zeit. — Kaum gedacht ist der Lust ein End' gemacht: ein neuer Gegenstand zieht das Auge hinüber in den Seitengrund, wo das schon 1128 gegründete, freilich ganz modernisirte Cisterzienserstift Rein in der Morgensonne strahlt, mit seiner mächtigen Kirche, in der eine Reihe erlauchter Todten schlummert. Doch weiter! es winken am linken Murufer von hohem Felsen die Ruinen der Burg Gösting; ein senkrechter Fels zu deren Rechten, der Jungfernsprung, ragt weit gegen den Fluß vor; von ihm hat sich die schöne Anna von Gösting, um einem verhaßten Bräutigam zu entgehen, herabgestürzt. Das Murthal hat sich schon vorher aufgeschlossen, breit und heiter entfaltet sich eine sonnige Ebene und der in ihrer Mitte ragende Schloßberg verkündet die fürstliche Hauptstadt.

Grätz, oder vielmehr Gratz, wie sein Name aus der blutigen Schlacht zwischen Hammerpurgstall und Meister Schreiner siegreich hervorgegangen ist, die Königin der Alpenstädte, hat sich reizend in's Murthal gebettet. Ich hatte sie mir immer in tiefem düsterem Thale gedacht, und wie überraschte mich nun dieses freundliche, im weiten Umkreis von grünen Bergen umschlungene, auf allen Vorhügeln mit heitern Landhäusern überstäte Grätzer Feld, in das sich so rasch das Alpenthal aus seinen Engpässen erschließt! Das ist ein prächtiges Amphitheater voll Farbe und Duft gegen Norden, während am südlichen Ende die Ebene sich in ein reizendes Hügelland öffnet. Jene Vorderge sind von lieblich schwellenden Formen, das Auge sieht sich nicht satt daran. Und wir haben zu reichem Ersatz für den gestrigen Regen heute ein so wunderbar schönes Wetter, und wir finden in Gratz einen gefällig und heiter durch alle Reichthümer seiner schönen Vaterstadt uns führenden Freund, so daß sich an uns vollkommen erfüllt, was Schaubach, unser treuer Begleiter sagt: „daß Graz für jeden Reisenden durch die deutschen Alpen eine der lieblichsten Erinnerungen bleiben werde.“

Der Bahnhof ist ziemlich entfernt im Westen der

Stadt angelegt, bereits aber streckt diese ihre Arme zur Bahn hinaus; zwei stattliche Häuserreihen säumen die breite Verbindungsstraße. Ueber den voll dahinfluthenden Alpenstrom führt eine Kettenbrücke in das Gewimmel der Großstadt. Prächtige Läden, deren Waaren durchweg geschmackvoll hinter den Schaufenstern ausgelegt sind, bieten in den meist ziemlich engen, aber heitern und ganz ebenen Straßen dem Blicke reichliche Unterhaltung. Eilen wir nach kurzer Erquickung im Gasthofe zum Haupt- und Mittelpunkte der Stadt, dem Schloßberge. Unmittelbar an den Ufern des Flusses erhebt er sich 288 Fuß über den 1100 Fuß ob dem Meere liegenden Spiegel desselben. Durch liebliche, die reizendsten Fernsichten bietende Anlagen, die General Welden aus den zerstörten Festungswerken schuf, steigen wir bequem aufwärts. Da prangt und blinkt die für eine Alpengegend große Fläche des sechs Stunden langen und eine starke Stunde breiten Grätzer Feldes. Sanfte Hügel, von Weinreben und Wäldchen anmuthig umkränzt, aus denen schöne Landhäuser hervorleuchten, umschließen die Ebene. Im Westen, Norden und Osten erhebt sich eine Höhe über der andern, nur durch den blauen Duft der Ferne von einander abgehoben; den fernsten Höhenkreis bilden die Schwanberger, Stuben- und Kleinalpen nebst dem 7000 Fuß hohen Schöckel. Die Stadt mit ihren Vorstädten, 50,000 Einwohnern, 22 Kirchen, 7 Klöstern (und einer evangelischen Gemeinde von etwa 500 Seelen) hat einen Umfang von drei Stunden, und wie eine Henne inmitten ihrer Küchlein zum Kampf gerüstet die Flügel hebt, so deckt der wohlverschanzte und „vermauerte Schloßberg mit seinen kanonengespickten Fittigen die friedsame Stadt, welche in den Jahren 1848 und 1849 schon ihrem Erzherzog Johann zu lieb natürlich ein wenig schwarzrothgolden mitpuffte, daß man's in Wien wohl hören, doch auch übersehen konnte.

Der Schloßberg war einst ein Römercastell und bestand im Mittelalter aus drei Burgen; seine Festungswerke wurden von den Franzosen gesprengt, später wiederhergestellt und neuerdings bedeutend verstärkt. Auf halber Höhe an freiem Platze steht der fast überall in der Stadt sichtbare Uhrthurm mit einer großen Normaluhr für die Bewohner; das große Zifferblatt steht so niedrig, daß man die Zeiger fast mit den Händen erlangen möchte. Am Fuße des niedern viereckigen Thurmes befunden alte Steinbilder die alte Römerzeit und Römerkunst, die überall vor allem in Auffindung der schönsten, festesten und zweckmäßigsten Punkte Meisterin war. Oben auf der Höhe des Berges steht der Glockenthurm mit der größten Glocke des Landes von 1587. Ein alter tiefer Ziehbrunnen, von den Franzosen verschüttet, ist wieder aufgeräumt und steigt noch fast 300 Fuß unter die Mur hinab. Auch ein Pumpwerk ist hier, um das Wasser durch die Stadt zu leiten. Prachtvoller Epheu umrankt allenthalben das Gemäuer, ein reicher, ausgesuchter Blumenflor, namentlich Rosen, schmückt die reinlich mit einer im Berge selbst gegrabenen festen und immer trockenen Sanderde belegten Gänge. Ungern trennen wir uns von diesem Götterstoße an dem göttlich schönen Tage. Aber der Freund mahnt zum Aufbruch, er will uns noch ein schöneres Plätzchen zeigen.

Wir steigen hinab und spazieren über grünen Rasen und durch schöne Gärten und Parke, namentlich durch den Meerscheinschen und Attemsischen Park Rosenhain hindurch, an den drei lateinischen Jungfern vorbei auf einen der nördlich gelegenen, sanft anschwellenden, im schönsten Grün prangenden Hügel. Die drei lateinischen Jungfern haben gut Bier und Wein und ohne Zweifel ganz besonders schöne Augen für die Herren Studiosen. Der Name schon gibt es, daß wir in einer Universitätsstadt sind. Für sie und den südlich steiermärkischen Humor öffnen aber auch „die Milchmariandeln" ihre niedlichen Milchwirthschaften und der „Flohwirth" seine gastlichen Thore; in der „Lauspresse" sitzen Professoren und Studenten um den besten Wein und die besten „Carbonadl" der Stadt, dicht wie Häringe zusammengepreßt, jeden Abend, den Gott werden läßt, und der Gott Bacchus hält, nachdem gestern der Gott der Kirche seine Ehren erhalten hat, zu geziemender Nachfeier laut mächtigen Maueranschlägen heute ein „großes Bacchusfest," bei dem auch der Wirth „Zur Unmöglichkeit" unmöglich verfehlen kann, als Opferpriester die würdigen Wein- und Speisopfer bringen zu helfen.

An die Höhe des Ruckerlberges, von der Fülle der hier wachsenden Ruckerln (Primeln) so genannt, schließt sich der höhere Rosenberg, ein herrlicher Standpunkt zum Ueberblick der nächsten Umgebung, zum Hinabblick in das ganze Murthal und zum Ausblick rechtshin bis auf den Rücken der Saualpe. Dahinter zieht ein liebliches Waldthal hin, das mit Recht ein Hauptvergnügen für die vergnügungsreichen Grazer bildet. Ein kleines Kirchlein erhebt sich mit dem Bilde des heiligen Franziskus, darüber der Gang der Maria zur Elisabeth über's Gebirge. Die Inschrift lautet: „Dieses stehet in Gottes Hand, Maria in dem Grün wird's genannt, 1668." Unfern der Kirche steht unter schönen Bäumen ein freundliches Wirthshaus, dabei sind Bänke und Tische für die frommen Waller zum köstlichen Biere, und inmitten derselben lesen wir an einer kleinen Spitzsäule, wie Castelli, Demeter und Saphir den wonnigen Gnadenort besingen. Hoch über der Klause Maria-Grün liegt die alte, in den Zeiten der Kreuzzüge schon gegründete Wallfahrtskirche Maria Trost, welche in die ganze Gegend um Gratz hinableuchtet. Nicht weit davon ist die Platte, von welcher aus sich dem Auge Kärnthen, Oesterreich, Ungarn und Croatien eröffnen und in der Tiefe das

ganze, vom blauen Rücken des Baches umſäumte Grätzer und Leibnitzer Feld ſich aufrollt.

So prächtig liegt Gratz und ſo prachtvoll endet der herrliche Tag heute mit einem reinſten und roſigſten Sonnenuntergang, daß wir nach Einnahme eines gebiegenen „Jauſerl“ (Veſperbrodes) in der heitern, liebenswürdigen Familie unſeres Gaſtfreundes ganz glücklich heimziehen zur abendlich menſchendurchwogten Stadt, an deren „Platze“ die Mutter Gottes, welche einſt die Peſt aus Gratz vertrieben, von hundert Lampen umſtrahlt, in der klaren warmen Sommernacht von einer Schaar gläubiger Beterinnen den lezten Gruß empfängt. Die Männer freilich gehen lieber ſpazieren oder in's Theater und in's Concert im Garten des „Elephanten.“ In Gratz konnte ſich eine deutſchkatholiſche Gemeinde ziemlich weit ausbreiten; ſehr kirchlich oder gar bigott laſſen die heitern Gratzer ſich einmal gar nicht an.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Witterung. — Das deutſche Schauſpiel. — Ein deutſches Logierhaus.

Wir ſtehen nun ſchon an der Schwelle des Juli und noch immer will ſich der Sommer nicht einſtellen. Es iſt wirklich zum verzweifeln! Wir haben Winter, wir haben Herbſt, wir haben Frühling, das heißt den Frühling des April, wir haben alles, nur keinen Sommer. Und verirren ſich auch dann und wann ein paar ſchöne Tage zu uns, ſo iſt es doch nur, um den Contraſt zwiſchen der Jahreszeit und dem Wetter noch fühlbarer zu machen. Es läßt ſich kein melancholiſcheres Schauſpiel denken, als die rotten row in dieſer Season. Statt der glänzenden Cavalcaden, die ſonſt zwiſchen den dichten Reihen der buntgekleideten Spaziergänger dahin jagen, hie und da ein vereinzelter Reiter, ſein Pferd bis an den Hals mit Koth beſpritzt, mühſam durch den Schlamm watend, zwei oder drei Fußgänger in Waterproofs und (zum Ueberfluß) mit ausgeſpannten Regenſchirmen, und zur Seite die Ruine des Cryſtallpalaſtes. Und die Parks! An der Stelle der Kinder tummeln ſich idylliſche Schafheerden auf dem üppigen Gras, und die armen, von Regen und Wind zerzausten Roſen blicken uns mit ſo wehmüthig vorwurfsvollen Augen an, als wollten ſie den Himmel verklagen, der ihr flüchtiges Daſeyn zu einem Gewebe von Leiden gemacht hat. — Doch das Schlimme hat auch glücklicherweiſe ſeine gute Seite. Freilich, den verlorenen Sommer kann uns niemand mehr zurückgeben, aber die Theatermanager und Concertgeber haben ſich wenigſtens bemüht, uns dafür zu entſchädigen. Und gewiß, ſie werden ſich über die Ungunſt des Wetters nicht beklagen. — Da ich gerade das Theater erwähne, geſtatten Sie mir einige Worte über das deutſche Schauſpiel in St. James. Nicht als ob ich eine Kritik beabſichtige — dieß liegt außerhalb der Aufgabe, die ich mir für heute geſtellt — nur ein paar Bemerkungen über den Eindruck, den es auf das engliſche Publikum gemacht. Das Urtheil der Preſſe iſt Ihnen bekannt. Mit Ausnahme der Times, die in künſtleriſchen Angelegenheiten noch weniger vorurtheilsfrei iſt als in politiſchen, haben ſich die großen Organe der Journaliſtik einſtimmig im höchſten Grade günſtig ausgeſprochen. Nur die „Räuber“ fanden keinen Beifall, aber es iſt dieß dem Stücke ſelbſt und nicht der Darſtellung zuzuſchreiben. Der nüchterne Britte mußte ſich von einer Produktion zurückgeſtoßen finden, die in chaotiſcher Regelloſigkeit „unmotivirte Anklagen gegen Staat und Geſellſchaft ſchleudert,“ und neben unleugbaren Schönheiten „zahlloſe Verſtöße gegen die Vorſchriften der Kunſt enthält.“ Ja ein Morgenblatt ging ſogar ſo weit, Schiller zum Apoſtel „des wildeſten Communismus“ zu machen. Doch ſey dem wie ihm wolle, dieſe einzelne „failure“ hat dem Erfolg im Ganzen keinen Eintrag gethan. Abgeſehen davon, daß die Königin ſammt den vornehmſten Gliedern der Ariſtokratie, faſt in keiner Vorſtellung fehlte, hatten ſich unſere Landsleute des regelmäßigen Beſuchs und der lebhafteſten Anerkennung der in Literatur und Kunſt hochgeſtellten Männer Englands zu erfreuen. Was insbeſondere die Londoner Schauſpieler betrifft, ſo kann ich aus guter Quelle verſichern, daß Mſtr. Kemble und Mr. Kean ſich in der vortheilhafteſten Weiſe ausgeſprochen haben. Namentlich erklärten ſie die Aufführung des Hamlet für ein Meiſterſtück, „das ſich die engliſchen Darſteller ſelbſt zum Muſter nehmen ſollten.“ Jedenfalls hat der deutſche Geiſt bei dieſer Gelegenheit einen neuen Triumph gefeiert, und zwar einen Triumph, der um ſo ſchwerer in die Wagſchale fällt, da nur wenige der hier anweſenden Schauſpieler zu den erſten in unſerem Vaterlande gehören.

Am vergangenen Donnerſtag enthielten mehrere hieſige Blätter einen Polizeibericht, deſſen Inhalt geeignet iſt, die ſchamloſe Ausbeutung zu beleuchten, welcher die deutſchen Auswanderer in London unterworfen ſind. Sie werden die Erzählung dieſes Falls nicht zurückweiſen. Vielleicht dient die Veröffentlichung durch Ihre Blätter dazu, einigen meiner Landsleute die Augen zu öffnen und ſie vor ſchmählicher Plünderung zu bewahren. Die Thatſachen ſind in Kurzem folgende. Ich theilte Ihnen ſchon früher mit, daß der Zuſtand der ſogenannten Lodging-häuſer im vorigen Jahre zu einem Geſetze Veranlaſſung gegeben, welches dieſe Häuſer unter ſtrenge polizeiliche Aufſicht ſtellte und die Bauart derſelben, die Zahl der Betten und der aufzunehmenden Gäſte u. ſ. f. genau regulirte. Letzten Mittwoch ſtand nun ein gewiſſer John Bullingham White von Upper Smithfield (Whitechapel) vor dem Thames Policecourt, angeſchuldigt, das obige Geſetz nicht beobachtet zu haben. Mr. Reeves, der Polizeiagent, welcher die Anklage vorbrachte, ſagte aus: „er ſey Montag Abend, in Folge erhaltener Mittheilungen, in das Haus des John White gegangen und habe daſelbſt 151 Leute, ſämmtlich deutſche Emigranten, vorgefunden, während geſetzlich nur für 99 Gäſte Raum ſey. Er könne als gewiß verſichern, daß im Durchſchnitt ſogar zweihundert Menſchen nächtlich beherbergt worden. Das Haus ſelbſt liege in einer der dichtbevölkertſten und ungeſundeſten Gegenden der Stadt. Die Schlafſtätten, Betten könne man es nicht nennen, befinden ſich an der Wand in drei Schichten, eine über der andern. Männer, Weiber und Kinder ſchlafen in demſelben Zimmer, ohne auch nur durch ein ausgeſpanntes Tuch von einander getrennt zu ſeyn. Die Anordnungen im Allgemeinen ſeyen miſerabel, für Ventilation nicht geſorgt, und es herrſche die größte Unreinlichkeit. Als er in den Schlafraum eingetreten, habe ihn die ſchwüle

ungeſunde Atmoſphäre faſt betäubt; kurz, die Spelunke ſey die ſchmutzigſte und ekelhafteſte (the most filthy and disgusting), welche er je geſehen." White ſtellte keine dieſer Angaben in Abrede; er behauptete aber, ſein Haus falle nicht unter die geſetzlichen Vorſchriften, weil es nur für deutſche Auswanderer eingerichtet, alſo kein common (gewöhnliches) lodginghouse ſey. Außerdem behandle er die Leute ſo, wie er es contraktlich mit den Auswanderungsagenten ausgemacht habe. Der Magiſtrat verurtheilte ihn zu zwei Pfund Sterling Strafe, und erklärte, für jeden Tag, den die alte Wirthſchaft noch fortdaure, dieſelbe Summe auflegen zu wollen. Als White ſich über die Ungerechtigkeit dieſer Entſcheidung, gegen die er appelliren werde, ausließ, erhöhte der Magiſtrat die Strafe von zwei auf drei Pfund Sterling. — Ich enthalte mich jeden Commentars über dieſen Vorfall. Die Thatſachen ſprechen für ſich. Nur eine Bemerkung. Man glaube ja nicht, der ſo eben erzählte Fall ſey ein vereinzelter. Es gibt keine ungeſunderen, ſchmutzigeren Höhlen, als die meiſten dieſer deutſchen Logier- und Gaſthäuſer in Whitechapel. Ich beabſichtige nächſtens einen Ausflug in dieſen Stadttheil, wo außer den Auswanderer noch Tauſende unſerer unglücklichen Landsleute mit den Irländern und Schweinen zuſammen wohnen, und werde Ihnen das Reſultat meiner Nachforſchungen zukommen laſſen.

Paris, Juni.

Ponsards Ulysses.

Es ſteht im heurigen Salon eine Statue, welche die Muſe der Tragödie vorſtellt, und der Künſtler glaubte ſeine Idee nicht klarer und ſprechender ausdrücken zu können, als wenn er die Züge ſeiner Melpomene dem Geſichte der Mlle. Rachel entlehnte, die allerdings ſeit vierzehn Jahren für einen großen Theil der gebildeten Welt die Tragödie ſelbſt iſt. Doch iſt Mlle. Rachel ſchon ein paar Wochen auf und davon, ſegt der Proviuz, doch nicht überall mit Beifall, die heißeren Reſte ihrer einſt ſchönen Stimme und die immer tadelloſe Plaſtik ihrer tragiſchen Bewegungen vor, aber die Tragödie iſt trotzdem in Paris zurückgeblieben und ſogar von einem neuen Sprößling kürzlich entbunden worden. Dieſer Sprößling nennt ſich Ulyſſes, Trauerſpiel mit Chören von Ponſard. Ponſard hat ein Talent, das ſeinem Charakter gleicht, und das Weſen ſeines Charakters iſt die Ehrenhaftigkeit, wie die Gewiſſenhaftigkeit der Grundzug ſeines Talents. Er hat den Trieb, den geſchichtlichen Inhalt und das geſellſchaftliche Ausſehen der Zeit und des Landes, denen er ſeine Stoffe entnimmt, in ſeinen Arbeiten treu abzuſpiegeln. Er begnügt ſich alſo nicht die Sitten einer Epoche, inſofern ſie mit der Befriedigung der Leidenſchaften zuſammenhängen, und die perſönliche Natur des Menſchen, die er auf die Bühne bringt, zu erforſchen, ſondern ſchenkt auch den untergeordneten Lebensverhältniſſen ſeine Aufmerkſamkeit, zieht die Statiſtik des Hausweſens der Völker, aus deren Annalen er ſeine Dramen holt, gern zu Rath, und ſucht ſogar den Ton der Umgangsſprache, den die Perſonen derſelben nach hiſtoriſchen Ermittlungen eingehalten haben mochten, beſtens nachzuahmen. Er richtet ſich alſo weit mehr nach den Vorſchriften der romantiſchen Schule als nach den Ueberlieferungen des klaſſiſchen Theaters, und nur ſeine Stellung Victor Hugo gegenüber, ſo wie die Wahl einer Anekdote aus der römiſchen Heidenzeit für ſeinen erſten ſtegreichen Verſuch konnte ihn als Unternehmer einer literariſchen Reſtauration im Sinne der alten hofſähigen Tragödie Ludwigs XIV. erſcheinen laſſen. Auch in ſeinem Ulyſſes befolgt er dieſes Syſtem. Er hält ſich ſtreng, faſt ängſtlich an die Odyſſee, und läßt den Göttern ihre homeriſche Menſchlichkeit, den homeriſchen Menſchen die oft ungeſchlachte Einfalt eines freien Urgeſchlechts. Er gab ſich keine Mühe, wie das die früheren Dichter der Franzoſen gethan, die Thaten und Reden einer ſo fernen Zeit mit Beibehaltung der Hauptzüge unſerem verzärtelten Geſchmack genehm zu machen; er ſchien im Gegentheil von ſeinem Publikum vorauszuſetzen oder zu verlangen, daß es mit ſeinem Homer vertraut ſey, und ſich daher an den etwaigen Ungehörigkeiten, die ſeine Helden und Heldinnen auf dem Théâtre français in Wort oder That begehen dürften, noch ſtoßen würden. Darin hatte ſich aber der gute Ponſard, der von allen franzöſiſchen Belletriſten die meiſte Aehnlichkeit mit einem deutſchen Stubengelehrten hat, gewaltig verrechnet; das Publikum des Théâtre français, das doch am erſten Tage gröſtentheils aus guten Freunden des Dichters beſtand, fand deſſen Griechen gar zu griechiſch und Homer wurde, wie ein Feuilletoniſt höhniſch bemerkte, von den neuen Athenern höhniſch ausgezicht. Nein, Homer wurde nicht ausgezischt; nur die Anwendung, die übelberathene Alterthümelei von ſeinem Genie gemacht, wurde mit dem ungebundenen Freimuth, der einem ungeduldigen oder ſtutzig gewordenen Parterre eigen iſt, geahndet.

Glücklicherweiſe war dieß nur bei wenigen Stellen, und mit einigem Nachdruck nur an einer einzigen der Fall. Das Parterre, das durch die Erſcheinung nicht ſowohl als durch die wiederholte Nennung der Schweinehirten einigermaßen in Unruhe gerathen war, verlor völlig die Geduld, als Ulyſſes die ungetreuen Mägde ohne rhetoriſche Umſchweife aufzuhängen befahl. — Schon an die fünfundzwanzig Jahre donnert die romantiſche Schule gegen den Gebrauch der oratoriſchen Umſchreibung in der dramatiſchen Poeſie und fordert, daß jedes Ding, wie in der Natur, bei ſeinem Namen genannt werde; auf dem Wahlplatze der Kritik hat ſie Recht behalten und die ſpröbeſten Dichter haben ihrer Lehre ſich gefügt; aber es iſt leichter die Richter und Meiſter einer Kunſt auf ſeine Seite zu bringen, als den von den Vätern ererbten, Jahrhunderte hindurch herrſchenden, in der unveränderlichen Eigenthümlichkeit des Volksgeiſtes wurzelnden Geſchmack des Publikums eines beſſeren zu belehren. Daß man galante Frauenzimmer mir nichts dir nichts aufknüpft, das geht einem Pariſer, der an den Fortſchritt glaubt, ſo wie auf ſeine Bildung und die Ehre, der erſten Nation des Erdkreiſes anzugehören, ſich etwas zu Gute thut, ſchon äußerſt ſchwer ein; daß man aber dieſes Urtheil ſo nackt, roh und ungemildert ausſpricht, wie das höchſtens in den kannibaliſchen Zeiten, die der blinde Sänger der Iliade beſchrieben, erlaubt geweſen, das findet er aller Erziehung zuwider, unverſchämt und im höchſten Grade ſtrafbar. Der Einwurf, das ſey einmal zu einer wahren Schilderung jenes hohen Alterthums nothwendig, rührt ihn durchaus nicht; er ſagt, es ſey ihm einmal unangenehm, und man ſolle nichts Unangenehmes, aus welchem Land und aus welcher Zeit es immer ſey, ihm vorführen. Daſſelbe Publikum aber, das ſo raſch, ſo unnachſichtig verdammt, was in zu grellem Widerſpruch mit ſeinem äſthetiſchen Gefühl und ſeinen Begriffen von Schicklichkeit war, zeigte ſich dankbar empfänglich für die ſchlichten, ruhigen, ungeſchminkten,

nicht mit dem Ingwer der Moderomantik verſezten Schönheiten, die Ponſard dem helleniſchen Leben und dem griechiſchen Heldengedicht entnommen. Erfindung iſt nicht viel in Ponſards Dichtung, Intrigue ſo gut als gar keine, man weiß, zumal wenn man ſeinen Homer kennt, von der erſten Scene an, welchen Gang die Sache nehmen wird, weiß, daß Ulyſſes, einmal in Ithaka angekommen, nach Minervas Rath als Bettler zuerſt bei dem Oberhaupte der Schweinehirten einſpricht, von demſelben gaſtlich aufgenommen wird und von ihm erfährt, mit welcher Pietät Volk und Königin das Andenken ihres Herrn und Königs Ulyſſes bewahren, mit welcher Sehnſucht ſie auf ihn harren, wie aber böſe Freier in den Palaſt eingedrungen ſind, die Königin mit ihren verhaßten Anträgen ſtets von neuem beſtürmen und durch ihre tolle Wirthſchaft das Haus und den Reichthum des abweſenden Königs einem ſchnellen Ruin entgegenführen. Er weiß, wie er dann fortwährend verkleidet im Palaſte ſelbſt erſcheint, daſelbſt alles, was ihm der Schweinehirt berichtet, beſtätigt findet, mit ſeinem Sohn, dem er ſich zu erkennen gegeben, die Vernichtung der böſen Freier verabredet, Penelope ſelbſt in ihrem Kampfe gegen dieſelben ermuntert, ihr das Mittel ihnen zu entgehen angibt, wie endlich im günſtigen Augenblick, Ulyſſes ſich entlarvt, die Freier züchtigt und ſeine alte geſegnete Herrſchaft, unter dem Jubel des Volkes, von neuem antritt. Das alles iſt ziemlich allgemein bekannt oder läßt ſich beiläufig ohne Mühe errathen und bildet daher keine ſehr ſpannende Handlung. Es iſt durchaus kein ernſtes Hinderniß vorhanden und durch die Zuſage Minervas der glückliche Ausgang im voraus verbürgt. Allein Ponſard hat die einzelnen Momente ſo anmuthig zu einem Ganzen verwebt, dem Ausdruck der Gefühle, namentlich in den Erkennungsſcenen, eine ſolche Zartheit und Natürlichkeit verliehen, die Miſchung von Barbarei und patriarchaliſcher Biederkeit in dieſem hohen Alterthum mit ſolcher Treue und ſolcher Grazie verſinnlicht und allenthalben einen ſo friſchen und ſtärkenden Hauch antiker Kraft und Gottesfurcht verbreitet, daß man, zumal beim Leſen des Stücks, eine wahre Befriedigung empfindet. Hiezu trägt beſonders die edle, ſchmuckloſe, von aller Rhetorik völlig freie Sprache ſowohl im Dialog als in den Chören bei. Die lezteren, in denen altheidniſche Weisheit im Guten und im Böſen, wie ſie uns von den Dichtern Griechenlands und Latiums überliefert worden, niedergelegt iſt, ſind mit ungemeiner Sorgfalt und mit beſtändiger Rückſicht auf den melodiſchen Fluß der Verſe, die in den mannigfachſten Rhythmen ſich durchkreuzen, ausgearbeitet. Ein junger Tondichter, Gounod, der die Behandlung antiker Stoffe vorzüglich liebt, hat zu dieſen Chören eine Muſik geſchrieben, die, ohne zu elektriſiren, doch im Ganzen angeſprochen hat. Einer der Chöre wurde bei der erſten Vorſtellung ſogar dacapo verlangt und, obgleich Mlle. Rachel nicht mitwirkte, die Tragödie recht gut geſpielt, die Titelrolle von dem geiſtvollen Geffroy ſogar ausgezeichnet dargeſtellt.

Worms, Juni.

(Fortsetzung.)

Ein Tag in Worms.

Vom Rhein bis zur Stadt iſt nur eine kurze Strecke. Der Weg führt über einen flachen Grund von Aeckern und Wieſen. Pappeln und Weiden, die ſtete Verzierung des mittelrheiniſchen Ufers, ſehlen auch hier nicht, bis dahin, wo ſie den Obſtgärten das Feld räumen. Auch die Fiſcher- und Bleicherhütten am ſchmalen Waſſer eines Altrheins oder Bachausfluſſes ſind reichlich und in mannigfaltiger Form vertreten und geben Stoffe zu recht hübſchen kleinen Landſchaftsbildern mit der nöthigen Staffage von proletariſchen Weibern und Kindern, wie ſie ein niederländiſcher Maler nur wünſchen könnte. Darauf tritt die alte, ſtückweis noch erhaltene Stadtmauer näher, und über dieſelbe und durch ihre weiten Breſchen ſchauen die nur im Bilde ſchönen Rückſeiten altet Häuſer hervor. Das Thor iſt verſchwunden, aber zwei alte Mauerthürme mit ihren Zinnen ſtehen noch feſt und warten nicht mehr der zerſtörenden Fauſt des Krieges, ſondern der nivellirenden Hand der modernen Kultur, die allenthalben unabläſſig beſchäftigt iſt, die Reſte und charakteriſtiſchen Zeichen des Mittelalters aus der Umgebung der Städte zu entfernen, in denen das moderne Bürgerthum nur von parlamentariſchen Kämpfen redet und ſolche führt und dabei der alten Zeit lächelt, in der der Bürger mit Armbruſt und Hakenbüchſe hinter den Zinnen der gemeinſamen Schutzmauer ſtand.

Die Richtung der Gaſſen iſt noch recht mittelalterlich krumm und eckig, nichts daran modernirt, obwohl die älteſten Häuſer beziehungsweiſe neu genannt werden müſſen, da ihre Entſtehung kaum anderthalb Jahrhunderte hinter der Jetztzeit liegt. Man athmet ordentlich wieder auf, wenn man die lange, dem Rhein parallel laufende Hauptſtraße erreicht hat, deren Name, Kämmerergaſſe, an das uralte heimiſche Geſchlecht derer von Dalberg erinnert. Hier iſt wenigſtens Licht und Luft, da und dort ſogar ein mehr oder minder freier Raum, ſelbſt ein geräumiger Platz, wie der bei der St. Martinskirche. Das Gepräge der lebendigen Kleinhandelsſtadt tritt ſo recht augenfällig hervor. Laden ſchließt ſich an Laden, Kram an Kram, Wirthshaus- und Gewerbshäuſer bilden da und dort eine kurze Unterbrechung. Iſrael for ever! aber auch kein Wunder. Die Wormſer Juden datiren weit zurück. In der That dürfte dieſe iſraelitiſche Gemeinde die älteſte in Deutſchland ſeyn. Wenn auch nicht ſchon fünfhundert Jahre vor Chriſtus Juden hier ſich angeſiedelt haben, wie behauptet werden will, ſo iſt doch ziemliche Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß dieß ſchon vor der Zerſtörung Jeruſalems geſchah. Jedenfalls haben die Wormſer Juden zu aller Zeit behauptet, an der Kreuzigung Jeſu keinerlei Schuld zu tragen, da ihre Vorfahren ſchon vor jener Zeit hier anſäßig geweſen. Das war in der That ihr Schade nicht. Durch das ganze Mittelalter herab ſtanden ſie ziemlich oben an unter den „kaiſerlichen Kammerknechten,“ haben manche Privilegien vor andern voraus erhalten, und der Oberrabbi von Worms hatte, nach kaiſerlicher Verfügung, den Vorrang vor allen andern in Deutſchland. Die prachtvollſte Synagoge ſtand in Worms, und was noch von derſelben vorhanden, beweiſt zum mindeſten, daß ſie von hohem Alter iſt. So unſcheinbar ſie von außen daſteht, ſo merkwürdig ſind einzelne Theile des Innern, die unläugbar das Gepräge der Baukunſt des zehnten Jahrhunderts tragen. So berühmt als dieſe Synagoge, ſo noch berühmter war ſeiner Zeit „der heilige Sand,“ die iſraelitiſche Begräbnißſtätte. Judäas geweihte Erde war in Schiffen hieher gebracht worden, und manche Gläubige aus fernen Gegenden verordneten, daß ihre Leichname nach Worms gebracht werden ſollten, damit ſie dort im heiligen Sande ihre Ruheſtätte fänden. Worms hat auch noch ſein altes Ghetto, trotz des Feuers von 1689. Es verſchonte gerade dieſes Viertel. Indeß iſt die Judengaſſe jetzt meiſt von Chriſten bewohnt, während die Juden ſich mehr der Hauptſtraße zugewendet und bemächtigt haben. Sie ſind hier allenthalben im Vordergrund, und darum wohl auch keine andern bedeutenden Familien hier anſäßig.

Wie man in Conſtanz nach dem Conciliumsſaale fragt, ſo fragt und ſucht hier jeder, der nach Worms kommt, gewöhnlich zunächſt nach der welthiſtoriſchen Stelle, wo einſt Luther vor Kaiſer und Reich geſtanden und ſein berühmtes „Hier ſtehe ich und kann nicht anders“ ausgerufen. Aber kein Gaſtwirth, kein Krämer und ſelbſt kein Gelehrter kann darüber beſtimmte Auskunft geben. Krieg und Zeit haben ſo gründlich aufgeräumt, daß von jenen Gebäuden kein Stein auf dem andern geblieben. Man iſt ſogar darüber nicht einig, ob die große Scene im Rathhauſe, oder im Biſchofshofe, oder wo ſonſt geſpielt. Der letztere, einſt in der Nähe des Doms auf den Unterlagen des uralten Palaſtes der burgundiſchen Könige erbaut, bot die ausgedehnteſten Räume, während der Rathhaus- oder Bürgerhofſaal für jene Reichstagsſitzung wohl zu klein war. Dieſes Rathhaus ſtand einſt an der Stelle der jetzigen evangeliſchen Kirche am Markte, da wo vor Zeiten die Pfalz des Königs Dagobert und Karls des Großen ſich erhob. Schon um deßwillen werden Reiſende meiſt dahin gewieſen, freilich um nichts zu ſehen, als eine maſſive Kirche aus dem vorigen Jahrhundert, die innen noch viel geſchmackloſer iſt als außen. Ronge muß wohl auch berichtet worden ſeyn, hier ſey die denkwürdige Stelle geweſen, denn als er Anno 1845 nach Worms kam, poſtirte er ſich juſt vor die Pforte dieſer Kirche und glaubte wohl in den Schuhen des großen Reformators zu ſtehen, als er das Volk anredete, das Kopf an Kopf gedrängt den ganzen Marktplatz füllte. Er war ſicherlich im Irrthum. Ich kann bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, zu bemerken, daß die Wormſer, wohl in Folge reformatoriſcher Reminiscenzen, dem kleinen Nachtreter des großen Luther in ziemlicher Zahl ſich anſchloſſen und gleich darauf zwei deutſchkatholiſche Prediger zumal anſtellten. Jetzt iſt kaum einer mehr da, und der Lärm, der ſich ſo laut geäußert, ganz kleinlaut geworden, ſa faſt verklungen und verſchollen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 29. 18. Juli 1852.

Willst du im Walde weilen,
Um deine Brust zu heilen,
So muß dein Herz verstehen,
Die Stimmen, die dort wehen.

Es rauschet wie ein Träumen
Von Tiefern in den Bäumen,
Und mit den Wellen ziehen
Verhallte Melodien.

Lenau.

Aus dem Wald.

Einzug.

Die weite ruhelose Stadt
Mit ihren heißen Gassen,
Die mich so lang gefangen hat,
Sie hab' ich froh verlassen.

Ade am schiffdurchwogten Strom
Ihr öden Kirchenhallen!
Will ruhen nun im Waldesdom,
Wo wild die Bächlein wallen.

Ihr armen Herzen all ade
Mit eurer Prosa Glanze!
Im Walde schmückt ihr Haupt die Fee
Mit reichem Mährchenkranze.

Sey mir gegrüßt, mein grün Revier,
Gegrüßt viel tausendmale!
Zu Ruh' und Traum erschließe mir
Die flüsternden Portale.

1.

Im Thale lieget einsam
Das stille Försterhaus,
Es breitet die dunkle Tanne
Sich schirmend drüber aus.

Unter den schwanken Zweigen
Ruhet es weiß und klein;
Es klappert der Storch vom Firste
In die Abendfluth hinein.

Es pranget über der Thüre
Des Achtzehnenders Geweih;
An der Tanne angenagelt
Hängen Eul' und Weih.

Ich komme daher geschritten
Den schmalen Pfad entlang,
Die Fensterchen grüßen freundlich
Aus Reben und Gerank.

Es klaffen und springen die Hunde,
Die haben mich bald erkannt;
Aus allen Ecken kommen
Die Kinderchen all' gerannt;

Die Schwester in der Thüre,
Die hat mich auch erblickt;
Sie schlägt die Händ' zusammen,
Sie lächelt und sie nickt,

Sie steht und grüßt herüber
Und zupft an Tuch und Band,
Sie schlägt die Augen nieder —
Sie reicht mir still die Hand.

Schlag' auf die blauen Augen,
Ob's noch so traulich drin!
Grüß Gott, grüß Gott, du schöne,
Du liebe Försterin!

2.

„Der Ohm, der schweift im Wald anjetzt,
Den wirst du wenig sehn.
Ihn drücket schwer ein altes Leid,
Gott weiß, was ihm geschehn.

Beim Elfenring am Kreuzweg dort,
Da hat er oft gesäumt,
Und sitzt auch, wo der schwarze See
In Grabesruhe träumt.

Was schreckt ihn nur aus Schlaf und Ruh',
Den frommen, treuen Mann,
Daß er nicht leben länger mehr
Und auch nicht sterben kann?

In deine Bücher breit und schwer
Hast du so oft geschaut,
Und fand'st du für ein ruhlos Herz
Darin kein einzig Kraut?"

3.

Abend ist's, die Wolken ziehen,
Hier und dort blinkt kurz ein Stern,
Leise rieselt's durch die Tanne,
Dumpf nur rauscht der See von fern.

Jähe Blitze zucken leuchtend
Bang und bleich am Wald entlang;
Aus der Wolken grauen Schleiern
Lauscht der Mond nur bleich und bang.

Horch! die Käfer summen trunken
Durch das saftig junge Grün,
In den blüh'nden Apfelbäumen,
Die sich durch das Gärtchen ziehn.

Leise schnurrt das braune Spinnrad,
Doch zuletzt da stockt's und schweigt;
An der Thüre lehnt der Förster,
Auf die Brust das Haupt geneigt.

Und zu seinen Füßen streckten
Sich die Hunde wachsam hin,
Und das Käthchen schmiegt sich spinnend
An die schöne Spinnerin.

Schweigend ruh' ich bei den andern
An der Tanne hier am Moos,
Und die Buben und die Mädchen
Hocken mir auf Knie und Schooß,

Und es bitten all die Stimmchen,
Und die kleinen Schmeichler flehn:
Mährchen sollst du uns erzählen,
Mährchen süß und schaurig schön.

4.

Elfenmär.

Am Kreuzweg dort im Waldesgrün,
Wo tief im Dorn die Rosen blühn,
Wo aus der Wiese bricht der Spring,
Da kreist und schließt der Elfenring.

Die Nacht ist lau, sanft weht der Wind,
Der Wandersmann, der geht geschwind.
Von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch
Da zieht's wie leiser Worte Hauch.

Es blinkt der Mond auf Wies' und Weg,
Am Elfenring da wird es reg';
Das huscht so leicht, das huscht so weiß,
Rings scheint im Gras der Glühwurmkreis.

Der Wandrer steht und sieht es an,
Er kann nicht fort, der Wandersmann.
Es schwingt und schlingt sich auf dem Rain, —
Das sind die Elfen zart und klein.

Da schwebt und schwärmt der luft'ge Troß,
Der dunkle Falter ist ihr Roß,
Das Tröpfchen Thau im Rosenblatt,
Es ist ihr duftig kühles Bad.

Lang ist der Grashalm und schwank,
Drauf schaukelt sich die Elfe schlank;
Der Mondstrahl sinkt durch's Laub herein,
Am Mondstrahl klimmt die Elfe fein.

Im Kreis steht eine blaue Blum',
Da tanzen lustig sie herum.
Der Wandrer raubt die Blum' geschwind, —
Da wiegt sich drin ein zartes Kind.

Es ruht auf goldner Fäden Thron,
Ums Köpfchen schließt die goldne Kron',
Ein zart Gewand hüllt leicht es ein —
Das muß die Elfenkön'gin seyn.

„O Wandrer fromm, erhör' mein Flehn,
Laß mich zu meinem Reiche gehn!
In heißer Erde Staub und Noth,
Da grämt' und sehn' ich mich zu Tod."

Der Wandrer hört ſie nimmer an,
Er ſieht und flieht, der Wandersmann,
Und durch den Wald und durch die Nacht
Nimmt er die Blume wohl in Acht.

Das Morgenroth, das Morgenroth,
Das bringt der Elfe ſchnellen Tod.
Den lezten Seufzer zittert hin
Die kleine Elfenkönigin.

5.

Still wurden all die Kleinen,
Sie lauſchen dicht gedrängt,
Bis an der zuckenden Wimper
Eine zitternde Thräne hängt.

Die ſtille Spinnerin träumet
Und ſchaut ſo ernſt zum Wald,
Als ſchwebte zwiſchen den Stämmen
Der Elfe lichte Geſtalt.

Der Alte lächelt ſeltſam:
„Das iſt ein thöricht Mär!
Die Elfen, die fängt keiner,
Sie fangen uns ſelber ehr.“

6.

Die Wellen plätſchern an's Ufer,
Es wiſpelt und liſpelt das Rohr,
Aus den dunkeln Büſchen drüben
Schwebt ein Nachtigallenchor.

Es murmelt der Wind in den Kronen,
Es plaudern die Blätter ſacht,
Der Hirſch tritt auf die Wieſe
Und ſpäht hinein in die Nacht.

Der Mond ſchwimmt hoch darüber,
So leuchtend, froh und ſtumm,
Die hellen Strahlen koſen
Um die dunkeln Blumen herum.

Da ſtuzt der Hirſch und lauſchet;
Wie blickt er ſtolz und ſcheu!
Er ſezt in den Buſch, — es rauſchet,
Es fährt ein Schuß vorbei.

Es rauſchet ferner und ferner,
Der Schüz flucht leis dazu.
Und wieder träumt Well' und Wieſe
Und Wald in Mondenruh'.

7.

Freundlich bricht der Strahl der Sonnen
Durch der Buchen grünes Dach,
Dicht von Ranken überſponnen
Blinkt im Grunde hell der Bach.

Hoch im Laube ſingt die Meiſe
Und des Spechtes Klopfen ſchallt,
Aus der Ferne dumpf und leiſe
Ruft der Kukuk durch den Wald.

Und der Schmetterling im Grünen
Schwingt ſich aus dem Thau der Nacht;
Eifrig ſummen blanke Bienen
Um der Blumen friſche Pracht.

Wo die alte ſchwere Eiche
Ihre Rieſenwurzeln ſtreckt,
Iſt der Siz, der kühle, weiche,
Mit des Mooſes Sammt bedeckt.

Laß uns ſäumen hier und träumen
In der lebensvollen Ruh',
Laß uns an den ſchlanken Bäumen
Aufwärts ſchauen, himmelzu.

Aufwärts, aufwärts möcht' ich fliegen,
Iſt die Seele doch ſo leicht!
Jubelnd möcht' ich friſch mich wiegen
Droben, wie der Vogel ſtreicht.

Morgenfrüh' im grünen Walde,
Sanft und funkelnd, ſtill und laut,
Wenn der Buſch dir und die Halde
Lächelnd in die Augen ſchaut;

Wenn ein üpp'ger Duft ſo ſelig
Frei und kräftig dich umfängt,
Heitre Ruh' unwiderſtehlich
In das volle Herz ſich drängt!

Nimm das Schweigen, nimm das Lärmen
Gläubig auf mit Herz und Sinn!
Laß uns träumen, laß uns ſchwärmen,
Meine holde Förſterin!

8.

Es ruht der alte Förſter
Schweigend vor ſeiner Thür
Unter dem Tannenbaume
Und ſchaut in ſein Revier;

Und ſchaut in die ſtillen Thäler,
Die ruhen im blauen Duft,
Und ſchaut auf den See und die Wälder,
Da flüſtert die Abendluft.

Es legt ſein Hund der alte
Den Kopf ihm auf den Schooß;
Es ſchauen die wilden Augen
Nun treu und regungslos.

Da tritt der Hirſch dahinten
In den Abendſonnenſchein
Und lauſcht und ſchreitet friedlich
In den kühlen See hinein.

Der Wind kommt leiſe leiſe
Ueber die ſtille Au.
Der Hund fährt auf und windet,
Er bellt ſo tief und rauh.

Er ruft, er ruft zum Jagen,
Es brennt der wilde Blick,
Zum Hirſch ſtarrt er hinüber,
Zum Herrn ſchaut er zurück.

Es ſpäht der Hirſch und ſchüttelt
Spöttiſch den Kopf, und ſtolz
Geht er mit kleinen Schritten
Langſam zurück in's Holz.

Der Förſter ſtreichelt freundlich
Den alten Jagdgeſell'n.
Und tiefer und tiefer ſinken
Des Abends duftige Well'n.

9.

Schau, wie die hohen Ufer
Kühl ſpiegeln in ſtiller Fluth,
Wie tief der Wald da drunten,
So grün und dämmernd ruht!

Es zieht der Kahn im Schatten,
Von weicher Fluth umſchmiegt,
Wo ſtill die Waſſerlilie
Ihr duftig Köpfchen wiegt.

Es geht die alte Sage:
Wo Lilien trägt der See,
Da iſt voreinſt gebrochen
Ein Herz im tiefen Weh.

Die Blume ſchaut mit Sehnſucht
Geheimnißvoll dich an,
Als ſey's eine arme Seele,
Die nimmer ruhen kann.

Die muß vergeblich duften
Und muß vergeblich flehn.
Es kann ſie keiner löſen
Und keiner ſie verſtehn.

10.

In das Fenſter fällt die Sonne
Durch des Weines ſchattig Laub.
In dem langen Strahle reget
Leicht und goldig ſich der Staub.

Aus dem ſchattig kühlen Zimmer,
Wo's ſo heimlich und ſo traut,
Haben in die Mittagsſtille
Schweigend wir hinausgeſchaut.

Weiße Gänſe rudern ſchweigſam
In dem klaren See umher,
Und dem Hahn auf einem Beine
Iſt der Kopf ſo liebesſchwer.

Aus den warmen Wellen ſpringet
Blitzend auf der ſchlanke Fiſch,
Und am Ufer ſchießt der Reiher
Glänzend aus dem Rohrgebüſch.

Neckend mit den jungen Hunden
Spielt das zahme Reh und jagt,
Doch die alten ruhen lechzend,
Wo die Tanne ſchattig ragt.

Alles ſtill. Nur aus dem Wipfel
Tönt die Weidenflöte ſacht:
Brüderchen ſitt keck dort oben,
Schaut herab und pfeift und lacht.

11.

Hörſt du aus jenem Thale
Den ſcharfen kurzen Knall,
Hörſt du von allen Höhen
Den leiſen Wiederhall?

Rings iſt es todtenſtille,
Es regt ſich nicht ein Hauch;
Dort ferne wirbelt langſam
Des Pulvers blauer Rauch.

Es breitet ſich die Wieſe,
Von tauſend Blumen bunt;
Das Reh ſchwankt aus dem Dickicht,
Das iſt zu Tode wund.

Es hebt den Kopf ſo müde,
Schaut einmal noch ſich um,
Dann ſinkt es langſam nieder,
Liegt regungslos und ſtumm;

Und ſchlägt noch einmal traurig
Die großen Augen auf,
Da ſenkt's den Kopf zum Sterben
Und ſtreckt den zitternden Lauf.

In ſeinem grünen Reiche
Springet es nimmermehr,
Auf ewig muß es ſcheiden —
Das wird ihm gar ſo ſchwer.

12.

In kleiner enger Hütte
Von Zweigen dort am Grund,
Da hauſt der junge Jägerburſch
Allein mit ſeinem Hund.

Der Hund, der iſt ſein Wächter
Und ſein Gefährte gut.
Die ſtreifen beid' bei Tag und Nacht
Im Wald mit luſt'gem Muth.

Des Morgens, wenn es taget
Und wenn die Amſel ruft,
Da ſpringt der Burſch, es tanzt der Hund,
Es weht der Waldesduft.

Das ſchnelle Wild zu jagen,
Das ſchafft viel edle Luſt!
Es jauchzt der Burſch, es bellt der Hund —
Das Wild hat dran gemußt.

Und wenn der Abend kommen,
Da lagern ſie im Mooß;
Der Hund iſt klug, er legt den Kopf
Sanft in des Burſchen Schooß.

Der Burſche ſitzt im Monde
Und ſingt und pfeift in Ruh';
Leis auf des Hundes ſtillen Kopf
Schlägt er den Takt dazu,

Und denkt und träumt zur Ferne
Und ſummet vor ſich hin:
Grüß Gott dich, mein vielliebes Schatz,
Du meine Förſterin!

13.

Es treiben die Sturmeswolken
So bleich dort in der Höh',
Die letzten Sonnenſtrahlen
Jagen ſie über den See.

Das kommt mit wildem Drohen,
Mit finſterer Gewalt;
Als ob's ihm ſelber graute,
So ſchüttelt ſich der Wald.

Horch auf, da brauſt es nieder!
Es ſtäubt der See zu Schaum,
Ein prächtige grüne Feder
Wehet der Tannenbaum.

Hörſt du das dumpfe Brauſen?
Das pfeift und ſeufzt und ſtöhnt!
Horch, wie vom Fall der Bäume
Der ganze Forſt erdröhnt!

Schau, wie dort in den Gründen
Ein ſeltſam Leuchten fließt
Und ſahl wie jähe Blitze
Zuckend vorüberſchießt!

Es rauſcht mit Brauſen und Klingen,
Es gellt der Hörnerſchall,
Und Roſſeoſchnauben und Bellen,
Jagdſchrei und Peitſchenknall.

Da zieht der wilde Jäger
Und ſein geſpenſt'ger Troß,
Da hetzen ſeine Rüden,
Da ſchießt ſein feurig Roß.

Huſſah! das tobt im Thale,
Das donnert durch den Hain!
Es ſchüttelt die Rieſeneichen
Bis in das Mark hinein.

Die Hunde fahren am Herde
Plötzlich aus ihrer Ruh';
Sie lauſchen und ſtöhnen angſthaft
Und heulen dumpf dazu.

(Schluß folgt.)

Aphorismen über den Kunststyl.

I.

Mit Begriffen, die sich in vieldeutige Worte hüllen, läßt sich trefflich streiten. Wenn man jemand, der damit gut umzuspringen weiß, in seinen eigenen Netzen gefangen und widerlegt zu haben wähnt, entwischt er immer wieder mit dem Einwand, er sey mißverstanden worden, und dagegen ist kaum aufzukommen. Was ist Styl in der Kunst? Jedes Handbuch der Aesthetik, und wir Deutsche leiden wahrlich keinen Mangel an solchen, enthält eine Antwort auf die Frage; aber es gibt nicht zwei Definitionen, die mit einander übereinstimmen und ein klares Verständniß der Merkmale ermöglichten, an denen ein stylistisches Kunstwerk von einem unstylistischen sich unterscheiden läßt.

Nimmt man das Wort „Styl" auch in weiterem Sinne, wornach es nicht bloß die Schreibweise, also einen einzelnen Zweig des menschlichen Kunstvermögens, bedeutet, vielmehr eine Modifikation des Schönen überhaupt, die dadurch möglich wird, daß innerhalb der Grenzen einer schönen Kunst eine unendliche Mannigfaltigkeit von Darstellungsarten stattfindet, auch dann wird es schwer halten, dem Styl eine allgemeine Bedeutung für die wissenschaftliche Betrachtung einzuräumen, und die Aufgabe könnte eigentlich nur die seyn, die besondern Darstellungsarten der einzelnen Künstler oder auch Nationen an ihren Kunstwerken zur Anschauung zu bringen. Dieß aber heißt immer nur die Sache umschreiben, anstatt sie erklären. Mit besserem Erfolg glauben wir an eine darauf bezügliche Aeußerung von Fr. Thiersch (Allgemeine Aesthetik in akademischen Lehrvorträgen, 1846) anzuknüpfen, die im Wesentlichen lautet: „Man kann ohne weiteres behaupten, daß im Style, insofern er die besondere Eigenthümlichkeit des jedem Werke nöthigen Ausdrucks und des in ihm waltenden Lebens ist, das Hauptsächliche und Wesentliche desselben sey, und was der französische Gelehrte vom Schriftlichen gesagt hat: le style c'est l'homme, das läßt sich mit noch größerer Entschiedenheit von dem Style auf dem Gebiete der Kunst sagen: er ist die Kunst in ihrem eigentlichsten und innersten Wesen, und was außer ihm da ist, eben nur Art, Mittel und Weg seiner Offenbarung."

Der Styl ist das große und ewige Räthsel der Kunst, das Malzeichen höherer Begabung auf der Stirne des ächten Künstlers. Eben darum haben wir es mit dem universellsten und höchsten Begriffe zu thun, der aus dem Gebiete künstlerischen Schaffens einer kritischen Analyse unterstellt werden kann. Mit der Idee des Schönen ist es dabei eine eigene Sache. Einmal kann der Begriff des Styls nur an der Idee des Schönen gemessen werden, und damit ist die Schönheit als solche überall und schlechtweg von der stylistischen Behandlung abhängig. Dieser Widerspruch löst sich allein, wenn man die subjektive und die objektive Bedeutung in der Idee des Schönen auseinander hält; mit andern Worten: wenn man zwischen dem Kunstwerk an sich und dem Eindruck, den es auf das Gemüth des Menschen hervorbringt, zu unterscheiden weiß. Schön heißt ein Gegenstand eigentlich und ursprünglich nur in wiefern er gefällt; dafür spricht schon die Ableitung des Wortes, mag man dieselbe mit dem Wurzelwort Schein oder mit dem englischen show (Schau), was am Ende auf dasselbe hinausläuft, in Verbindung bringen. Es erscheint etwas, sofern es geschaut wird, und hinwiederum ist für das Schauen das Scheinen unerläßlich. Daher sollte man auch weit sparsamer seyn mit dem Beiwort „schön," das niemals den vollen Werth des Gegenstandes an sich ausdrückt, sondern mehr oder weniger immer wieder auf das Verhältniß oder die Beziehung zurückkömmt, in welcher das Kunstwerk zum Betrachter steht. Nur in abgeleiteter Bedeutung kann man die Werke der Kunst schön nennen: nämlich sofern der Hohlspiegel des Geistes die Strahlen, die von dem leuchtenden Antlitz einer vollendeten Kunstdarstellung fallen, auffängt und zu einem idealen Bilde sammelt. Dem herkömmlichen Sprachgebrauch soll freilich damit keine Gewalt angethan werden; genug, wenn derjenige, der über das Wesen der Kunst nachzudenken sich veranlaßt findet, sich dieses Gegensatzes stets bewußt bleibt und nicht in die gewöhnliche Gedankenlosigkeit verfällt, die mit der banalen Redensart, ein Kunstwerk sey schön, etwas Bedeutendes gesagt zu haben glaubt.

Die Frage wird vielmehr immer die seyn: was ist dasjenige, was den Eindruck des Schönen in der Seele hervorbringt? und darauf antworten wir: der Styl. Jene innere Befriedigung, die der gebildete Mensch empfindet, wenn ein Bauwerk, eine Bildsäule, ein Gemälde, ein Musikstück, ein Gedicht den Eindruck des Schönen auf ihn macht, und die stylistische oder stylgerechte Behandlung des Bauwerkes, der Bildsäule, des Gedichtes, des Musikstückes sind die

beiden End- und Schlußpunkte der Kunst, die um so mehr auseinander gehalten werden müssen, je nothwendiger die Beziehung ist, in der sie zu einander stehen. Ein richtiges Urtheil in Kunstsachen ist so selten und so schwer nicht etwa darum, weil eine besondere, nur wenigen begabten Geistern zukommende Befähigung dazu gehört, wohl aber deßhalb, weil das, was wir guten Geschmack nennen, das Vermögen, über Gegenstände der Kunst ein zutreffendes und begründetes Urtheil zu fällen, auf einer der wissenschaftlichen Erkenntniß entgegengesetzten Voraussetzung beruht. De gustibus non est disputandum — in Geschmackssachen läßt sich nicht streiten — sagt eine allbekannte Lebensregel und versteht darunter nicht bloß das sinnliche Geschmacksvermögen, das eine Speise delikat, eine Farbe vor allen andern schön, einen Geruch besonders angenehm findet, während ein anderes Individuum vielleicht geradezu umgekehrt urtheilt, sondern zugleich auch den ästhetischen Geschmack, der bekanntermaßen seine Capricen eben so gut hat als der sinnliche.

Bei der Wissenschaft ist dieß ganz anders. Ueber den Satz, daß die Winkel eines Dreieck gleich zwei rechten sind, läßt sich nicht streiten. Demjenigen, der überhaupt zu denken vermag, wird die Wahrheit bewiesen und er muß sie als solche gelten lassen, er mag wollen oder nicht. Das Denken an sich ist absolute Nothwendigkeit, weil reine Gesetzmäßigkeit. Nicht als ob der wissenschaftliche Gedanke vom Himmel fiele, jeden von Geburt aus mitgegeben wäre, wie Essen und Trinken, Schlafen und Wachen. Wie der erste Mensch bei seiner Vertreibung aus dem Paradiese den Fluch mit auf den Weg bekam: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen, so trägt auch die geistige Entwicklung seiner Nachkommen das unabänderliche Gebot an der Stirne, um den Besitz der Wahrheit es sich sauer werden zu lassen. Was von geistigen Gütern aber einmal wirklich erworben ist, das stellt einen Besitz für die Ewigkeit dar. Die wissenschaftliche Erkenntniß sucht in dem scheinbar Willkürlichen und Zufälligen das Gesetzmäßige und Nothwendige, und damit bleibt ihr der Weg, den sie einzuschlagen hat, unwandelbar vorgeschrieben. Ist in den flüchtigen Erscheinungen des Raums und der Zeit das Gesetz einmal erkannt, so kann seine Geltung von niemand, auch von dem reichbegabtesten Geiste nicht, länger in Zweifel gezogen werden. Es bedurfte einer mühsamen Arbeit des Denkens, bis der Mensch von der Wahrnehmung, daß der in die Luft geworfene Stein zur Erde fällt, zu dem Newonschen Gravitationsgesetze sich emporschwang; und wiederum war eine lange Reihe verwickelter Rechnungen erforderlich, um auf der Grundlage dieses Gesetzes aus den Störungen einer Planetenbahn das Vorhandenseyn eines noch unentdeckten Planeten zu erschließen. Ganz dieselbe Bewandtniß hat es mit den mehr concreten Wissenschaften. Weder die Gesetze der Lichtbrechung oder des Schalles, noch die chemische Aequivalentenlehre, ja nicht einmal allgemeine Grundsätze der Moral und des Staatsrechts können durch die Veränderung des wissenschaftlichen Standpunkts oder durch die Fortschritte der Bildung einen erheblichen Abbruch erleiden. Phantasten haben gut behaupten, die Erde drehe sich nicht um die Sonne, oder der Staat habe eine andere Grundlage als die der Familie und des Eigenthums; im Wesentlichen wird dadurch an der Sache nichts geändert, so wenig sich auch der gewaltige Unterschied übersehen läßt, der z. B. zwischen einer mathematischen und einer staatswirthschaftlichen Lösung liegt. Die Aufgabe der Wissenschaft bleibt, aller ihr anhaftenden Mängel und Irrthümer ungeachtet, dieselbe. Die Form des Zufälligen hat sie von allem Seyn, das einen Gegenstand ihrer Erkenntniß bildet, abzustreifen und zu dem gediegenen Kern eines in sich als nothwendig begründeten Inhalts von Wahrheit vorzudringen.

In einer so günstigen, stets durch Ausdauer und Eifer mit einem glücklichen Erfolg gekrönten Lage befindet sich die Kunst nicht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Kunst, so nahe verwandt auch ihr idealer Lebensnerv mit dem wissenschaftlichen Produktionsvermögen ist, in ihren Schöpfungen den der systematischen Erkenntniß diametral entgegengesetzten Weg einzuschlagen hat. Ihr Ausgangspunkt ist der künstlerische Gedanke, somit ein Allgemeines und Nothwendiges. Immerhin, daß der Gedanke des Künstlers nicht durch Abstraktion entwickelt, vielmehr durch instinktive Anschauung von der Seele projicirt wird: seinen Ursprung in der Vernunft und den daraus resultirenden Charakter der Gesetzmäßigkeit kann er darum nicht verleugnen. Insofern trifft der Ausgangspunkt der Kunst mit dem Endpunkt der Wissenschaft zusammen; aber welche Kunst liegt zwischen der wissenschaftlichen Methode, die das Zufällige, Erscheinende in der Welt unter den Gesichtspunkt eines allgemein gültigen Princips bringt, und dem künstlerischen Verfahren, das einen idealen Gedankeninhalt in beliebige stoffliche Formen kleidet, oder, was dasselbe ist, der Materie einbildet! Damit ist dem Willkürlichen das weiteste Feld geöffnet, und jedem muß es einleuchten, daß während sich für den wissenschaftlich Thätigen der Kreis des Möglichen immer mehr verengt, dafür aber auch um so fester und eiserner wird, die Kunstthätigkeit umgekehrt aus dem geschlossenen Cirkel ihrer idealen Gedankenbestimmungen herausschreitet und die Kreise ihres Schaffens so weit ziehen kann als sie will. Die Lösung eines wissenschaftlichen Problems, mag dieselbe auch auf verschiedene Weise in Angriff genommen werden, kann in ihrem Endergebniß nur eine und dieselbe seyn, wogegen ein

künſtleriſcher Vorwurf, darin der Peripherie des Kreiſes ähnlich, vom Mittelpunkt aus in allen möglichen Richtungen mit demſelben Anſpruch auf Geltung ſich ausführen läßt. Behaupten zu wollen, es gebe auf dem Gebiet der Kunſt in letzter Inſtanz gleichfalls nur eine einzige, abſolute Löſung, hieße das Grundweſen des artiſtiſchen Bildungstriebs nicht kennen und auf den Kopf ſtellen. Zeus mag wohl die Erde unter allerlei Menſchenkindern vertheilt haben, ſo daß für den Dichter am Ende nichts mehr übrig blieb; die Unendlichkeit des Himmels konnte er ihm nicht verweigern. Unter der Hand eines großen Meiſters verwandelt der gemeinſte Stoff ſich in das Bild der amathuſiſchen Göttin. Kein Wunder, daß das äſthetiſche Urtheil ſo ſchwer zu einer allgemeinen Verſtändigung gelangt. Bei der unendlichen Möglichkeit künſtleriſcher Behandlung eines und deſſelben Gegenſtandes kommt das prüfende und richtende Auge nur gar zu leicht in den Fall, an einer beſondern Behandlungs- und Darſtellungsweiſe Geſchmack zu finden und neben derſelben andern Auffaſſungen die wenn auch noch ſo wohl verdiente Anerkennung zu verſagen. Wahrlich, man kann es dem ausübenden Künſtler ſo übel nicht nehmen, daß er gegen alles, was Kunſtkritik heißt, ſo voreingenommen und mißtrauiſch iſt. Wo der Zufall der individuellen Liebhaberei oder einer jeweiligen Stimmung entſcheidet, kann die richterliche Autorität ihre Hebel anſetzen wo ſie will, zu einem rechtlichen Austrag einer äſthetiſchen Frage wird ſie es niemals bringen. So viel aber iſt gewiß, daß ein Zeitalter, welches das Schöne nicht rein zu empfinden vermag, ganz unmöglich die Befähigung beſitzt, es rein zu produciren.

Die Kunſt ſetzt eine außerordentlich fein organiſirte Natur voraus, die zarteſten Gefühlsnerven und eine allſeitige Harmonie nicht ſowohl der einzelnen Fähigkeiten als des Geſammtlebens des Geiſtes. Für den Ungebildeten gibt es keine Linie, keinen Hauch der Schönheit. Der Bauer, der hinter dem Pfluge geht, wird dem ſeligſamſten und großartigſten Naturſchauſpiel gar keinen oder einen ſehr mäßigen Reiz abgewinnen. Der prächtigſte Sonnenuntergang, die herrlichſte Landſchaft macht auf ihn bloß den Eindruck des Angenehmen oder Nützlichen; einer mit bunten Farbenklexen bemalten Leinwand gibt er den Vorzug vor dem gelungenſten Gemälde; der Küſter, der tüchtig auf die Taſten der Orgel loshaukt und das Kirchenlied eher abbrüllt als vorſingt, iſt ſeinem Ohr ein weit größerer Muſiker als Beethoven und die Sontag; in einem Eulenſpiegelſchen Schwank bewundert er eine ohne Vergleich vortrefflichere Dichtung als in Schillers Idealen. Völkerſchaften, die auf der niederſten Stufe der Kultur, dem Naturzuſtande nahe ſtehen, und die wir, manchmal ſehr mit Unrecht, Wilde nennen, entbehren alles Sinnes für das Allgemeine und das Schöne gänzlich, oder richtiger ausgedrückt, es ſchläft bei ihnen dieſes Vermögen. Mit dem Inſtinkt, der die Fortdauer der kleinſten Thiergattung ſichert, fertigt der Wilde aus freier Hand ſeine Waffen ſo zweckmäßig, als wären ſie nach den ſtrengſten Regeln der Mechanik und mit den beſten Werkzeugen gearbeitet. Gerſtäcker erwähnt eines ganz eigenthümlichen, höchſt ſinnreichen Wurfgeſchoſſes, welches er bei den eingeborenen Völkerſchaften Auſtraliens im Gebrauche fand und das auf einer ſo richtigen Anwendung der Sprungkraft des Holzes beruht, daß man ſtaunen muß, wie eine Menſchencrace, die allgemein im Rufe thierähnlicher Rohheit ſteht, ein complicirtes Inſtrument zu Stande bringen konnte, das an Zweckmäßigkeit und Genauigkeit mit der Bienenzelle wetteifert. Einen Inſtinkt der Schönheit aber gibt es nicht, wo es einen Inſtinkt der Zweckmäßigkeit gibt. Für letztere iſt das Bedürfniß oder die Noth die beſte Lehrmeiſterin, wogegen das unintereſſirte Wohlgefallen an dem Kunſtgebilde erſt aus den feinſten, allſeitig zur Erſcheinung gebrachten Elementen der Bildung ſich entwickelt. Die Sorge um das leibliche Daſeyn lehrt reflektiren und durch inſtinktmäßige Schlußfolgerungen die Naturkräfte für den Menſchen nutzbar machen; die Kunſt kennt ſolchen Antrieb nicht, und der Eindruck, den die Farbe, der Ton, das Wort oder jeder andere Stoff für die künſtleriſche Darſtellung auf die Seele des Wilden hervorbringt, beſchränkt ſich auf einen Reiz der äußern Sinnorgane und eine unmittelbare Erregung der Phantaſie. Der innere Sinn, das äſthetiſche Gefühlsvermögen iſt dabei nicht betheiligt.

So iſt Bildung das erſte Erforderniß der Kunſt und die Entwicklung eines Kunſtſtyls nur dann möglich, wenn der Künſtler von der Strömung einer mächtigen Nationalkultur getragen wird. Die wahre Bildung aber muß nothwendig eine fließende, gleich dem Waſſerſprudel ſich fortwährend aus ſich ſelbſt erneuernde, mit andern Worten: ſie muß frei ſeyn. Winkelmann ſpricht es wiederholt aus, daß die Freiheit es ſey, welche die Kunſt der Griechen ſo hoch gehoben, und Schnaaſe (Geſchichte der bildenden Künſte, Bd. III., S. 316) fügt erläuternd hinzu: die Regierungsform mag freilich nicht entſcheiden, aber eine gewiſſe Freiheit iſt nothwendige Bedingung und Lebenskraft der Kunſt, die, welche dem Menſchen das Gefühl ſeiner Würde, ſeiner Kraft, ſeines göttlichen Urſprungs geſtattet, welche ihm die Kühnheit und Wahrheit gibt, ſeine Gedanken aus eigenem Buſen hervorzuleiten, welche ihn über das ſinnliche Daſeyn emporhebt und ihn begeiſtert, es für geiſtige Güter zu opfern. Eine ſolche Freiheit pflanzt, wie Winkelmann ſchön ſagt, gleichſam in der Geburt ſelbſt den Samen edler und erhabener Geſinnungen; ſie iſt die Erzieherin großer Menſchen, die Quelle großer

Thaten, ſie erweitert unſern Blick und erhebt unſere Seele, wie der Anblick des unermeßlichen Meeres und das Schlagen der ſtolzen Wellen an den Klippen des Strandes. Ohne eine ſolche Freiheit kann keine wahrhafte Kunſt entſtehen; nach dem Grade, welchen jene erreicht, wird auch dieſe faſt immer ſteigen. Mit der knechtiſchen Unterwerfung unter fremde und einheimiſche Despoten iſt auch die Kunſt unvereinbar. Schon im Beginn der Gegenwehr regt ſie ſich oft, nach vollbrachtem Kampfe feiert ſie ihre ſchönſten Triumphe.

China z. B. iſt ein Land der Kultur, deren Wiege in das entfernteſte Dunkel der Jahrhunderte zurückreicht; aber China iſt kein Land der Freiheit. Der ältere Morriſon, nächſt Gützlaff wohl der gelehrteſte Kenner der chineſiſchen Sprache und Literatur unter den Nichteinheimiſchen, gab ſich alle erdenkliche Mühe, ein chineſiſches Wort für Freiheit aufzufinden. Trotz ſeiner umfaſſenden Sprachkenntniſſe konnte er keinen bezeichnenderen Ausdruck auftreiben als die Umſchreibung: Freiheit iſt eine Regierung, die ihr Volk im Zaume zu halten weiß. Dieſe Definition iſt maßgebend für alles, was die Chineſen bisher auf dem Gebiete der Kunſt geleiſtet haben. Aus ihren Malereien und Bildwerken, aus ihren Pagoden und Grabmonumenten lugt überall das Bambusrohr, die Fratze eines unfreien Menſchen hervor, und man braucht eben kein feines Ohr zu haben, um den allmächtigen Bambus ſelbſt aus ihren Muſikſtücken herauszuhorchen. Es verhält ſich mit der Kunſt wie mit dem ſittlichen Handeln. Wer lediglich aus Furcht vor der darauf geſetzten Strafe das Böſe meidet, iſt kein ſittlicher Menſch in der eigentlichen Bedeutung des Worts. Er ſteht auf dem Standpunkt der äußerlichen Geſetzlichkeit, der die Triebfedern der ſittlichen Freiheit abgehen. Legalität iſt keine Sittlichkeit, ängſtliches und ceremonisloſes Copiren keine Kunſt. Der Menſch iſt frei, und wär' er in Ketten geboren, ſagt der Dichter. Er iſt frei, wenn er ſich frei weiß, im Bewußtſeyn ſeiner innern, ſeiner ſittlichen Freiheit die Beſchränkung und Knechtung des äußern Daſeyns als endliche Schranke erkennt, die für den unendlichen Flug des Geiſtes gar nicht exiſtirt. Umgekehrt werden wir denjenigen, Angeſichts der Idee der Freiheit, einen Unfreien, einen Sklaven nennen müſſen, deſſen willkürlichen Gelüſten zwar kein äußeres Hemmniß im Wege ſteht, der aber eben ſo wenig aus eigenem Antrieb den ſchrankenloſen Begierden eine Grenze ſteckt, indem er ſeinem freien Handeln die Richtung auf das Gute gibt. Mit demſelben Recht kann man ſagen, daß es ganz wohl Umſtände geben kann, unter denen der im Stand der Unfreiheit Geborene und Erzogene eine ächte Künſtlernatur offenbart, wogegen der Herr der Sklaven in dem Fall ſeyn mag, unter dem Druck der ſeiner Nation eigenen geiſtigen Unfreiheit, ungeachtet eines ihm angeborenen reichen Kunſtvermögens, in völliger Kunſtloſigkeit unterzugehen.

Hat ein Volk, wie man zu ſagen pflegt, das Herz auf dem rechten Fleck, lebt in ihm ein, wenn auch rohes, ſo doch geſundes und kräftiges Gefühl der perſönlichen Freiheit, ſo iſt der Mangel an höherer Bildung noch ganz und gar kein Hinderniß für eine großartige und reine Kunſtentwicklung. In dieſem Punkte muß genau unterſchieden werden. Es läßt ſich nicht anders annehmen, als daß die Reliefs, die unter den mächtigen Trümmerhaufen von Selinunt in Sicilien aufgefunden und im Muſeum in Palermo aufgeſtellt wurden, von denen das eine den Perſeus, das andere den Herakles darſtellt, wie er die ungaſtlichen und betrügeriſchen Kerkopen gleich Haſen an ſeiner Lanze aufgehängt trägt, den Griechen jener frühen Periode zwiſchen der vierzigſten und fünfzigſten Olympiade ſehr wohl geſtelen, obwohl die Arbeit noch außerordentlich dürftig und roh iſt. Die bildlichen Darſtellungen auf den Miniaturen aus der Caroliniſchen Zeit haben trotz der in ihnen überall vorherrſchenden Unnatur, trotz der verrenkten Glieder und Glotzaugen den Zeitgenoſſen vollkommen Genüge gethan, ſo zwar, daß wir bei den Schriftſtellern dieſer Jahrhunderte zahlreiche Stellen finden, wo es heißt, daß die Geſtalten gemacht wären, als ob ſie leibten und lebten. Und dieß in einem Zeitalter, das im Arabeskenzeichnen an geſchmackvoller Anordnung und freier Ausführung nichts zu wünſchen übrig läßt. Dennoch wie falſch wäre der Schluß von den noch ſtümperhafte Kunſterzeugniſſe bewundernden Doriern und Germanen auf den Mangel an Kunſtbefähigung bei dieſen Völkern! Das ungeſchlachte Freiheitsgefühl mag wohl eben ſo ungeſchlachte Kunſterzeugniſſe ſchaffen und gutheißen; der fortſchreitenden Entwicklung des wahren Kunſtſtyls thut dieß keinen Eintrag. Das Kind reift zum Manne heran, auf die Flegeljahre folgt das geſetzte Alter; der kindiſch gewordene Greis aber kann nicht wieder zum Manne werden. Verſchrobenheit und Verbildung, ſind ſie einmal in Fleiſch und Blut übergegangen, können als eine Krankheit oder Anomalie angeſehen werden, von welcher der äſthetiſche Sinn eines Volkes zeitlebens nicht geneſt.

A. Helfferich.

Aus Süddeutschland an die Adria.

V.

Mit frühestem Morgen, bei heiterster Sonne sind wir auf dem Wege zum Johanneum, der von Erzherzog Johann 1812 zur Erforschung seiner schönen Steiermark gestifteten Anstalt. Was nur irgend zur Natur des Landes gehört, ist darin gesammelt und vertreten; das große Gebäude enthält eine Naturaliensammlung, ein physikalisches und technologisches Museum, ein reiches Archiv mit Münzen und Antikensammlungen, eine Bibliothek von 15,000 Bänden, ein chemisches Laboratorium, sechs Professoren für Naturwissenschaften und Technik und einen botanischen Garten, in dem die ganze Flora dieses Alpenlandes gepflegt wird. In der That, wenn wieder eine Sündfluth käme und die sechs Professoren stellten ihr Johanneum auf einen bündigen Floß und der bliebe, wie Noahs Arche auf dem Ararat, etwa auf dem Rosenberge oder der Saualpe sitzen, es könnte zur Stunde sich eine neue Steiermark mit frischen Pflanzen, Metallen, lebendigen und ausgestopften Vögeln, vierfüßigen Thieren und Professoren besaamen.

Wir nehmen beiläufig unser Frühstück heute auf offener Straße frischweg aus dem Milchfasse einer der mit weißem Tuche umhüllten, zum Markte eilenden Bäuerinnen und treten in den botanischen Garten, in dem schon etliche fleißige Studenten die Vorlesungen wiederholen, die ihnen von den schönen Stuben- und Kindsmädchen, welche Tags über hier in der Naturkunde und Botanik bociren, am gestrigen Sommerabend ertheilt worden sind. Der Garten ist außerordentlich reich und das Glashaus, an der Rückwand ganz hinauf mit einer prachtvollen Ficus überwoben, enthält zumal für meinen naturkundigen Freund unaussprechlichen Augenbalsam und Herzenstrost. Nur schade, daß die Eisenbahn und die in der Ferne brausende Adria nur wenig Zeit mehr lassen. So gehen wir allgemach durch die schönsten Punkte und Plätze der Stadt; über den schön bepflanzten Graben, den großen dreieckigen Hauptwachplatz, den schöneren Franzensplatz vor dem Theater, auf dem, „von der dankbaren Steiermark“ gestiftet, von Marchesi modellirt und von Bisnarbi in Mailand gegossen, Franz I. im Ordensgewande des goldenen Vließes in schreitender Stellung mit dem Reichsscepter in der Linken steht; vorbei an der 1450 in germanischem Style erbauten, an der Westpforte mit Wandgemälden geschmückten Domkirche und dem antik gebauten Grabdenkmal Ferdinands II., der mit seiner Gemahlin Maria Anna hier ruht; wir betrachten nochmals das weitläufige, 1569 gebaute Landhaus, das den steirischen Herzogshut bewahrt, und den Sauermann'schen Palast, wo die Türken einst lustig zechten, während die kaiserliche Besatzung des Schloßbergs nach erhaltener Verstärkung plötzlich auf die Stadt herunterdonnert und einer der Zecher, von dem Lärmen geweckt, zum Fenster eilend, noch heute versteinert zu dem runden Loche herausschaut. Auch die mit Fresken aus älterer Zeit geschmückten Häuser in der breiten Herrengasse sind eines nochmaligen Blickes werth. Dann aber geht's durch die lebhafte Murgasse aus der dichtbevölkerten, leidlich bepflasterten City über die seit 1836 stehende 318 Fuß lange und 20 Fuß breite Ferdinandsbrücke, die erste und größte der in Oesterreich gebauten Kettenbrücken, hinüber in die große Murvorstadt und endlich glücklich und zeitig hinaus zur alleinseligmachenden Eisenbahn.

Da ist noch Zeit zu einem letzten Blick auf die freundliche Stadt mit ihrer reizenden Natur und ihren bedeutenden Erinnerungen. Graz hat auch manchen berühmten Mann erzeugt; unter den Neuern geben die Freiherrn Joseph von Hammer-Purgstall und Profesch von Osten, der Vermittler von Morgen- und Abendland, und der Vermittler von Oesterreich und Deutschland, ihrer Vaterstadt gebührenden Antheil an ihrem Ruhme. Auch unseres großen Keplers Name, der einst hier auf dem Lehrstuhle der Mathematik und Astronomie glänzte, bildet ein immergrünes Blatt in dem alpenfrischen Kranze, den Natur, Kunst und Wissenschaft um das Haupt der steirischen Metropole schlingen.

Neun Straßenzüge laufen von Graz aus; den südlichen hat nun die Eisenbahn übernommen, und sie führt uns über die fruchtbare Ebene des Grazer Feldes hinab zwischen reichen, mit Mais bebauten Fluren über Kalsdorf, von wo an die beiderseitigen Hügelreihen näher treten, nach Wildon, über dessen Thalenge die Burgruine Oberwildon steht, einst Tycho Brahe's Warte. Hübsch ist im Vorbeifahren und reiches Spiel für die Phantasie gibt die Reihe der Heustöcke, an die auf frischgemähten Wiesen weithin das Gras zum Trocknen aufgehängt ist, und

welche bald wie Grenadiercolonnen aufmarſchiren, bald wie Proceſſionen dahinziehen, bald paarweiſe einander zur Galoppade engagiren, bald vor der vorüberfliegenden Königin der Straßen voll Verwunderung ſtille ſtehen, bald in Maſſe ein tiefes Compliment herübermachen. — Aus der Thalenge unter Wildon hervortretend kommen wir in das weniger fruchtbare, drei Stunden lange, anderthalb Stunden breite Leibnitzer Feld. Die Mur zog einſt ſtatt mitten hindurch, jetzt bildet ihr altes Bette den Teufelsgraben, ſie ſelber ſtrömt am Oſtrande der Ebene hin, während die Stainz den Weſtrand umfließt, bis die Mur unten ſämmtliches Gewäſſer zuſammen mit ſich fort aus dem Becken nimmt. Das Leibnitzer Feld haben die Römer ſchon wohl gekannt, wie eine Menge alter Ueberreſte, die zum Theil im Johanneum zu Gratz ſtehen, beweiſt, ſpäter wurde es reichlich mit Türkenblut getränkt; Sigmund von Weichſelburg ſchlug hier 1529 den Halbmond in den Grund. Eine halbe Stunde vom Markte Leibnitz liegt Seckau mit der großen fürſtbiſchöflichen Seckauburg. Die Mur iſt ſchiffbar und trotz der Ebene hat ſie die Schnelligkeit des Alpenſtromes nicht verlernt; unter Ehrenhauſen hat ſie ſich den Weg in den Süden mit einem Schuttwall ſelbſt verbaut, und nimmt Abſchied von uns, um noch ein bischen freien Lauf nach Südoſten zu haben, ehe ſie ihre Wellen der Drau und der großen Ungarnebene anvertrauen muß; die Eiſenbahn aber ſucht ſich über die Waſſerſcheide zwiſchen Mur und Drau hinüber zu ſchleichen, und nun thut ſich bald der ſüdlich vom Bacher begrenzte Blick nach Marburg auf.

Der Bacher iſt ein Stück Urgebirgswelt für ſich, nicht gerade ſehr hoch, aber am Fuße mit den edelſten Weingärten des Landes umgrünt und höher hinan von finſtern Urwäldern umnachtet, welche von den „Bacherangern,“ namentlich für die dort hingebauten Glashütten, Stück um Stück gelichtet werden. Marburg, nur 852 Fuß über dem Meere, iſt eine Stadt von etwa 4000 Einwohnern, die zweite des Landes, Hauptſtadt des Kreiſes; am Abhange eines Hügels gegen die hier ſchon ſehr mächtige Drau, links von Rebenhügeln umlagert, gewährt ſie einen freundlichen Anblick und hat viel Aehnlichkeit mit Linz. Römer, Türken und Ungarn haben die March- (Mark-)burg oftmals umtobt; 1529 hielt ſie einen dreifachen Sturm der Türken, wie 1481 die Belagerung Corvins ſiegreich aus. Von Marburg hat die Drau offene Bahn gen Süden, bis auch ſie vor der ſüdlichen Kalkkette nach Oſten fliehen muß. Der Schienenweg geht über das Hügel- und Bergamphitheater der weinfrohen Kales und über die Drau durch deren Seitenthal am ſchönen Schloß Kranichsfeld vorbei hinunter in's Sannthal nach Cilly, der Hauptſtadt des ſüdlichſten Kreiſes von Steiermark. Das heitere Städtchen verbirgt ſeine breiten Straßen hinter Stadtmauern mit großen Eckthürmen aus dem fünfzehnten Jahrhundert; 1492 prallten alle Angriffe der Türken von ihnen und dem Schwerte Georgs von Heberſtein ab. Cilly iſt uralt, voll von Römerreſten, die unter Kaiſer Claudius hier eine Niederlaſſung gründeten. Mehrmals wogte die Völkerwanderung über ſie hin, die mit Märtyrerblut geſeſte ſtand immer wieder auf. Der heilige Maximilian, der Biſchof von Lorch bei Ens, wurde der Sage nach hier in ſeiner Vaterſtadt unter Kaiſer Numerian den 12. Okt. 283 auf Befehl des römiſchen Feldherrn Eulaſius enthauptet, weil er dem Mars nicht opfern wollte. Auf der Stelle, wo ſein Haupt hinrollte, quoll ein heilſamer Born hervor, über dem noch jetzt eine Kapelle ſteht.

Jammerſchade, daß der edle Born nicht in der Nähe des Bahnhofes fließt. Mittag war vorüber, die Sonne brannte und machte das kalkumgürtete Thal zu einem wahren Gluthkeſſel. Das Fläſchchen Tokaier, das der vorſorgliche Freund neben einem gebratenen Huhn aus der guten Gratzer Küche im München mitführte, wollte den Durſt nicht löſchen, denn es war unterwegs ſchon ausgetrunken; was im Bahnhof krebenzt wurde, wurde lieber vermieden, und ſo nahm denn die genügſame Lippe mit einem Trunk auch aus ungeweihtem Brunnen vorlieb. — So geht es weiter in dampfender Eile und qualmender Hitze im wilden und engen, faſt baumloſen, kalkweißen Thale der Sann hinab. Steil ſtarren die Wände über der dem Fluß und dem Kalkgebirge abgetrotzten Bahn, welche in die Felſen eingeſprengt und über den Fluß aufgemauert werden mußte. Schäumend und wüthend über dieſen Eingriff in ihre Rechte läßt die Sann ihren Zorn an den unſchuldigen Felsblöcken in ihrem Bette aus. An der Bergwand rechts hängt unterhalb Markt und Ruine Tüffer das Römerbad, in deſſen drei heilkräftigen Quellen die alten Welteroberer bereits ihre Glieder ſtreckten. Bei Steinbrücken mündet die Sann in die Sau. An der Stelle der alten Brücke ſchwebt leicht und zierlich eine ganz neue 35 Fuß hoch über dem Waſſerſpiegel hinüber. Erzherzog Johann war auch hier die Seele des Werks und ein von vier Säulen getragener Tempel deckt die eiſerne Büſte des allverehrten Vaters des Vaterlandes. Der heilige Nepomuk hütet auf der andern Seite die Brücke, ſegnet rechts die Steiermark, ſegnet links den Krainer Gau.

Die große Sau wälzt ſich nun nach dem Vorgang der Mur und Drau ſüdöſtlich hinaus aus den Bergen nach Agram hinab in's Croatenland, wir aber wenden uns im Thal aufwärts gen Weſten. Hrafnigg, Triffail, Sagorie, Sava, Litlai, Kreßnitz, Lineſe, Salloch, lauter Eiſenbahnſtationen, erinnern uns durch ihre Namen ſchon hinreichend, daß wir die deutſche Grenze überſchritten und die Krain a betreten haben. Noch einige letzte Stöße und Stoßſeufzer in dem beharrlich fortrüttelnden

Eisenbahnwagen und wir haben Laibach vor uns und festen Boden unterm Fuße.

Das war gegen fünf Uhr Abends; herrlich leuchteten die Kärnthner Schneeköpfe, die der Terglau alle überragt, vom klaren Abendhimmel herein in's weite große alte Seebecken, dessen Wasser die Laibach und die Sau nicht ganz aus der sumpfigen Ebene abziehen können. Die Laibach schneidet den Schloßberg, den wir vom Bahnhofe aus gerade östlich vor Augen haben, von dem nach Osten ziehenden Höhenzuge ab; es ist ein kalkiger, theilweise baumgrüner Höcker und trägt ein weitläufiges Schloß. Das eigentliche Castell wurde 1813 von den Franzosen zerstört, und die Oesterreicher, um nicht mehr zu vergessen, wie viel Zeit es sey, bauten einen Uhrthurm wie in Gratz und versahen den Hügel mit schönen Anlagen. Rechts (südlich) am Fuße des Schlosbergs legt sich ruhig und gehorsam die Hauptstadt des Krainer Landes hin. Lublana heißt sie den Eingebornen, sie ist aber wesentlich deutsch. Wir begrüßen die ganz neu erbaute Kirche der ansehnlichen evangelischen Gemeinde, an welcher der Gustav-Adolfs-Verein nach langer kirchenloser Zeit freundlichst mitgebaut hat.

Laibach liegt auf beiden Seiten der klaren, tiefen und meergrünen Laibach, welche „wie Oel die Stadt durchtreibt, von schwarzgeschnäbelten Schiffen belebt und von gemauerten Uferbögen eingefaßt." Hohe Häuser stehen in den engen, schattigen Straßen der südlichen Stadt, welche schon achtzehn Jahre nach Christi Geburt durch den Consul P. Sillius den Pannoniern abgewonnen wurde. Die alte Aemona wurde 432 von Attila zerstört, 456 wieder aufgebaut und von Justinians Feldherrn Narses befestigt. Im neunten Jahrhundert erhielt sie von den Franken größern Umfang und den deutschen Namen. Noch versorgt die alte römische Wasserleitung den südlichen Theil der Stadt mit Wasser so vortrefflich, daß sie seit mehr denn tausend Jahren auch nicht einer Ausbesserung bedurfte. Das heißt bauen, ihr Eisenbahnlitiste! macht das ihnen nach; wo werden nach tausend Jahren eure Brücken und Viadukte und Bahnhöfe seyn? Laibach mußte von frühester Zeit an eine Stätte reichen Lebens und Handels seyn, denn es ist nur eilf Meilen von Triest, vom Meere entfernt, an einem Hauptthore der Alpen, durch das alle Straßen von Kärnthen, Steiermark, Oesterreich, Krain, Croatien und Ungarn sich kreuzen.

So nahe dem Meere haben wir nicht Muße, lange zu weilen; bis wir uns umschauen und stärken, ist der Postwagen bereit, und mit vier stattlichen Rossen bespannt, rollt er in kühler Abendstunde auf die breite, staubige, lebhafte Straße gen Triest hinaus. Zunächst geht es sehr einförmig dahin, und nur die Fernsicht auf die Höhen der karnischen und der julischen Alpen, welch letztere wir nun überschreiten sollen, beschäftigt das Auge. Die Straße folgt der träg durch die Sumpfwiesen fließenden Laibach bis Oberlaibach, drei Meilen lang. Dort bricht sie aus der Unterwelt hervor, alsbald schiffbar, aber trotz der Wassermasse und dem ziemlich starken Gefälle kommt sie nicht recht vorwärts, weil sie von Haus aus es zu bequem hat. Sie ist wie Kinder, die in Hülle und Fülle erzogen, nie ein hartes Brett bohren lernen. Die julischen Alpen sind ein Kalkgebirge, das in nichts an die sonstige Alpenwelt erinnert, dagegen die größte Aehnlichkeit mit der schwäbischen Alb hat. Alb, Alpe, vom lateinischen albus abgeleitet, heißt auch diese von dem weißen Jurakalk, der von den Abhängen und Abstürzen weit in's Land hinaus blinkt. Gerade wie die schwäbische Alb, oben wasserleer, meist dürre, baum- und graslose Trockenthäler, Erdfälle, Kessel und Trichter, in ihrem Banche aber hohle Räume in Menge hat, am Fuße dagegen von lebendigem Wasser überfließt, das sich in den tiefsten Höhlen zu massenweise ansammelt, daß nicht bloß reichste Quellen, sondern auch alsbald Mühlen und Werke treibende Seebecken und Ströme klar wie Krystall und blau wie der Himmel hervorfließen, z. B. die Blau und die Brenz, so ist es auch bei dieser julischen Alb. Eben die Laibach quillt aus einem ungeheuern Felsengewölbe, das sich stundenlang unter dem Gebirge hinstreckt, als Abfluß eines großen unterirdischen Sees heraus, und sie hat nicht erst im Gebirge lange von Fels zu Fels, von Thal zu Thal zu springen, soudern sie geht einfach wie aus einer Wohnung zu ebener Erde aus ihrem dunkeln Hause heraus, ohne auch nur eine Stufe hinunterſteigen zu müssen. An keine Arbeit gewöhnt und ohne Nachdruck von oben, läuft sie denn auch träge und müßiggängerisch in die Ebene hinaus, auf dem geduldigen Rücken den Sack zur Mühle, die Schiffe zur Stadt hintragend.

Oberlaibach, die erste Poststation, liegt am Fuße der julischen Alb, deren Hochebene sich etwa tausend Fuß über die Laibacher Ebene erhebt. Wie bei der schwäbischen Alb steigen über die Hochebene einzelne Kalkköpfe bis zu 2800 Fuß empor. — Nur wenig davon sehen wir im letzten Abenddämmer, oder hin und wieder im Widerschein des sternbesäten Himmels. Die Augen, ermüdet von der fast übermäßig großen Tagesarbeit, wollen Ruhe haben und wir schließen sie auch bereitwilligst, obschon es den Ohren nicht gelingen will, das Nachtpförtlein zuzuriegeln. Da sitzen zwei „Wäener" bei uns im Wagen, ein Tafeldecker und ein Kammerdiener, für den österreichischen Gesandten in Athen bestimmt, und ihre geläufige Zunge und ihre drolligen Späße und ihre durstigen Lippen geben nur allzu reichliche Unterhaltung für uns Wegemüden. Schon in Oberlaibach sah sich der eine wohlbeleibte Philister, kaum daß der Wagen angefahren war, nicht sowohl nach den Quellen der Laibach

um, als nach dem Brünnlein, da Bieres die Menge fließt. In Lottſch, der zweiten Station, glühte glücklicherweiſe das Lämpchen noch in der ſeitwärts abgelegenen Bierſtube, die er bei Nacht im fremden Orte ſo ſicher entdeckte, wie ein Waſſerſchmecker die unter dem Boden verborgene Quelle; in Planina, der dritten Station, mußte ſchon die Wirthin herausgetrommelt werden, um den dritten Durſt zu ſtillen, was ihm auch mitten unter dem Lärmen der fluchend und ſcheltend den Umſpann beſorgenden Kuchte und Conducteure weiblich gelang. Von Planina windet die Straße ſich empor zu ihrer höchſten Höhe zwiſchen Laibach und Trieſt, nämlich 1800 Fuß über dem Meere. Das geht trotz den vier Pferden langſam genug, und ganz bedenklich meint unſer Tafeldecker, das Trieſt müſſe doch arg hoch liegen, ſintemal wir ſeit Laibach nun doch in Einem Zuge aufwärts ſteigen. Die Straße geht auf der Hochebene fort in wellenförmiger Bewegung, nach und nach ſenkt ſie ſich ein wenig und endlich halten wir glücklich in Adelsberg.

Es war Mitternacht vorbei, alles ſtill. Helle Sterne und trübe Stalllaternen leuchten den Reiſenden, die in buntem Sprachengewirre nach Gepäcke und Gaſthaus fragen. Kraineriſch, italieniſch, öſterreichiſch und deutſch geht's durch einander, bis man im Gaſthauſe einigermaßen zu ſich ſelber, aber noch lange nicht zu Bette kommt. Der Stallknecht ruft dem Hausknecht, der Hausknecht der Kellnerin, die Kellnerin dem Zimmermädchen. Mitka! Kathinka! auf, der jüngſte Tag bricht an! Aber Kathinka hat Schlaf im Auge und Mitka gibt keine Antwort. Mitka! ruft verzweifelt der Kaufmann von Fiume, Mitka! hallt es im ſtockfinſtern Corridor wieder. Er klopft an der Thüre, an der allerhöchſteigenen Thüre der ſchönen Schläferin. Mitka, erbarme dich! aber Mitka denkt: ihr könnt warten, bis ich komme, und ſie kommt ja auch endlich, und auch wir — als „aus Deutſchland" billig zuletzt — kommen an die Reihe, erhalten Licht, Zimmer und friſches Bette, auf dem die geräuberten Gebeine die erwünſchte Ruhe finden.

Freilich nur eine kurze; bald kommt der Führer, der uns mit der übrigen Geſellſchaft zum Aufbruch in die berühmte Höhle drängt. Wir eilen hinaus an's Tageslicht und der Grauſame läßt uns nicht einmal vorher ein Frühſtück nehmen. Doch treten wir im Vorbeigehen in eine Hütte ein, die freilich ärmlich genug ausſieht, um wenigſtens einen Trunk friſcher Milch mitzunehmen. Aber dieſe dürre und kahle Hochebene iſt nicht das Land, wo Milch und Honig fließt; wir beide müſſen uns mit einem kleinen Glaſe voll Ziegenmilch begnügen; das iſt der ganze Sonntagsvorrath der verwundert uns anſchauenden Leute.

Wir gehen eine kleine halbe Stunde durch eine Allee am Bergabhang hin, links begleitet von der Poik, einem mäßigen Flüßchen, das plötzlich vor einem Felſenabſturze ſtill ſtehen zu müſſen meint und doch den Zug ſeiner kleinen Wellen, ungehemmt vom erleunumwachſenen Geſteine, ganz gemächlich fortſetzen darf. Wer ſollte es glauben? dieß iſt daſſelbe Waſſer, das wir geſtern Abend als Laibach begrüßt haben! Ja, nach einem Laufe von etwa ſechs Stunden nimmt die klare Piuka (Poik) hier Abſchied von der lichten Sonne und verſenkt ſich in die felſige Tiefe der weltberühmten Höhle, an deren Pforte wir ſtehen. Zwei Stunden weiter, bei Planina bricht ſie als Unz aus der Unzhöhle, der ſchönen Felſengrotte, welche die Fortſetzung der Adelsberger iſt, und durchfluthet wieder eine Meile lang die Mulde von Planina, das Mühlenthal. Bei Jakobowitz ſteigt ſie wieder in die Unterwelt hinab und erſcheint drei Stunden weiter nordöſtlich in den drei ſtarken Quellen bei Oberlaibach als ein kleiner himmelblauer See am Fuße ſteiler, hie und da mit Gebüſch maleriſch bekränzter Felſen, um alsbald große Mühlenwerke zu treiben und ſofort als zwanzig Fuß breiter und eben ſo tiefer Laibach unter die ſchiffbaren Flüſſe zu zählen.

Am vergitterten Eingang der Höhle, der einem aus Quadern erbauten halbverſenkten Brückenbogen gleicht, erwarten uns die übrigen Gäſte mit den Führern. Letztere ſind beeidigt; die Perſon bezahlt dreißig Kreuzer als Beitrag zur Unterhaltung der Brücken, Wege, Stege und Lampen — Fackeln würden bald die Tropfſteine ſchwärzen — und zwanzig Kreuzer bekommt der Führer. Einige der Führer gehen voran und ſtecken die feſtſtehenden Lichter an den ſchönſten oder gefährlichſten Punkten an, obſchon die Höhlenpolizei mit mütterlichſter Sorgfalt jede Gefahr faſt unmöglich gemacht hat. Der erſte Theil der Grotte iſt ſchon ſeit 300 Jahren bekannt und 175 Klafter lang. Da iſt der Dom des Neptun, 144 Fuß breit und neunzig hoch. Wie wir vorwärts ſchreiten vernehmen wir ein wunderbares Rauſchen. Horch! was tönt ſo dahin? Tief unten ſehen wir Licht, des Führers Lampe wirft ihren Strahl in ein rinnendes Gewäſſer, wir ſteigen ihm nach hinunter, einundſechzig Stufen, und ſiehe, da iſt die muntere Piuka, die außen im Felſengewölbe verſchwand und hier langſam und feierlich, wie Geiſterhauch tönend, durch die Tiefe der Höhle hinzieht. Das iſt eine tiefanſprechende Erſcheinung und die Krone der ganzen Höhle. Ein hölzerner Steg führt über das klare, im Lampenſchein glitzernde Waſſer, und von ihm aus ſehen wir erſt, wie oben eine natürliche, 78 Fuß lange Felſenbrücke über den Fluß hinführt.

Auf 82 Stufen ſteigen wir nun wieder jenſeits des Stegs in die Höhe, um die übrigen Wunder dieſer untern Welt zu betrachten. Aus der erſten Abtheilung, in welcher ein Denkmal die Anweſenheit Kaiſers Franz I. im Jahre 1816 bezeichnet und ein

inkrustirtes Skelett eine Säule umschlungen hält, gelangen wir in die neue größere, eben 1816 entdeckte Ferdinandsgrotte, welche gegen fünfzehnhundert Klafter lang ist. Hier sieht man die herrlichsten Tropfsteingebilde, denen die Phantasie der Entdecker und Führer zum Theil treffende, zum Theil abgeschmackte Namen ertheilt hat, so daß dem Beschauer ein wesentlicher Genuß, die eigene Auffindung und Benennung der Naturspiele, vorweg genommen ist. Es ist gewiß ein tiefer, feiner Zug in der Erzählung der Bibel, daß Gott der Herr, nachdem er allerlei Thier auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel gemacht hatte, sie zu dem Menschen brachte, daß er sähe, wie er sie nennete; denn nicht oktroyiren wollte Gott die Namen der Geschöpfe, über die der Mensch herrschen sollte, sondern „wie der Mensch allerlei Thiere nennen würde, so sollten sie heißen." Wir aber mußten nun zuhören, wie der Führer die Geburt Christi, die zwei Palmenbäume, den Springbrunnen, die weiße Fahne und Hand, die freistehende Säule, den Kohlenmeiler, die Burgruine, die Orgelpfeifen, die egyptischen Säulen, den riesigen Badschwamm, die drei Zoll dicke durchsichtige Säule, den Heu- und Strohschober, den kleinen Cypressenbaum, das Grabmahl und die Trauerweide darüber, die große Cypresse, die Kanonensäule zu Moskau, den Beichtstuhl, den Tanzsaal — ja freilich werden jährlich ein oder einigemal diese Räume durch rauschende Musik und lärmenden Tanz entweiht — die Reitschule, den Grottenwächter mit der Cigarre im Munde, den großen Wasserfall, den Fischplatz, die Alabastervase, den Bajazzo und den Galvarienberg, den Mailänder Dom, das rothe Meer, die Arche Noäh, die Schreckenkammer, die Kanzel, den Altar, die Kapelle mit der Todtenglocke, und was sonst Namen und zu Gemüth führte. Zu Gemüth sprach es in der That an diesem Sonntagmorgen, als in der Kapelle ein Führer mit hölzernem Hammer eine hohe Stalaktitensäule so anzuschlagen begann, daß es wirklich war, als ob zur Kirche zusammengeläutet würde, als ein anderer in der Höhe hinter einem dünnen Tropfsteingebilde die Lampe so anbrachte, daß es wie der Vollmond durch Wolken schien, ein dritter aus dem Gitterfenster eines Gefängnisses die Vorübergehenden um eine Gabe bat, und ein vierter in einen Fleischerladen trat und seinen Kunden tropfsteinerne Salami von bekannter Güte anbot, ein andermal in dem Beichtstuhl Ohrenbeichte hielt und zuletzt eine große Wand von weißem halbdurchsichtigem Tropfstein mit doppelter rothgelber Einfassung am Saume wie ein prachtvoller Vorhang herabwallte.

Achthundert Klafter vom Eingange theilt sich die Höhle in zwei Gänge, deren längerer an einem See endet, über welchen noch kein menschlicher Fuß vorgedrungen. In den hintersten Gängen fand man Knochen urweltlicher Thiere. Wir durchgingen etwa die halbe Länge der ganzen bis jetzt entdeckten Höhle in fünfzig Minuten und nun etwas rascher wieder zurück. Wer weiß, wie viele Stunden weit diese Klüfte und Grotten das Felsengebirge durchästen!

Es war trocken und mäßig warm in der Höhle und die Wege, Stege und Brücken bestens unterhalten. Gerne traten wir nach anderthalb Stunden wieder an's freie liebe Tageslicht, um nun erst im Kaffeehause, dann im Schatten eines Baumes, endlich beim Mittagstische auch dem Körper gütlich zu thun.

Adelsberg ist ein stattlicher Marktflecken von 1400 Einwohnern; über dem Orte ragen die Trümmer der Adelsburg auf dem Felsen. Die ganze Gegend, muldenförmig und kesselartig vertieft, mit seltenem Tannengebüsche und spärlichen Feldern, desto mehr mit Steinriegeln und kahlen Kalkfelsen gezeichnet, gibt so ganz das Ebenbild der unerquicklichen Hochebene der schwäbischen Alb, daß wir hier in Adelsberg eben so gut bei der Erpfinger Höhle uns denken konnten und nur durch die verschiedene Tracht und Sprache der Leute erinnert wurden, daß wir mitten im Krainer Lande seyen. Da es gerade Sonntag war, strömte das Volk in die Kirche, die Weiber mit weißen Tüchern den Kopf und die Schultern umhüllt, die Männer mit kurzen, gleich weiten, am Knie nicht gebundenen Beinkleidern, beide mit sehr geläufiger Zunge in fremdester Tonart. Vermöge meiner bedeutenden Krainer'scher Sprachstudien, durch die ich erfuhr, daß velka groß, mala klein, bubnarza die Trommel, vadanos der Wasserträger, nottu der Kessel, betschek das Faß, sittarza das Mehlsieb, karlanza die Höhle heißt, brachte ich es immerhin so weit, daß ich in der Kirche, wo ich einen wohlgenährten Priester in vollönender Sprache sehr schön predigen sah, in den Reihen der andächtigen Zuschauer ungefähr bis zum Anfang des ersten Theils mich erbaute, während draußen am Wiesengrunde der Freund, an einer grünumbuschten Quelle gelagert, eine süßduftende Bremerin rauchend, Pflanzen sucht, ein Vergißmeinnicht für die schwäbische Heimath pflückt und mit naturkundigem Auge die wasserholenden Töchter des Landes, so wie den proteus anguinus beobachtet, den ein Grottenführer zum Verkauf anbietet. Dieses eigenthümliche Thier, halb Eidechse, halb Aal, wird in dem See der eine Stunde von Adelsberg liegenden Magdalenengrotte bei Kerzenlicht mit kleinem Hamen gefangen und in der Flasche an dunklem Orte aufbewahrt. Es ist ein unheimliches, unterweltliches Geschöpf, fleischfarbig, fahl und blaß wie eine Kellerpflanze, die des holden Tageslichts entbehren muß. Außer in Sicilien wird er sonst nirgends in Europa gefunden als in diesem Grottensee.

Nach Mittag saßen wir wieder im Postwagen

und schlafen und fahren geruhig über die mit Wiesen und Getreidefeldern bedeckte Hochebene hin, welche zur Linken nur in der Ferne von flachen Höhen, rechts aber vom 5000 Fuß hohen Nanas begrenzt wird. Von Prewald zieht die Straße am Saum der Ebene hin südlich bis Senosetsch zwischen struppigen Hügeln mit Andeutungen der einst hier gewesenen Buchenwaldungen und mit einzelnen Waldgruppen von Steineichen und Mannaeschen. Von Storie aus geht die Straße südwestlich quer über den Karst hinüber durch eine weite trostlose Ebene bis Sessana; links ragen eine Menge kleiner kürrer Spitzkegel hervor. Immer häufiger tritt das Felsgestein nackt und scharfkantig aus dem Boden, nur sehr spärlich sind die öden, sonnenverbrannten Gefilde von Dörfchen mit nur schmaler Garten- und Baumumgebung übersprengt. Je erträglicher, ja freundlicher noch der Eingang in das Dorf Sessana ist, wo wir einen neuen, aber so dürren, langbeinigen Gast in den Postwagen bekommen, daß er und wir unermeßliche Mühe haben, das Gestänge nur halbwegs erträglich zwischen unsern Knien unterzubringen, desto öder ist der jenseitige Ausgang.

Jetzt beginnt der Karst im eigentlichen Sinn, der seit Jahrhunderten nicht Karst noch Pflug gesehen hat. Der leibhaftige Tod hat diese Kalkwüste zu seiner Residenz erwählt und die heiße Junisonne brennt wie mit Höllenfeuer auf die kalkige Schädelstätte. Nichts als Fels und Riff und Klippe, kaum ein Pflänzchen wagt über dem Gestein Wurzel zu fassen, und wo das Wagniß geschieht, so kommt die furchtbare Schwester des Karst, die Bora (Boreas, der Nordwind) und fegt mit eisigem Hauche alles hinweg, was über die Ritze ragt. Kreisrunde Felsentrichter senken sich hie und da in größere und kleinere Tiefe ein, um ja jeden Regentropfen den unterirdischen Seebecken alsbald zuzuführen. Aber wo keine Ziege klettern, kein Pflänzchen wachsen mag, da sind die Menschen hingekrochen; ihre armseligen Hütten, kaum vom Steinboden zu unterscheiden, haben sie in die Vertiefungen hineingenistet.

Waren die Wohnungen bisher Blockhäuser mit Strohdächern, so sind sie jetzt Steinhaufen. Die Felsentrichter, die nicht zu tief sind, haben die Armen mit Erde ausgefüllt und mit einer Steinmauer eingefaßt, damit die stürmende Bora den Erdboden nicht wegwehe. Diese kreisrunden Aecker sind die menschennährenden Gastinnen in dieser Steinwüste. So geht es, das Auge ermüdend, die Seele darniederdrückend, zwei lange Stunden fort, fünfzehn- bis sechzehnhundert Fuß über dem Meere, durch das Gefilde des Todes bis Optschina. Die Straße ist tief mit Staub bedeckt, Menschen und Thiere lechzen; es ist eine Qual zu sehen, wie die hunderte von Frachtfuhren, die das Holz, die Fässer, die Ballen vom Meere her über die Felsenwüste hinüber schleppen, im Sonnenbrande das dürftige Brod verdienen müssen; mit Sehnsucht zählen wir jeden Steinhaufen am Weg ab, der ein baldiges Ende dieser Trauerscene verheißt.

Es geht nun eine Anhöhe hinauf, die Spitze einer steinernen Denksäule erscheint, mit jedem Schritte wächst sie, wir steigen aus, in wenigen Minuten stehen wir am Rande der Hochebene, und welch ein Anblick! Da liegt tiefblau und endlos bis zum Saume des Himmels das heilige Meer mit seinen Segeln und Buchten, und mit den fruchtbaren, einem Garten gleichenden, von weißen Landhäusern überstreuten Küsten, 1200 Fuß tief zu unsern Füßen die schöne, am Hügel sich lagernde Stadt, im Hafen eine drei-, viersache Reihe von meerbeherrschenden Schiffen, mit lustig wallenden Wimpeln geschmückt, und das alles so ruhig, so still am sonnigsten Sonntagabend. In stiller Andacht, mit unverlöschlichem Eindruck im Herzen schreiten wir nach einer kurzen Erfrischung in der kühlen Veranda des auf dieser stolzen Höhe anmuthig gelegenen Gasthauses hinunter zu einem andern Volke unter einem andern Himmel an den heitern Ufern der Adria.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

St. Pauli. — Die Bürgerwehr. — Nachtwächter. — Der Fire annihilator.

Dieſes Jahr ſcheint uns bis jetzt einen ächt Hamburgiſchen Sommer zu bringen; das heißt, ein vom Weſtſturm gepeitſchter Regenguß jagt den andern und oft ſchlägt der Hagel gegen die Fenſter. Bereits ſind mehrere der den Hamburgern ſo theuern Märkte verregnet worden und noch immer ſcheinen in den Lüften unverſiegbare Schleuſen geöffnet. Scheint ja einmal an einem Sonntag Morgen die Sonne, ſo kann man die bunt gepuzte Menge auch ſchon von den frühſten Morgenſtunden an aus allen Thoren den Vergnügungsorten zuſtrömen ſehen. Droſchken, Omnibus, doppelt und dreifach beſetzte Stuhlwagen folgen ſich in dichter Reihe, um die Vergnügungsluſtigen in die Umgegend zu bringen. In wiefern dabei wirklich Vergnügen zu finden iſt, müſſen die Betheiligten beſſer wiſſen; aber der, welcher nur einigermaßen einen feineren Geſchmack beſitzt, wird eben keinen Neid empfinden, wenn er die überfüllten Wirthsgärten anſieht, wo die Leute im Anblick der Chauſſee, deren Staub ſie gratis mitgenießen, unter dem betäubenden Geraſſel der vorüberfahrenden Wagen, und ſich gegenſeitig mit ihren Cigarren einräuchernd, den Sonntag feiern, oder wenn Dienſtmädchen, Handlungsdiener und Handwerksgeſellen ſich am hellen Tage, vor Hitze dampfend, in den Tanzſälen drehen. Will man aber die ſonntäglichen Freuden unſeres Volkes auf Einen Platz concentrirt ſehen, ſo muß man ſich einmal die Mühe einer Wanderung auf den berühmten „Hamburger Berg,“ jezt St. Pauli genannt, geben, dieſes Eldorado des gemeinen Mannes, der hier alles vereinigt findet, was ihm ſeine Phantaſie nur vorzumalen vermag. Eine lange Reihe großer anſehnlicher Gebäude, mit Unrecht Buden genannt, bieten dem Auge alle Wunder der Natur und Kunſt dar. Vor der Menagerie wiegen ſich in ihren Ringen die bunten Papagaien und Cacadus, und fordern kreiſchend zum Eintritt auf. Aus dem Carouſſel laden die Töne der Trompete die muthigen Kämpfer zum Ringſtechen ein, während vor dem Wachsfigurenkabinet durch eine Gruppe von fünf Figuren die Austheilung der Adler an die franzöſiſche Armee veranſchaulicht wird. Vor dem Eingang einer andern Bude ſteht eine abenteuerliche, in zinnoberrothen Tricot gekleidete Geſtalt, phantaſtiſch, gleich einer Rothhaut mit Federn aufgeputzt, und brüllt, Papagaien und Trompeten übertönend: „Nur herein, meine Herren und Damen, nur herein! Es wird ſogleich angefangen; nur herein! Der erſte Platz zwei Schillinge die Perſon!“ Wir laſſen uns durch die Neugier verleiten einzutreten, und befinden uns in einem Theater, wo Johanna von Montfaucon aufgeführt wird. Doch darf uns ſelbſt Kogebue heute nicht abſchrecken, denn um das Stück ſechs- bis achtmal im Laufe eines Sonntags wiederholen zu können, hat die einſichtige Direktion es ſo geſchickt geſtrichen, daß es, ohne den Zuſammenhang und die Effektſtellen einzubüßen, gerade eine Stunde in Anſpruch nimmt. Unſere Bekanntſchaft von draußen, die amerikaniſche Rothhaut, finden wir hier noch in demſelben Coſtüm den Ritter Montfaucon agirend wieder, und im Zwiſchenakt wird mit einer Büchſe für die erſte Liebhaberin noch beſonders geſammelt. Nach Beendigung der Vorſtellung begeben wir uns in das Gewühl auf dem großen Platze vor den Buden, wo gleichſam ein permanenter Jahrmarkt theils unter Zelten, theils unter freiem Himmel auf Karren gehalten wird. Glänzende Muſcheln aus allen Weltgegenden, Apfelſinen und Cocosnüſſe, Spielzeug, Kuchen, Spazierſtöcke, Electriſirmaſchinen, wo man für einen Schilling Schläge bekommt, Volichinells, ja ſelbſt Wahrſager machen ſich hier den Preis ſtreitig; aber alle Anpreiſungen werden von den Juden überſchrieen, welche für ihren ambulanten Handel von Bildern und alten Büchern — oft aus lauter vereinzelten Bänden beſtehend — gewaltſam Aufmerkſamkeit erzwingen. Aus dem „Joachimsthal“ klingen die Töne einer rauſchenden Tanzmuſik, und mehr abſeits, nach dem Hafen zu, feiern die Matroſen nicht minder lärmende Saturnalien, während die ehrſame Bourgeoiſie im „Trichter“ ihren Kaffee bei Muſikbegleitung und obligatem Staub genießt. Dieſes Treiben dauert ſo fort, bis die Thorſperre ihm ein plötzliches Ende macht, und der nächtliche Wanderer, der etwa um Mitternacht aus einer Geſellſchaft in Altona heimkehrend, den Hamburger Berg durchmißt, kann ſich in tiefer Einſamkeit ungeſtört ſeinen trüben oder heitern Träumen überlaſſen, wenn ihn nicht etwa das Brüllen der Löwen und Tiger in der Menagerie, welches der Lärm des Tagestreibens übertönt, und das jezt vernehmlich durch die Nacht dringt und mit den Schauern der afrikaniſchen Wüſte erfüllt, daraus emporſchreckt. Der Beaumonde hält ſich von allen dieſen Freuden ſtreng geſondert und betritt am Sonntag kaum die Vorgärten der eigenen Landhäuſer, als könnte man ſich ſchon durch den bloßen Anblick des Volkstreibens etwas vergeben, und am allerſchlechteſten kommen diejenigen weg, welche zur guten Geſellſchaft gehören, ohne ſelbſt ein Landhaus zu beſitzen. Da der gute Ton am Sonntag den Beſuch jedes öffentlichen Orts ſtreng verpönt, ja ſelbſt ein Spaziergang einen in allzugemiſchte Geſellſchaft führen würde, iſt derjenige, welcher zufällig nicht in Geſellſchaft geladen iſt, wider Willen zu einer wahrhaft engliſchen Sonntagsfeier verurtheilt. — Außerdem gewähren dem Volk die jezt ſtattfindenden Exercitien des Bürgermilitärs unerſchöpfliches Vergnügen. Voriges Jahr ließ man dieſelben wegfallen, da man bei der Unruheſcheu der Bundestruppen durch große Anhäufung von Menſchen nicht zu Unruhen Anlaß geben wollte; mit um ſo größerer

Freude wurde in diesem Sommer der Wiederanfang begrüßt. Worin eigentlich das Vergnügen bei der Sache besteht, ist mir nie klar geworden, und möchte auch schwer zu sagen seyn, besonders da militärische Schauspiele hier in den letzten Jahren nicht zu den Seltenheiten gehörten. Nichts desto weniger bringt der Ton der Trommel Alt und Jung in Bewegung und man rennt, um die Waffenthaten seiner Mitbürger zu sehen, hinaus vor das Dammthor, als gälte es Gott weiß was. Zelte sind errichtet wie in einem Lager, in denen Vorräthe von Speisen und Getränken ausgeboten und verzehrt werden, hinreichend um eine Armee zu beköstigen, und wenn am Abend die tapfern Krieger heimkehren, werden sie von der Straßenjugend mit einem Jubel und Hurrahgeschrei begrüßt, als hätten sie die Stadt vom Feinde befreit. Der Geist der Neuerung hat selbst das Bürgermilitär in Gestalt neuer Uniformirung ergriffen, welche vorläufig bei den Jäger- und Artilleriebataillonen eingeführt werden soll. Da nun die Bürger ihre Uniformen selbst anschaffen müssen, bleibt es ihnen unbenommen, die alten erst aufzutragen, wodurch freilich für die nächste Zeit eine ächt republikanische Mannigfaltigkeit herrschen wird.

Auch einer andern Institution, welche bis dahin dem allgemeinen Nivellement flegreich widerstand, steht demnächst eine Reorganisirung bevor, dem Corps der Nachtwächter. Bekanntlich gibt es in jeder Stadt irgend einen Stand, der verurtheilt ist dem Volkswitz als Zielscheibe zu dienen; hier sind dieß die „Uhlen," denen man nachsagt, daß sie die dummsten Leute in Hamburg seyen, und wie man anderswo etwa sagt: „unter der Kritik," so ist hier der stehende Ausdruck, um das Allermiserabelste zu bezeichnen: „unter dem Nachtwächter." Der ärmsten Klasse angehörend, und für ihren beschwerlichen Dienst verhältnißmäßig schlecht besoldet, sind sie nebenbei Schuster, Altflicker und dergleichen, und man findet es wohl begreiflich, daß große Talente sich eben nicht diese Laufbahn erwählen. Indessen genießen doch auch die sonst so stiefmütterlich bedachten Nachtwächter als unentbehrliche Staatsdiener ihr Privilegium für sich, welches darin besteht, daß sie sich verheirathen und ein Handwerk treiben können, ohne erst Hamburger Bürger zu werden, und diese Vergünstigung soll es seyn, welche das Corps der Nachtwache immer frisch rekrutirt. Jetzt wird auch dieser patriarchalische Zustand bald einer neuen Ordnung der Dinge weichen müssen. Uebrigens, die geistige Befähigung der Nachtwächter ganz aus dem Spiele gelassen, hat es mich immer gemüthlich angeweht, wenn ich aus andern Ländern zurückkehrend, statt der grellen Pfeifen und Hörner, welche man hie und da hört, wieder die wohlbekannten Uhlen ihr „Twolf is de Glock!" ausrufen hörte. — Der vor einiger Zeit mit Glanz durchgefallene Philipp'sche fire-annihilator, dessen ich früher schon erwähnte, hat die damals empfangene Scharte aufs Rühmlichste bei einem neuen Versuch ausgewetzt. Abermals fand das Experiment am jenseitigen Ufer der Alster, auf der Uhlenhorst, unter großem Menschenzudrang in Gegenwart mehrerer von den hiesigen Löschanstalten beauftragten Sachverständigen statt. Einige große mit Theer und andern brennbaren Stoffen angefüllte Fässer wurden in Brand gesteckt, und das Feuer durch die Macht des Gases, welches man vermittelst der Maschine darauf wirken ließ, fast augenblicklich erstickt. Darauf wurde eine eigens zu diesem Zweck erbaute und ebenfalls mit leicht entzündbaren Gegenständen angefüllte Bretterbude ebenfalls angesteckt und deren hochaufloderndе Flammen, welche lebhaft an die Scheiterhaufen der Alten erinnerten, gleichermaßen wie durch einen Zauber gebannt. Diese Bewältigung des entfesselten Elementes durch die Macht des Geistes hat etwas erhebendes, welches einen auf einen Moment die Armseligkeit des menschlichen Daseyns vergessen lassen kann. Gewiß aber wird diese Erfindung nicht ohne Folgen für die Löschanstalten seyn, ja vielleicht sogar eine gänzliche Umgestaltung derselben bewirken.

Im Theater fesseln gegenwärtig Ander und Hendrichs die Aufmerksamkeit; doch kann der augenblickliche Reiz, den die Anwesenheit berühmter Gäste verleiht, dem innern Verfall so wenig entgegenwirken, als einer zerrütteten Häuslichkeit durch Fremde aufzuhelfen ist, und fragt man, was nach der Entfernung der fremden Künstler noch übrig bleibt, so kann man mit Goethe's Prinzessin nur erwidern: „Was uns bleibt? Geduld!"

Dresden, Juni.

Ausſtellung bei Del Vecchio.

Im Brühlſchen Garten zu Dresden, auf der ſogenannten Terraſſe, dem einſtigen Beſitzthum eines allmächtigen Miniſters, der hier luſtwandeln ging, befinden ſich weite Räume, die bald dieſem, bald jenem Gegenſtande der Kunſt zur Ausſtellung geöffnet ſind. Vor Kurzem nahm man hier die Anatomie des menſchlichen Körpers in Augenſchein und belehrte ſich in einem andern Gemache über die Mineralogie; da flüſterte plötzlich die Fama in jedes Ohr: Eile! eile! um das ſchöne Bild von Paul Delaroche zu ſehen, das Del Vecchio hier auf wenige Tage dem Publikum zur Schau ſtellt. Man hatte hier noch allgemein den ſchönen Napoleon in der Erinnerung, der gleichfalls hier ausgeſtellt worden, ehe er nach Leipzig wanderte, um dort die Sammlung des reichen Bankier S. zu krönen, und jeder war daher begierig ein anderes Bild des als ausgezeichnet bekannten Künſtlers zu ſehen. „Die Verurtheilung der Königin Marie Antoinette,“ lautete das Programm. Am 14. Oktober 1793 erſchien die unglückliche Königin vor einem aus dem Abſchaum der Menſchheit zuſammengeſetzten Blutgericht. Um vier Uhr Morgens am 16. Oktober endete jener beiſpielloſe Akt blutgieriger Wuth und frechen Hohnes gegen Recht und Wahrheit, der die Monarchin zum Opfer beſtimmte.— „Die unmenſchliche Behandlung, das tiefe Seelenleid hatte die Haare der achtunddreißigjährigen Königin gebleicht, ihre Augen geblendet, ihre Züge ſehr gealtert und in wenigen Tagen das Werk vieler Jahre vollbracht. Mit Ruhe und Faſſung hörte die Königin ihr geahntes Loos; mit ſicherem Schritte verließ ſie den Gerichtsſaal, Hoheit und Würde in den edlen Zügen.“

Das Bild ſtellt die Königin in Lebensgröße dar. Sie ſteht im Vordergrunde, wie aus dem Rahmen hervortretend, und das ganze Licht fällt auf ihre Geſtalt. Sie iſt ſchwarz gekleidet, ihr weißes Haar läßt die Stirne frei, ihr Auge iſt vom Weinen getrübt. Links mehr im Hintergrunde ſitzen um einen Tiſch ihre Richter, die ſo eben das Urtheil verleſen haben. Eine Lampe an der Decke erhellt die Gruppe. Wir erhalten dadurch eine doppelte Beleuchtung, was in manchem Bezug ſtörend iſt und eine beſondere Stellung des Bildes und ein ſtark auf die Hauptfigur fallendes Sonnenlicht nothwendig macht, wenn es vortheilhaft erſcheinen ſoll. Dicht hinter der Königin folgen ihre Wächter. Der zur Rechten ſtellt den Philiſter im Soldatenrocke vor; er geht mit geſenktem Blicke ruhig ſeines Weges und trägt das Gepräge des ſtolzen Selbſtbewußtſeyns: „Ich thue meine Pflicht.“ Das Wie und Wo gilt ihm dabei gleich; er gehorcht ja nur. Der andere zur Linken iſt der Republikaner mit Bewußtſeyn; er thut auch ſeine Pflicht, aber es freut ihn, daß er gerade hier ſie zu üben berufen worden. Seitwärts zur Rechten gruppirt ſich das Volk, mit ſeinen drohenden Mienen, geballten Fäuſten, ſeinem Zorn und ſeiner Rache, aber auch ſeinem Mitleid. Ein ſchönes junges Mädchen drängt ſich vor und heftet den Blick voll trauernden Beileids auf das leidende Antlitz der hart geprüften Frau. Marie Antoinette ſcheint ſie nicht zu ſehen. Sie ſteht vor ſich hin, die Miene voll Hoheit und Ergebung, das Auge durch den Ausdruck unendlichen Schmerzes gleichſam zuſammengepreßt, die Winkel des Mundes von einem leiſen Zucken der Verachtung umſpielt. Sie wird das Bewußtſeyn nicht los, daß die, welche ſie gerichtet, nicht würdig waren ihre Schuhriemen zu löſen. — Paul Delaroche hat ſich in Ausführung dieſer Geſtalt ſelbſt übertroffen. Man wird immer wieder zu dem Bilde hingezogen und kann den Blick nicht losreißen von der rührenden Geſtalt dieſer Königin, die in ihrem Unglück, ihrem Schmerz ſo weiblich ſchön, ſo groß daſteht. — Die Nebenfiguren befriedigen nicht in gleichem Maaße. Man vermißt an dieſen die volle Ausführung, ſie ſtehen zu ſehr zurück, und nur mit Anſtrengung gelingt es, aus dem dunkeln Hintergrunde die Umriſſe der Geſtalten zu löſen, die doch zum völligen Verſtändniß des Bildes ein unerläßliches Moment ſind. Die franzöſiſche Schule ſtrebt nach Einheit der Idee und Concentration des Effekts, und ſteht der Richtung unſerer Künſtler darin lobenswerth entgegen. Indeſſen hat auch dieſes Hervorheben des Hauptmoments ſeine Grenzen, ſonſt wird aus einem Genrebild ein Porträt, und ein geſchichtliches Bild gibt uns den Helden ohne die Motive ſeiner Thaten, durch die er ſelbſt erſt in die Stimmung verſetzt wird, die wir erkennen ſollen, um das mit zu empfinden, was er ſelbſt empfindet. Dieſen Mangel abgerechnet, iſt das Bild unendlich ſchön.

Del Vecchio hat außerdem noch eine große Landſchaft, das Alpenglühen der Mitternachtsſonne in Norwegen, von Georg Saal aus Heidelberg, ausgeſtellt, ſo wie ein Porträt des Marſchalls Radetzky, von Georg Decker. Beide können uns aber, nachdem wir Marie Antoinette geſehen, nur ein ſchwaches Intereſſe abgewinnen. Das Alpenglühen, ſo ſchön es iſt, läßt den Beſchauer kalt; es iſt überhaupt die Frage, ob ſolche einzelne Momente der Natur in der Kunſt ihre Berechtigung haben. Sie ſtehen da wie Traumgeſichte der Gottheit, mit denen wir keine Sympathie fühlen. Ein berühmter Reiſender und Beſchreiber von Reiſen ſaß bewundernd vor dem Bilde, an welchem ihm die getreue Nachahmung der Steine höchſt anziehend war. — Nicht viel anders ging es einem eifrigen Legitimiſten vor dem Bilde Radetzkys,

er hatte dieſen perſönlich gekannt und glaubte ihn in ganzer Lebenswahrheit vor ſich zu ſehen. Wir konnten dieß nicht beurtheilen, fanden aber wenig Geſchmack am Bilde. Die Bemerkung drängte ſich uns auf, wie ſelbſt in der Kunſt nicht immer die Kunſt angeſchaut und geſucht wird, ſondern jeder vielmehr das, was in ihm liegt, auch im Bilde ſehen will. Wir Bewohner des Nordens ſind zu abſtrakt, um den Gegenſtand einfach auf uns wirken zu laſſen; aber nicht allein daß wir jedem Kunſtwerke mit einer ſchon fertig in uns liegenden Kritik entgegen treten, wollen wir nun auch noch unſere Wiſſenſchaft und unſere Philoſophie durch die Söhne Apolls vertreten ſehen. Wir ſind unendlich klug, auch ohne unſere Erziehung im Fröbelſchen Kindergarten erhalten zu haben; wie wird es nun erſt in den kommenden Geſchlechtern ſeyn?

Worms, Juni.

(Schluß.)

Ein Tag in Worms.

Von der Pforte der evangelischen Kirche aus sieht man Thürme und Giebel der Ostseite des Domes über die jenseitige Häuserreihe emporragen. Dahin richtet sich mit dem Auge unwillkürlich der Schritt. Ein kurzes enges Gäßchen führte mich unmittelbar vor die östliche Frontmauer der alten Kathedrale, der indeß die häßlichen alten Häuser so nahe stehen, daß man nur fast steilrecht an der massenhaften Quadermauer und den beiden runden Thürmen hinaufsehen kann. Indeß ist der Raum nur an dieser Seite so enge, sonst liegt der Dom frei und ziemlich hoch. An seiner Südseite breitet sich sogar ein ziemlich weiter, englisch angelegter Garten hin. An der vorüberziehenden Straße stehen einige stattliche Häuser, denen man ansieht, daß sie die kleinen Residenzen der Domherren des vorigen Jahrhunderts waren, die ein recht comfortables Leben darin führten, ehe der Sturm der französischen Revolution sie auseinander jagte. Auf der Nordseite steht es etwas stiller und ernster aus. Die Häuser stehen etwas weniger fern, doch ist Raum genug, den Bau auch von dieser Seite bequem zu betrachten. Eines dieser Häuser, neu, in gutem Styl gebaut, erhebt sich isolirt auf den wettergrauen Quadern einer Gartenmauer, dem östlichen Portal des Domes gerade gegenüber. Es vertritt jetzt die Stelle des spurlos verschwundenen Palastes der burgundischen Könige und erinnert an sie und die Nibelungen. Siegfried und Chrimhilde, Brunnhilde und der grimme Hagen sind in bunten Farben auf den Gardinen hinter den Fenstern des schönen breiten Erkers dargestellt.

Der Dom ist indeß nicht mehr das uralte Münster, in welches einst Chrimhild und Brunhild zur Vesper gingen, und vor dessen Pforte diese beiden „Ehuniginnen anander schulten.“ Ein Bischof Burkhard hat jene Kirche weggeräumt und diese auf ihrer Stelle erbaut und im Jahr 1016 vollendet. Diese Jahrszahl schon gibt zur Genüge zu erkennen, daß der Bau zu denen des byzantinischen oder vielmehr romanischen Styls gehört. Seine Grundform ist die der Kreuzbasiliken, doch mit dem Eingang von der Seite und mit zwei Chören in Ost und West, über denen achteckige Kuppeln mit offenen Arkaden sich erheben, denen je zwei runde Thürme mit mannigfaltiger Gliederung zur Seite stehen. Das Hauptchor im Osten hat nicht die sonst gewöhnliche halbrunde Apsis, vielmehr läuft hier das Kreuz in einer geraden Giebelmauer aus, in welcher ziemlich hoch drei Bogenfenster angebracht sind, aus deren tiefen Nischen jene phantastischen Ungeheuer niederschauen, an denen die mittelalterliche Architektur und Sculptur so reich ist. Das kleinere westliche Chor dagegen ist, wenn mein Gedächtniß nicht trügt, im Achteck angelegt und hat schon die Fensterrose, die sich in den folgenden Jahrhunderten so reich entfaltet. Das Langhaus ist dreischiffig. Zwanzig viereckige Arkadenpfeiler tragen Mauern und Kreuzgewölbe des überhöhten Mittelschiffes, dem die beiden niedrigeren, ebenfalls mit Kreuzgewölben im Rundbogen überdeckten Seitenschiffe parallel laufen.

Interessant ist es, an diesem Dome, wie an so manchen alten Meisterwerken der Architektur, der, wenn ich so sagen darf, frei schaltenden Laune der alten Baumeister nachzugehen. Jene Art von Symmetrie, wie man sie in unsern Tagen auf's strengste zu beobachten pflegt, gilt ihnen wenig oder nichts. Reiche Mannigfaltigkeit, die jedoch den Totaleindruck nicht beeinträchtigt, scheint ihre besondere Freude gewesen zu seyn. Man betrachte diese vier schönen Thürme. Sie gehören zusammen, sie sind aus Einem Geiste, und doch ist keiner dem andern gleich. Nicht einmal jedes einzelne Paar ist sich vollkommen gleich. Der Styl ist streng der nämliche, Gesimse und Gurten gleichen einander auf's Haar, aber die Höhe der einzelnen Absätze von Gurt zu Gurt ist total verschieden, keine Linie des einen Thurmes setzt sich an dem korrespondirenden in gleicher Höhe fort. Dasselbe gilt von den Schallfenstern. Jeder dieser Thürme hat seine eigenen Formen und Maaße, völlig verschieden von denen des andern, und doch empfindet das Auge keinerlei störenden Eindruck. * Auch im Innern finden wir bei schärferem Zuschauen eine Maßverschiedenheit. So ist das nördliche Seitenschiff wenigstens um anderthalb Fuß breiter als das südliche.

Auch dieser Bau, im Ganzen aus Einem Gusse, ist nicht ohne spätere Anhängsel geblieben. Während die Nordseite ihre ursprünglichen Formen unversehrt behalten hat und das schlichte byzantinische Portal noch aufweist, hat jenes an der Südseite eine völlige Umgestaltung im

---

* Der eine der Thürme am Westchor trägt allerdings auffallende Spuren der spätern mittelalterlichen Architektur. Es erklärt sich dieß daraus, daß derselbe 1429 zusammengestürzt war und 1472 wieder aufgebaut wurde. Jener Zeit mag vielleicht auch die Rose im westlichen Chor ihre Entstehung verdanken.

gothischen oder deutschen Styl erfahren. Trotz der Unzusammengehörigkeit dürfen wir indeß dieselbe nicht beklagen. Dieses Portal ist um seiner selbst willen ein Ablaßbrief für den, der hier gegen die Einheit des Styls gesündigt. Es stellt sich würdig an die Seite jener reichen und schönen Eingänge an den Domen und Kirchen der mittelalterlich deutschen Bauart. Es ist rein in Form, schlank und zierlich, reich in Gliederung und an trefflichen Sculpturen. Die Prototypen des alten und die Hauptmomente des neuen Bundes treten uns hier in zierlichen Hautreliefs, die vier Evangelisten und die vier großen Propheten in Rundbildern entgegen. Das Giebelfeld im Bogen zeigt den Heiland und seine Mutter, den Apostel Petrus und einen knieenden Bischof. Gegipfelt wird das Ganze durch ein Weib mit der Mauerkrone auf dem Haupte, reitend auf einem Thiere mit vier Köpfen und vier verschiedenen Füßen. Es sind die Embleme der vier Evangelisten und das geschmückte Weib wohl nichts anderes, als die triumphirende Kirche. Mich hat diese schöne gothische Pforte an dem byzantinischen Dome nicht gestört, weit weniger, als drinne die neuen tiefblauen, grünen und weißen Scheiben in den drei Bogenfenstern des östlichen Chors, die ihr unschönes Licht auf einen häßlichen Altar im Zopfgeschmack mit sechs antiken Säulen werfen; weit weniger, als die weißen Kalkstriche, die das ganze rothe Quaderwerk der einfach großartigen Hallen durchziehen, als sollten sie den Leuten zeigen, wo die Steinfugen sind und wie groß jeder einzelne Baustein ist. Abscheulich in der That! Auch die Rose im Westchor ist mit buntem Glase gestickt. Ob das wohl die paar übrig gebliebenen alten Glasgemälde heben soll? Es ist aller Anerkennung werth, daß man die Mittel zusammen gebracht hat, diesen ehrwürdigen Dom zu restauriren und baulich wohl zu unterhalten, aber es gehören zu solchem Werke nicht nur offene, sondern auch geschickte Hände und vor allem kunstgeübte Augen.

Von alten Denkmälern ist im Dome selbst wenig Erhebliches zu finden. Nur eines im nördlichen Seitenschiffe nimmt eine erhöhte Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist aus der längst verschwundenen uralten Kirche des sogenannten Bergklosters in den Dom gewandert. Drei gekrönte Jungfrauen mit Lilienstängeln in den Händen sind darauf gemeißelt. Die gothische Aufschrift nennt sie St. Embede, St. Warbede und St. Willebede, die Sage aber die Töchter eines burgundischen Frankenkönigs, die unter den Händen der Hunnen als Märtyrerinnen gestorben. Um dieser drei Figuren, eigentlich um der drei Lilien willen, sollen die Franzosen im orleansschen Brande des Domes geschont haben. Jedenfalls ist das Denkmal sehr alt und von kunstgeschichtlichem Interesse.

Weit reicher als die Domhallen selbst ist die neben der südlichen Pforte auch im Spitzbogenstyl des vierzehnten Jahrhunderts angebaute und seit 1832 als Antiquarium hergestellte St. Nikolauskapelle, an welche sich der bis auf einen alten byzantinischen Eingang völlig weggeräumte Kreuzgang anschloß. Was dieser Kreuzgang an Denkmälern übrig gelassen, was einige andere zerstörte Kirchen geliefert, ist in diesem Raume aufbewahrt, leider auch wieder auf die unverantwortlichste Weise mit Gyps restaurirt und graugrün übertüncht. Da steht ein herrlicher altdeutscher Taufstein aus der spurlos verschwundenen Johanniskirche, dem ehemaligen Baptisterium des Doms. Da sind mehr als dreißig schöne Schlußsteine aus den ehemaligen Gewölben des Kreuzganges aufbewahrt. Unter den großen, in die Wände eingefetzten Grabmonumenten sind einige aus den Jahren 1487 und 1488 von trefflicher Composition und Ausführung. So eine Verkündigung Mariä, Geburt, Grablegung und Auferstehung Jesu. Von einem Bischof aus dem Hause Dalberg ist unter andern ein schön componirter und ausgeführter Stammbaum in erhabener Arbeit aus dem Jahre 1488 vorhanden. Am Boden liegt Adam schlafend, aus seiner Seite wächst der Stamm, aus den Zweigen schauen die alttestamentlichen Väter Abraham, David u. s. w. hervor, und den Gipfel des Baumes, seine oberste Blüthe gleichsam, bildet die allerseligste Jungfrau mit dem Kinde, zu welcher der Herr Bischof am Boden kniend emporschaut. Lord Granville wird sich freuen, wenn er die Zeichnung dieses Denkmals in dem Album Dalberg'scher Monumente findet, das er durch den Bildhauer Hornberger in Mannheim fertigen läßt, um alles beisammen zu haben, was noch augenfällig an die altberühmte Familie seiner Gemahlin erinnert.

Es müssen in Worms, dieser Stadt voll Ruinen, noch manche schätzbaren Reste mittelalterlicher Sculptur begraben, vermauert oder unbrachtet liegen. Habe ich doch unter andern in dem Hofe eines Hauses, in den ich zufällig blickte, einen schönen alten Taufstein als gemeinen Brunnentrog dienen sehen. Es wäre schon der Mühe werth, diesen Gegenständen etwas näher nachzugehen. Ich für meinen Theil konnte nicht natürlich nur an die hervorragenden, von weitem schon in die Augen springenden Reste vergangener Zeiten halten. So sei mir beim Austritt aus dem Dom eine unsern gelegene Kirche mit zwei stumpfen viereckigen Thürmen in's Auge. Es ist die des heiligen Andreas, deren Räume längst als Getreideschranne, Mehlwage und Spritzenhaus benützt werden. Sie ruht auf einfach schönem byzantinischem Unterbau, der wohl noch älter ist als der Dom, und hat ein altes Seitenportal, reich an schönen Gliedern. Der Oberbau ist aus späteren Perioden und zu verschiedenen Zeiten unverständig behandelt worden, wie durch Einsetzung eines gothischen Fensters an der Ostseite. Eine andere Kirche aus dem Jahre 990 steht an dem geräumigen Martinsplatze im nördlichen Theile der Stadt. Sie ist, obwohl zum Gebrauche nothdürftig hergestellt, doch auch eine halbe Ruine und trägt des späteren unpassenden Flickwerks an Paradies, Thurm und Schiff gar mancherlei an sich. Aehnlich ist es mit der alten Paulskirche in dem tiefer gelegenen östlichen Stadttheile. Auf der Stelle, wo zur Zeit Heinrichs des Finklers der rheinfränkische Herzog Eberhard sich einen Palast erbaut hatte, erhob sich nach kaum hundert Jahren, also zur Zeit des Dombaus, diese Paulskirche, deren prächtige Reste für die Geschichte der Baukunst in der That von großem Interesse sind. Nur die Frontseite und das Chor hat die vandalische Wuth der Zerstörer übrig gelassen. Das vorige Jahrhundert hat beide wieder durch armseliges Mauerwerk in seinem Ungeschmack verbunden und die Decke mit Stuccaturen und Fresken überkleidet, die jetzt auf Holz,

Heu und Stroh herniederschauen. Das alte im Halbkreis hervortretende Chor mit seiner unter dem Gesimse hinlaufenden offenen Galerie trägt ganz das byzantinisch-romanische Gepräge, während die Stirnseite schon das des mittelalterlich deutschen Styls leise durchscheinen läßt. Das rundbogige Portal mit seinen Säulchen und Rundstäben zeigt schon die späteren zierlichen Capitelle. Die Rose über demselben ist eine der frühesten jener zierlichen Blüthen deutscher Architektur. Auch die Kuppel über dem Eingange mit ihrem wulstartig hervortretenden Stiegenhause erinnert schon an die späteren Thürme über den Portalen. Ihr zur Seite hinter dem Paradies stehen zwei Thürme mit kuppelartig aufgemauerten Helmen. Man braucht nicht einmal Kenner altdeutscher Baudenkmale zu seyn, noch auch Männer vom Fache, wie Moller, darüber zu hören, es bedarf selbst für das Auge des Laien nur eines Blickes, um mit Bedauern daran zu denken, daß es dem modernen Verschönerungs-Vandalismus einmal einfallen könnte, diese schöne und merkwürdige Halbruine zu beseitigen, um an die Stelle des Magazins, das sie seit lange abgibt, ein kleinstädtisches Wohnhaus von der nüchternsten Form zu stellen.

Von dieser Seite weniger gefährdet, weil nicht innerhalb der Stadt selbst und bisweilen noch zu gottesdienstlichem Gebrauche dienend, steht noch eine große Kirchenruine in dem geräumigen Gartenfelde der sogenannten Mainzer Vorstadt. Es ist die Liebfrauenkirche mit ihren zwei Thürmen, weit sichtbar über das Land und den Strom hin, noch viel weiter bekannt und berühmt durch den köstlichen Rebensaft, der in ihrer Umgebung wächst und unter dem Namen Liebfrauenmilch in die weite Welt geht. Dieser Bau, wie er jetzt ist, stammt aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, wenigstens was die Frontseite mit den beiden Thürmen anlangt, deren einer den zierlichen Helm im orleanäschen Braude verloren hat und als ausgebrannte Ruine dasteht, wie denn auch der dritte Thurm über dem Kreuzchore verschwunden ist. Hier ist das alte überdachte Portal geziert durch die Steinbilder der thörichten und klugen Jungfrauen in den Bogenvertiefungen, zwischen denen zierliches Blätterwerk sich hinschlingt. Im Giebelfelde des Spitzbogens selbst sieht man den Tod Marias in erhabener Arbeit und darüber ihre Krönung durch Christum. Die Kirche ist in Kreuzform mit nur wenig ausladenden Flügeln gebaut. Eigenthümlich ist die Art, wie hier die Seitenschiffe die Kreuzflügel durchbrechen und sich in einem gleichbreiten Gange rund um das Chor fortsetzen. Offenbar hat der ältere Bau im fünfzehnten Jahrhundert eine Umgestaltung erfahren. Dafür spricht die verschiedene Form der Fenster, wenn auch die Geschichte der Stadt nicht von einem Neubau dieses Gotteshauses redete. Während an der obern Wand über dem Dache der Seitenschiffe die kleinen gekoppelten Fenster angebracht sind, wechseln unten schmale spitzbogige Fenster von drei Feldern mit breiten vierfeldrigen ab. Auch die weite Sprengung der fünf Arkaden des Schiffes mit ihren tief gedrückten Spitzbögen hat etwas Auffallendes im Gegenhalte zu den besseren Formen des Chors mit seinen vier massigen und acht schlanken Pfeilern. Zum Ueberflusse ist diese an sich zuzureffende Kirche innen weiß übertüncht und theilweise mit breiten blauen Streifen verunziert. Altäre, Kanzel, Chorstühle und Orgelbühne gehören den verschiedenen Zeiten der Kropf-, Zopf- und Schnörkelperiode an. Nur ein altes gothisches Sacramentshäuschen, das die schöne Spitze verloren und mannigfache Beschädigungen erlitten, entschädigt das Auge durch seine zierlichen Formen. Ein wahres Monstrum von Verunstaltung aber tritt uns in dem nördlichen Seitenchor entgegen. Es ist ein Werk mittelalterlicher Sculptur, eine Grablegung Christi. Auf einem Sarkophage liegt der lebensgroße Leichnam des Gekreuzigten, an Haupt und Füßen gehalten von Joseph von Arimathia und Nikodemus. Der letztere, zu Füßen, in ganzer Figur, in der Pharisäertracht und mit dem dicken, schlicht in den Nacken gekämmten Haare, das unter der runden Kopfbedeckung bauschig hervorquillt. Joseph, in halber Figur, ist der reiche, ehrbare Rathsherr mit dem Turban auf dem Kopfe. Aus der hintern Wand treten fünf Frauen mit ihren Gläsern und Büchsen weit heraus. Es sind Kniestücke, mannigfaltig behandelt in Gesicht, Kopfbedeckung und Gewandung. Unten an dem Sarkophage kauern vier schlafende Kriegsknechte, Hautreliefs, in den wunderlichsten Stellungen, mittelalterlich deutsch in Tracht und Waffen. Nun aber denke man sich das alles bunt mit Oelfarbe übermalt, dazu noch dicke Thränen auf die Wangen der Frauen gefleckt! Es ist ein Anblick zum Entsetzen und ein schreiendes, testimonium paupertatis für den Geschmack einer Kirchenfabrik. Schon im Dom und noch mehr hier in der Liebfrauenkirche kann man begreifen lernen, wie Recht jene Regierungen haben, die den Gemeinden geradezu verbieten, auf eigene Faust Veränderungen an öffentlichen Bauten, Denkmalen und Kunstwerken vorzunehmen, auch wenn sie tausendmal Verbesserungen und Verschönerungen genannt werden wollen.

Der Glöckner lud mich ein, den einen weniger verstehrten Thurm zu besteigen. Ich that's und habe es nicht bereut. So wenig die Lage der Stadt vom Rhein aus anzusprechen vermag, so wenig die nächste Umgebung geeignet ist, ein anderes Gefühl zu erwecken, als das der Freude über ein fruchtbares, wohlangebautes Feld, so anziehend ist der Ausblick von solcher Höhe in das weite Land umher. Weithin verfolgt das Auge den breiten Spiegel des unmittelbar zu unsern Füßen hingleitenden Stromes. Im hellen Sonnenlichte tritt die Bergkette des Odenwalds mit ihren Schlössern und Burgen, ihren Wäldern und Felsen, ihren schönen Thalmündungen und zahlreichen Städtchen und Ortschaften recht nahe heran, und die Ebene mit ihren weiten Feldern und dem dunkeln Schatten des großen Lorscher Forstes bietet dem schweifenden Blick einen freundlichen Wechsel. Gegen Westen fliegt er über die Hügelwellen des fruchtbarsten Landes mit seinen zahlreichen halbversteckten Dörfern. Er folgt dem schönen Thale der Pfrimm bis hinauf zum blauen Haupte des hohen Donnersberges und gleitet nach Süden an der duftumschleierten Kette des schönen Haardtgebirges and über die endlose Ebene der Pfalz hin. Es ist doch etwas daran an der alten Bezeichnung der Gegend: „der Wonnegau."

Auch die Stadt selbst nimmt sich von da oben ganz gut aus. Aber man sieht aus dieser Vogelperspektive auch erst recht deutlich, wie sie auf kaum die Hälfte ihrer ehe-

maligen Größe zusammen geschwunden ist. Was übrig, ist nur die ehemalige innere Stadt. Die geräumigen Vorstädte grünen jetzt von Blumen, Gemüse und besonders von Reben, die den Katerlöcher, Luginsländer und die Liebfrauenmilch liefern. Das ist so übel nicht, und diese Gärten sammt der schattigen Promenade, in welche der innere Wall und Zwinger umgewandelt worden, mögen den großen Rosengarten des Heldenbuchs den Menschen unserer Tage wohl ersetzen; aber interessant wäre es ebendoch, die alte Stadt mit mehr als hundert Thürmen da unten liegen zu sehen. Und welch schöne Thürme und Paläste waren darunter, von denen jetzt kein Stein mehr übrig ist! Ich habe Zeichnungen von einzelnen derselben gesehen, deren Anblick mich ihren Verlust wahrhaft beklagen machte. So von dem Neuthurme, unmittelbar hinter der Liebfrauenkirche, an dessen Fuße die Wellen des Rheins sich brachen, während er Spitze und Zinnen mit den zierlichen Eckthürmchen hoch in die Lüfte trug. Wie schön war die alte Martinspforte, und gar die Mainzer Pforte mit ihren drei oder vielmehr fünf Thürmen! Und die alte Münze am Markt, oder gar das gothische Zeughaus in der Nähe von St. Paul, welch zierliche und stattliche Gebäude waren das! vom Bischofshofe und den älteren Königs- und Herzogspfalzen gar nicht zu reden.

Das alles ist hin, aber interessant bleibt dieses Worms immer noch durch seine alten Bauten und Ruinen, ganz abgesehen von seiner Geschichte und seinen Sagen. Möge es sorgsam erhalten, was es an alten Resten noch besitzt! Sie geben der Stadt ein Relief, für dessen Verlust weder die Gegenwart ohne, noch die Zukunft mit Eisenbahn entschädigen könnte. Die Zeit der rheinischen Hansa ist vorüber und wird nie wieder kommen, die Kaiser mit ihren wandernden Hofhaltungen und ihren glänzenden Reichstagen kehren auch nicht wieder. Die Erinnerungen an jene großen Tage treten für das Geschlecht dieser Zeit in immer weitere Ferne zurück, und die Stille des Vergessens lagert sich über ausgelebte Städte, wenn sie die hochragenden Denkmale der Vergangenheit, und sehen es nur Ruinen, allmählig ganz aus den Augen entschwinden lassen. Selbst ein Griechenland wäre uns nichts mehr ohne seine Ruinen. Nicht die neuen großen, in der That sehenswerthen Glanzlederfabriken geben der Stadt Worms ihren Glanz, sondern der Rost des Alterthums, der sich an tausendjährige Steine angesetzt hat, die von alter Geschichte, alter Kunst und altem Leben reden.

Ein paar Stunden ließ mir der Tag, den ich der alten Stadt gewidmet, schon noch übrig, um auch den nahen Flecken Herrnsheim zu besuchen. Er liegt nur drei Viertelstunden westwärts, mitten im prächtigsten Grün. Auf der einen Seite ein wahrer Wald der kräftigsten Obstbäume, auf der andern der schöne englische Park am Dalberg'schen Schlosse, der sich um die alten Mauern des ehedem befestigten Ortes und über Hügel und Gründe hindehnt. Ich hatte erwartet, hier nur eine alte Kirche voll Grabsteinen und ein Schloß im Rococostyl zu finden, fand mich aber getäuscht, vielmehr überrascht. Mit der Kirche hat es seine Richtigkeit. Sie ist alt, im sogenannten gothischen Styl gebaut und hat Gewölbe mit netzförmig verschlungenen Rippen und eine alte steinerne Kanzel mit Reliefbildern, die aber unglückseligerweise wieder weiß getüncht sind, während die Kanzel dunkel marmorirt und an den Rahmen und Stäben vergoldet ist. Ein alter Chorstuhl mit schönem gothischem Schnitzwerk ist, wohl der lieben Abwechslung wegen, mit ekergelber Oelfarbe dick übertüncht. Zwei große übermäßig aufgefrischte Oelbilder aus dem Jahre 1591 hängen an der nördlichen Chorwand und zeigen Reihen von stattlich korpulenten Rittern und Edelfrauen, die um Dalberg'sche Wickelkinder knieen. Uebrigens ist die Kirche voll von Grabdenkmalen des altberühmten Geschlechts aus dem fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Es ist eine wahre Galerie von kunstgeschichtlichem Interesse, ganz abgesehen vom familiengeschichtlichen. Hier die schlichte Steinmetzenarbeit, welche die Figuren in zarten, leicht niederwallenden Linien gleichsam nur skizzirt, dort die gehobeneren Reliefs aus den Jahren 1483 und 1492, die künstlerischen Geist in Conception und Composition verrathen und edel ausgeführt sind. Ihnen gegenüber wieder die ganze Abgeschmacktheit der Renaissance, zu der die dicken derbdeutschen Matronen und gepanzerten Ritter der unritterlichen Zeit wie eine Faust auf's Auge passen. Für das Studium der Trachten bietet diese Kirche eine reiche Ausbeute. Es sind wunderſame Costüme darunter, die vielleicht kaum in ähnlicher Weise verkleinert wieder getroffen werden.

Ueberrascht hat mich das Schloß. Es ist ganz neu, keine Spur mehr vom alten. Der Styl ist einfach nobel, lauter gerade Linien ohne besondere Zierrathen. Breite Treppenaufgänge von West und Ost, ein prächtiges Stiegenhaus, schöne, aber einfache und einfach möblirte Salons und Gemächer, ein runder Thurm, in dem die Bibliothek aufgestellt ist, und eine Hauskapelle, zu welcher die Frau Herzogin das Zimmer hat umschaffen lassen, in welchem ihr Gemahl, der Staatsminister und Pair von Frankreich, Emmerich Joseph Herzog von Dalberg, am 27. April 1833 zu seinen Ahnen versammelt wurde. Das alles aber verlassen und verschlossen, denn die Herzogin Wittwe kommt immer seltener hieher, und auch ihre einzige Tochter, Lady Acton, vielmehr jetzt Lady Granville, ist seit Jahren auch ein seltener Gast an den Ufern des Rheins und in dem schönen Lieblingssitz ihres alten Geschlechts geworden. Der Castellan thut seine Schuldigkeit. Er hütet das leere Schloß, läßt den großen Park mit seinen weiten Pleasuregrounds, den herrlichen alten und jungen Baumgruppen und einigen interessanten Mauerthürmen aus alter Zeit, hübsch in Ordnung halten und die schöne Flora im Gewächshause pflegen. Sonst ist's still. Die Schwäne ziehen langsam ihre Kreise auf dem ausgedehnten Spiegel des Teiches, der das niederhängende Haar der Trauerweiden netzt und schöne Gruppen kräftiger Bäume wiederspiegelt. Nur von Zeit zu Zeit werden sie durch zahlreiche Sonntagsgäste aufgestört aus ihren melancholischen Träumen über den verklungenen Ruf der alten Reichsherolde: „Ist kein Dalberg da?“ oder aus dem tiefen Grübeln und Sinnen über das alte: Sic transit gloria mundi!

Darmſtadt, Juni.

Kunſt. — Das deutſche Theater in London.

Wenn es ſich davon handelt, aus unſerer Stadt etwas über Kunſtgegenſtände zu berichten, ſo iſt zunächſt vom neuen Denkmal auf dem Marienplatz zum Andenken an die von 1792 bis 1815 im Kampfe gefallenen heſſiſchen Krieger zu ſprechen. Stößt man ſich auch nicht an der auf drei Seiten des Denkmals eingegrabenen Muſterkarte deutſcher, franzöſiſcher, ruſſiſcher und ſpaniſcher Schlachtorte, ſo muß man ſich doch ſagen, daß es unter allen Umſtänden beſſer ausgefallen ſeyn könnte und ſollte. Verglichen mit dem es umgebenden großen Platze, iſt es nicht viel mehr als ein gigantiſcher ſandſteinerner Zahnſtocher, den man mit dem dicken Theil in die Erde geſteckt hat. Obgleich gothiſche Spitzſäule, hat es doch gar nichts Durchbrochenes; die aufgeſetzten kleineren Spitzen und Kreuze ſind abſcheulich, und der Urgermane, der ſeinen dicken Leib in eine ſchmale Niſche preßt, und dem dort der elende Tod das Zerquetſchtwerden zu drohen ſcheint, iſt, gerade weil er etwas zu ſeyn prätendirt, noch abſcheulicher. Es iſt wirklich zu bedauern, daß die Herrn Scholl, Vater und Sohn, aus deren Werkſtätte dieſes in jeder Hinſicht verunglückte Denkmal hervorgegangen, bei der Schöpfung deſſelben nicht von dem Geiſte geleitet worden ſind, der weit günſtiger und freundlicher über den Grabſteinen der Aerzte Huth und Minnigerode — ebenfalls Werke jener Männer — geſchwebt hat. Auch von zwei noch aufzuſtellenden Werken derſelben, welche ſchon ſeit Jahren vollendet in ihrer Werkſtätte ſtehen, läßt ſich nur Günſtiges ſagen. Ich meine die weit über Lebensgröße gezeigenden Bildſäulen Philipps des Großmüthigen, des größten Heſſenfürſten, welcher ſeine Landgrafſchaft durch Teſtament getheilt und dadurch vier heſſiſchen Linien, worunter Heſſen-Darmſtadt die jüngſte, das Leben gegeben, und die Bildſäule Georg des Erſten, des erſten Landgrafen der letztgedachten Linie. Beides ſind tüchtige, anſprechende Geſtalten mit Porträthnlichkeit. Anfänglich ſollten ſie am Eingang des Reſidenzſchloſſes eine Stelle finden, aber ſpäter fand man, daß es ſich nicht ſchicke, die Bilder ſo hoher Herrn zu bloßen Thorwächtern zu machen. Gegen ihre Aufſtellung am Thor des Zeughauſes ſprach die nämliche Rückſicht, und ſo haben wir es nur dem Reichthum unſerer Stadt an Plätzen und leeren Räumen zu verdanken, wenn zwiſchen Zeughaus und Theater, zwiſchen in den letzten Jahren dort hingeſtellten Orangeriebäumen, beide Bildſäulen hoffentlich noch im Lauf dieſes Jahrs eine Stelle finden.

In dieſem Theater iſt es jetzt ſtill, ſehr ſtill. Die Sommerſaiſon hat für daſſelbe begonnen und ein großer Theil der Künſtler und Künſtlerinnen iſt jenſeits des Meeres in Englands Hauptſtadt. Es iſt doch ein eigenthümliches Zuſammentreffen der Umſtände, daß Darmſtadt zu zwei Ereigniſſen der Neuzeit, welche im Augenblick am meiſten Aufſehen in unſerer deutſchen Welt erregen, das einemal mit vollem Namen, das anderemal mehr anonym, Gevatter geſtanden hat: ich meine die Conferenzen der ſüddeutſchen Staaten hinſichtlich des Zollvereins, und das deutſche Schauſpiel, welches jetzt auf dem St. Jamestheater zu London verſpätete Lorbeeren bricht. Denn, um bloß von letzteren zu reden, gewiß wäre dieſer Argonautenzug nach dem neuen Colchis nicht erfolgt, wenn nicht der durch verſchiedene literariſche Leiſtungen bekannte Dr. Künzel, Lehrer an der hieſigen Gewerbſchule, den Plan dazu gefaßt und durch ſeine vielen Bekanntſchaften in London aufs günſtigſte vermittelt hätte. Wir Darmſtädter aber fühlen und ganz eigen berührt, wenn wir unſere Schauſpieler und Schauſpielerinnen von der Themſe her nennen hören. Wir kannten und kennen uns ſo gut, auch unſere Schwächen, und nun rollt das Lob (faſt hätte ich geſagt unſer Lob) wahrhaft im Chorus. Aber daß wir uns jedenfalls eine gute Lehre daraus nehmen, wünſche ich von Herzen. Man ſieht ein, wir haben hier gute Kräfte für's Schauſpiel; ſo ſuche man denn die Lücken zu ergänzen, man laſſe die Oper dabei die zweite Rolle ſpielen und verabſchiede das gelbverſchlingende, bein- und armverrenkende, ſcham- und ſittenloſe Ballet je eher je beſſer. Eigentlich ſind doch nur wenige für letzteres. Man ſieht es an, weil es da iſt, man langweilt ſich, und wenn es nicht mehr da iſt, wird man es nicht vermiſſen. Man mache die Probe und gebe ein Ballet mit aufgehobenem Abonnement und die abonnirten Plätze werden noch leerer ſeyn, als da man Tſchatſchek ſingen ließ, während Emil Devrient ſelbſt bei aufgehobenem Abonnement, und namentlich bei ſeinem Benefiz, das Haus füllte. Noch mehr war dieß bei den trefflichen Gaſtdarſtellungen Ihres Grunert der Fall, und lange noch wird man mit warmer Begeiſterung davon reden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 30. 25. Juli 1852.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte;
Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,
Auch eurem Herzen menschlich näher bringen.
Dann seines Aeußerste führt sie, die Alles
Begränzt und bindet, zur Natur zurück.

Schiller.

Ueber das Historische in Schillers Wallenstein.

I.

Den 12. Oktober 1798 ward das auf Goethes Veranlassung vom Stuttgarter Baumeister Thouret neu ausgeschmückte Schauspielhaus in Weimar mit Wallensteins Lager eröffnet. Im Januar 1799 folgte die Aufführung der Piccolomini, im April Wallensteins Tod. Die ernstere Beschäftigung mit der Geschichte, zu welcher der große Dichter seit seiner Anstellung als Professor in Jena 1789 genöthigt wurde, hatte ihn frühzeitig auf die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs geführt, die er mit fleißiger Benutzung der damals zugänglichen Quellen, aber auch da, wo ihm das Material fehlte, oft mit einem überraschend glücklichen Tatte geistvoller Combination * und in einer damals in der historischen Literatur noch ungewöhnlich anmuthigen Form behandelte, die jenes Buch auch jetzt noch sehr beachtenswerth erscheinen läßt, wo wir nach den zahlreichen geschichtlichen Aufklärungen der letzten Jahrzehnte viele darin erzählte Thatsachen und Urtheile berichtigen müssen. Mancherlei Pläne für epische und dramatische Behandlung aus der Geschichte dieses Krieges waren bereits in der Seele des Dichters aufgetaucht, bis er sich im März 1796 für die dramatische Bearbeitung des Wallenstein entschied.

Wir ersehen aus dem Briefwechsel zwischen Schiller in Jena und Körner in Dresden, wie sich der spröde Stoff allmählig zu dem schönen Kunstwerk abklärte, das dem deutschen Volke vor allen Dramen seines Lieblingsdichters lieb geworden ist. Je strenger die Forderungen waren, die der durch eigenes Streben und durch seines Freundes Goethe Einfluß gereifte Dichter nach der vieljährigen Unterbrechung seiner dramatischen Produktion an sich selber stellte, desto größere Schwierigkeiten mußten überwunden werden. * Rechnet man noch dazu andere Arbeiten, die ihn während dieser Zeit vielfach in Anspruch nahmen, und sehr bedeutende Anfälle seiner Krankheit, die seine Thätigkeit oft lange Zeit hinderten, so muß man um so mehr des großen Geistes Kraft bewundern, welche trotzdem in verhältnißmäßig so kurzer Zeit ein solches Meisterwerk in's Leben rief.

* Nach den Nachrichten der Frau v. Wolzogen, S. 160, äußerte Schiller selbst, die Geschichte sey ein Magazin für seine Phantasie, Geschichtsforscher dürften bei ihm sich keinen Rath holen.

* Vgl. besonders im Briefwechsel Bd. 3, 394 ff.

Um die in dem Briefe bei Körner (Bd. 3, 395) erwähnte Grundlage des Unternehmens des Helden, das Wallenstein'sche Heer, auf welchem er ruht und durch welches er fällt, lebendig vor das Auge der Zuschauer zu bringen, schrieb er schon im Juni 1797 das Lager als Prolog zur Tragödie, das Körnern, wie andern Freunden des Dichters, in der Behandlung überraschend Goethisch vorkam, ein dem Dichter willkommenes Zeugniß dessen, was er noch im vollen Besitz seiner gereiften Eigenthümlichkeit, der er sich freute, * an Sinn und Kraft für Auffassung und Darstellung des Realen gewonnen hatte.

Erst im September 1798 theilte er die während der Arbeit sehr in's Breite gehende Tragödie, in zwei Theile. Der erste Theil in fünf Akten, ein Schauspiel, wie er es selbst bezeichnet, die Piccolomini, wurde die Exposition zur eigentlichen Tragödie, zu Wallensteins Tod. Daher durften die Piccolomini mit einer Dissonanz schließen, die ihre Lösung in der sofort Tags darauf dargestellten Tragödie finden sollte. Unsere Bühnen kümmern sich darum freilich meistens nicht und stellen bald das eine, bald das andere Drama dar, was gerade so ist, als wenn heute die drei letzten Akte, und ein anderes mal die beiden ersten Akte des Wilhelm Tell aufgeführt würden.

Betrachten wir zunächst das Vorspiel, das Lager bei Pilsen. Dort war des Herzogs Hauptquartier im Herbste 1633. ** Was zum Verständniß seiner Geschichte bis dahin festzuhalten nothwendig ist, muß wohl hier mit wenigen Worten übersichtlich zusammengestellt werden.

Albrecht Eusebius von Waldstein aus einer böhmischen, nach einem deutschen Schlosse genannten Familie, von den die harten deutschen Laute verschmähenden Böhmen Walschtein genannt, woraus die Deutschen schon damals wieder Wallenstein machten, war den 14. September 1583 in Hermanitz an der obern Elbe geboren, nach dem frühzeitigen Tode seiner protestantischen Eltern auf Veranlassung eines katholischen Oheims bei den Jesuiten in Olmütz erzogen und durch einen Jesuiten Pachta, der sein Vertrauen gewonnen hatte, zur katholischen Kirche zurückgeführt worden. *** In Altorf und beim Markgrafen von Burgau in Insbruck scheint er nie gewesen zu seyn; er ist mit einem andern Waldstein verwechselt worden und die daran geknüpften Geschichten, wie die in unserem Gedichte erwähnte Karzertaufe in Altorf sind Sagen, wie sich solche im Volksmunde von jedem bedeutenden Menschen bilden. Das Leben lernte er auf Reisen durch Deutschland, Frankreich, England und Italien, den Krieg erst gegen die Türken, später gegen die Venetianer kennen, wo er dem Erzherzoge Ferdinand von Steiermark mit guter Hülfe diente. Seine großen Verdienste um die Kaiser Mathias und Ferdinand im böhmischen Kriege, so wie eine energische aber nicht immer ehrenhafte Industrie verschafften ihm viele Güter und große Auszeichnungen. Als Herzog von Friedland und im Besitze einer Herrschaft von ungefähr sechzig Quadratmeilen warb und organisirte er mit großer Umsicht auf eigene Kosten ein Heer für den seither von Max von Bayern und der katholischen Liga abhängigen Kaiser, verjagte des Kaisers Gegner und stand 1629 als mächtiger Reichsfürst, vom Kaiser mit Mecklenburg belohnt, und als gewaltiger Herr von Norddeutschland da mit großen Entwürfen für seine und des Kaisers Zukunft in Deutschland, das, mit dem Verluste der evangelischen Freiheit, damals ein eigenes Reich werden zu können schien.

Da wurde auch den katholischen Reichsfürsten bange und sie nöthigten den Kaiser 1630 auf dem Reichstage von Regensburg, den Herzog zu entfernen, der sich willig aber voll Rache gegen seine Feinde auf seine böhmischen Güter zurüzog. Hier lebte er in fürstlicher Pracht, vielleicht bereits in verrätherischen Unterhandlungen mit den Schweden, worüber bis jetzt urkundlich nichts nachgewiesen ist, bis des großen Schwedenkönigs Gustav Adolphs Glück den Kaiser nöthigte, den Herzog von Friedland um Rettung anzugehen. Nach langem Zaudern übernahm dieser 1632 wieder den Oberbefehl unter Bedingungen, die er niemals von dem Kaiser fordern durfte; denn der Kaiser wurde dadurch vom Herzoge ganz abhängig und der Kriegsherr kam in ein Verhältniß zu seinem Diener, welches ganz unnatürlich und unerträglich war. Wallenstein brachte wieder schnell ein großes Heer zusammen, das ihm ganz ergeben war und vom Kaiser nicht viel wußte, nöthigte den sächsischen General Arnim, der siegreich in Böhmen eingedrungen war, zum Rückzuge nach Sachsen, schwächte Gustav Adolph bei Nürnberg, verlor aber am 1. November die Schlacht bei Lützen gegen die Schweden, die ihren König auf dem Schlachtfelde ließen, und zog sich nach Böhmen zurück. Bis hieher war der Kaiser mit dem, was der Herzog gethan hatte, völlig zufrieden.

Im Frühjahr 1633 erschien der Herzog mit einem wohlgerüsteten Heere auf dem Kriegsschauplatze in Schlesien, welches, unterstützt von den Sympathien der

---

* Vgl. Briefwechsel Bd. 2, 39.

** Jedoch lagen daselbst nur einige Regimenter. Die übrigen Truppen waren und blieben der Verpflegung wegen den Winter über in ganz Böhmen zerstreut. Nach einer von mir aufgefundenen Liste lagen im Lande 27 Regimenter (243 Fähnchen) Fußvolk, 23 Regimenter (176 Compagnien) Reiter. In Schlesien 115 Fähnchen Fußvolk, 129 Compagnien Reiter.

*** Diese Aufklärungen verdankt man Palacky. Vgl. Böhm. Museum 1831. 1 H. (nach Cerwenka's Manuscripten in Prag).

evangelischen Bevölkerung, Arnim mit einem sächsisch-brandenburgisch-schwedischen Heere besetzt hatte. Statt den schwächeren Feind aus Schlesien zu werfen, knüpfte er mit Arnim Unterhandlungen an, die, wie ich an einem andern Orte aus den Akten des Dresdener Archivs gezeigt habe, * zwar auf keinen Verrath gegen den Kaiser zielten, sondern nur eine Ausgleichung mit Sachsen und Brandenburg zur Vorbereitung des auch dem Herzog erwünschten allgemeinen Friedens bezweckten, die aber bei der Unthätigkeit und Verschlossenheit des Herzogs, der von seinem Thun und Treiben dem Kaiser keine Rechenschaft gab, dem Kaiser höchst bedenklich scheinen mußten. Diese Verhandlungen scheiterten das eine mal an der Unentschlossenheit des Kurfürsten von Sachsen, das andere mal an des Herzogs plötzlicher Sinnesänderung; und Sachsen, Brandenburger und Schweden wurden von einem Mißtrauen gegen den Herzog erfüllt, das er später, als er aufrichtig ihren Beistand suchte, schwer büßen mußte.

Nach dem plötzlichen Abbrechen dieser Verhandlungen suchte Wallenstein den unzufriedenen Kaiser und die schon längere Zeit ihm grollende spanisch-bayrische Partei dadurch einigermaßen zu beruhigen, daß er, nachdem er Arnim von der Oder weggelockt, ein kleines schwedisch-brandenburgisches Heer im Oktober bei Steinau an der Oder überfiel und zur Uebergabe zwang. Diesen mit leichter Mühe gewonnenen Vortheil benutzend, drang er gegen Sachsen und Brandenburg vor, als die Nachricht von dem Fall Regensburgs und der Bedrohung der kaiserlichen Erblande durch die Schweden unter Bernhard von Weimar mit der Mahnung sofortiger Hülfsleistung im November eintraf und ihn nöthigte, mit Zurücklassung des Generallieutenants Gallas in Schlesien, einen großen Theil des Heeres nach Böhmen zu führen. Von Pilsen aus, wo er im November sein Hauptquartier nahm, machte er mit einigen Reiterregimentern eine Recognoscirung über die böhmische Grenze bis zu den ersten schwedischen Posten in Bayern und schrieb darauf an den Kaiser, daß jezt nichts zu thun sey und in Böhmen Winterquartiere genommen werden müßten.

An diese Zeit nun knüpft der Dichter in seinem Lager an. Allerdings läßt er die Nachricht von Regensburgs Einnahme erst jezt eintreffen, während sie schon angelangt war, als die Armee noch in Schlesien stand, und drängt das, was sich vom Ende Novembers 1633 bis Ende Februars 1634 in einem Zeitraum von drei Monaten in Pilsen und Eger begab, hier und in den beiden folgenden Gedichten in einen Zeitraum von wenigen Tagen zusammen.

* Wallenstein und Arnim 1632—34 von K. G. Helbig. Dresden 1850.

Das Vorspiel soll, wie oft bemerkt worden ist, den Geist des Wallenstein'schen Heeres uns vergegenwärtigen und das Unternehmen des Helden motiviren. Es geschieht dieß durch treffliche Genrebilder des Lagerlebens, die ganz die Färbung der Zeit tragen, der sie angehören, nur daß der Dichter durchweg, aber ohne den eigenthümlichen Charakter der Zeit zu verwischen, die Farben milder aufgetragen, die Rohheit und Gemeinheit und das Elend dieser fürchterlichen Zeit nur angedeutet, überhaupt die entsetzliche Wirklichkeit in anmuthigster Kunstform idealisirt hat, in welcher Weise sie allein einer poetischen Behandlung fähig war. Wie heiter und anmuthig unterhalten wir uns beim Lesen und Zuhören an den Klagen des verschmitzten Bauern im Eingange des Lustspiels, an dem keken Muthe des die Eltern und die Braut verlassenden Rekruten, an den Kriegsschilderungen des Jägers, an den tollen Aeußerungen des Uebermuthes einer wilden Soldateska, zumal sie in der gutmüthigen Betrachtung der Noth der Zeit oder in einer idealisirten ederen Auffassung des Kriegshandwerks in einzelnen Charakteren ihren Gegensatz finden. Aber bei längerer Betrachtung wird doch auch in diesem heiteren Bilde der grauenerregende Hintergrund einer Zeit und eines Kriegs sichtbar, wie ihn kein anderes bereits gebildetes Volk ausgestanden und überstanden hat, eines Krieges, der den Wohlstand und die Bildung unseres Vaterlandes auf ein Jahrhundert zerstört und die deutschen Fürsten und Völker auf ein Jahrhundert um ihr Selbstgefühl und um ihre Ehre gebracht hat. — Städte und Dörfer wurden in Unzahl niedergebrannt, Männer, Frauen und Kinder überall auf kanibalische Weise zu Tode gemartert, öfters Leichen vor Hunger verzehrt, kurz jedes höhere Gefühl und edlere Streben in der täglichen Angst um die Erhaltung des nackten Lebens erdrückt. Katholiken und Protestanten, die ja namentlich in den späteren Jahren in den Heeren beider Parteien bunt durcheinander gemischt waren, Kaiserliche und nach dem Tode Gustavs auch Schweden, Deutsche und Fremde wüthten in den Armeen beider Theile. Das theatrum europaeum, die wichtigste allgemeine Chronik der Geschichte jener Zeit, die Städtechroniken, der geistvolle Roman eines Zeitgenossen, der Simplicissimus, den Bülows Bearbeitung auch in größeren Kreisen verbreitet hat, Philanders von Sittewald Gesichte und ähnliche Schriften geben ein treues Bild jener Zustände.

Die Personen, die in diesen Bildern vor uns treten, sind durchweg nach Charakter, Nationalität und Stimmung unterschiedene Individuen, mehr oder minder über die gemeine Wirklichkeit erhoben, ohne derselben entfremdet zu werden. Denn die gemeine Wirklichkeit hat in einzelnen zerstreuten Erscheinungen überall das in sich, was der wahre Dichter leicht herausfindet und ergänzt und veredelt concentrirt und

so zur poetiſchen Darſtellung eines ſolchen Stücks Leben benutzt. Den gewöhnlichen Schlag der Lagerweiber, wie ſie mit Buben und Geſindel zu Tauſenden die damaligen Heere begleiteten, * konnte der Dichter nicht zu ſeiner Marketenderin verwenden. Aber die Farben zu dieſer Geſtalt konnte er aus einzelnen Zügen jener Zeit und dem Leben ſolcher Menſchen, wie ſie noch jetzt ſind, wohl entlehnen. Sein Urbild zum Kapuziner war bekanntlich der originelle Strafprediger in Wien, Abraham a Santa Clara, und ein ſolcher Humor konnte ſich ja auch dreißig bis vierzig Jahre früher in den Predigten eines herumziehenden Mönchs entwickelt haben, wenn ihn auch die Literaturgeſchichte nicht namhaft machen kann.

Von hiſtoriſchen Beziehungen im Lager, die noch nicht erwähnt worden, führe ich nur noch den General Holk und den Kardinal-Infanten an. Erſterer machte ſich durch zwei Einfälle in Sachſen berüchtigt, bei denen viel Greuel verübt wurde: das erſtemal im Auguſt 1632 in's Voigtland und Gebirge, als der Herzog gegen Guſtav Adolph gezogen war, das zweitemal wieder im Auguſt 1633, als Wallenſtein dem Arnim in Schleſien gegenüberſtand, über Zwickau und Thüringen nach Leipzig, welches gebrandſchatzt wurde. Dieſen Einfall hießen ſie den Zug zur Leipziger Meſſe, „ſie hatten aber übel eingemarkt," ſagt ein gleichzeitiger Chroniſt, „Gottes Strafe, Peſt, Schrecken und den bittern Tod." Dennoch ſchafften ſie noch 15,000 Stück geraubtes Vieh mit über die Grenze. Holk ſelber ſtarb auf dem Rückzuge im September bei Aborſ, „allwo er," wie der Chroniſt ſagt, „vor ſeinem Tode 600 Thlr. für einen evangeliſchen Prieſter bieten laſſen;" — denn er war Proteſtant — „es iſt ihm aber ſo gut nicht geworden und der Pfarrer iſt zu ſpäte gekommen, da er ſchon verſtorben geweſen." — Sollten nicht die Worte des Wachtmeiſters:

Sind Holkiſche Jäger; die goldnen Treſſen
Holten ſie ſich nicht auf der Leipziger Meſſen,

eine bis jetzt überſehene ſpöttiſche Anſpielung auf jene verunglückte Expedition ſeyn?

Der gegen Ende des Vorſpiels erwähnte Kardinal-Infant war Don Fernando, des Königs von Spanien Philipps IV. Bruder, ein tüchtiger Feldherr und umſichtiger Staatsmann, der ſchon 1633 mit einem ſpaniſchen Heere in Italien ſtand und durch Deutſchland nach den Niederlanden ziehen wollte, um dort die Statthalterſchaft zu übernehmen. Allerdings ſollte Wallenſtein ein paar tauſend Reiter abgeben, ihn zu geleiten. Der Antrag an den Herzog erfolgte aber erſt ſpäter, nach der Abreiſe des Queſtenberg, durch den Pater Quiroga etwa zu Anfang des Januar. Der Herzog wies den Pater mit dieſem und andern Anträgen ſehr ſchnöde zurück. Nach des Herzogs Tode kam Don Fernando nach Deutſchland, nahm an der Schlacht von Nördlingen Theil und ſtarb nach rühmlicher Verwaltung ſeiner Provinz 1641 in den Niederlanden.

Endlich möge hier noch des Reiterliedes gedacht werden, mit dem das Vorſpiel ſchließt. Hier freilich hat der Dichter nicht bloß die Wirklichkeit poetiſch verklärt, ſondern ein Lied gedichtet, das nach Inhalt und Ton von den Volks- und Kriegsliedern der Zeit ſehr abſticht. Für ſolche Volkspoeſie fehlte Schiller der Sinn. Es iſt ein ganz hübſches Lied gebildeter Krieger, aber nicht der rohen Soldateska des dreißigjährigen Kriegs. Das konnte allenfalls der Küraſſier verſtehen und ſingen, die idealiſte Perſönlichkeit im ganzen Stücke; es wäre aber in einem damaligen Lager nicht volksthümlich geworden. Prinz Eugen, der edle Ritter, gibt ein Beiſpiel ſolcher Soldatenpoeſie, wenn gleich aus einer etwas ſpätern Zeit. Ein Lied in dem Tone auf den Friedländer würde ſich beſſer ausnehmen.

Zur weiteren Entwicklung des Dramas muß zunächſt wieder auf den ferneren Verlauf der Geſchichte ſeit Wallenſteins Rückkehr nach Böhmen hingewieſen werden. Der Kaiſer ſuchte im December 1633 den Herzog durch den demſelben befreundeten Kriegsrath Queſtenberg zu bewegen, dem Kurfürſten von Bayern beizuſtehen oder wenigſtens das ausgeſogene Böhmen mit den Winterquartieren zu verſchonen. Aber der Herzog wies jede derartige Forderung zurück, ließ die Oberſten eine Erklärung aufſetzen, in der ſogar mit der zu befürchtenden Meuterei der Soldaten gedroht wurde, und gebot bei Todesſtrafe dem Generalwachtmeiſter de Suy, der auf Befehl des Kaiſers zur Unterſtützung des bedrängten Kurfürſten bis nach Paſſau gerückt war, nach Oberöſterreich zurückzugehen. So fügte ſich der Kaiſer für jetzt dem, was nicht zu ändern war. Durfte ſich aber der Herzog wundern, wenn der Kaiſer dieſes unerträgliche Verhältniß zu löſen wünſchte? Gab er nicht durch ſein hochfahrendes und trotziges Benehmen ſeinen ſchon lange Zeit in ihren Hoffnungen getäuſchten und gereizten Gegnern Waffen in die Hand, die ihn verderben mußten, wenn er ſich nicht rechtzeitig entweder zurückzog oder zu einer verrätheriſchen Gegenwehr rüſtete?

Dieß ſah der Herzog wohl ein. Deßhalb * knüpfte er bereits Ende Decembers geheime Unterhandlungen mit Kurſachſen an und ſuchte ſich des Heeres zu verſichern, um ſein unbeſchränktes Kommando gegen den Willen des Kaiſers zu behaupten

* Der im December 1632 von Zwickau abziehenden öſterreichiſchen Garniſon von 1100 Mann folgten „2000 Huren, Buben und Geſindel," wie es bei einem gleichzeitigen Chroniſten heißt.

* Dieſes und was weiter folgt nach meinen archivariſchen Aufklärungen: Kaiſer Ferdinand und Herzog von Friedland. 1852.

und nach Beschränkung der kaiserlichen Macht und Vernichtung Bayerns sich zum Herrn der deutschen Angelegenheiten zu machen. Der Kaiser, in der Hoffnung einer gütlichen Lösung, wies noch längere Zeit die dringlichen Mahnungen des Kurfürsten von Bayern zurück und begnügte sich damit, einigen Generalen, wie Gallas, Piccolomini und Aldringer in's Geheim in sein Interesse zu ziehen, wenn etwa eine Aenderung im Kommando eintreten sollte. Erst die durch Piccolomini eingesendete Nachricht von dem sogenannten Pilsener Schluß, in welchem der Herzog am 12. Januar 1634 die Erklärung unbedingter Ergebenheit von den nach Pilsen berufenen Generalen und Obersten erhalten hatte, und von früher abgebrochenen, aber im December gleichzeitig mit den Anträgen an Sachsen wieder aufgenommenen verrätherischen Unterhandlungen mit Frankreich veranlaßte ihn zu entscheidenden Schritten. Gallas erhielt ein den 24. Januar unterzeichnetes Patent, in dem die Absetzung des Herzogs und seiner beiden Vertrauten Ilow und Terzka * ausgesprochen und die Soldaten einstweilen an Gallas gewiesen wurden, mit dem Befehle, davon, wenn er es für nöthig hielte, Gebrauch zu machen.

Der Herzog harrte unterdeß vergeblich auf des kursächsischen Generals Arnim Ankunft in Pilsen, um mit Sachsen abzuschließen. Arnim zögerte lange, um sich und seine Heere sowohl gegen Betrug des Herzogs wie gegen Theilnahme an einem reichsfeindlichen Umschlag desselben sicher zu stellen, da beide zwar mit Wallenstein, im Nothfall auch gegen den Willen des Kaisers, für einen ehrlichen Frieden, aber nicht gegen die seitherige Stellung des Kaisers und der Fürsten im Reiche auftreten wollten. — Anfang Februars hatte der Herzog nochmals die Offiziere zum Abschlusse mit Arnim nach Pilsen beschieden.

Jetzt erst machte Gallas, der den Stand der Dinge selbst kennen gelernt und sich von den verrätherischen Absichten des Herzogs überzeugt hatte, von seiner Vollmacht Gebrauch, verließ Pilsen unter dem Vorwand, Aldringer herbeizuholen, dessen Ausbleiben dem Herzog verdächtig vorkam, verabredete mit diesem die dringendsten Maßregeln, um die Garnisonen in Böhmen dem Kaiser zu erhalten, und berichtete nach Wien, wo seit dem 18. Februar neuen Styls die nöthigen Anstalten mit eben so viel Umsicht als Energie getroffen wurden, um den Herzog in Pilsen zu isoliren. Ein neues Patent vom 18. Februar mit herberer Anklage gegen den Herzog und Verweisung der Soldaten an mehrere bestimmt genannte Führer, doch eben so wenig ein Rechtungspatent wie das erste vom 24. Januar, wurde in Prag und andern Orten verbreitet und überall wurden die Soldaten für den Kaiser in Pflicht genommen.

Der Herzog, der im blinden Vertrauen auf das Heer und auf die Constellationen und in Erwartung der Verbindung mit Sachsen die rechte Zeit verpaßt hatte, der noch nichts von den Patenten und Vorfällen in Wien und Prag wußte, wollte jetzt, den Verrath seiner Generale fürchtend — denn auch Piccolomini hatte sich von Pilsen entfernt — alle verfügbaren Truppen in Prag concentriren, das bei der Nähe Sachsens und Schlesiens, wo noch Sachsen standen und Schaffgotsch für ihn wirkte, viele Vortheile darbot. Auch Bernhard von Weimar sollte über des Herzogs Absichten durch Franz Albert von Lauenburg aufgeklärt werden, der vom Kurfürsten von Sachsen vorläufig nach Pilsen gesendet worden war und eben so leichtfertig als eigenmächtig auf des Herzogs Plane einging.

Da erfuhr dieser den 21. Februar, daß Prag verloren sey, und bald darauf den Abfall anderer Garnisonen, und brach nach Eger auf, um dort den Schweden und Sachsen die Hand zu bieten. Unterwegs nöthigte er den Obersten Buttler, der noch nichts von der Absetzung des Herzogs wußte und auf seinen Befehl von den Päßen der Oberpfalz, die er zu schützen hatte, nach Prag marschiren sollte, mit ihm nach Eger zu gehen. Buttler merkte Wallensteins Absichten und entschloß sich sie zu vereiteln; denn er war dem Herzog wegen seitheriger Nichtbeachtung gram. In Eger überredete er den Commandanten Gordon und den Obristwachtmeister Leslie, vor denen Ilow und Terzka offen von der Ankunft der Schweden sprachen, den Herzog mit seinen Getreuen, Ilow, Terzka und dem Grafen Kinsky, der früher mit Frankreich und Sachsen unterhandelt hatte, zu ermorden.

Die Getreuen fielen bekanntlich bei einem Festmale, das ihnen Gordon auf dem jetzt verfallenen Schlosse gab, den 25. Februar Abends acht Uhr; der Herzog bald darauf in Bürgermeister Pachhülbels Hause am Markte durch Deveroux, Buttlers Hauptmann, in seinem Schlafgemach. Buttler und Gordon suchten ihr eigenmächtiges Unternehmen sofort durch Botschaft an den Kaiser zu rechtfertigen und wurden damit gnädig aufgenommen. Unterdeß war Pilsen von den Kaiserlichen besetzt worden. Gallas und Piccolomini kamen nach Eger. Arnim erfuhr am 2. März in Zwickau auf der Reise nach Eger, Bernhard denselben Tag auf dem Marsche zum Herzog den Tod desselben.

---

* So unterzeichnen sich beide in Briefen jener Zeit. Ilow war ein Märker und Feldmarschall (Maréchal de camp) in Wallensteins Heer; der böhmische Graf Terzka aus einer dem Kaiser von den böhmischen Unruhen her feindlichen Familie beschligte die zwei stärksten Regimenter, ein Infanterieregiment von fünfzehn Fähnchen und ein Reiterregiment von achtzehn Compagnien.

Aus dem Wald.

(Schluß.)

14.

Eichbaum und Buche.

Im grünen Waldesreiche da ſtanden manches Jahr
Die Buche und die Eiche, ein graues Königspaar,
Die ragten breit und mächtig empor aus all dem Holz
Und rauſchten hoch und prächtig mit altem Herrſcherſtolz.

Sie kreuzten und verbanden ſich alſo ganz und ganz,
Daß ſie vereint geſtanden in Sturm und Sonnenglanz,
Daß ſie vereint gedrungen bis in den höchſten Raum
Und grünten reich verſchlungen, als ſey's ein eing'ger Baum.

Da hat der Sturm die beiden erkoren und erleſen,
Daß ſie nun müſſen ſcheiden, die immer eins geweſen.
Da riß er ohn' Erbarmen den Eichbaum ſtolz und alt
Wild aus der Buche Armen und ſtürzt' ihn in den Wald.

Und wie er ſo zerſplitternd geſtürzt mit ſchwerer Wucht,
Wie ſchwankt der Wald erzitternd! — drin reißt er weite Bucht,
Rings knickt er wie zum Hohne die Stämme all und all, —
Fällt eine Königskrone, die tödtet noch im Fall.

Das hat wie Blitz gewettert ringsum im tiefen Forſt,
Todt liegt der Aar zerſchmettert breit auf zerriß'nem Horſt,
Todt liegt der Eber bräunend feſt unter zack'gem Aſt,
Die Vögel kreiſen ſchreiend umher in banger Haſt.

Erſchauernd hebt die Buche das einſam ſtolze Haupt,
Als ob dem Sturm ſie fluche, der ihr den Freund geraubt.
Im milden Morgenwehen da ſchwankt ſie her und hin,
Sie mag es nicht beſtehen die wunde Königin.

Die will vom Sonnenſtrahle nichts mehr und nichts vom Süd,
Die iſt zum letztenmale ergrünet und erblüht,
Sie kann ſie nicht mehr tragen die Krone ſo allein,
Zerriſſen und zerſchlagen bis in das Mark hinein.

Du ſchauſt ſie tief ſich lehnen zu dem geſtürzten Greis,
Es rieſeln bang wie Thränen die welken Blättchen leis,
Und tiefer ſinkt ſie nieder und ſtürzet auf ihn hin, —
Beim todten König wieder liegt todt die Königin.

15.

Es iſt ein Platz im Walde,
Sah keinen ſtillern je,
Da ruht ein einſam Waſſer,
Das iſt der ſchwarze See.

Die dunklen Waſſer hüllen
In ew'ge Nacht ſich ein
Und wiſſen nicht von Sonnen-
Von Mond- und Sternenſchein.

Da wiegt ſich keine Blume
Auf ſeinem dunklen Flor,
Da flüſtern nie die Wellen
Durch ſchlankes Zitterrohr.

Rings ſchauen die alten Tannen
So ſchweigſam ſtarr darein,
Als kehrt' bei ihnen nimmer
Ein Vöglein ſingend ein,

Als wüßten ſie nichts vom Leuze
Und ſeinem Lächeln klar, —
Mit ihrem See da drunten
Trauern ſie immerdar.

Das iſt der Platz im Walde,
Weiß keinen ſtillern wo.
Da wird dir ſchwer das Herze
Und ſchlüg' es noch ſo froh.

16.

— Und da wir aus den Büſchen alſo ſchritten
Zum offnen Rand mit grüner Raſenfülle,
Wo in die Thäler ſanft die Höhen glitten
Und rings der Mittag ſchwieg in ſonn'ger Stille,

Da hielt er an und ließ den Kolben ſinken
Und lehnt' die Flinte an den Buſch der Alte
Und beugte ſich, aus hohler Hand zu trinken
Vom nahen Quell die Fluth die blanke kalte.

Hier laß uns ruhn. Er ſprach's und hat geſchoben
Die Taſche vor und ſtreckt' die müden Glieder,
Wo von dem Zweig der ſtarken Eiche droben
Ein grüner Vorhang wallt der Epheu nieder.

Und ſchweigend ruht' ich dort an ſeiner Seite,
Müd' von des Morgens pfadlos wildem Klettern.
Dort lagen wir, und vor uns in die Weite
Strich grün ein Meer von regungsloſen Blättern.

Wald, Wald und Wald ſo weit die Blicke drangen,
Bis auf die Höh'n, die keck dort drüben ragten,
Mit ſeiner prächt'gen Kronen dichtem Prangen,
Mit ſeiner Wieſen heimlichen Smaragden.

Still war es rings in all den weiten Räumen,
Kaum hörten wir des Waſſers leiſes Weben.
Es ſchlief der Wald, die Lüfte ſahn wir träumen
Und bläulich trübe Näh' und Fern' umſchweben.

Da brach ein ſeiner Schrei des Schweigens Kreiſe,
Und näher tönt' er klagend in den Lüften, —
Mit ſeinem Weibchen zog der Bußhard leiſe
Den Wald entlang dort ob den ſtillen Triften.

Und als die Flint' ich an die Schultern drücke
Und ſchnell hinüberziele zu den Föhren,
Da hielt der Alte lächelnd mich zurücke:
Waldkönig ſchläft! Willſt du ſein Ruhen ſtören?

17.

Im dunkeln Tann da liegt ein Mann
Auf gelber Nadeln Kiſſen,
Die Schuh zerfetzt und blutgenetzt,
Die Jacke dornzerriſſen;

Den Hut zerdrückt und tief gerückt
Auf's Haar, das wirre, graue,
Das Auge ſcheu und wild dabei,
Als ob's nur Feinde ſchaue.

Und neben ihm, am ſchmutz'gen Riem
Die Tasch' von dunkelm Leder,
Die Flinte braun und blank zu ſchaun
Nur an des Schafts Geäder.

Der Mittag ſticht. Er regt ſich nicht.
Die Sonne geht herunter.
Still ragt die Tann' und ſchwarz hinan —
Still liegt der Mann darunter.

Auf weichem Pfad ein Wandrer naht,
Der ſingt ſich heitre Weiſe, —
Er ſchaut den Mann, — zieht ſtumm fortan,
Scheu blickt er um ſich leiſe.

Den Kopf erhebt der Mann und bebt,
Tief wogt's in ſeinen Zügen;
Die Flint' erfaßt er auch mit Haſt, —
Er zuckt — doch bleibt er liegen.

Es ruht der Forſt. Zu ſeinem Horſt
Kreiſt dort der Aar hinüber.
Tief grün der Wald und dunkel bald;
Roth ſchwimmt das Wölkchen drüber.

Der Mann der liegt. Der Mondſchein wiegt
Sich auf der Tannen Zacken.
Er ſpringt empor und hebt ſein Rohr,
Die Hähne läßt er knacken.

Da lacht er wild und höhnend ſchrillt
Sein Laut heraus, ſein erſter:
So laß dich ruhn dein Herrgott nun,
Bin wieder da, Herr Förſter!

18.

Es fällt ein Schuß im Walde, —
Der Förſter zuckt empor,
Aus ſeinem Auge ſpringet
Ein jäher Blitz hervor.

Er lauſcht, — da ſchießt es wieder! —
Ihr kennt den Mann nicht mehr,
Wild reißt er herab die Taſche,
Wild faßt er ſein Gewehr.

Den Knall den muß ich kennen,
Der lockt mich bis zur Höll'.
Heraus, heraus mit den Hunden,
Heraus, ihr Burſche ſchnell!

Feſt auf die krauſe Stirne
Staucht er die Mütze fein,
Winkt mir und ſchreitet eilend
In den ſtillen Wald hinein.

Bald geht er durch den Dämmer,
Bald durch den Mondſchein frei,
Die Schatten gleiten am Buſche,
Als gingen dort auch noch Zwei.

Die Burſche mit den Hunden
Durchſchweifen rings den Hain.
Das iſt ein banges Jagen
Durch Nacht und Mondenſchein.

Hin über weiche Hügel,
Durch ſanfte Thäler dann,
Durch Buſch und Moor und Sträuche
Schnell geht der ſtumme Mann.

Da läutet ein Hund! — Da wieder! —
Da heult die Meute im Kreis:
Am Fuß der ſtolzen Buche
Liegt dunkel friſcher Schweiß;

Zerknickt ringsum die Zweige,
Zertreten der Rasen dort.
Die Hunde stöbern und schuppern —
Der Wilddieb der ist fort.

Die Flinte läßt er sinken
Der Alte und lehnet stumm,
Lauscht durch den Busch und die Stämme
Und schaut sich bedächtig um.

Und lacht unheimlich und leise,
So seltsam und rauh dazu,
Und nickt mit dem Kopfe spöttisch
Hinaus in des Grundes Ruh'.

Es zieht der Bruch da drunten
Dämmernd mit Busch und Moor,
Zwischen den Stauden blinken
Die trüben Lachen hervor.

Da — still! — es bellt da drüben! —
Der Förster lächelt leis
Und hebt die Flinte und wendet
Sich kurz zu unserm Kreis:

Hinfort mit euch, ihr Bursche,
Habt Aug und Hand parat!
Dich hab' ich sicher drunten,
Mein alter Kamerad.

19.

Einmal blickt noch scharf der Alte rings umher vom hohen Rand,
Fährt sich über seine Stirne langsam mit der rauhen Hand,
Wendet dann sich ab und sezt sich wo der Stamm, der alte, ruht,
Den einst in den Forst geworfen eines Sturmes wilde Fluth.
Neben sich lehnt er die Flinte, winkt zum Sitz mir ohne Laut,
Weist die Hunde kurz zur Ruhe vor uns in dem dichten Kraut,
Stüzt den Arm auf's Knie und leget in die Hand den Kopf hinein, —
Also sizt er ohne Regung wie ein dunkles Bild von Stein.
Zitternd kommt ein schräger Mondstrahl durch das Laubwerk sacht daher,
Eing'ges Licht auf seiner Stirne spielt er, die so ernst und schwer,
Spielet an der strupp'gen Braue, fliehet scheu am Aug' vorbei,
Gleich als ob vor dessen Feuer seiner Milde bange sey.

Plötzlich hebt er da das Auge, schaut mich finster seitwärts an,
Dumpf und murmelnd kommt die Stimme: schein' ich dir ein wirrer Mann?
Staunst du, daß die Kält' die Milde all im Augenblick verdrängt
Aus dem Herzen, von der Stirne, — spurlos, wie vom Blitz versengt?
O, ich weiß, ich bin ein andrer! Denn die Stunde kam mir wieder,
Wo der Sturm des Schicksals streckte mich wie diesen Stamm darnieder,
Wo mit Gott ich wild gerechtet und mein Leben all verfluchte
Und umsonst in Erd' und Himmel Rache mir und Tröstung suchte.

Weißt du, wen im Bruch da drunten wie ein Waldthier ich umstellt?
Jener ist's, den ich vor allen einst geliebt auf dieser Welt,
Jener ist's, mit dem die Forsten ich durchstreift bei Tag und Nacht,
Und mit dem ich Seit' an Seite kämpft' in mancher blut'gen Schlacht.
Blutend trug er mich vom Felde, pflegte wie ein Bruder mein,
Und mit gleicher Sorge wacht' ich über seiner Wunden Pein.
Eins im Kampf und eins im Frieden, immer eins in Wort und That,
Blieb ein jeder stets des and'ren eing'ger, treuer Kamerad.
Unter einem Dache ruhten und auf einem Kissen wir, —
Den, den hab' ich jezt dort unten und von dem erzähl' ich dir.

Draußen liegt am Busch die Hütte, fensterlos und dachberaubt,
Wo die Sonn' einst sah am Fenster oft ein junges, dunkles Haupt,
Wo sie zärtlich durch das Gärtchen — längst verlassen ist's und kahl —
Eine fliegen sah, die selber licht war wie ein Sonnenstrahl.
Und ich denke noch der Stunde, als dieß junge Haupt das meine,
Als in diesem Arm sie ruhte und an dieser Brust die Eine!
Und den Ton auch hör' ich klingen und das Wort: wohlan, wir theilen,
Wo du gehst, da muß ich gehen, wo du weilst, da muß ich weilen.

Und ich denk' auch jener Stunde, wo zu ihm ich
glücklich sprach:
Bruder, also ist's gekommen. Niedrig nur ist unser
Dach,
Eng der Raum, — und doch, du Treuer, sey es niedrig,
eng und klein —
Wo wir zwei allein sonst hausten, hausen jetzo wir
zu Drei'n.
Jählings blaßt' die braune Wange und im Aug' er-
blitzt es heiß —
O ich sah's! — Auf seiner Stirne perlt' es wie ein
leichter Schweiß.
Doch den Arm warf er mir krampfhaft um den Hals
und lachte toll:
Hei, so laß uns jubeln, Bruder! Also ist es, wie es soll.

Wieder denk' ich einer Stunde, wo ich anders vor
ihm stand,
Wo ich Ranzen ihm und Flinte drückte in die kalte
Hand,
Wo ich sprach, indeß mein Herze kaum den bittern
Schmerz bezwang:
Bruder geh, ich will nicht zürnen, Bruder geh, denn
du bist krank.
Was geschah, ich will's vergessen, wie sie selber es
vergißt.
Laß wie immer noch mich wähnen, daß wir eins zu
jeder Frist.
Geh, und wenn es gut geworden in dir, wie's den
Menschen ehrt,
Weißt du, daß mir nie ein Lieb'rer kommt zurück zu
Dach und Herd.
Einmal blickt' er mir noch lautlos schräg und trotzig
in's Gesicht —
Und er ging. Und nimmer sah ich wieder dieser
Augen Licht.

Und sodann? —
Es war ein Abend. Und mit wollustvollem Flüstern
Strich ein Lüftchen sanft und zärtlich durch das Laub
der alten Rüstern,
Die am Eisenringe beben und den klaren Quell be-
schatten,
Der mit frischem Kräuseln rieselt durch die lieblichste
der Matten.
Dorten saßen wir und säumten. Auf den Knie'n hielt
ich mein Weib,
Schlang die liebevollen Arme um den zarten, schlanken
Leib,
Schlang sie auch um unsern Knaben, der an ihrer
Brust geruht, —
Reich und froh und ganz mein Herze voll von Dank
und Lebensmuth.

Von der heißen Scheitel hatte sie das Tuch zurückge-
drängt,
Und den Kopf, den lieben, müden, sorglos an mein
Herz gesenkt,
Und ich senkte meine Lippen auf das dunkle, feine
Haar —
O mir war's so voll! Und sprechen — sprechen konnt'
ich nicht fürwahr.
Freund, da saß im Strauch ich's drüben plötzlich jäh und
strahlend flammen, —
Schreiend krümmte sich der Kleine und das Weib es
sank zusammen.
Zitternd stieg ein langer Seufzer noch empor im bangen
Scheiden —
Und auf meinem Schooße ruhten leblos, Leichen, schon
die beiden.
Und ich wischt' das Blut vom Auge, das aus ihrer
Brust gesprungen.
Und ich stürzt' zum Busch hinüber, wo der scharfe
Knall erklungen.
Und ich lauschte und ich starrte wahnsinnsvoll und
racheglühend —
Und ich schaute durch die Stämme fernhin schon den
Mörder fliehend, —
O ich sah ihn dort! Und konnte, durfte nimmer ihn
erreichen, —
Denn es zogen mich zum Anger rückwärts meine
armen Leichen.

An mein Herz und auf die Arme nahm mein Weib
ich und mein Kind,
Schritt des Weges dann von hinnen, lautlos, tau-
melnd, taub und blind,
Ging und ging. Und was ich dachte damals mir in
Wald und Nacht —
Freund, ich weiß nicht, ob ein andres Hirn das auch
und so gedacht.

Wer da ging auf solchen Wegen und mit einer solchen
Last,
Eisern sind ihm Hirn und Nerven, wenn ihn Wahn-
sinn nicht erfaßt,
Eisig ist sein Herz und elend, wenn's nicht schreit zu
Gottes Thron
Und nicht Fluch und Rache brütet bis sein letzter
Schlag entflohn.
Herr und Gott, was du mir saudtest — o es war zu
viel und schwer!
Nicht nach meinen Kräften maßest du der Qualen
endlos Heer!
O, ich konnte nur verzweifeln, mußte zweifeln auch
an dir, —
Lag mein Leben und mein Hoffen todt, als Leiche doch
vor mir.

Dreißig Jahre ſind vergangen, Mond und Woche,
Tag und Stund',
Und mir iſt's, als ob ich immer auf ihr Köpfchen
preß' den Mund.
Und mir iſt's, als ſey ich allerwegen noch in ihrem Bann
Und als ſchaut' mich ſtets ihr Auge treu und ſonnig
lächelnd an.

Doch in unſre Herzen ſä'teſt, Herr der Saat, du
mancherlei:
Haß und Liebe, Treu und Falſchheit ruhn dort heim-
lich oder frei;
Durch den Schmerz des heut'gen Tages lächelt ein
Erinn'rungstraum
Und aus blut'gem Grab der Liebe ſteigt der Rache
dunkler Baum.
Ja, er ſtieg aus meinem Herzen, ſtieg bis in die
Wolken hoch,
Stieg ſo weit nur all mein Glaube und ſo weit die
Seele flog.
Stieg, bis er ſich wieder beugte, Herr, vor deiner
Glorienmacht
Und mein Leben nur umſchattet mit des finſtern Wi-
pfels Nacht.

Dreißig Jahre ſind vergangen. Ja. Und ich gedenke doch,
Seiner Flinte ſcharfes Knallen hört' ich und erkannt
es noch.
Bis in's Herz klang es mir wieder, wie voreinſt an
jenem Tag,
Wo mit meinem todten Knaben todt mein Weib im
Arm mir lag.
Und er weiß, daß ich gedenke ſtets, wie lang ich
mich geduldet,
Und er weiß, daß ihm die Flinte ihre beſte Kugel ſchuldet,
Und ich weiß, daß er auch harret, trachtend nach
dem Herzen mein.
Alſo kam's, denn für uns beide ward die weite Welt
zu klein.

Nun genug. Im Bruch da drunten ſitzt er ſicher, bis
es tagt,
Bis ich ihn mit meinen Hunden wie den Eber draus
gejagt,
Bis ich ihn vor meiner Flinte ſchaue. Gott nur weiß
das Dann.
Komm' es wie es will — wir beide tragen's, jeder wie
ein Mann.
Lauſche hier parat und lautlos, iſt's doch eine ernſte
Wacht.
Schau, der Mond iſt bald herunter, und gar dunkel
wird die Nacht.
Bei der dürren Eiche drüben ſteh ich ſelbſt am breiten Weg,
Der ſich grade bis zum See ſtreckt durch der Schonung
jung Gehäg.

Flüchtig nickt er kurz. Die Flinte nahm zur Hand
er ſtumm und kalt,
Pfiff dem Hunde leis, ſtand auf dann und verſchwand
im hohen Wald.

20.

Stumm ſitz' ich da und horche, wie er ſchreitet
Und wie der Schritt verſinkt in's welche Moos.
Ich ſitz' und denk', und der Gedanke gleitet
Dem Alten nach und ſeinem dunklen Loos.

Die Nacht erwacht. Ringsum aus den Gebüſchen
Schaut träumriſch ſie, geheimnißvoll mich an,
Schwermüthig lauſcht ſie aus den Blätterniſchen
Und ſchwebt die ſchlanken Stämme ſacht hinan.

Die Stauden ſchwinden und der Stämme Säulen,
Fort iſt der Wald. Schwarz liegt es rings und dicht.
Ich weiß den Hund zu meinen Füßen weilen,
Sein Athmen hör' ich, doch ich ſeh' ihn nicht.

Nun alles ſtill. Dann geht ein Weh'n, ein kurzes?
Flüchtig und rieſelnd in den Kronen um.
Da ſeufzt ein Baum — denkt der ſchon ſeines Sturzes,
Leis träumt der Hund. — Und wieder alles ſtumm.

Ein Blättchen fällt. Und nichts umher zu hören.
Es bricht ein Zweig. Die Still' iſt wieder da.
Die Eule ſchreit wild klagend aus den Föhren.
Ich horch' umſonſt — nichts regt ſich fern und nah.

Still pochend Herz! Da kommt was durch die Steige.
Nun fern — da näher — horch! — Wie leiſe geht's!
Da raſchelt's leicht — nun ſtreift es an die Zweige —
Es knackt im Strauch — es tappt — und jetzo ſteht's.

Zwei glüh'nde Punkte ſtarr dort tief im Düſtern —
Ein ſachtes Röcheln — hoch auf ſpringt der Hund,
Er zerrt und ſtöhnt, — horch auf! — Ein Satz —
ein Kniſtern —
Fort iſt es — huſch! — Fern rauſcht die Flucht im Grund.

Da flammt das Thal vom kurzen, grellen Blitze, —
Ein ſcharfes Knallen — horch! — Ein helfrer Schrei. —
Auf fahr' ich jäh von meinem niedern Sitze
Hinaus zum Rand und lauſche bang und ſcheu:

Es heult ein Hund. — Und wieder Todesſchweigen.
Da heult er nochmals — grell — mit ſcharfem Stoß! —
Es ſtockt mein Herz, die Haare fühl' ich ſteigen.
Und durch die Büſche ſtürz' ich athemlos.

21.

Es ſizt ein Rab' auf jenem Baum,
Schaut neugierevoll herab und ſtill,
Ob, der dort liegt im ſtillen Raum,
Sich nie und nimmer regen will.

Es kommt der kecke Morgenwind,
Der beugt den ſchmeid'gen Buſch zur Seit'
Und lauſcht und huſcht vorbei geſchwind,
Fliegt ſchüchtern wie er kann ſo weit.

Ein rothes Herzblut ſprizt' und ſprang
Auf Buſch dort rings und auf die Au.
Die Blumen ſtehen blind und krank,
Die tödtet ſolch ein heißer Thau.

Am Baum da drunten im Geſträuch,
Wo's gar ſo thaufriſch noch und kühl,
Da liegt die Leiche ſtarr und bleich
Auf dunkelgrünem Mooſespfühl.

O wie in guter Ruh er liegt,
Das Antlig klar und friedensreich!
Ein überirdiſch Lächeln ſchmiegt
Um Aug' und Mund ſich ſelig weich.

Und neben ihm mit irrem Aug',
Mit ſcheuem Blick ſein alter Hund,
Der kreiſt und ſcharrt, mit glüh'ndem Hauch
Leckt er ihm Hand und Todeswund.

Wild heult er kurz und ſtreckt ſich dann
Und leckt das lezte Blutsgetropf'
Und legt auf's Herz dem todten Mann
Gramvoll den zott'gen, treuen Kopf.

22.

Da ſtehn ſie alle nun im Kreis,
Die fluchen leis, die beten leis;
Bleich kniet das Mädchen ihm zur Seit',
Stumm zittert es im jähen Leid.
Das Mädchen kniet und zittert.

Zuſammen beißt der Knab' die Zähn',
Im großen Auge ſchwimmt die Thrän'.
Es zuckt und zittert im Geſicht —
Die Thräne fällt vom Auge nicht.
Das Mädchen kniet und zittert.

Er beugt ſich ſchnell mit trot'gem Muth,
Den Finger taucht er in das Blut,
Er malt drei Kreuz' ſich roth und graß
Auf der umlockten Stirne blaß.
Das Mädchen kniet und zittert.

Unheimlich tönt die junge Stimm',
Gebrochen, heiſer, voll von Grimm:
Die Kreuz' auf meiner Stirne hier
Die weißn der Rache mich hinfür.
Das Mädchen kniet und zittert.

Ich kenn' den Platz, ich kenn' den Mann,
Der iſt der meine nun fortan.
Und ob er flieht landaus und ein —
Ich treff ihn doch, der Mann iſt mein.
Das Mädchen kniet und zittert.

Aus dieſer Bruſt das runde Blei,
Das trag' und wahr' für ihn ich treu.
Und kommt die Zeit, die Gott bewußt,
Da ſizt es ſcharf in ſeiner Bruſt.
Das Mädchen kniet und zittert.

Zur Schweſter kniet er hin und ſchweigt,
So ernſt den jungen Kopf geneigt.
Des Ohmes Hand erfaßt ſie leis —
Da weint er bitterlich und heiß.
Das Mädchen kniet und zittert.

Edmund Hoefer.

Helgoland.

I. Die Ankunft.

Es hat einſt eine Zeit gegeben, wo das einſame Felſeneiland der Nordſee viel gewichtigere Frachten von Hamburg bekam, als jetzt der Fall iſt. Freibeuter, Schmuggelhändler, politiſche Flüchtlinge, eine große Naturforſcherverſammlung, alle dieſe ernſthaften Gäſte ſind heutzutage vom Schauplatz abgetreten, und luſtige Sommerzugvögel aller Art, Touriſten, mehr oder weniger ernſtlich gemeinte Badegäſte gehen dieſer Fähre nach.

Ein ſolcher bunter Zug hatte ſich am Hafen von Hamburg verſammelt; es war das erſtemal wieder ſeit dem Winter, daß die regelmäßigen Dampfſchifffahrten nach Helgoland begannen. Raſch durchflog unſer Dampfer Mercator wie in Heimathſehnſucht den dichten Maſtenwald, und nur flüchtig Curhafen begrüßend, eilte er ohne Raſt in die offenen Arme der See. Seemöven tanzten luſtig auf den klaren Waſſerſpiegel nieder, ſchon blickten die Feuerſchiffe von ihrer Grenzwacht herüber und endlich verkündete uns das Schaukeln nur zu deutlich die Ankunft auf offener See. Ein dunkelgrüner Teppich breitete ſich nun endlos vor den Augen aus, und an ſchwelgeriſchen Ergüſſen ſentimentaler Naturreflexion hätte es ſicher nicht gefehlt, wenn nicht ein unausſprechliches Aber die Gemüther zu ſehr materiellen Geſinnungen, bis zur Flaſche vulgären Cognacs herab geſtimmt hätte. Der geſühlvolle Reiſende wendet ſich jetzt mit geſchloſſenen Augen vom ſinnverwirrenden Anblick der wogenden See ab, und dort jene Sommerweſte mit der Meerſchaumpfeife ächteſten Caliberd läßt ſie mit einem Seufzer in die Taſche gleiten; überall nichts als eine Reihe ſtumm reſignirender Mäntel, die ſich tief in ihr Selbſtbewußtſeyn gehüllt haben, und vollends in der Cajüte auf höchſt tragikomiſche Weiſe die Damen wie geduldige Schlachtopfer auf die Bank geſtreckt. Doch nicht lange, ſo taucht am fernen Horizonte ein dunkler Punkt auf, und bald ſteigt ein dunkelrother ſteiler Felſ aus den Fluthen hervor, daneben blinkt ein ſilberweißer Streifen über die Waſſerebene herüber, und mit Triumph verkündet man ſich die Freudenbotſchaft: Helgoland und die Düne!

Der Anblick iſt entzückend ſchön. Kein Wunder, daß der alte Friesengott Foſites ſich dieſen von der Natur ſelbſt geſtimmten Altar zu ſeinem Hauptſitz auserkoren. Noch ſcheint er von dem Blute geröthet und lilienweiße Bänder ſchlingen ſich wie Opferkränze rings um ihn herum. Wenn man zum erſtenmal dieſen mächtigen rothen Quader mit ſeinen ſteilen, zerriſſenen Wänden, rings von Waſſer und Luft umfluthet, kahl und ohne grüne Bäume ſteht, begreift man eher, daß hier ein romantiſcher Boden für Mythen und Sagen war, als man ſich daſelbſt einen comfortabeln Badeort denken kann.

Kranke und Geſunde hatten ſich nun auf dem Verdeck verſammelt. Ein kleines Dampfſchiff, der beſcheidene deutſche „Patriot," wurde bald von unſerem Engländer überflügelt, dem wir, unpatriotiſch genug, unſere Seelen um einige Thaler weiter verkauft hatten. Jetzt bemerkte man uns auch vom Lande aus. Einige Kanonenſchüſſe wurden zu unſern Ehren abgefeuert, und als wir zwiſchen der Düne und dem Felſen uns vor Anker legten, wimmelte der Strand von Inſulanern und Badegäſten, das Meer von luſtigen Booten, welche die Paſſagiere an's Land ſetzen, zum Schrecken manches Geldbeutels. Einem murrenden Herrn ſoll übrigens eine Welle die beſte Antwort auf ſeine hadernden Lippen gegeben haben, mit der thatſächlichen Erklärung, daß die Wellen hier oft noch größer ſind als die Taxe, und die Schiffsleute ihre Mühe nicht zu theuer verkaufen. — So oft ein ſolches Boot landete, ließ die am Ufer poſtirte Muſik einen Walzer den ſeekranken Damen zum Troſt in's Ohr ſchmettern, und die neugierigen Badegäſte öffneten ihre Reihen, um die Ankömmlinge mit muſternden Blicken zu begrüßen. Viel Heiterkeit erregte es, als ein Berliner beim Ausſteigen ſogleich eine Droſchke verlangte, und als derſelbe ſich ängſtlich um ſein Gepäck kümmerte, ward ihm die Antwort: „Wir ſind Seeleute, keine Kutſcher, und ſeyen Sie unbeſorgt, Sie ſind auf Helgoland." — Den Commentar hiezu gab mir bald die eigene Erfahrung. Die Badegäſte laſſen ihre Uhren, Pretioſen ꝛc. bei offenen Fenſtern liegen, und ſo groß iſt das Bewußtſeyn allgemeiner Sicherheit, daß keine Thüre bei Nacht geſchloſſen wird. So ließen wir denn getroſt unſer Gepäck in einer eigens hiezu beſtimmten Scheune liegen unter dem Schutze dieſer treuherzigen Arguswächter, und ſuchten uns ein Quartier.

Der Strand, das ſogenannte Unterland, iſt mit hübſchen neuen Häuſern angebaut, ein ſehr ſtattliches Hotel neben dem Converſationshaus ſtreckt ganz einladend ſeine Arme heraus, und ich hätte vielleicht mich auch zu der neueren Mode, ſich im Unterlande anzuſiedeln, verführen laſſen, hätte mich nicht ein guter Genius in Geſtalt eines hübſchen Helgolanders

Mädchens, das ſich mir als Führerin in ein Quartier anbot, das Beſteigen der hundert ſechsundachtzig Stufen, welche vom Strande zum Oberlande führen, ganz annehmlich finden laſſen. — Ich bereute es auch ſpäter nicht. Manche ziehen zwar die Wohnungen des Unterlandes vor, ich weiß nicht ob aus flacher Bequemlichkeit, ſofern man hier allerdings am Quellpunkt des geſellſchaftlichen Badelebens ſitzt, oder auch weil dieſelben die theuereren ſind. Aber ich konnte nie begreifen, wie einer, der nicht durch die Natur ſeines Leidens dazu gezwungen iſt, nicht viel lieber hoch oben auf dem Felſ, in der friſchen, reinen Luft, mit dem Ausblick auf die weite See ſeinen Aufenthalt wählt. Man hat dann freilich öfter des Tags die hohe Treppe zu beſteigen, aber wer einmal in dieſer geſunden Luft athmet, ſpürt von Huſten, Bruſtbeſchwerden, Erkältung nichts mehr, und Leute, die am erſten Tage hinaufgetragen werden mußten, ſind — faſt unglaublich, aber wahr — am dritten und vierten frei hinauf- und herabgegangen. Auch kann unmittelbar am Strande die Luft unmöglich ſo rein ſeyn als oben; er iſt bedeckt mit Fiſchgerippen und verweſendem Seetang, was beſonders zur Zeit der Ebbe einen höchſt widerlichen Geruch verbreitet.

Meine Begleiterin führte mich in ein niedliches Privathaus, ſchloß mir ein kleines, reinliches Zimmer auf und überließ mich ſofort meinen eigenen Gedanken und Einrichtungen; denn häuslich will ſich ja überall der Menſch niederlaſſen, wär's auch auf die kürzeſte Zeit, und mit welcher Freudigkeit wählt er ſich den rechten Nagel und das rechte Fach für ſeine Siebenſachen, um dann mit vergnügten Sinnen auf ſein beherrſchtes Samos hinzublicken! — Die untergehende Sonne wandelte die dunkle träge Maſſe des Meers in ein lebendiges glänzendes Farbenſpiel. Ich hätte ſtundenlang an meinem offenen Fenſter dieſes bunte Treiben betrachten können. Auf einem harten, mit Seegras gefüllten Lager ſchlief ich ſo gut, wie ſchon lange nicht auf weichen Federkiſſen. Wäre auch ſeltſam, wenn man im Schooße dieſer großen Natur ſolcher künſtlicher Surrogate bedürfte!

II. Das Oberland.

Mein erſter Blick beim Erwachen fiel auf die See. Sie war von unheilbrütenden dunkeln Falten durchfurcht, die endlich in einem heftigen Sturme ihre Zornesſchaalen ausgoſſen. Von einem Bad auf der Düne konnte keine Rede ſeyn; ſelbſt das Dampfſchiff wagte nicht abzufahren. Nur zwanzig der entſchloſſenſten Helgolander beſtiegen ein Boot und lenkten es mit kunſtgeübter Hand durch die tobenden Wellen, um die Badekarren auf der Düne in Sicherheit zu bringen. Das Gebot, am erſten Tage nicht zu baden, war unter dieſen Umſtänden leicht zu befolgen. Nachdem mich meine Hausfrau, eine ſtattliche Helgolanderin, mit Kaffee und Hamburger Butterbrod erquickt hatte, beſchloß ich daher, auf dem Plateau in Muße die Runde zu machen. Das nächſte, was meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, war der Leuchtthurm, wo ich am beſten eine Ueberſicht zu bekommen hoffte. Es iſt dieß der neue Lampenthurm (243 Fuß über der Meeresfläche), welcher 1810 von den Engländern erbaut wurde, wie man auf jeder ſeiner eiſernen Stufen mit großen Letteru zu leſen bekommt. Der gläſerne Knopf ſtrömt aus vierundzwanzig Platinareverberen ſein Licht aus, ſo hell, daß dieſe künſtliche Sonne oft einen täuſchenden Eindruck macht. — Die prächtigſte Rundſchau lohnte das mühſame Steigen. In der Ferne ſtachen noch die Spizen der Leuchtthürme von Neuwerk und Vangerooge hervor, und das Meer grüßte mit hunderten von Segeln, meiſt Blankenefern. Hier bemerkt man erſt recht, wie ſchroff der Felſen in's Meer abfällt und wie klein dieſer ſtolze, den Wellen Trotz bietende Horſt iſt. Das Areal hat die Form eines ſtumpfwinkligen Dreiecks und wohl kaum den Flächenraum einer geographiſchen Meile. Kahl iſt die Stirne dieſes greiſen Heldenhauptes, aber mit manchen Wunden geſchmückt. Zerriſſen, in groteske Felsgeſtalten zerklüftet, bietet die Weſtſeite eine der großartigſten Anſichten.

Sind einmal die Lampen angezündet, ſo darf der Thurmwächter bei ſchwerer Strafe niemand mehr den Zugang geſtatten. Auf dieſer Sonne iſt ein dunkler Fleck etwas Polizeiwidriges, weil Lebensgefährliches, da möglicherweiſe ein Schiff bei einer ſolchen momentanen Finſterniß untergehen könnte. Vor etlichen Jahren, erzählte mir der Wächter, habe ein kleiner deutſcher Fürſt dieſes Verbot ſo übel genommen, daß er ſich bei der engliſchen Regierung über den ſubordinationswidrigen Trotz des Wächters beklagte; natürlich vergebens. Hart neben dem Leuchtthurm ſteht ein dicker viereckiger Thurm von rothen Backſteinen, der mir als die alte Feuerbake oder Büſe bezeichnet wurde. Es iſt der Leuchtthurm, der in der däniſchen Zeit von den Hamburgern mit Steinkohlen geſeuert wurde. So oft ich auch dahin kommen mochte, immer fand ich an ſeinen treuen Mauern einige Helgolander gelehnt, das Fernrohr in der Hand. Sie lieben ihn als einen grauen, ehrwürdigen Alten aus der Zeit der Väter und erheben ſeinen Ruhm weit über den des neuen Leuchtthurms. Sein Feuer ſoll weit beſſer und ſicherer geleuchtet haben. Gar manches Schiff, ſagen ſie, habe das Licht des neuen wegen ſeiner Stetigkeit für einen Stern gehalten und ſey, dadurch getäuſcht, den Klippen zugeſteuert, um daran zu zerſchellen, während das Steinkohlenfeuer nichts ſo Illuſoriſches ſey. Dieß mag ſeyn; allein bekanntlich ſind ſolche Steinkohlenfeuer auch ſehr feuergefährlich, und auf Helgoland ſchleuderte der Wind einmal brennende Kohlen in

einen Heuboden, und nur mit großer Mühe konnte das Feuer von den engen Gäßchen abgewendet werden.

Die Geſchichte dieſes alten Leuchtthurms weiſt auf einen charakteriſtiſchen Zug der Helgolander hin. Als 1678 die Hanſeſtädte, Hamburg an der Spitze, auf Helgoland eine Feuerbüſe auf eigene Koſten erbauen und unterhalten wollten, proteſtirten die Inſulaner eifrig dagegen, und als die Hamburger bei der holſtein'ſchen Regierung mit ihrer Bitte doch durchdrangen, verfehlten jene nicht, eine, wiewohl fruchtloſe, Remonſtration einzugeben. Damals galt, wie noch heutzutage, das Strandrecht, und die Helgolander fürchteten, wenn einmal das Feuer im Thurm breune, manche gute Priſe hinausſaſſen zu müſſen. Um hierüber nicht zu hart zu urtheilen, muß man die Klagen der damaligen Einwohner über ihre ſteigende Verarmung hören. Sie nährten ſich, ſeit der Heringszug, ihr einziger Nahrungs- und Handelszweig, von ihrer Küſte abgelenkt hatte, höchſt kümmerlich vom Fiſchfang, und während im Jahr 1530 noch zweitauſend Einwohner ſich ohne Mühe fortbrachten, war bis 1618 die Zahl auf zweihundert herabgeſchmolzen. Wie wohl mußte unter ſolchen Umſtänden den armen Schluckern eine vom Himmel ihnen zugeführte Ladung thun! Die Unglücklichen waren von der Natur darauf, als auf einen jährlichen Verdienſt, angewieſen. Habſucht und Gewinnſucht ſind indeſſen allerdings ein Mackel ihres Nationalcharakters, wie ſchon ihrer frieſiſchen Voreltern. Hier, wo alles Natur iſt, pflanzen ſich neben den alten Tugenden auch die alten Laſter naturwüchſig fort, ſo ſtabil, wie der Fels, auf dem ſie keimten. — Dieſe Strandungen waren vor alten Zeiten ſogar Gegenſtand des Kultus. Jeden Sonntag wurde in der Kirche um einen geſegneten Strand gebetet. Zwar iſt dieß, wenn man anders der Helgolander Exegeſe trauen darf, ſo zu verſtehen: wenn es einem Schiff beſtimmt ſey zu ſtranden, ſo möge es Gott an ihrem Ufer ſtranden laſſen. Die Norderneyer und Bangeroger, die vor Alters auch dieſe Art von Frömmigkeit übten, haben eine andere Ausrede erfunden: ſie wollen damit Gott gebeten haben, daß er ihren Strand gegen Wind und Waſſer ſchützen möge. Dieſe Auslegungen verrathen aber offenbar einen ganz modernen Rationalismus, und wir wollen uns die Naivetät jenes Gebets nicht rauben laſſen.

Von den zwei Leuchtthürmen aus führt ein hübſcher Spazierweg nach dem Nordhorn. Kartoffelſtauden bilden das Spalier in Ermangelung von Bäumen, die Helgoland nicht kennt; man nennt dieſen Weg „die Kartoffelallee.“ Vom ſelben Humor zeugt eine Gaſſe im Unterlande, welche wegen eines Seilers, der hier ſeine Fäden ausgeſpannt hat, ſchlechthin die „Bindfadenallee“ heißt. Allein nichts fällt denn doch trotz allen Alleen ſo ſchmerzlich auf, als dieſe tabula rasa. Wenn in der übrigen Welt die ganze Erde zu Ehren des Frühlings zu grünen beginnt, ſo ſchleicht auf Helgoland nur wie verſtohlen da und dort aus dem fahlen niedern Graſe ein Maasliеb oder Löwenzahn nebſt etlichen dürren Binſenwahrheiten hervor, und wäre nicht das Meer, das allmählig wieder aus den Eis- und Schneeſchollen mit ſeiner grünen Fläche aufſteigt, es würde kein Grün den Frühling verkünden, der ohnedieß ungegrüßt von ſchmetternden Sängern kommt und geht. Nur unten an der Treppe ſteht eine kleine Gruppe Linden, und oftmals, wenn mich Abends der Thorgang in ſeinem grünen Laubdach mit freundlicher Lampenbeleuchtung aufnahm, wollte mich's ordentlich heimathlich anwehen. Vor dem einen oder andern Hauſe hegt auch ein kleines Gärtchen einige Roſen und in dem Garten eines der Paſtoren wird als eine große Rarität ein Maulbeerbaum gezeigt. Die ſtehenden Begleiter in der Kartoffelallee ſind ſchöne friesländiſche Schaafe, die mit einem Strick an eiſerne Pfoſten gebunden hier oben den ganzen Sommer zubringen und ſich redlich und beſcheidentlich nähren. Ein junger Helgolander Burſche liegt neben ihnen im Graſe, eine geladene Flinte im Arm, falls ihm eine Möve zum Schuß käme.

Der Rückweg führte mich durch die engen, aber reinlichen Gäßchen, denen das Intereſſe der Badeanſtalt ſehr vornehme Namen, als Berliner-, Hamburger-, Waterloo-, ſelbſt Königsſtraße zu geben wußte. Den Inſulanern ſelbſt iſt dieſe Terminologie fremd geblieben und ſie bilden ihre Zuſammenſetzungen mit Twied (helgolandiſch Gaſſe). Eines der vorderſten Gebäude iſt „der lange Jammer,“ ihr Armen- und Krankenhaus. So gut als die Kartoffelkrankheit auf dieſen Sitz der Geſundheit eingedrungen iſt, wiſſen zwar auch die Menſchen hier zu Lande etwas von dem „langhinbettenden Tode;“ allein alle jene Krankheiten, die mit Rheumatismen zuſammenhängen, fallen in dieſer ſalzigen, reinen Seeluft weg, und nach den hohen, noch im Alter kräftigen Geſtalten zu ſchließen, wiſſen ſie wenig von den Uebeln, die ſie an ihren Gäſten wahrnehmen. — Was mich an der Kirche anzog, das war einmal ihr Styl, der offenbar ein Schiff zum Modell gehabt hat, und dann der Mangel einer Kirchenuhr: auf ganz Helgoland keine Ortsuhr, charakteriſtiſch genug für ſolche Naturmenſchen, deren Tage ſich im einfachſten Kreiſe verlaufen, ſo wie für das zeitloſe Schlaraffenleben der Badegäſte. Ein verwittertes altes Bretterhaus am Thore ſoll das Ortsgefängniß ſeyn, dem's natürlich mit ſeiner Amtswürde nicht recht Ernſt ſeyn kann, da ihm die Helgolander gar zu wenig Aufmerkſamkeit bezeugen. Merkwürdig, ſeit vielleicht dreißig Jahren iſt auf Helgoland kein eigentliches Verbrechen vorgekommen. Früher ſtand hier das däniſche Wachthaus und die Kommandantenwohnung

mit dem Geſchütze, das übrigens die Helgolander ſelbſt bedienten, weil ſie der ſoldatiſchen Beſatzung in ihrem angeſtammten Freiheitsſinn nie hold waren und ſie um jeden Preis entbehrlich zu machen ſuchten. Als eine Antiquität aus dieſen däniſchen Zeiten wurde mir eine Glocke gezeigt, die früher am Treppenthore hing und mit der es eine ganz abſonderliche Bedeutung gehabt haben ſoll. Sie war vor Jahrhunderten am Strande aufgefunden worden, ohne daß jemand wußte, woher ſie kam, und alsbald galt es für eine ausgemachte Sache, es ſey eine Wunderglocke, die vom Himmel gefallen ſey. Wer nun einen günſtigen Wind haben wollte, brauchte nur aus der Wunderglocke zu trinken, die Heiligen und die Mutter Gottes anzurufen, und alsbald drehte ſich der Wind. Einſt wurde auf die Inſel ein holſteinſcher Ritter verſchlagen, mit Namen Hans Poppewitſch, und mehrere Tage durch conträren Wind auf dem Felſen zurückgehalten. Da hört er von der Tugend der Glocke, füllt ſie ſich mit Wein, und richtig, wie gewünſcht, ſpringt der Wind um. Ein zugleich anweſender Schiffer aber war ein Lutheraner, der dem Teufelsſpuck mißtraute und ſtatt zu den Heiligen direkt an ſeinen Herrgott ſich wandte, aber vergebens! Dieß erhöhte noch auf einige Zeit das Anſehen der wunderthätigen Glocke. Allein nach Einführung der Reformation verweigerte ſie hartnäckig ihre Dienſte und hat ſich endlich aus Lebensüberdruß am Treppenthor aufgehängt. Indeſſen freute ich mich nicht wenig, als auf dieſe ideale Glocke endlich um halb vier Uhr eine reellere aus dem Converſationshaus erſcholl, welche die Badegäſte alsbald aus allen Ecken zu den dampfenden Schüſſeln zuſammenrief.

III. Das Badeleben.

Das Centrum des Badelebens iſt das genannte Converſationshaus im Unterlande, unter deſſen Neubauten es die Hauptzierde vorſtellt, mit einer hübſchen Fronte, einem italieniſchen Dach und kleinen Gartenanlagen. Früher ſtand hier das Commercium während jener für Helgoland ſo wichtigen Periode des Schmuggelhandels, als Napoleon die Continentalſperre eingeführt hatte. Dänemark verweigerte im Jahr 1809 das Bündniß mit England, und eines ſchönen Morgens lag eine kleine engliſche Flotte vor Helgoland, mit der Bitte um Capitulation; denn ernſthafter konnte man mit einem ſchwachen Invalidencorps und ſeinem alten blinden Commandanten unmöglich ſprechen. Derſelbe ſoll zwar eilfertig aus ſeinem Bett gewaſchelt ſeyn und gerufen haben: „Wo iſt die Schanze?“ Allein die Engländer geleiteten den Mann freundlich wieder nach Haus und Helgoland war engliſch. Jetzt kreuzten aber die Franzoſen um die Inſel herum, boheten die Helgoland'ſchen Fahrzeuge in den Grund und bittere Armuth nagte an den Unglücklichen, obwohl England ein ganzes Schiff mit Lebensmitteln ſchickte.

Auf einmal jedoch ſchienen goldene Berge aufzuſteigen. Man erkannte die treffliche Lage dieſer Felſeninſel, und ſie wurde der Mittelpunkt des Schmuggelhandels zwiſchen England und dem Continent. Im Nu entſtanden Häuſer, große Kauffahrteiſchiffe kamen und gingen, ungeheure Waarenlager wurden auf dem kleinen, einſamen Punkte angelegt, und es regnete Geld. Noch lebt der kühne Schiffsmann, der damals die engliſchen Depeſchen unter den Mündungen der franzöſiſchen Kanonen nach dem Continent ſchmuggelte, der alte Claus Reimers, ein hochverdienter Mann. Aber wie gewonnen, ſo zerronnen, hieß es bald auf Helgoland. Der Krieg ging zu Ende, die reich gewordenen Fremden zogen ab mit ihren Schätzen und ließen ihre gaſtfreien Wirthe in der bitterſten Armuth zurück, und was noch ſchlimmer, in einem durch die Schmuggelkünſte entſittlichten Zuſtande. Nichts iſt ſchrecklicher, als wenn die Schäden der Civiliſation vor ihren Früchten zeitigen, ihr Gift allein, ohne das in ihr liegende Präſervativ zu wirken beginnt. Das ſahen patriotiſche Männer der alten guten Zeit mit Schmerzen an der welken Jugend, und ganz beſonders der auch als Schriftſteller bekannte Andersen Siemens war es, der mit der fruchtbaren Idee eines Seebads Hülfe ſchaffte. Mit Englands Unterſtützung verwandelte ſich das alte Commercium in ein Converſationshaus, das nach verſchiedenen Metamorphoſen jetzt den Bedürfniſſen der Kurgäſte immerhin entſpricht. Sehr gut beſtellte Table d'Hôte, Reſtauration, Zeitungen, Billard, Clavier laſſen nichts zu wünſchen übrig, als mehr Raum, und — wer ſollte es glauben von dieſem einſamen, traulichen Aſyle? — im anſtoßenden Zimmer ertönt an den grünen Tiſchen die klangloſe Stimme des Bankiers: rien ne va plus! Es beſteht auch eine Damenroulette. Einigemal kam es vor, daß Leute, die ihrer Geſundheit wegen angekommen waren, ſchon am andern Morgen wieder abreiſten, weil ſie ihre ganze Baarſchaft verloren hatten. Wie ſehnt man ſich von dieſem hohläugigen, todblaſſen Spiele hinweg nach dem lebendigen Wogenſpiel, aus dieſer Bleikammer hinaus in die friſche Meeresluft, nach einem Spaziergange auf dem Strande, wenn der Mond ſeine Streiflichter über die Waſſer hinſendet und eine endloſe Weite den Blick in's Unendliche fortträgt! Es iſt dieß gewiß überhaupt kein geringer Vorzug von Helgoland, daß alle etwaige Blaſirtheit und Albernheit der Badegeſellſchaft nicht im Stande iſt einem den Aufenthalt zu verbittern oder langweilig zu machen. Angeſichts der großen und mannigfaltigen Natur fühlt man nur ſehr wenig das Bedürfniß nach Umgang mit den Badegäſten, die, wie in allen Bädern, vornehmen und niedern Pöbel,

Schnurrbartbewußtseyn und Philisterthum reichlich repräsentiren. Angenehm war es jedoch, mit Menschen von den verschiedensten Zungen sich unterhalten zu können. Schweden, Ungarn, Rheinländer, Franzosen, von Deutschen besonders Hamburger, Berliner, Leipziger und Westphalen, auch Oesterreicher waren zu finden. Die Zahl der Badegäste mag gegen dreihundert betragen haben.

Die Bekanntschaften werden meistens zu Wasser gemacht, bei der Ueberfahrt nach der Düne, und hier ist es auch, wo gewöhnlich dem ganzen Tage sein Ziel ausgesteckt wird. Schon von sechs Uhr Morgens beginnt am Strande ein reger Verkehr zwischen dem Lande — wie die Helgolander ihre Insel schlechtweg nennen — und der Düne, die gegen Osten, eine Viertelstunde weit ab, wie eine plötzlich in bleudend weißen Sand verwandelte Wogenfluth sich darstellt. Zur Fluthzeit hat sie die Form einer gegen Südost sich zuspitzenden Ellipse, bei der Ebbe dagegen entsteht gegen Nordwestnord ein flacher, sandiger Strand. Sie besteht aus Sandhügeln, deren größte Höhe 27—33 Fuß beträgt, so daß die höchste Fluth nur ihren Fuß bespült, und ruht auf einem festen Kalksteinfundament im Meere. Der Sand ist silberweiß und wird vom Wind und den Spritzwellen bald so, bald anders geformt und hin- und hergeworfen; das Miniaturbild von schweizerischen Schneekuppen ist oft täuschend vollendet. Nur wenige Muscheln, dagegen wunderschöne Kiesel von allen möglichen Farben bergen sich im sandigen Boden, und hohe, blaßgrüne Schilfhalme suchen das Auge vergebens gegen das bleudende Weiß zu schützen. Früher haben im Sande Kaninchen genistet, die von dem Gouverneur hieher verpflanzt worden; allein die Helgolander Büchsen haben längst den Weg zu ihnen gefunden. Das Nordende der Düne, das aber seit Jahren unter Wasser liegt, diente ehemals als Begräbnißstätte für angeschwemmte Leichen und wurde deßhalb „Olde Höfen“ genannt. An dieses Nordende schließt sich weiter eine dreifache Reihe von Klippen an, die bei der Ebbe zuweilen theilweise hervortreten, jedenfalls als lange schwarze Streifen auf dem Meere sich unterscheiden lassen. Sie werden Brunnen genannt, z. B. Audebrunnen, Mittlaubrunnen, Sellebrunnen ꝛc. Ursprünglich haben wohl alle diese Klippen mit der Düne ein Ganzes ausgemacht, und diese wiederum mittelst eines Steinwalls mit dem Felsen. Erst 1721 wurden die letztern bei einem furchtbaren Orkane von einander gerissen und ein großer Theil der Düne vom Wasser verschlungen.

Diese Düne nun, von den Eingeborenen „de Hallem“ genannt, ist der Badeplatz, und als solcher für Helgolands Existenz sehr wichtig. Am Felsen selbst kann nicht gut gebadet werden, weil das Wasser vom rothen Gestein schmutzig gefärbt und der Grund sehr steinig ist. Nur sehr gebrechliche Leute, die das Ueberfahren schwer nehmen, oder solche, die zur Seekrankheit sehr geneigt sind, pflegen hier zu baden. Geht jedoch die Verminderung der Düne durch die Abschwemmungen in dem Maaße fort, wie bisher alljährlich geschehen ist, so sind die Tage ihres Lebens gezählt. Und helfen läßt sich hier sehr schwer; der Grund ist ganz klippig, und so wird Sand nur ab-, nicht auch wieder zugeschwemmt. Man trägt sich bereits mit Planen, wie für den Fall des gänzlichen Untergangs dem badelustigen Publikum dennoch ein gutes Bad bereitet werden könnte. So hat der Zimmermeister Ohlsen an eine an der Nordwestseite schwebende Badeanstalt gedacht, zu der man in Körben hinabgelassen würde. Indessen bis dahin möge noch mancher auf der Düne so vergnügte Stunden verleben, wie sie mir da zu Theil wurden!

Morgens fährt man hinüber, wo möglich zur Fluthzeit. Stets liegt am Ufer eine Zölle bereit, und die reizende Fahrt wird hinüber und herüber mit vier Schillingen sehr billig bezahlt. Bei klarem Wasserspiegel läßt die organische Welt auf dem stillen Meeresgrunde ihre Farben herausschillern und verwandelt ganze Strecken des Meers in bunte Blumenbeete. Am Nordende des Straubs stehen die Badewagen der Damen, am entgegengesetzten die der Männer, falls nicht der Wind von Osten kommt, wo die Karren auf die Ostseite geschoben werden, damit die Badenden um so stärkeren Wellenschlags genießen mögen. In diesen auf zwei Rädern ruhenden Badehäuschen wird man von zwei kräftigen Helgolandern in's Wasser hineingeschoben und ist so vor Erkältung und Beschmutzung der Füße wohl gesichert; auch läßt die innere Einrichtung derselben kein Bedürfniß unbefriedigt. Freilich, dieses Bad ist das Theuerste von allem auf Helgoland: es kostet auch im Abonnement zwölf Schillinge. Aber wenn man mit wärmeathmendem, kraftdurchzucktem Leibe aus diesen reinen, frischen Wassern zurückkommt und die günstige Wirkung schon beim erstenmal wie mit Händen zu greifen meint, so sagt man: es ist nicht zu bezahlen! Aus den Armen des Meeres sich loszureißen kostet immer Selbstüberwindung, und doch soll man Anfangs nur zwei bis drei, später höchstens sechs Minuten im Wasser bleiben, weil das Bad sehr aufregend wirkt. — Die Größe der Wellen hängt ganz von der Stärke des Windes ab, weßhalb die Badegäste sich immer nur stürmisches Wetter und nichts weniger als heitern Sonnenschein wünschen. In der Regel aber sind die Wellen so, daß sie ordentlich den Rücken abbürsten. Oft gehen sie drei bis vier Fuß hoch über dem Kopfe weg und man hat Mühe, sich auf den Füßen zu halten. Aber ein Moment, und die Welle ist schon wieder fortgerauscht. An sich ist das Meerwasser sehr kalt, die höchste Temperatur war zwölf Grade; aber der Salzgehalt, verbunden mit der Wellenbewegung, durchwärmt den Leib

so sehr, daß man beim Herauskommen meint, der Wagen sey unterfeuert geheizt worden.

Nichts schöner als nach dem Baden der Spaziergang auf der Düne. Man legt sich von Zeit zu Zeit in den warmen Sand, auf dasselbe Niveau mit dem Wasser, während die Wellen wie lustige Gesellen um einen tanzen und springen und singen, oder man sucht sich einige Muscheln und Seesterne, kann aber auf einmal durch die wachsende Fluth auf einer einsamen Düneninsel stehen, und hat nun das Vergnügen, die übrige Gesellschaft unsere zierlichen Zehenschritte durch das Wasser hindurch belachen zu hören. Nach der Promenade gehts zum zweiten Frühstück in den Dünenpavillon, wo eine sehr gute Restauration eingerichtet ist. Das war immer das herrlichste dolce far niente des Tags, alle Sorgen waren abgewaschen, und frei und ledig schlürfte die Brust mit vollen Zügen die reine Luft in sich. So herrlich auch auf ganz Helgoland die Luft ist, am reinsten ist sie doch hier auf der Düne, ganz und gar Seeluft. Deßhalb wird von Doktor v. Aschen, dem Badearzte, der Aufenthalt auf der Düne sehr angerathen; er soll gerade so gut seyn, als das Verweilen auf der See bei Segelpartien, während auf Helgoland selbst schon manche Gerüche influenciren.

Beim Herüberfahren von der Düne genirt man sich gegenseitig nicht, im schlechtesten Negligé vor einander zu erscheinen; selbst die Damen verzichten auf jedweden Schmuck und tragen ihre Haare aufgelöst, lang hinabwallend. Ein Mann, dem diese Mode wohl noch in keinem Journale vorgekommen war, flüsterte mir daher einmal ernstlich verblüfft zu: „Um Gottes willen, sagen Sie mir doch, was sind denn das für Landsleute?“ Er meinte sie in irgend eine Barbarei Hinterasiens verlegen zu müssen.

Begleiten wir den Tag der Badegäste vollends bis zu seiner Neige, so ist das nächste epochemachende Moment die Table d'Hôte. Sehnsüchtig wird der Schlag drei Uhr erwartet, und nun erscheinen die glänzendsten Toiletten. Der Preis des Mittagessens ist fast durchgängig anderthalb Mark. Eine sehr beliebte Restauration ist das Gasthaus zum Fremden-Willkomm am Ende der Windfadenallee. Der Abonnementspreis ist fast überall derselbe, so daß man besser thut, sich nirgends zu binden. Die Speisen sind meist sehr gut, wenn auch ohne viele Abwechslung. Einen Hauptgang bilden natürlich die trefflichen Seefische, Steinbutten, Dorsche, Makrelen, Hummer u. s. w. Für einen Südländermagen sind sie freilich so fett, daß er ohne den französischen Wein, der hier nicht theuer ist (die Flasche zu zehn, zwölf Schillingen bis eine Mark und darüber), schwerlich zurecht käme.

Dreimal in der Woche kommen je zwei Dampfschiffe von Hamburg mit Briefen und neuen Passagieren; deßhalb versammelt sich dann die ganze Badegemeinde um vier Uhr auf dem Strande und trinkt in den Pavillons den Kaffee. Auch die löblichen Musici erscheinen und empfangen jedes landende Boot mit ihrem Geklapper. — Unter solchen Studien ist es unmerklich Abend geworden. Nun geht's noch auf eine Segel- oder Fischfangpartie nach den Seehundsklippen, von wo man mit dem Bewußtseyn zurückkommt, um ein Haar einen gesehen, nicht geschossen zu haben, oder auf den Makrelenfang, von wo wir einmal nach vierstündiger Fahrt mit der reichen Beute von sechs Stücken übergücklich zurückkamen. Am schönsten ist immer das Segeln, wenn die Wellen das Schifflein von der Höhe in die Tiefe schleudern, auch zu allgemeiner Heiterkeit sich hie und da den Spaß erlauben, in's Boot hereinzuspritzen, und fröhliche Lieder zum Takt der Ruderschläge erschallen. Eine solche Fahrt ist mir noch immer in frischem Andenken. Ein schon bejahrter, würdiger Pastor stimmte das Lied an: Gaudeamus igitur etc., und als wir uns der Reihe nach nach unserer Heimath fragten, waren es ein Rheinländer, ein Sachse, ein Schleswig-Holsteiner, ein Ungar, ein Schwabe, ein Helgolander, die hier einmüthiglich in Freude sich die Hände reichten. Es kam mir das Uhland'sche Lied in den Sinn:

Ein Schifflein ziehet leise
Den Strom hin seine Gleise. —
Die Ruder auch sich regen
Mit taktgemäßen Schlägen,
Das Schiff hinunter fliget,
Von Melodie gewieget. —
Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf Einem Schifflein wieder?

Sehr oft hat man auf Helgoland Gelegenheit, das Meerleuchten zu beobachten, welches die Schiffer nach einem schwülen Tag und bei bedecktem Himmel schon zum voraus anfagen. Funken um Funken läßt sich aus dem Wasser schöpfen und Stern an Stern traulich in die Hand fassen. Bald aber bricht der Mond neidisch durch die Wolken und die ganze Sternenwelt zerfließt wie ein Traum vor dem unerblichen Himmelslichte.

Doch wir dürfen die schöne Umfahrt um den Felsen nicht vergessen, als ein Hauptvergnügen der Badegäste. Bei der Ebbe kann man auch zu Fuß den Weg um den Felsen wagen; aber das fortwährende Abbröckeln von Steinen macht denselben gefährlich und hat erst vor wenigen Jahren einem jungen Mann das Leben gekostet; auch hat man sich wohl in Acht zu nehmen, daß man nicht von der Fluth übereilt wird. Die Ostseite bietet wenig Interesse dar; nur den Geologen werden die Schichtungen von rothem Sandstein, Muschelkalk, Dolith und Kreide in ihren regelmäßigen parallelen Schichten anziehen. Hier auf der Ostseite senkt sich der Felsen sichtbar ab, weßhalb hier auch die Abbröcke-

lungen am meiſten zu fürchten ſind. Den Grund derſelben ſucht Wiebel nicht in den großen Fluthen, ſondern in den ſtetig wiederkehrenden Wirkungen der atmoſphäriſchen Waſſer und der Wellen. Die wäſſerigen Niederſchläge ſind es zunächſt, welche mit dem Wechſel der Temperatur die Zerdröckelung des Geſteins und die Ablöſung von den Abhängen bedingen. Aber auch größere oder geringere Zerklüftung und die Neigung der Schichten kommen dabei weſentlich in Betracht und erklären den ungleichen Einfluß auf die verſchiedenen Küſten. In wahrhaft großartiger Geſtalt tritt dieſer Zerſtörungsproceß auf der Weſtſeite hervor. Große iſolirte Felsmaſſen, Zerklüftungen aller Art, breite Höhlungen und Bogen bieten einen äußerſt impoſanten Anblick dar. Sie führen alle ihre Namen: da iſt der Mönch, die Kanzel, die Nonne, der zerfallene Trichter, Junkgatt, Wöhmersgatt insbeſondere, das prachtvolle Felſenthor, Natürngatt, der Hengſt, und wie ſie alle heißen. An allen dieſen Coloſſen aber nagt der Zahn der Zerſtörung unnachſichtlich.

Die Helgolander haben eine tragiſche Sympathie mit ihrem ſterbenden Felſen, ihrem dem Untergange geweihten Vaterlande. Wir werden es wohl nicht erleben, ſprechen die Alten, aber wehe dann unſern Kindern und Enkeln, wenn einſt nur noch eine einſame Klippe aus dem Meere ihren Finger in die Höhe ſtreckt und zu ihnen ſpricht: da ſtand einſt Helgoland!

Einmal in der Badeſaiſon wurde vom thätigen Dr. v. Aſchen eine Umfahrt um den Felſen mit Beleuchtung und Feuerwerk veranſtaltet. In den Klüften brannten Theertonnen und bengaliſche Feuer, welch letztere ſich dem Roth des Felſen vortrefflich anpaßten. Die Helgolander Jungen ſprangen als kleine Teufel um das Feuer herum und kletterten mit ihren Rieſenſchatten an den grotesken Felsgeſtalten umher. Unzählige Boote bedeckten die Fläche, rauſchende Muſik ertönte, Geſang erſcholl, Sternraketen und romaniſche Lichter erhellten das Dunkel und die träge Maſſe des Meers ſchien wie mit einem Zauberſchlage in allen Tiefen und Weiten Ein Leben und Schaffen zu ſeyn. Erſt in ſpäter Nacht kehrten alle vergnügt und fröhlich nach Hauſe. Solche Seefahrten ſind, in Geſellſchaft gemacht, nicht theuer, obwohl die Helgolander Schiffer ihren gewinnſüchtigen Charakter hiebei nicht verleugnen und gerne über die Taxe fordern.

Prüft man nun von hier aus die Urtheile, welche häufig über Helgoland im Schwang ſind, ſo kann man ſich nicht genug wundern. „Theuer!“ „Langweilig!“ Merkwürdig, ſchon von Alters her hatte Helgoland dieſes Loos, für theuer und für langweilig gehalten zu werden. Die mittelalterlichen Seeräuber der Nordſee glaubten jeden Raub am „heiligen Lande“ mit einem Seeunglück oder dem Preis eines Lebens bezahlen zu müſſen, und St. Urſula — wie Helgoland von den chriſtlichen Miſſionären getauft wurde — ward ſo lange von den Deutſchen als langweilig verſchmäht, bis die Engländer die ſchöne Braut heimführten. Man kommt jetzt ſo leicht und ſpottwohlfeil von Hamburg nach der Inſel (binnen eines halben Tages), man lebt eher billiger daſelbſt als in Oſtende und Scheveningen, hat den Genuß eines ächten Seelebens und einer herrlichen Seelandſchaft, und es gehört die ganze Borniertheit eines überſatten Touriſten dazu, um jene Urtheile zu fällen und über Engbrüſtigkeit beim Anblick einer unabſehlichen Waſſerebene zu klagen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Doktor Recamier.

Wenn Doktor Recamier nur ein Arzt von außerordentlicher Begabung und ungewöhnlichem Ruf gewesen wäre, so hätte ich wahrhaftig nicht daran gedacht, Sie von dem kürzlich verstorbenen Manne zu unterhalten, und den Fachblättern dessen Würdigung überlassen. Aber Recamier war nicht bloß durch sein seltenes Genie, durch sein Glück in der Heilkunst und seine zahlreichen Entdeckungen in der Heilkunde merkwürdig, er war nicht bloß der Retter zahlloser Kranken und der Erwecker, wenn ich so sagen darf, von manchem, den die ersten unter seinen Genossen schon aufgegeben hatten und der schon als entschlafen betrachtet wurde; Recamier war in vielen andern Beziehungen eine ganz außerordentliche Natur. Wenn er als Arzt die Bewunderung der Mit- und Nachwelt verdient, so verdient er als Mensch ihre Verehrung. Es waren ihm aber auch diejenigen Gaben, wodurch man die Herzen für sich einnimmt und an sich fesselt, in hohem Grad verliehen, und kann man von irgend einem der Zeitgenossen behaupten, es sey an ihm das Ideal der hellenischen Welt, das Kalokagathon zur Wahrheit und Fleisch und Blut geworden, so kann man es von Recamier sagen. Recamier ist eine Gestalt, die in das Gebiet des Schönen gehört, und deßhalb wage ich es, Ihnen seine Silhouette vorzulegen.

Schon sein Aeußeres verrieth einen Menschen, den die Natur bestimmt hat, sich über seines Gleichen zu erheben. Ich sah und sprach ihn wenige Monate vor seinem Tode. Er war ein mehr als siebenundsiebzigjähriger Greis, allein trotz dem, daß sein Alter sich in dem Ton der Stimme, in der Farbe des Gesichts und einer gewissen unmäßigen Dürre des ganzen Körpers aussprach, so schien er von einem jugendlichen Hauch getragen und umweht; er schien Jüngling und Greis zugleich, jenen lenzigen Wintern ähnlich, deren die gesegnetsten Zonen unserer Erde sich erfreuen. Wie, sagte ich mir, wie muß er erst als Jüngling gewesen seyn! und da ich wußte, daß Recamier ein unterwürfiger Sohn der Kirche und durch eine Frömmigkeit, wie sie von wenigen Laien geübt wird, ausgezeichnet sey, so dachte ich an jene lichten Boten des Allgütigen, denen die christlichen Völker den schönen griechischen Namen Engel gegeben haben, und was ich seitdem von Recamier vor und nach seinem Tode gehört, bestätigte dieses Wagniß meiner Phantasie. Recamier war hoch gewachsen und fein gebaut, weich, rund und ruhig in seinen Bewegungen, äußerst sparsam mit seinen Geberden, aber wie der homerische Nestor, redselig, mittheilend, und, obgleich er, wie gesagt, weder mit seinen Armen noch mit seinen Beinen, weder mit seinen Achseln noch mit den Muskeln seines Gesichts sich viel zu schaffen machte, so schien er doch voller Leben und die Kraft seines Geistes war vollkommen wach. In seinem leuchtenden Auge wohnte ein wunderbares Sehvermögen, sein Blick war gleichsam auf der Lauer und von der Stirne bis zur Lippe lauschte sein kluges Antlitz. Da ich ihn über den allgemeinen Zustand meiner Gesundheit befragte, so fundschaftete er mich natürlich über das Seyn und Thun meines Leibes und meiner Seele seit Jahren sorgfältig aus und warnte mich im Vorbeigehen vor gewissen Gewohnheiten, die ich ihm anzugeben vergessen hatte, deren ich mich aber, so wie er mir sie einmal zurückgerufen hatte, allerdings schuldig bekennen mußte. Das that er aber alles mit einer Zartheit und einer Schonung, mit einer Freundlichkeit und huldvollen Würde, daß ich die Schüchternheit, die ich mitgebracht, schon nach wenigen Minuten verloren hatte und vertraulich mit ihm sprach wie mit einem alten Freunde. Diese herzliche Zuvorkommenheit rührte ohne Zweifel von natürlicher Güte sowohl als von der weltmännischen Bildung her, die Recamier schon durch seinen Verkehr mit den, was Schliff und Sitte angeht, geschliffensten Theilen der Gesellschaft erlangen mußte; aber es wirkte dabei wohl ein anderes Element mit, das überall, wo es nicht getrübt und verfälscht ist, größere Wunder thut als ein sanftes Gemüth und aristokratische Erziehung: es wirkte hiebei Recamiers frommer, religiöser Sinn, seine christliche Nächstenliebe gewiß bedeutend mit.

Diesen religiösen Sinn und diese Nächstenliebe, Recamier bethätigte sie in jeder Weise. Er schämte sich nicht, an den Andachtsübungen, die den obern Schichten des heutigen Geschlechts, zumal den Männern, am fremdesten und bei den Freigeistern am meisten verrufen sind, sich öffentlich zu betheiligen und dieselben durch sein Beispiel, das Beispiel eines außerordentlichen Geistes in Schutz zu nehmen. Er legte überdieß seine Frömmigkeit nicht bloß bei den gottesdienstlichen Handlungen der Kirche an den Tag, oder befriedigte sein Bedürfniß der Unterhaltung mit dem Ewigen im stillen Dunkel seiner Einsamkeit, nein, er zog das Gebet in den Kreis seines ärztlichen Wirkens und verklärte seine herrlichsten Triumphe über den irdischen Tod durch die Anrufung dessen, der auch für die Seelen die Gewalt des Todes überwunden hat. Mögen die, welche den Glauben Recamiers zu theilen nicht im Stande sind, einem Wohlthäter der Menschen zu lieb mir die Sprache einer Anschauung gestatten, die sein Inneres erfüllte und ihn antrieb, an dem Glück von Tausenden zu arbeiten.— Recamier hatte eben die Schwachheit, sich einzubilden, daß mit Gottes Hülfe die schwersten Dinge leichter würden, und als er eines Tags ein gräßliches, tödtliches Geschwür, das die sieben Weisen der Heilkunst für unheilbar, die gewandtesten Wundärzte, ohne den augenblicklichen Tod

der Kranken herbeizuführen, für unabnehmbar erklärt hatten, anzugreifen im Begriffe war, ereignete ſich folgende Scene. Alles war vorbereitet, die Werkzeuge lagen zurecht, die Gehülfen umgaben begierig und ängſtlich den Meiſter, die Leidende erwartete die entſcheidende Behandlung, Recamier ſelbſt hatte das Meſſer ſchon ergriffen, da fiel er plötzlich auf die Knie, ſprach mit bewegter Stimme: „O Gott, ſegne meine Arbeit!“ begann die furchtbare Hantierung, die er mit der ihm eigenen Sicherheit und Raſchheit glücklich ausführte, und fand während des kurzen Verlaufs derſelben noch Geiſtesgegenwart und Zeit genug, um ſeinen Gehülfen, Zuſchauern und Zuhörern die Grundſätze, nach denen er zu Werk ging, und das Geheimniß des Gelingens zu entwickeln.

Solche Züge wurden jedoch nur in einem beſchränkten Kreiſe bekannt, was aber der Welt nicht verborgen blieben konnte, das waren die Werke ſeiner Nächſtenliebe. Der Ruf davon verbreitete ſich in kurzer Zeit nach allen Seiten, nicht als ob Recamier das Gute, das er that, zur Schau getragen und ſelber laut verkündet hätte; allein es war zu umfangreich, zu viel- und weitverzweigt und ſeiner Natur nach zu ſehr auf die Oeffentlichkeit angewieſen, als daß es hätte verheimlicht werden können. Konnten die Armen, die er nicht bloß umſonſt behandelte, ſondern mit allem, was ſie zu ihrer Heilung nöthig hatten, ja oft mit Geld beſchenkte, was ihnen ſo reichlich geſpendet, was ihnen zum Theil nur vor aller Welt, in öffentlichen Krankenhäuſern gethan werden konnte, verſchweigen oder verleugnen? War es den jungen Aerzten, denen er mit Rath und That beiſtand, eine Praxis verſchaffte und bei ihrer Verheirathung eine Ausſteuer gab, zuzumuthen, daß ſie den Namen ihres Wohlthäters der Welt vorenthielten? War es möglich, daß alle die weltlichen Hülfsvereine und geiſtlichen Gemeinſchaften zur Linderung menſchlichen Elends, denen er von den großartigen Erträgniſſen ſeiner Kunſt ſo namhafte Summen ununterbrochen überließ, ſeine Freigebigkeit nicht verriethen? Nein, das war unmöglich, und war es auch möglich, es wäre ein Unglück geweſen. Ein Leben wie das Leben Recamiers muß vor der Welt enthüllt und entfaltet, muß ein Stachel der Nacheiferung für die Gegenwart und die Zukunft werden. Von Paris ſind in dem letzten halben Jahrhundert ſo viele ärgerliche Beiſpiele ausgegangen, daß in manchen Geiſtern der Gedanke mochte entſtanden ſeyn, es könnten nur ſchlimme Thaten, böſe Werke, verderbliche Vorbilder aus dieſem Babel kommen, und darum auch ſchien es mir gut, einem Pariſer wie Recamier vorſtehende Skizze zu widmen.

New-York, Juni. *

Die Polizei und die öffentliche Sicherheit.

Eine eigentliche Polizei nach europäiſchen Begriffen gibt es hier nicht, ſondern nur in den zwanzig Revieren oder „Wards“ der Stadt eine Anzahl Wachthäuſer, in denen ſich beſtändig einige „Watſchmen“ aufhalten, um im Falle der Noth augenblicklich bei der Hand zu ſeyn. Ihre Auszeichnung iſt ein ſilberner oder vergoldeter Stern auf der Bruſt, ihre einzige Waffe ein dicker Knittel. Nachts durchſtreifen die Watſchmen die Straßen der Stadt, um Unfug zu verhindern, und man hört ſie zum Zeichen ihrer Wachſamkeit mit den Knitteln an die Abweiſeſteine ſchlagen. Auch am Tage ſind an den Ecken mancher verrufenen Stadtgegenden, z. B. in der Nähe des Hafens, Wachpoſten dieſer Männer aufgeſtellt, um bei den häufig vorkommenden Meutereien und Raufereien gleich bei der Hand zu ſeyn. Wer eines Watſchman bedarf, kann ihn ohne Koſten aus dem nächſten Wachthauſe holen laſſen; letztere ſind als ſolche bezeichnet und numerirt. Eigentliche Nachtwächter, Polizeiſoldaten, Conſtabler u. ſ. w. gibt es hier ſo wenig als regelmäßiges Militär, und doch geht es hier eben nicht viel anders zu als in andern großen Städten.

Freilich hat ein Menſchenleben hier nicht den Preis wie in Europa. Es erſcheint kaum eine Zeitung, die nicht Mordanfälle und Mordgeſchichten berichtete; ja einige derſelben haben den ſtehenden Artikel »Murders.« Namentlich ſind die Straßen in der Nähe des Hafens Abends höchſt unſicher und gefährlich, und wer nicht muß, hütet ſich, ſie unbewaffnet zu betreten; auch führt faſt jeder Mann ein ſcharfgeſchliffenes Dolchmeſſer bei ſich. Sehr häufig werden die Watſchmen das Opfer ihrer Pflichttreue und ſehr oft iſt von im Kampfe getödteten Männern dieſer Art bei den Criminalverhandlungen die Rede; ſolche Fälle werden aber mit beſonderer Strenge geahndet. Beſonders ſind die Sonntagabende, wo ſich wenigſtens der hieſige Ire, in der Regel nebſt Gattin, einen Rauſch holt und in dieſem ſeine ganze verderbte Natur an den Tag legt, in dieſer Hinſicht gefährlich. Sehr häufig ſchlagen dieſe Trunkenbolde völlig harmlos daher kommende oder ihnen vorausgehende Wanderer nieder, aus keinem andern Grunde, als weil Unheil zu ſtiften ihnen Vergnügen macht. Man hält ſich daher am Sonntagabend ſo viel als möglich zu Hauſe. Indeſſen iſt ein Frauenzimmer am Arm eines Mannes der beſte Schutz des letztern, weil die Beleidigung einer Frau, gleichviel welches Standes, mit der äußerſten Strenge beſtraft wird.

Die Watſchmen haben auch die Verpflichtung, ſtreng über die Aufrechthaltung der guten Sitten in der Stadt, namentlich am Abend, zu wachen, und ſie müſſen dieſer Pflicht ſehr gut nachkommen. Niemals wird das Auge durch den Anblick des nackt einherſolzirenden Laſters, der Zucht- und Schamloſigkeit beleidigt. Zwar ſchleicht auch hier — wie könnte es in einer Stadt, die beinahe eine Million Einwohner hat, anders ſeyn? — die geſchminkte Sünde Abends in den belebteſten Gaſſen umher und ſpäht nach Beute, zwar gibt es auch hier ſchlechte Häuſer; aber man darf letztere nicht öffentliche Häuſer nennen; ſie ſind nicht, wie z. B. in Hamburg, gegen gewiſſe Abgaben privilegirt; ihre Beſitzer würden mit der äußerſten Strenge verfolgt werden, wenn ſie nicht die außerordentlichſte Vorſicht anwendeten. Mag das Uebel nun auch innerlich nicht gering ſeyn, ſo wird doch das öffentliche Zurſchautragen des Laſters durchaus verhindert, und ſchon dieß iſt dankenswerth.

Gleich löblicher Strenge wird in Hinſicht des Hazardſpiels geübt, und auch das Lotto iſt in den Vereinigten Staaten überall ſtreng verboten. Daß es trotzdem heimliche Spielhäuſer gibt, auch wohl heimliche Lotteriecollecten, verſteht ſich wohl von ſelbſt; allein die außerordentliche Vorſicht, die bei dieſen verpönten Geſchäften geübt werden muß, rettet doch manchen Leichtſinnigen vom Verderben und der Zorn über an ihm verübte Gaunerei bringt auch manchen dahin, ſelbſt auf die Gefahr, mit beſtraft zu werden, den Angeber zu machen, und ſomit werden ſehr oft Spielhöllen ausgenommen.

Noch gefährlicher iſt es, Bankſcheine nachzumachen, worauf nach hieſigen Geſetzen die Todesſtrafe ſteht. Trotz dem iſt die Ausſicht auf großen und ſchnellen Gewinn zu reizend, als daß nicht Fälle der Art häufig vorkommen ſollten; ſo erſt ganz kürzlich, wo eine Maſſe ſo vortrefflich nachgeahmter Bankſcheine in Umlauf geſetzt war, daß ſelbſt die Vorſteher der betreffenden Bank ſie nur nach genaueſter Prüfung von den ächten zu unterſcheiden vermochten. Natürlich iſt die Folge eines ſolchen Betrugs, daß die Bank auf längere Zeit in Mißkredit kommt und wohl gar, wenn der Fälſcher nicht entdeckt wird, gänzlich in's Stocken geräth. Für das hieſige Geld- und Bankweſen erſcheint in New-York eine eigene Zeitung, in der Fälle dieſer Art auf's raſcheſte angezeigt werden und daher von jedem Geſchäftsmann gehalten werden muß, wenn er ſich nicht den größten Verluſten ausſetzen will.

Ueberhaupt iſt das Bankunterweſen, wie ſchon früher bemerkt, ein großes Uebel, namentlich für den täglichen Verkehr. Man ſieht wenig Silber und Gold, und oft trifft es ſich, daß ein Ladeninhaber lieber auf den kleinen Gewinn verzichtet, den er an dieſem oder jenem Artikel machen könnte, als daß er wechſelte. In ſolchen Fällen nimmt der Verkäufer die bereits abgewogene oder abgemeſſene Waare mit dem Bedeuten zurück: »I have no changes« (ich habe nicht zu wechſeln). Der Käufer muß dann mit ſeiner »Bill« gewiſſermaßen beſchämt abziehen

* Von unſerem Mitarbeiter in Nordamerika, der kürzlich die „transatlantiſchen Skizzen“ gegeben hat.

und zu einem andern Laden wandern, wo es ihm vielleicht nicht beſſer ergeht. Bei der enormen Einfuhr von Gold und Silber, namentlich ſeit der Entdeckung der californiſchen Goldgruben, müßte der Mangel an Gold- und Silbergeld ſehr auffallen, wenn man nicht wüßte, daß auf baares Geld Agio gegeben werden muß, folglich Spekulanten es unaufhörlich an ſich raffen und es dem kleinen Verkehr entziehen. Es exiſtiren ſogar eine Menge bedeutender Bankhäuſer allein davon, daß ſie den Ankommenden die Landesmünze gegen hieſiges Papiergeld verkaufen, wobei begreiflicherweiſe erſtere oft zu unerhörtem Curſe gekauft wird. Bei der Maſſe von Einwanderern, die täglich eintreffen, machen die Wechsler in der dicht am Hafen liegenden Weſtſtreet wahrhaft coloſſale Geſchäfte und werden ſchon in einigen Jahren reich. Indeß wendet man ſich doch, da fremde Münzen im gewöhnlichen Verkehr gar nicht anzubringen ſind, am beſten an dieſe Herren, ſchon weil man bei ihnen nicht Gefahr läuft, mit falſchen Bankſcheinen oder mit denen längſt gebrochener Banken betrogen zu werden, was ſicher der Fall wäre, wenn man ſich an minder ſolide Geldſpekulanten wendete. Dem Einwanderer iſt vor allen Dingen zu rathen, ſeine Landesmünze ſchon im Vaterlande bei anerkannt ſoliden und in Deutſchland in der Regel auch billigen Geldwechslern gegen Gold- oder Silberdollars einzuwechſeln, oder ſich von ſoliden Häuſern Wechſel geben zu laſſen. Freilich kann das nicht jeder, und wer es nicht kann, dem ſey hiemit gerathen, ſeine vaterländiſche Münze zu einem Wechsler der Weſtſtreet zu tragen, und zwar zu dem renommirteſten; er wird dann zwar auch bluten müſſen, iſt aber gegen den gänzlichen Verluſt ſeines Vermögens geſchützt. Ueberhaupt kann der Einwanderer nicht vorſichtig, ja nicht mißtrauiſch genug ſeyn, weil einmal verlorenes Eigenthum hier ſchwer oder gar nicht wieder erlangt werden kann, da der Schwindler oder Betrüger ſich mit der erhaſchten Beute nur auf den zunächſt abgehenden Bahnzug zu ſetzen braucht, um ſeinen Raub in Sicherheit zu bringen.

Bei manchen Arten von Betrug iſt auch die Polizei nach den hieſigen Geſetzen völlig machtlos, ſo z. B. bei den faſt täglich und unter ihren Augen gehaltenen Mock- oder falſchen Auctionen, wobei die Käufer auf's Schändlichſte betrogen werden, ohne daß man das Unweſen verbieten oder den geſpielten Betrug beſtrafen kann. Bei ſolchen Mockauctionen geht es ſo zu. Es werden wirklich werthvolle Sachen, am häufigſten Pretioſen, Uhren u. ſ. w. im öffentlichen Ausruf ausgeboten, und nachdem ſich das Publikum durch Umherzeigen vom wirklichen Werthe der Sachen überzeugt hat, dem Meiſtbietenden zugeſchlagen. Jetzt wird ihm zwar eine ganz ähnliche Uhr oder ſonſtige Koſtbarkeit zugeſtellt; allein durch Taſchenſpielerkünſte iſt das wirklich werthvolle Stück auf die Seite und dagegen ein unächtes, oft gänzlich werthloſes an die Stelle gebracht worden. Man ſollte glauben, der Geſetzgebung ſtehen Mittel und Wege zu Gebot, einen ſo offenbaren Betrug zu hintertreiben oder doch die Betrüger zu beſtrafen; allein ſie vermag weder das eine noch das andere, einmal weil Handel und Wandel hier ganz frei ſind, und dann, weil man nicht im Stande wäre, den Beweis zu führen, daß die verſteigerten Sachen vertauſcht worden. Man muß alſo dem Unweſen zuſehen und weiß ihm nur dadurch einigermaßen zu begegnen, daß man Beamte in ſolchen Mockauctionen aufſtellt, die einen großen Zettel in die Höhe halten, worauf zu leſen ſteht: „Nehmt euch vor Mockauctionen in Acht!“ Dieß warnt nun zwar die der engliſchen Sprache Mächtigen, auf die es aber auch am wenigſten abgeſehen iſt, weil ſie in der Regel den Humbug wohl kennen; aber der der Landesſprache Unkundige oder „Grüne,“ wie er hier genannt wird, geht nur zu häufig in die ihm gelegte Falle, und ſomit erreichen die Betrüger faſt immer ihren Zweck.

Königsberg in Preußen, Juni.

Museum.

Was das rauhe Thracien mit den öden Bergen und wilden Höhen oder das barbarische Böotien mit den reißenden Strömen und steinigten Schluchten dem Hellenen war, der, an das üppige und verfeinerte Leben der hehren Minervenstadt mit ihren ewigen Kunstdenkmälern und vielfachen Genüssen gewöhnt, durch Zufall oder böses Schicksal in jene „von den Göttern und Musen nicht geliebten" Bergländer verschlagen wurde, eben das ist heutzutage dem Süddeutschen, der aus den üppigen Weinthälern des Rheins, von den fruchtbaren Ufern des Neckars, des Mains nach Preußen kommt, das vielverrufene Herzogthum Masovien. Schauerliches Land! Da laufen die Wölfe und Bären umher, Wälder ohne Wege und Pfade, Moräste und Brüche, Winter und Herbst ohne Sommer und Frühling, eine Bevölkerung ohne Bildung und Kultur, polnisch redend, polnische Wirthschaft — ja wohl, ein schauerliches Land!

Vom eisigen Reife starrten die blätterlosen Bäume; der Frost fuhr empfindlich durch die Glieder. Der kurze Wintertag neigte sich rasch dem Ende zu. Der Kutscher rieb sich pustend die nackten Finger. Wie er, nur mit dem Hemde und dem offenen Schafpelze bekleidet, diese Kälte ertrug, begriff ich nicht. Dann trieb er die schnaubenden Pferde zur Eile, kleine, zottige Renner ächt masurischer Race. Heller tönte durch die schweigende Einsamkeit das muntere Schellengeläute. Wie ein abgeschnellter Pfeil flog der federleichte Schlitten über die hart gefrorene Schneebahn. Eine Stunde und mehr fuhren wir schon im Walde. Endlich liegt er hinter uns. Offene Aussicht; aber Schrecken! ein unabsehbares Blachfeld, kein Haus und keine Hütte, nichts und wieder nichts. Oder doch — ein quickender Schrei, wie von einem angegriffenen Thiere. Ein Fuchs springt aus der Furche, in der er lauernd gelegen. Um den jungen Hasen, der vorüberfetzt, ist es geschehen. Tief schlägt das Raubthier die scharfen Zähne in das zarte Genick, scheu auf unser Fuhrwerk blickend, trabt es mit der Abendbeute dem Walde zu. — „Kommen wir bald nach dem Edelhof?" — Keine Antwort. — Ich vergaß, der Mensch versteht nicht deutsch und an das Polnische haben meine Lehrer nie gedacht. Barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli; gewiß, Zeit genug die Ovidischen Tristien zu memoriren hatte ich. Es dunkelte mit Macht und meine Ungeduld wuchs in dem nämlichen Verhältniß. Ich hatte zum erstenmal Masuren betreten; von Loetzen aus wollte ich nach dem Gute eines Universitätsfreundes, von dem ich zu einer großartigen Treibjagd eingeladen war. Das Gut sollte nur vier Meilen von der Stadt liegen. Bereits den ganzen Nachmittag war ich bei schneidendem Froste gefahren, und wahrlich, die gegenwärtige Lage schien wenig geeignet, mir die ungünstigen Vorstellungen zu benehmen, welche man selbst in andern Theilen von Altpreußen von Masuren sich macht und mit denen auch ich in das Land gekommen.

Plötzlich hielt der Schlitten vor einer elenden, verfallenen Baracke. Die gewöhnliche Leier: entweder die Pferde waren zu ermüdet, oder der Fuhrmann, den ich in der Stadt gemiethet, hatte, der Gegend unkundig, die Richtung verloren. Und siehe da, beides war der Fall. — Immer besser irgend ein Obdach, als die Nacht auf freiem Felde zubringen. Besonders einladend war freilich das Zimmer nicht, in das ich trat, auch verhieß es just keine exquisiten Annehmlichkeiten. Ein betäubender Qualm drang mir entgegen; mitten auf dem Lehmboden glimmte ein erstickendes Torffeuer. Ein kläffender Hund, der grimmig mit den Zähnen fletschte, und ein Schwein, das aus einer Ecke hervorkroch und grunzend um meine Beine schnupperte, machten dem Gaste die Honneurs des Hauses. Beim Flackern eines Kienspans ließen sich die Wirthe erkennen, drei alte, zahnlose Weiber, die Shakespeares poetischen Hexentraum im Macbeth zur allernüchternsten Wahrheit machten. Sie glotzten mich an, murmelten einiges unverständliche Zeug, und dann schnurrten ihre Spindeln weiter. Auf die Holzbank am Ofen gelehnt, hatte ich nichts Besseres zu thun als zuzuschauen, wie Faden nach Faden sich abspann, bis ein heftiger Hader unter den drei Grazien das monotone Schauspiel unterbrach. Das Alter mochte ihre Augen geschwächt haben, jede wollte so nahe als möglich der Kienfackel sitzen. Man stritt sich, es kam zu Thätlichkeiten; was kümmerte sie der fremde Reisende? Zuletzt — sehr charakteristisch — wurde das Licht, welches Gemeingut schien, ausgeblasen, jede der Jungfrauen, zornerglüht, den Schemel von der andern weit abrückend, gündete sich einen eigenen Spahn an. Da saß die würdige Trias.

Ich habe manche architektonische Studie in der Topographie von Studentenbachkammern im fünften Stock gemacht, manches höchst seltsame Quartier als mobiler Soldat im Jahr 1850 das meine genannt, habe damals schmale Strohlager mit zwanzig Mann, mit Hunden, Katzen, selbst Hühnern getheilt, und solch ein Marsch macht einen für die spätere Lebenszeit nicht eben wählerisch; aber die Gesellschaft und Umgebung, in der ich mich jetzt befand, überstieg alle Erfahrungen, selbst die Phantasien. Wie lange ich gesessen, weiß ich nicht mehr, als zwei Männer ankamen, die eine Kiste hereinschleppten und bei meinem Anblick erschrocken und verlegen schienen. Ueber ihren Stand und Charakter konnte ich keinen Augenblick im Zweifel seyn. Der eine war unfehlbar ein polnischer Hausirjude, wie deren mehrere Hunderte zum Schaden sowohl der preußischen Kaufleute in den kleineren Städten, als zum Nachtheil der Landleute selbst vagabundirend durch die Provinz streichen. Mit gaunerhafter Geschicklichkeit

wissen sie sich der Wachsamkeit der Kreisgensdarmen meist mit Erfolg zu entziehen, zumal sie bei etwaigen Verfolgungen stets eine Stütze an den mitleidigen Bauern finden. Sie sind in der That eine eigenthümliche Klasse; in mancher Hinsicht ähneln sie den Zigeunern, die in Peterswalde bei Wehlau eine förmliche Colonie bilden und auch in Masuren nicht selten angetroffen werden; sie landstreichern, schachern, betrügen, stehlen; in vieler Beziehung aber weichen sie von den Egyptiern wesentlich ab. Mit seltener Beweglichkeit des Geistes fügt sich der polnische Haustjude in die ihm völlig neuen und ungekannten Verhältnisse, jedermann weiß er zu behandeln, in der kürzesten Frist bringt er es zur Fertigkeit nicht allein im besondern polnischen Dialekt, der in Masuren gesprochen wird, sondern, was viel mehr sagen will, auch in der deutschen Sprache. Dabei ist es erstaunlich, mit welcher starren Energie des Willens alle an den alten Sitten und am alten Glauben der Väter hängen. Die protestantischen Landpastoren haben oft versucht, unter diesen Juden Convertiten zu gewinnen, nie ist es gelungen. Sie entbehren lieber, ehe sie das mosaische Speisegesetz verletzen; so gewinnsüchtig sie sind, der Sabbath wird durch Ruhe und Unthätigkeit geheiligt. — Der andere Ankömmling, der den Waarenballen, das Eigenthum des Juden, hereinzuwälzt, war ein Gemisch von Roßkamm, Wilddieb und Grenzrascher. Ich besand mich in der Wohnung eines Schmugglers. — Weder die sonst so weit reichenden Ukasen des allmächtigen Zaaren, noch die Kosaken- und Baskirenpikets, weder die Schlagbäume, noch die zahlreichen Mauthstationen mit ihrer Legion von Zollbeamten und Controleuren vermögen den stark verbreiteten Schmuggel längs der preußisch-polnischen Grenze irgendwie zu hindern gar oder zu unterdrücken. Allerdings ein sehr mißliches Handwerk. Auf diesseitigem wie jenseitigem Gebiet zählt es aber seine begeisterten Jünger und Anhänger, die oft mit bewunderungswürdiger Kühnheit die gefahrvollsten Pläne glücklich durchführen. Wo Bestechung, das gewöhnlich angewandte Mittel, und List nicht ausreichen, da nimmt man die Zuflucht zur offenen Gewalt, und der masurische Hinterwäldner ist nicht wenig stolz auf die Wunden und Narben, die er in solchen Kämpfen davongetragen. Je mehr er deren aufzuweisen hat, desto angesehener und gefeierter ist sein Name bei den Nachbaren, und im Wirthshaus am Sonntag Abend auf dem Tanzboden wird es ihm nie an der schmuckſten Tänzerin fehlen. Gewöhnlich hat er in jüngeren Tagen in einer entfernten Provinz der Monarchie seine Militärpflicht erfüllt, Städte und Länder gesehen, und wenn er nun nach reichen Erfahrungen seine Abenteuer in der Krugstube erzählt, auch reine Mythen mitunter und tolle Hirngespinnste eigener Erfindung, da hat er freie Zeche, ein dichter Kreis von gleich thatenlustigen Zuhörern lauscht ihm begierig, er ist seinen Landsleuten, was den Ungarn der Husas, jene Fleisch und Blut gewordene Lieblingsphantasiegestalt des Volksgeistes, die Verösi im Helden Janos so unübertrefflich gezeichnet hat. Rosse stehlen, in Rußland und in Preußen verkaufen, Streit mit den Wächtern des Gesetzes, wildverwegene Abenteuer jeder Art, das ist das Lebenselement, in dem auch diese kräftigen, naturwüchsigen Leute sich frisch und wohl fühlen. Indeß in einer Beziehung hat sie die moderne Kultur bereits beleckt: sie vergessen über der romantischen Seite keineswegs die praktisch materielle. Der Masure wird kein Geschäft abschließen, in kein Unternehmen sich einlassen, dessen Gewinn er nicht vorher genau berechnet hat. Ohne schmutzig geizig zu seyn, besitzt dieser Menschenschlag doch nur zu viel Empfänglichkeit für den lockenden Klang des Silbers; Vermögen wollen sie alle sammeln, das ist der einfache Grund ihrer ungemeinen Thätigkeit und Betriebsamkeit, die in der Provinz sprichwörtlich geworden. Der Masure gleicht in diesem Punkte dem Iren.

Indessen nahm der Aufenthalt in der Schmugglerhütte ein bessered Ende, als zu erwarten stand. Dank der Potsdamer Garde, deren Mitglied mein Gastgeber einst gewesen, konnte ich doch wieder meine eigene Sprache reden und hören, und auch für eine leibliche Erfrischung wurde Sorge getragen. Daß der saftige Rehrücken sicher kein rechtmäßiger Jagdvertrag war, kümmerte mich wenig, und angenehm war es mir außerdem, den „Mahandel," von dem ich schon so viel gehört, nicht bloß zu kosten, sondern auch seiner Bereitung beizuwohnen. Es ist dieß ein Masuren eigenthümlicher Trank, ein starkes Gebräu, das jeder Bauer mit Hülfe einer ganz gewöhnlichen eiserner Pfanne sich selber präparirt und dem bei Hochzeitschmäusen und ähnlichen festlichen Zusammenkünften wacker zugesprochen wird. Man bereitet ihn nicht in Gläsern oder Bechern, sondern in großen gehöhlten Kuhhörnern, die man ebenfalls selbst schnizt, oft recht kunstvoll und mit Geschmack. Es ist mir ein solches Trinkhorn gezeigt worden, die Arbeit eines Hirten, auf welchem ein Jagdstück mit wahrhaft künstlerischer Virtuosität eingeschnitten war; die ganze Gruppe, die gelungene Ausführung des Baumschlags zeugten von bedeutendem Kunsttalent. Den Mahandel brauen die Leute — an sich erinnert der Gebrauch an den nämlichen bei den alten Bergschotten, bei denen bekanntlich jeder Clan seine besondere, von Geschlecht auf Geschlecht vererbte Mischung hatte, die mit Strenge geheim gehalten wurde — nicht etwa weil ihnen der Branntwein zu schlecht ist; der Mahandel der Tagelöhner und Arbeiter soll um nichts besser seyn, als der erbärmlichste Kartoffelspiritus; sondern weil man beim Kauf und Genuß des lezteren dem Staate nicht die Steuer zahlt, die er von den Brennereien erhebt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 31. **1. August 1852.**

— Nun sind die Zeiten,
Die überwerthen da,
Wo offen alle Weiten,
Und fere Ferne nah. —
Wir höhnen oft und lachen
Der kaum vergangnen Zeit,
Und in der Wüste machen
Wie Strauße wir uns breit.

Annette v. Droste.

Das Mädchen aus der Fremde. *

Auch eine Episode aus dem Leben einer Hausfrau.

(Fragment aus der Gegenwart.)

I.

Ihr habt gut reden und rühmen von den Hausfrauen der alten Zeit. Damals war's noch ein Spaß eine Frau zu seyn, trotz aller Ochsen und Kühe, Gärten, Wiesen und Felder, die zu einem rechtschaffenen Hausstand gehörten. Wenn eine Frau ihre Kinder so weit gebracht hatte, daß sie auf eigenen Füßen stehen und gehen konnten, ihnen Strümpfe und Hosen flickte, Mann und Gesinde mit Nahrung und Kleidung versorgte und ein scharfes Auge auf die Mägde hielt, so konnte sie ihr Haupt beruhigt niederlegen, auch da und dort eine Kaffeevisite mit gutem Gewissen mitmachen. Die Erziehung war die einfachste Sache von der Welt. Mit dem Studium der Individualitäten befaßte man sich nicht im mindesten; die geistige Ausbildung überließ man getrost dem Präceptor und seinem Stock, der sittlichen half man mit ein paar gesunden Püffen und Schlägen nach und blieb im übrigen gut Freund.

Die Erziehung der Mädchen vollends gab sich ganz von selbst; im zehnten Jahr mußten sie anfangen ihre Haare selbst zu flechten, die kleinen Geschwister hüten und in den Keller gehen. Allmählich avancirten sie vom Strickstrumpf zum Nähzeug, vom Begießen zum Bepflanzen der Gartenländer. Waren sie im vierzehnten Jahr confirmirt, so war die Mutter höchlich erleichtert: „So, jetzt hat das Gelerne ein Ende und das Mädchen ist auch zu etwas zu brauchen.“ Nun wurde sie erst recht, nach gut schwäbischem Ausdruck, „im Haus herum gepudelt,“ in Küche und Keller, Hof und Garten, im Stall und auf den Feldern. Wollte man ihrer Ausbildung noch die letzte Politur, die höchste Vollendung geben, so schickte man sie auf

---

* Erklärung.

In Zeitungen und Büchern werden vielfach Artikel des Morgenblatts nachgedruckt, woraus unsern Mitarbeitern und uns selbst nicht unbedeutender Nachtheil erwächst. Ganz besonders werden Stücke wie das obige von Solchen, welche Blätter und Bücher wohlfeil herzustellen wissen, für gute Beute angesehen. Wir erklären daher bei dieser Gelegenheit, daß der Nachdruck des vorliegenden Artikels ohne unsere und seines Verfassers Zustimmung nicht gestattet ist. Wir wollen aber damit gesagt haben, daß wir gegen die Nachdrucker desselben mit allen uns zustehenden Mitteln vorschreiten werden.

Die Redaktion.

ein Jahr zu irgend einer Frau Base oder Tante, die als eine besonders böse und exakte Frau bekannt war (welche zwei Begriffe sonderbarerweise sehr häufig in Einen zusammenfallen), und die es vortrefflich verstand, „den jungen Mädchen den Rost herunter zu thun;“ hernach noch ein halb Jahr nach Stuttgart, um „das Haubenstecken“ zu lernen, und damit war's gethan, und die Ricke oder Mine konnte jeden Tag, wenn sich ein passender „Anstand“ zeigte, in die Fußtapfen der Mama treten; im schlimmsten Fall gab sie seiner Zeit eine gute Tante ab, die man „in's Haus metzgen“ konnte, oder eine brauchbare Haushälterin für einen respektablen Wittwer.

Dieses solide eherne Zeitalter ist nun vorüber; wir sind im bleiernen, dessen Gewicht so schwer auf der Menschheit lastet, daß sie das Blei in eine Menge von Formen und Gestalten verarbeitet, um es tragbarer zu machen. Sonst war der weibliche Beruf der einfachste, der gar kein Besinnen brauchte, jetzt sind fast die Männer zu beneiden, die doch die Wahl unter bestimmten Brodstudien und eine mehr abgegrenzte Bahn zu durchlaufen haben, während eine töchterreiche Mutter ihrer Seele keinen Rath weiß, für welche Art von Zukunft sie ihre armen Mädchen zustutzen soll, wenn sie sie nicht dereinst nach Californien spediren will.

Doch ich wollte keine philosophische Abhandlung liefern, gewiß nicht! Darum bitte ich den geneigten Leser mir nur in die Stube einer Hausfrau der neuen Zeit zu folgen (ein Boudoir besitzt sie nicht), und er wird die Drangsale einer armen Frau begreifen, die der Zeit Rechnung tragen muß.

Und es ist noch eine recht gute Frau, bei der ich euch einführen will, keine Emancipirte und kein Blaustrumpf. Sie hat Mann und Kinder von Herzen lieb und nach achtzehnjährigem Ehestand noch hie und da eine wehmüthige Sehnsucht nach den idyllischen Freuden ihrer Brautzeit. Ihr Mann ist der respektirte Herr des Hauses und ihre Kinder ihres Herzens Stolz und Freude, wenn sich dieselbigen auch theilweise etwas tölpelhaft geberden würden, falls sie, gleich den Grachen, anstatt des Schmuckes präsentirt werden sollten.

Frau Bernhard steht zu einer ziemlich frühen Stunde auf, denn ein schweres Tagwerk liegt vor ihr. Morgens hat sie ihre Einsammlungen für den Kreuzerverein für Schleswig-Holstein zu machen, eine Arbeit für die indische Missionslotterie soll vollendet werden; Nachmittags ist eine Sitzung des verwahrlosten Kindervereins, Abends Arbeitskränzchen des Frauenvereins für arme Wöchnerinnen; daneben trifft sie die Runde der Krankenbesuche und die Visitation der Suppenanstalt. Das alles ist nur das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, die innern sind gar nicht aufzuzählen.

Es ist noch eine Weile still im Haus, die liebe Jugend schläft, die Köchin besorgt das Frühstück und die Kindsmagd den Kleinen. Jetzt könnte sie eben noch die Statuten eines Beschäftigungsvereins für brodlose Mädchen aufsetzen, und daneben hat sie den jüngsten poetischen Versuch ihres ältesten Sohnes zu recensiren. Schon ist sie an Paragraph 3 der Statuten: „Die beaufsichtigenden Frauen erbieten sich zu mütterlicher Leitung und Anweisung der Mädchen,“ da erschallt die etwas gellende Stimme ihrer Sophie aus dem Bett: „Mutter, mein Strumpf hat ein Loch.“ — „Schon wieder! Mädchen, wie greifst du's an, alle Tage zwei zu zerreißen! Bäbele gibt dir andere.“ — Die etwas kleinere Kornelie kann die Schuhe nicht anziehen. „Natalie soll dir helfen.“ — „Die Natalie singt schon eine halbe Stunde; es ist heute Probe des Vereins für ursprüngliche Volksmelodien,“ bemerkt der eintretende Ehemann, der einen zerrissenen Paletot in der Hand hält. „Vor acht Uhr sollest du mir die Knöpfe da annähen; so kann ich ihn zu keinem Krankenbesuch mehr anziehen.“ Während die bedrängte Frau die Knöpfe verspricht und die Köchin an die Schuhe der seufzenden Kornelie kommandirt, rückt der Gustav an mit dem Zumpt in der Hand: „Mutter, überhör' mich!“ Mechanisch nimmt sie das Buch und der Bube leiert mit heller Stimme:

Viele Wörter sind auf is
Masculini generis etc.

Jetzt aber schreit der Kleine, dem das Bäbele den Mund mit dem Brei verbrannt hat; die Mutter läßt den Zumpt fallen und eilt dem Kind zu Hülfe, der Mann beordert das Frühstück herein, die krawallirende Jugend sammelt sich um den Tisch, die Mutter erscheint endlich auch, nachdem sie „nur geschwind“ die Milchfrau bezahlt und den Buben der Frau Registratorin drüben abgefertigt hat, der schon in aller Frühe gekommen ist, um die „Worte einer Frau an Frauen über ihre Stellung zur Gegenwart“ für seine Mutter zurückzufordern. Auch Natalie erscheint und muß eilig Kaffee trinken, um zeitig in die englische Stunde zu kommen, der Gustav kündigt an: „Mutter, du mußt mich dann erst noch zwei Seiten im Kärcher überhören,“ und der zehnjährige Emil supplicirt um eine gestickte Fahne für das bevorstehende Schützenfest für Knaben; die dreizehnjährige Mathilde hat heute die erste Abendstunde in der Experimentalphysik, und Natalie erinnert die Mutter, vom Einsammeln für die Holsteiner doch ja noch zeitig in die Vorlesung über alte Hünengräber zu kommen.

Eine einzige friedliche Viertelstunde rettet die vielgeplagte Frau für das Morgengebet. Das Lied, das sie heute liest, sind auch Worte einer Frau, der frommen Schweizerin Anna Schlatter, und die Strophe:

Und drängt mich der Geschäfte Last,
Will ich entlaufen dir,
Der du den Sturm gestillet hast,
Still auch den Sturm in mir!

ist ihr aus der Seele geschrieben und hilft ihr zu etwas Ruhe und Sammlung. Aber das äußere Leben mit seinen Forderungen fällt alsbald wieder gewaltsam über sie her.

Wir wollen sie nicht den ganzen Tag auf ihren Gängen begleiten durch Armenhütten, Krankenstuben, Vereinssitzungen, Vorlesungen, in die Lehrstunden der Kinder, wo in neuerer Zeit eine gewissenhafte Mutter hie und da assistiren muß, in die Küche, wo das Sauerkraut angebrannt ist und die Suppe um ein Haar ungesalzen auf den Tisch gekommen wäre, in den Keller, wo sie in einer Ecke einen Milchtopf mit dem besten Wein entdeckt, den die Köchin bei Seite geschoben hat, in die Stube, wo die Kornelie eben im Begriff ist das Brüderlein aus lauter Liebe mit einem Stück Brod zu Tod zu stopfen, bis sie am Abend endlich erschöpft neben ihrem gleichfalls erschöpften Mann auf dem Sopha sitzt.

„Aber hör', Liebe," meint der, „so kann's doch unmöglich fortgehen; du gehst an Leib und Seele zu Grund." — „So sag mir," fragt die bedrängte Frau, „wo ich abbrechen soll? Die Schleswiger Sammlung kann ich unmöglich aufgeben." — „Nein, die nicht, das ist eine deutsche Sache!" — „Die Krankenbesuche auch nicht, du bist ja Arzt und sagst selbst, daß sie manchmal wohlthätig sind." — „Manchmal, meinetwegen, aber die Vorlesung?" — „Aber, Lieber, du weißt doch, daß ich an meiner Ausbildung noch manches nachzuholen habe; zudem schickt sich's nicht ein junges Mädchen allein gehen zu lassen, und für Natalie ist es unerläßlich; du weißt ja, welche Ansprüche man gegenwärtig an junge Mädchen macht." — „Schon gut, aber die Experimentalphysik und die italienische Conversationsstunde für die Mathilde neben den vielen andern Lektionen —" — „Aber siehst du denn nicht ein, daß die Mathilde nicht hübsch ist? Mitgeben können wir ihr nicht viel, so bleibt nichts übrig, als sie zur Gouvernante auszubilden, und sie hat noch nicht die Hälfte der Fächer gehört, die dazu erforderlich sind, zumal sie nicht musikalisch ist, was ein so großer Vorzug bei Natalie ist. Aber leid thut mir's, daß ich nicht mehr Zeit habe, die poetischen Versuche Hermanns zu leiten und seine Tagebücher durchzusehen, und jetzt kommt die Zeit, wo für die Sommerkleider zu sorgen ist und für Schmalz." — „Und meine Hemden!" meinte der Mann lachend, indem er an dem bauschenden Kragen zog. „Sie sitzen nun und nimmermehr recht!"

Dieses Leidenskapitel für Frauen und Männer, dieser Stein des Anstoßes und Quell der Trübsal, die nicht passenden Männerhemden, wollen wir beruhen lassen und zum Resultat der ehelichen Berathung übergehen. Dieses bestand darin, daß die Frau sich willig zeigte, die Abendvorlesung über die Literatur der Chinesen, so wie die freien Vorträge über die Bedeutung der Grundideen des Sophokles für das weibliche Leben, die ein durchreisender Literat hielt, aufzuopfern, dagegen willigte der Mann ein, daß die Frau sich eine tüchtige Gehülfin anschaffe, ein Mädchen von Bildung, das bei den Kindern und im Haus im Stande sey, im Nothfall an ihre Stelle zu treten, und daneben auch rüstig und willig angreife, um der Magd zu helfen. So schloß die Verhandlung im Frieden, während die Kinder alle schon in tiefer Ruh lagen, bis auf Mathilde, die noch eine italienische Uebersetzung zu besorgen hatte, und Natalie, die mit schmelzender Stimme sang: „Mei Herzle ist klei, Kann niemand drei nei; Nu an einziger Bua, Hots Schüsserle darzua."

Wo sollte nun der Phönix von Hausjungfer gefunden werden, die im Stande war den Anforderungen der Zeit, den Bedürfnissen der bedrängten Hausfrau zu entsprechen? Die Zeitungen wimmelten zwar von gebildeten Mädchen aller Art, mit vortrefflichen Charakteren, ansprechendem Aeußern und bescheidenen Ansprüchen, die alles auf der Welt und noch mehr verstanden, aber man war etwas mißtrauisch gegen bloße Zeitungsgarantie.

Inmitten aller Wahl und Ueberlegung kam eines schönen Morgens ein sehr schön geschriebenes Billet, in dem eine gewisse Klara, die auf der Durchreise begriffen war, um die Erlaubniß bat, der Frau Doktor Bernhard einen kurzen Besuch machen zu dürfen, da sie der Familie Grüße von einem alten Freund und Zögling zu bringen habe.

„Ein Zögling?" fragte der Doktor, dessen Fach sonst nur Patienten waren. „Ach ja, das muß der Albert seyn!" — „Natürlich, der Albert!" rief die Frau mit lebhaftem Interesse; „und gib Acht, mit dem Fräulein hat's am Ende seine besondere Bewandtniß."

Albert war ein edler, gefühlvoller Jüngling gewesen, den der Doktor vor Jahren zum Examen vorbereitet und in die Praxis eingeleitet hatte, und der beiden Ehegatten innig befreundet worden war. Vom Geschick in's Ausland verschlagen und nun als Leibarzt eines kleinen Fürsten angestellt, hatte er in der letzten Zeit in nur sparsamem schriftlichem Verkehr mit ihnen gestanden. In einem seiner letzten Briefe hatte er ein zartes, romantisches Verhältniß mit der schönen Erzieherin der jungen Prinzessinnen angedeutet, das aber bei seinem mäßigen Gehalte und der gänzlichen Vermögenslosigkeit des Mädchens ein hoffnungsloses sey.

Albert war gerade der Mann, der so recht mit

Genuß in einer unglücklichen Liebe ſchwelgen konnte; er hatte noch etwas Vormärzliches, etwas von einem Jean Paul'ſchen Jüngling: redlich, gläubig, begeiſterungsfähig und chevalereskl. Frau Bernhard hatte ſich immer für ihn intereſſirt und that es nun zweifach. Und ſeine ſchöne Geliebte war auch Dichterin, Republikanerin, bewegt vom Pulsſchlag der Zeit! Im Augenblick, wo die Frau die ſchönen feſten Züge des Billets erblickte, mußte ſie unwillkürlich an dieſe denken, ſo unwahrſcheinlich es war, daß die Gouvernante der Fürſtentöchter ſich hieher verirren ſollte. Natürlich wurde ſogleich eine Botſchaft in den Gaſthof geſchickt, um die Dame einzuladen. Hermann, der ſeine erſten ungelenken Verſuche in der Galanterie machte, erbot ſich ſelbſt dazu und kehrte, roth vor Verlegenheit, mit ihr zurück, die Mütze in der Hand aus lauter Höflichkeit, aber auf Treppen und durch Thüren allzeit voran.

Fräulein Klara Werning ſtellte ſich ſelbſt vor, eine ſchöne volle Geſtalt in einfachem, ſehr gewähltem Anzug, nicht mehr in der erſten Jugend, aber blühend und friſch, mit prächtigen blauen Augen. Es lag neben aller Leichtigkeit des Benehmens etwas Ungewöhnliches, Bedeutendes in ihrem Weſen; man fühlte ſich ſogleich bekannt und doch im Reſpekt. „Ich ſoll Sie grüßen von meinem und Ihrem Freund, Herrn Albert * *.“ — „Alſo Sie ſind Fräulein Klara, die Erzieherin —“ — „Der fürſtlichen Töchter,“ ergänzte Klara; „das war ich, ich habe die Stelle aufgegeben.“ — „Aufgegeben?“ — „Ja wohl, freiwillig aufgegeben, obwohl ich eine Waiſe ohne Schutz, ohne Heimath bin. Sie ahnen vielleicht den Grund; es iſt ſchwer, an der Schwelle ſeines Himmels zu ſitzen, ohne Ausſicht hinein zu kommen.“

Dem Doktor wurde ſolches zu wunderlich und zu hoch, die Frau aber ahnte und begriff vollkommen die zarten Motive des Mädchens. Wie gern wollte ſie der Schutzgeiſt dieſer Liebe werden! „Und wohin reiſen Sie?“ — „Ich weiß es kaum,“ ſagte Klara mit ruhigem Lächeln; „ich bin vater- und mutterlos Waiſe, ohne Heimath; zunächſt hoffe ich bei einer Freundin ein Aſyl zu finden, bis ſich mir ein paſſender Wirkungskreis eröffnet.“

Die Doktorin ſah ihren Mann bedeutend an; er ſchüttelte etwas bedenklich den Kopf, ſie faßte ſich aber doch ein Herz; ganz umſonſt war ſie nicht in ſo vielen Vereinen, ein klein wenig lernt man ſich da immerhin emancipiren. — „Wenn Sie einige Zeit mit uns vorlieb nehmen wollten — vielleicht mit der Zeit — ich bin freilich ſchüchtern — Wir ſprachen bereits davon, ein gebildetes Frauenzimmer zu meiner Unterſtützung zu uns zu nehmen, aber natürlich, Sie ſind zu Anſprüchen berechtigt —“ — „O ſagen Sie nichts von Anſprüchen!“ rief Klara mit Feuer. „Unter Ihrem Dach zu ſeyn, in Ihrem Umgang, zu Ihrer Hülfe, ein höheres Glück kann ich mir nicht denken!“ Etwas beſchämt dachte die gute Frau an ihre gemiſchte Thätigkeit, die von ihrem eigenen Ideal ſo ſehr abſtach.

Kurz und gut, die Sache machte ſich, zum eigenen höchſten Erſtaunen der Doktorin, daß ein ſolches Kleinod aus ſolchen Verhältniſſen ſich in ihr Haus ſchicken wolle. Klara zeigte ſich zu allem willig, zu jeder Arbeit bereit. „Arbeiten iſt keine Schande.“ Sie reiſte noch auf einige Wochen ab, um ihre Effekten bei einer Freundin zu holen und ihre Angelegenheiten zu ordnen. Die Doktorin gräumte ſich ordentlich in Gedanken, wie ſie's nur möglich mache, dem idealen Bild zu entſprechen, das ſich Klara von ihr entworfen. Den Kindern wurde das artigſte Benehmen empfohlen, namentlich Hermann mehr Manier; man richtete ihr ein hübſches Zimmerchen ein, in dem ſie mit dem Kleinſten ſchlafen ſollte. Es war ein wahres Wunder, wie ſich alles ſo ſchön gefügt.

Fräulein Klara zog ein und mit wahrer Herzenserleicherung konnte die gute Frau Bernhard einen Theil ihrer Laſt auf ihre Schultern legen. Die Sammlung für Schleswig behielt ſie freilich bei, auch die Aufſicht über die Suppenanſtalt, die Krankenbeſuche und den Kindbettnähverein; dagegen aber konnte ſie nun Klara mit Natalie in die Vorleſung über Hünengräber ſchicken, die zwar „recht intereſſant, äußerſt anziehend“ war, aber von der ſie am Schluß doch ſo recht eigentlich nichts wußte.

Sie konnte jetzt ganz mit Ruhe ihrer Wirkſamkeit nachkommen, ſeit ſie ihre Kinder in ſo gebildeten Händen wußte. Der Doktor ſelbſt verſöhnte ſich mit dem Gedanken, eine Dichterin zur Hausjungfer zu haben, ſeit er Klara ſo rührig im Haus und unter den Kindern ſah und ſo äußerſt praktiſch und höchſt vernünftig ſprechen hörte.

Von ihrer Familie und Herkunft wußte Klara wenig zu ſagen. Ihr Vater war Offizier geweſen und geſtorben, ehe ſie ihn gekannt, ihre Mutter einige Jahre ſpäter; ſie war in einer Penſion erzogen worden und hatte von dort aus die Stelle als Erzieherin erhalten. Aber mit herzergreifender Beredtſamkeit ſchilderte ſie der theilnehmenden Frau das Glück und Leid ihrer Liebe, ihre ſtille Hoffnung auf dereinſtige Vereinigung. Die ſchönen Gedichte über dieſes noch nie dageweſene Thema, die ſie ihr vorlas, gemahnten die Doktorin zwar, als hätte ſie dieſelben ſonſt ſchon geleſen, aber das konnte auch eben an der Neuheit des Themas liegen. Albert ſchrieb dem Doktor einen entzückten Brief darüber, daß Klara unter ſeinem Dache weilen dürfe, und legte ſie ſeiner Frau an's Herz. Da Klara von der Frau des Hauſes mit faſt ſchweſterlicher Vertraulichkeit behandelt wurde, ſuchte ſie wenig Umgang auswärts, nur mit einer reſpektablen Pfarrwittwe, die ſie vor einigen Jahren im

Bade kennen gelernt, pflegte ſie Verkehr und dieſe hielt gar große Stücke auf ſie und bewunderte ihre ſchönen „Gedichter“ um ſo mehr, je weniger ſie dieſelben verſtand.

Obgleich ſich Klara mit einem gewiſſen Enthuſiasmus in häusliche Geſchäfte jeder Art ſtürzen konnte, ſo blieb doch Erziehung ihr Hauptfach, und während Mama hie und da etwas gereizt wurde durch den entſchiedenen Ton, mit dem ſie in ihrer Gegenwart den Kindern Verweiſe und Lehren gab, bekam der Vater deſto mehr Reſpekt vor ihr. Sie hatte ſo gar vortreffliche Grundſätze; es war ein wahrer Genuß, ſie über Tugend und Religion, Selbſtverleugnung und Seelenadel ſprechen zu hören. Ganz beſonders aber nahm ſie ſich Hermanns an; ein rechtes Glück für den jungen Menſchen, gerade im bildungsfähigſten Alter in ſo gebildete Hände zu fallen. Klara ſuchte all ihre edlen Geſinnungen in dieſe weiche Seele zu prägen. Mit ihm und Natalie, die eben in der Periode war, wo man wahrhaft blutdürſtig nach Freundſchaft iſt, ſchloß ſie einen Tugendbund, als deſſen Abzeichen ſie kleine blaßblaue Schleifen trugen. Werbei dem andern das kleinſte Unrecht in Worten oder That bemerkte, durfte nur die Schleife berühren und den fehlenden Theil anſehen, um ihn auf den Pfad der Tugend zurückzurufen. Auf vertrauten Spaziergängen bekannte man ſich alle Fehler und ſchlimmen Regungen; die jungen Leute bekamen eine wahre Jagdliebhaberei auf Fehler, nur um ſie ſich vertrauen zu können.

Ueber das Hiſtoriſche in Schillers Wallenſtein.

II.

Den kalten Egoiſten, der aller höheren Ideen baar und ledig, alles ſeinem Ehrgeize opferte — denn ſo zeigt ſich der geſchichtliche Wallenſtein — konnte der Dichter nicht als Helden eines Dramas brauchen. Er brachte ihn unſerer Theilnahme näher, indem er ihn im freundlichen Verkehr mit der Gattin und Tochter zeigt, die beide, letztere noch unmündig, damals fern vom Schauplatz der hier erzählten Kataſtrophe lebten, indem er ihn ferner in innige Verbindung mit dem edeln jugendlichen Freunde bringt, welcher den Freund und die Geliebte ſeiner Pflicht aufopfernd den Tod in ritterlichem Kampfe ſucht, und endlich indem er ihn, hoch emporgehoben über das ſelbſtſüchtige Treiben ſeiner Genoſſen, nach langem, im Pflichtgefühl begründeten Schwanken, aus Nothwehr und von der herrſchſüchtigen Schwägerin gedrängt, zum Aeußerſten, zum Verrath gegen ſeinen Kaiſer ſchreiten läßt. Dazu kommt noch die edle Intention einer großen Seele, die im Vertrauen auf eine höhere Beſtimmung, auf welche die Stellung ſeiner Geſtirne hinweiſt, unbeirrt durch das gemeine Treiben eines niedern Eigennutzes, dem deutſchen Vaterlande, unabhängig von den raubgierigen Fremden, einen ehrenvollen Frieden verſchaffen möchte.

Alle dieſe Eigenſchaften geben den Grundton zu einem wunderbar anziehenden Charaktergemälde, in dem die Eigenthümlichkeiten des geſchichtlichen Helden, durchweg idealiſirt, ihre volle Berückſichtigung finden. Sein Feldherrntalent wird als eine Kriegsführung im großartigſten Style, ſein hochmüthiger Trotz gegen ſeinen Kriegsherrn, ſeine launenhafte Härte und Nachſicht gegen die Soldaten als die imponirende Majeſtät eines großen und liberalen Charakters, ſein gewaltthätiger Ehrgeiz als das natürliche Streben einer großen Seele, die tückiſche Argliſt und Verſchloſſenheit als nothwendige Klugheit der Nothwehr, der Aberglaube, von dem er befangen war, als tiefſinniges Bewußtſeyn einer höheren Beſtimmung dargeſtellt. Dennoch aber läßt der Dichter ſeine Schuld ſich deutlich entwickeln, ſo daß wir ſeinen Fall bei aller Theilnahme für den Helden als die unabwendbare Folge derſelben uns gefallen laſſen müſſen.

In der Entwicklung der ganzen Begebenheit iſt der Dichter ebenfalls bedeutend von der Geſchichte abgewichen. Die für die dramatiſche Behandlung ſo wirkſame Pilſener Verbindung tritt mit ziemlich treuer Benutzung der Geſchichte als ein Mittel, die Offiziere für ſich zu gewinnen, bedeutend hervor, jedoch im Drama nur als ein vorbereitender Schritt zur Sicherſtellung für künftige mögliche Fälle, während es in der Geſchichte nach dem, was vorausgegangen, ein förmlicher Verrath war. Die Geſchichte mit der bei der Unterſchrift weggelaſſenen Klauſel iſt zweifelhaft; wenigſtens haben die in der Trunkenheit unterzeichnenden Generale dieſelbe, die in den noch vorhandenen Abſchriften des Reverſes nicht zu leſen iſt, bei der Unterzeichnung nicht vermißt und ſind erſt den folgenden Tag über den von ihnen gethanen Schritt bedenklich geworden.

Die bereits früher eingeleiteten Unterhandlungen mit dem Kurfürſten von Sachſen und mit dem franzöſiſchen Hofe ſind vom Dichter bloß oberflächlich berührt. Dagegen läßt er nach dem Pilſener Bankett einen ſchwediſchen Unterhändler auftreten. Von ſchwediſchen Unterhandlungen im Pilſener Hauptquartier weiß die Geſchichte nichts. Abgeſehen von einigen durch Arnim betriebenen Unterhandlungsverſuchen Wallenſteins mit dem Reichskanzler im Sommer 1633, ſcheint der Herzog bis wenige Wochen vor ſeinem Ende keinen Verkehr mit den Schweden gehabt zu haben. Aber auch dann kamen keine Unterhändler zum Herzog, ſondern dieſer ſchickte Bevollmächtigte an den Reichskanzler und an den Herzog Bernhard, die jedoch den Anerbietungen nicht trauten und erſt dann Hülfe zu bringen verſuchten, als es bereits zu ſpät war.

Im Drama ſchließt Wallenſtein mit Wrangel erſt auf die Nachricht von Seſins Verhaftung ab. Bis dahin wollte er ſich bloß für den Fall der möglicher Weiſe eintretenden Nothwehr decken, der nun eingetreten war, da ihn die Ausſagen des Seſin compromittiren mußten. Auch dieß iſt eine Erdichtung. Seſina Raſchin, ein böhmiſcher Flüchtling, wurde allerdings um dieſe Zeit vom Herzog als Unterhändler gebraucht, blieb aber nach dem Tode des Herzogs erſt bei Arnim, dann bei den Schweden bis 1635, wo er vom Kaiſer begnadigt die Ausſagen machte, welche zum größten Theile durch neuere Aufklärungen beſtätigt werden. Alles, was man am Wiener Hofe über Wallenſteins Plane erfuhr, kam aus Berichten Piccolominis und anderer Generale und aus bayeriſchen Mittheilungen; compromittirende Papiere wurden erſt am 22. Februar n. St. beim Oberſten Schlieff gefunden, der auf der Reiſe nach Schleſien zu Schaffgotſch in Prag verhaftet ward.

Weiterhin sind die allmählige Entfernung der Generale und Regimenter auf Piccolominis Betrieb, der Lärm im Lager bei Pilsen auf die Nachricht vom Verlust der Stadt Prag, die Empörung der Terzkaschen Regimenter, das Auftreten der Wallonen höchst sinnreiche Fictionen des Dichters, die als lebensvolle Handlungen an die Stelle der undramatischen Entwicklung des diplomatischen Intriguenspiels des Herzogs treten, wie es die Geschichte dieser letzten Wochen seines Lebens bietet, und die endliche Katastrophe trefflich vorbereiten. Diese endlich wird, abgesehen von der Denkweise und Stimmung des Herzogs, die der Dichter der Anlage des Charakters gemäß idealisirt, und abgesehen von dem Charakter der dabei thätigen Personen, im Ganzen der Geschichte entsprechend dargestellt. Doch waren die Schweden am 2. März erst bis Weiden gekommen, und hier erst erfuhren sie den Tod des Herzogs. Ein Gefecht zwischen Schweden und Kaiserlichen hatte nicht stattgefunden. Der tapfere Rheingraf Otto Ludwig, den Schiller bei seinen Studien lieb gewonnen haben mochte, stand damals als schwedischer General am Oberrhein.

Betrachten wir nun die Personen, welche im Drama auf des Herzogs Seite stehen, so finden wir Ilow und Terzka im Gegensatz zu Wallenstein tiefer herabgedrückt, als sie in der Geschichte erscheinen, wo beide von Seiten des Herzogs eines größeren Vertrauens gewürdigt wurden. Was die Geschichte von Terzka erzählt, daß er bei der Vertheidigung mehrere Dragoner getödtet und verwundet habe, so daß man ihn nach damaligem Glauben für gefroren (d. h. durch böse Künste schuß- und stichfest) hielt, das läßt der Dichter von Ilow erzählen, den er im Drama mit größerer Energie und Leidenschaftlichkeit ausgestattet hat, wozu die Geschichte keine bestimmte Andeutung gibt. Den gewandten Diplomaten Kinsky, der die letzten Monate fortwährend beim Herzog war, hat und der Dichter nicht vorgeführt. Von den Frauen, die im Hauptquartier waren, nahm die Gräfin Kinsky, des Grafen Terzka Schwester, an allem Antheil, was der Herzog im Sinne hatte; sie mag dem Dichter zur Charakteristik der Gräfin Terzka vorgeschwebt haben. Die Gräfin Terzka dagegen, Wallensteins Schwägerin, war seinen Planen fremd. Beide Frauen waren während der Ermordung ihrer Gatten in Eger, während Wallensteins Gattin Isabella, geb. Harrach, mit ihrer vierzehnjährigen Tochter, spätteren Gräfin Kaunitz, sich in Unterösterreich aufhielt. Diese Tochter Marie Elisabeth hat der Dichter zu seiner Thekla gemacht.

Graf Schaffgotsch in Schlesien, der vertrauteste Anhänger des Herzogs neben den oben genannten Männern, der bei der Pilsener Verbindung gegenwärtig und für des Herzogs Interesse thätig war, ein Mann von sehr entschiedenem Charakter und eifriger Protestant, wie viele in Wallensteins Heer und seiner Umgebung, hätte wohl dem Dichter den Stoff zu einer interessanten Individualität geben können; er hat ihn aber unbeachtet gelassen. Seni mit seinem astrologischen Kram ist geschichtlich. Der Dichter hat hiezu aufgegriffen, was er in astrologischen Büchern jener Zeit gefunden, ohne genau und klar seyn zu wollen. Doch ist die Astrologie, die er den Herzog treiben läßt, interessanter und geistreicher, als die war, welcher er sich, wie viele seiner Zeitgenossen, ergeben hatte. Aus dem Horoskop, das der berühmte Kepler Wallenstein gestellt hat, ersahren wir übrigens, daß zwar der Glücksplanet Jupiter der eine im Lebenshause des Herzogs stehende Stern war, aber mit ganz gleicher Wirkung auch der Unglücksplanet Saturn, so daß schon Kepler deßhalb den noch jungen Wallenstein vor dem warnte, was später zu seinem Untergange führte. *

Unter den Gegnern des Herzogs tritt im Drama der ältere Piccolomini am meisten hervor. Er leitet hier aus Pflichtgefühl gegen den Kaiser alle Anstalten gegen Wallensteins Verrath. In diesem Streben erscheint er vollkommen berechtigt und wir würden ihm unsere ganze Theilnahme schenken, wenn er nicht gegen den falsch seyn müßte, der ihm unbedingtes Vertrauen schenkt. Dieß ist seine Schuld, die er auch schmerzlich büßen muß, denn sein edles Gefühl wird tief durch den Vorwurf verletzt, daß er die blutige Katastrophe, die er nur mittelbar veranlaßt, in schändlichem Ehrgeiz herbeigeführt habe. Nur weil er ein Staatsmann ist, vermochte er eine Rolle zu spielen, die seinem eigenen Naturell widerstrebt und die der Sohn entschieden von sich weist, weil dessen Natur noch nicht durch die Politik verbildet ist. Natürlich mußte der Dichter unter diesen Umständen jenen als einen schon älteren Mann darstellen. In der Geschichte stellt sich dieses alles ganz anders dar. Da hatte nicht Piccolomini, sondern Gallas die höchste Vollmacht und zeigte in der Ausführung des Unternehmens große Klugheit und Mäßigung; in ihm kann man etwa die Grundzüge zu dem Charakter finden, den der Dichter dem Piccolomini beigelegt hat, nur daß Gallas zum Herzog in keiner nähern Beziehung als in der gestanden hat, in der sich alle andern kaiserlichen Unterfeldherrn befanden. — Piccolomini aber war von leidenschaftlichem Charakter, und seit er heimlich gewonnen worden war, ein entschiedener Gegner des Herzogs, über den er fortwährend nach Wien berichtete und dessen Ermordung er wünschte und zu betreiben suchte. Ja, wie er nach Eger kam, ließ er sogar bis zu Gallas Ankunft, der auch hier

* Vgl. Schillers Briefwechsel mit Körner, B. 4, S. 16 ff. Keplers Horoskop in meinem: Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland.

würdig auftrat, seine Wuth an den Leichen der Gefallenen aus. Was ihn so aufgebracht, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben; denn der Herzog stand zwar zu ihm nicht in dem Verhältniß, wie es der Dichter darstellt — eines solchen Verhältnisses war der Herzog überhaupt nicht fähig — aber doch hatte er ihn seit 1631 in seine nächste Umgebung gezogen und ihn im Vertrauen auf astrologische Offenbarungen sehr ausgezeichnet, so daß er vom Herzog manches erfuhr, was er nur seinen Vertrauten mittheilte. Durchaus aber war er nicht so wie Illow, Terzka, Kinsky in Wallensteins Plane eingeweiht. — Nach des Herzogs Tode erfreute er sich ohne Bedenken der kaiserlichen Gunst und starb, nachdem er sich während des dreißigjährigen Kriegs noch vielfach ausgezeichnet hatte, als Herzog von Amalfi 1656 im siebenundfünfzigsten Lebenjahre, so daß er zur Zeit der Ermordung Wallensteins erst fünfunddreißig Jahre alt war. Fünf Jahre vor seinem Tode verheirathete er sich und hinterließ keine Kinder. Charakteristisch war seine Devise, eine Schildkröte mit dem Motto: Gradatim. Schiller machte den Max zu Piccolominis Sohne. Dieser und die Thekla sind in der populären Auffassung gewissermaßen die Heiligen des Dramas geworden, an denen auch der Dichter die meiste Freude hatte (Briefwechsel, 3, 396).

Questenberg bringt als kaiserlicher Bevollmächtigter im Drama dem Piccolomini die kaiserliche Vollmacht; er ist der würdige Vertreter der Interessen seines Kaisers, ohne den Haß der sogenannten bayerisch-spanischen Partei gegen den Herzog zu theilen, der im ganzen Stücke überhaupt nur angedeutet ist, aber nirgends bedeutend hervorgehoben wird. Natürlich aber tritt er als entschiedener Gegner der Anmaßung des Herzogs und seiner übermüthigen Soldateska auf. In der Geschichte hat er mit den gegen den Herzog genommenen Maßregeln nichts zu thun. Da er mit dem Herzog befreundet gewesen war und ihm am Hofe stets das Wort geredet hatte, wurde er, wie früher erwähnt worden ist, schon zu Anfang Decembers vom Kaiser vor dem entscheidenden Entschluß, durch welchen Gallas Vollmacht erhielt, zu gütlicher Vermittlung an den Herzog gesendet, ohne etwas ausrichten zu können. Als der Kaiser sich entschieden hatte, standen ihm Trautmannsdorf, Eggenberg, der Beichtvater Lamormain und andere Rathgeber zur Seite. Questenberg wurde nicht weiter zugezogen und fiel nach der Katastrophe in Ungnade.

Vom Oberſten Buttler wissen wir aus der Geschichte nicht viel. Er hatte sich, wie viele Führer im dreißigjährigen Kriege, aus niedrigen Verhältnissen durch Tapferkeit zum Regimentschef emporgeschwungen, scheint aber vom Herzog wenig beachtet, ja vielleicht nicht einmal zur Pilsener Verbindung herbeigezogen worden zu seyn. Erst auf der Reise nach Eger suchte ihn Wallenstein an sich zu ziehen. Aber der Oberst hatte schon Verdacht geschöpft und entschloß sich nun, als er sich von seinen schlimmen Absichten überzeugt hatte, vielleicht in aufrichtiger Treue gegen seinen eigentlichen Kriegsherrn, oder auch verletzt durch die Nichtbeachtung des Generals und eigennützig, den Verräther unschädlich zu machen. Von der durch beleidigten Stolz motivirten früheren Anhänglichkeit Buttlers an den Herzog, welche nach gewonnener Ueberzeugung, daß dieser ihn habe demüthigen wollen, in den bittersten Haß umschlägt, weiß die Geschichte nichts.

Nach Wallensteins Einzug in Eger hatten der Festungscommandant Gordon und der Oberstwachtmeister Lesly Boten an die kaiserlichen Generale schicken wollen, um Hülfe gegen die vom Herzog erwarteten Schweden zu begehren. Als sie Buttler zur Ermordung des Herzog aufforderte, indem die Stadt auf keine andere Weise gerettet werden könne, willigten beide ein, Gordon nach einigen Bedenklichkeiten, die jedoch bald überwunden wurden. Dieß hat vielleicht den Dichter veranlaßt, in Gordon einen ehrlichen, pflichtgetreuen Mann darzustellen, der in Bescheidenheit froh des beschränkten Wirkungskreises, wider Willen, passiv zu einer großen Katastrophe mitwirken muß, welche zu hindern ihm die Besorgniß vor schwerer Verantwortung und das Bewußtseyn seiner Ohnmacht unmöglich machen. Vom Mörder des Herzogs, dem Hauptmann Deveroux, ist weiter nichts bekannt, als daß er nach Buttlers Tode 1634 sein meist aus Irländern bestehendes Dragonerregiment erhielt, aber wegen jener That oft scheu und scheel angesehen wurde. Er starb 1639 in Prag an der Pest.

Es zeigt sich demnach bei der Vergleichung der Handlung und der Personen, wie sie uns in der Geschichte einerseits und andererseits im Drama vor Augen treten, daß der Dichter den ihm vorliegenden Stoff mit großer Freiheit, aber doch treu dem Geiste der Geschichte der Zeit, die er schildern wollte, verarbeitet hat. Sind die Hauptpersonen auch durchweg edler, tiefer und bedeutender als in der Geschichte, so ist doch überall die historische Realität als Keim und Kern der Charakteristik festgehalten. Nur Max und Thekla machen in ihrer anmuthigen Ueberschwänglichkeit eine Ausnahme: es sind jener Zeit fremdartige Gebilde. Aber auch diese sind dem realen Leben und Treiben der im Geiste ihrer Zeit handelnden Personen mit wunderbarem Takte eingefügt.

Endlich muß noch der vortrefflich gelungenen Veranschaulichung der bedeutendsten Momente der Geschichte gedacht werden, die weder in die Handlung noch in das Leben und Treiben der handelnden Personen hineingezogen, sondern nur in gelegentlichen Aeußerungen anschaulich gemacht werden konnten. Diese ziehen sich bald vereinzelt, bald mehr zusammen-

gedrängt, wie sich's gerade schickt, doch stets ungesucht und anschaulich durch alle drei Theile des Dramas hindurch und geben demselben eine harmonische Färbung. Nur beispielsweise mag hier auf die Charakteristik der Kriegsführung der Schweden, Ligisten und Sachsen im Lager und auf die öfters erwähnten raubsüchtigen Croaten oder Crabaten, wie sie in der damaligen Sprache hießen, hingewiesen werden, welche, zu jener Zeit meistens als grausame Mordbrenner berüchtigt, in der poetischen Schilderung ihres zwar lebenslustigen und charakterlosen, aber gutmüthigen und regsamen Führers uns näher gerückt werden.

Besonders reich an geschichtlichem Material ist das Gespräch Wallensteins mit Questenberg, worin ein ganzes Stück des dreißigjährigen Kriegs historisch treu erzählt wird. Natürlich muß dabei der Standpunkt des Erzählers festgehalten werden, denn der sächsische Generallieutenant Arnim war kein so verächtlicher Gegner, als er hier erscheint, und der Sieg des Herzogs bei Steinau keine große That. Ja in den Piccolomini werden wir in der Bankettscene durch die Erläuterung des vom Kellermeister geforderten Ehrenbechers in das erste Jahr des dreißigjährigen Kriegs, wo der böhmische Aufstand ausbrach, und noch weiter zurück in die Hussitenzeiten geführt, und es wird uns neben der damals noch im Verborgenen lebenden Stimmung und Hoffnung der durch Ferdinands Reaction unterdrückten Böhmen der noch deutlich hervortretende Hintergrund des Gemäldes gezeigt, auf welchem vorne die handelnden Personen uns ein Stück Geschichte vergegenwärtigen.

Ehe Schillers Wallenstein auf die Bühne kam, war das Urtheil der Geschichte, das freilich damals nur auf die ihm feindlichen Berichte seiner Gegner begründet war, ihm fast durchweg ungünstig. Nur der fleißige Sammler von Murr gab sich schon seit 1790 alle mögliche Mühe, ihn von allen Vorwürfen freizusprechen. — In diesem ungünstigen Lichte hatte ihn auch Schiller in der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs dargestellt und nur zum Schlusse darauf hingedeutet, daß er nach andern Quellen, die nicht vorhanden waren, vielleicht gerechtfertigt werden könnte. Desto günstiger war, unterstützt durch czechische und protestantische Antipathien gegen das Haus Habsburg, das meist von Gefühlen abhängige Urtheil des großen Publikums, welches, durch Schillers poetische Bearbeitung veredelt und gehoben, auf längere Zeit traditionell wurde, gerade so wie Goethe dem unbedeutenden Götz von Berlichingen zu einer glänzenden Popularität verhalf und der scheußliche Don Carlos durch Schiller in der Volksmeinung zu einem edlen Vertreter des liberalen Enthusiasmus wurde. Man schwärmte für Wallenstein, unbekümmert um seine fürchterlichen Gewaltthaten in Norddeutschland, während Tilly, ein Mann von viel ehrenwertherem Charakter, dessen Soldaten nichts Aergeres gethan als die Wallensteiner, als grausamer Wütherich gebrandmarkt wurde.

Aber auch das Urtheil der Geschichte gestaltete sich eine Zeitlang günstiger, seit Fr. Förster im Jahr 1829, wohl ausgerüstet mit neuen Urkunden, als Anwalt des Herzogs aufgetreten war. Dieß gab den Anstoß zu einer gründlichen, auf weitere neu aufgefundene Urkunden gestützten historischen Erörterung der Frage über Wallensteins Charakter und Schuld, in der sich der oft flüchtigen und einseitigen Darstellung Försters gegenüber durch Röppel, Ad. Menzel, Aretin, Mailath und andere Historiker allmählig die historische Wahrheit zu Ungunsten des Herzogs abgeklärt hat. Diese wird denn nun auch, wie schon seither geschehen, sich in immer weiteren Kreisen geltend machen. Der große Hause aber wird, so weit er sich für Wallenstein interessirt, ihn noch lange Zeit bewundern, da ganz abgesehen von religiösen und politischen Antipathien, die hiebei wirksam sind, Männer von dämonischer Natur — und eine solche Natur war Wallenstein — wenn sie nicht mehr gegenwärtig Schrecken erregen, gewöhnlich bewundernde Theilnahme finden, von der sich selbst der nüchterne Historiker nur mit Mühe und allmählig loszureißen vermag.

K. G. Helbig.

Pariſer Briefe.

I.

Alle großen, allgemeinen Geſetze finden ſich in der Außenwelt ausgeprägt; wer in ihnen Entdeckungen macht, wird mit dem Namen eines Genies geehrt, wer ihnen zuwider Syſteme baut, erkauft den leeren Ruhm, ſeine Zeitgenoſſen geblendet zu haben, mit der Verachtung oder dem Mitleid der kommenden Geſchlechter. Denn der Menſch kann nur finden, nichts ſchaffen; ſobald er dieß vergißt, tritt er aus ſeinen Grenzen, und es geht ihm wie dem Betrachter eines Bildes, der, um es beſſer zu ſehen, die Augen darauf legt: er ſieht gar nichts. — Aber mit dem Auffinden dieſer Geſetze iſt es noch nicht gethan. Die allgemeine Wahrheit bleibt vorläufig Eigenthum ihres Entdeckers; die andern können dieſelbe erſt begreifen, wenn ſie auf dem Standpunkte angelangt ſind, von dem aus der erſte ſeine Erfindung gemacht. Darum iſt das geiſtige Eigenthum, das man ſonderbarerweiſe lange für gemeinſames, herrenloſes Gut anſah, gerade das durch ſich ſelbſt am meiſten geſchützte; Patroklus konnte wohl die Schutzwaffen Achills tragen, aber ſeine Lanze ſchwang nur der Pelide. Die Erfahrung alſo iſt die Vorbereitungsſchule des Einzelnen und eben ſo der Völker, nur daß man hier Geſchichte zu heißen pflegt, was man dort Erfahrung nennt. Darum darf der Politiker nie vergeſſen, daß er auf einem gegebenen Felde operirt; welches auch ſeine perſönliche Ueberzeugung ſeyn mag, er beachte die in die Augen fallende Thatſache, daß dem Kinde unwohl iſt in den Kleidern eines Erwachſenen, und daß der Mann über kurz oder lang die aufgezwungene Knabentracht zerreißen muß.

Erfahrungen, in denen es ſich mehr paſſiv als aktiv verhielt, hatten bis zum Jahre 1789 das franzöſiſche Volk zur Verzweiflung am abſoluten Königthum gebracht. Nun hatten die hervorragenden Männer der Zeit, die Voltaire, Montesquieu und Rouſſeau den Grundſatz, daß bei einer politiſch nicht gedrückten Nation die Energie nach innen und außen einen gewaltigen Aufſchwung nehme, bei und von den Engländern in Geltung und Wirkſamkeit geſehen; ſie predigten ihn demnach ihren Landsleuten als eine neue, heilſame Wahrheit. Jetzt kam es darauf an, die Nation auf dieſe Stufe der Erkenntniß zu heben; die harte Arbeit der Erfahrung begann. Ich ſage hart, und ein flüchtiger Blick auf die Geſchichte wird uns lehren, daß der Ausdruck milde iſt. Denn die Arbeit des Siſyphus im Tartarus war ein Kinderſpiel gegen das gigantiſche Ringen, mit dem die Franzoſen in die Arena traten. Mit unermüdlicher Ausdauer wälzten ſie hundertmal den ſchweren Stein auf die Höhe, und hundertmal rollte er tückiſch in den tiefſeren Abgrund; heute iſt es ſo weit gekommen, daß die Nation nahe daran iſt zu reſigniren.

Die edeln und leidenſchaftlichen Schüler der oben genannten Philoſophen glaubten das geiſtige Eigenthum der Engländer den Ihrigen unbedingt übertragen zu können. Eben ſo leicht könnte man einem Menſchen den Leib eines andern geben. Dadurch ward die Nation in eine Reihe bitterer Täuſchungen hineingezogen. Sie ward durch die eingeführten Neuerungen, die ſie noch nicht verſtand, geblendet und berauſchte ſich in ihrem eigenen Enthuſiasmus beraßen, daß man ſelbſt die gemeine Wahrheit nicht mehr zu erkennen vermochte; denn es iſt das Grundgeſetz aller Zeiten, daß der Menſch die Wahrheit begreifen lerne durch die Experimentation des Irrthums. Wie die Alchemiſten des Mittelalters mit Hintanſetzung aller Rückſichten den fabelhaften Stein der Weiſen, die Quelle des irdiſchen Wohlergehens ſuchten, ſo eilten die Franzoſen in fieberhafter Aufregung dem Phantom der abſoluten Freiheit nach, das ſie nicht erreichen konnten, weil es eben ein Phantom iſt. Und wie Deutſche haben es nicht beſſer gemacht als unſere Nachbarn jenſeits des Rheins: wir haben unſere Kraft in dem Streben nach abſoluter Wahrheit verſchwendet; der Weg der äußern Erfahrung ſteht uns noch bevor, gebe Gott, daß er nicht eben ſo ſchwer ſey!

Die Alchemie hat zur Chemie geführt. Was der Menſch in vorwitziger Kühnheit unternommen hatte, den Schleier der lebendigen Natur mit einem Griff zu heben, mußte er beſchämt als Unmöglichkeit erkennen; die gemeine Wahrheit, daß nur das genaue Studium des Einzelnen zum wahrhaft Allgemeinen führt, ward durch jahrhundertlange Mühen erworben. Aber zu welchen bewunderungswürdigen Reſultaten hat ihre Anwendung auf die Chemie geführt! Und die Wahrheit, welche das franzöſiſche Volk ſich durch die Mühen der letzten ſechzig Jahre erkauft hat, iſt wo möglich noch bekannter als jene: daß man den Bau eines Hauſes nicht mit der Spitze, ſondern mit der Grundlage beginnen müſſe. Dieſe einfache Wahrheit, vollſtändig begriffen, wird die Nation auf den ſichern Weg des allmähligen Fortſchritts führen. Die mittelalterlichen Schranken hemmen ſie nicht mehr,

diese wurden mit Gewalt gestürzt; jetzt aber wird man einsehen, daß man eben so ruhig und geduldig im Aufbauen seyn muß, wie man schnell und leidenschaftlich im Niederreißen gewesen. Und noch mehr: man hat sich oft gewundert, daß aus einer so gewaltigen Gährung, wie die französische Revolution, kein bedeutendes poetisches oder philosophisches Genie hervorgegangen ist. Der Grund erhellt aus dem Gesagten. Es konnte sich bisher nicht zeigen, weil die Basis für seine Operationen, die gemeine Wahrheit des gesunden Menschenverstandes, in der Nation nicht fest genug gelegt war.

Hiezu liefert die Geschichte der letzten Jahre einen interessanten Beitrag, denn noch im Jahre 1848 hatte man geglaubt, durch den Sturz der Staatsgewalt endlich das Paradies erlangt zu haben. Die Söhne der Jakobiner von 1792 und 1793, menschlicher als ihre Väter, hielten es nicht für nöthig, den Boden ihrer neuen Ordnung mit Blut zu besruchten; sie gaben ihren Führern freie Hand und man wartete mit Begierde der Dinge, die da kommen würden. Aber was erfolgte? Nichts. Die Führer, in ihrer Rathlosigkeit, halfen sich damit, von denjenigen das Heil zu verlangen, die es von ihnen hofften, vom Volke: sie gaben ihm auf, in die constituirende Versammlung achthundert Messiasse zu schicken. Diese geheuchelte Ehrfurcht vor dem souveränen Willen der Nation half ihnen selbst aus der Verlegenheit. Aber sie hätten aus dem Beispiel des langen Parlaments und Conventś wissen sollen, daß Versammlungen nur dann organisirend wirken können, wenn sie, aus wenigen Mitgliedern bestehend, sich der Taktik einiger hervorragenden Männer unbedingt unterwerfen. Indessen die gelehrten Deutschen haben es nicht besser gemacht. Junge Versammlungen aber, die schnell und entschieden handeln sollen, erliegen gewöhnlich den Forderungen der öffentlichen Meinung, und in Frankreich war allerdings viel zu thun. Einer andern Stelle mag es vorbehalten bleiben, den Zustand des Landes unter den Orleans zu schildern; hier will ich nur den bezeichnenden Umstand anführen, daß die Bevölkerung Frankreichs seit 1820 um ein Fünftel zugenommen, während die Englands und Rußlands sich um mehr als die Hälfte vermehrt hat. — Es ist klar, man wußte nicht, wie man helfen sollte. Dem Nothschrei eines bedrängten Volkes, dessen schönste sociale Adern durch ein unnatürliches Schutzzollsystem unterbunden waren, glaubte man durch eine phrasenreiche Constitution zu Hülfe zu kommen. Aber die Veränderungen in der Politik ohne sociale Aenderungen, d. h. ohne Einwirkung auf die Sitten, bleiben hohle Formen. So sah die Menge mit Ingrimm das Joch ihrer souveränen, unauflöslichen Versammlung, das man ihr auf den Nacken gelegt, und berauschte sich zum Ersatz in socialistischen Träumereien. Die Parteien der Legislative aber, ihres Zweckes vergessend, schienen nichts Größeres zu thun zu haben, als über das Fell des noch nicht geschossenen Bären zu verfügen.

So standen die Dinge, als ich im November vorigen Jahrs nach Paris kam. Einer meiner ersten Besuche galt einem jungen Advokaten. Ich fand einen interessanten jungen Mann; seine feinen, von ernster Arbeit gebleichten Züge umgab ein schwarzer Bart, die dunkeln Augen blickten so melancholisch wie nur bei irgend einem der Sandschen Helden. „Was stimmt Sie so traurig?“ fragte ich ihn im Laufe des Gesprächs. „Sie sind jung, im Besitze eines lieben Weibes, in einer angesehenen Stellung.“ — „Ach,“ erwiederte er, „welcher Freund des Vaterlandes könnte jetzt ruhig seyn? Wir stehen am Vorabend einer Krise. Gott weiß, wie sie ausfallen mag.“ — „Paris,“ sagte ich, „scheint mir zu keinen Befürchtungen Anlaß zu geben, wenigstens so viel ich beobachten konnte.“ — „Allerdings,“ entgegnete er, „handelt es sich jetzt nur um den Conflict zwischen dem Präsidenten und der Versammlung, aber dieses Volk ist in einem Augenblick aufgeregt. Die einzige Stütze Frankreichs ist unsere tüchtige Armee. Ich sage Ihnen, hätten wir nicht hunderttausend Mann in der Stadt, Sie würden Wunderdinge sehen.“ — „Bei uns,“ meinte ich, „glaubt man so wenig an das Gespenst des Socialismus wie an einen Staatsstreich.“ — „Weil man die französischen Zustände nicht kennt. Lesen Sie nicht die Zeitungen? Gestern hat der Constitutionnel die Versammlung une poignée de factieux genannt; sie hat vielleicht noch acht Tage zu leben.“ — „Ei,“ erwiederte ich, „sie hat auch Generale.“ — „Ja,“ sagte er lächelnd, „Generale ohne Armee.“ Ich bat ihn, als ich mich verabschiedete, mir eine Einlaßkarte zur Kammer zu verschaffen. Er versprach es und fügte hinzu: „Aber beeilen Sie sich, wenn Sie dieselbe noch sehen wollen; es ist hohe Zeit.“ Ich schüttelte ungläubig den Kopf und ging.

Eine Woche darauf saß ich beim Frühstück, als mein Reisegefährte, ein Schweizer, in's Zimmer polterte. Der Alte war ganz außer Athem. „Sie sitzen hier in gemüthlicher Ruhe,“ rief er mir zu, „und draußen ist die Revolution! Schnell aufgestanden! kommen Sie, kommen Sie!“ — „Das wäre!“ sagte ich, „was gibt es denn?“ — „Sie haben also noch nichts gehört? Die Legislative ist aufgelöst, Paris in Belagerungszustand erklärt; kommen Sie und sehen Sie selbst!“ — „Setzen Sie sich einen Augenblick,“ sagte ich, „ich stehe gleich zu Diensten.“ Nachdem ich das Frühstück beendet, nahm ich Hut und Stock und wir gingen.

Das Quartier latin war nicht außergewöhnlich belebt. Nur wo die Dekrete angeschlagen waren, drängte sich ein dichterer Haufe. Erst als wir an den Pont neuf gelangten, sahen wir jenseits auf dem

Quai eine dichte Menschenwoge sich dem Concordienplatze zuwälzen. An der Brücke gelang es mir, die bekannten Dekrete an Volk und Armee zu lesen. Ich musterte die Züge der Männer, in deren Mitte ich stand; gewöhnlich malte sich Neugier und Ueberraschung, selten Besorgniß auf ihren Gesichtern. Aber mein Gefährte, der unter seinen grauen Haaren ein jugendliches Feuer barg, ließ mir nicht lange Zeit zur Betrachtung; er stand schon am andern Ende der Brücke und winkte mir eifrig mit dem gewichtigen Reisestock, den er heute vorsichtig mitgenommen hatte. „Sie bleiben auch überall stehen," sagte er mit komischem Aerger, als ich zu ihm kam; „bedenken Sie doch, daß ich so eben aus der Wallachei komme und von all dem Wirrwarr, der seit 1848 in Europa nördlich der Jalomicza herrscht, nichts gesehen habe." — „Auf der Straße werden Sie nicht viel erleben," erwiederte ich, „das Volk sieht überrascht, aber nicht leidenschaftlich aus. Gehen wir auf den Carousselplatz." — „Ich sehe," sagte er, indem er durch das Portal der Galerie blickte, welche die Tuilerien mit dem Louvre verbindet, „nichts als Neugierige, die sich an das Gitter des Schlosses drängen; innerhalb blitzen die Waffen zahlreicher Truppen." — „So folgen wir dem Strom der Menge. Sehen Sie, je näher wir dem Palast der Nationalversammlung kommen, um so häufiger werden die Truppen." Und wirklich war drüben der Quai d'Orsay von dichten Colonnen besetzt; auf dem diesseitigen Ufer der Seine dagegen war der Weg dem Publikum freigegeben, nur einzelne Posten standen den Tuilerien entlang, alle in vollständiger Kriegsrüstung, mit Gepäck, Kochgeschirr und Brod versehen. Das Gitterthor des Gartens war geschlossen. Wir gingen weiter bis an die Brücke, die vom Concordienplatz zu dem am andern Ufer liegenden Kammerpalast führt. Sie war gesperrt; unter dem Porticus des stattlichen Gebäudes selbst standen die kleinen Rothhosen, nachlässig auf ihre Gewehre gestützt: das Wort hatte dem Schwerte weichen müssen, weil es zur Phrase herabgesunken war.

Wir waren so allmählig zwischen zwei Truppenreihen gerathen, die an der Brücke, und die, welche die Eingänge des kolossalen Platzes besetzt hielt; denn auf diesem wirbelten die Trommeln, und um den ehrwürdigen Obelisken von Luxor blitzte ein Wald von Bajonetten. Da öffnete sich die eine Soldatenreihe und ein General, von glänzendem Stabe gefolgt, sprengte auf die Brücke zu. Gleich stürmte die Menge herbei, ein Haufe junger Leute umringte sein Roß und rief wiederholt: »Vive la republique! vive la constitution!« Der Ruf verhallte einsam. Der General nahm freundlich grüßend den Hut ab und ritt über die Brücke. — Ich rief meinem Begleiter, der, an der Brüstung stehend, dem Schwarm nachstarrte, und wir wendeten uns, den Platz umgehend, den elysäischen Feldern zu. Hier hatten sich einzelne Gruppen gebildet, die disputirend unter den Bäumen standen. Wir traten zu der einen. Ein Koch, in dem weißen Gewande seines Friedensordens, setzte den ängstlichen Rechtmäßigkeit des Staatsstreichs auseinander; hin und wieder sprach einer gegen ihn, aber mehr um zu opponiren als aus Bewußtseyn. „Well er so weiß ist," sagte mein Begleiter spöttisch, „liebt er die Rothen nicht." Die Menge lachte und ließ den argumentirenden Koch stehen, der uns zornig nachblickte.

Weiter hinauf sahen wir die Dragoner auf dem Wege halten; wir wandten uns rechts und gelangten durch die Avenue von Marigny in die Vorstadt St. Honoré, das Quartier des Elysée. Vor dem Palast selbst ward kein Neugieriger geduldet, die Straße war weithin mit Posten besetzt, die das Publikum fortwährend in Circulation erhielten. Hier sah ich, bezeichnend für den Geist der Armee, einen Offizier zwei Männer, die nicht sogleich Gehorsam leisteten, verhaften. Als wir die Straße St. Honoré entlang gehend am Carousselplatze wieder angelangt waren, hatte ich Gelegenheit, hie und da zu einem Volkshaufen tretend die öffentliche Meinung zu erforschen. Bei den Arbeitern und dem niedern Bürgerstand fand ich noch keine Spur von Unwillen über den Bruch des positiven Rechts; worüber man sich beschwerte, war, daß so viele Straßen gesperrt und unnütziger Weise dem Verkehr entzogen seyen. Als ich dieß gehört hatte, ging ich beruhigt nach Hause.

Im Quartier latin sah es anders aus. Als wir uns um sechs Uhr zum Diner versammelten, fand ich die jungen Leute in heftiger Aufregung. Keiner, der nicht laut die That des Präsidenten verdammte, und ich muß hinzufügen, keiner, der sie nicht innerlich zu billigen schien. Jeder wußte etwas besonderes. Die Verhaftung der Generale in tiefer Nacht ward in zehn Variationen berichtet. „Aber wissen Sie, was bei Charras vorfiel?" fragte der eine. — „Nein, erzählen Sie." — „Der Offizier, der ihn verhaften soll, findet eine verschleierte Dame bei ihm. Die kann er doch nicht bei Nacht fortschicken; er ersucht sie darum höflich den Morgen abzuwarten. Aber wen erkennt er, als er sich ihr nähert? Keine andere als seine eigene Frau." — „Haha," lachten die andern, zufrieden, daß die chronique scandaleuse auch nicht leer ausgehe. — „Dem Sergeanten, der in sein Zimmer drang, hat der Oberst nicht übel mitgespielt," sagte ein dritter. — „Und was that er?" — »Il lui a brulé la cervelle.« — »Il a bien fait,« sagte ein vierter, indem er kriegsmuthig das Fleisch auf seinem Teller zerschnitt. Dann ward erzählt, wie schön sich Cavaignac gegen den ihn verhaftenden Offizier benommen, daß Lamoriciere sich gerettet. Die Stimmung schien immer leidenschaftlicher zu werden. „Wenn

Sie," ſagte ich, „das Urtheil eines Fremden hören wollen, meine Herrn, ſo ſcheint mir die Sache nicht zweifelhaft: entweder Sie unterwerfen ſich, und dann werden Sie alle Conſequenzen ihrer Unterwerfung zu tragen haben, oder Sie leiſten Widerſtand. Dafür aber haben Sie keine günſtige Ausſicht. Die Führer des Volks ſind verhaftet, die Arbeiter durch die Bewilligung des allgemeinen Stimmrechts, ihres Evangeliums, gewonnen und der Bürgerſtand heißt den Retter aus der Gefahr des Jahrs 1852 willkommen." — „Ja," erwiederte der eine, „es bleibt nur übrig ihn niederzuſchießen; Sie wiſſen, daß ihn der Caſſationshof, bevor er durch Soldaten geſprengt wurde, in die Acht erklärt hat." — „Brutus und ſeine Genoſſen," ſagte ich, „handelten auch formell dem Rechte gemäß. Bedenken Sie, meine Herrn, daß es ſich in Ihrem Staate bis jetzt nur darum handelt, wer regieren und nicht wie regiert werden ſoll. Sie haben alſo keine Republik. Laſſen Sie ſich durch den Namen nicht täuſchen, das Wort für die Sache zu nehmen." — Wir ſtanden auf und trennten uns für den Tag.

Am dritten December ſand ich die Stimmung im Volke geändert. Man hatte Zeit zur Ueberlegung gehabt, und das allgemeine Bewußtſeyn empörte ſich mehr und mehr gegen den Rechtsbruch. Wie ich am Abend die Straße St. Denis hinauf ging, traf ich auf einen Straßenclub nach dem andern. Ich trat zu einer Gruppe und drängte mich allmählig in die Nähe des Redners. Ein junger, ſchlanker Arbeiter ſtand in der Mitte. Er führte das Wort mit großer Gewandtheit; ſein Accent war der des klaſſiſchen Franzöſiſch, das man ſonſt nur von den höhern Ständen der eingeborenen Pariſer hört. Er ſetzte die ſtattgefundene Willkür klar auseinander und zeigte in der energiſchen Sprache der Leidenſchaft, daß man ſich des Volks bedienen wolle, um es ſelbſt zu unterjochen. Ihm opponirte ein feingekleideter Herr. „Mein Freund," ſagte er zu ihm, „lieben Sie etwa die aufgelöſte Verſammlung?" (nichts aber war damals unpopulärer in Frankreich). — „Ob wir ſie lieben oder nicht," entgegnete der Arbeiter, „iſt nicht die Frage. Hier handelt es ſich um das Recht. Napoleon hat ſich eine Gewalt angemaßt, die ihm nicht zuſtand, und das dürfen wir nicht leiden." — „Die Verſammlung," ſagte ſein Gegner, „hat durch die Abſchaffung des allgemeinen Stimmrechts die Volksſouveränität verletzt — das geben Sie zu?" — „Gewiß!" — „Gut. Napoleon ſtellt es wieder her und überläßt die Entſcheidung ganz dem Volk. — Wer von beiden Theilen iſt alſo im Recht?" — Der Haufe ſah ſeinen verletzten Vertreter erwartungsvoll an. — Wo ich auch hinzutrat, überall ward dieſelbe Sache verhandelt und ſtets neigte ſich die Stimmung wider den Präſidenten; denn einmal iſt es leichter zu verdammen als zu rechtfertigen, und dann war die Formfrage unzweifelhaft.

Ein heftiger Wortwechſel, der aus einem Haufen ſchallte, zog mich näher. Ich fand einen dicken Bürger, von einer Schaar Blouſenmänner umgeben. Der Mann ſtand, die Hände in den Taſchen, in trotzigem Vertrauen auf ſeine Kraft, unter Leuten, die ihm augenſcheinlich nicht wohlwollten. Hier war die Frage eine materielle. Die Arbeiter beklagten ſich bitterlich: die Ruhe des Landes ſey geſtört, ihre Werkſtätten geſchloſſen, ſie wüßten nicht wovon leben, und dieß alles durch die Willkür eines Mannes. Vergebens verwies der Dicke auf die Nothwendigkeit der kurzen Störung und die beſſere Ausſicht in der Zukunft. Wie gewöhnlich endete der Streit mit Perſönlichkeiten. „Sind Sie denn ein Arbeiter?" ſagte der Bourgeois, ſich an einen jungen Mann im Paletot wendend, der ihm heftig widerſprach, und er ergriff unſanft die zarten Hände ſeines Gegners; „bah, die Finger ſehen mir nicht darnach aus, als wären ſie zu arbeiten gewöhnt." — „Allerdings," rief dieſer ſich zornig losmachend, „aber Sie, ſind Sie ein Arbeiter?" — „Ja," brüllte die Menge, „arbeitet er etwa?" — „Er läßt andere arbeiten," rief der Sprecher lauter, „und legt ſelbſt die Hände in den Schooß." Der Dicke ließ ſich nicht einſchüchtern. „Wer will etwas von mir?" ſagte er, indem er ſich ruhig hinſtellte. „Ach," rief das Volk, „laßt ihn, Ihr ſeht ja, es iſt ein Spicier, ein Epicier!" Der Mann warf dem Haufen einen ſpöttiſchen Blick zu und ging langſam in ſein Haus. — Bürger alſo und Arbeiter wußten noch nicht, daß es nicht minder ehrenwerthe und mühevolle Thätigkeit gebe als die Handarbeit; aber es war nicht Sache des Fremden ſie zu belehren.

Als ich mich den Boulevards näherte, ſchallte mir ein dumpfes Toſen entgegen; es war mir, als hörte ich das Meer in der Ferne brauſen. Näher kommend ſah ich eine dichte Schaar Arbeiter Arm in Arm den breiten Kieswег entlang ziehen, der ſonſt den ſchnellen Karoſſen gehört; ſie ſangen die Marſeillaiſe. Wenn ſchon mich der gewaltige Ton electriſch berührte, wie mußte er auf die Franzoſen wirken! „Das ſängt immer ſo an," ſagte ein ehrſamer Bürger, neben dem ich ſtehen blieb, ſeufzend zu mir; »pauvre pays! pauvre pays!« Dieſen Ausruf habe ich in jenen Tagen wohl hundertmal gehört. „Ich wüßte ſchon ein Mittel, den Rechtszuſtand wieder herzuſtellen," ſagte ein dritter, zu uns tretend: „man verweigere nur die Steuern, dann iſt Napoleon genöthigt abzutreten." — „O," ſagte ein vierter, „an Geld fehlt es ihm nicht; hat er doch fünfzehn Millionen aus der Bank genommen." — „Ich denke," ſprach ein anderer, „daß Paris nicht nöthig hat, ſich immer für das Land zu opfern; jetzt iſt es an den Departements zu zeigen, daß ſie ihre Deputirten zu ſchützen wiſſen." — Dieſelbe

Sprache hatte ich in den Novembertagen 1849 in Berlin gehört, ich wußte also, welchen Verlauf die Dinge in Paris nehmen würden. — Aus allem, was ich hörte und sah, entnahm ich, daß das Volk im Ganzen mit dem Staatsstreich nicht unzufrieden sey, daß sich aber einer vor dem andern schäme, seine wahre Meinung zu sagen; die herrschende Mißstimmung war zum großen Theil affektirt; diese Affektation, wie die Furcht, die Republik sey bedroht, trieb einige heißblütige Köpfe zu einem Widerstand, der im Ganzen nicht gebilligt wurde.

Man weiß, daß in den nächsten Tagen die neugierige Menge besonders auf den Boulevards Montmartre und Poissonnière roh auseinander gejagt, ja, daß ohne Nachsicht auf die Waffenlosen gefeuert wurde, als sie der Aufforderung auseinander zu gehen nicht sogleich Folge leisteten. Erst dann ward das Feuer aus den Fenstern erwiedert, denn so hatte kein König die Pariser zu behandeln gewagt. In den erlassenen Proklamationen ward nicht nur jede Betheiligung am Widerstand, sondern auch jedes Tragen irgend einer Waffe, ja jegliche Mittheilung eines unwahren Gerüchtes mit augenblicklichem Tode bedroht. Wenn eine so unerhörte Strenge den etwalgen Kampf schnell zu unterdrücken versprach, so beförderte sie ihn auch. Am fünften wurden in den Straßen St. Denis und St. Martin einzelne Barrikaden errichtet und genommen. Jezt ward es gefährlich auszugehen, zumal für den Fremden, und ich hielt mich zu Hause. Als es Abend wurde, trat ein Freund zu mir in's Zimmer. „Wie steht es draußen?“ fragte ich. — „Ich weiß nur so viel,“ erwiederte er, „daß ich eben dem Tode entronnen bin. Durch die Neugier eines Bekannten ließ ich mich verleiten in die Vorstadt St. Denis mit ihm hinaufzugehen. Wir finden dort einen Haufen Arbeiter mit dem Bau einer Barrikade beschäftigt. Ein Mann kommt auf uns zu und befiehlt uns mit gefälltem Bajonnet zu helfen. Was war zu thun? Ich lege mit Hand an, ziehe nach einigen Minuten meine Pfeife hervor und gehe, wie um Tabak zu kaufen, in den nächsten Laden. Von dort gelang es mir unbemerkt zu entkommen. Eine Viertelstunde darauf sah ich meine Barrikadenfreunde in der Mitte einer Truppencolonne zum Tode führen.“

Seine Rede ward durch einen stürmischen Ruf von der Straße unterbrochen. Ich öffnete das Fenster und sah vor der Bude des Krämers, die sich an mein Haus lehnt, einen Mann stehen, der einem Haufen Arbeiter mit monotoner Stimme einige kurze Sätze vorlas. Den Inhalt konnte ich nicht verstehen. Wie er geendet, ließen sie den wilden Ruf: vivo la republique! ertönen und zerstreuten sich in die Seitenstraßen. Andere traten hinzu und dasselbe Vorlesen, derselbe Schluß wiederholten sich immer von Neuem. „Was mag es seyn?“ fragte ich. — „Wahrscheinlich,“ erwiederte der Freund, „irgend eine revolutionäre Proklamation.“ Ein glaubwürdiger Bekannter, der vom Boulevard du Temple kam, erzählte mir, daß sie dort ihre Todten bei Fackelschein herumtragen und sich durch das Blut und die Nacht aufregen. Er sah, wie auf eine solche Schaar von den Truppen ein Angriff gemacht wurde. Alle flohen, nur Einer blieb bei den Todten zurück und kämpfte wie ein Rasender gegen die Uebermacht. »Lâches!« rief er wüthend den Fliehenden zu und kämpfte so lange, bis ein Bajonnetstoß ihn über die Leichen seiner Kameraden warf. Und doch ist das Schicksal des Mannes noch nicht so zu beklagen, wie das der blühenden Jugend. Da hatten sie in derselben Gegend einen Studenten gefangen, bei dem sie ein verbotenes Messer gefunden. Der arme Bursche, er mochte achtzehn Jahre alt seyn, weinte bitterlich. Aber was half's? Sie stellten ihn an die Mauer und schossen ihn nieder wie einen tollen Hund.“ — Dergleichen Dinge erzählte man sich damals mit mehr oder minder Wahrheit in ganz Paris.

Des andern Tags ging ich hinunter und fand die Proklamation an der Straßenecke angeschlagen. Sie war in der Eile, wie es schien, mit einer Handpresse gedruckt. Die Ueberschrift lautete: »Aux travailleurs!« der Anfang: »Le contrat social est brisé!« Dann wurden die Arbeiter mit einem zornigen Seitenblick auf die Bourgeoisie zum Kampf aufgefordert und mit der Lüge ermuthigt, daß die Stadt Rheims bereits in den Händen des Volks sey. Unterschrieben war das Aktenstück: »La société des corporations.« Also der Gesellschaftsverband durch einen politischen Akt zerreißen! Das hieß selbst dem naiven Verstand der Menge zuviel zumuthen. Die Socialisten wollten augenscheinlich im Trüben fischen und das für politische Zwecke aufgeregte Volk für die ihren benutzen. Wie es gelang, hat der Ausgang gezeigt. Freilich, die Maßregeln waren von der Regierung so vorbereitet und wurden so geschickt und schnell ausgeführt, daß selbst ein Widerstand wie der in den Junitagen sich nicht so lange gehalten hätte. Alle großen Plätze waren von zahlreichen Truppen eingenommen, die strategischen Punkte der Stadt, besonders die Brücken, mit starken Posten besezt. Im Juni 1848 brach sich der socialistische Wahn am vernünftigen Sinne der Pariser Bürgerschaft, im December 1851 erstand das Gespenst von Neuem in den Provinzen. Es ward ihm übel mitgespielt.

In Paris, wo die Regierungspresse mit Unrecht ihre Gegner mit dem Namen der Socialisten brandmarkte — denn der Kampf ging von einer politischen Idee aus — wurde ein hartes Gericht mit den Gefangenen gehalten. Nächtlich erklangen Gewehrsalven vor der Stadt, fünftausend Menschen wurden erschossen; diese Zahl ist mir übereinstimmend von Männern, die mit der Regierung in Verbindung standen, wie von solchen, die

der damaligen Volkspartei angehörten, mitgetheilt worden. Ueber die Bewegung in den Provinzen behalte ich mir eine eigene Erläuterung vor, nur so viel will ich bemerken, daß die Regierung die Zahl der Deportirten auf 40,000, gut unterrichtete Männer aus dem Volke, aber wohl mit Uebertreibung, auf 70,000 angeben. Aber so viel steht fest, der ungesunde Baum des Socialismus, dessen Früchte Frankreich zu vergiften drohten, ist zerbrochen, und das ist Napoleons Verdienst. Freilich, sociale Reformen thun dem Lande unbedingt noth; der Präsident hat damit begonnen und wir müssen seine weiteren Thaten abwarten; erst dann werden wir uns ein Urtheil über diese merkwürdige Persönlichkeit erlauben dürfen.

Mit der Herrschaft dieses Mannes scheint die Schule der Erfahrung, die Frankreich im Jahre 1789 begann, in eine neue Epoche zu treten. Dem himmelstürmenden Volke ist in den letzten Jahren schlagend bewiesen worden, daß die absolute Freiheit, nach der es strebte, die es bald in der Volkssouveränität, bald im Socialismus, bald im allgemeinen Stimmrecht fand, ein ungreifbarer Schatten ist; daß die Völker sich die Freiheit erwerben müssen, wie der Mensch sich seinen Gott erwirbt, durch ernstes Streben, durch das Bessermachen des eigenen Selbst. Je mächtiger der hohle Enthusiasmus im Jahr 1848 emporgelodert war, um so tiefer stürzte er in den Decembertagen 1851. Die Devise der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit hat zu dem härtesten Despotismus geführt. Dadurch ist die Nation an ihrem bisherigen Streben irre geworden. Die Dinge lassen sich nicht wegleugnen und beleben besser als Worte. Man fühlt jezt, daß man mit dem Einzelnen anfangen muß und nicht mit dem Allgemeinen, mit der Gemeinde und nicht mit dem Staat, mit sich selbst und nicht mit der Regierung.

Die Revolution ist von der Straße in den Menschen hineingedrängt worden, und da wird sie als Reform heilsam wirken. Dieses stolze Volk, dessen Eitelkeit von seinen Schmeichlern — und wer gehörte nicht dazu? — in's Grenzenlose gesteigert wurde, mußte sich unter den Willen eines Mannes beugen, den man früher als beschränkt verspottet hatte, ja es mußte ihn selbst wider Willen wählen, mußte ihm die Ruthe in die Hand geben, damit er es züchtige. Wahrlich eine furchtbare Nothwendigkeit! denn nicht die Indolenz der Menge hat dem Präsidenten die Millionen von Stimmen verschafft, eben so wenig als es Indolenz ist, wenn der Schiffbrüchige sich an die harte Klippe anklammert. — Der Franzose scheint jezt das alte Sprüchwort: »il a bien de l'esprit pour un Allemand,« ganz verlernt zu haben. So viele ich auch sprach und spreche, überall fand ich den alten Hochmuth tief gedemüthigt. Jezt loben sie den Deutschen wegen seines Festhaltens am Bestehenden und erröthen vor der eigenen Schwäche. Wie aber ein solches Zurückgehen in sich dem Einzelnen heilbringend ist, so wird es auch auf die Nation im Ganzen wirken. Es ist vermessen, über die Zukunft aburtheilen zu wollen; aber so viel ist klar, daß erst nachdem es die Lehren des achtzehnten Jahrhunderts praktisch erprobt, das Volk reif ist, ein neues Princip zu begreifen. Der Zustand, den man im Auslande allgemein mit Unwillen betrachtet, ist eine heilsame Durchgangsperiode, aus der sich eine bedeutende Zukunft entwickeln wird. — Das ist die jezige Lage der Dinge in Frankreich.

Verse von Justinus Kerner.

Die Rebenblüthe.

1.

Düfterreich des Sommers Blumen, Lilien und Rosen sind,
Doch die duftendste von allen, doch der Sonne liebstes Kind

Bist du, Weines zarte Blume, die im Laube prunklos blüht,
Einzig blickend nach der Mutter, die für dich so feurig glüht.

Von den Bergen auf zum Himmel steiget deiner Sehnsucht Duft,
Füllt bei Tag, noch mehr in stillen Mondennächten, rings die Luft.

Da, von deinem Dufte trunken, träumen süß die Vögel all,
Und es ruht in diesen Nächten selbst das Lied der Nachtigall.

Alle andre Blumen wagen in den Duft zu duften kaum,
Ihm, dem süßesten von allen, lassen sie den stillen Raum.

Kind der Sonne! hoch auf Bergen! Poesie dein Leben ist!
Duften, träumen, während stets dich feuriger die Mutter küßt,

Bis du stirbst, wo dann die Traube in sich deinen Duft schließt ein,
Der einst steigt verklaret aus dem klingenden Krystall voll Wein.

Lange blühn viel' andre Blumen, Weinesblume stirbst so früh! —
Lang gelebt hat, wer gelebet, wenn auch kurz, in Poesie.

Vogelweid.

(Nach dem Englischen Langsorde.)

2.

Vogelweid der Minnesänger, als der Welt er Abschied gab,
Sprach: „Vergönnt in Würzburgs Münster meinem müden Leib ein Grab!"

Sprach: „Euch Klosterbrüdern allen sey mein zeitlich Gut verliehn,
Streut dafür ihr täglich Futter auf mein Grab den Vögeln hin;

Denn von diesen kleinen Sängern lernt ich meinen Minnesang,
Ihnen bring' das Futter täglich meines Herzens frischen Dank."

Sprachs und stille stand sein Herz nun, stille, was er trug und litt.
Requiem die Mönch' ihm sangen und die Vögel sangen mit.

In des Kreuzgangs Hallen senkten sie den müden Sänger ein,
In ein Grab, das sie bedeckten dann mit seinem Bild von Stein.

Doch gehorsam dem Gebote, das er noch im Sterben gab,
Fütterten die Mönch' all' Vögel Mittags auf des Sängers Grab.

Und der kleinen Minnesänger flogen immer mehr und mehr,
Selbst im Regen, selbst im Sturme, auf das Grab des Sängers her.

Auf der rieſ'gen Lind' am Kreuzgang, auf des Stifters Wappenschild
Ob dem Eingang, auf den Gräbern, auf des Sängers steinern Bild,

Auf dem Kreuzstock jeden Fensters, auf der Thüren Schloß und Band,
Stritten sie den Streit der Wartburg, den der Sänger einst bestand,

Sangen sie in luft'gen Weisen Lieder voller Lob und Freud,
Und aus ihren Kehlen schallte hell der Name: Vogelweid!

So geehret war der Sänger, bis einst sprach ein Aebtlein feist:
„Aufwand! mit dem Mehl des Brodes Fastende, nicht Vögel speist!"

Wenn die Mittags Glocke tönte, flogen wohl vom Thurm herab,
Von der Linde, aus dem Walde, all' die Vögel noch auf's Grab,

Doch bald kreischend, doch bald klagend flogen sie dem Thurm um's Haupt,
Klagend an den Abt, die Mönche, die des Erbes sie beraubt.

All der Klostergräber Namen sind dahin schon lange Jahr',
Nur die Sage noch erzählet, wo das Grab des Sängers war.

Auch die Linde ist gefallen, aber oft tönt süßer Schall
Nächtlich aus des Kreuzgangs Garten, Flöten einer Nachtigall.

Korrespondenz-Nachrichten.

Düsseldorf, Juni.

I.

Charakter der Stadt. — Geschichtliches. — Statistisches.

Ich war Primaner eines Gymnasiums, als zum erstenmal die Reisebilder von H. Heine in meine Hände fielen. Ich las von dem fernen Rheinlande, dem „Lande voll Lieblichkeit und Sonnenschein," wo an den Sommerabenden die Leute vor der Thüre sitzen, Wein aus Kannen trinken und dabei plaudern, daß der Wein heuer gut gerathen werde, und daß der Görres doch ein Hauptkerl sey. Ich las ferner, daß Düsseldorf eine schöne Stadt am Rhein sey, und daß, wenn man in der Ferne an sie denke und zufällig dort geboren sey, einem wunderlich zu Muthe werde. Ich folgte dem Dichter in das elterliche Haus an der Bolkerstraße, auf den Marktplatz zur Statue des Jan Wilhelm, ich sah den krummen Hermann mit den verführerischen Apfeltörtchen, das Rathhaus, vor welchem dem neuen Kurfürsten Joachim gehuldigt wurde, und die Düssel bei der Franziskanerkirche. „Nachbars Vitter" fiel hinein, als er ein Käzchen retten wollte; „als er herausgezogen wurde, war er kalt und todt, das Käzchen hat aber noch lange gelebt." Lustige Tage brachen darauf für die Düsselstadt herein. Die Franzosen hielten ihren Einzug, brachten Geld und heitere Laune; die Einwohner bewunderten den Kaiser, seine Soldaten und seine Siege. „Denke ich an den großen Kaiser," schreibt Heine, „so wird es in meinem Gedächtnisse wieder recht sommergrün und goldig, und eine lange Lindenallee taucht vor meinen Blicken auf, und darin reitet der Kaiser, auf dem Haupte das welthistorische Hütchen, mit der Hand gutmüthig den Hals des Pferdes klopfend." Nach längerer Wanderung kehrt der Dichter zurück zu seiner Vaterstadt. Auf eine Bank des Hofgartens läßt er sich nieder. Vor seinen Füßen treibt der Wind die Blätter des Herbstes auf; gestorben ist die kleine Veronika mit ihren blauen Augen voll himmlischer Unschuld; ein in diesem Augenblick aus Rußland zurückkehrender französischer Grenadier mahnt an die Herrlichkeit vergangener Tage. Der Dichter gedenkt der Worte des Glaukos:

Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling;
So der Menschen Geschlecht, dieß wächst und jenes verschwindet.

Eine eigenthümliche Stimmung beschleicht mich jedesmal, wenn ich durch die Straßen von Düsseldorf schlendere und jene Reminiscenzen aus den Reisebildern aus ihrem Versteck hervortauchen. Gestern Jubel und Freude, heute nur noch die Erinnerung und geistige Armuth, morgen neuer Jubel, neue Freude. Ein Rethel'scher Todtentanz dünkt mich dann das Leben zu seyn: man schlürft auf vollen Bällen die Freuden des Lebens in um so hastigeren Zügen und sucht den Becher um so schneller auf den Grund zu leeren, als man stündlich erfahren kann, wie im nächsten Augenblick der zur Leiche wird, dem jezt noch die Rosen des Lenzes auf Wangen und Lippen blühen. Ich gehe nach Hause. Ein Gedicht von Geibel fällt in meine Hände: „Mene, Tekel, Upharsin." Festlich sind die Tafeln geschmückt, es erglimmen die Kerzen, Musik erklingt, schöne Mädchen in leichten, losen Gewändern warten auf, und willkommen zum Feste ist jeder, „der singt und lacht und Rosen pflückt." Und nun tanzen sie um das goldene Kalb, fallen ihm zu Füßen und rufen: „Ch das Laub wird falb, hilf du die Lust uns büßen." Schaudernd drückt sich der Dichter in einen Winkel: durchschnig wird ihm die Wand und draußen gewahrt er tausend Hungergesichter; der Boden wird zu Glas und drunten steht er den Tod mit hohlen und grassen Augen:

„Lauter saucht der Geige Ton —
Ihr Männer, ihr Weiber von Babylon
Mene, Tekel, Upharsin!"

Und Heinrich Heine? Er ruht auf den Matrazen von Paris und ist, wie er selbst sagt, seit Jahr und Tag im Sterben begriffen, und das Sterben ist nachgerade ihm selbst und seinen Freunden langweilig geworden.

Will man Düsseldorf kennen lernen, so ist es sehr förderlich, diese Stadt mit dem benachbarten Elberfeld zu vergleichen. Elberfeld, eng von Gebirgen eingeschlossen, Düsseldorf in der Ebene am breiten Rheinstrome (nur östlich von der Stadt zieht sich eine Hügelkette hin, die Grafenberge, die Anfänge des bergischen Landes); Elberfeld eine specifisch protestantische Stadt, Düsseldorf von jeher streng katholisch, so daß die beiden protestantischen Kirchen dergestalt versteckt liegen, daß man sie von der Straße aus nicht gewahren, sondern erst vermöge eines Thorweges im davorliegenden Hause zu denselben gelangen kann; die Elberfelder Bevölkerung bestimmt, energisch, ernst und tief religiös, die Düsseldorfer Bevölkerung nichtssagend, kraftlos, leichtsinnig, zum Bösen eben so leicht reizbar wie zum Guten. Elberfeld ist die Hauptstadt des bergischen Landes, Düsseldorf die Haupt- und Residenzstadt des rheinischen Juchze. In Elberfeld Reichthum, in Düsseldorf Armuth; in Elberfeld eine bergisch-holländisch-westphälische Bevölkerung, in Düsseldorf nur Rheinländer. Dort Ernst, Enthaltsamkeit, Askese, hier Heiterkeit,

Genußsucht und frohe Feste. Ist der Elberfelder ein Preuße von der großen Zehe bis zum Wirbel des Haares, so singt der Düsseldorfer dagegen: ubi bene, ibi patria. Im Jahr 1848 beschlossen die Väter der Stadt Düsseldorf, den König von Preußen bei seiner Durchreise durch die Stadt nicht zu empfangen, und das souveräne Volk begab sich, als es Kunde von diesem Beschlusse erhielt, hinaus zum Bahnhof und bewarf den König mit Koth; jetzt möchte die Stadt vor lauter Loyalität aus der Haut fahren. Elberfeld hat keine Geschichte und dieser Umstand übt manchen nachtheiligen Einfluß auf den Charakter der Bewohner aus; Düsseldorf hat eine Geschichte, aber dieser Umstand ist noch nachtheiliger für die Bevölkerung, als die Geschichtslosigkeit Elberfelds. Düsseldorf hat zu oft den Herrn gewechselt, um bei einem solchen Wechsel noch nach etwas anderem zu fragen, als nach dem Nutzen, den ihm der Wechsel bringt. Seit dem sechzehnten Jahrhundert wurde es fürstliche Residenz und von dem Hofleben weiß man noch heute manche erbauliche Geschichte zu erzählen, die eben nicht sehr fördernd auf die Moral gewirkt haben kann. Am 20. März 1806 entließ der Herzog Wilhelm von Bayern die Stadt der Unterthanentreue, wenige Tage später empfing Joachim die Huldigung; am 3. Mai verfügte Napoleon über das Herzogthum Berg zu Gunsten seines Neffen. Die Zeit der französischen Herrschaft ist ein besonderer Lichtpunkt in der Erinnerung der Düsseldorfer geworden. Man streifte die Schranken der deutschen Nationalität vollends ab und suchte Ersatz in der Theilnahme an den Thaten des großen Weltero berers. Wenn sich daher H. Heine in der Begeisterung für Napoleon und seine Krieger ergeht, so wage ich nicht zu entscheiden, ob dieß auf Rechnung seiner israelitischen Abstammung zu setzen ist, oder darauf, daß er in Düsseldorf geboren ist und dort seine erste Jugend verlebt hat.

Der Name Düsseldorf reicht in's zwölfte Jahrhundert hinauf; zur Stadt wurde der Ort im Jahre 1288 vom Grafen Adolf von Berg erhoben. Der ältere Stadttheil lehnt sich an den Rhein; selten kommt ein Fremder in seine Straßen. Später entstanden die Bolker-, Flingerund Bergerstraße. Menoniten, die sich in dem neuen Stadttheile niederlassen wollten, fanden solche Schwierigkeiten, daß sie nach Crefeld wanderten und hier den Grund zu den jetzt so blühenden Manufakturen dieser Stadt legten. Aus dem vorigen Jahrhundert schreibt sich die Erbauung des Jägerhofes her (früher Residenz des Prinzen Friedrich, jetzt des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen), des Galeriegebäudes und des Marstalles. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, unter der Regierung Karl Theodors, begann der Bau der Karlsstadt. In der letzten Zeit ist neben den Bahnhöfen abermals ein neuer Stadttheil, die Friedrichsstadt, entstanden. Die neuen Stadttheile, namentlich die Karlsstadt und die Friedrichsstadt, gewähren einen äußerst freundlichen Anblick. Die Verschönerung der nächsten Umgebung nahm ihren Anfang, als nach dem Lüneviller Frieden im Jahre 1801 die alten Festungswerke geschleift wurden. Die Klöster und Kirchen bieten verhältnißmäßig wenig Merkwürdiges dar. Das alte Schloß am Rhein wurde durch das Bombardement vom Jahre 1794 größtentheils zerstört, ein Theil jedoch für die Kunstakademie wiederhergestellt. Eines der hervorragendsten Gebäude der Stadt ist das Gymnasium, das unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. erbaut wurde.

Das Schloß weiß manche Geschichten aus alten Tagen zu erzählen, aber darunter keine, die der Mund des Volkes so treu bewahrt hat, als die Erzählung von dem Schicksal der schönen Prinzessin Jakobe, Tochter des Markgrafen Philibert von Baden. Von ihrer seltenen Schönheit zeugt ein noch erhaltenes Porträt; Dichter haben sie verherrlicht; noch im verflossenen Winter ging ein Trauerspiel über die Bretter der hiesigen Bühne, das ihr tragisches Schicksal zum Inhalt hatte. Sie war, so meldet die Geschichte, früh verwaist, vereinigte mit ihren fürtrefflichen Reizen alle Vorzüge einer ausgezeichneten Erziehung, verlobte sich mit dem Grafen Philipp von Manderscheid und mußte dieses Band zerreißen, als Vermählungsunterhandlungen für den Herzog Johann Wilhelm III. angeknüpft wurden. Am 16. Juli 1585 wurde in Düsseldorf die Hochzeit mit seltener, hier noch nie gesehener Pracht vollzogen. Gegenwärtig waren zahlreiche Fürsten und Grafen, der gesammte niederrheinische Adel, ein kaiserlicher Gesandter, der Herzog von Parma u. a. Acht Tage dauerten die Festlichkeiten; Bankette, Turniere, Feuerwerke, Luftfahrten u. s. f. wechselten in buntem Gemisch. Und nun folgte die Wirklichkeit. Jakobe war jung, lebhaft, empfänglich für alles Schöne, in jugendlicher Fülle berechtigt zum Genusse geselliger Freuden; dagegen der Vater ihres Gemahls blödsinnig, ihr Gemahl selbst dergestalt geisteskrankabwesend, daß auch er bald wahnsinnig wurde, die Landstände gegen die Vermählung, die Ehe kinderlos, die finanziellen Verhältnisse des Landes der Art, daß oft ein schimpflicher Mangel herrschte. Der Herzog konnte nicht regieren; kein Wunder daher, daß die junge Herzogin Lust fühlte, sich um die Regierungsgeschäfte zu kümmern; damit war aber die Schwester des Herzogs, die Prinzessin Sibylle, nicht einverstanden, die sich mit mehreren herzoglichen Räthen, mit dem Kanzler, mit dem Haushofmeister und dem Hofmarschall von Waldenfels gegen die Herzogin verband. Man begann damit, allerlei zweideutige Gerüchte in Umlauf zu setzen, ersann tausendfache Kränkungen, übergab den Landständen eine Beschwerdeführung und wandte sich endlich mit einer Klageschrift an Kaiser Rudolf II. Am 27. April 1595 fand sich eine kaiserliche Commission in Düsseldorf ein; die Anklagepunkte wurden alsbald als erwiesen angenommen, obwohl sie sich fast nur auf die Aussagen der Kläger, namentlich der Prinzessin Sibylle, stützten. Jakobe betheuerte ihre Unschuld und erklärte, daß sie sich persönlich an den Kaiser wenden werde. Letzteres geschah nicht, denn am 3. September 1595 fand man die Unglückliche, die noch den Abend zuvor gesund und wohl gewesen, todt in ihrem Gemache. Man vermuthete eine Vergiftung und diese Vermuthung ist später durch zwei aufgefundene Briefe des Leibarztes Dr. Solenander und des Hofmarschalls von Waldenfels begründet worden. „Des Herrn Kanzlers und einiger Räthe funestum consilium,“ heißt es unter anderem in dem Briefe des Dr. Solenander an den Hofmarschall von Waldenfels, „ist handgreiflich wider Gott und alle Billigkeit. Die Herzogin ist noch nicht gebührlicher Maßen verurtheilt; einen aber mit dergleichen Trank oder Süpplein

hinzurichten, ist ärger und unverantwortlicher, als jemand mit dem Schwert tödten lassen. Ich gewiß wollte lieber meines Amtes, ja Lebens verlustig werden, als dazu behülflich seyn, und meiner bisher von Gott reichlich gesegneten Kunst solchen gräulichen Schandfleck anhängen, und aus einem Hofapotheker einen Abdecker und Büttel machen helfen. Es haben die Deutschen bis hierher solche schädliche Künste vor ein großes Bubenstück gehalten; Gott verhüte, daß dergleichen welsche Prakiken ja nicht bei uns eingeführt und wir dadurch bei der Christenheit insam gemacht werden." Die Antwort des Herrn von Waldenfels ermahnt den biedern Arzt „ernstlich," daß er wolle hiervon keine Rede auskommen, noch sich der Sachen im geringsten merken lassen, „sondern so lieb Euch das Leben selbst ist, alles in höchster Verschwiegenheit halten, denn von niemandem als Euch nur kann hiervon etwas auskommen." — „Ihr soll weiter in dieser Sache nicht angesprochen werden, wenn Ihr nur schweigen könnt und Euch selbsten kein Unglück auf den Hals ziehet. Es wird diese Sache von hochgelehrten und verständigen Leuten geführet, die auch wohl wissen und reiflich erwägen, was nützlich und gut ist."

Das gesellige Leben der Stadt ist, wie es nach den gegebenen Lebensbedingungen nicht anders seyn kann, heiter und ungezwungen. Genieße heute, was du genießen kannst, und für morgen laß den Himmel sorgen. Keine zweite Stadt dürfte daher verhältnißmäßig so viele öffentliche Vergnügungslokale, so viele Restaurationen, Schenken u. s. f. besitzen, als Düsseldorf. Einen eigenthümlichen Bestandtheil der Gesellschaft bilden die hiesigen Künstler, die sich seit einigen Jahren zu einer Gesellschaft, der „Malkasten" genannt, vereinigt haben. Die Feste des Malkastens sind ohne Zweifel die sinnigsten, die am Rhein gefeiert werden. Von dem diesjährigen Carnevalsfeste, die Huldigung der Aschenbrödel darstellend, haben Sie wohl gehört, so wie vom Frühlingsfest, das am 12. Juni gefeiert wurde.

Bereits am 30. Mai wurde hier die große Gemäldeausstellung eröffnet, am 15. d. M. wird die Industrieausstellung eröffnet werden, in den vier ersten Tagen des nächsten Monats der große deutsche Gesangswettstreit stattfinden, und außerdem wird hier der landwirthschaftliche Verein für Rheinpreußen seine Generalversammlung halten. Die Industrieausstellung findet in den großen Räumen des Ständehauses, der Münze und in einem angebauten Glaspalast en miniature statt. Schon vor Wochen sollen über fünfhundert Industrielle Anmeldungen eingeschickt haben. Ich verstehe zu wenig von diesen Dingen, um darüber berichten zu können. Ich halte mich an den Fortschritt im Allgemeinen, und da finde ich, daß der Aufschwung, den der Regierungsbezirk Düsseldorf seit Jahr und Tag genommen hat, geradezu fabelhaft ist. Der König von Preußen soll beim Besuch der schlesischen Industrieausstellung geäußert haben, daß Schlesien allein ein Königreich sey. Dasselbe kann von der Rheinprovinz gesagt werden, deren Bevölkerung, was die Zahl überhaupt betrifft, der Bevölkerung Schlesiens wenig nachsteht, sie aber bei weitem übersteigt, wenn die relative Bevölkerung in Frage kommt. Schlesien hatte am Ende 1849 über drei Millionen Einwohner, aber auf 741 Quadratmeilen Landes; die Rheinprovinz hatte dagegen in demselben Jahre auf 487 Quadratmeilen nahe an drei Millionen Einwohner. Das will indeß nichts sagen bei einem Vergleiche mit dem hiesigen Regierungsbezirke, der am Ende des vorigen Jahres auf ungefähr 95 Quadratmeilen 931,345, also nahe an einer Million Einwohner hatte, so daß die Zahl der relativen Bevölkerung 9715 betrug. Im Kreise Elberfeld kamen 24,787 Einwohner auf die Quadratmeile, in Crefeld 16,999, in Gladbach 14,836, in Solingen 13,455, in Lenney 12,987. Die geringste relative Bevölkerung hatten die Kreise Rees, Cleve, Geldern und Neuß. Hätten sämmtliche Regierungsbezirke Preußens dieselbe relative Bevölkerung wie der Regierungsbezirk Düsseldorf, so käme die hübsche Anzahl von fünfzig Millionen heraus; könnten sämmtliche Kreise sich mit dem Kreise Elberfeld messen, so würden aus den fünfzig Millionen 126 Millionen. Und trotz dieser dichten Fabrikbevölkerung scheinen diesenigen Zahlen äußerst günstig für den hiesigen Regierungsbezirk zu seyn, welche den sittlichen Zustand der Bevölkerung andeuten. Das Verhältniß der ehelichen Geburten zu den unehelichen war im verflossenen Jahre wie 27:1; 47 Männer und 38 Frauen erreichten ein Alter von mehr als neunzig Jahren; die Zahl der Ehescheidungen liegt mir nicht vor, doch wird sie jedenfalls nicht bedeutend seyn; 303 Personen fanden einen gewaltsamen Tod (leider ist die Zahl der Selbstmorde aus dieser Zahl nicht ausgeschieden). Es wird in unserer Zeit häufig über die üblen sittlichen Zustände geklagt, welche durch die Steigerung der Industrie herbeigeführt worden. Ich bin nicht geneigt, dieselben in Abrede zu stellen, ich will auch nicht leugnen, daß der Kaufmann und Fabrikant häufig nur Geld kennt, nur Geld will und sein Leben um Geld verkauft, aber es ist auch bei diesen Klagen das »est modus in rebus« festzuhalten. Da fällt gerade mein Auge auf ein elegant gedrucktes und prächtig ausgestattetes Buch, das den Titel führt: „Das neue Testament, aus dem Griechischen übersetzt von Karl von der Heydt." Der Chef eines großen Bankgeschäfts liefert eine Uebersetzung des neuen Testaments: das ist einmal etwas, was meines Wissens noch nicht da gewesen ist. „Von Jugend auf in der heiligen Schrift unterwiesen und durch der Eltern Beispiel auf das ewige Gotteswort, als auf den einigen Grund aller Heilslehre hingewiesen, empfand ich in reiferem Alter das Verlangen, die Schriften der Evangelisten und Apostel in der Ursprache zu lesen. So entschlog ich mich, die griechische Sprache zu lernen. Der schöne Preis des vorgesteckten Ziels machte die Mühe und Beschwerde des Weges leicht, und der des Gegenstands würdige Eifer sah sich reichlich belohnt, als ich dahin gelangt war, selbstständig aus dem Griechischen zu übersetzen. Jetzt fing ich an einzelne Stücke des neuen Testaments zu bearbeiten, und indem ich ganz planlos, unter vielen und längeren Unterbrechungen diese Beschäftigung fortsetzte, geschah es, daß nach Verlauf von Jahren die Uebersetzung vollendet war, ohne daß ich eine andere Absicht dabei gehabt als die, meine Mußestunden auf eine zugleich belehrende und erheiternde Weise auszufüllen." So lautet eine Stelle der bescheidenen Vorrede. Wie prächtig, wenn alle Geldmänner auf irgend einem Gebiete des geistigen Lebens einen ähnlichen Sinn bewährten!

New-York, Juni.

Das Dienſtbotenweſen. — Miethweſen. — Kunſt und Literatur.

Nach den Weibern im Allgemeinen ſind hier die Dienſtboten, zumal die weiblichen, am meiſten begünſtigt; auch ſtreift in der Regel das Betragen dieſer Claſſe an Frechheit, weil ſie gleich bei der Landung durch dieſen oder jenen Landsmann oder guten Freund von ihren Anſprüchen und Rechten hinlänglich unterrichtet und damit gleich zur Brutalität angehalten werden. Die Mehrzahl der hier Dienenden ſind Neger beiderlei Geſchlechts, Mulatten, Iren und Deutſche; Amerikaner und Amerikanerinnen haben einen ſolchen Abſcheu gegen alles, was an Dienſtbarkeit und Abhängigkeit ſtreift, daß ſie ihre Kinder nicht dazu hergeben, ſondern ſie in die zahlreichen Fabriken als „Gehülfen“ und „Gehülfinnen“ bringen. Jeder Dienſt im Familienkreiſe, wie in den Wirths- und Boardinghäuſern, d. h. in ſolchen Privathäuſern, wo Koſt und Wohnung gegeben wird, wird von Fremden, von Eingewanderten verrichtet. Die Iren kommen, meiſt zu dieſem Zwecke, allwöchentlich zu Tauſenden auf den Liverpooler Dampfſchiffen an und man merkt die Ankunft eines ſolchen Schiffes daran, daß man in den Gaſſen von Weibern mit der Frage angeredet wird: „Haben Sie ein Mädchen nöthig?“ Bedarf man eines ſolchen, ſo wird der Handel noch auf der Gaſſe abgeſchloſſen und man nimmt den erbeuteten Schatz, deſſen ganze Habe in der Regel in einem am Arm getragenen Bündelchen beſteht, mit nach Hauſe. Man hat aber nicht ſelten eine große Plage in's Haus bekommen, indem dieſen Geſchöpfen an Frechheit, Unverſchämtheit und Dieberei, in der Regel auch an Schmutz nichts gleich kommt, ſo daß man Gott danken muß, ſie nöthigſt ſchnell wieder los zu werden. Das koſtet aber Geld, zumal bei dem bedeutend hohen Lohne; wenn eine Herrſchaft das Dienſtmädchen entläßt, muß ſie den voraus bedungenen monatlichen Lohn voll bezahlen, wenn ſie nicht vor Gericht klagbar werden will, was das Doppelte, ja Dreifache koſten würde, da das Gerichtsverfahren hier ſehr theuer iſt. Miethet man ein deutſches Mädchen, ſo hat man eine große Laſt, indem man es wegen ſeiner Unkenntniß der engliſchen Sprache nur im Hauſe, außerhalb deſſelben auch nicht zum kleinſten Einkaufe verwenden kann, folglich alle Wege und Einkäufe ſelbſt machen muß. In der Regel ſind auch dieſe deutſchen Mädchen der Abhub der Nation, indem alles, was als faul, trotzig, diebiſch und ſittenlos im Vaterlande nicht fortkam, hieher ſtrömt, was mit dreißig Thalern bewerkſtelligt werden kann. Trotz der Untüchtigkeit dieſer Mädchen werden ſie doch geſucht, weil ſie immer noch etwas beſſer als die iriſchen ſind, welche letztere nur den Vorzug vor ihnen haben, ſehr tüchtige Arbeiterinnen zu ſeyn und wenigſtens nothdürftig engliſch zu ſprechen. Gefällt es nun einer Magd oder einem Diener aus irgend einem Grunde in einem Hauſe nicht, ſo ſchnüren ſie ihren Bündel und gehen, ohne ein Wort vorher geſagt zu haben, wobei man ihnen den vollen Lohn geben muß, wenn der Monat ausgehalten wurde, ſonſt bekommt der Abgehende nichts. Nun ſtelle man ſich die Verlegenheiten vor, die durch einen ſolchen oft völlig unerwarteten Abgang im Hausſtande entſtehen müſſen. Da muß denn die Hausfrau oft Tage und Wochen lang die Dienſtmagd ſpielen, bis es ihr geglückt, ein neues Mädchen zu finden, was oft ſehr ſchwer hält, da trotz der ſtarken Einwanderung doch dem Bedarfe nicht immer Genüge geleiſtet wird. Und nach Verlauf eines Monats, einer Woche, ja ſogar weniger Tage kann man ſich wieder in derſelben unangenehmen Lage befinden, da das dienende Subjekt ſicher auf der Stelle abzieht, wenn ihm irgendwo ein höherer Lohn geboten wird. Wahrlich, hier iſt es ſchwerer als ſonſt irgendwo, einem Hausſtande vorzuſtehen! Will man einen Dienſtboten behalten, ſo muß man wie mit einem Bruder oder einer Schweſter mit ihm umgehen und in kleineren Hausſtänden ihn ſogar mit an den Tiſch nehmen. Vor allen Dingen darf man ſich nie des Wortes Dienſtbote gegen denſelben bedienen, was als eine tödtliche Beleidigung angeſehen würde; ein weibliches Weſen der Art heißt „Gehülfin,“ ein männliches „Gehülfe.“ Ferner muß man ſich des Befehlens gänzlich entwöhnen und jeden zu leiſtenden Dienſt mit den höflichſten Worten erbitten. Als eine Eigenthümlichkeit der hieſigen Dienſtmädchen muß ich noch bemerken, daß keine das Haus auch nur auf eine Minute ohne Hut verläßt; zu ſelbſt im Hauſe ſieht man ſie in der Regel mit einem ſolchen auf dem Kopfe; ſie ſind alſo in der That immer reiſefertig. Das erſte, was eine hier landende Magd lernt, iſt, wahrhaft unverſchämt großen Lohn zu fordern, das zweite, nicht ohne Hut auf die Straße zu gehen, das dritte, der Herrſchaft bei der geringſten Veranlaſſung zur Unzufriedenheit ohne Weiteres den Rücken zu kehren. Kann ſie »yeſs und no« ſagen, was ſchnell erlernt und bis zum Ekel angebracht wird, ſo glaubt ſie, als engliſch ſprechend gleich größere Anſprüche machen zu dürfen, und erhöht man den Lohn nicht, ſo zieht ſie ſicher ab, da ſie eines andern Dienſtes gewiß iſt. Unter den Iren gibt es oft außerordentlich tüchtige Arbeiterinnen, die in dieſer Hinſicht die Deutſchen weit hinter ſich laſſen und in großen Haushaltungen deßhalb, trotz ihrer großen Fehler und Laſter, geſucht werden; allein das iſt auch das einzige Gute, das man ihnen nachrühmen kann. Es verſteht ſich, daß unter ſolchen Umſtänden ein trauliches Verhältniß zwiſchen Herrſchaft und Dienſtboten, wie man es namentlich in Frankreich findet, wo alte Diener und Dienerinnen als Familienerbſtücke faſt in jedem einigermaßen angeſehenen Hauſe zu finden ſind, ſich nicht bilden kann. Hier wird, wie in allen andern Dingen, nur dem augenblicklichen Bedürfniſſe Genüge geleiſtet, und Dienſtboten, die Jahre lang bei einer und derſelben Familie ausharrten, gehören zu den großen Seltenheiten. — Was die männlichen „Gehülfen“ betrifft, ſo würden ſolche ſich nie herbeilaſſen, Livree zu tragen; ſieht man einmal eine ſolche, ſo ſind es gewiß ausländiſche

Diener, die mit ihren Herrschaften herüber gekommen sind. Ich glaube nicht, daß die Dienerschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten Livree trägt, so sehr ist jeder Anschein von Dienstbarkeit verpönt.

Auch im Miethwesen herrschen hier Sitten und Gebräuche, die von den europäischen durchaus verschieden sind. Nur beim Miethen von Kaufläden, Wirths- und Boardinghäusern ist es gebräuchlich, auf länger als einen Monat zu „renten;“ so und nie anders drückt man sich aus. Bevor man die „gerentete“ Wohnung bezieht, bezahlt man den Miethpreis auf einen Monat voraus und kann nach Verlauf desselben, ohne dem Hauswirthe zuvor ein Wort gesagt zu haben, wieder ausziehen. Gebunden ist man nur für den Fall, daß man eine sogenannte »Lease« genommen, d. h. sich auf so und so viele Jahre zum Behalten der Wohnung verpflichtet und zugleich einen vollgültigen Bürgen gestellt hat. Auch hiebei muß die Rente auf ein Viertel- oder Halbjahr voraus bezahlt werden. Wenn nun der Miether, der keine Lease (Pachtbrief) genommen hat, schon nach einem Monat wieder ungehindert ausziehen darf, so hat dagegen der Vermiether nur in dem Falle, daß die Rente nicht zur bestimmten Zeit bezahlt worden, das Recht, seinem Insassen die Wohnung vor dem ersten Mai, der hier der allgemeine Umziehtag ist, zu kündigen oder ihn zum Ausziehen zu zwingen. An die Sachen des Miethers kann er sich auf keinen Fall halten, sondern muß sie ihm unter allen Umständen lassen; er hat nur das Recht, ihm zum ersten Mal die Wohnung dadurch zu nehmen, daß er seine Sachen vor die Thüre stellen läßt. Dieses Gesetz ist augenscheinlich zu Gunsten der Aermeren den Reichen gegenüber gemacht worden; es begünstigt erstere auffallend, während es letztere Verlusten und Unannehmlichkeiten in Menge aussetzt. Unter diesen Verhältnissen wird nicht nur täglich, sondern stündlich umgezogen, und man begegnet in jeder Gasse, zu jeder Tageszeit Karren mit Hausgeräthschaften. Einem saumseligen Bezahler wird die Wohnung sogleich genommen und er hat sich demnach nach einer andern umzusehen, wenn er nicht unter freiem Himmel campiren, oder nach einem Wachthause gebracht werden will, wohin man alle Obdachlosen bringt, die von den Watschmen bei Nacht angetroffen werden, und von dort vor den Richter, wo sie sich über den Grund ihrer Obdachlosigkeit auszuweisen haben. Können sie das nicht, so werden sie als verdächtige Subjecte noch länger festgehalten und der genauesten Untersuchung über ihr Treiben wie über ihr vergangenes Leben unterworfen. Dadurch ist man vielen großen Verbrechern auf die Spur gekommen.

Daß die Kunst in Amerika noch auf der niedrigsten Stufe steht, und daß darin von den Amerikanern bis jetzt so gut wie nichts geleistet worden, habe ich schon in meinen frühern Skizzen bemerkt. Dieß kann aus verschiedenen Gründen nicht anders seyn. Einmal hatten die Bewohner der Vereinigten Staaten einen harten und hartnäckigen Kampf um ihre politische Existenz und Freiheit zu bestehen, und dann einen gleichen für ihren Handel und ihre Gewerbe. Im letzteren sind sie, so seltsam dieß ihrem kolossalen Handel und ihrem außerordentlichen Reichthum gegenüber klingen mag, sogar jetzt noch begriffen, und zwar weil mit jeder Woche, ja mit jedem Tage Tausende von völlig Besitzlosen hieher strömen, die, bevor sie an etwas anderes denken können und denken dürfen, vor allen Dingen erst ihre Existenz sichern müssen, was sie nur durch den Handel, durch die Gewerbe und den Ackerbau können. Was hier von Künstlern anlangt, war in der Regel nicht im Stande sich im Vaterlande geltend zu machen, folglich kann von diesen für die Förderung der Kunst, wie für die Ausbildung des Geschmacks wenig oder nichts geschehen; im Gegentheil tragen sie nur dazu bei, letzteren zu verderben, indem sie, um bestehen zu können, dem amerikanischen Ungeschmack Vorschub leisten. Man kennt also bis dahin noch keinen amerikanischen bildenden Künstler von hervorragendem Talent, keinen, der in Europa genannt zu werden verdiente. Dabei steht der Kunstgeschmack hier noch auf einer so niedrigen Stufe, daß die Anerkennung eines Künstlers allein von dem Rufe abhängt, den er sich in der alten Welt erworben, und nie dürfte irgend wer auf Erfolg rechnen, der solchen nicht schon im reichlichsten Maße in Europa errungen. So machten Jenny Lind und andere allein deßhalb Furore, weil sie in Europa die Gefeierten waren, und die Amerikaner spendeten ihnen nicht ihres Talentes wegen, sondern nur deßhalb unermeßlichen Beifall, weil sie gefürchtet hätten, in der alten Welt für Barbaren ausgeschrien zu werden, wenn sie karg damit gewesen wären. Daß man die Plätze in den Concerten solcher Berühmtheiten mit wirklich lächerlichen Preisen bezahlt, hat seinen Grund im amerikanischen Geldstolz, der kein Opfer scheut, wo es darauf ankommt, solcher Eitelkeit zu fröhnen. „Wir können, ohne daß es uns stört, zwei bis dreihundert Dollars für einen Platz im Theater oder im Concert bezahlen,“ sagt der Amerikaner mit höchster Selbstbefriedigung, und dieß allein treibt ihn zu solchen künstlerischen Produktionen.

Eben so steht es mit der Literatur. Zwar haben die Amerikaner einige bedeutende Schriftsteller im Fache des Romans gehabt; allein außer diesen wenigen, die obendrein ihre Bildung der alten Welt verdanken, gibt es keine Dichter von hervorragendem Talent, und so dürfte es wohl noch eine Zeitlang bleiben, da wenig oder nichts geschieht, um einheimisches Talent und Genie zu fördern. — Ein Werk, das als eine schwache Nachahmung der Sueschen »mystères de Paris« betrachtet werden muß, führt den Titel: »the miseries and mysteries of Newyork,« und hat einen gewissen Reddy Bundlein zum Verfasser. Es ist für den gebildeten Geschmack völlig ungenießbar; ich wenigstens habe mich nur mit Mühe und Ekel hindurch arbeiten können und bedaure die Zeit, die ich darauf verwendet. Allein eben das, was mir daran zuwider war, machte das Glück dieses Buches in Amerika, die darin aufgehäuften Greuel und die krasse Schilderung der scheußlichsten Verbrechen. Nach den »miseries and mysteries« zu urtheilen, müßte man Newyork für eine große Mord- und Raubhöhle halten und dürfte es kaum wagen, eine Stunde nach Dunkelwerden seine Wohnung zu verlassen. Man behauptet, viele im Buch vorkommende Personen, und zwar die allerscheußlichsten, seyen wohlgetroffene Porträts, und da fast jeder sie kennt, sind sie für immer gebrandmarkt. Der Verfasser beruft sich auf den Nutzen, den sein Werk geschafft, indem mehrere Spielhöllen und Bordelle von der Polizei ausgenommen worden, nachdem

er ihre Wohnsitze genau bezeichnet. Dem mag wirklich so seyn; allein nach meiner Ansicht stiften Bücher der Art tausendmal mehr Schaden als Nutzen, indem sie nicht nur den Geschmack, sondern auch, was noch schwerer in's Gewicht fällt, die Moral verderben und zugleich die Phantasie jugendlicher Individuen beschmutzen. Wunderbar genug hat, so viel ich weiß, das Werk keinen Uebersetzer in Deutschland gefunden — möge es auch keinen finden! Der Verfasser, der so viele gräßliche Kerkerscenen schildert, bekam Gelegenheit, zu erproben, ob er der Wahrheit nicht zu nahe getreten; er selbst wurde mehrere Jahre eingesperrt, nachdem er sich bei einem Volksaufruhr betheiligt. — Ein höchst schätzbares und interessantes amerikanisches Werk ist die „Geschichte der Regierung Ferdinands und Isabellas der Katholischen," von W. Prescott (History of the Reign of Ferdinand and Isabella, the Catholic of Spain), wovon in wenigen Jahren fünf Auflagen sowohl in England als in Amerika, erschienen. — Der eigentliche Amerikaner liest kaum etwas mehr, als seine in der That riesenhaften, im Ganzen äußerst schlecht-redigirten Zeitungen, die denn freilich bei ihrem Umfange einen bedeutenden Theil seiner Zeit in Anspruch nehmen. Die Zeitungen aber werden von allen fast ohne Ausnahme, vom Bankier der Weststreet wie vom Karrenführer und dem Waschweibe, schon des Nutzens wegen gelesen; denn ohne Nutzen thut hier keiner auch nur das geringste. Bei dem riesenhaften Umfang dieser Zeitungen könnte man doch erwarten, in den colossalen Spalten hin und wieder irgend etwas den Gebildeten Interessirendes über Kunst und Wissenschaft zu finden. Aber nein, außer dürftigen, oft parteiischen Nachrichten über die hiesigen, höchst mittelmäßigen Bühnenleistungen oder hier gerade anwesende Celebritäten findet man fast nichts der Art darin, wenn sich nicht dann und wann die Uebersetzung eines europäischen Artikels dahin verirrt, wie in der letzten Zeit die Artikel über die große Industrieausstellung in London, die auch wohl nur deßhalb so reichlich ausfielen, weil man sie nicht erst zu übersetzen, sondern nur aus den englischen Blättern nachzudrucken brauchte. Was die Anzeigen betrifft, so herrscht darin eine wahrhaft babylonische Verwirrung: alles steht durcheinander. Gewöhnlich fängt das Blatt mit Anzeigen aller Art an, dann folgen Nachrichten aus verschiedenen Ländern Amerikas; ihnen folgen Markt- und Handelsberichte, europäische Nachrichten, wieder Anzeigen, wieder Berichte aus verschiedenen Gegenden Amerikas; wieder Anzeigen, telegraphische Berichte; Anzeigen machen den Schluß; kurz, man weiß nie, wo man das, wofür man sich augenblicklich am meisten interessirt, zu suchen hat. Wenn hier ein großes Tageblatt auf Actien begründet und nach dem Muster der besseren europäischen Blätter in englischer Sprache herausgegeben würde, dürfte man auf außerordentlichen Gewinn rechnen; der Unterschied würde schnell begriffen und der aus der Ordnung entspringende Vortheil vom höchst praktischen Amerikaner gehörig gewürdigt werden. Eigentlich belletristische Zeitschriften sind mir noch gar nicht zu Gesicht gekommen, außer magern Sonntagsblättern, Anhängseln der Zeitungen; aber sie sind völlig ungenießbar und bringen nur Nachgedrucktes aus deutschen oder englischen Zeitungen. Die unter den hiesigen Deutschen gelesenste Zeitung ist die in deutscher Sprache redigirte „Staatszeitung," die eine Auflage von 10,000 Exemplaren haben soll. Von den in englischer Sprache erscheinenden sind „Tribune," „Herald" und „Sun" die gelesensten. Die Preise dieser Riesenblätter sind im Verhältniß sehr mäßig; man bekommt sie für einen hiesigen Schilling, also ¼ Dollar, die Woche, im Jahre für 52 Schillinge oder 6½ Dollar.

Königsberg in Preußen, Juni.

(Schluß.)

Masuren.

Die homerische Gastfreundschaft der Heroen iſt aus dem Tugendkanon der modernen Völker längſt geſtrichen, und das ſchien auch mein Gentleman-Schmuggler wohl zu wiſſen. Als ich ſeine unverſchämte Forderung mit der nothwendigen Modifikation befriedigt, erbot er ſich aus freien Stücken mich nach S. zu begleiten. Die Entfernung ſey zwar nicht mehr groß, der Weg führe jedoch über einen See, und wenn gleich für die Feſtigkeit der Eisdecke nicht zu fürchten ſey, ſo könnte doch leicht ein unkundiger Fuhrmann bei der Dunkelheit der Nacht in eine der tiefen Wunen gerathen, welche die Fiſcher in das Waſſer gehauen. Ich nahm das Anerbieten gerne an, ſtaunend über die edle Uneigennützigkeit. Als ich den Schlitten beſtieg, erkannte ich ihren Grund: der ſchwere Ballen des Juden war aufgeladen.

Mein Freund war boshaft genug, mich auszulachen, als ich ihm bei dampfender Bowle das ausgeſtandene Ungemach klagte und ſatiriſch die vollendete Schönheit ſeiner heimiſchen Wildniß mit beredter Zunge pries. „Schlafe,“ meinte er, „den Aerger und die Ermüdung aus und morgen vielleicht wirſt du mit andern Augen ſehen. Gute Nacht!“ — Es mußte noch früh ſeyn, da wurde ich durch ein unbeſtimmtes, verworrenes Geräuſch geweckt. Zuerſt glaubte ich Glockengeläut zu hören, dann die Töne einer Orgel und feierlichen Chorgeſang. — „Willſt du mit zur Kirche gehen? Sie liegt ganz in der Nähe, nur wenige Schritte. Fröhliche Weihnachten!“ — Der gutgemeinte Wunſch rief trübe Erinnerungen wach. Heute vor einem Jahr ſchilderte ich hundert Meilen von der Heimath auf einem Feldpoſten. Kein fröhliches Feſt war damals den Meinen beſchieden. Neben dem Krankenbette der ſiechen Mutter ſtand der ſchwarze Sarg einer geliebten Schweſter, die wenige Tage vorher der Tod abgerufen. Der Bruder durfte nicht kommen, den letzten Kuß auf die erkaltete Wange zu drücken, er durfte nicht kommen, den Angſtſchweiß von der feuchten Stirn der Mutter zu reiben. Er hatte Beſſeres zu thun, er bewachte ein Schilderhaus. Und als er den traurigen Gedanken nachhängend den Offizier nicht zeitig genug bemerkte, der die Runde macht, da ſperrte man ihn des nächſten Tags in den Arreſt. — Um ihn her rieſen ſich die Bekannten auf der Straße zu: fröhliche Weihnachten! — Ganz gewiß, fröhliche Weihnachten!

Wir gingen nach dem Gotteshauſe. Die Kirche ſtrahlte in reichem Lichterglanz; Wände und Altar waren munter geſchmückt mit grünen Tannenreiſern. Die Landleute in ihren maleriſchen Trachten waren aufrichtiger Andacht hingegeben. Eine Kinderſchaar, Knaben und Mädchen, in weißen Gewändern, bewegte ſich paarweiſe in langſamem Schritt durch die Gänge, in der Linken eine flammende Kerze, mit der andern Hand unter Geſang Tannenzweige ſtreuend. Das iſt die Morgenandacht, mit der hier das Chriſtfeſt eingeleitet wird. Darauf beſtieg der Geiſtliche die Kanzel. Nach beendigter Feier begaben ſich viele der Anweſenden zum „Eſſuris“ in das Herrenhaus, eine alte Sitte, wohl ein Reſt der ehemaligen Leibeigenſchaft. Man beſchenkt den Gutsherrn mit einer Quantität feiner Wolle von den Herbſtlämmern und die Geber werden dagegen von demſelben mit einem Frühſtück bewirthet. Ich habe den Gebrauch in keiner andern Gegend wiedergefunden, er gehört Maſuren ausſchließlich an. Durch beſondere Feſtlichkeiten wird indeß Weihnachten nicht begangen; deſto mehr gibt es deren am „Plun,“ dem Tage der erſten Ausſaat. Fort iſt der Schnee, es ſprießen die Gräſer, mit dem Schmuck des Laubes kleiden ſich die Wälder neu:

> Diffugere nives, redeunt iam gramina campis,
> Arboribusque comae.

Wenn der Pflüger ſein Geſchäft beendigt hat und das Saatkorn nunmehr der treibenden Erdſcholle anvertraut werden ſoll, verſammeln ſich die Bewohner eines Dorfes bei einigen Fäſſern Bier. Der Vorſäer, insgemein der Schulze, ſpricht einige Verſe, in denen Sonne und Sterne um Licht und Wärme für Früchte, Kraut, Vieh und Menſchen, die Wolken aber als die Spender alles Reichthums für Haus und Scheune um ihren Segen gebeten werden, faßt dann mit den Zähnen den Rand einer gefüllten Schale, trinkt ſie aus, ohne ſie mit den Händen zu berühren, und wirft ſie zuletzt mit dem Munde rückwärts über den Kopf. Damit iſt gleichſam die officielle Feierlichkeit abgethan; mit Trinken und Schmauſen, unter Jubel und Tanz und Geſang wird das Feſt fortgeſetzt. Damit wechſeln harmloſe Scherze; namentlich ſuchen die jungen Mädchen unbemerkt und hinterrücks die Männer mit Waſſer zu überſchütten, aber ſchnell und geſchickt, denn wehe derjenigen, die mit dem ungeleerten Gefäß ertappt und feſtgehalten wird. Es hilft nichts, ſie muß durch den Kreis aller Anweſenden durchſchreiten und jeder Burſche hat das Recht, einen Kuß von ihr zu fordern, den ſie nicht verweigern darf. Ohne Zweifel iſt der Plun das modernſirte Frühlingsfeſt, wie wir daſſelbe bei der Ankunft des deutſchen Ordens in Maſovien und deſſen Nachbarländern antreffen, im Kulmerlande, Galinden u. ſ. w. Es war Pergubrius, dem Gotte des Wachsthums, dem Beſchützer und Pfleger der Feldfrüchte heilig; auch Perkunos wurde um Regen und Sonnenſchein angefleht, Swaixtigz, der Herr der Sterne, um Wärme und Licht, Pikullos ſollte die ſchädlichen Geiſter von den Saaten

ferne halten und zum Schluſſe folgte das Lobgebet des Prieſters auf Pelwitte, deſſen Attribut das Füllhorn iſt. Sogar das Experiment mit der Schale wird von Lucas David mit einer unweſentlichen Aenderung bei der näheren Beſchreibung der religiöſen Feſte der alten Preußen erwähnt.

Aehnliche Ceremonien gehen dem erſten Austreiben des Viehes auf die Weide voraus. Da haben die Hirten ihre abſonderlichen Bräuche, ihre uralten Sprüche und Verſe, und es iſt ganz unerläßlich, daß dieſe hergeſagt werden in der feſten Ordnung und Weiſe, wie hergebracht; ſonſt könnte auf Walpurgis ein Nachbar dem andern die Kühe beſprechen, daß ſie Blut ſtatt Milch geben, oder völlig dahin ſtechen. Der Aberglauben ſpielt überhaupt bei den maſuriſchen Landleuten eine bedeutende Rolle. Obenan ſteht der böſe Blick. Der Maſure hält ferner mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit darauf, daß gewiſſe Geſchäfte nur an gewiſſen Tagen vollzogen werden. So wird z. B. an keinem Donnerſtag geſponnen. Eine alte Frau erzählte mir einſt ſehr ernſthaft, ſie habe an einem Donnerſtag Abends wider die Sitte beim Spinnrocken geſeſſen; da ſey ihr ein warnendes Zeichen erſchienen. Ein blutigroth umſäumter Arm habe ſich plötzlich unter Gekrach der Fenſter und lauten Schlägen gegen die Thüre drohend aus einem ſpinnenwebenbekleideten Raum in der Ecke in die Höhe gereckt und eine Stimme gerufen:

Sieh', was ich gewonnen,
Als ich Donnerſtags geſponnen!

Die Spinnſtuben bringen in das maſuriſche Bauerleben ein höchſt charakteriſtiſches Element. Der Boden eignet ſich vorzüglich für die Flachskultur; und dieſelbe hat im Lande eine hohe Stufe erreicht. Die Winterabende ſind lang, das Spinnen füllt ſie paſſend aus. Auf dem Herd oder Kamin praſſelt luſtig das Feuer, und im Kreiſe ſitzen die Mägde. Wenn draußen alle Verrichtungen beſorgt ſind, erſcheinen die Knechte, Beſuche aus andern Gehöften hoſpitiren auch wohl; hier zartes Liebesgeflüſter, dort hämiſche Médiſance. Es iſt kein ſo großer Unterſchied zwiſchen Salon und Hütte. Wenn die Flachsvorräthe aufgeſponnen ſind, wird von jedem Hausvater ein „Flachstalg“ ausgerichtet, eine Reihe bunter Feſte, welche für die harte Arbeit des Frühlings und Sommers entſchädigen müſſen.

Als mein Freund mit mir aus der Kirche zurückgekehrt war, führte er mich durch ſeine Wohnung. Auf einigen Comfort hatte ich gerechnet; aber die ſchöne Bibliothek, und vor allem das reiche Gewächshaus überſtiegen meine Erwartung. Dergleichen in Maſuren, dem Lande der Wildniß und Oede! — Der Freund ahnte, was ich dachte. — „Unſer Land,“ meinte er lächelnd, „iſt allerdings nicht durch üppige Fruchtbarkeit geſegnet. Nur mühſam ringt der Bauer dem ſandigen Boden den kärglichen Unterhalt ab. Die Kultur iſt zurück, ich gebe es zu, in vieler Hinſicht. Noch bleibt viel zu thun, namentlich für die geiſtige und ſittliche Hebung des Volks. Aber ihr thut uns Unrecht, wenn ihr Maſuren als rauhe, unwirthbare Wüſte verſchreit, bewohnt von Halbwilden. Das Land hat wie jedes ſeine eigenthümlichen Schönheiten. Du wirſt nicht leicht maleriſchere Winterlandſchaften finden, als dieſe waldgekrönten Höhen und Schluchten, belebt durch fröhliche Jagdzüge, dieſe ſpiegelglatten, weiten Seen, belebt durch Schlittſchuhläufer und dahinſtürmendes Schellengefährt. Glaube nicht an das Geſchwätz von Bären und Wölfen. Wild gibt es freilich in Menge und von jeder Art, Hirſche und Eber; manches männliche Vergnügen danke ich ihnen. Sprich uns auch nicht jeden Kunſtſinn ab, noch weniger das Gefühl für ein behagliches Leben. Du ſiehſt, wie ich ſelber wohne, und mein Haus gleicht dem der andern Gutsbeſitzer; bei vielen kannſt du außerdem Gemäldeſammlungen finden, ſelbſt Statuen.“

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 32. **8. August 1852.**

Fließ, der Freiheit heilig, Ehrfurchtszähre!
Opferhelden schlummern hie.
Schauervoll und blutig war die Scene;
Sinkend, sterbend siegten sie.

Eichen gleich in schwarzen Ungewittern,
Standen sie in Rauch und Brand,
Weihten sich dem Tode ohne Zittern,
Dir, für dich, o Vaterland!

Am Stahl.

Episode des Gedichts „der Tag von St. Jakob."

Von Otto Roquette.

„Waldmeisters Brautfahrt" hat sich zahlreiche Freunde erworben. Wir glauben denselben etwas Angenehmes zu erweisen, wenn wir sie durch eine Probe auf die eben erschienene epische Dichtung des Verfassers (J. G. Cotta'scher Verlag) aufmerksam machen.

Von allen Thürmen Basels hallt Geläut,
Sturmglockentöne durch die Lüfte schauern,
Die Bürger stehn mit Beben auf den Mauern,
Und sehn das Schlachtgewühl, das fern sich beut.
Wie auf den Wassern, leicht vom Wind bewegt,
Das Sonnenlicht in tausend Funken zittert,
So auf dem Schlachtfeld, strahlend, funkelnd regt
Der Glanz von Helm und Harnisch sich, und trägt
Fernhin den Anblick, wie die Schlacht erbittert
Bald hier sich drängt, bald dort in Gruppen splittert.
Zertreten sind die Aehrenfelder; reich
Noch wogten sie, als heut der Morgen graute;
Zerstampft der Wiesen Teppich, duftig weich;
Dort tönen jetzt verworrne Schlachtenlaute.
Es wirbelt Staub und Dampf, es tönt Geschrei;
Verfolgung, Flucht und Angriff stürmt vorbei.
Zuweilen jaget ein versprengtes Roß,
Des Reiters ledig, bis zur Stadt herbei,
Bis es im Blut, das seiner Stirn entfloß,
Zu Boden stürzt mit jähem Todesschrei.

Und durch die Stadt geht wirrendes Gedränge,
Zur Kathedrale strömt die Volksmenge.
Die Orgel rauschet mächtiges Getön,
Gesang weht schwellend durch die Säulenhöhn;
Ein Weihrauchwirbel spielt vom Hochaltar,
Der Bischof stehet segnend auf den Stufen
Und auf den Knien liegt eine Männerschar,
Um Siegeskraft den Himmel anzurufen.
Noch zwar ist Basel nicht im Schweizerbunde,
Doch längst befreundet mit den Eidgenossen,
Und jetzt in so verhängnißvoller Stunde
Ist es zur Freundeshülfe rasch entschlossen.
Schnell trat zusammen eine kühne Schar,
Den Söhnen des Gebirgs in der Gefahr
Zu helfen mit beherzten Kampfgelüsten.
Der Bürger reich beschertes Wohlstand hat
Kein Gold gespart, sie bestens auszurüsten.
Der Bischof weiht das Banner seiner Stadt;
Noch einmal dröhnt des Orgelchors Gebraus,
Die Schar der Kämpfer zieht zum Dom hinaus.

Das Stadtthor öffnet ſich, und muthig ſchreiten
Sie zu des Schlachtfelds dröhnenden Gebreiten.

Doch zu St. Jakob an geweihter Stätte
Liegt Mancher ſtumm ſchon auf dem Schlachtenbette.
Sturm trifft auf Sturm. Es ſchleudert der Franzos
Geſchoß jedweder Art. Jezt mit Getos
Erdröhnen Donnerbüchſen, ein noch ſelten
Und fürchterlich Gewaffen. Pfeifend reißt
Die Kugel fort, die ſich zur Wehre ſtellten.
Es ſauſet Pfeil und Wurfgeſchoß, und gleißt
Im Sonnenlicht. Nun krachen Schleudersſteine,
Und ſtürzen hin mit fürchterlichem Walten.
Sturmböcke rennen an, und im Vereine
Mit Feuerſchlünden brauſt es auf die Mauer.
Noch aber ſteht ſie; ihre Quadern halten
Zweimal des Sturmlaufs Krachen, Graus und Schauer.
Und oben ſtehn mit grimmem Todesmuth
Die Eidgenoſſen, ſchleudernd, hauend, ſtechend;
Wo Einer niederſtürzt in ſeinem Blut,
Tritt ſchon der Andre ein, den Tod ihm rächend.
Es ſtürzen ſcharenweis vor ihren Streichen,
Vor ihrer Waffen kaltem Todesgruß
Die Armagnaken. Gräßlich hebt von Leichen
Sich ſchon ein Wall auf von der Mauer Fuß.
Und ſo wie drüben, hier auch. Rings den Raſen
Des Kirchhofs deckt ein Teppich purpurroth;
Sie, die ſchon Tauſende dem Tod erlaſen,
Zu hundert liegen hier auch ſie nun todt.
Jezt eine Weile ruht der Schlachtenreigen,
Durch's Leichenfeld geht grauſes, dumpfes Schweigen.
Des Krieges Furie reckt die müden Glieder,
Zu neuem Flug zu kräft'gen ihr Gefieder.
Die Eidgenoſſen ſchauen ſtarr und ſtumm
Mit Seufzen und mit Grimm im Kreis herum.
Jedwedes Auge, jede Mannesbruſt
Sieht Jammerſchau, fühlt ſchmerzlichen Verluſt. — —

Den dritten, wildſten Sturm beginnt der Feind.
Mit letzter Kraft wälzt auf die Mauerwehr
Sich tobend, brauſend, das Franzoſenheer.
Habt ihr gehört die ſchauerliche Kunde
Vom Bergſturz, da in ſeinem Felſengrunde
Der Berg gewankt, und krachend rollte nieder?
Mit Donnertone löſen ſich die Glieder
Des Bergs, und ſtürzen taumelnd, ohne Zahl,
Als Felslawine nieder in das Thal.
Vorm wilden Andrang bäumt ſich auf der See
In einz'ger ungeheurer Rieſenwelle,
Und brauſet den Berg genüber in die Höh,
Und ſtürzt zurück in ſchäumend reißender Schnelle,
Und überfluthet das geraubte Bette,
Und eh er ſelbſt noch weiß, wohin ſich winden,
Kann er durch des gewühlten Thales Stätte
In tauſend Bächen erſt ſich wiederfinden.

So tobt des Feindes Andrang brauſend her.
Die Mauer ſtürzt, und über Schutt und Leichen
Hinüber ſtrömet das Franzoſenheer.
Nun Siegsgeſchrei! Die Eidgenoſſen weichen.
Nach ſprengt die Reiterei; doch ihr entgegen
Schwirrt ſauſender Geſchoſſe Hagelregen.
Mit jeder Ordnung iſt es jezt vorbei,
Und Wuth und Mord und Rache walten frei.
Nicht hoff' auf Mäßigung, wo Leidenſchaft
Die Lebensgeiſter wild zuſammenrafft,
Wo all des Leibs, der Seele Fibern beben,
Auf's Eine Ziel vernichtend hinzuſtreben.
Bald hier, bald dort in Gruppen wirrt die Schlacht,
Und über Gräbern allumher erwacht
Der Einzelkampf. Die Armagnaken ſind
Des Tages Beute. Blut'gen Anblick beut
Das Feld, von ihren Leichen überſtreut.
Die Stund iſt da, in der mit Waffenpracht
Die Reiterei den Reigen führt der Schlacht.
Doch hier auf hüglig unterbrochnem Plan
Kann ſie entfalten nicht die blanken Flügel;
Man ſpringt vom Pferd, das ſcheut mit freiem Zügel,
Man drängt von neuem ſich auf ebne Bahn. — — —

Jezt auf dem Gipfel ſtand die Todesſchlacht,
Und alle Gräuel brachen los mit Macht.
Nicht galt der Kampf jezt mehr dem Vaterland,
Für's eigne Leben rächend ſicht die Hand.
Noch ſterbend greift zur Wehr die matte Hand,
Schon ſinkend wird noch Streich um Streich entſandt.
Mit Waffen, ſchon zertrümmert und zerbrochen,
Wird noch der Brüder bittrer Tod gerochen.
Aus ihren Wunden reißen ſie den Pfeil,
Der ſchon die Bruſt durchbrach als Todeskeil;
Getaucht in's Blut, das eben er erſchloſſen,
Wird auf den Feind er ſach zurückgeſchoſſen.
Die letzte Burg jezt wird das Hoſpital;
Beſezt ſind Thür und Fenſter allzumal.
Wie ſich der Löwe wehrt in ſeinem Hauſe,
So kämpft die letzte Schar in Zell und Klauſe.
Doch auch die letzte Schar ſoll hier verderben,
Sie ſoll, ſo will's der Feind, in Flammen ſterben.
Pechkränze fliegen flammend auf das Dach,
Die Flamme zündet, züngelt, lodert ſach
Mit Glutenarmen über Dach und Mauer.
Die Männerherzen packt ein Todesſchauer.
In Flammenqualm, in Trümmern hier verderben?
Nein, laß uns draußen kühn und muthig ſterben!
Dem Wort folgt ſchnelle That. Es ſprengt das Thor
Mit Kolbenſchlägen herzhaft Valentin;
Als Erſter ſtürzt er aus der Thür hervor,
Verwundet auch als Erſter ſtürzt er hin.
Auf rafft er ſich noch einmal. Blutend ſpringt
Er in der Feinde Schar, und ficht und dringt

Schon taumelnd in der Panzer eherne Kette,
Die raſſelnd rings umrauſcht die Todesſtätte.

Da plötzlich tönen nah und fern Fanfaren
Zum Rückzug. Stutzend ſtehn die Feindesſcharen —
Zurück denn! — Ha, ob neu die Schlacht begann?
Da drüben tobt's, die Basler rücken an. —
Gelichtet iſt vom Feind das blut'ge Feld,
Doch welchen Anblick bietet rings der Plan!
Wende dich, Auge! Stumm von Graun umfahn,
Liegt hier zerſchmettert eine ſchöne Welt! — —

Da liegt jedweder Führer bei den Seinen,
Als Brüder, die ſich noch im Tod vereinen.
Dort liegt Jost Reding, der vom Schwyzer Land
Mit tapfrer Schar hier ſeine Stätte fand.
Hemman Seevogel dort; von Lieſtal waren
Und Wallenburg, die er geführt, die Scharen.
Und dort Heinz Matter, Feldhauptmann von Bern,
Und drüben all die Blüthe von Luzern.
Von Uri Arnold Schick, der werthe Greis,
In ſeiner Alpenſöhne wackrem Kreis.
Sechshundert dort von Solothurn. Es kamen
Und fielen die von Glaris, Unterwalden;
Verwaiſt daheim ſind ihre grünen Halden,
Verblüht die Merian, Falkner, edle Namen!
Wer zählt ſie auf? Sie ſtarben alle gleich,
An Muth, an Tapferkeit, an Ehren reich.

Noch zwanzig Männer ſtehen ſchweigend da,
Die letzten, die ringsum das Auge ſah.
Sie ſollen heimgehn, lebend und beſiegt?
Nein, konnten wir den Sieg uns nicht erwerben,
So kommt, ihr Brüder, laßt vereint uns ſterben!
So geht das Wort, und auf den Knieen liegt
Die letzte Schar, und fleht um kurzen Tod,
Und betet kurze, athmende Minuten.
Mit goldnem Flügel weht das Abendroth,
Und überfließt ſie ſtill mit Roſengluten.
Sie ſtehen auf, ſie drücken ſich die Hand,
Und dann zum letzten großen Schritt ermannt,
Sieht man im Sturmeslauf den Weg ſie kürzen,
Und in's Gewühl des letzten Kampfs ſich ſtürzen.

Aphorismen über den Kunststyl.

(s. Nr. 29.)

II.

Man kann es als ausgemacht annehmen, daß so oft die wissenschaftliche Forschung von verschiedenen Seiten aus sich der Ergründung einer und derselben Idee unterzieht, darin nicht bloß eine höhere Potenz des Triebes nach Wahrheit, sondern zugleich auch eine wesentliche Erweiterung des wissenschaftlichen Horizontes sich ankündigt. Keine Idee nun beschäftigt heute so sehr die Gelehrten fast aller Fächer, die es nicht mit rein abstrakten Untersuchungen zu thun haben, als die Idee des Lebens.

Sonst wohl galt das Leben für eine Kraft, wie eine jede andere; man rangirte die Lebenskraft neben die magnetische oder elektrische Kraft, wie man in der Seelenlehre das Vorstellungsvermögen neben das Denkvermögen stellte. Es war der deutschen Philosophie vorbehalten, diesem todten Mechanismus ein Ende zu machen, und wenn man der Schelling'schen Naturphilosophie ihre Ueberschwänglichkeiten und Synthesen in gewissem Betracht zum Vorwurf machen kann, so darf man darüber wenigstens den unschätzbaren Gewinn nicht vergessen, den dieselbe der wissenschaftlichen Erkenntniß dadurch einbrachte, daß sie „aus ganzem Holze" schnitt, mit andern Worten: daß sie die Natur nicht in getrennte Fächer bannte, sondern allen natürlichen Erscheinungen ein gemeinsames Princip unterlegte. Dieses Princip aber war kein anderes als die Idee des Lebens unter der Form eines unendlichen Processes, vermittelst dessen Materie und Licht unaufhaltsam zum Leben und zur Gesammtheit organischer Gestalten sich auswirken. Organisches und Unorganisches erklären und bestimmen sich wechselseitig, sind integrirende Bestandtheile eines und desselben Ganzen. Alles ist Gradation einer und derselben Kraft, daher in der Natur so viele Stufen der Organisation überhaupt bestehen, als es verschiedene Stufen der Erscheinung jener einen Kraft gibt.

So gestaltete sich unter der Hand dichterischer Spekulation das Universum zu einem lebendigen Organismus. Die fleißige Analyse schlug den umgekehrten Weg ein und mit Hülfe des Mikroskops bewies Ehrenberg der erstaunten Welt, daß das Leben in seinen kleinsten Dimensionen, dem unbewaffneten Auge unsichtbar, überall verbreitet ist, in der Luft, im Wasser, auf der Erde, daß Myriaden von Infusorien im Staube wohnen, der zu unsern Füßen liegt, ja daß eine ganze Welt dieser räthselhaften Thierchen in ihren Ueberresten die Oberfläche der Erde bedeckt, daß viele Klafter tiefe Schichten der Erdrinde nichts sind als übrig gebliebene Gehäuse einer untergegangenen Thierwelt.

Während demnach auf der einen Seite die Idee des Lebens in concentrischer Richtung sich immer tiefer in ihre Einheit versenkte, wurden andererseits die Kreise für die Erscheinungen des Lebendigen immer weiter gezogen: dort einheitliche Verinnerlichung, hier in's Unendliche gehende Veräußerlichung des Lebens. Ein Gegensatz oder gar Widerspruch liegt darin für die wissenschaftliche Erkenntniß keineswegs; vielmehr, wer in die Tiefe arbeitet, arbeitet zugleich in die Breite, und umgekehrt.

Es scheint, der todte Stoff wird fort und fort in immer höhere Formen der einen und untheilbaren Lebensidee metamorphosirt und das Anorganische wäre zuletzt nur noch der Abfall einer „Mauserung." Wie dem auch seyn mag: die Thatsache steht fest, daß die Wissenschaft die Idee des Lebens als ihr höchstes Problem erkannt hat, und sicherlich befindet sich auch die Thierseelenkunde auf dem rechten Weg, wenn sie von der bildenden Lebenskraft behauptet, sie sey es, welche durch ihre erwachende Thätigkeit beim Thier die Triebe des Instinkts erzeuge und alle Fähigkeiten nöthigte, in ihren Dienst zu treten. Die Kunst kann an diesem Ergebniß um so weniger gleichgültig vorübergehen, als sie gerade ganz unzweifelhaft den Beruf hat, Lebendiges zu schaffen. „Das ist er leibhaftig!" sagt der schlichte Menschenverstand, der ein richtiges Auge und ein erträgliches Erinnerungsvermögen besitzt, wenn er in einem Porträt eine ihm bekannte Person sofort erkannt hat. Was man sprechende Aehnlichkeit nennt, ist gleichfalls weiter nichts als der gelungene Ausdruck eines Lebendigen, und treffend bemerkt Fr. v. Raumer (Italien, Thl. 2): „Der entscheidende Vorzug des Lebendigen ist, daß es lebt, der entscheidende Vorzug des Kunstwerks, daß es nicht altert oder stirbt."

Die Ahnung, daß sie es mit der Idee des Lebens zu thun habe, ist darum auch der Kunst und der Kunstbetrachtung nie ganz abhanden gekommen. Die Form oder Gliederung gehört zweifelsohne zum Begriff des Lebendigen. Omnis pulchritudinis forma

unitas est — lehrte ſchon Auguſtin und wollte damit zu verſtehen geben, daß dasjenige, was als ſchön erſcheint, einheitlich in ſich abgegrenzt ſeyn müſſe. Dieß aber iſt gerade das charakteriſtiſche Merkmal des Lebendigen. Die Form des Lebens kann keine willkürliche und in ſo fern vielfältige, zuſammenhangsloſe und gleichgültige ſeyn. Die Einheit in der Mannigfaltigkeit, oder, wie die Franzoſen es nennen, die Ordnung oder Vernunft im Vielen — ſo lautet das Geſetz des Lebens, und gewiß war es ein glücklicher Griff, den Herder gegen Kant polemiſirend that, indem er das Schöne „einen Typus der lebendigen Bildungen in der Natur“ nannte. Auch hat es Schiller geradezu ausgeſprochen, nicht die Geſtalt als ſolche, ſondern die lebendige Geſtalt ſey das Schöne.

Sehen wir näher zu, wie die Erſcheinung, die anerkanntermaßen als ſchön gilt, auf unſer Bewußtſeyn wirkt, ſo iſt der Eindruck, den dieſelbe auf das Gemüth hervorbringt, eben nichts anderes, als ein gefördertes oder *geſteigertes Lebensgefühl*. Es iſt als ob unſere geſammte Natur ſich zu einer freieren Lebensentwicklung emporgehoben fühlte, als ob der Druck und die Beſchränkung des gewöhnlichen Daſeyns von uns genommen wäre, wenn der Genuß eines gelungenen Kunſtwerks uns geſtattet iſt. Zunächſt freilich iſt ſolche Erregung ſinnlicher Art; wie die Kunſt nur im ſinnlichen Stoffe ſich darſtellt, ſo kann ſie auch nur vermittelſt der Sinne erfaßt werden, daher der erſte Eindruck nothwendig ein ſinnlicher ſeyn muß. Jedes wahrhaft künſtleriſche Erzeugniß weckt und fördert ſchon die ſinnlichen Lebensgeiſter; aber der würde ſich gewaltig täuſchen, der mit dieſer Empfindung das eigentliche Gefühl des Schönen identificiren wollte. Auge und Ohr können nur die Zwiſchenträger, die Vermittler für die idealen Lebensfunktionen des Geiſtes ſeyn, und ſo gewiß es iſt, daß das, was der Dichter den Gehalt in unſerem Buſen nennt, daß all die mannigfachen Proceſſe, Thätigkeiten und Ergebniſſe des höhern Seelenlebens gleichfalls ein in ſich begrenztes und organiſirtes Lebendiges darſtellen, eben ſo gewiß iſt es, daß in dem Gefühl des Schönen ſich vorzugsweiſe dieſe geiſtige Lebenseinheit gefördert und gehoben zeigt.

Was aber vom Subjekt gilt, das findet ſeine volle Anwendung auch auf das Objekt:

> Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
> Wie könnt' es in die Sonne blicken!
> Wohnt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
> Wie könnt' uns Göttliches entzücken!

So wenig aus dem Waſſer Feuer ſich entwickelt, ſo wenig vermag das Todte Lebendiges zu wecken. Jenes geſteigerte Lebensgefühl, dem wir den Namen der Schönheit beilegen, kann nur die Wirkung der äußerlich dargeſtellten Lebensidee ſeyn. Der Lebenspuls, der in den Adern des antiken Marmors ſchlägt iſt die Urſache, daß das ideale Leben in uns gleichfalls in höheren Pulſen ſchlägt.

Damit haben wir die erſte und allgemeinſte Definition des Styls gewonnen: *der Kunſtſtyl iſt dargeſtelltes Leben*. Da ſcheint denn das Feld, das dem Künſtler für ſeine Schöpfungen offen ſteht, ein unendliches zu ſeyn, und in Wahrheit iſt es auch ein ſolches. Wie der Ocean des Lebens ufer- und grenzlos in ewigem Kreislauf Welle auf Welle folgen läßt, eben ſo ſchrankenlos ſtrömt für den Künſtler ſeine Lebensidee, die ihm fortwährend zuzuruſen ſcheint: „Auf! habe, Schüler, unverdroſſen die irdiſche Bruſt im Morgenroth!“ Es iſt die wirkende, die ſchaffende Lebenskraft, die Goethe unter dem Bilde der Natur in den faſt prophetiſch begeiſterten Worten ſchildert: „Sie baut immer und zerſtört immer und ihre Werkſtätte iſt unzugänglich. Es iſt ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt ſie nicht weiter. Sie verwandelt ſich ewig und iſt kein Moment Stillеſtehen in ihr. Fürs Bleiben hat ſie keinen Begriff und ihren Fluch hat ſie an's Stilleſtehen gehängt. Ihre Krone iſt die Liebe. Nur durch ſie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwiſchen allen Weſen und Alles will ſie verſchlingen. Sie hat Alles iſolirt, um Alles zuſammenzuziehen.“ Eben ſo räthſelhaft, eben ſo unerſchöpflich und unermeßlich iſt das Füllhorn der Kunſt. Leben quillt aus den Händen des ächten Jüngers der Kunſt, er weiß ſelbſt nicht wie. Vergegenwärtigen wir uns mit dem innern Auge die ganze Reihenfolge lebender Weſen, die aus dem Schooße der Erde hervorgingen und von denen eine Menge Generationen verſchwunden und unter den obern geologiſchen Schichten begraben ſind — wo, frage ich, iſt das Ende, wo eine letzte Grenze für die Bildungen dieſer Schöpferkraft? Aber wo bricht auch der Kreis des Lebens ab, den der Künſtler als ein treuer Jünger der Natur ſchafft? Nirgends. Noch niemand hat das Meer mit der hohlen Hand ausgeſchöpft: wer wollte das künſtleriſch Darſtellbare erſchöpfen?

Man könnte dieß die Würde des Künſtlers nennen, ſeine glückliche Stellung inmitten einer Unendlichkeit von Aufgaben. Im Allgemeinen werden wir ſagen müſſen, daß von der Kunſt alles dargeſtellt werden kann, was lebensfähig iſt. Auf das *Was* kommt es eben darum wenig an, um ſo mehr auf das *Wie*. Das kleinſte Infuſionsthier iſt eben ſo gut ein Ausdruck der natürlichen Lebenskraft als der Menſch. Sofern es lebt, ſteht das Kleinſte auf derſelben Linie mit dem Größten, darum weil das Geſetz, das ſich in der lebendigen Geſtalt offenbart, eines und daſſelbe iſt. Der ſpringende Punkt, der über Leben und Nichtleben entſcheidet, iſt der nämliche, mag der Organismus noch ſo einfach, oder noch ſo zuſammengeſetzt ſeyn. Nehmen wir die Malerei als diejenige Kunſt,

welche die Lebensidee am unmittelbarſten und faßlichſten darſtellt — zuſammengehalten mit dem Princip künſtleriſcher Darſtellung, iſt das reichſte und großartigſte Geſchichtsbild nicht mehr werth als eine winzige Landſchaft, auf der möglicherweiſe nur ein Baum oder ein Fußpfad ſichtbar wird. Das eine wie das andere iſt in ſeiner Art gelungen, wenn der Ausdruck des Lebens mit gleicher Wahrheit, mit derſelben Unmittelbarkeit daraus ſpricht. Es kann der Odem des Lebens aus dem ſcheinbar unbedeutendſten Bildchen uns anwehen, während der Hauch des Todes vielleicht aus der bewundertſten Leinwand von koloſſalen Dimenſionen den Kunſtverſtändigen überfröſtelt.

Die Sache iſt ganz einfach. Es lebt nicht alles, was zu leben ſcheint. Es gibt ein geheucheltes Leben, und dieſes iſt ſchlimmer als der wirkliche Tod. Nicht auf der Oberfläche liegt das Leben, ſondern im Mittelpunkt; eine Dekoration iſt noch kein Bild. So wie es ausgemacht iſt, daß die Kunſtgeſchichte als ſolche erſt da beginnt, wo der Künſtler die Idee des Lebens in ſeine Gewalt bekommt, eben ſo unterliegt es nicht dem mindeſten Zweifel, daß der Verfall in der Kunſt jedesmal da ſeinen Anfang nimmt, wo das wirkliche Leben in ein gemachtes übergeht. Der Uebergang iſt manchmal kaum merklich, läßt ſich jedoch mit großer Sicherheit erkennen, wenn man eine größere Zahl gleichzeitiger Kunſtwerke zu vergleichen Gelegenheit hat. Das Lebensfähige muß die Bedingungen des Lebens beſitzen: dieß iſt der Punkt, auf den alles ankommt. Es gab eine Zeit — und ſie liegt noch nicht weit hinter uns — wo ſelbſt Männer der Wiſſenſchaft der Anſicht waren, man könne die Reihe der lebendigen Weſen in's Unendliche verlängert denken, und wenn es keine Centauren, keine Greife, keine Sphinxe gebe, ſo geſchehe es allein, weil es zufällig der Natur nicht eingefallen, welche zu ſchaffen. Eine der jüngſten und zugleich glänzendſten Wiſſenſchaften hat dagegen auf unwiderlegliche Weiſe dargethan, daß ſolche Phantaſiegebilde gar nicht exiſtiren könnten, weil ihnen die Bedingungen des Lebens abgehen. Bekannt iſt die witzige Anekdote, welche ein humoriſtiſches Blatt vom großen Cuvier erzählt. Der Teufel erſcheint vor dem berühmten Zoologen und droht ihn zu verſchlingen. Cuvier bleibt ganz gelaſſen dabei, beſchaut ſich ſeinen Mann vom Kopf bis zur Zehe und lächelt verächtlich vor ſich hin: „Hörner, Hufen! ein Wiederkäuer! Du frißt mich nicht!“

Die Aufgabe iſt dieſelbe für die Kunſtwiſſenſchaft: auch ſie muß den Pferdehuf beurtheilen, zwiſchen Tod und Leben, zwiſchen Schein und Wirklichkeit, zwiſchen Schaale und Kern unterſcheiden lernen. Aber freilich iſt nicht jedes Auge befähigt, die Bedingungen zu erkennen, ohne deren Zuſammenwirken kein Lebendiges zu Stande kommt. Alles Leben geht von einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt aus, es bildet ſich durch Aſſimilation der dem Keime von außen zugeführten Stoffe; daher die centrale Stellung des Keims, die der leichten und umfaſſenden Aneignung der Bildungsſtoffe, in die derſelbe gleichſam gebettet iſt, am meiſten entſpricht. Für das Lebendige der Kunſt iſt es der einheitliche Gedanke des Kunſtwerks, und inſofern die Befähigung des Künſtlers, einen ſolchen klar und verſtändlich in allen ſeinen Theilen durchzuführen, die zum Gelingen unerläßlich, das ſind, was wir mit dem Namen des Seelenhaften bezeichnen. Ein Kunſtwerk muß Seele haben, bedeutet nicht, der Künſtler müſſe in ſeine Arbeit überſinnliche Motive hinein legen. Ein feſliches Princip wohnt dem gemeinſten Organismus inne, und das derbſte niederländiſche Genrebild kann dieſen entſcheidenden Vorzug vor der ideellſten Compoſition voraus haben. Ob ein Kunſtgegenſtand Leben hat, fühlt ſich vielmehr daran, daß der Wirkung einer lebendigen Erregung des Subjekts eine reale, beſtimmt abgegrenzte Stimmung zu Grunde liegt. Wie es bei dem Organiſchen der Natur zumeiſt darauf ankommt, daß nichts Zweideutiges darin liegt, der Zweck des Lebens vielmehr überall hervortritt, ganz eben ſo ſoll das Kunſtwerk eine beſtimmte Lebensidee in ihren weſentlichen Merkmalen darſtellen. Es iſt gar nicht nothwendig, daß man auf den erſten Blick alle Motive vollſtändig durchſchaut; nur das Eine darf der Künſtler niemals zweifelhaft laſſen, welche Anſchauung oder welche Gemüthserregung er zu wecken beabſichtigt. Darin liegt ſehr häufig der Vorzug der beiden extremen Richtungen der Kunſt, ich meine der Darſtellungen des Ueberſinnlichen und des Gemeinſinnlichen: beide Kategorien ſind ganz beſonders geeignet, eine klare und beſtimmte Stimmung in der Seele zu wecken.

Nur aus der Mitte des Gedankens heraus gelingt die künſtleriſche Arbeit. Dadurch allein verräth ſich der Mann von Genie, dadurch unterſcheidet ſich die Kunſt von der Künſtelei. Wie häufig geſchieht es daß der Künſtler ſich mit einer ganz unbeſtimmten und allgemeinen Vorſtellung deſſen, was er darſtellen will, ans Werk macht, in dem Wahnglauben, es genüge ſchon, überhaupt einen Gegenſtand ausgewählt zu haben, ohne daß es nöthig wäre, vor der Ausführung auch die Bedingungen genau erwogen zu haben, unter welchen derſelbe zu einem wahrhaft, nicht bloß ſcheinbar lebendigen Ausdruck gebracht werden kann. Daher das Unſichere, Unreiſe und Unfertige, überhaupt Stylloſe oft gerade in den fleißigſten Arbeiten. Die Natur gibt dem Zufall nichts anheim, ſo darf es auch die Kunſt nicht. Hat Einer die Mittel nicht in Anſchlag gebracht, die zum Ziele führen, ſo bleibt ihm nichts übrig, als unter der Arbeit ſelbſt die Motive, wie und wo er ſie findet, zuſammenzuſuchen und dieſelben eben ſo äußerlich an einander zu reihen. „Je größer das Talent,“ bemerkt irgendwo Goethe,

„se entschiedener bildet sich gleich Anfangs das zu producirende Bild. Man sehe Zeichnungen von Raphael und Michel Angelo, wo auf der Stelle ein strenger Umriß das, was dargestellt werden soll, vom Grunde loslöst und körperlich einfaßt.“ Die Alten, in den besten Zeiten ihrer Kunstentwicklung, waren gewohnt, gerade nur so viele Motive für die Einheit des künstlerischen Gedankens in Anwendung zu bringen, als erforderlich waren, demselben ächtes Leben einzuhauchen. Wir Neueren dagegen huldigen dem Irrthum, durch Häufung der Motive könne man das Leben ersetzen, es genüge schon, vielerlei darzustellen, um ästhetisch richtig oder stylistisch darzustellen. Dieß kommt mir vor, als wollte man der Puppe dadurch zum Leben verhelfen, daß man ihr eine Menge Arme und Beine ansetzt, da doch der Mensch mit zwei Beinen ganz bequem geht, mit dreien aber sich nicht von der Stelle zu rühren vermöchte.

Bei dem gerügten Verfahren entstehen Ungeheuer, und ungeheuerlich sollte man am ehesten manche der gegenwärtig herrschenden Kunstzustände nennen. Die innere Armuth, die sich äußerlich mit Flittergold behängt, ist ohne Zweifel widerwärtiger als der Bettler, der in Lumpen geht. Der lügenhafte Schein kann am allerwenigsten Zugang zum Kunsttempel haben, in dessen Allerheiligsten der Tod selbst sich zum Leben verklärt. Schminke und Puder geben die verlorene Jugend nicht zurück.

Dieß berücksichtigend können wir den Styl nunmehr näher bestimmen als die Kunst, die das Leben aus *seinem eigenen Grunde heraus* schafft, oder, was dasselbe ist, als das *seelenhafte Kunstwerk*. Stylloß mag dagegen alles heißen, was durch den Aufwand äußerer Mittel den Mangel an einem innern Lebensgrund zu verstecken sucht. In der Kunst ist der Reichthe, wer mit den wenigsten Mitteln das Meiste, der Aermste, wer mit den meisten Mitteln das Wenigste leistet. Den Schmuck hängt man wohl um, die Schönheit nicht; diese ist angeboren, jener gemacht. Die Perle sucht man auf dem Meeresgrund, das Auge leuchtet durch sich selbst. Es wird dem reinen Sinn ganz ängstlich zu Muthe, wenn er beim Ansehen eines Gemäldes oder beim Anhören eines Musikstückes bemerken muß, wie sauer es sich der Künstler werden ließ, etwas Wirksames zu Stande zu bringen, wie er aus allen Quellen schöpfte, nur nicht aus dem Born ungetrübter Begeisterung, die sich selbst genügt, sich selbst Maß und Regel ist.

Nicht umsonst haben wir bei der Vergleichung der Kunst mit der Wissenschaft hervorgehoben, daß jene vom Nothwendigen und Gesetzmäßigen ihren Ausgangspunkt nimmt: eine einfache Schlußfolgerung sagt uns nunmehr, wie wir das Gesetzmäßige im Kunstwerk zu verstehen haben. Der Künstler darf nie versuchsweise oder experimentirend zu Werke gehen; er darf sich durchaus nicht auf glückliche Stimmungen und Einfälle während der Arbeit selbst verlassen; seine Aufgabe ist vielmehr die, mit der Umgrenzung der darzustellenden Idee bei sich selbst oder in der Zwiesprache mit seiner eigenen Phantasie bereits ins Reine gekommen zu seyn, bevor er zur Ausführung schreitet. Es ist das feste Skelett, das dem lebendigen Organismus seine bestimmte Form verleiht, es ist der ordnende *Maßbegriff*, der dem Lebendigen der Kunst Regel, Gesetz und damit die Bestimmung des Nothwendigen verleiht. Hat einmal die formgebende Einbildungskraft einen Gedanken empfangen und die Umrisse, in welchen die Idee erscheinen soll, festgestellt, so ist dem Künstler nicht mehr die Wahl gelassen zwischen unendlich vielen Möglichkeiten der Darstellung; der Theil wird in's Einzelne durch das Ganze bestimmt und läßt sich nicht mit Stecknadeln anheften. Dieß nennt man den bestimmten Maßbegriff, der mit dauernden Gedanken befestigt, was in schwankender Erscheinung schwebt.

Es ist seltsam, wie in reichbegabten Künstlernaturen dieses Gesetz des Nothwendigen mit derselben Sicherheit zu wirken scheint, womit das Naturgesetz bei der Bildung des Fötus verfährt. So beschreibt Mozart in einem Briefe an einen vornehmen Gönner sein Componiren in eben so lehrreicher als merkwürdiger Weise: „Wie meine Art ist beim Ausarbeiten von großen, derben Sachen, darüber kann ich wahrlich nicht mehr sagen als dieß, und kann auf weiter nichts kommen. Wenn ich recht für mich bin und guter Dinge, oder auch nach guter Mahlzeit beim Spazierengehen, und in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken stromweise und am besten. Woher und wie das, weiß ich nicht, kann auch nichts dazu. Die mir nun gefallen, die behalte ich im Kopfe, und summe sie wohl auch für mich hin, wie mir andere gesagt haben. Halt' ich nun das fest, so kommt mir bald eins nach dem andern bei, wozu so ein Brocken zu brauchen wäre, um eine Pastete daraus zu machen, nach Contrapunkt, nach Klang der Instrumente u. s. w. Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nicht gestört werde. Da wird es immer größer und größer, und ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopfe fast fertig, wenn es auch lang ist, so daß ich es hernach mit einem Blicke gleichsam wie ein schönes Bild oder wie einen hübschen Menschen im Geist übersehe, und gar nicht nach einander, sondern gleichsam alles zusammen. Das ist nun ein Schmaus; alles das zu finden und machen, geht in mir nun wie ein schöner, starker Traum vor. Aber das Ueberhören, so alles zusammen, ist doch das Beste. Was nun so geworden ist, das vergesse ich so leicht nicht wieder, und das ist vielleicht die beste Gabe, die mir unser Herrgott geschenkt hat. Wenn ich nun hernach

einmal zum Schreiben komme, so nehme ich aus dem Sacke meines Gehirns, was schon vorher, wie gesagt, eingesammelt ist. Darum kommt es auch hernach schnell auf das Papier, denn es ist eigentlich schon fertig, wird auch selten viel anders, als es vorher im Kopfe gewesen ist."

Die Motive scheinen dem ächten Künstler von allen Seiten zuzufliegen, aber mit sicherem Instinkt weist er alle die zurück, welche zu dem Ganzen nicht passen, von dem ordnenden Maßbegriff nicht mit innerer Nothwendigkeit in den Organismus des Kunstwerks eingefügt werden können. Nur scheinbar waltet in dieser halb bewußten, halb unbewußten Thätigkeit der Zufall; die „Brocken zu der Pastete" weisen sich in ihrer Beziehung zu der einheitlichen Idee des Kunstwerks als nothwendige und integrirende Bestandtheile desselben aus, die, verglichen mit der wissenschaftlichen Behandlung abstrakter Gegenstände, einem ohne Vergleich strengeren Formzwang unterworfen sind. Eine theoretische Abhandlung läßt sich ohne Gefahr für das Ganze erweitern und zusammenziehen: die Form, in welche der künstlerische Gedanke gegossen wird, kann man nicht nach Belieben dehnen; die Glieder mag man wohl ausrenken, und damit verflüchtigt sich auch das inwohnende Lebensprincip.

Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?
Ist sie nicht eine einz'ge, ungetheilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen —
Und alles, was dir bleibt, ist nichts, so lang
Das schöne All der Töne fehlt, der Farben.

Nur verwechsle man den künstlerischen Maßbegriff nicht mit der steifen und langweiligen Regelmäßigkeit der mathematischen Figur, die mit dem Leben nichts gemein hat. Daran erkennt man den Pfuscher, der in das Formgesetz ganz fälschlicherweise die geometrische Nothwendigkeit hinein trägt. Nicht die abstrakte Regel ist es, die im Lebendigen waltet, sondern die organische Form, welche in der Unterordnung des Theils unter das Ganze die Zweckmäßigkeit frei gewähren läßt. In der Kategorie des Zweckes sind Freiheit und Nothwendigkeit schlechthin eins. Einen bloß nothwendigen Schematismus kann es in der Kunst nicht geben, weil alle schöpferische Lebenskraft durch den allgemeinen Gattungsbegriff zwar gebunden, in Betreff der individuellen Zweckmäßigkeit dagegen frei ist. Gewiß, auch die Lösung eines mathematischen Problems verfährt nach Zweckbegriffen. Soll eine Gleichung aufgelöst werden, so regiert ein bestimmter Zweck die Methode; mit der geraden Linie und dem Kreise, den beiden einfachsten Figuren, werden eine Menge Aufgaben construirt. Allein die mathematische Zweckmäßigkeit ist weiter nichts als die frei gewählte Application einer schlechthin nothwendigen Regel; an sich, oder als Lösung des Problems kann sie sich aus dem Cirkel nicht heraus bewegen, in den das reine Denken eingeschlossen ist. Mit andern Worten: sie hat es immer nur mit dem Allgemeinen als solchem zu thun, daher der Zweck bei ihr mit der Regel und diese mit dem Schematismus zusammen fällt. Die Mathematik kann nicht individualisiren, ihr Verfahren kann nur die Subsumtion unter den Gattungsbegriff seyn.

Wie ganz anders der in der Kunst und dem künstlerischen Schaffen waltende Zweck! Die Einheit, aus deren Mittelpunkt heraus das Leben sich bildet und gestaltet, hat mit dem mathematischen Punkt nichts gemein als die Stellung oder das Verhältniß zu dem, was daraus werden kann. Mit beiden wird angefangen. Nicht die Folgerichtigkeit in dem Verhältniß des Punktes zum Punkte beherrscht den Lebensproceß, sondern die freigeschwungene Linie organischer Zweckmäßigkeit, die ihre Aufgabe löst, indem sie nach der höchsten Idee des Zwecks individualisirt.

Nehmen wir ein Beispiel, und zwar aus derjenigen Kunst, in der die Mathematik eine wesentliche Rolle spielt; ich meine die Musik. Die Harmonielehre hat es mit der mathematischen Folgerichtigkeit paralleler Tonreihen zu thun, daher schon Leibniz den Satz aufstellen konnte, die Musik sey eine gefühlte Arithmetik, was C. Maria v. Weber noch mystischer so ausdrückte: das rein Vierstimmige ist das Denkende in der Tonkunst. Eine gegebene Melodie läßt sich von jedem, der die Regel kennt, harmonisch verarbeiten; so angesehen aber entstehen nur Musikstücke, denen man den Ausdruck „gelehrte Musik" beilegt, von der Mozart zu urtheilen pflegte, es stecke nichts darin. Solche kunstgerechte Regelmäßigkeit hat für sich und unabhängig von der Melodie keinen rein ästhetischen Werth. Die Harmonielehre an sich kann nur generalisiren, wogegen die Melodie das Individuelle und darum Lebendige in der Kunst vertritt. Wir besitzen von der Harmonie eine ausreichende Theorie, während die Melodie weder selbstständig ausgearbeitet worden ist, noch über einige allgemeine Warnungen und Anweisungen hinaus kam. Der allgemeine Kern, die Subsianz oder der Inhalt der Musik kann nicht von der mathematischen Regel producirt oder auch nur beherrscht werden, und Beethoven ist zumeist darum ein so großer Meister, weil in seinen Arbeiten nach dem Urtheil des arithmetischen Harmonikers gar oft „keine Logik" ist.

Dieß hindert immer nicht, daß das Formgesetz in der Kunst ein absolutes ist, nur nicht in dem Sinn logischer Nothwendigkeit, sondern insofern das individuelle Leben in seinen reinsten und höchsten Offenbarungen als vollwichtiger Ausdruck eines Gedankens sich nach dem Maße der ihm zukommenden Lebenskraft begrenzt. So überaus bedeutungsvoll

erscheint in der Kunst die höchste Freiheit mit der höchsten Nothwendigkeit gepaart, die eine in Beziehung auf den Stoff, die andere in Beziehung auf die Form. Für das Erscheinen des Lebendigen nach allgemeinen Gattungs- und Artbegriffen gibt es kein Zwingendes; das individuelle Leben, soll es die Form des ihm eigenen Individualismus vollständig erfüllen, ist ein Unicum. Aus dem Mutterschooße der allgemeinen Lebensidee lassen sich zahllose Gestalten greifen; wer dieselben aber nicht bis in's Einzelnste zu individualisiren versteht, kann kein vollendetes Kunstwerk schaffen.

Dabei ist nun freilich noch eine andere Frage zu erledigen, deren Wichtigkeit, zumal in unserer Zeit, nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Ist es nicht bloß die höchste, sondern die einzige Aufgabe der Kunst, Leben darzustellen, so gewinnt es den Anschein, daß einen künstlerischen Vorwurf nur dasjenige abgeben kann, was nach den Gesetzen der Erscheinungswelt, der wir angehören, somit in der Natur oder der Geschichte, lebendige Existenz gewinnen kann. Weiter reicht für uns die Lebensfähigkeit nicht, und es muß vorläufig problematisch bleiben, ob der Künstler die kosmischen und historischen Schranken zu durchbrechen und ein eigenthümliches, von den uns unmittelbar vorliegenden Bedingungen abweichendes Leben darzustellen berechtigt ist. Denkt man indessen reiflicher über die Sache nach, so darf die Idee einer derartigen Beschränkung durchaus nicht unterworfen werden. An sich schon ist das geschichtliche Leben, so sehr es sich auch in seinen meisten und wesentlichsten Momenten wiederholt, und an tausend Fäden mit dem in sich abgeschlossenen Naturleben, wo nur das Individuum, aber nicht die Gattung sich von neuem erzeugt, zusammenhängt, ein fortlaufender, sich stets erneuernder, höhere und ideellere Stufen des Daseyns aus sich erzeugender Bildungsprozeß. Wenn selbst die Natur Wesen schuf, von deren Existenz uns nur die oberen Schichten des Erdkörpers Kunde geben, um wie viel mehr müssen die Gestalten und Erscheinungen des geschichtlichen Lebens eine Kette ohne Ende darstellen, sie, die nicht, gleich den Naturwesen, in der Freiheit des schöpferischen Aktes die Nothwendigkeit des Gesetzes, sondern umgekehrt in der Nothwendigkeit ihrer endlichen Erscheinung die Freiheit ethischer Selbstbestimmung offenbaren! Ohnedieß ist der menschliche Geist, es ist das Gemüth unendlich vielfacher Lebensregungen fähig, und was in diesem Sinne wirkt, das muß auch ein Anrecht auf künstlerische Behandlung haben, sey es vermittelst des Tones oder der Farbe, sey es durch die Gestalt oder im Worte. Die Sphinxe, die vor den ägyptischen Tempeln lagerten, oder die kolossalen Wunderstiere, die in Stein gehauen an den assyrischen Königspalästen Wache hielten, sind Wesen, die nach dem Ausspruch der Physiologen nur in der Einbildungskraft existiren können, und doch werden sie, in richtigen Verhältnissen ausgeführt, stets eine mächtige Wirkung auf den Betrachter hervorbringen. Warum das? Weil sie mit den religiösen Vorstellungen dieser Völker aufs innigste zusammenhängen und ein integrirendes Glied bilden in dem Cyklus mythologischer Bilder, der am Nil und am Tigris ganz seine Stelle hatte. Solche Wunderthiere lebten wahrhaftig in der Einbildungskraft dieser Völker, und jeder, der geistige Elasticität genug besitzt, um sich in den Ideenkreis, dem sie entsprungen, hineinzufinden, kann an sich die Erfahrung machen, daß die Fabel zur Wahrheit wird, daß das scheinbar Monstrose sich mit den für die Kunstdarstellung unerläßlichen Lebensbedingungen erfüllt. Auch gewinnt bei einigem Nachdenken die Erwägung Raum, daß die phantastischen Gestalten nur einen dekorativen Charakter hatten, tieferen religiösen Vorstellungen nur als Einleitung, Schmuck oder Folie dienten, und in ihrer Sonderbarkeit eigenthümliche Vorstellungen ausdrückten, die nur im Zusammenhang mit dem gesammten Religionssystem der betreffenden Völker ihre Erklärung finden.

Mythologische Gegenstände werden so lange von der Kunst angeeignet werden können, als sie dem religiösen Bedürfniß wirklich entsprechen, ihren Ursprung in der lebendigen Beziehung des Sinnlichen auf das Uebersinnliche, des endlichen Menschen zu der unendlichen Gottheit an der Stirne tragen. Wo aber vollends, wie dieß bei der griechischen Mythologie der Fall ist, die Götter- und Heroengestalten vollendete Projektionen des Ethischen im Menschen, geblegene Offenbarungen aller in der Tiefe seiner Brust schlummernden Geheimnisse sind, da ist die Kunstdarstellung erst recht an ihrem Platz, weil sie alsdann die Spitzen, die eigentliche Krone der Lebensidee auszudrücken hat. Dasselbe gilt von der christlichen Religion, sofern ihr Inhalt, der geschichtliche sowohl als der metaphysische, durch die Kunst reproducirt wird. Die Erzählungen der heiligen Schrift, ihre Parabeln und Allegorien, eben so die späteren Heiligengeschichten mit dem ganzen Apparat ihrer Wunder, vermittelst dessen sie aus der sichtbaren Welt in die unsichtbare hineinragen, sie mögen gesammt oder im Einzelnen von dem kalten Verstand angefochten werden, dem Künstler bleibt es nichts desto weniger unbenommen, sich ganz in diese göttlichen Mysterien zu versenken, vorausgesetzt, daß seine idealen Gestalten einer gottinnigen Ueberzeugung ihren Ursprung verdanken. Diese Feuerprobe aber ist unerläßlich; vom Hauche wahren Lebens beseelt sind Darstellungen des Ueberirdischen allein, wenn das Werk aus einem glaubensstarken Gemüth entsprungen ist. Der derbste Naturalist, der mit allen Vieren den Fährten der Natur und ihren greifbaren Erscheinungen nachschleicht, wird in sehr häufigen Fällen das Lebendige, das ihm vor

der Nase liegt, sehr unlebendig darstellen, während ein bis an's Ekstatische streifender Spiritualismus in seine himmlisch verklärten, ätherischen und durchsichtigen Gestalten eine Fülle von Leben und Wahrheit zu legen weiß, von der selbst der Ungläubigste sich betroffen fühlt.

So reiht sich eine weitere wesentliche Bestimmung zu den Erklärungen, wodurch wir das Wesen des Kunststyls deutlich zu machen suchten: *Stylistisch dargestelltes Leben ist ein wahres und unmittelbares Leben, nicht erheuchelt und angekünstelt.* Eine ideenlose Kunst mag sich noch so sehr aufblasen, mit der gespreiztesten Zuversicht Stoffe behandeln, die ihr innerlich fremd, von andern angeborgt sind, Lebendiges wird daraus nimmermehr entstehen. Um wahr darzustellen, muß einer wahr fühlen, daher in einer glaubensarmen Zeit, die sich mit ihrer dürftigen Phantasie abquält, überall nur die Todtenmaske sichtbar wird. Häufung mühsam zusammengelesener Motive thut es nicht; das an sich Lügenhafte läßt sich doch nur übertünchen, und wo der Wurm des Todes schon im Keime sitzt, da kann sich nur eine taube Blüthe entfalten. Euer Nazarenerthum, das Spielen und Tändeln mit dem ascetischen Idealismus jener reinen, gottinnigen Seelen, in denen der himmlische Christus Gestalt gewonnen hatte, hilft euch nichts, so lange ihr euch und andere mit der Einbildung plagt, ihr seyet jener Fra Angelico, der in der Klosterzelle zu San Marco in Florenz die Krönung der Maria an die Wand malte. So etwas läßt sich nicht durch Abstraktion gewinnen, nicht anoder ablernen; es will, wie jeder kernhafte und unverfälschte Ausdruck einer sittlichen Natur, erlebt seyn.

Den entschiedensten Tadel verdient aber die in unserer Zeit so beliebte und leider so viel bewunderte *Manier*, ohne alle Rücksicht auf das dem Lebendigen, dem größten wie dem kleinsten, inwohnende Einheitsprincip, in buntester Allerleiheit reale und ideale, historische und allegorische Stoffe zusammenzukneten. Man geht dabei von der Voraussetzung aus, die quantitative Summe einzelner Wirkungen bestimme den Gehalt der Totalwirkung, und es komme nur darauf an, eine möglichst runde Summe gelöster Aufgaben neben einander vorzuführen. Nichts verkehrter als das! Der dramatische Dichter, der in einem Trauerspiel die heterogensten Charaktere und Situationen ohne eine innere und nothwendige Beziehung zu der Idee des Ganzen an einander reiht, verstärkt durch einen solchen müssigen Kraftaufwand so wenig die Wirkung seiner Dichtung, daß er sie vielmehr in demselben Maße schwächt, in welchem der Zuschauer von einem Fremdartigen zum andern fortgezogen wird. Die Breite steht hier im umgekehrten Verhältniß zur Tiefe. Ohne eine sachgemäße, durch die zu lösende Aufgabe selbst vorgeschriebene Oekonomie der aufgebotenen Mittel, ohne die richtige Abwägung des im Gebrauch der Motive Zulässigen und Unzulässigen müssen *Grotesken* entstehen. Bei den gemalten Potpourris, die sich pomphaft als die eigentliche Grundbestimmung der Geschichtsmalerei ankündigen, geht dem gesunden Menschenverstand geradezu das Verständniß aus, wenn er erst mühsam errathen soll, was der Künstler mit den kunterbunten und durcheinander zappelnden Figuren denn eigentlich gewollt habe. Wer mir zumuthet, bei jeder einzelnen Gruppe erst den besondern Intentionen nachzuspüren, die er dabei gehabt, die Einfälle zu errathen, die er kaleidoskopisch in einander geschlungen, der schwächt und verkümmert nicht bloß den Kunstgenuß, den er hervorbringen wollte, er macht ihn geradezu unmöglich, weil er einseitig den Verstand beschäftigt und an diesen Forderungen stellt, die mit der Kunst gar nichts gemein haben. Solches Gebaren kommt mir vor, wie wenn jemand von unserem berühmten Physiologen Johannes Müller fordern wollte, er solle ihm den Pegasus, der auf dem Giebel des Berliner Schauspielhauses steht, anatomisch analysiren. Der Künstler hat kein Recht, Räthsel aufzugeben; er soll sie vielmehr lösen, indem er die Embryonen der im Dämmerlicht unseres Bewußtseyns verhüllten Lebensidee in's Daseyn ruft. Es ist eitel Spielwerk und eine todte Fratze, wenn das Leben in der Kunst unter der Masse des Stofflichen erdrückt wird. Was in dem Zusammenhang der tellurischen Erscheinungen nicht zusammengeht oder von der idealen Gemüthswelt nicht als eine aus gemeinsamem Grund erwachsene Mannigfaltigkeit einheitlicher Lebensmomente erkannt wird, findet auch da keine Stelle, wo das Natürliche, gleichsam in seiner höhern Potenz, vom Hauche der Freiheit durchdrungen und verklärt erscheint, wo nach einem glücklichen Ausdruck Schellings die lautere Kraft der Dinge mit der Kraft unseres Geistes zusammenfließt. Widersprechendes läßt sich auch in der Kunst nicht bewältigen, und so werden wir stylistisch richtig nur das nennen, was das *Vollbewußtseyn des belebten und beseelten Stofflichen vermittelst der freiwaltenden Zweckmäßigkeit in uns weckt.*

Das Mädchen aus der Fremde.

Auch eine Epiſode aus dem Leben einer Hausfrau.

(Fragment aus der Gegenwart.)

II.

Mathilde war nicht in den Tugendbund aufgenommen, obgleich ſie, trotz ihrer vielen und mannigfaltigen Lehrſtunden, ein geſcheidtes Mädchen war. Sie und Klara hatten einander von Anfang an mit etwas mißtrauiſchen Augen betrachtet. Mathilde behauptete bald bedeutende Widerſprüche in den Ausſagen und Erzählungen derſelben, bald große Mängel in ihren angeblichen Kenntniſſen und Kunſtfertigkeiten zu finden. Der naſeweiſe Backfiſch legte ſich ausdrücklich darauf, die weiſe Klara auf's Eis zu führen. Wenn dieſe in der Lehrſtunde, die ſie mit den Kindern Abends hielt, ſchöne patriotiſche Reden über den Rhein preisgab, fing die boshafte Mathilde an: „Ja, Fräulein Klara, wo entſpringt er denn?“ — „Es iſt eine Schande, wenn du es nicht weißt,“ bemerkte Klara würdevoll. — „Aber ich möcht' es ſo gern von Ihnen erfahren.“ — „Auf ſo unbeſcheidene Weiſe erlangt man keine Belehrung!“ beſchied Klara kurz. Beim Vater fand Mathilde kein Gehör für ihre Ausſtellungen, die Mutter wurde eher etwas mißtrauiſch. Klara hatte ſich ihrer vollkommenſten Fertigkeit in allen weiblichen Handarbeiten gerühmt, aber die neuen Hemden, die der geplagten Hausfrau ſchon lange wie ein Berg vor der Seele geſtanden und die ſie Klaras geſchickter Hand mit Vertrauen übergeben, waren in der That bitterböſe ausgefallen, obwohl Klara viel Schönes über die Theorie des Hemdenzuſchnitts wußte und den Grund des Mißlingens ſehr genau nachweiſen konnte.

In der Nähe des Doktorhauſes war die Apotheke gelegen; der Lehrling daſelbſt, ein junger Menſch von ungemein viel Kopf (er mußte ſich ſeine Mützen ſtets extra beſtellen), hatte hie und da Aufträge oder Anfragen ſeines Lehrherrn an den Doktor zu überbringen, und die jungen Mädchen kicherten, ſo oft er kam, weil Mathilde die kleine Sophie hatte ſagen lehren: „Ludwig Dickkopf.“ Nun vertraute eines Tags der Apotheker dem Doktor, der Ludwig entferne ſich hie und da Abends, und ſeine Magd habe ihn ſchon vor dem Doktorhaus auf und ab gehen ſehen zur Stunde, wo Fräulein Natalie geſungen; auch bringe er unterſchiedliche Blümlein nach Hauſe, die nicht auf Botaniſirgängen geſammelt worden. „Nun, ſehen Sie,“ meinte der Apotheker, „iſt der Ludwig noch ein heller Bub', kaum der Schule entwachſen, armer Leute Kind, und Ihre Fräulein Tochter ein Kind.“ — „Gewiß, gewiß!“ erwiederte der Doktor mit rothglühendem Geſicht, nahm Hut und Stock und eilte nach Hauſe.

Die Frau kam eben aus dem Abendkranz zur Veredlung armer Bürgerstöchter, als der Mann in Haſt eintrat. „Was iſt's? haſt du keine Geſellſchaft im Schwanen getroffen?“ — „Ich habe — den Apotheker — Frau, ſag' mir, iſt's möglich, kann Natalie ſo dumm ſeyn und an eine Liebſchaft mit dem dickköpfigen Ludwig denken?“ — „Natalie, das kleine Mädchen? du biſt nicht geſcheidt!“ — „Der Apotheker ſagt mir, er gehe am Hauſe vorbei wenn ſie Abends ſingt, und bringe Blumen heim; daß doch der Kukuk!“ — „Ach, geh, das iſt nichts! Frag' nur die Klara; dieſe iſt ja immer bei den Singübungen.“

Klara wurde beſchieden, der Vater, immer noch heftig aufgeregt, trug ihr den Fall vor und fragte ſie auf's Gewiſſen. „Wie können Sie das glauben?“ ſagte ſie lächelnd mit ihrer wohllönenden Stimme und dem feſten Blick ihrer ſchönen Augen. „Natalie iſt ein Kind und lacht höchſtens über den dickköpfigen Buben, ein Kind, bei dem ich mich wohl gehütet, die Saite nur mit einem Hauch zu berühren, die einſt den Grundton ihres Lebens angeben ſoll. Nein, lieber Herr Doktor, da laſſen Sie mir die Sorge; ein Glück, daß Sie das Kind auch nicht mit der leiſeſten Frage aus ſeiner Unbefangenheit geſtört! Natalie und ein Liebesverhältniß!“ Sie lachte hell auf, des Doktors Herz war wieder leicht und er meinte: „Ein geſcheidtes Mädchen iſt ſie doch, viel Takt, viel Menſchenkenntniß; die Mädchen kann man ihr ruhig anvertrauen; wenn ſie nur nicht oft ſo gar weiſe wäre.“

Goethe, die alte Küchenmagd, gehörte auch zu denen, die minder bezaubert waren vom neuen Stern. Alte Mägde betrachten eine dienende Hausgenoſſin gebildeten Standes ſtets mit Mißtrauen. „Das iſt kein Geſchäft,“ meinte ſie kopfſchüttelnd, wenn Klara mit Feuereifer Fußböden ſcheuern oder gar ſelbſt waſchen wollte; „das kommt mir nur ſo vor wie auf den „Gemählern.“ Als aber in Folge der zu großen Eingriffe in ihre mütterlichen Rechte die Hausfrau etwas kühler gegen Klara geworden, als ſelbſt Natalie ein wenig von Mathildens Mißtrauen angeſteckt wurde, da fing Klara

an ihr Vertrauen der Grethe zuzuwenden, und dieſe mußte ſelbſt geſtehen, die Jungfer könne reden „trotz einem Pfarrer.“ Bald theilte ſie ihr im Geheim mit, daß ſie eigentlich doch nicht recht wiſſe, ob ſie eine Waiſe ſey; ihren Vater habe ſie zwar nicht gekannt, aber keine Beweiſe von ſeinem Tode. Ferner erzählte ſie ihr, ſie habe ſeltſame Träume; jede Nacht erſcheine ihr ein ſtattlicher Mann, der ihr ſage, daß ſie ſeine Tochter ſey. Die ſtaunende Grethe meinte, ihr habe auch ſchon je und je etwas geträumt, was darum noch nicht wahr geworden; ſie ſolle aber den Traumpapa auch fragen, wie er heiße. Einige Morgen darauf vertraute ihr Klara, nun wiſſe ſie auch den Namen, er ſey ihr im Traum genannt worden, er heiße Friedrich Roſenberg und ſie ſey mehr und mehr geſonnen nach Leipzig zu ſchreiben; der Traum habe ihr offenbart, daß er dort ſey. Grethe ſchüttelte ſehr bedenklich den Kopf: „das ſey ihr doch noch nicht vorgekommen, daß man ein ſo theures Porto wegen eines Traumes ausgebe.“ Indeſſen hielt ſie das Verſprechen ſtrengſten Stillſchweigens gegen die Herrſchaft.

Während Klara in dieſer Weiſe begann hellſehend zu werden, ließ ſie im tagtäglichen Leben die Schwingen etwas hängen; in den Lehrſtunden und in der Arbeitszeit wurden ihre Leiſtungen immer mangelhafter, die ſchön geſetzten Reden, ſtets im feinſten Hochdeutſch, wechſelten mitunter, wenn ſie mit den Kindern allein war und in Affekt kam, mit ziemlich gemeinen Schimpfworten ab; des Tugendbundes ſchien ſie faſt ganz vergeſſen zu haben, ſeit ihr erſter Zögling, Hermann, in eine Penſion der Schweiz abgereist war. Frau Bernhard wurde ihrer mehr und mehr müde, und eines Tags kam es zu einem Disput, bei dem ſie ihr ſagte: „Ich denke, Klara, es iſt beſſer, Sie ſehen ſich nach einer andern Stelle um.“ Klara aber ſtürzte ihr zu Füßen: „Sie werden eine Waiſe nicht verſtoßen, die ſich mit Vertrauen in Ihre Arme geworfen! Mit der Pforte Ihres Hauſes ſchließt ſich auch mein Himmel zu! Albert verſtößt mich, wenn Sie mich verſtoßen!“ Die gute Frau wurde etwas erweicht und verſprach es mit ihrem Mann zu berathen, der nachgerade der großen Weisheit und Gerechtigkeit Klaras ſatt war. Der meinte nun freilich auch, es wäre beſſer, ſie ginge; er wolle es Albert mit aller Rückſicht für ſie mittheilen.

Klara klagte ihre Noth auch der Wittwe, ihrer achtbaren Freundin. Dieſe kam und legte ein gutes Wort für ſie ein. „Und bedenken Sie,“ ſagte ſie bedeutungsvoll, „man kann nicht wiſſen, ob das Mädchen nicht mehr iſt, als ſie ſcheint; man kann noch Verwunderliches an ihr erleben.“ Die Doktorin verſprach ſich's zu überlegen. Tags darauf war der Doktor bei Kranken, die Frau im Comitè für Beſchäftigung alter Wäſcherinnen mit Seidenzupfen, Mathilde in der populären Aſtronomieſtunde, Natalie hatte Lektion in der Harmonielehre, die Kleinen ſpielten im Hof; ſomit war Klara mit der Grethe allein, die eben den Zimmerboden aufwuſch, als der Briefträger einen Brief „an Fräulein Klara Werning“ brachte. Klara öffnet ihn im Nebenzimmer und überfliegt ihn, ſtürzt zur offenen Thür herein, ſinkt auf die Knie, wahrend die erſtaunte Grethe ſchreit: „Fräulein Klara, 's iſt ja naß!“ und ruft mit erhobener Stimme aus: „Gott ſey Dank, ich habe einen Vater! ich bin nicht allein! Friedrich Roſenberg lebt, mein Traum hat mich nicht betrogen!“ Grethe ſtarrte ſie mit offenem Mund und großen Augen an, während der naſſe Lumpen in ihrer Hand Waſſerſtröme niederträufeln ließ. „Iſt das wahr, Fräulein Klara?“ — „Gewiß, gewiß!“ rief dieſe triumphirend; „Friedrich Roſenberg iſt ein reicher Hotelbeſitzer; er erwartet ſeine Tochter mit offenen Armen!“ — „Derjenige, der Ihnen im Traum erſchienen iſt?“ — „Derſelbe, derſelbe, gute Grethe!“

Das war denn doch der Grethe zu ſtark; ſie mußte es Abends ihrer Frau mittheilen. Der ſchien es natürlich noch zweifelhafter, und ſie dachte, je ſchneller die Hellſeherin aus dem Hauſe komme, deſto beſſer. „Klara,“ ſagte ſie ihr bei nächſter Gelegenheit, „ich höre, daß Sie noch einen Vater haben; ſomit ſind Sie nicht ſchutzlos, wenn Sie uns Haus, wie wir kürzlich beſprochen, bis Oſtern verlaſſen.“ — „Ich habe eine Heimath,“ antwortete Klara kurz, mit der ruhigen Würde der beleidigten Unſchuld. Frau Bernhard ward immer wieder irre, zumal wenn ihr die Andeutungen der Pfarrwittwe einfielen.

Am ſelben Abend, als ſie vor Schlafengehen noch einen Rechenſchaftsbericht über ſiebenundvierzig Kreuzer ſchrieb, die ſie an drei arme Wittwen zu vertheilen gehabt, kam Natalie noch herein. „Ei, Kind, du biſt noch wach?“ — „Ja, Mutter,“ hob Natalie ſehr verlegen an, „ich ſollte dich noch etwas fragen.“ — „Was denn, Kind?“ — „Mutter,“ ſagte das Mädchen ängſtlich, „ſag mir doch, kann's denn ſeyn, daß ich in den Apotheker-Ludwig verliebt bin?“ — „Du, Kind?“ fragte die Mutter erſchrocken. — „Freilich,“ ſchluchzte das Mädchen, „Klara ſagt's, und ich könne ihn nun mein Lebenlang nimmer vergeſſen. Ach, Mutter, iſt's denn wahr, und bekomme ich denn einmal keinen andern? Und er iſt doch ſo dumm!“

Das arme Kind weinte, daß es einen Stein erbarmen konnte. „Aber, Kind,“ fragte die entſetzte Mutter, „ſo ſprich nur, warum meinſt du's denn?“ — „Sieh, ich habe zwar Klara unter freiem Himmel ſchwören müſſen, ich wolle euch nichts ſagen, aber jetzt, wo Klara ſo ſonderbar iſt, kann ich doch nimmer ſchweigen. — Wie ich, vor vielen Wochen ſchon, das neue ſerbiſche Volkslied probirte und nachher noch meinen Blumentopf ausgoß, um friſches Waſſer hinein zu thun, ſtand der Apotheker-Ludwig unten. „Was thut denn der Dickkopf noch da?“ fragte ich Klara.

Da ſchaut ſie mich ſo ſonderbar an — o, ich kann gar nicht ſagen wie — ganz tief heraus — und ſagt: „Natalie, weißt du nicht, was ſtille Liebe iſt?“ — — „Das weiß ich freilich,“ ſagte ich. Da deutet ſie hinab, wo der Ludwig ſtand, und flüſtert mir ins Ohr:

„Und ſo ſaß er viele Tage,
Viele Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenſter klang.“

„Und ſo hat ſie mir alle Tage und Abende vorgeſprochen, wie mich der Ludwig ſo unausſprechlich lieb habe, und ſtundenlang in der kalten Nacht daſtehe, nur um einen Ton meiner Stimme zu hören. Zuletzt plagte ſie mich, ich ſolle ihm nur ein einziges Blümlein hinunter werfen; das hab' ich zweimal gethan. Dann ſtellte ſie mir vor, wie unglücklich ich den Ludwig machen würde, wenn ich euch etwas ſagte, und ließ mich unter dem Sternenhimmel ſchwören, daß ich keiner Seele ein Wort davon vertrauen wolle. Sie hat mir auch keine Ruhe gelaſſen, ich ſolle ihm einmal eine Locke hinunter werfen, das ſey ſein höchſter Wunſch. Aber du weißt, ich trage ja keine Locken, und aus meinen Haaren ſchneiden wollte ich auch nicht; aber ich hatte viel herausgekämmte, von denen hab' ich einmal hinuntergeworfen. Geſprochen hab' ich aber kein einzigmal mit dem Ludwig. Neulich, als ich ſchon ſchlief, kam ſie mit dem Licht an mein Bett, ich wachte auf und ſie ſagte mit feierlicher Stimme: „Natalie, du liebſt!“ — „Ich?“ fragte ich, „wen denn?“ — „Du liebſt Ludwig, du wirſt ihn lieben in alle Ewigkeit!“ — Ich weinte beinah und wollte es nicht glauben, weil er mir ja gar nicht gefällt, aber ſie hat mir's ganz deutlich bewieſen und geſagt, weil ich ihm Blumen und eine Locke zugeworfen, ſo gehöre ich nun ſein für's ganze Leben. Das war mir ſo arg! Ich habe ſo viel geweint in den letzten Wochen! Und geſtern Nacht ſagte ſie mir, Ludwig dürfe nun nicht mehr vor's Haus kommen; wir wollen, wenn alles ſchlafe, in den Garten hinaus, daß ich ihn nur ein einzigmal ſpreche. Das habe ich aber nicht gethan, und heute dachte ich, ich wolle dir's ſagen.“

Unter heißem Erröthen und vielen Thränen wurde dieſes Geſtändniß abgelegt, unter Lachen und Weinen umfaßte die Mutter ihr Kind, als ob ſie es vom Abgrund zurückreißen müſſe. Eingedenk aber der weiſen Lehren Klaras, wollte ſie ihre Aufregung nicht ſteigern. „Geh nur, Kind, und ſey ruhig, du biſt recht dumm geweſen und könnteſt tüchtig ausgelacht werden. Verſprich, in deinem Leben niemals mehr der Mutter etwas zu verſchweigen.“ — „Gewiß nicht, gewiß nicht!“ ſchluchzte die Kleine, „und nicht wahr, Mutter, ich liebe den Ludwig nicht, und gehöre ihm auch nicht eigen?“ — „Behüte, du einfältiges Kind! Ludwig iſt ein dummer Junge, und vielleicht hat er ſo wenig von dir wollen, als du von ihm!“ — „Ja, ja, das kann ſeyn!“ rief Natalie erleichtert, und ging getröſtet zu Bette.

Die Mutter war zu erſchüttert, um Ruhe zu finden; ſie mußte den Mann noch wecken und ihm die Geſchichte erzählen. Dieſer ſpie Feuer und Flamme und hätte beinahe noch um Mitternacht die Schlange aus dem Haus geworfen, die ſo ſein Kind vergiften wollte. Doch ließ er ſich bewegen zu warten, um auch den Ludwig zu hören. Dieſer wurde denn andern Morgens mit Vorſicht in's Verhör genommen und erzählte faſt dieſelbe Geſchichte. Klara hatte ihn im Haus und auf einſamen Botaniſirgängen einigemal allein geſprochen und ihm anvertraut, wie lieb ihn die Natalie habe, und wie es ſie betrübe, daß er nicht einmal an's Fenſter komme, wenn ſie ſinge. So hatte er denn endlich mit großen Herzensängſten die Fenſterparaden begonnen und die Blümlein heimgetragen, „das Haar aber nicht.“ Auch hätte er einmal in Herrn Doktors Garten kommen ſollen; das hatte er aber nicht können, weil er den Hausſchlüſſel nicht gefunden. Trotz des tüchtigen Verweiſes von Seiten des Apothekers ſchien Ludwig doch ungemein erleichtert, daß er nicht mehr obligirt war, ein zartes Verhältniß anzuſpinnen. Doktor und Apotheker verſprachen ſich gegenſeitig, jedweden Roman, der ſich im Hauſe finde, zu verbrennen, und ſchieden als gute Freunde.

Mit Klara war's nun vorüber. Der Doktor wollte ſie nicht mehr vor Augen ſehen, man ſchickte ihr das Eſſen auf's Zimmer nebſt einem kurzen Billet, das ihr ſagte, ſie ſey entdeckt, und man erwarte, daß ſie ungeſäumt das Haus verlaſſe, lege übrigens ihren Gehalt auch für das nächſte Quartal bei. Klara antwortete in einem höchſt würdevollen Billet, erkundigte ſich nach der Poſtroute nach Leipzig, packte getroſt ihre Sachen, ſpeiſete mit beſtem Appetit, und ſtieg nach Tiſch im ſchönſten Putz in den Eilwagen. Auf ihrem ziemlich bedeutenden Gepäck, das ſie zum Nachſchicken zurückgelaſſen, ſtand die Adreſſe eines Handlungshauſes, das ihr daſſelbe früher herſpedirt hatte.

Fort war ſie und das ganze Haus noch in Bewegung von der großen Kataſtrophe, als die Pfarrwittwe ganz alterirt herbeikam: „Um Gotteswillen, iſt's wahr, daß Sie die Klara Knall und Fall fortgeſchickt?“ — „Gewiß, wir hatten unſere guten Gründe.“ — „Aber wiſſen Sie denn, daß ſie die Tochter eines ungariſchen Grafen Roſowiz iſt, der demnächſt ſeine Güter in Ungarn verkauft und ſie zu ſich holt?“ — „Die? eine Betrügerin iſt ſie, eine falſche Lügnerin!“ — Als man der Wittwe die mittheilbaren Belege dafür gegeben, rief ſie im größten Schrecken: „Aber meine dreißig Gulden, du lieber Gott! meine dreißig Gulden!“ Die gute Frau hatte ſich bereden laſſen, Klara zu verſchiedenen Zwecken allmählig dreißig Gulden

zu leihen, wofür ſie dieſe auf reichlichen Erſatz vertröſtet, wenn der geheimnißvolle Vater ſich offenbaren werde. — Endlich verſiel die troſtloſe Wittwe, die keine dreißig Gulden zu verlieren hatte, darauf, auf das Gepäck Beſchlag zu legen. So wurde dann ſtatt Koffer und Schachteln unter der bezeichneten Adreſſe ein Brief abgeſandt, in dem der ungariſchen Comteſſe bedeutet wurde, daß ſie ihre Effekten mit der ſchuldigen Summe zu löſen habe. Zugleich ſchrieb der Doktor an Albert, um ihm den Verlauf der Sache mitzutheilen und ſein Verfahren zu rechtfertigen.

Albert antwortete zuerſt. Dieſe letzte Enttäuſchung über ſeine einſtige Geliebte war ihm bitter, aber nicht unerwartet. So ſchnell ihre ſchöne Geſtalt, ihr hinreißendes Benehmen, ihre einſame Stellung einſt ſein erregbares Herz gewonnen und gefeſſelt hatten, ſo raſch waren in ihrem Verhältniß zu der fürſtlichen Familie die zweideutigen Seiten ihres Weſens, der Firniß, den ſie für Bildung gab, an's Licht getreten. Am Ende hatte er ſich ſelbſt über ihren Hang zur Lüge und Intrigue nicht täuſchen können, der ſie um die Stelle gebracht, zu der ſie auch keineswegs befähigt war. Aber mit all dem Zauber, der ihr zu Gebot ſtand, hatte ſie ſein Herz, oder doch ſeinen Edelmuth wieder für ſich anzurufen gewußt. Die Doktorin, die er ihr ſelbſt oft als eine herzgute, redliche und gebildete Frau geſchildert (die er auch noch nicht in dem Conglomerat von Pflichten verlaſſen, in dem ſie jetzt lebte), fiel ihm bei; er meinte, in ſo einfachen Verhältniſſen, unter dem Einfluß einer gemüthlichen Frau in guter und glücklicher Ehe könne dieſes reichbegabte Weſen am eheſten zur Einfachheit und Wahrheit zurückkehren. Aber ſein heiliges Wort gab er ihr beim Abſchied, daß die erſte Falſchheit von ihrer Seite der Scheidebrief ſey zwiſchen ihm und ihr.

Dieſer war nun geſchrieben. Albert erhielt darauf von der einſt Geliebten alle ſeine Briefe zurück, in denen er die erſte Glut eines Jünglingsherzens ausſtrömen laſſen, in denen ſpäter ſeine gerade Manneesſeele mit dieſer Schlangennatur gerungen, um ſie dem Reich der Lüge abzugewinnen. Bei den Briefen lag ein herzbrechender Abſchiedsbrief, in dem ſie ſeiner Liebe, dem Glück und dem Himmel Lebewohl ſagte und ihn bat, ihr ſeinen erſten Brief und ſein Bild nicht zu rauben, die ſie zurückbehalten und die ſie bis zu ihrem Tod auf dem Herzen tragen werde. Am Schluſſe beſchwor ſie ihn, die letzte Barmherzigkeit an ihr zu thun und die dreißig Gulden Nachnahme zu bezahlen, die ſie auf das Briefpaket bezogen und mit denen ſie allein ihr einziges Beſitzthum löſen könne. — Der Brief trug das Poſtzeichen Leipzig. — So theuer durfte alſo der gute Albert das leidige Recht bezahlen, die Zeugen ſeines Irrthums zu verbrennen.

In der Familie des Doktors ebneten ſich die Wellen. Der dickpfige Ludwig hatte bald ausgelernt und zog beruhigt ab; Natalie, die mit ihrer Tante eine Schweizerreiſe machen durfte, war von Herzen froh, daß er fort war, ſo froh, wie der Jüngling ſelbſt vom Schauplatz ſeiner Jugendliebe wider Willen ſchied. Frau Bernhard nahm zu ihrer Greuze eine tüchtige Kindsmagd und trat aus etlichen Vereinen aus; die Vorleſung über Hünengräber war ohnehin beendet und der Docent über Sophokles abgereiſt. Die Pfarrwittwe erhielt ihre dreißig Gulden mit der Bitte, die Effekten direkt nach Leipzig zu ſchicken, da das Handlungshaus ſich nicht mehr damit befaſſe. Dabei lag die Adreſſe: „An Friedrich Roſer, Polizeiſoldat.“

Das Mädchen aus der Fremde war und blieb bis jetzt verſchwunden; aber ihre Geſchichte wird vielleicht eines Tags in einer Sammlung intereſſanter Kriminalfälle unter den Biographien merkwürdiger Betrügerinnen ihren leidigen Schluß finden.

Helgoland.

IV. Zwei Notabilitäten.

Auf dem einzigen Hügel von Helgoland, der den weitesten Ausblick auf die See gewährt, traf ich, während eben die Badegesellschaft das herrliche Schauspiel eines Sonnenuntergangs mit scharfsinnigen Reflexionen über das Werthverhältniß von Sonnenuntergang und Sonnenaufgang feierte, mit einem Greis in silberweißen Haaren zusammen, der aber ein Gemüth voll jugendlicher Frische und Begeisterung sich bewahrt hat. Es war der alte Schiffscapitän Hans Frank Heikens. Er hatte ein Heft bei sich, welches Gedichte, meist in helgolandischer Mundart, enthielt, und so machte ich denn hier Bekanntschaft mit dem Nationaldichter der Helgolander. Noch erinnere ich mich mit Rührung des ersten Besuchs, den ich dem ehrwürdigen Alten in seinem freundlichen Hause machte, das zwei Pappelbäumchen zieren. Da saß er, der Achtzigjährige, in seinem obern Stübchen über dem Conversationslexikon. Er hat in seiner Jugend keinerlei Bildung genossen. Erst später, als er als Schiffscapitän mit seiner „Goliath" das atlantische Meer in die Kreuz und Quer durchsegelte und fremde Länder und Menschen sah, konnte er seinen Wissensdurst befriedigen, den er noch in seinem Alter mit heißem Bemühen zu stillen sucht.

Von seinen Reisen erzählte er mir folgende charakteristische Anekdote. In Palermo sey er einmal in eine fröhliche Tischgesellschaft gerathen, deren heitern Ton selbst ein eifrig predigender Pietist nicht herabzustimmen vermochte. Der Gute kam neben Heikens zu sitzen und begann bald auch mit ihm ein Glaubensexamen anzustellen. Da nahm Heikens einen frischen Schluck Falerner, sagte nichts, sondern holte aus seiner Tasche ein Stück Kreide hervor, zeichnete auf den Tisch einen Kreis mit den Namen: Moses, Confucius, Mahomet, Luther, Calvin, und setzte in die Mitte einen großen Punkt. Der Pietist sah seinen Nachbar mit fragenden Augen an. Da sagte Heikens: „Guter Freund, Ihr habt mich nach meinem Glauben gefragt. Ich meine, die Menschen drehen und wenden sich im Kreise herum mit diesen Namen, Moses, Luther u. s. w. Allein ein Schiffsmann muß gerade aus nach seinem Ziele fahren; so mach' es denn auch ich und gehe gerade aus auf den Mittelpunkt, meinen Herrgott im Himmel los." Diese wackere Antwort bezeichnet ganz die natürliche und frische Frömmigkeit, der sich die Helgolander rühmen.

Heikens hat ein Buch über Helgoland geschrieben, mit dem Titel: „Helgoland und die Helgolander. Memorabilien des alten Helgolander Schiffscapitäns Hans Frank Heikens, herausgegeben von Adolph Stahr." Seine Gedichte im Helgolander Dialekt sind zum Theil sehr anziehend. Zur Probe möge ein Vers dienen, den er mir in's Album geschrieben hat:

Di kommst en gungs vant Helgolunn,
Sogs Fränen ab, daß samm di hunn,
En wessels Fränschepp Stell.
Mogs glückelt dann dien Heymath wenn,
En alle Lieben sünn dann senn.
En od di gung dann well!

Seine hochdeutschen Gedichte lassen freilich den Autodidakten und Holgolander, der erst in zweiter Linie Deutscher ist, nicht verkennen. Als vor einigen Jahren Goethes Jubiläum auch auf Helgoland gefeiert wurde, war er mit einem hübschen Festgedichte der vornehmste Feiernde und Gefeierte des Tags. Während meiner Anwesenheit auf Helgoland feierte Heikens seine goldene Hochzeit mit seiner ebenfalls noch ganz rüstigen achtzigjährigen Frau.

Ein Helgolander Patriot im vollen Sinne des Worts war Jacob Andresen Siemens. Im December 1804 geboren, zeichnete er sich schon in jungen Jahren durch seine Energie und Verstandesschärfe aus, wurde ein tüchtiger Schiffsbaumeister und gründete im Jahr 1826 die Badeanstalt. Sein Vater war durch Meineide und künstliche Havarien Hamburgischer Kaufleute zu Grunde gegangen. Dieß hatte einen unauslöschlichen Eindruck in Siemens zurückgelassen und den herben, bittern Ton in seinem Charakter begründet. Mehrere seiner Schriften beziehen sich eben darauf, so die „Fragmente über den Elb" (1839) und „das Reich des Herrn oder des Gesetzes, wie es entsteht." Schon 1835 hatte er eine Schrift geschrieben: „Die Insel Helgoland vor ihrem bevorstehenden Untergang," worin er England besonders zur Anlegung eines Hafens und von Steinwällen auffordert, und seitdem arbeitete seine ganze Seele an Entwürfen zur Erhaltung seines Vaterlands. Im Jahr 1843 erschien sein „Nordseebesen," welcher die Theilnahmslosigkeit der Hamburger Kaufleute geißelt. Als seine beste, auch in weiteren Kreisen Beifall findende Schrift bezeichnet Boas die 1844 erschienene Schrift: „Deutschlands Seegeltung." Er fordert hier ein Bündniß zwischen Deutschland und Scandinavien und schließt mit den Worten: „Durch Gemeinkraft zur See und zu Land,

zu Land und zur See werden Deutschland und der Norden, der Norden und Deutschland zügeln die wildrasenden Elemente, die Erde balanciren." Ich habe seine eigenen Worte angeführt, um eine Probe seines „fast unmöglichen Sprachbaus" und seines schwülstigen, bombastischen Styls zu geben. Viele Kritiker haben deßhalb geglaubt, den Mann lächerlich machen zu dürfen; aber man bedenke, daß Siemens ohne Vorbildung und Kenntnisse, nur dem innern Drange seines urkräftigen Geistes und seinem warmen Patriotismus folgend, diese Schriften geschrieben hat. Man vergesse besonders nicht die geistvollen Gedanken, die freilich oft wie begraben im Wortschwall sich eigentlich an die Oberfläche ringen müssen, und den gesunden Kern in der rauhen Schale, so wird man diesen Mann bewundern lernen, der alles durch sich selbst geworden ist und seine Gedanken gleichsam am Ambos geschmiedet hat. Er war auf Helgoland Mitglied der Oberbehörde und wurde als Abgeordneter nach London geschickt. Tiefer Gram über die Schranken, die er mit seinen Ideen bei sich und bei andern fand, verzehrte ihn; sein Patriotismus wurde oft zum eigensinnigen Rigorismus. Vor wenigen Jahren ist er gestorben, eines bessern Loofes würdig, ein ächter Helgolander nach seinen Tugenden und Fehlern.

V. Die Helgolander und die Helgolanderinnen.

Der Helgolander ist ein geborener Seemann, alle seine Sitten, Eigenschaften und Einrichtungen tragen diesen Charakter. Dem Festländer geht in Helgoland eine ganz andere Welt auf, er merkt, daß er, wie für die großartige Seelandschaft, so auch für die Menschen ganz andere Kategorien und Register aufziehen muß. Man steigt aus dem Schiffe und glaubt wieder auf einem zu seyn, denn Ein Blick reicht hin, um das Bischen festes Land zu überschauen; sonst überall nur wieder dieselbe endlose Wogenmasse, der es bei heftigem Sturme beikommen kann, ihre Spritzwellen bis auf's Oberland hinaufzuschleudern. Und die Häuser selbst, wie ähnlich einer Cajüte! Eng, jedes Plätzchen benützt; in der Wand kojenartig zwei Bettstellen, die Decke niedrig, blaugrün angestrichen; hier die Aussicht von einer fernen Seestadt, welche der ergraute Schiffsmann in seiner Jugend häufig besucht hat, dort ausländische Muscheln, und gleich den Wimpeln eines lustigen Schiffs, einige bunte Papierschnitzel, Bänder oder Federn herabflatternd. Aber wie ist alles so reinlich und nett in diesen engen Räumen, in der Küche alles so blank und spiegelglatt, als wäre gestern der Hochzeittag gewesen! Ja, reinlich ist der Helgolander und ordnungsliebend wie Einer, und das gibt der engsten Wohnung einen unglaublichen Reiz. Im Hause waltet die Hausfrau eben so unumschränkt, wie der Mann die Alleinherrschaft auf der See ausübt. Sie pflegen zu sagen: „dem Manne das Meer, dem Weibe das Haus." Man wird deßhalb nie einen Schiffer auf dem Lande beschäftigt sehen; während ihre Frauen die schwersten Lasten die Treppe herauf schleppen, machen die Männer am Falm oder dem obern Felsrande längs der Häuserreihe hin Feierabend, oder, wie sie's heißen, sie „falmen," welches Wort auch von den Badegästen als euphemistische Bezeichnung ihres angestrengten Lebens angenommen worden ist.

Ohne ein Wort zu sprechen, können Gruppen von Helgolandern schon Nachmittags am Falme stehen, unablässig in die See hinaus schauend. Aber nur eine oberflächliche Beurtheilung konnte sie darum als träge Menschen schilden. Man vergißt dabei die schwere Arbeit, welche die Seeleute Sommer und Winter auf dem Meere haben. Nein, das wäre ein sauberer Schiffsmann, der nicht seinen ganzen Stolz, seine ganze Kraft dem Dienste des Meeres weihte. Das Meer ist seine Braut, ihm gehört all sein Sinnen und Trachten. So hat der freie Germane den Feldbau für Weiberarbeit geachtet, und die Abkömmlinge der ela fria Fresena (der edlen freien Friesen), deren Gruß: „Willkommen, freier Friese," deren Wahlspruch: „lever duad üs Slaw" (lieber todt als Sklav) lautete, tragen dieses stolze Blut noch in den Adern.

Noch so ermattet oder beeilt, hält schon jeder Badgast hier oben einen Augenblick stille, ehe er weiter geht; er kann nicht vorüber, ohne hinauszuschauen; der Silberblick von tausend Wellen ist auch eine Lorelei. Aber mit ganz andern Augen schaut ein Helgolander über die Fläche hin. Er begleitet mit Falkenblicken das fernste Segel und ist in seinen Gedanken der Steuermann des leichten Kahns, der ein Spiel des Windes auf den Wogen tanzt; er befragt den Flug der Möve um den Wind, den er morgen zu seinem Lootsendienst oder Fischfang bekommen wird; er steht wie ein Wächter auf der Zinne, wenn ein naher Sturm seinem Felsen abermals ein Glied vom Leibe zu reißen droht. So faimt der Helgolander; im steten Blick auf die große Natur wächst ihm seine Seele groß und erstarkt sein Geist, an dessen alter guter Kraft bisher alles Gift des Badelebens wie Wasser an Stahl abgeglitet ist.

Nur Ein Mißton verunstaltet diese gesunden, schönen, frommen Naturen, der Zug von Habsucht, von dem schon oben die Rede war. Schon die Jungen packen den Fremden an mit dem widerlichen Geschrei: „En Stilling in de Grabbel!" womit sie sagen wollen, man solle ihnen einen Schilling in den Sand werfen, für das Vergnügen, ihnen nun zuzusehen, wie sie über einander herfallen und sich um den Schilling balgen. Noch unangenehmer und fast unnatürlich roh ist der Ruf: „Wör en Stilling fliegen lassen!" Da haben sie nämlich ein armes Vögelein in ihren

Händen, das sie aus dem Neste genommen haben, und vor den Augen der Vorübergehenden so lange kneten und plagen, bis diese mit einem Schilling dem armen Thiere seine Freiheit erkaufen, eine schauerliche Spekulation auf das Mitleid mit der gequälten Creatur. Aber wie könnte es wohl anders seyn, als daß in einem Gemeinleben, das nur die kleinen particulären Interessen der Familie kennt und von der Unterordnung unter Ein großes Ganze, von einem Leben im Staate keinen Begriff hat, der Egoismus die stärksten Wurzeln schlägt? Und wiederum ist es auch dieses Selbstleben, aus welchem das kräftige Freiheitsgefühl dieses Volkes herstammt, das Hochgefühl, die Stärke des Charakters, das Selbstvertrauen, das jeden zu einem markirten, vollendeten Manne macht, zu dem, was er seyn soll. Die Helgolander Seeleute sind durch ihre Kunst und Zuverlässigkeit weit und breit berühmt, ihre Lootsenfertigkeit ist überall gesucht. Ein vor alten Zeiten ihnen anhängendes Laster, die Trunksucht, ist völlig verwischt; ihre Ehrlichkeit und ihr Biedersinn ist fast sprichwörtlich.

Ein Ueberrest aus alten Zeiten ist das Strandrecht, das aber in seiner humanen Anwendung ihr brüderliches Verhältniß zu einander in ein schönes Licht setzt. Das Drittheil des gestrandeten Guts, das Helgoland für seine Hülfleistung gesetzlich ansprechen darf, zerfällt in manche Theile und Theilchen. Auf das Signal: geloost! geloost! sammelt sich die ganze Lootsenmannschaft, gegenwärtig drei bis vierhundert Mann stark, und loost die zehn Leute heraus, die das Rettungsboot besteigen dürfen. Diese bekommen ihren Taglohn. Alte Lootsen, die aus Altersschwäche nicht mehr mitgehen können, brauchen nur ihre Hand auf den Bord des Bootes zu legen, um auch einen Antheil an der Beute zu erhalten; eben so die arme Wittwe, die die kleinste Handreichung bei Bergung des gestrandeten Gutes leistet. Das übrige kommt in die Gemeindekasse. Man sieht, das Strandrecht der Helgolander ruht noch auf einem alten, barbarischen Communismus, der sich aber in der Praxis zu einem wahrhaft so christenwürdigen Communismus veredelt hat, daß man niemals an ihn Hand anlegen sollte. Der neuzeitliche Communismus dagegen schlägt gerade den umgekehrten Weg ein, er beginnt mit einer wunderschönen Theorie und endet mit einer unmenschlichen Praxis.

Der Tummelplatz der Helgolander Jugend ist das „rothe Wasser," oder wie es neuerdings umgetauft worden, das „grüne Wasser." Am Donnerstag und Sonntag Abend ist hier der niedere, lange Tanzsaal geöffnet, und meist auch so sehr mit Badegästen überfüllt, die einen Tanz mit einem hübschen Helgolander Famel der oft steifen Etikette im Conversationshause vorziehen, daß die tanzenden Paare schon nach wenigen Schritten wieder anhalten müssen und Gefahr laufen, von hinten überrumpelt zu werden. Natürlich herrscht da auch immer eine gräßliche Hitze, und als Schutzmittel dagegen wird ein scharfer Luftzug unterhalten, so daß ich glaubte am andern Morgen mit einem Rheumatismus erster Größe erwachen zu müssen. Aber keine Spur davon! Es ist unmöglich in dieser reinen Luft sich zu erkälten. Originelle Tänze habe ich in diesem grünen Wasser nicht getroffen; es sind meist, mit Ausnahme des englischen Rihls, nur Verkrezerungen der bei uns üblichen Tänze. Im anstoßenden Zimmer ist das Buffet, wo sich die Helgolander sehr gerne anbieten, glühenden Conjak mitzutrinken, was ihr Hauptgenuß ist. Und will man einen solchen Burschen am Abend vollends glückselig machen, so genügt ein Stück Ahnbolt, ein aus Mehl, Milch, Eiern, Rosinen, Pflaumen und hineingebackenen Möven oder Seekobben zusammengesetzter Kuchen. Was den Aufenthalt in diesem grünen Wasser so reizend macht, das ist der Anblick aller der heitern Gesichter und der kräftigen, blühenden Naturmenschen, die in ihrer Nationaltracht einherflunkern.

Die Mädchen überraschen den Fremden besonders durch die Feinheit der Physiognomie und den zarten Teint, so wie durch das Leichte, Schlanke ihres Wuchses, das sich allen ihren Bewegungen mittheilt. Sie sind mehr anmuthig und lieblich, als regelmäßig schön zu nennen. Aber schnell verblühen diese Blumen; es gibt wenige schöne Frauen auf Helgoland. Man erklärt diese Erscheinung theils aus den schnell wiederholten Wochenbetten, theils aus der schweren Arbeit, aus den steten Sorgen, die sie um ihre in Sturm und Wellenbrang lebenden Männer haben. — Dagegen werden die Männer eigentlich erst im späteren Alter schön und ansehnlich; als junge Bursche sind sie selten hübsche Leute. Wenn aber einmal ihre Stirne sich von der Gluth der Sonne gebräunt hat und über ihre Leiber eine Anzahl todesschwangerer Wogen glücklich hinübergeplatzt ist, dann mag jeder mit Wohlgefallen die Urkräftigkeit und Gewandtheit ihrer Gestalten betrachten. Ihre Tracht ist nicht normal strikt, wie die der Frauen. Lange Jacken aus blauer Wolle, oder für die Schifffahrt aus Wachs- und Segeltuch, bunte Hemden, Pumphosen, Wollenmützen, die niedern Helgolander Strohhüte, und zwischen den Zähnen der Tabak, so steht vor mir das Bild manches ehrlichen, treuen Burschen.

Weit anziehender, weit origineller ist die Tracht der Frauen, welche drei nationale Stücke aufweist: den Peik, das Nösbuck, den Haubschalbuck. Der Peik ist ein scharlachrother Rock mit einem breiten gelben Saume, womit die Reichen oft großen Staat treiben, wenn sie ihn aus Seide tragen; sie lassen sich dabei hundert Mark und noch mehr nicht zu viel seyn. Das Nösbuck ist ein buntfarbiges Tuch, das turbanartig um den Kopf gewunden wird, und der gewöhnliche

Kopfputz der alten, der Feſtſchmuck der jungen Helgolanderinnen iſt. Der Haubſealduck endlich paſſirt in Norddeutſchland unter dem Namen Helgolander Hut, und iſt daſelbſt auch faſt allgemein als Gartenhut verbreitet. Die Helgolanderinnen tragen ihren Haubſealduck in der Regel dunkel, bei Begräbniſſen ganz ſchwarz, und faſt bis auf den Boden hinabwallend. Wittwen tragen ihn ſo bei jedem Kirchgange. Aber wenn am Sonntag Abend die feinen Mädchengeſtalten in ihrem Scharlachpelz und den Turban auf dem Kopf einherwandeln, und die flotten Burſche ihre Strohhüte ſchwingen, nach dem grünen Waſſer ſie begleitend, dann iſt's eine Freude, den heitern Zügen nachzuſchauen, und „wenn es erlaubt wäre, eine Sehnſucht zu haben, ſo wäre es nach ſolchem Lande.“ Zwar ſtand noch vor hundert Jahren die Sittlichkeit der jungen Paare auf Helgoland nicht im beſten Rufe, in Folge des berüchtigten Kortelns — vom Gürtelbande des Mädchens ſo genannt — das trotz allen Strafen lange nicht ausgerottet werden konnte. Mit dieſer Unſitte war dann aber ein ganz eigenthümlicher Sühnungsact verbunden. Konnte die Hochzeit nicht mehr aufgeſchoben werden, ſo durfte der Kortler die Treppe auf der Inſel nicht mehr herauf oder hinunter gehen, bis er ſein Mädchen zum Altar geführt hatte. Jetzt hat dieß längſt aufgehört; aber wie einmal dieſes freie Volk ſich von jeher gegen allen Formenzwang geſträubt hat, ſo ſagt man, daß auch jetzt noch die Brautleute ein ſehr vertrauliches Leben führen. Auch hierin aber verſöhnt uns ein ächt ſittlicher Akt der natürlichen Geſetzgebung mit der Unſitte. Um das Mädchen vor Unehre zu bewahren, darf der Bräutigam vor der Hochzeit ſich den Gefahren der See nicht mehr ausſetzen, ſondern höchſtens nach der Düne hinüber fahren, um für den Fiſchfang ſeiner Kameraden Würmer und Sandſpieren als Fiſchköder zu ſuchen. Es kann deßhalb nach Umſtänden eine ſehr verfängliche, ſpitzige Frage ſeyn, die einer an den andern richtet: „Gehſt du auf die Düne? willſt Sandſpieren fangen?“ — Einen weitern Hochzeitbrauch erzählte mir meine Hauswirthin. Am Mittwoch vorher werden die Brautbetten in's Haus des Bräutigams getragen. Wenn nun die Leute dort ihren Beſuch machen, um ſie zu beſehen, darf keiner ſich wieder entfernen, ohne daß er ſich darauf geſetzt hätte; er könnte ſonſt den Brautleuten die Ruhe mitnehmen.

Die Wunderblume.

Der Knabe lehnt ſich an der Mutter Schooß,
Um ihre Mährchen treulich einzuſaugen;
Es blitzen ſeine Augen tief und groß,
Er hat der Mutter wundervolle Augen.

Und ſie erzählt: „Durch's Waldgebirge weit,
Ging einſt ein Wandrer mit bequemen Tritten;
Hoch ſtand der Tag, die Mittagszauberzeit
Kam leis geheimnißvoll durch's Grün geſchritten.

Kein Vogellied, kein Blätterflüſtern ſcholl,
Dorfglocken tönten fernher in das Schweigen,
Grüngoldne Lichter zuckten räthſelvoll
An blanken Stämmen und auf ſchwanken Zweigen.

Dem Wandrer ward ſo mährchenhaft zu Muth,
Als ſollt ein ſeltſam Wunder jäh ihm kommen,
Und ſieh — inmitten von weißheller Glut
Sieht er geblendet, ſchwindelnd und beklommen,

Der Wald verſchwindet ſeinen Blicken ganz,
Und eine Blume, herrlich, groß und prächtig,
Erblüht vor ihm in ſtolzem Farbenglanz,
Duftſtröme fließen draus berauſchend mächtig.

Nie ſah er ſolch Gebild in Feld und Wald,
Nie ſah er es in Garten, Wieſ' und Heide;
Zu brechen ſie, drängt es ihn mit Gewalt —
Hoch ſchwingt die Hand ſie — welche Augenweide!

Im ſelbigen Moment erdröhnt ein Schlag,
Als ob ein Wetter dumpf am Himmel ſtünde —
O reiche Pracht, die plötzlich vor ihm lag!
Aufdonnernd öffnen ſich des Berges Gründe.

Und mit der Blume wandelt er hinein;
Es häufen thürmend unten ſich die Schätze,
Rothfunkelnd Gold, hell blitzendes Geſtein,
Kaum ſieht im Traum man ſolche Wunderplätze.

Und eine Geiſterſtimme ruft ihm laut:
Du Glückskind greife zu und nimm das Beſte!
Der Wandrer ſchaut und wählt und wählt und ſchaut,
Ach, unentſchloſſen durch des Berges Feſte.

Und wie er nach Geſchmeid und Demant faßt,
Legt achtlos er beiſeit die Wunderblüthe
Und ſtürmt hinaus mit ſeiner eiteln Laſt,
Daß er daheim ſie in den Kiſten hüte.

Wohl war er reich an manchem ſchönen Stück,
Doch trieb die Gier auf's Neu ihn zu den Forſten;
Er wähnte treu ſich, ach, das falſche Glück,
Er glaubte noch den tiefen Berg geborſten.

Wohl war's im Waldgebirg die Mittagszeit,
Wohl war's des hohen Tages Zauberſtunde,
Wohl war's der Ort — tiefſtille Einſamkeit —
Doch nichts gab vom verborgnen Schatze Kunde.

Nur rief dieſelbe Stimme ſilbern klar:
„Du Thor, wodurch biſt du hinabgeſtiegen?
Sie blüht nur einmal alle hundert Jahr!
Was ließeſt du die Zauberblume liegen?“ —

So ſprach die Mutter, doch der Knabe ruft:
„Ich geh in's Waldgebirg, ich ſuch die Blume,
Ich finde ſie, aufgeht des Berges Kluft;
Doch wahr' ich ſie gleich einem Heilgthume.“

Die Mutter lächelt ob dem ſchönen Kind
Und ſchaut ihm innig in die mächt'gen Blicke,
Die voll von dichtungsreichem Feuer ſind,
Sie wünſcht dem Knaben günſtige Geſchicke.

Und als er Jüngling ward, da zog er friſch
In's bunte Leben ſchöne grüne Pfade,
An Leib und Seele ging er zauberiſch,
Er war ein Glückskind recht von Gottes Gnade.

Und als er in das Waldgebirge ſtieg,
Da fand er unbewußt die Zauberſtelle:
Die Blume wuchs — er nahm ſie — ſtolzer Sieg! —
Sie öffnet' immer ihm auf's Neu' die Schwelle.

Es war der Wald der deutſchen Poeſie,
Wo er ſie fand. — O holde Morgenröthe! —
Die Blume ward des Dichters Phantaſie —
Es hieß der ſchöne Wandrer: Wolfgang Goethe.

Wolfgang Müller.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 16. Juli.

Der Weltuntergang. — Geſpenſter. — Café-Théâtres.

Ich beginne meinen Brief am Tage nach demjenigen, welcher für den Untergang von Paris nach den einen, ganz Frankreichs nach den andern, oder der Welt überhaupt, wie noch gläubigere Naturen fürchteten, beſtimmt war. Die Prophezeiung dieſes beiläufigen Weltuntergangs ſoll vom Aſtronomen Arago herrühren, und das Volk hat vielleicht nie zu einem Heiligen mehr Vertrauen gehabt, als im vorliegenden Fall zum demokratiſchen Aſtronomen, der übrigens ſonſt für nichts weniger als für einen Heiligen gilt, ſelbſt nicht in ſeiner Partei. Indeſſen bei der unerhörten Hitze, welche wir hier ſeit bald vierzehn Tagen in immer ſteigendem Grade auszuſtehen haben, iſt es eben kein Wunder, daß die Sage von einem Weltbrande in Folge der großen Nähe, in welche die Sonne zur Erde, oder die Erde zur Sonne gerathen, nicht nur beim gemeinen Volke, ſondern auch hie und da in den übrigen Klaſſen der Geſellſchaft Glauben gefunden. Wenn ich meinerſeits an den Untergang nicht glaubte, ſo übte das allgemeine Gerede davon wenigſtens den Einfluß auf mich, daß ich mich des folgenden Dilemmas nicht erwehren konnte: entweder die Welt geht wirklich unter, dann gehen auch die Mittheilungen, die ich vor dem 15. ſchreibe, ohne Nutzen unter, oder die Unheilspropheten haben ſich 1852 wie 1840 geirrt, dann kann ich doch am 16. bei größerer Seelenruhe der mich Umgebenden meinen Brief beginnen. So unumſtößlich mir dieſes vor dem 15. erſchienen, eben ſo nichtig erſcheint es mir heute. Denn wiewohl wir den 15. glücklich überlebt haben, ſo hat doch keiner von allen, die an dieſem Tage auf eine Fahrt in die Unterwelt gefaßt waren, die Angſt aufgegeben. Das Pariſer Volk iſt einmal darauf verſeſſen, daß Gott in ſeinem wahrſcheinlich gerechten Zorne ſeine Vernichtung beſchloſſen, und wenn es am 15. der Strafe glücklich entgangen, ſo geſchah dieß durch einen arithmetiſchen Irrthum, denn nicht der 15., ſondern der 22. Juli iſt der verhängnißvolle Tag, der letzte des Pariſer Volks, vielleicht aller übrigen Völker der Erde. Da ich alſo durch meinen Aufſchub nichts gewonnen und die Leute mich nach wie vor mit ihrer Angſt plagen, muß ich wohl mitten unter bleichen, dem Tode entgegen gehenden Geſichtern meine Mittheilungen niederzuſchreiben beginnen.

Der Tod auf dem Geſichte iſt übrigens nichts weniger als die allgemeine Aeußerung der Furcht vor dem letzten Tage. Viele hat dieſelbe vielmehr in den Taumel des Genuſſes geſtürzt, da ſie in den wenigen Tagen, die ſie noch zu leben hätten, ihr Vermögen auf den Genuß derſelben verwenden wollten. Manchem, dem es ohnehin nur an einem Vorwand gefehlt, ſein Vermögen durchzubringen, kam die dem Aſtronomen Arago zugeſchriebene Prophezeihung wie erwünſcht; er ſezte alles in Geld um und erwachte heute in Verzweiflung darüber, daß er jezt ein neues Leben ohne alle Mittel dazu beginnen müſſe. Es gibt kein abergläubiſcheres Volk als die Franzoſen, und unter den Abergläubiſchen ſind gewöhnlich die Ungläubigen am abergläubiſchſten. Sie glauben nicht an Gott, um ſo leichter aber an Geſpenſter. Geſpenſter haben ſie erſt vor kurzem auf der Straße von Paris nach Verſailles geſehen. Hier ſteht in der Nähe von Ville d'Avray, wohin vor bald zweiundzwanzig Jahren Karl X. ſich geflüchtet hatte, ein vereinzeltes, halb verfallenes Gebäude, wahrſcheinlich einſt die Behauſung eines Jägers. Seit vielen Jahren ſoll daſſelbe unbewohnt ſeyn, und in den lezten Jahren kam es in den Geruch Geſpenſter zu beherbergen und erhielt unter dem Volk der Nachbarſchaft die Bezeichnung des „verfluchten Hauſes“ (maison maudite). Man hat am Tage nie einen Menſchen ein- oder ausgehen ſehen, oft aber wie ein Kindergeſchrei gehört. Auch wollte man öfters Morgens unverkennbare Spuren einer rothen, aus dem Thore des Hauſes gefloſſenen Lache bemerkt haben, die man durch nichts anderes als darin vergoſſenes Blut erklären zu können glaubte; endlich, und hier liegt der Knoten der Geſpenſtergeſchichte, wollte mancher gegen Mitternacht eine rieſenhafte Geſtalt in Begleitung von zwei gewaltigen Bullenbeißern nach dem Hauſe ſchleichen geſehen haben. Wie verdächtig all dieſe Umſtände auch waren, hatte doch niemand den Muth, die Behörde davon in Kenntniß zu ſetzen, denn die Leute glaubten, das Haus ſey von einem Ungeheuer bewohnt, das alnächtlich auf Kinderbeute ausgehe, ſeine Opfer aber ſich aus der Ferne hole. Würde man ihm aber auf ſeinen Ausflügen Schwierigkeiten mit der Gendarmerie entgegenſetzen, ſo wäre es darauf angewieſen, ſich die Opfer in der Nachbarſchaft zu holen. Darum ließ man das Ungeheuer oder die Geſpenſter in Mannes- und Hundegeſtalt gewähren. Das Ungeheuer trieb ſein Unweſen, wie es ſcheint, mehrere Wochen, bis es endlich die vorige Woche in Folge des hohen Standes des Thermometers in die Hände der Gendarmerie fiel. Nicht etwa weil das Ungeheuer, gleich ſo vielen andern Menſchenkindern, die ungeheure Hitze nicht ertragen konnte, ſondern die Wirkung, welche die Hize auf die ihm zum Opfer Geſallenen hervorbrachte, hat ſeine Spur und ſein Treiben verrathen. Vom vermaledeiten Hauſe, welchem man früher aus Furcht vor dem Geſpenſterſpuck darin nicht nahte, ward man jezt durch die peſtilenzialiſchen Ausdünſtungen, die es weit umher verbreitete, ferne gehalten. Was man bisher nicht gewagt, dazu entſchloß man ſich endlich, genöthigt durch die verpeſtete Luft, als deren Quelle man das verwünſchte

Haus bezeichnete. Die Behörden schritten sofort ein, ließen das Haus von einer Abtheilung Gendarmerie umgeben, und da niemand es öffnete, erbrechen, und man fand nicht weniger als zehn Opfer, die erst vor wenigen Tagen hier ihr Leben ausgehaucht. Glücklicherweise waren es lauter — Katzen, wiewohl von der edelsten Sorte. Der Bewohner oder Eigenthümer des Hauses, welchen die Diener der Gerechtigkeit nicht wollten entwischen lassen und auf seinem Grund und Boden erwarteten, erklärte, das ehrlose Gewerbe eines Katzenräubers zu treiben. Von zehn bis zwei Uhr in der Nacht ging er in Begleitung zweier Hunde auf die Jagd aus. Die Gefangenen mußten gleich bei der Rückkehr in die schauerliche Festung über die Klinge springen; das Fell ward ihnen abgezogen und getrocknet. Diese Felle waren es, welche in Folge der Hitze die Luft verpestet hatten, denn das Fleisch brachte der Katzenjäger sogleich in Versailles an den Mann, wo die Engländer es wahrscheinlich für Hasen oder Kaninchen mit schwerem Geldr, als eine außerordentliche Seltenheit in dieser Saison, bezahlt und verzehrt haben. Noch bessere Geschäfte scheint der Katzenjäger mit dem Felle seiner Opfer gemacht zu haben, da es hier viele Angorakatzen gibt, deren Fell sehr gesucht wird. Das vermaledeite Haus ist nun gereinigt, nicht nur von den Leichen und Fellen der Angora- und andern Katzen, sondern auch von ihrem Verfolger, dem ehemaligen Gespenst oder Ungeheuer, dessen die Gerechtigkeit sich bemächtigt, um die Katzen oder die Menschen, die er durch sein geheimnißvolles Wesen zu Tode geängstigt, zu rächen.

Wenn die Leute auf der Straße von Paris nach Versailles vom Ungeheuer in dem vermaledeiten Hause, wenn die übrige Welt vorläufig vom Propheten Arago nichts zu fürchten hat, so scheint doch ein oder das andere Theater der „Weltstadt" dazu bestimmt, durch seinen Untergang den Sehrerblick des Astronomen zu bestätigen. Freilich braucht man eben kein Prophet zu seyn, um im Frühling vorauszusehen, daß im Sommer so manches von den vielen Theatern Bankerott machen werde. Die Hundstage sind diesen Anstalten in keinem Lande günstig, und da sie hier in der Regel auf schwankenden Füßen stehen, so ist es eben kein Wunder, daß sie in der Nähe des Herbstes zusammensinken. Man hat neulich den Vorschlag gemacht, ihnen das Recht zu ertheilen, von Ende Mai bis Ende August zu schließen. Dagegen wurden aber sehr ernste Bedenken erhoben. Zuvörderst würde sich von vorne herein jedes Theater in Mißkredit setzen, welches von diesem Recht Gebrauch machte, da es dadurch seinen Nothstand verrathen müßte. Um Folgen der Art zu vermeiden, müßte die Sperrung der Theater nicht ein Recht, sondern ein Gebot für alle seyn. Eine solche gesetzliche Vorschrift für eine Stadt wie Paris ist aber zu abgeschmackt, als daß sich irgend ein Gesetzgeber dazu hergeben sollte. Wenn übrigens ein oder das andere Theater in Folge eines solchen Rechtes gerettet würde, so hätte es um so gewisser das Elend der Schauspieler eines oder mehrerer Theater in der Provinz zur Folge. Denn die während drei Monaten von Paris verabschiedeten Künstler würden in noch größerer Anzahl, als jetzt schon geschieht, die Provincialbühnen überschwemmen und die ansäßigen Schauspieler daselbst um ihr Brod bringen. Schon unter den gegenwärtigen Verhältnissen klagen diese Bühnen über die Nachtheile, die ihnen in Folge der aus der Hauptstadt kommenden Gäste, die sie aufzunehmen gezwungen sind, erwachsen. Diese Gäste füllen zwar einige Wochen die Kasse des kleinen Theaters, verderben aber für das ganze Jahr dem Publikum den Geschmack an den einheimischen Künstlern. Ueberhaupt glaubt man, und wohl nicht mit Unrecht, daß die Kunstreisen der berühmten Schauspieler während des Sommers den Theatern der Hauptstadt wie denen der Provinz gleich nachtheilig sind: jenen entziehen sie das Publikum in den Sommer-, diesen in den Wintermonaten. Zweckmäßiger als der Gedanke, die Schauspielhäuser der Hauptstadt während des Sommers zu schließen, wäre vielleicht der Vorschlag, in einer Jahreszeit, in welcher die Natur den Theatern eine so gefährliche Concurrenz macht, alles aufzubieten, was die Macht derselben brechen könnte, daher nicht nur durch die Anwesenheit der ersten Künstler, sondern auch durch Vorstellungen neuer Stücke das Publikum anzuziehen, kurz für die Theater im Sommer all die Reizmittel in Bewegung zu setzen, welche die Direktionen bisher immer im Winter, wo der Besuch des Schauspiels für viele ohnehin ein Bedürfniß ist, in Bewegung gesetzt haben. Dieser Vorschlag verdient jedenfalls von Seiten der Direktionen in ernste Erwägung gezogen und einer Probe unterworfen zu werden; sie müßten, vom Standpunkt der bis jetzt üblichen Praxis gesprochen, den Winter zum Sommer und den Sommer zum Winter machen.

So lange sie sich zu dieser oder einer andern wirksamen Reform nicht entschließen, werden ihre Häuser vier, fünf Monate im Jahr leer stehen, und ihr Publikum wird fortfahren, eine ganz neue Gattung von Brettern, die die Welt bedeuten, zu begünstigen. Es sind das Bretter, die in den elysäischen Feldern unter freiem Himmel aufgeschlagen sind, und wenn auch an Umfang, doch an äußerem Aufwand den in optima forma gebauten Tempeln der Musen oft nichts nachgeben. Es sind das allerdings keine selbstständigen, der Kunst geweihten Bühnen, sie stehen vielmehr in enger Verbindung mit jenen sonst sehr nützlichen, aber nicht für die Entwicklung und Beförderung des Kunstsinns errichteten Anstalten, die nicht unsern Geist, die bloß unsern Körper zu erfrischen da sind. Diese Kaffeehäuser, in Verbindung mit den dahin verpflanzten Theatern, erfreuen sich bei schönem Wetter eines sehr zahlreichen Zuspruchs schon seit etwa zehn Jahren. Es werden da, wie das durch die Natur eines gleich den Stromeswellen fortwährend wechselnden Publikums bedingt ist, nur sehr kleine Stücke oder bloße Fragmente von Stücken vorgetragen. Diese dem Prater und Lerchenfeld in Wien entlehnte Verbindung geistiger und körperlicher Genüsse, eine Verbindung, welche, wie alles hier, mit großem Luxus ausgeführt wurde, hat in der Mittelklasse, zumal in den untern Schichten derselben, so allgemeinen Anklang gefunden, daß man sie nicht allein im Sommer, wo sie so zu sagen in der Natur der Jahreszeit gelegen sind, sondern auch im Winter einzubürgern, nicht ohne Erfolg unternommen hat. Nur sind es in letzterer Jahreszeit mehr Concerte als Bühnenstücke, welche man dem Publikum „gratis" mit in den Kauf zu den in solchen Kaffeehäusern auf den doppelten Preis angesetzten, im

der Regel überdieß ſchlechten Speiſen und Getränken gibt. Dieſe „Café-Theatres“ und „Café-Concerts“ machen den Theatern auf den Boulevards im Sommer eine tödtliche, im Winter zwar eine minder gefährliche, doch immerhin empfindliche Concurrenz; die Verfaſſer der daſelbſt aufgeführten Stücke machten daher an ſie Anſprüche auf dieſelben Tantièmen wie bei den gewöhnlichen Theatern. Wie vorauszuſehen war, weigerten ſich die betreffenden Kaffeehäuſer, dieſe Anſprüche zu berückſichtigen, indem ſie behaupteten, daß ſie von ihrem Gewerbe und nicht vom Ertrag der Kunſtprodukte leben; letztere dienen in ihren Anſtalten nur dazu, um durch den Lärm die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ihre Kaffeehäuſer zu lenken. Die Tribunale entſchieden gegen die letztern, da ſie in der That nicht allein von ihren ſchlechten Waaren leben, ſondern noch mehr von den höheren, oft doppelt geſtellten Preiſen derſelben. Dieſe Kaffeehäuſer ſind jetzt, in Folge eines in letzter Inſtanz vom Caſſationshofe gefällten Urtheils, gleich den Theatern für die in ihren Anſtalten aufgeführten Stücke den Autoren tributpflichtig geworden. Niemand war vom Ausgang dieſes Prozeſſes überraſcht, um ſo mehr aber mußte es befremden, daß die Componiſten und dramatiſchen Dichter, welche zur Geltendmachung ihrer Rechte eine Geſellſchaft gebildet und einen Geranten, einen gewiſſen Heinrichs, wenn ich nicht irre, mit der Wahrung ihrer Intereſſen betraut haben, dieſelben Rechte auch gegen die Künſtler geltend machen wollen, welche ihre Stücke in eigenen Concerten vortragen. So gerecht es iſt, daß ein Unternehmer, ſey er Theaterdirektor oder Kaffeehausinhaber, der die Kunſt ausbeutet, den Urhebern der Kunſtprodukte einen Theil ſeines Gewinns abtrete, ſo unbillig iſt es, daß die Verfaſſer von dramatiſchen oder Tonſtücken von den Künſtlern, ohne deren Vermittlung dieſe Stücke meiſt unbekannt blieben, einen Tribut verlangen. Nichts deſto weniger hat das Tribunal erſter Inſtanz für die Autoren entſchieden, indem es dieſer Tage Herrn Offenbach, einen bekannten Violoncelliſten, zu 25 Fr. Strafe und 25 Fr. Abtrag an die genannte Geſellſchaft verurtheilte, weil er ohne Ermächtigung derſelben in ſeinem Concert ein oder das andere Stück eines Mitglieds vorgetragen. Leicht möglich, daß die höhern Inſtanzen dieſen Spruch beſtätigen; die Gerichte ſehen von allen Rückſichten zwiſchen Künſtlern und Virtuoſen ab und betrachten die Kunſtprodukte bloß als eine Waare, die ausſchließliches Eigenthum desjenigen iſt, der ſie erzeugt hat. Erwägt man überdieß, daß die wenigſten Concertgeber die Koſten des Concerts herausbringen und keinen andern Zweck haben, als den „jungen Künſtler“ als Muſiklehrer bekannt zu machen, ſo werden die Anſprüche der Tondichter in der Regel ungerecht und eine Ausbeutung armer Schlucker. Erbaulicher als dieſer Prozeß iſt der Beſchluß des Direktors der ſchönen Künſte, demzufolge die Büſten aller Tondichter auf den lyriſchen Bühnen, für welche ſie gearbeitet, aufgeſtellt werden ſollten. Es wurden dieſem Beſchluſſe gemäß für die komiſche Oper, welche dieſen Akt der Dankbarkeit bis jetzt völlig umgangen hat, die Büſten von Grétry, Méhul, Daleyrac, Monſigny, Nicolo, Berton, Boieldieu, Herold, Favart, Sedaine, Marmontel, St. Juſt, Marſollier, Etienne beſtellt. Die gegenwärtige Regierung gibt ſich überhaupt alle erdenkliche Mühe, als Beſchützerin der Kunſt zu erſcheinen, und hat ſogar neulich durch den Mund des Herrn von Perſigny uns „eine ganz neue, nie erlebte Kunſtepoche“ verheißen, ja ſogar zugeſchworen, und was der alter ego Ludwig Bonapartes zuſchwört, daran zu zweifeln erlaubt niemanden die Erfahrung. Die Verbindung der Tuilerien mit dem Louvre, an welche in der That ernſtlich Hand angelegt worden, die Fortſetzung der Rue Rivoli bis zum Hôtel de Ville, endlich die Gasbeleuchtung des Palaſtes und Gartens der Tuilerien ſollen der Anfang dieſer neuen Epoche ſeyn.

Frankfurt a. M., Ende Juli.

Aus den Taunusbädern.

Es wird viel vom Glanz der dießjährigen Saison in den Taunusbädern gesprochen; ich finde aber, daß die Sache sehr übertrieben wird. Was zuförderst Schlangenbad betrifft, das vier Wochen lang die Kaiserin von Rußland sammt ihrem großen Gefolge beherbergte, so war dort auch nicht alles Gold, was glänzte. Gerade die Anwesenheit der Kaiserin hielt eine Masse anderer Kurgäste fern, welche nicht verdunkelt seyn wollten von der alles überstrahlenden Majestät, oder die auch die hohe Miethe und den ungewöhnlich gesteigerten Preis der Lebensmittel und Luxusbedürfnisse scheuten; sie suchten andere Bäder auf und gewöhnen sich vielleicht an dieselben, so daß Schlangenbad auf der einen Seite entzogen wurde, was ihm auf der andern in Ueberfülle verliehen war. Jetzt, wo die Kaiserin mit ihrem Gefolge längst diesen Badeort verlassen, herrscht dort eine ungewohnte Oede, für die sehr wenig die Aussicht entschädigt, daß die Kaiserin im nächsten Jahre, überhaupt jedes Jahr wiederkehren werde. Die Kaiserin mag in ihrer wohlwollenden Weise dieß den Leuten versprochen haben, aber hängt es von ihr ab, das Versprechen zu halten? — Da Ems und Schwalbach dieses Jahr weder durch die Zahl noch durch die Qualität ihrer Kurfremden hervorstechen und durch Homburg und Kissingen sogar einen Theil ihrer festen Gäste einbüßten, so kann ich mich gleich zu Wiesbaden wenden. Hier bewährte sich auch in diesem Jahr die längst bekannte Thatsache, daß die Bäder in dem Maße an Glanz abnehmen, als sie wirklich der leidenden Menschheit dienen und aufhören Luxusbäder zu seyn. Wiesbaden pocht und kann pochen auf seine erprobte Heilkraft; aber was die Kranken hinzieht, verscheucht die Gesunden, und gerade diejenigen, welche eine Kur beleben und glänzend machen, entwöhnen sich mit jedem Jahr mehr von Wiesbaden, weil ihnen dort die Annehmlichkeiten nicht in der Fülle geboten werden als anderswo, wo das Badwesen Nebensache ist. Zwar vernachlässigt die dortige Kurverwaltung die öffentlichen Vergnügungen und die örtlichen Verschönerungen keineswegs, aber hierin mit andern Kurplätzen zu wetteifern, dafür dünkt sich Wiesbaden zu hoch stehend. Auch ist es für einen Kurplatz eine zu bedeutende Stadt, und für eine Stadt doch zu sehr kleinliche Residenz, deren Formen für den Fremden, der freie, ungebundene Heiterkeit sucht, nicht eben sehr anziehend seyn mögen. Nachtheilig für Wiesbaden in dieser Saison war besonders das von Anfang der Kur bis heute stets von neuem auftauchende Gerücht, daß Graf Chambord mit seinem legitimistischen Anhang hierher kommen und Congreß halten werde. Es war kein wahres Wort daran, aber selbst die leere Nachricht war hinreichend, viele Franzosen abzuhalten, die nicht für Anhänger des Grafen Chambord gehalten seyn wollten. Die Nähe der Kaiserin von Rußland aber hat Wiesbaden auch keine Rosen gebracht; es hatte nichts davon als die Theurung der Luxusbedürfnisse, während das Gefolge der Kaiserin sich lieber in Schlangenbad wohnlich einschränkte, als daß ein Theil davon nach Wiesbaden übersiedelte und die kaiserliche Nähe nur einen Augenblick mißte. Demnach kann man mit Fug und Recht die gegenwärtige Kur in Wiesbaden eine mittelmäßige nennen.

Desto glänzender ist Bad Homburg, dieses unser nachbarliches Eldorado für alle diejenigen, deren Krankheit in Ueberfluß an Renten, Lebenslust und Appetit besteht, und die nach Homburg eilen, um dort ihre Unterleibs- und Geldstockungen flüssig zu machen. In diesem Jahr ist die Kur zwar weniger stark, aber um so vornehmer. Dieß erkennt man am besten Morgens am Kurbrunnen und Abends im Kurgarten, in den zwei Hauptmomenten im täglichen Kurleben des Homburger Badegasts. An der gewählten Toilette, am nonchalanten und sichern Auftreten erkennt man alsbald, daß man sich in der sogenannten guten Gesellschaft befindet; und wenn man keine zehn Schritte gehen kann, ohne auf irgend eine Notabilität zu stoßen, auf wirkliche Fürsten und auf Fürsten der Kunst, auf Feldmarschälle, auf Männer der haute finance, so fällt einem dieses nachgerade nicht mehr auf. Doch trägt der Morgen am Kurbrunnen mehr die Färbung der frischen, reizenden, idyllischen Ländlichkeit, wo der Stand dem Menschen und dem Badegast Platz macht, während das prachtvolle Lebensbild im Kurgarten gegen Abend eine mehr aristokratisch großstädtische Färbung hat, ohne jedoch dadurch im mindesten an Nonchalance und Jovialität einzubüßen. Von der achten Stunde Morgens bis zur sechsten Stunde Abends ist das Kurleben Homburgs — zumal bei der dießjährigen egyptischen Hitze — dem Kurleben in andern großen Bädern ganz ähnlich. In diesen Stunden befindet sich Homburg im Spielsalon, im Speisesalon oder in der Badewanne. Aber in den Stunden von 6 bis 8 Morgens und von 6 bis 10 Abends hat das Homburger Badeleben einige reizende Eigenthümlichkeiten, die sich weniger schildern als empfinden lassen, die aber eben den guten Eindruck hervorbringen, welchen jeder Kurgast von Homburg nach Hause nimmt. Mir scheint diese reizende Eigenthümlichkeit des Homburger Badelebens erzeugt zu werden durch die Vereinigung der Erheiterungen und Zerstreuungen auf einem bestimmten Platz. Homburg bietet dem Kurgast zwar viele und schöne Ausflüge, aber die Bulsader des Kurlebens schlägt in der Umgebung und im Schooße des Kurhauses, wo nicht bloß die Unternehmer der Badeanstalt die raffinirtesten Genüsse aufgehäuft haben, sondern wo auch jeder einzelne Kurgast alle Kräfte aufbietet, dem Kurbilde Relief zu geben. Das übrige thut die reizende Natur. Hier ist es, wo die treffliche Kurmusik fast den ganzen Tag sich hören läßt, hier ist das ausgezeichnetste Lesekabinet, das man weit und breit findet, hier bewegt sich der Kurgast mit einer Freiheit, als wäre jeder Einzelne Herr dieses Badorts. Wer an guten Concerten, an reizenden Bällen, an luxuriösen

Diners, an ungezwungener Geselligkeit Freude hat, findet hier das alles, und die Direktion hat dafür gesorgt, daß der weniger Bemittelte alles eben so leicht mit genießen kann als der Crösus. Und das Glücksspiel? — wird man fragen. Ja, auch das Glücksspiel hat seine Eigenthümlichkeit in Homburg, und diese besteht einfach darin, daß, weil eben fast nur Reiche und Hochstehende spielen und großartig spielen, Gewinn und Verlust aufhören den ganzen Menschen einzunehmen und ihn für die Umgebung kalt und gleichgültig zu machen. Das Spiel in Homburg trägt im Allgemeinen mehr das Gepräge der Zerstreuung als das der Leidenschaft; es mag wesentlich für die Unternehmung seyn, aber es ist nicht wesentlich für die Kurwelt; denn die hier großartig spielen, haben in der Regel eine Stellung in der Welt, die durch die Launen Fortunas weder erschüttert noch gehalten werden kann. Den besten Beweis hiefür liefert dießmal Feldmarschall Haynau, der sehr hoch spielt. Er hat bereits halb und halb die Bank gesprengt, hat mehrere hunderttausend Franken gewonnen, sein Spiel ist ein Schauspiel für die Zuschauer, aber auf ihn selbst macht Gewinn und Verlust so wenig Eindruck, er verliert so wenig seine Ruhe und Kaltblütigkeit, daß man glauben sollte, er sitze am grünen Tisch, um sich von einer Anstrengung zu erholen, nicht aber um den harten Kampf mit der trügerischen Glücksgöttin zu kämpfen. Und so sind noch mehrere große Spieler in Homburg, die Aufsehen machen, während das kleine Spiel ganz unbeachtet bleibt und sich zurückzieht.

Endlich Wilhelmsbad. Dieser Kurplatz ist zwar nicht zu den Taunusbadorten zu zählen, aber ich spreche hier von demselben, weil dieses Bad sich unterfängt, mit Homburg zu wetteifern. Wilhelmsbad bei Hanau hat nichts als einen schönen Park, einige palastähnliche Gebäude, ein äußerst schwaches, unwirksames Mineralwasser und — ein Hazardspiel. Dieses letztere hat es erst seit einem Jahre wieder, und seitdem meint Wilhelmsbad Homburg die Spitze bieten zu können. Es hat aber wenig oder keine festen Kurgäste, es muß vorlieb nehmen mit den wenigen, die ihm Frankfurt und Hanau jeden Tag schicken. Das Spiel zu Wilhelmsbad ist ein Kinderspiel gegen das Spiel in Homburg, und gerade so verhält sich das dortige Mineralwasser zum Homburger Wasser. Von Kurvergnügungen ist vollends keine Rede, denn Jagd und Fischerei und etwas Militärmusik sind kaum als solche zu betrachten. Das Ganze ist mehr eine öffentliche Gartenwirthschaft mit Hazardspiel, als ein Kurplatz. Neuerdings nun ist die Badeverwaltung auf den Gedanken gekommen, eine französische Schauspielergesellschaft anzuwerben, und es ist ihr das über Erwarten gelungen. Die Vorstellungen dieser Gesellschaft sind wirklich gut und anziehend. Aber das Publikum fehlt, denn das Contingent, welches Frankfurt in das Wilhelmsbader Theater schickt, ist klein und aus den aristokratischen Cirkeln genommen, in denen der Besuch der französischen Bühne zum guten Ton gehört. Bei dieser Gesellschaft befindet sich auch Dem. Fargueil aus Paris, ein großes Talent im feinen französischen Lustspiel, und jedenfalls die Perle der Truppe. Nach dem Theater fährt ein Eisenbahnzug nach Frankfurt und bringt die Theaterbesucher zurück. Der Besuch dieses Theaters ist ein kostspieliges und mühsames Vergnügen und nicht geeignet die Massen anzulocken.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 33. **15. August 1852.**

— She never told her love,
But let concealment, like a worm i'the bud,
Feed on her damask cheek.

Shakespeare.

O schaut hernieder,
Ihr Götter! dieß Glück!
Da faß an ihn nieder!
Da nimm sie zurück!

Goethe.

Rose.

Ein britisches Idyll.

Das grüne Albion prangt im ersten Maigrün. Seine Hügel, seine Thäler, seine Ebenen gleichen duftigen Matten; eine vielversprechende Saat ist emporgekeimt und der rothe Schlehdorn blüht in reicher Fülle. Die geschäftige Menschenhand erwies sich überall thätig, und wohin das Auge blickte, sah es den Lohn der Betriebsamkeit, der aus dem reichen Schooße der Natur, ein ewig frischer Born, hervorquillt.

In einer mittleren Grafschaft, die Kornkammer Englands genannt, die fruchtbare, aber weniger malerische Gegenden bietet, sehen wir die rothen Ziegeldächer eines Dörfchens auftauchen, die das frische Grün hoher Bäume duftig überragen. Wohlbestellte Felder schließen sich an den Flecken, der so traulich freundlich daliegt, als sey er gewohnt, dem ermüdeten Wanderer sein Willkommen entgegen zu rufen und ihm den Ehrenplatz am gastlichen Herde zu bieten. Die große Landstraße geht nur bis an die Grenzen dieses Gebiets, und von dort führt ein Seitenweg in das Dorf hinein, das nur eine einzige Hauptstraße hat. In diese biegen wir ein. Tiefe Stille herrscht ringsum, die Häuser sind verschlossen, vor den Thüren ist sauber gekehrt, die geputzten Fenster umrankt das dunkle Immergrün und die erste knospende Rose lehnt sich an die kleinen Glasscheiben. Auf dem Kirchhofe, in der Mitte des Dorfes, dicht an der Straße, stehen Gruppen von Männern in reinlicher Sonntagstracht; sie plaudern halb leise mit einander, ihr Benehmen ist ruhig und anständig. Die Kirchthüre steht schon weit offen, die kleine Glocke wird gezogen und ladet mit schrillem Tone die Gläubigen in das Haus des Herrn.

Seitwärts, auch an der Straße des Dorfes, aber durch einen großen Hofraum davon getrennt, liegt das kleine Pachthaus, das bis auf die Spitze des Daches so dicht mit Immergrün überwachsen ist, daß es einer Blätterlaube gleicht, aus der die kleinen spiegelhellen Fenster wie klare Menschenaugen hervorschauen. Vor der Thüre des Hauses ist ein Teich, auf dem muntere Enten tauchen, und daneben breitet ein riesengroßer Kastanienbaum seine weiten Zweige aus, die mit den ersten lichtgrünen Blättchen geschmückt sind.

Ein starker Mann mit einer Frau am Arm tritt jetzt aus der Thüre des Hauses; ihnen folgt eine Magd, die ein Kind trägt, das in einem Kissen ruht. Sie schreiten der Kirche zu. Am Taufbecken finden

wir sie wieder. Hier gesellt sich die Herrin des Edelhofes zu ihnen, ein altes Fräulein voll Wohlwollen und Gottesfurcht, die als Taufzeugin hier aufzutreten berufen ist und der kleinen Weltbürgerin, der sie ihren Namen Rose verleiht, gewissenhaft zu leisten gedenkt, was sie ihr hier im Hause des Herrn gelobt. Nach der Feierlichkeit stimmt die Orgel ihre vollen Töne an, und mit einem segnenden Kusse der Eltern entlassen, fährt die kleine Rose Harrack in die laubbewachsene Wohnung zurück, wo ihre Kindheit wie in der Abgeschlossenheit eines Edens an ihr vorüberfließen soll. Pächter Harrack aber und sein Weib sprechen noch manch andächtiges Gebet des Dankes für das Geschenk dieses Töchterleins, das ihnen der Herr noch so unerwartet beschweren, und kehren dann heim, um am Tag des Herrn so recht am heimischen Herde zu ruhen.

Rose Harrack wuchs heran, ein zartes Wesen, das nur unter dem Auge der Liebe Gedeihen fand. Beide Eltern widmeten ihr die zärtlichste Sorge, und nicht leicht entfuhr ihr gegenüber ein rauhes Wort dem Pächter, der sonst wohl eine derbe Sprache zu führen gewöhnt war, Gespielinnen hatte sie nicht, noch bedurfte sie derselben. Sie hatte den Garten und hatte die Blumen des Feldes, und ganze Schaaren kleiner gefiederter Gäste, die sie schon früh aus ihrem Schooße fütterm lernte. Still wuchs sie empor, war karg von Worten und leicht verletzt. Schlug sie die großen blauen Augen auf, die schwarze Wimpern beschatteten, so las man in diesen Spiegeln ihre Seele, so wie sie auf dem Gesichte des andern las, was sein innerstes Begehren war, und jedem Wunsche zuvorzukommen wußte. Rose Harrack gehörte zu den Wesen, mit denen man sich auch ohne das Mittel der Sprache verständigen kann, bei denen das Wort eine fast überflüssige Aushülfe ist.

Selten überschritt sie die Grenzen des Pachthofs, der ihre Welt ausmachte. Fast nur eine Einladung ihrer Pathe im Manorhause konnte Veranlassung dazu geben, und dieser mußte denn freilich, schon aus religiösen Gründen, Folge geleistet werden. Rose wußte, welche Verpflichtungen das gute Fräulein übernommen, es war ihr früh eingeprägt worden, und die alte Dame ermangelte nicht, ihr bei jedem Besuch ihre Verantwortlichkeit auf's neue in's Gedächtniß zu rufen. Uebrigens genoß die Kleine dort völliger Freiheit und konnte sich belustigen wie sie wollte. Das Manorhaus war für eine herrschaftliche Wohnung nicht groß, es übertraf den Pachthof nur um ein Geringes. Die Wohnzimmer waren niedrig und lagen zur ebenen Erde, während der obere Stock nur Schlafkammern enthielt. Die Möbeln waren altmodisch, wie sie bei den Großvätern im Brauch gewesen. Die Besitzerin aber liebte die Einrichtung, wie sie war; sie hatte das Haus so gekannt seit ihrer frühesten Kindheit, hatte beim Tode ihrer Eltern so darin fortgelebt und wollte nun auch bei ihrem Absterben alles unverändert sehen. Oft saß sie in ihrem Armstuhl vor dem Gartenzimmer, die kleine Rose auf einer Fußbank zu ihren Füßen, und erzählte dieser von der guten alten Zeit, wo sie als kleines Kind auf diesem Anger umhergehüpft. Die kleine Rose seufzte dann oft tief. Eine Ahnung zuckte durch des Kindes Seele, daß auch sie einst vor der Thüre des Pachthauses so einsam sitzen könnte, wo keine liebende Stimme von Vater und Mutter mehr an ihr Ohr dränge.

Im Manorhause ging ein Tag genau wie der andere hin; nichts unterbrach das einförmige Tagewerk, das so genau geregelt war, als sey die Zeit hier vom größten Werth. Besuche in der Nachbarschaft wurden selten abgestattet und noch seltener empfangen. Es fehlte stets an der Muße dazu. Die einzige Unterbrechung dieses eintönigen Lebens war der Besuch eines Neffen, der eine Waise war und hier seine Ferien zubrachte. Die kleine Rose kam nicht gerne, wenn der junge Mann da war, sie scheuete das fremde Gesicht. Auch neckte er sie oft und Rose war ein Kind, das keine Neckereien kannte und auch keinen Geschmack daran fand. Die großen blauen Augen füllten sich dann gleich mit Thränen und der bittende Blick, den sie zu ihrem Quäler aufsandte, vermochte diesen schnell von seinem Beginnen abzustehen.

Die Besuche Henry Boy's bei dem alten Fräulein wiederholten sich indessen von Jahr zu Jahr so regelmäßig, daß es auch Rosen eine Art Gewohnheit wurde, von Zeit zu Zeit den fremden Gast zu sehen, und sie sich endlich nicht mehr vor ihm versteckte, und auf einem kleinen Stuhl neben ihrer Pathe sitzend aufmerksam zuhörte, wie er dieser so seltsame Geschichten aus seinem Leben und Treiben in Eaton erzählte, daß sie die Mährchen der Tausend und einen Nacht zu hören meinte.

Rose hatte jetzt ihr zwölftes Jahr zurückgelegt; Lesen und Schreiben und was der Schulmeister sonst wußte, war ihr von diesem beigebracht worden, und Pächter Harrack überlegte jetzt mit seinem Weibe, was sie für die weitere Erziehung der einzigen Tochter thun könnten. Mutter und Vater hatten freilich nie höhere Kenntnisse besessen, als die, welche Rose hier auf dem Dorfe sich erworben; das genügte aber in jetziger Zeit nicht mehr. Rose war zu zart gebaut für eine Pächterin. Die Eltern hatten ein schönes Vermögen erworben, das sie einst der Tochter hinterließen; so sollte sie auch dem entsprechend erzogen werden.

Nach langer Ueberlegung wurde beschlossen sie zu einem Prediger zu bringen, der auf einem nicht fernen Dorfe wohnte, wo sie mit dessen Töchtern erzogen werden konnte. Der Pächter und seine Frau trennten sich sehr ungern von dem Kinde. Nach des

Tages Mühen, wenn er Abends vom Felde heimkam, in seinem großen Armſtuhle Platz nahm und ſein Nachtmahl begehrte, dann kam Roſe leiſe herbei, brachte dem Vater ſeine bequemen Schuhe, ſtrich ihm mit ihrer kleinen Hand die Haare aus der Stirne, legte ihre weiche, weiße Wange an ſeine harte, gebräunte, und flüſterte zärtliche Namen in ſein Ohr. Wie ſollte er das alles entbehren? Eine Thräne ſtahl ſich bei dieſem Gedanken unter des ſtarken Mannes Augenwimpern hervor, er zerdrückte ſie und ſagte mit ſcheinbar feſter Stimme: „Gut, Frau, ſo fahre hinüber und mache alles mit dem Herrn Paſtor richtig; aber nur ſo, daß dem Kinde nichts abgeht.“

So ſagte denn Roſe dem laubumſponnenen Hauſe Lebewohl, in dem ihr zwölf friedliche Jahre dahingefloſſen; der Vater zog ſich die Mütze über die Augen und wanderte ſtill auf dem Felde umher, wo er den Wagen noch ſehen konnte, in welchem die Mutter das Töchterchen begleitete. Alle die Lieblingsthiere vermißten die kleine Herrin, und das Dachſtübchen, das ſie bewohnt, war jetzt verſchloſſen und die ſchneeweißen Vorhänge bei Seite gelegt, damit ſie bei der Rückkehr der jungen Beſitzerin in neuer Weiße prangten.

Das alte Fräulein im Manorhauſe aber hatte nach langen Jahren zum erſtenmal ihre Hausordnung unterbrochen, und war am Montag Morgen in ihren Stall gegangen, um nachzuſehen, wie es mit Wagen und Pferd und Geſchirr ſtehe; denn alles mußte jetzt in Stand geſetzt werden, damit ſie allwöchentlich einmal zu ihrer kleinen Roſe hinüberfahren konnte. John gähnte und machte ein langes Geſicht. Ob der Einſpänner zu ſolcher Reiſe noch fähig ſey, ſchien ihm eine große Frage. Dießmal half aber keine Einrede und eine kleine Probefahrt um das Dorf herum ſollte heute noch angeſtellt werden, um den müßigen Gaul wieder den Gebrauch ſeiner Beine zu lehren.

Wieder iſt es Sonntag und wieder klingt das Glöcklein hell und ladet ein zum Tiſche des Herrn. Das Dorf hat heute ein ungewöhnlich feierliches Anſehen, die Kirchgänger ſind beſonders gepuzt, und bunte Kränze zieren die Pforte des Eingangs. Das alte Fräulein aus dem Manorhauſe ſchreitet eben durch dieſelbe, in ſchweren Brocat gekleidet; an ihrem Arme führt ſie der Neffe, der eben die Univerſität verlaſſen hat und zum Manne gereift iſt. In der Kirche, wo die Aſche ihrer Vorfahren ruht, auf dem Sitze, wo alle ihre Voreltern gebetet, nimmt ſie Platz, zeſt bedächtig ihre Brille auf und ſucht das Gebet für den heutigen Tag.

Indeſſen thut ſich auch die Thüre des Pachthofes auf und neue Beſucher ſchreiten der Kirche zu. Der Pächter im ſchwarzen Feſtkleide führt wieder ſein Weib; aber neben ihnen erſcheint ein junges Mädchen, hoch und ſchlank von Wuchs, in weißem Gewande. Der Pächter hat ſeinen Hut heute weit aus den Augen gerückt, damit jeder das hell leuchtende Auge des glücklichen Mannes ſehe. Das kleine Fenſter im Dachſtübchen iſt geöffnet, ein Blumenſtock ſteht in demſelben und blendende Vorhänge ziehen ſich daraus.

Denn Roſe Harrack iſt heimgekehrt in's Vaterhaus. Ihr erſter Ausgang iſt heute zum Tiſche des Herrn; dort ſoll das Dorf ſie zum erſtenmal wiederſehen und ſie die alte Heimath neu begrüßen. Die Orgel tönt ſchon, als ſie durch die Thüre des Gotteshauſes treten, der Geiſtliche im weißen Gewande ſteht ſchon oben und ſpricht den Anfang des erſten Gebetes. Der Pächter eilt ſeinen Sitz einzunehmen, und der Gottesdienſt nimmt ſeinen Fortgang, und nach Beendigung deſſelben winkt das heilige Mahl. Jezt tritt die Gemeinde um den Tiſch, und auch Roſe iſt dabei und empfängt mit tiefer Rührung das geweihte Brod. Das alte Fräulein hat das Auge nicht von ihr abgewendet und tauſend Dankgebete geſtammelt, daß dieſer Seele, deren Heil ihr aufgebunden worden, noch keine Gefahr nahe getreten. Sie eilt jezt zu ihr hin und ſchließt ſie an ihr Herz, das Kind, das ihr vor allen theuer iſt; dann wendet ſie ſich um und zeigt ſie mit ſtolzer Freude ihrem Neffen, der hinter ſie getreten. Roſe erröthet tief, als ſie den jungen Mann erblickt, der mit dem Ausdruck der höchſten Ueberraſchung vor ihr ſtehen bleibt. „Was iſt dir, Henry?“ fragt die Tante verwundert, er aber verneigt ſich nur ſtumm und findet keine Worte der Begrüßung. So ſchön, ſo jungfräulich zart und lieblich hatte er nie ein Mädchen geſehen! Wie eine Hebe ſchritt ſie jezt dahin, wie eine Königin. Und das war Roſe Harrack? Sie hätte einen Thron zieren ſollen.

Das alte Fräulein ſprach den langen lieben Tag nur von ihrer Roſe und ſpiegelte ſich mit mütterlichem Wohlgefallen in der Schönheit und Anmuth ihres Weſens. Henry hörte ihr geduldig zu. Es war ein Thema, das ihn nicht zu ermüden ſchien. Wie ſonſt ſollte Roſe jezt wieder an beſtimmten Tagen zu ihrer Pathe kommen, und als ſie ihren erſten Beſuch abſtattete, ſchien der Neffe nicht minder verlangend, die holde Erſcheinung des Weges kommen zu ſehen, als die Tante. Roſe legte Hut und Tuch im Vorzimmer ab, als fühlte ſie ſich hier zu Hauſe wie ſonſt, und ſezte ſich dann neben das alte Fräulein und arbeitete. Henry konnte ſie ſo ungeſtört betrachten. Nicht allein ſchön, auch elegant und vornehm ſah ſie aus, und doch konnte ihre Kleidung nichts dazu thun, ſo einfach war dieſelbe.

Die Pathe wollte den heutigen Tag feſtlich begehen und hatte ihr darum die Werke Shakeſpearts zum Angebinde gefaußt, die ſie ihr feierlich überreichte. Roſe war hoch erfreut und küßte mit dem Ausdruck innigſter Dankbarkeit die Hand ihrer gütigen Pathe.

„Leſen Sie gerne?“ fragte Henry und Roſe ſprach: „O ja,“ und wurde roth. — „Darf ich Ihnen vorleſen?“ fragte er weiter, und ſie reichte ihm bereitwillig das Buch. — Sie ſprach noch immer wenig, mit Henry vollends gar nicht. Er ſtand daher davon ab, ſie in irgend eine Unterhaltung zu ziehen, dagegen hielt er bei jedem folgenden Beſuche ein Buch bereit, aus dem er ihr vorlas, während ſie arbeitete. Sie ſaß dann ruhig da und hörte aufmerkſam zu, ja wollte mitunter ſogar eine Frage an ihn richten. Die Tante ſchlief indeſſen, freute ſich aber, daß die Kinder ſo nützlich beſchäftigt waren, denn mit andern Augen hatte ſie Roſe und Henry noch nie angeſehen.

So verſtrich ein Theil des Sommers, bis die Aehren reiften und die Bäume mit Früchten zu prangen begannen. Roſe war wieder ganz heimiſch in ihrer kleinen Welt, die ſie nie verließ. — Früh, wenn die Lerche ſang, öffnete ſie ihr kleines Fenſter und ſchaute in den friſchen Morgen hinaus; dann ſtieg ſie hinab in den Hof und verſammelte die gefiederten Schaaren, die alle ihr rechtes Futter erhielten; ſpäter waren die Blumen und der Garten ihrer Pflege bedürftig, und kam der Abend, ſo ſang ſie dem müden Vater mit ihrer ſüßen melodiſchen Stimme Lieder vor, bis er entſchlummert war und nur wieder erwachte, um noch den ſegnenden Kuß auf die Stirne ſeines Kindes zu drücken. Henry ſah ſie ungeſehen überall. Mit dem Späherauge der erſten Liebe folgte er allen ihren Tritten, aber ſein Mund blieb ſtumm. Sein Auge wäre aber dennoch zum Verräther geworden, hätte das ihrige ſich nicht ſtets ſcheu davor geſenkt. Sie erröthete, wenn ſie ihn ſah, und ſchlug den Blick zur Erde.

Henry hatte ſich zum geiſtlichen Stande beſtimmt und erwartete ſeine erſte Beſtallung. Dieſe kam jetzt, und nur noch einmal ſollte er Roſe Harrack beim alten Fräulein ſehen, bevor ſein Beruf ihn in eine ferne Gegend abrief. Er war tief betrübt und wanderte zerſtreut durch Wald und Flur. Roſe Harrack ſchien ihm auf jedem Grashalm geſchrieben, es war ihm, als ob das Säuſeln jedes Baumes ihren Namen an ſein Ohr trüge. Die ganze Natur lebte nur durch ſie, war todt ohne ſie. War es denn Pflicht, ſo ſtumm von ſeinem Glücke zu ſcheiden?

Wieder ſaß die Tante im bequemen Armſeſſel und nickte, und wieder ſaßen die Kinder ihr zur Seite und beſchäftigten ſich nützlich mit Lektüre. Henry las: „Roſe Harrack, morgen ſcheide ich von hier. Wollen Sie meiner freundlich gedenken, wenn ich fern bin?“ — Roſe neigte den Kopf tiefer auf ihre Arbeit und glühendes Roth färbte ihre Wangen; aber keine Antwort erfolgte. „Roſe Harrack!“ las Henry weiter, „haben Sie kein Wort, keinen Blick für den Scheidenden?“ — Sie blieb ſtumm, Henry ſtand ſachte auf und ſchlich hinter ihren Stuhl. „Ich liebe Sie, Roſe Harrack!“ flüſterte er in ihr Ohr. „Wollen Sie mein ſeyn, wenn ich wieder komme?“ Sie zitterte. „Sagen Sie Ja?“ Er nahm ihre Hand, die ſie ihm nicht entzog. „Nur um ein einziges Wort flehe ich, das mir ſagt, ob Sie mir auch gut ſind.“ — Roſe erhob jetzt ſachte den Kopf und ſah ihn an mit den beiden wunderſamen Augenſternen, in denen ihre ganze Seele lag. „Meine Roſe!“ rief Henry mit tief bewegter Stimme, „Mein für immer!“ Sie drückte leiſe ſeine Hand. Haſtig ſchlang Henry ſeinen Arm um ſie und drückte einen flüchtigen Kuß auf ihre Lippen. „Ich höre dich ja gar nicht leſen,“ murmelte die Tante und ſchlug das ſchläfrige Auge halb auf, den ſaumſeligen Neffen zu ſuchen. Henry war ſchon wieder auf ſeinem Platze, und ehe die alte Dame die müden Augen wach gerieben, war die alte Ordnung hergeſtellt.

Roſe aber kehrte dieſen Abend in tiefen Gedanken unter ihr Laubdach zurück und erwachte mit einem Lächeln des Glücks um ihre Lippen, das den Frühling im Herzen verkündete. Sie hatte ja den erſten Traum der Liebe geträumt, der glücklichen und erhörten Liebe.

Jahr um Jahr war dahin gegangen. Das Dorf und ſeine Bewohner hatten ſich nicht verändert; dort ſtand noch das grün überwachſene Pachthaus, wo der alte Harrack nach wie vor Abends in ſeinem Armſtuhl ruhte; im Manorhauſe waltete noch das alte Fräulein, freilich um vieles älter und nur mit einem Faden noch am Leben hängend; aus dem Dachſtübchen ſah Morgens noch immer Roſe Harrack hervor und begrüßte mit einem Dankgebete den jungen Tag. Aber nicht mehr das junge blühende Mädchen, deſſen Lippen ein glücklicher Liebestraum umſpielte, ſtand jetzt hinter den weißen Vorhängen; eine bleiche Lilie war es, mit dem rührenden Zuge des Leidens in den ſchönen Zügen. Henry war ſeit ſiebem Tage nicht wiedergekehrt.

Aus dem Manorhauſe kam jetzt ein Bote und forderte Roſe an das Bett des todtkranken Fräuleins. Solcher Mahnung lieh ſie immer ein williges Ohr, und ſchnell war ſie auf dem Wege zu der Pathe. Dieſe harrte ihrer ſchon ungeduldig. „Roſe Harrack,“ ſprach ſie bei ihrem Eintritt, „meine Stunde hat geſchlagen. Der Wille des Herrn ſey gelobt. Ich bin bereit vor ſeinen Thron zu treten, und will alsbald das Abendmahl darauf nehmen. Nur mit dir habe ich vorher noch eine Rechnung abzuſchließen. — Roſe Harrack, mein Henry hat dich geliebt und hat dich von mir zum Weibe begehrt; aber ich konnte ihm meinen Segen nicht geben. Der Erbe des Manorhauſes durfte in unſerer Kirche ſein Wappen nicht aufhängen, wenn die Pächterstochter daneben ſtand. Zog ich aber meine Hand von ihm ab, ſo konnte der unbegüterte junge Mann dich nicht ſeine Gattin

nennen. Es blieb ihm alſo keine Wahl. Roſe Harrack, verzeihe mir, daß ich ſo handeln mußte. Ich konnte nicht anders, um meiner Vorfahren willen, zu denen ich jetzt eingehe. Ich habe viele, viele Thränen darum geweint und zu meinem Schöpfer um beſſere Einſicht gefleht, aber ſie kam nicht. Und Henry war einſam und unglücklich, und deine Wange bleichte der Gram mit jedem Tage mehr. — Roſe Harrack, ich habe noch eine Bitte an dich. Verſprich mir, auch nach meinem Tode meines Neffen Wünſche nicht zu erhören. Verſprich mir das, und ich kann ruhig ſterben."

Roſe Harrack war auf einen Stuhl geſunken und hatte das bleiche Antlitz mit ihrer Hand bedeckt. Schmerz und Glück kämpften in ihrer Bruſt einen heftigen Kampf: Schmerz, daß ſie von ihrer Pathe den Mannen der Abgeſchiedenen geopfert worden; Glück, daß Henry, trotz dem Schweigen ſo vieler Jahre, ſie treu geliebt. Mehr wünſchte ſie ja nicht, mehr begehrte ſie ja nicht; nun war es wieder licht um ſie, die Bäume grünten friſch, die Vögel ſangen Hymnen.

„Roſe Harrack, du ſprichſt ja nicht," begann die Kranke wieder. „Willſt du mir das begehrte Wort nicht mit in das Grab geben?" — „Ich darf nicht," ſagte Roſe leiſe. — „Und warum nicht?" — „Ich habe ſchon einmal mein Wort gegeben und muß das erſte halten." — „Wem haſt du das gegeben?" — „Henry Boy." — „Und was verſprachſt du ihm?" — „Ihm anzugehören, wenn er wieder komme." — „Du nimmſt dein Wort zurück?" — „Nimmermehr, nicht hier, nicht dort." — „Thörichtes Kind! So opferſt du die Ruhe einer Sterbenden dieſem eitlen Wunſch? Zum Glück ſetzt mein Teſtament ihm ein Schranke." — „Nehmen Sie ihm ein Verſprechen ab, welches Sie wollen, gute Pathe; ich werde mich in alles fügen, aber ich kann mich nicht durch widerſprechende Eide binden." — „Thörichtes Kind! Verſprechen ſind ja keine Eide," murmelte die alte Dame und verſank in einen Schlummer, aus dem ſie nicht wieder erwachte.

Still wurde es nun im Manorhauſe; alle Fenſter waren verſchloſſen, keine Thüre ging auf, denn der Tod war darin. Nächtlich brannte eine Lampe, deren Schimmer man durch die Spalten ſah; es war die Wache bei der Todten. Roſe Harrack hatte ſchwarze Kleider angelegt; denn ſie beweinte ihre Pathe, beweinte ſie jetzt doppelt, ſeit ſie wußte, wie weh dieſelbe ihr gethan und wie lieb ſie ſie doch gehabt. Konnte man denn jemand lieb haben und ihm dennoch weh thun? Sie ſpähte jetzt oft von ihrem Fenſter über die Straße und folgte von weit her mit dem Auge jeder Staubwolke, jedem Wagen; weßhalb, das ſagte ſie ſich ſelbſt nicht, aber die Schläge ihres Herzens ſagten es ihr. Es dämmerte ſchon und wieder blickte ſie hinaus; da bog etwas von der großen Landſtraße ab in den Fahrweg nach dem Dorfe; es war ein Gig, ein Mann ſaß darin. Roſe konnte nicht weiter ſehen; ſie ſank auf ihre Knie und betete.

Sie wagte es nicht mehr den Weg nach dem Manorhauſe einzuſchlagen, ſie wagte kaum mehr die eigene Schwelle zu überſchreiten; wie ein ſcheues Reh verſteckte ſie ſich hinter Vorhang oder Buſch bei jedem nahenden Tritt. Und als am andern Morgen die kleinen Glocken der Kirche tönten und man ihre Pathe in die Gruft ſenkte, da ging ſie in ihr ſtilles Kämmerlein hinauf und überdachte ſich all das Gute, das ſie ſeit ihrer Kindheit von ihr genoſſen, und legte dagegen den Schmerz um Henry in die Wage und vergab ihr alles von ganzem Herzen.

Und als das nächſte Frühroth kam, eilte ſie von ihrem Lager, pochte die Magd aus ihrem feſten Schlummer und hieß ſie all ihre Töpfe mit knoſpenden Roſen ihr nachtragen auf den nahen Kirchhof, wo ſie dieſelben mit eigener Hand als Einfaſſung um das Grab der Pathe einſenkte. Dort ſollten ſie blühen und gedeihen und der Geſchiedenen den Gruß ihrer Liebe bringen.

Als ſie nun ſo ihr Werk überſah und ein Lächeln der Zufriedenheit das ſchöne bleiche Antlitz umſpielte, da trat plötzlich aus dem Schatten der vorſpringenden Kirchenmauer ein ſchwarz gekleideter Mann hervor, der ihrem Beginnen lange ſchon heimlich zugeſchaut, und eine tiefe männliche Stimme ſprach: „Roſe Harrack, ich bin jetzt da. Roſe Harrack, und iſt es nicht zu ſpät?" — Ein zartes Roth überflog die bleichen Wangen, ihr Auge ſenkte ſich auf den Grabhügel, ſie zitterte. Ein ſtarker Arm hielt ſie aufrecht. „Und es iſt nicht zu ſpät?" wiederholte Henry mit tiefer Betonung, und Roſe ſchüttelte ſanft verneinend das Haupt. — „Aber die Pathe und ihre Vorfahren?" flüſterte ſie dann mit leiſer Hindeutung auf das Grab, zu deſſen Füßen ſie ſich wieder gefunden. „Wir laſſen die Todten ruhen," ſagte Henry ernſt und führte ſie vom Hügel weg. „Sie lebten ihr Leben nach ihrem Sinne, thun wir deßgleichen. Und meine weiße, treue Roſe laſſe es jetzt meine Aufgabe ſeyn, dieſes ſchöne bleiche Antlitz wieder mit dem Schmelz der Roſen zu ſchmücken."

Und wieder tönten die Glocken und wieder öffnete ſich die Thüre des Pachthauſes und heraus trat der alte Harrack mit ſeinem Weibe am Arm, gefolgt von Roſe im bräutlichen Schleier, die an der Seite des glücklichen Henry der kleinen Kirche zuſchritt.

Aphorismen über den Kunststyl.

III.

Das Nächste, was einer Erklärung bedarf, iſt der ſinnliche Stoff, in welchem der Künſtler ſeine Gedanken verwirklicht. Es mag ein Lebendiges auch ohne ein materielles Subſtrat geben, obſchon ein ſolches den gewöhnlichen Vorſtellungen widerſpricht und auch neuerdings wieder Stimmen zu Gunſten einer feineren Materiatur laut wurden. Die Kunſt muß es jedenfalls dem metaphyſiſchen Denken überlaſſen, mit einem ſchlechterdings immateriellen Leben fertig zu werden; ſie für ihren Theil, wie ſie zunächſt auf die Sinne wirkt, wirkt ja auch vermittelſt des Sinnlichen.

Ohne Materie keine Kunſt. Die Frage Leſſings, ob Raphael ein eben ſo großer Maler geweſen wäre, wenn er zufällig ohne Arme geboren worden, hat nur einen ſophiſtiſchen Sinn. Dieß ſcheinen die ſogenannten ſpekulativen Aeſthetiker vergeſſen zu haben, die ſich alle erdenkliche Mühe geben, nicht nur das Weſen der Kunſt überhaupt, ſondern auch die Vielheit der Künſte und deren Eigenthümlichkeiten a priori oder rein begrifflich feſtzuſtellen. Die Kunſt hat es einmal mit keinen abgezogenen Begriffen zu thun, ſondern mit einem unmittelbar Erſcheinenden, ſo daß es einen innern Widerſpruch enthält, die verſchiedenen Künſte aus einem einheitlichen Begriff ableiten zu wollen, worin der ſpekulative Heißhunger unſerer Zeit ſich kund gibt, der alles begrifflich verſchlingen zu können wähnt, ähnlich dem Vogel Strauß, in deſſen Magen man Steine, Nägel und anderes unverdauliches Zeug findet. Der ideale Gehalt iſt bei allen Künſten einer und derſelbe — Leben; wodurch ſich aber die einzelnen Künſte weſentlich von einander unterſcheiden, das iſt das Stoffliche, in welchem das Lebendige und Beſeelte zur Erſcheinung kommt. In letzterer Beziehung iſt allerdings auch der ſinnliche Stoff homogen, die Identität deſſen, was man Materie nennt. Andererſeits aber hängt es von den der Materie inwohnenden Eigenſchaften ab, wie der künſtleriſche Trieb ſich bethätigen ſoll. Das ſtets auf ein Materielles ſich richtende Kunſtvermögen hat genau zu erwägen, innerhalb welcher Grenzen die beſtimmte Eigenthümlichkeit der Materie, mit welcher die beſondere Kunſt es zu thun hat, ſich bewegt, um nicht ungebührlich in ein fremdes Gebiet einzubrechen und den Schwerpunkt ſeiner eigenen Kraft zu verlieren.

Die Vielheit der Künſte entſpricht der Vielheit partikulärer Zuſtändlichkeiten, in welchen die Materie erſcheint. Einen andern Eintheilungsgrund für die ſich in ſich ſelbſt abgrenzende Kunſt vermögen wir nicht anzuerkennen. Die Sache entwickelt ſich unter dieſer Vorausſetzung außerordentlich einfach. So mannigfaltig, zum Theil noch gänzlich unbekannt auch die Eigenſchaften ſeyn mögen, die der Materie zukommen, ſo ſind und bleiben doch die beiden allgemeinſten Beſtimmungen derſelben, Raum und Zeit, Kategorien, ohne welche kein Materielles gedacht werden kann. Aber, wird man einwenden, was hat die Lehre vom Kunſtſtyl mit den metaphyſiſchen Kategorien des Raums und der Zeit zu thun? Sind das nicht dieſelben abgezogenen Begriffe, gegen deren gewaltſames Herbeiziehen auf das Gebiet der Kunſt wir uns ſo nachdrücklich verwahrt haben? Ganz richtig! Nur überſehe man nicht, daß wir hier weder die Materie, noch auch die allgemeinſten Erſcheinungsweiſen derſelben in Raum und Zeit erklären wollen; wir ſetzen dieſelben vielmehr voraus und bedienen uns ihrer nur, um die Grundverhältniſſe, auf welchen das Sinnliche überhaupt beruht, anſchaulich zu machen. Die Materie iſt einmal die unerläßliche Bedingung für alles künſtleriſche Schaffen, mag es einen Namen haben welchen es will, und da das Raumzeitliche mit dem Weſen der Materie eben ſo eng verbunden iſt wie der Körper mit dem Schatten, ſo kann die Kunſt ſich niemals dieſer nothwendigen Beziehung ihres Stoffes auf die allgemeinen Formen ſeiner Erſcheinung entſchlagen. Transcendente Spekulationen ſind es nicht, wenn man die Kunſt auf das raumzeitliche Erſcheinen der Materie zurückführt; gilt es doch als ausgemacht, daß eine tiefere Begründung der menſchlichen Sinnorgane und ihrer beſondern Thätigkeiten nothwendig auf die Begriffe von Raum und Zeit und ihr Verhältniß zu einander ſich einlaſſen muß.

Schon bei oberflächlicher Betrachtung muß es einem einleuchten, daß Beſtimmungen, die ſich als maßgebend für das ſinnliche Auffaſſungsvermögen erweiſen, unmöglich für die durch die Sinne vermittelten Wirkungen der Kunſt gleichgültig ſeyn können. Was wir im höhern Sinne des Worts Sinnenwahrnehmungen nennen, Perceptionen, die ſich nicht bloß auf die der niedern Lebensfunktionen dienenden Eigenſchaften der Körperwelt beziehen, ſind ein Reſultat

der raumzeitlichen Erscheinung der Materie. Das Auge faßt die Raumverhältnisse, das Ohr die Zeitverhältnisse des Materiellen auf, und weder kann das Sehen ohne ein gründliches Verständniß des Räumlichen, noch das Hören ohne ein gründliches Verständniß des Zeitlichen begriffen werden. Selbstverständlich vermag auch die Kunstbetrachtung von diesen Grundbedingungen für den Gesichtssinn und den Gehörsinn nicht loszukommen. Eine eben so einfache als zwingende Schlußfolgerung sagt uns, daß ein menschlicher Bildungstrieb, der nur an dem sinnlichen Stoffe sich bethätigen kann, der Natur der Sache nach und wesentlich abhängig ist von den constitutiven Elementen dieses sinnlichen Stoffes.

Hiernach spaltet sich die Kunst als Gattungsbegriff in die beiden obersten Artbegriffe der *räumlichen* und der *zeitlichen* Künste. Unter räumlicher Kunst verstehen wir alles, was man mit dem Collectivnamen der *bildenden Kunst* bezeichnet, unter zeitlicher Kunst die *Tonkunst*. Dieser Gegensatz ist so ursprünglich als die Kunst selbst, jedoch unter keinerlei Umständen ein schlechterdings alle und jede Vermittlung von sich weisender. Nur für das Denken lassen Zeit und Raum sich absolut entgegen setzen, in der Wirklichkeit berühren sie sich überall. Als Bestimmung des wirklichen Seyns spielt das Räumliche fortwährend in das Zeitliche und das Zeitliche in das Räumliche; die Bewegung ist die wirkliche Einheit von Raum und Zeit.

Die bildende Kunst hat es zu thun mit der im Raum ausgebreiteten Materie. Sie soll Lebendiges darstellen im Raum. Abgesehen von der beschränkten, keines räumlichen Totaleindrucks fähigen Perception des Tastsinnes sind die Raumdimensionen, oder es ist der erfüllte Raum für das Auge erkennbar allein vermittelst des *Lichtes*. Bei Nacht sind alle Katzen grau, und gleichwie alles Leben nur im Lichte sich entwickelt, in absoluter Finsternis dagegen den Tod findet, so sind die lebendigen Formen oder Gliederungen der Kunst bedingt durch das auf sie fallende Licht. Der bildende Künstler sollte das niemals außer Acht lassen: die Wirkung eines plastischen Gebildes hängt nicht allein von den Umrissen und Linien des geformten Stoffes ab, sondern namentlich auch von der Art und Weise, wie die abgegrenzten Flächen durch die Vertheilung von Licht und Schatten näher bestimmt sind. Schon in der Baukunst kann man dieß wahrnehmen.

Die Baukunst hat es mit den allgemeinsten Formen der Materie zu thun und verläugnet am wenigsten ihre vorherrschend räumliche Natur. So wenig sie es verschmäht, edleres Material für ihre Zwecke zu verwenden, so ist im Grunde doch der Stoff als solcher für sie gleichgültig; ihre Absicht geht bloß darauf, der Materie mit Rücksicht auf die bloße Form den Ausdruck des Lebendigen zu geben. Und wie sie dem Stoff einen untergeordneten Werth beilegt, so geht ihre Formthätigkeit auf die allgemeinsten geometrischen Figuren, die Linie, das Dreieck, den Kreis zurück. An sich ist die geometrische Figur nicht lebendig und darum auch nicht schön; bloße Wiederholung einer und derselben Figur, oder auch unvermittelte Anwendung verschiedener Figuren neben einander kann eine lebendige Wirkung nicht hervorbringen. So schafft die Natur in dem Krystallisationsprozeß, ohne daß ihre Produkte eine organische Bedeutung hätten. In der bloßen Regelmäßigkeit der Form regt sich die Lebensidee noch nicht und die ägyptische Pyramide mag wohl ihrer Größe wegen überraschen, ihr künstlerischer Werth ist gering anzuschlagen und kann nach dieser Seite hin nur insofern in Betracht kommen, als fyliſtiſche Darstellungen in der Regel von einem feinen Sinn für regelmäßige lineare Compositionen ihren Ausgang nehmen.

Schon darum ist es nicht so leicht, zu bestimmen, ob ein architektonisches Werk Styl hat oder nicht; die Schwierigkeit wird jedoch um ein Beträchtliches größer dadurch, daß die Baukunst ihren Schwerpunkt nicht in sich selbst hat, vielmehr einem außer ihr liegenden Zwecke dient. Das Gebäude ist nicht um seiner selbst willen da; es dient dazu, irgend ein persönliches oder sachliches Moment zu umfassen, zu schützen, zu bergen. Da der Grieche sich hiefür vorzüglich des Holzes und des Zimmerns (τεκταίνεσθαι) bediente, so hieß der Meister des Baues „Architekt.“ Die Angelsachsen kannten gar kein anderes Wort für Bauen als Zimmern (getimbrian). Das Gebäude birgt: daher der Name „Berga,“ der sich im italienischen albergo (auberge) und in unserer „Herberge“ erhalten hat.

Bergendes hat Sinn und Bedeutung allein in Beziehung auf das zu Bergende — die Herberge setzt den Gast voraus. Und so ist es genau betrachtet mit allem, was die Baukunst hervorbringt. Sie hat eine untergeordnete, dienende Stellung und gleicht dem Mantel, den der Mann um die Schultern wirft. Wo das Bauen indessen dem bloßen Bedürfniß dient und sich ganz äußerlich an die Vorbilder in der Natur hält, wie bei den sogenannten cyclopischen und pelasgischen Mauern, bei den Pyramiden und ähnlichen Bauwerken, da ist das künstlerische Bilden noch ausgeschlossen. Die Hütte, wie der Jäger, der Hirte, der Ackerbauer sie aufführte, kann als solche auf den Namen eines Kunstwerks keinen Anspruch machen. Bloße Verzierungen reichen gleichfalls noch nicht an eine wirklich künstlerische Schöpfung heran. Erst wo die bloße Nothdurft abgestreift ist, und der Bau einem höheren, ideellen Interesse dient, die Materie in die schönenden Glieder eines Göttlichen verwandelnd, erst da gibt sich wirklicher Kunsttrieb zu erkennen.

So angesehen iſt es vollkommen wahr, ſo parador es auch klingt, daß der Tempel früher iſt als das Haus. Ohne eine vorangegangene Geiſtesentwicklung, die ſich in der Geſchichte ſchlechtweg als bedingt durch die Tiefe und den Umfang des religiöſen Bewußtſeyns erweiſt, kann die bauende Thätigkeit der Völker kein Kunſtintereſſe wecken, und künſtleriſch angeſehen iſt das Haus zuerſt Gotteshaus. Am anſchaulichſten macht dieſen Entwicklungsprozeß die Geſchichte des griechiſchen Tempels. Die Tempel der Alten waren keine Verſammlungsörter, ſondern Häuſer der Götter. Das Bild der Gottheit iſt der Kern, um den ſich das griechiſche Tempelgebäude entwickelt hat; war das Bild fort, ſo blieb nur ein werthloſes Gehäuſe, das man gleichgültig dem Verfall preisgab. Hatte man in älteſter Zeit das Bild in hohlen Baumſtämmen untergebracht, ſo baute man ihm ſpäter ein Obdach, wo es mit ſeinem Altare ſtehen konnte; mit jedem Fortſchritt der Kunſtfertigkeit und mit jedem Zuwachs an Mitteln bildete die Baukunſt daran weiter; denn wie von den Thieren und Früchten des Feldes das beſte jedesmal den Göttern gehörte, ſo auch von der Blüthe der einheimiſchen Kunſt. An die eigentliche Wohnſtätte des Gottes ſchloß ſich ein kleineres, gewöhnlich offenes Vorgemach an, durch welches man ſich dem Bilde näherte, und ein Hinterhaus, wo die Schätze des Gottes ruhten. Ueber dieſes dreitheilige Tempelhaus ſpannte man das Dach, das man auf Säulen ſtützte und ſo die urſprüngliche Einheit durch einen Gegenſatz belebte. Denn wie der Tempel ſelbſt ein von der Welt geſondertes, in ſich abgeſchloſſenes Ganze bildete, ſo gaben ihm die umhergeführten Säulenhallen den Charakter des Offenen und Gaſtlichen. Dieſes ganze Gebäude aber ſtellte man, um es der gemeinen Fläche des Lebens zu entheben, auf drei mächtige Stufen, welche das Ganze, wie ein Weihgeſchenk, dem Himmel entgegentrugen. So hat der griechiſche Tempel eine durchaus organiſche Entwicklung von Innen heraus und eben darin den entſchiedenen Charakter der Urſprünglichkeit.

So wie nun aber das Bild des Gottes als ein Ausdruck galt für die Fülle des göttlichen Lebens, ſo ſollte auch die Umhüllung deſſelben, es ſollte der Tempelbau Theil haben an der allgemeinen Lebensidee. Einen Verſuch, der todten Maſſe ein beſeelendes Princip einzuhauchen, findet man bei allen durch die Grundbedingungen einer höheren Geiſtesbildung zu künſtleriſchem Schaffen hindurchgegangenen Völkern, und es kommt nun darauf an, dieſes beſeelende Princip in der Architektur näher zu beſtimmen. Die Gliederung der in den Raum hingeſtellten Maſſe allein thut es nicht: die korrekteſten Linien und die zierlichſten Kreisabſchnitte können völlig wirkungslos bleiben, wenn ihre Anwendung eine bloß äußerliche, von dem Zufall oder der Laune eingegebene iſt. Umgekehrt vermag ſehr oft das einfachſte Gebäude eine höhere und unmittelbare Theilnahme zu wecken, ſobald bis in das einzelſte Detail die Beziehung auf einen maßgebenden Grundgedanken ſichtbar wird. Dieſes aber iſt nur dann möglich, wenn einestheils der Bau in einem für den Betrachter wohlthuenden Zuſammenhang mit dem Zwecke ſteht, der damit erreicht werden ſoll, der Tempel, die Kirche, das Wohnhaus, die Gerichtshalle, die Börſe, die Münze teleologiſch durch den Geſammthabitus der architektoniſchen Conſtruktion angedeutet iſt, andererſeits wenn unter den einzelnen Theilen an ſich wieder eine ſolche Uebereinſtimmung ſtattfindet, daß der Bau als organiſcher und inſofern lebendiger und beſeelter Körper erſcheint. Einer derartigen Wirkung iſt gewaltſames Herbeiziehen ſolcher Motive, die bloß auf einen täuſchenden Schein abgeſehen ſind, weit eher nachtheilig als vortheilhaft. Nicht in der Ueberladung offenbart ſich das Leben, ſondern umgekehrt in der einfachſten und ungezwungenſten Beziehung des Theils auf den herrſchenden Grundgedanken.

Dem Auge eines ſinnigen Beobachters kann das Geheimniß einer lebendigen und darum das Bewußtſeyn in demſelben Sinne erregenden architektoniſchen Darſtellung nicht verborgen bleiben. Der Künſtler muß es verſtanden haben, die urſprünglich bloß räumliche Exiſtenz der Maſſe in ein zeitliches Daſeyn hinüberzuleiten; er muß den ſpröden, todten Stoff von dem auf ihm laſtenden Banne dadurch frei gemacht haben, daß er ihm den lebendigen Athem der Zeit einhauchte und die Materie von der Erde gleichſam emporhob in die höhere Region lebendiger Bewegung. Um zu leben, müſſen die Umriſſe eines Baues ſich bewegen, freilich nicht, indem ſie von der Stelle rücken, ſondern in Kraft jenes Ebenmaßes, jener organiſchen Gliederung, die den Betrachtenden zwingt, den Linien in ihrer Beziehung zu einander mit dem Blicke zu folgen und den Eindruck eines belebten Kunſtwerks in die Seele aufzunehmen. Die Bewegung iſt ja das verknüpfende und doch zugleich löſende Band zwiſchen dem Räumlichen und dem Zeitlichen; vermittelſt ihrer wird die ruhende Materiatur von dem Zwange, dem ſie unterliegt, erlöst und in die zeitliche oder geſchichtliche Exiſtenz hinüber geleitet. Gleichwie die Seele eines belebten Weſens den anorganiſchen Stoff in einen organiſchen, höhern Lebenszwecken dienenden verwandelt, ſo wandelt ſich unter der Hand des ächten Baukünſtlers der todte Stein in ein Glied eines harmoniſch ſich regenden Ganzen.

Der Styl in der Baukunſt iſt nichts anderes als das ſchöne Ebenmaß oder die harmoniſche Gliederung, weil bei den Zwecken, welche der Architekt verfolgt, und bei dem Material, über das er verfügt, die Lebensidee ſich keinen andern Ausdruck geben kann. Auch in dieſem Stücke können die alten Griechen als

Muster gelten. Der griechische Tempel stellt in seinen architektonischen Formen die einfachsten geometrischen Verhältnisse dar, eigentlich nur die durch sich selbst geschnittene gerade Linie; und doch war das hellenische Auge einer in fließender Bewegung fortschreitenden harmonischen Anordnung so bedürftig, so scharf organisirt für die feinsten Lebensregungen, daß neueren und genaueren Messungen zufolge an den griechischen Gebäuden aus der besten Zeit der Kunst sich nicht eine einzige mathematisch gerade Linie befindet. Unsern blödern Augen gar nicht mehr sichtbar löst sich das Gerade durchgängig in eine Wellenlinie auf, zum deutlichen Beweis, wie ein fein gebildeter Kunstsinn kein Genüge findet an der Regelmäßigkeit der Krystallformation, das Lebendige vielmehr auch in der Baukunst in den fließenden Umrissen des Organismus auszudrücken sucht. Von wie durchgreifender Bedeutung die Wirkungen des Lichtes bei so unendlich fein gezogenen Linien seyn müssen, liegt auf der Hand, und man braucht nur die Trümmerstücke griechischer Tempel, an denen selbst die letzten Spuren früherer Bemalung der Ungunst der Witterung und der Menschen haben weichen müssen, genau anzusehen, um sich von dem außerordentlich zarten Gefühl zu überzeugen, womit die Hellenen Licht und Schatten zu vertheilen verstanden, dessen zu geschweigen, daß sie ihre Bauwerke, wo immer möglich, mitten in die großartigsten Naturumgebungen, in den schwellenden Segen wunderbarer Naturkräfte hinein stellten.

Schon anders verhält es sich mit der Plastik oder Bildhauerei. In dem Ausdruck „bilden," πλάσσειν, fingere. liegt eine unverkennbare Hindeutung auf das organische Gebilde oder die organische Gestalt als solche. So wenn in der Schöpfungsgeschichte des alten Testaments Jehovah den Menschen nach seinem Bilde schafft, oder wenn die Dichterin Erinna den Prometheus gleichfalls Menschen bilden läßt. Das Stoffliche, womit der Bildner es zu thun hat, zeigt sich keinem fremden Zwecke dienstbar, man müßte denn einen besondern Nachdruck darauf legen wollen, daß die Keramevtik, die Geschirre aus Thon fertigt, gleichfalls den schönen Künsten zugezählt werden müsse. Weit entfernt, den Vasen an sich und bloß mit Rücksicht auf ihre Gestalt jeden Anspruch auf stylistische Behandlung abzusprechen, wird man doch eingestehen müssen, daß sie mehr nur als Beigabe zu den bildenden Künsten, als ein Mittleres zwischen der Architektur und der Plastik zu betrachten sind und ihren bildnerischen Werth meist in den Figuren und Scenen haben, die darauf verzeichnet sind. Die Bildhauerei als solche hat die Aufgabe, ohne alle Nebenrücksichten das Leben unmittelbar vermittelst der Materie zur Erscheinung zu bringen. Ob sie in Thon, Gyps und andern Erdarten, oder in Holz, oder in Stein, oder in Metallen arbeitet; ob sie die dehnbaren Massen treibt, dreht, in Formen schlägt oder gießt; ob sie gräbt und ritzt, ihre Gestalten voll und ganz, oder aus der Fläche heraus arbeitet — darauf kommt es in der Hauptsache nicht an. Alles dieß hat nur eine untergeordnete Bedeutung Angesichts der von ihr zu unmittelbarer Gegenwart auszuwirkenden Lebensidee. Die lebendige Gestalt soll, wie sie sich als ein Ganzes abgrenzt, in den Raum hineingestellt und vermittelst des darauf fallenden Lichtes sich nicht etwa als verborgenes, sondern als offenbares, an allen Punkten der Oberfläche hervorleuchtendes und herausquellendes Leben zu erkennen geben.

Damit sind die Grenzen für die Bildhauerei genau gezogen. Unbeschränkt in Betreff des Lebendigen, das sie darzustellen beabsichtigt und das mit demselben Recht den niedrigsten Stufen des Organischen wie den höchsten, wo das ideale Princip des Geistigen das Stoffliche gleichsam verschwinden macht, entnommen werden kann, muß die Plastik um so mehr dessen stets bewußt bleiben, daß in der von ihr ausgedrückten Lebensregung das Räumliche dem Zeitlichen die Wage hält, und sie hiernach darauf angewiesen ist, die successiven Momente, in denen der Lebensproceß verläuft, vermöge der räumlichen Ausbreitung in einen einzigen Zeitpunkt zusammenzudrängen. Der Bildhauer kann mit seinen Gaben nicht zurückhalten, nicht mit seiner Berechnung durch geschickte Vertheilung beigegebener Motive den Effekt verstärken; mit einem Schlage muß er das Ganze geben, seine künstlerische Seele vor dem Betrachter ausschütten, und dazu besähigt ihn allein das, was man charakteristische Darstellung nennt.

Nicht bloß das persönliche, auch das unpersönliche Leben muß er charaktervoll behandeln, d. h. er muß demselben einen solchen gemeinfaßlichen Ausdruck geben, in welchem sich die Eigenthümlichkeit der besondern Lebensidee, im Physischen wie im Geistigen, auf das bestimmteste und vollständigste ausprägt. In diesem Punkte steht die griechische Plastik unübertroffen und maßgebend für alle Zeiten da. Betrachtet man die Thiergestalten aus jener glücklichen Periode künstlerischen Schaffens, so weiß man nicht, was man mehr bewundern soll, den Scharfsinn, womit der Künstler der Natur ihre feinsten Lebensregungen ablauschte, oder die außerordentliche Sparsamkeit im Gebrauch der Mittel, um einen möglichst charakteristischen Ausdruck zu gewinnen. Dasselbe gilt, vielleicht in noch höherem Grade, von den idealen Gestalten, in denen irgend eine Seite der geheimnißvollen Gemüthswelt sich offenbart. Auch dabei ging der Hellene unmittelbar auf seinen Zweck los, wohl wissend, daß hier gerade das Einfachste auch das Prägnanteste und Wirksamste ist. Von dem Verhältniß der bildenden Kunst zu der Architektur und Malerei bemerkt daher auch ein tiefer Kenner des Alterthums

sehr schön: Bloß an die reine Form gewiesen, ist sie zugleich die einfachste und die innerlich wahrste unter den (räumlichen) Künsten; sie ist von ihnen die ernsteste und männlichste, zugleich die besonnenste und weiseste, welche alles nicht zur Enthüllung der Form Gehörige verschmäht, aber zugleich die größte Einsicht voraussetzt und fordert, damit der Gedanke, als der Kern des Wahren, in jeder Hinsicht gesund, kräftig und untadelhaft erscheine. Es steht ihr nichts zu Gebot, um durch irgend einen Schein, oder eine Täuschung das Mangelhafte, sey es des Gedankens oder der Ausführung, zu verhüllen; selbst die Perspektive hat für sie keine Bedeutung, und auch die feinste Hülle der Haut, die der Farbe, beachtet sie nicht; es ist ihren Werken an sich gleichgültig, ob sie die Schwärze des Basalts, oder die Weiße des Marmors zeigen.

In einem unverzeihlichen Irrthum ist der Künstler befangen, der dadurch eine charakteristische Ausführung zu erlangen hofft, daß er das natürliche Leben bis in seine äußersten und zufälligsten Kleinigkeiten, in den Falten der Haut und der Anschwellung der Blutgefäße nachahmt. Dieß heißt so wenig wahr seyn, daß auf diesem Wege vielmehr ein völlig unwahrer Schein zu Stande kommt, der dem Zweck der Bildhauerei geradezu widerspricht. So verfährt das vile imitatorum pecus. dem kein Funke ureigener Kraft im Busen wohnt. Um ein Bildwerk bewundern zu können, verlange ich nicht, daß ich einen Hund oder einen Löwen, einen Menschen oder einen Halbgott, wie er leibt und lebt, mit Haut und Haar, vor mir sehe; in diesem Fall müßte die Gestalt mit Armen und Beinen ausgreifen können. Eine wirkliche Befriedigung meines ästhetischen Sinnes, oder einen ächten Kunstgenuß gewährt nur eine solche Darstellung, die, anstatt physisches Leben zu erheucheln, innerhalb der räumlichen Schranken der anorganischen Materie, ohne Rücksicht auf Nervenfaser und Blutwelle, die Lebensidee in der Form des Stofflichen zur Anschauung bringt. In dem reinen Ebenmaß der Glieder, so wie in der Kraft und Wahrheit des Ausdrucks löst sich selbstredend auch hier das ursprünglich räumliche Moment in ein zeitliches auf; das plastische Gebilde gewinnt den Ausdruck lebendiger Bewegung in noch höherem Grade als das Tempelgebäude, aber nicht insofern es für das äußere Auge mit den Gliedern zappelt, sondern in der Menschenbrust das frische und unmittelbare Gefühl einer höheren, sey es sinnlichen, sey es übersinnlichen Lebensregung weckt.

Seine Aufgabe muß der plastische Künstler nicht in der ängstlichen Ausführung des Details suchen, vielmehr in dem richtigen und ebenmäßigen Verhältniß der Formen und Theile zu der Lebensidee, die er darzustellen beabsichtigt. Wie er das Leben in dem Moment festzuhalten hat, wo es seinen sprechendsten und charakteristischsten Ausdruck gewinnt, so zu sagen ein ganzes Daseyn in einen einzigen Zeitpunkt zusammendrängend, eben so hat er bei der Ausführung derjenigen Norm zu folgen, die, weit entfernt über den Marmor eine wirkliche Haut zu spannen, die anorganische Materie als solche bestehen läßt, ihre Natur weder zu verläugnen noch zu verdecken trachtet, dagegen ein Ganzes schafft, bei dem das Auge sich gar nicht versucht findet, bei dem Einzelnen besonders zu verweilen, sondern stets wieder an der Gestalt als solcher, an dem Gesammteindruck eines wohlgelungenen Gliederbaues sich ergötz; und zwar darum, weil der Theil oder das Glied gar keine selbstständige Existenz hat, sondern immer wieder in das Ganze sich auflöst. Dieses Lösende oder Fließende ist vielleicht der zutreffendste Ausdruck für das Stylistische in der Skulptur, das aber mehr empfunden als definirt seyn will. Soll dieser geniale Wurf gelingen, so gewöhne sich der Anfänger vor allem, nach dem von uns aufgestellten Canon von Innen heraus so zu arbeiten, daß er dem festen Knochenbau, an dem Fleisch und Blut sich festrankt, ein ganz besonderes, niemals rastendes Studium zuwendet. In dem derben Knochengeräste hat der plastische Gliedbau seinen Schwerpunkt, und da die Plastik darauf angewiesen ist, in dem Stofflichen, sofern es durch die Cohäsion zusammenhängt, zu arbeiten, soll ihr Werk schlechterdings auch den Eindruck des Festen, Gedrungenen, auf einem sicheren Grunde Ruhenden machen.

An einem andern Orte (A. Heiferich, Briefe aus Italien, Bd. II.) habe ich darüber Klage geführt, daß die neuere Bildhauerei den Schlüssel zu dem in dem Marmor und Erze liegenden Räthsel verloren zu haben scheine. Sie sucht ihre Wirkungen nur in der Behandlung der weichen Theile. Ohne schulmäßig Osteologie studirt zu haben, fanden umgekehrt die Alten den Kern des Lebens in dem Knochengerippe, in dessen harte Schaale der Geist seine Geheimnisse und Künste eingräbt. Die dadurch gewonnene sichere und ruhige Haltung ermöglicht namentlich auch dem auf die Werke fallenden Lichte einen durchaus angemessenen und vollen Effekt, so daß wiederum Materie und Licht zu dem größten aller Kunstmysterien sich vereinen.

Die Beleuchtung dient, durch die harmonische Verbreitung von Licht und Schatten über die volle Gestalt, dieselbe nach ihrer ganzen Bedeutsamkeit hervortreten zu lassen. Ohne diese wesentliche Wirkung des Lichtes würde die Eigenthümlichkeit des organisch Lebendigen verschlossen und unerkennbar bleiben; die Gestalt könnte unmöglich in den ihr eigenen Flächenverhältnissen aus dem Raum sich herausbilden. Es begründet dieß einen nicht unerheblichen Unterschied zwischen der Plastik und der Baukunst. In letzterer kommt das Licht nur in seinem allgemeinsten Gegensatz,

nämlich als Licht und als Schatten, durch die massenhafte Vertheilung beider in Betracht. Bei der Plastik erscheint die Lichtsubstanz als sondernd, bestimmend und charakterisirend nicht mehr bloß in dem allgemeinen Gegensatz von Licht und Schatten, sondern in den fein nuancirten Wirkungen, die das Licht an den wellenförmig geschwungenen Linien der organischen Gestalt hervorbringt. Daher der große Werth, der darauf zu legen ist, daß in den Museen das Licht richtig einfällt und gehörig vertheilt ist.

Der Plastik ist es nie gelungen und kann es auch, weil ihrem Wesen widersprechend, nicht gelingen, die Lebensbewegung so zu individualisiren, daß selbst das Momentane an ihr Bedeutung gewinnt und das seelische Princip bis zum äußersten Affekt sich steigert. Gebunden an die Natur des Stoffes, dem sie Gestalt gibt und Leben einhaucht, kann sie, ohne die ihr gesteckten Grenzen zu überschreiten, das Ruhende in der Bewegung, wie dieses durch die stoffliche Masse als solche ausgedrückt und geboten ist, nicht aufgeben, nicht dem Gleichgültigen, im raschen Wechsel der Bewegung Verschwindenden eine Stelle gönnen, um so den Zusammenhang einer in verschiedene Momente vertheilten Handlung um so deutlicher und darum individueller aus dem Hintergrund des allgemeinen Gedankens hervortreten zu lassen. Dazu bedarf es eines andern Mittels künstlerischer Darstellung.

Wie die Plastik den charakteristischen, so hat die Malerei den individuellen Lebensausdruck zu produciren. Zwar ist das Licht weder bei der Baukunst, noch bei der Bildhauerei etwas bloß Accidentielles und Zufälliges; der schöne Schein des Lebens fällt ja erst durch die Strahlenbündel auf die architektonischen und plastischen Gebilde. Aber Licht und Materie kommen bei dergleichen Darstellungen der Kunst doch nur äußerlich an einander, so ungetrennlich sie auch zusammengehören. In der Malerei hört dieses zweitheilige, äußerliche und gespannte Verhältniß auf. Ihre Gestalten sind gleichfalls räumliche Projektionen, indessen von solcher Beschaffenheit, daß Materie und Licht in Eins zusammenfallen, die Materie unmittelbar zum Licht sich verklärt und das Licht zur Materie sich hypostasirt. Diese wunderbare Identität hat zu ihrem Träger die Farbe, neben dem Tone die ideellste Offenbarung der Materie als solcher. Die Malerei stellt die lebendige Erscheinung dar als einen Lichtprozeß, der in seinen wunderbaren Wirkungen den Raum für das Auge erschließt. Darum ist die Malerei im eminentesten Sinn die Kunst für das Auge, und bereitwillig eignen wir uns, jedoch nur als zutreffend für sie, den Lehrsatz Hegels in der Aesthetik an, die Kunst habe das Erscheinende an allen Punkten seiner Oberfläche zum Auge umzuwandeln, welches der Sitz der Seele ist und den Geist zur Erscheinung bringt. Die Natur des Auges nimmt der Gegenstand lediglich dadurch an, daß er scheint, die Modifikationen des Lichtes dem Auge entgegenbringt. Die innige, ja innigste Beziehung zwischen Auge und Farbe, letztere sofern sie weiter nichts ist als eine Modifikation des Lichtes, so zu sagen das Sonnenhafte im Auge und das Augenhafte in der Sonne, das Zueinanderverschlungensein des Subjektiven und des Objektiven an der Erscheinung, wie die abstrakte Wissenschaft es nennt, wird durch nichts mehr anschaulich gemacht, als durch die Art und Weise, wie das Auge und die Malerei, dieses wirkende und schaffende Auge, sich zum Raume verhalten. Der Gesichtssinn als solcher faßt und ergreift das Räumliche nur als einfach Ausgedehntes, oder als Fläche. Diejenige Ausdehnung des Raums, die dadurch entsteht, daß die Raumfläche sich nach der ihr entgegengesetzten Peripherie der Grenze bewegt und die Tiefe erzeugt, ist dem Sehvermögen an sich fremd, und das Auge erlangt Kenntniß von dieser räumlichen Dimension erst an der Hand des Tastsinns. Dem entsprechend geht die Malerei nur in die Breite: die Perspektive, oder die in die Tiefe gehenden Raumverhältnisse sind lediglich das Erzeugniß der Kunstthätigkeit selbst, etwas rein Ideelles, ein Schein, in welchem das Auge aber erst seine volle Sättigung und Befriedigung findet. Nur ein in seiner prosaischen Verständigkeit für die freie Schwungkraft und den zum Himmel gerichteten Flügelschlag des künstlerischen Geistes völlig unbefähigtes Volk wie das chinesische kann behaupten, der Schatten sey etwas Zufälliges und brauche deßhalb nicht angedeutet zu werden, zumal da er das Colorit verunstalte; eben so müsse man auch die Gegenstände in der Ferne nicht so klein malen, als sie zu seyn scheinen, da dieß ein Augenbetrug sey, den der Verstand nicht unberichtigt lassen dürfe (Fr. Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte). Mit einem weit feineren Kunstsinn bemerkten die alten Griechen von einem Gemälde Alexanders des Großen, in welchem Apelles ihn als Blitzschleuderer dargestellt hatte, die Figur scheine ihren Arm mit dem Blitz aus der Fläche hervorzustrecken. Die Perspektive ist in der Malerei, was die Harmonie in der Musik.

Gerade weil die Malerei nicht, wie die Baukunst und Skulptur, von dem Raum in seiner ganzen Ausdehnung abhängig ist, die realen Dimensionen vielmehr in ideale umwandelt, vermag sie das Leben mit weit größerer Freiheit zu behandeln. Nicht bloß daß der Maler die Lebensäußerungen in der Natur wie in der Geschichte in die Breite figurenreicher Compositionen auseinander legt, der Einheit seines künstlerischen Gedankens durch die harmonische Beziehung einer Menge an sich selbstständiger Erscheinungen Ausdruck verleiht; er ist außerdem auch befugt, oder vielmehr genöthigt, das Lebendige, sey es ein einzelnes, sey es ein zusammengesetzes, bis in seine

kleinſten Beſonderheiten, wie ſie ſich dem Auge darſtellen, hervorzukehren und zur Anſchauung zu bringen. Es liegt dieß im Weſen der Farbe, und nur wer dieſes mißkennt, kann die Zeichnung am Gemälde zur Hauptſache machen. Correggio und Rembrandt ſind darum ſo große Meiſter, weil ſie im Helldunkel die ſpecifiſche Macht der Farbe erkannten und mittelſt deſſelben das Plaſtiſche, oder was daſſelbe iſt, das Zeichnende in der Malerei völlig auslöſchten und dadurch bis zur äußerſten Grenze der Individualiſirung vordrangen. Sie ſind Maler im wirklichen Sinne des Worts, wahre Propheten der Farbe.

Die Malerei, darin weſentlich abweichend von der Skulptur, darf hinter der Individualiſirung, wie die Natur in ihren Gebilden ſie erreicht, nicht zurück bleiben; ja ſie muß in gewiſſem Betracht darin noch weiter gehen als die Natur ſelbſt, in ſo fern als ſie der äſthetiſchen Wirkung zulieb Beſonderheiten und Eigenthümlichkeiten weit ſtärker zu betonen hat, als die Natur es thut, der ähnliche Rückſichten durchaus fern liegen. Während der Bildhauer gewiſſermaßen den Extrakt eines zeitlich verlaufenden Lebensbildes in ſeiner charakteriſtiſchſten Allgemeinheit vor uns hinſtellt, erwarten wir von dem Maler, anſtatt des charakteriſtiſchen Artbegriffes eines Lebendigen, den möglichſt individuellen Ausdruck, wie er durch Umſtände, Stimmung, Umgebung und Nebenzwecke etheiſcht wird. Das Allgemeine in der Malerei macht überall nur den Eindruck des Flachen und Unbedeutenden, wogegen Haltung und Stimmung in ein Gemälde eben nur dadurch kommt, daß die fleißig und bis in's Einzelne durchgeführten Züge ſich zu einem Totaleindruck abrunden. Die Farbe iſt ja nichts anderes als das offenbarende, wenn man will aufſchließende und löſende Princip in der räumlich ausgebreiteten Materie. Wo ſie erſcheint, individualiſirt die Farbe, weil ſie nicht, wie das Licht an ſich, das Erſcheinen als ſolches vermittelt, ſondern denjenigen Schein erzeugt, der den ſpecifiſchen Ausdruck des Sichtbaren in die feinſten Falten der Materie fallen läßt. Vermittelſt der verſchiedenen Färbung hebt ſich das Einzelne von dem Beſondern ab, und es entſteht jene wunderbare Welt, in der das Einzelnſte nur abgeſtuftes Licht und doch zugleich das Ganze eine in's Unendliche gehende Mannigfaltigkeit der verſchiedenſten Farbenwirkungen iſt.

So ſtufenweiſe, ſo harmoniſch geſtaltet und gliedert ſich die bildende Kunſt, die in Architektur, Bildhauerei und Malerei immer nur einen und denſelben allgemeinen Zweck verfolgt, nämlich das Verhältniß des Lichts zur Materie anſchaulich zu machen. In der Baukunſt iſt die Materie das vorherrſchende, das Licht das Untergeordnete; in der Plaſtik treten beide zuſammenwirkende Momente als ebenbürtig auf; die maſſenhafte Wirkung fällt weg, um einer charaktervollen Sonderung und Gliederung Platz zu machen; endlich gewinnt in der Malerei das Licht die Oberhand, indem es in der Farbe gleichſam das derbe, greifbare Daſeyn der Materie tilgt und in die ideellen Potenzen der Farbenwelt auseinander breitet. Der zarte Kunſtſinn der Alten bewährt ſich ganz beſonders auch darin, daß ſie die drei verſchiedenen Ausdrucksweiſen der bildenden Kunſt als ergänzende und unzertrennliche Beſtandtheile eines Gemeinſamen betrachteten, daher faſt durchgängig bei ihren Kunſtwerken die Architektur, die Plaſtik und die Malerei zuſammenwirkten und im Verein ein Ganzes zu Stande brachten, deſſen Wirkungen auf das Auge um ſo gewaltiger waren, je reiner und vollkommener ſich jede dieſe Künſte innerhalb der ihr geſteckten Schranken offenbarte.

Helgoland.

VI. Leben und Geschichte.

Die Helgolander waren nie starke Kirchgänger. Von jeher suchten sie Händel mit ihren zwei Pastoren, ja es kam vor, daß sie vor die Kanzel traten und den Prediger nicht mehr herunter ließen, bis er ihnen ihren Wunsch gewährt hatte. Ehe Helgoland an England kam, stand das Kirchenwesen unter dem Consistorium von Schleswig. Jetzt wählt die Gemeinde ihre Prediger selbst, wozu ihr aber noch immer von dorther Vorschläge gemacht und Candidaten zu einer Probepredigt zugeschickt werden. Die Bestätigung erfolgt durch England. Die zwei Pastoren bilden gemeinschaftlich mit zwei Rathsleuten den Kirchenrath. Eine große Anhänglichkeit an die Pastoren ist auch jetzt nicht zu bemerken; die Sitte, daß wenn ein Lootse in See ist, sein Weib oder seine Mutter zwölf Schillinge zum Pastor bringt, damit er für ihn bete, dürfte eher auf Rechnung ihrer natürlichen Religiosität, vielleicht auch ihres Aberglaubens zu schreiben seyn. Dieser war von Alters her besonders als Gespensterglaube sehr herrschend. Die Menschen, welche im Winter einsam, mit sich und ihren dem Tode bestimmten Felsen allein zusammenisten, glauben alle an Ahnungen, Träume und Doppelgesichte. So erzählten sie mit besonderer Wichtigkeit von einem Offizier, der vor wenigen Jahren sich nach Helgoland übersetzen lassen wollte, plötzlich aber, schon auf dem Dampfschiffe, sich unwohl fühlte, an's Land zurückkehrte und einige Stunden später starb. Sein Gepäcke machte indessen die Reise nach Helgoland, wo es als unbekanntes Fremdengut aufbewahrt wurde. Als aber der Schlieser am andern Tage das Magazin aufschloß, saß auf dem Koffer ein Offizier in voller Uniform und mit stehenden Mienen. Der Mann sprang vor Schrecken zurück, im nächsten Augenblick aber erhielt er einen Brief, worin das Gepäck eben jenes verstorbenen Offiziers reklamirt ward, und der Geist war verschwunden. Ein schöner Beweis ihrer natürlichen Frömmigkeit ist, daß kein Fischzug unternommen wird, ohne daß sie vorher den Segen Gottes erflehen. „Alleest!“ rufen sie, d. h. Herr, auf dein Wort! und nun erst fährt getrost das rothgrüne Schiffiein in die Wellen.

Uebrigens wissen sich die Pastoren für die Geringschätzung ihrer Amtsautorität schadlos zu halten. Das Pfarrhaus ist die schönste Wohnung auf Helgoland. Die englische Regierung hat sich auch hierin splendid gezeigt, und als einmal der erste Pastor eine Eingabe um eine Besoldungszulage von hundert Thalern demüthigst einreichte, erhielt er fast einen Verweis wegen der Bescheidenheit der Bitte, und die prompte Antwort erfolgte in fünfhundert Thälern. Was Wunder, daß der zweite Pastor dasselbe Gelüste nicht noch eine Nacht länger zurückhalten konnte, sondern schleunigst und ebenfalls demüthigst die jetzige Unverhältnißmäßigkeit seiner Besoldung hervorzuheben nicht verfehlte! Dießmal lautete aber der Bescheid anders: der erste Pastor mußte seine Besoldungszulage mit dem hungernden Bruder theilen, und für Zündstoff zwischen den beiderseitigen Ehehälften war gesorgt. Der zweite Pastor ist zugleich Oberlehrer in der Schule. Auch diese ist ein sehr brach liegendes Feld. Mit sechs Jahren werden die Kinder schulpflichtig, was jedoch ein sehr relativer Begriff ist; denn faktisch besteht kein Schulzwang, und wenigstens im Sommer steht es den kleinen Jungen frei, ob sie sich am Strande oder in der Schule besser zu unterhalten meinen. In der obersten Klasse wird auch Englisch getrieben, das fast alle Helgolander sprechen oder wenigstens verstehen, wie sie überhaupt als gereiste Seeleute vieler Sprachen mächtig sind. Das Schulgeld beträgt jährlich nur zwei Mark; was so werthlos taxirt ist, kann den Leuten unmöglich viel Werth haben.

Indessen haben die Schiffer noch eine tüchtige Schule durchzumachen, bel der sie nicht so leichten Kaufs wegkommen, sondern durch die enge Pforte eines Examens sich hindurch winden müssen. Das ist das Lootsenexamen. Ja, auch auf Helgoland, diesem urpatriarchalischen, freiesten Fleck der Welt, gibt es Examinatoren und Candidaten. Und zwar, was für Nöthen sind dieß! Ein alter Lootse und ergrauter Lootsenexaminator verscherte mich, die jungen Candidaten sinken beim Eintritt in den Saal fast in die Knie, und doch seyen die Examinatoren ihre Verwandten und nächsten Freunde. Vor dem achtzehnten Jahre wird keiner zum Examen zugelassen. Die Prüfungscommission besteht aus vier alten Lootsen und zwei Rathsleuten. Den Angstschweiß auf der Stirne treten die künftigen Seehelden vor die gewiegten Meister und Väter, die aber freundlich sie vor allen Dingen sich setzen und ein bereit stehendes Glas

Wein zur Beſchwichtigung ihrer ſchwachen Helgolander Nerven leeren heißen. Mancher würde es in dieſem Momente lieber zehnmal mit dem raſenden Elemente aufnehmen. Und nun beginnt das Examen, auf das ſich der Candidat nach dem uralten Lootsenbuche und ſeinen achthundert Fragen und Antworten vorbereitet hat. Er muß wiſſen jede Klippe, jede Bucht und Strömung der Nordſee, alle Erſcheinungen des Meeres, des Mondes und der Sonne, die Einrichtung und die Namen der Schiffe ꝛc. Sodann werden ihm aber auch praktiſche Aufgaben vorgelegt, wie er fahren müßte, wenn der Wind ſo und ſo ginge und eine Strömung, ein Strudel, eine klippige Stelle in der Nähe wäre, und wie er in ſtürmiſcher, dunkler Nacht unter dieſen und jenen Verhältniſſen ſich einzurichten habe, und derlei mehr. Bleibt er eine wichtige Frage ſchuldig oder beantwortet er ſie unrichtig, ſo fällt er durch, muß noch ein Jahr als Lehrling bei einem Schiffer dienen und zieht mit nicht geringer Schande ab. Der Aufgenommene dagegen wird ſofort in alle Rechte und Pflichten eines Lootſen eingeſetzt und mit der Lootſenmedaille begabt, dem ſogenannten Teeken (Zeichen). Dieſes Teeken zeigt auf der einen Seite den Namenszug der Königin Victoria, auf der andern das Bild eines Lootſen und die betreffende Nummer. Sobald einer Looſe iſt, darf er ein eigenes Schiff führen, ſo wie, wenn ein fremdes Schiff einen Helgolander Lootſen verlangt oder ein ſtrandendes Schiff das Signal zur Hülfe gibt, ſich beim Looſe betheiligen. Alles dieß wird nämlich der Entſcheidung des Looſes überlaſſen. „Das Looſ iſt ehrlich,“ heißt ein Helgolander Sprüchwort. Sogar bei der Schlichtung anderweitiger Händel nehmen die Frauen ihre Zuflucht zu dieſem Orakel.

Ein niederes, unſcheinbares Gebäude iſt alles, was an den Gouverneur erinnert, der in England ſeine Rente von zwanzigtauſend Pfund genießt. Die wichtigeren Fälle, wo an ihn als die Militär- und Civilgewalt nach London recurrirt werden muß, ſind äußerſt ſelten. Früher hatten die Helgolander die Civilgewalt ganz in ihren Händen und ihre ſechs Rathsmänner konnten mit der höchſten Strafe der Verbannung belegen. Jetzt können ſie, als ſehr beſchränkte vollziehende Gewalt, nur noch fünf Tage Arreſt geben. Die jährliche Einnahme eines ſolchen Rathsmanns beträgt fünfhundert Mark. Die geſetzgebende Gewalt bilden die vierundzwanzig Landesälteſten, und die Polizei iſt in den Händen der Quartiermeiſter, deren je zwei aus einem Viertel gewählt ſind. Dieſe dreißig Magiſtratsperſonen ſind als ſolche, wenn ſie nämlich an ſich hiezu befähigt ſind, zugleich Lootſenoffiziere. Ohne Beſtätigung des Gouverneurs dürfen keine Geſetze gegeben werden. Das einzige Einkommen aber, das er von Helgoland bezieht, beſteht in der ſogenannten Gouverneursſchnepfe, oder der erſten Schnepfe, die im Frühjahr geſchoſſen wird. Sonſt iſt Helgoland England gegenüber ganz ſteuerfrei, nicht einmal militär- oder matroſenpflichtig. Früher unter däniſchem Regiment hatte es das Zehntel des geſammten Lootſenverdienſtes als jährliche Abgabe zu entrichten. Auch dieß hat die engliſche Regierung nachgelaſſen. Man begreift daher leicht, daß ſich die Helgolander unter dieſem ſanften Stabe äußerſt behaglich befinden. „Ja,“ ſagte der Schiffscapitän Hackers zu mir, „wir wiſſen's auch wohl zu ſchätzen, daß wir das freieſte, glücklichſte Völkchen der Erde ſind. Unſere Leute wären uns im letzten ſchleswig-holſteiniſchen Kriege, wenn wir noch däniſch wären, zu Krüppeln geſchoſſen worden, ſtatt daß ſie nun bei ihrem Geſchäfte bleiben und den Wohlſtand ihrer Häuſer bauen durften. Sie haben es uns aber auch recht mißgönnt, die Menſchen, und das Gerücht über uns auszubreiten geſucht, als hätten wir uns gegen unſere deutſchen Brüder als Spione brauchen laſſen.“

Trotz dem haben die Helgolander für die Deutſchen eine ächt patriotiſche Sympathie und betrachten ſie weit mehr denn die Engländer als ihre Landsleute und Brüder. Man kann ſich des Schmerzes nicht entſchlagen bei dem Gedanken, daß auch bei dieſem Beſitzthum Deutſchland ruhig zuſah, wie es in fremde Hände wanderte. Mit einem Kriegsſchiffen verſehen, wäre dieſer kleine Fels der Nordſee ein zweites Gibraltar oder Malta, das die Elbe- und Weſermündungen ohne Mühe blokirte. Trotz der Wichtigkeit dieſes Punktes hat ſich jedoch bis jetzt nicht einmal England dazu verſtanden, die Koſten an den Bau eines Hafens zu rücken, die allerdings ſehr bedeutend wären. Für's erſte iſt der Waſſerſtand bei Helgoland ſelbſt ſo niedrig, daß Kriegsſchiffe gar nicht landen könnten; das Dampfſchiff ſogar muß immer in einer Entfernung von einer halben Viertelſtunde ſich vor Anker legen. Sodann aber müßte der Hafen ganz künſtlich gebaut werden, ohne ſich an ein natürliches Bollwerk anlehnen zu können, und endlich müßten natürlich Anſtalten getroffen werden gegen die fortwährende Abbröckelung des Felſen und die Abſchwemmung der Düne. Schon mehrmals ſollen engliſche Commiſſäre an Ort und Stelle geweſen ſeyn, um dieſe koſtbare, aber dankbare Idee der Realiſirung näher zu bringen, bis jetzt aber hatte es ſein Bewenden bei den Planen.

Zur Poeſie und Muſik ſcheinen die Helgolander wenig organiſirt; die alten Lieder ſind faſt gänzlich ausgeſtorben, und Boas ſagt mit Recht: „Wie auf dem rothen Fels kein kühler Buchwald rauſchte, in dem beſiederte Sänger ſchmetterten, ſo blieben auch ihre Bewohner ſtill und ſtumm.“ Nur ein alter Vers curſirt noch im Munde des Volks, wiewohl auch deſſen Originalität angefochten wird:

Grön es dat Land,
Rnad es de Kant,
Witt es de Strand,
Det es de Treken vant Helgoland. *

Fehlt es den Helgolandern an einer reichen Sagenpoeſie, ſo iſt dafür ihre älteſte Geſchichte ein großer Mythus, der in neueſter Zeit bedeutende literariſche Fehden veranlaßt hat. Helgoland ſoll nämlich nach der Sage einſt mit Holſtein zuſammengehangen haben. Knobloch in ſeiner chorographiſchen Beſchreibung von Helgoland (1643) ſpricht von ſieben Bergen auf der Felſeninſel, als: Raddobberg, Moberberg, Bredberg, Flavenberg u. ſ. w., Peter Sachs (1638) von neun Kirchſpielen, wovon aber im Jahr 1030 ſieben durch eine große Fluth weggeſchwemmt worden ſeyen, und Johann Meyer (1649) bringt auf ſeiner Landkarte „der Inſel Helgolandt, wie ſie anno 800 geweſen," große Berge, Flüſſe, Wälder, Burgen, Häfen, Klöſter, kurz alles, was nur Platz hat. Eine handſchriftliche Chronik, die bis 1723 geht und im Beſitz des H. Bolzendahl auf Helgoland iſt, nimmt dieß alles getreulich wieder auf, hat aber als eine überall her zuſammengetragene Sammlung wenig hiſtoriſchen Werth. Gegen dieſe urſprüngliche Größe Helgolands hat zuerſt Dankwerth (1663) Zweifel erhoben; eine wiſſenſchaftliche Polemik aber wurde erſt in neuerer Zeit von Hoff, Lappenberg, Michelſen u. a. begründet. Ludolph Wienbarg hat in der antiquariſchen Zugabe zu ſeinem Tagebuch von Helgoland auf's neue die ſagenhafte Größe heftig in Schutz genommen, mit einem poetiſirenden Dilettantismus, der durch Profeſſor Wiebel eine gründliche Entgegnung und eine die Frage abſchließende Erörterung gefunden hat. Wiebel hält ſich beſonders an einen der älteſten Beſchreiber Helgolands, den Bremer Scholaſticus Adam, der in ſeinem Werke de situ Daniae ſagt: „Sie, die Inſel, hat einen einzigen Hügel, keinen Baum, wird von ſchroffen Felsklippen eingeſchloſſen und iſt bis auf eine einzige Stelle nicht zugänglich, bei welcher ſich auch eine Süßwaſſerquelle befindet." Dieſe Momente, ſagt Wiebel, conſtituiren die Inſel in einer Form, wie ſie noch heutzutage vor uns ſteht. Der gänzliche Mangel eines gemeinſamen Rechts in angeblich ſechsundzwanzig Ortſchaften ſey undenkbar. Endlich müßte von einer Kataſtrophe, die ſo große Zerſtörungen angerichtet, bei irgend einem gleichzeitigen Schriftſteller ſich irgend eine Erwähnung finden.

Hiſtoriſch gewiß läßt ſich über Helgoland ſomit nur etwa Folgendes zuſammenſtellen. Die Helgolander ſind geborene Frieſen. Ihre Sprache iſt ein Zweig der frieſiſchen und unterſcheidet ſich vom Plattdeutſchen, wie es in Nordeutſchland geſprochen wird, weſentlich. In der Kirche und in der Schule wird zwar hochdeutſch gepredigt und gelehrt, auch können ſich die Inſulaner mit den deutſchen Badegäſten ſehr gut verſtändigen, unter ſich aber ſprechen ſie immer ihre Sprache, die höchſtens ein Weſtfrale annähernd verſtehen kann. Deßhalb ſagen ſie: „De Spröök want alleen ünner de Helgolunners ſnalket!" * Zur Probe mögen hier einige Sprichwörter dienen. „En Drinker es rick ahn Füll, klook ahn Verſtand, ſtark ahn Kraft." (Ein Trinker iſt reich ohne Geld, klug ohne Verſtand, ſtark ohne Kraft.) — „Hab wi lehn Stüll, dürr wi öök nigg bethale." (Haben wir keine Schulden, ſo dürfen wir auch nichts bezahlen). — „Well Kendank ho well, dö do man gut." (Wenn du Undank haben willſt, thu du nur Gutes.) — „Mahren, mahren, ſayt loy Lidd od." (Morgen, morgen, ſagen faule Leute auch.)

In heidniſchen Zeiten wurde auf Helgoland der Gott Foſites verehrt, daher Helgoland auch Foſiteland genannt wurde. Alkuin († 804) erzählt im Leben des heiligen Willibrod († 739), die Inſel habe einer ſolchen Verehrung genoſſen, daß niemand ein Thier zu beſitzen gewagt und aus der Quelle jeder unter ehrfurchtsvollem tiefem Schweigen ſich Waſſer geſchöpft habe. Spätere Schriftſteller haben aus dieſem Foſites eine weibliche Gottheit Foſeta, Foſta gemacht, und hieran knüpfte wohl die Sage an, welche von einem römiſchen Tempel der Veſta auf Helgoland ſpricht. Jakob Grimm vergleicht mit dieſem Namen den eddiſchen Forſeti und ſtellt die Vermuthung auf, daß Helgoland wegen ſeiner Lage zwiſchen Dänemark, Friesland und Sachſen ſich zu einem gemeinſamen heiligen Ort geſchickt haben möge. Dagegen leitet Grimm den Namen Helgoland erſt aus der chriſtlichen Zeit her, und zwar iſt er für die Etymologie von Heilig. Man wollte wohl die Anſchauung des Volks ſchonen und ihm glaublich machen, daß die alte heidniſche Heiligkeit der Stätte nicht gewichen ſey, ſondern dieſelbe fortan von der Gegenwart des wahren Gottes erfüllt werde. So nahm die Inſel den Namen Hilligland an. „Denn," ſagt Grimm, „den Bekehrern war auch hier daran gelegen, einen auf der Stätte ruhenden Begriff der Heiligkeit für das Chriſtenthum zu erhalten." Andere wollten den Namen von einem Biſchof Heligo ableiten, wornach alſo gleichfalls ſein Urſprung der chriſtlichen Zeit angehörte, oder von Halligen, einem frieſiſchen Worte, das ein Land

* Grün iſt das Land,
Roth iſt die Kant,
Weiß iſt der Strand,
Das iſt das Zeichen von Helgoland.

Grün, roth und weiß iſt die Flagge von Helgoland. Auf einem ächten Helgolander Strohhut fehlt niemals ein Band mit dieſen drei Farben.

* Die Sprache verſteht nur, wer Helgolandiſch ſprechen kann.

am Meer bedeutet, welches nicht durch Deiche gegen die Fluth geſchirmt iſt.

Aus der Zeit der chriſtlichen Miſſionäre nun, welche nach der Beſiegung des Friſenkönigs Radbod durch Pipin hier Eingang fanden (beſonders der genannte Willibrod und Biſchof Liudgar von Münſter, 785), ſchreiben ſich manche Legenden her. Als das Land noch mit Hollſtein zuſammenhing, ſtieg die heilige Urſula mit eilftauſend Jungfrauen an's Land. Da aber trotz der großen Fruchtbarkeit die Leute ſehr gottlos waren, ſo wurde es zur Strafe zerbrochen und in's Meer verſenkt, ja alles in Stein verwandelt, und Nekorus ſah deutlich und klar noch ein Stück einer verſteinerten Wachskerze. Einer beſondern Verehrung genoß der Schutzheilige der Schiffer, St. Tiets. Im Frühjahre wurde jährlich zu ſeinen Ehren eine feierliche Prozeſſion veranſtaltet; man trug ſein Bild auf die Klippe, betete ihn an und drohte ihm, falls er ſeinen Segen verweigere, ihn vom Felſen hinabzuſtürzen, worauf derſelbe nolens volens alles Gute verſprach. Im fünfzehnten Jahrhundert ſchwamm mit dem Oſtwind ein Kruzifix an's Land und mit ihm reicher Segen, der Häringszug, der ſeitdem lange Zeit an Helgoland vorüber kam. Zu dieſem Kruzifixe wurden daher große Prozeſſionen alljährlich gehalten, und als dieſe mit der Reformation aufhörten, wandten ſich auch die Häringe ungnädig für immer von der Küſte ab. Das ging aber im Grunde ſo zu. Die Häringe nahmen ſich in einem Jahre gar zu viel heraus; nicht genug, daß ſie das Meer völlig blokirten, ſie kletterten auch am Strande und einer alten Frau am Fuß hinauf, die ſo eben mit einem Beſen beſchäftigt war. „Faule Fiſche!“ rief ſie, „gehört ihr nicht bütten (hinein) in's Watter?“ nahm ihren Beſen, kehrte ſie ſammt und ſonders in's Meer hinaus, und die Häringe nahmen dieß ſo übel, daß ſie ſeitdem nicht mehr kamen.

Zu dieſer Zeit war Helgoland Hamburgiſch, kam aber bald darauf an Schleswig. Es war das beſtändige Raubneſt der Normannen und anderer Seeräuber. Bei der Belagerung Stockholms durch Margarethe ſchlugen die Freibeuter hier ihren Siz auf, und im Jahr 1545 wurde der Seeräuber Wibe Peters von Meldorf in der Kirche von den nachſezenden Ditmarſen erſchoſſen.

Bei ſolchen wechſelvollen Verhältniſſen bedurfte es eines Geſezes, und 1587 wurde die obengenannte willkürliche Beliebung durch den Vogt Rickert Erichs in niederſächſiſcher Sprache aufgezeichnet. Nach dieſem Geſezbuche ſcheint bereits eine große Verarmung herrſchend geworden zu ſeyn. Kein Fremder, heißt es, dürfe beim Lande fiſchen, „da wi doch nich haben anders als von de Fiskereye, und wenn uns alſo dat alles benahmen würde, ſo iß et mit uns geſchehen, ſo heben wi derna nene Nahrung.“ Durch den Abgang der Häringe hatten die Niederlaſſungen der Hamburger und Bremer, welche leztere einen beſondern Theil der Kirche zu eigen beſaßen, aufgehört, und die Leute nährten ſich kümmerlich vom Fiſchfang und von Strandungen, ſo daß die Bevölkerung auf zweihundert Einwohner herabſchmolz. Im Jahr 1684 nahm König Chriſtian von Dänemark Helgoland den Schleswigern weg, erbaute die jezt noch ſtehende Kirche, überließ jedoch im Frieden zu Altona das Land aufs neue an Schleswig. Die Bevölkerung mehrte ſich wieder in Folge von Kornbau, der der Frauen Geſchäft war, während die Männer mit den Vögten und Paſtoren in Fehde lagen und das Wirthshaus füllten. Die Frauentracht war damals altfrieſiſch: violettfarbene Röcke, ein Leibgürtel oder Kortelband, mit Silber und Steinen beſezt, eine weiße Haube und ein Korallenband auf der Stirn. Im Jahr 1714 wurde die Inſel unter einem heftigen Bombardement, welches das Ober- und Unterland bereits in Brand geſezt hatte, wieder von den Dänen eingenommen, bei denen es nun bis 1807 ununterbrochen blieb. In dieſem Jahre kam es an England und erfreut ſich unter dieſer Regierung ſeiner blühendſten Periode. Sollte dieß aber nur ein leztes Aufblühen vor dem Tode ſeyn? Oder wird England dieſem herrlichen Land und Volk durch Anlegung von Steinwällen und Erbauung eines Hafens eine bleibende Exiſtenz ſichern? Ein Deutſcher kann dieſem künftigen Gibraltar des Nordens nicht das Wort reden; aber der Leſer, der nach unſerer Schilderung die leiblich und geiſtig geſunden Menſchen, die wunderreiche Natur lieben gelernt hat, der wünſche mit mir der alten ſtrengen Tugend, der ewig jungen Schönheit, er wünſche Helgoland ein langes geſegnetes Leben!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Poeſie des Regenwetters. — Aberglauben.

Der Monat Juni, der gewöhnlich nicht zu den Flegelmonaten gezählt wird, hat dieſes Jahr in Paris wie ein ungezogener Student ſich betragen, und launenhaft, wie es kaum der April zu thun pflegt. Alle Tage ein Rauſch und manchmal zwei, ich will ſagen alle Tage ein Gewitter und manchmal ein paar. Morgens trügeriſche Heiterkeit, blauer, reiner Himmel; keinem Menſchen fiel es ein mit einem Regenſchirm ſich zu bewaffnen, man ging ohne Arg und Schutzwehr ſeinen Geſchäften und Genüſſen nach; da kamen erſt weiße baumwollene Wolken, die der leichtſinnige Pariſer ſelten beachtete, dann zog es dichter, immer dichter, finſterer heran, und ehe man ſich's verſah, war das Wetter los. In den Straßen, in den öffentlichen Gärten, auf den verſchiedenen Plätzen von Paris entſtand nun eine Art Wettrennen nach der nächſten beſten Unterkunft; man konnte meinen ein Feuerruf ſey erſchollen, eine Rauferei in der Umgegend, oder gar ein Barrikadenſpektakel irgendwo im Werk. Erzählungen von Platzregenepiſoden waren allenthalben ein Schmuck und eine Hülfsquelle der Tagesgeſpräche. Auf die Frage: was gibt es neues? erhält man eine Novelle, die an die Taufe durch einen plötzlichen Wolkenbruch oder die ſchnelle Flucht davor ſich anknüpfte, und der Hang wie das Talent zur Gaskonnade fand bei dieſen Gelegenheiten einen unberechenbaren weiten Spielraum. Dieſelbe Geſchichte, wie der Regen ein galantes Abenteuer eingeleitet, hörte ich von verſchiedenen Perſonen mit verſchiedenen Nebenumſtänden vier- bis fünfmal erzählen, und ſtets war der Erzähler auch der Held derſelben. Einmal ging der Roman in der Chauſſée d'Antin, ein andermal in einem der Durchgänge, die vom Carrouſſelplatze auf den benachbarten Kai führen, ein drittesmal im Garten der Tuilerien unter einem dichtbelaubten Kaſtanienbaum vor ſich, und die zwei letzten Schauplätze wurden an zwei verſchiedenen Orten von einem und demſelben Erzähler in meiner Gegenwart angegeben, was mir natürlich für die gaskogniſche Glaubwürdigkeit des Berichterſtatters in hohem Grade bezeichnend ſchien.

Dieſe Beharrlichkeit des ſchlechten Wetters wurde von dem untern Volke dem Umſtande, daß es an St. Medards Tage geregnet habe, was immer vierzig Tage naſſen Himmel bedeute, zugeſchrieben. Die Dogmen des Aberglaubens haben in Frankreich noch tiefe Wurzeln; die Frauen der untern Klaſſen zumal laſſen ſich die Herrſchaft verborgener Kräfte, die Wirkung geheimer Einflüſſe nicht wegläugnen; ſelbſt in den großen Städten, ſelbſt in Paris iſt derlei Wahn zu Hauſe, und in den Dörfern, namentlich in den Gegenden, die von den Mittelpunkten und Hauptarterien des Landes etwas abliegen, ſind noch die alterthümlichſten Sagen und Einbildungen gäng und gäbe. In vielen, ja in den meiſten Gemeinden iſt zu finden, was die Franzoſen ein Schloß nennen, eine manchmal mittelalterlich gebaute Wohnung, in der, ſey es das ganze Jahr hindurch, ſey es während ſechs, acht oder zehn Monaten eine wohlhabende, adelige oder bürgerliche Familie ſich aufhält, deren Oberhaupt häufig Vorſteher der Gemeinde iſt, die faſt immer auf eine oder die andere Art eine gewiſſe Gewalt über die Inſaſſen des Ortes ausübt, und wenn ſie nicht durch ſchlechtes Beiſpiel, Geiz oder Bedrückung ſich um das natürliche Anſehen bringt, das ſie ihrer Stellung verdankt, als eine ſittliche Obrigkeit betrachtet wird. Da trifft es ſich denn manchmal, daß eine dieſer Familien eine wohlthätig geſinnte, in Krankenpflege und in der Wiſſenſchaft heilſamer Hausmittel erfahrene Tochter beſitzt, die bei den Armen und Kranken des Dorfes hilfreich einſpricht, bei Verlezungen, welche die Geſchäfte einer ackerbautreibenden Bevölkerung ſo häufig mit ſich bringen, die erſte, nothwendigſte Hülfe leiſtet, bei plötzlichem Uebelbefinden mit Rath und That zur Hand iſt, und die Beſehle des Arztes entweder ſelbſt ausführt oder doch deren Ausführung überwacht, und bei den Leidenden, wie eine barmherzige Schweſter, zuweilen ganze Nächte hindringt. Eine ſolche freiwillige Wärterin, zu der Alt und Jung Vertrauen hat, und die man nur „unſer Fräulein" (notre demoiselle) nennt, wird von den guten Seelen des Dorfes häufig allen Ernſtes für ein Weſen gehalten, das über geheime Kräfte verfüge und mit geheimen Mächten im Bund ſtehe, und geht ſie Abends allein auf den nächſten Berg, um eine blaue Heideblume zu pflücken, oder in das nahe Gehölz, um Erdbeeren zu ſuchen, ſo heißt es, das ſey eine einſame Wallfahrt zu ihren Freundinnen, den Feen, um ſie über das Uebel eines Nachbars oder einer Nachbarin zu befragen und ſich einen Zauber von ihnen zu erbitten. Das hindere ſie nicht, ſein in die Kirche zu gehen, denn ſie ſey fromm und die Feen ſeyen Geiſter, welche Gott nicht mit Mißfallen betrachte. Nur ſolle ſie, hörte ich in einem Dorfe des obern Burgunds beifügen, nur ſolle ſie ſich hüten, dem irrenden Jäger und ſeinem Hunde Velo in die Hände zu fallen. Dieſer irrende Jäger ſey ein nächtlicher Wanderer aus dem Fegfeuer, der auf der Welt das edle Waidwerk, aber nebenbei auch ſündige Galanterie getrieben, und unter andern Miſſethaten ein unſchuldiges Hirtenkind verführt und dann verlaſſen habe; dafür ſey er denn nach ſeinem Tode nebſt ſeinem treuen vierfüßigen Begleiter, da er chriſtlich geſtorben, in das Reich der läuternden Flammen verſezt, um ſeine Vergehungen abzubüßen, und verdammt, jeden Abend am

Orte, wo er sonst in der Dämmerung mit dem schönen Mädchen gewandelt und gekost, einsam, seinen Velo an der Seite und wie ein Büßer stöhnend, umher zu irren. Und wenn man Abends einen Hund in der Ferne, gegen den Berg zu, an den das Dorf angelehnt ist, bellen hört, oder im Dunkel einen Igel, ein Wiesel oder einen Fuchs durch eine Hecke schlüpfen, unter einem Busch weggleiten, an einem Baume vorbei streifen sieht, so heißt es gleich: das ist der Velo!

An der Schwelle einer heitern, sanften Herbstnacht, die fast einem Sommerabend glich, ließ ich mich aus dem Zimmer, das ich in einem gastlichen Hause bewohnte und wo ich das Lichtbett der untergehenden Sonne in den mannigfach geäderten, tief durchglühten Wolken mit Wonne und Bewunderung anschaute, durch das plötzliche Erschallen eines Chors von jungen Männern und Frauen abrufen, die in dem Hofe ein Lied angestimmt hatten. Sie waren auf die Einladung des Hausherrn, nach der örtlichen Sitte, gekommen, um Maisbüschel abzublättern, was als Unterhaltung umsonst von der Dorfjugend verrichtet, zu boshaften Chroniken oder verliebtem Geflüster häufig benützt und mit Gesang begleitet wird. Es sind bald schalkhafte Hochzeitlieder und erotische Scherze, bald schwermüthige Balladen von vergebens gewechselten Ringen, von Burschen, die der König, der Kaiser oder die Republik in den Soldatenrock gesteckt, und daheim geliebenen Bräuten, oder auch Spukgeschichten, wie sie bei allen Nationen zu Hause sind. Die Weisen sind meist eintönig, die heitern fast ohne melodischen Charakter, und mehr lebhafte Rede als eigentliche Musik, die melancholischen so rührend, wie das Zirpen eines Heimchens im Kamin, und bei der Ausführung geht es selten ohne große Verstöße gegen den Rhythmus und rieß falsche Noten ab. Doch fehlt es nicht an einzelnen angenehmen Stimmen, und mehr als einen Abend hörte ich ein sehr reines und frisches Männersolo von einem weinbewachsenen Hügel in der Nähe des Hauses, wo ich wohnte, zu mir herunterdringen. — Ich eilte also von meinem Zimmer, um den Chor zu hören, in den gemeinschaftlichen Saal, wo, mit Ausnahme des untersten Gesindes, alle Hausgenossen beisammen waren und in dessen Kamin ein mächtiges Feuer loderte. Der Gesang hielt meine Neugierde in Athem, wenn er auch meinem Ohr nicht sonderlich schmeichelte, und ich ließ mir bei dieser Gelegenheit über mancherlei in der Gegend übliche Gebräuche von einer gesprächigen und mit Groß und Klein im Lande wohl bekannten Dame anziehende Mittheilungen machen; ja das meiste von dem, was ich hier berichte, erfuhr ich zuerst aus ihrem Munde.

Während ich nachlässig dem Gesang, aufmerksam meiner Erzählerin lauschte, war es allmählig dunkler, ja so ziemlich finstere Nacht geworden und das Singen ging immer noch fort; da ertönte plötzlich der Ruf: „der Velo! der Velo! hört ihr den Velo?“ und mit einem male waren alle Kehlen verstummt; es war als hätte der Befehl eines nie vergebens gebietenden Herrn das Schweigen mit seinem Machtwort gleichsam geschaffen. Alles horchte und eine Haselnuß hätte man fallen hören, so tief war die Stille; nur aus dem Gebüsch am Saume des Hügels ertönte Gebell wie von einem Wachtelhund, bald stärker, bald schwächer, bald rasch und gereizt, bald nachlässig und harmlos, wie eben die Laune des Thiers den Laut anschlagen und die Beschaffenheit oder Richtung des Orts, wo es sich gerade befand, so wie die Zufälle der Luft seine Stimme erscheinen ließen. Und als endlich, nachdem der Spuck fünf oder sechs Minuten gewährt hatte, das Bellen erst sich entfernte und dann gänzlich aufhörte, dauerte es noch mehrere Minuten, bis die vollständige Lautlosigkeit der horchenden Gesellschaft durch einige schüchterne Bemerkungen gebrochen wurde und endlich in ein allgemeines Gespräch überging, das natürlich den Hund Velo zum Gegenstande hatte und in einem mit italienischen Formen schon stark versetzten Dialekte geführt wurde. Ich selbst war zu weit von der Gruppe, um zu verstehen, was gesprochen wurde, und wäre ich auch näher gestanden, die Eigenthümlichkeit der Mundart hätte mich gehindert, der Unterhaltung zu folgen. Allein von der Tochter des Hauses, die daran Theil nahm, ließ ich mir sagen, es habe nicht ein einziger von den Anwesenden, die sich auf etwa fünfzehn Köpfe beliefen, den mindesten Zweifel geäußert, daß der vernommene Ruf die Stimme des Velo gewesen sey, und die Bursche erwiesen sich dabei nicht skeptischer als die Mädchen. Wohl hatten sich vor kurzem noch einige Freigeister sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts gefunden, die kühn genug waren den Hund Velo vor dem ganzen Dorfe abzuleugnen; aber lezthin sey ein ziemlich begüterter Mann, der an nichts geglaubt, die armen Leute unbarmherzig gespändet und über den Hund ganz gotteslästerlich sich lustig gemacht habe, vom Pferde gestürzt, vom Gaule tödlich getroffen worden und ohne allen Beistand der Religion verschieden, und seitdem wage niemand mehr gegen den Hund Velo eine Aeußerung des Spottes oder des Zweifels. Meine junge und muthige Gewährsmännin theilte zwar dem gespenstischen Thier gegenüber diese Andacht der Furcht keineswegs, allein sie hütete sich nichts desto weniger, den Glauben der guten Leute zu bekämpfen; sie würde sich, sagte sie, durch ein solches Unternehmen nur in Mißkredit bei ihnen bringen und doch nichts ausrichten. Allein wenn sie auch darauf verzichtete, ihnen den Spuck auszureden, so erklärte sie doch laut, daß sie den Velo im Buschwerk des Berges auffuchen und versuchen wolle, ob sie ihn nicht in das Haus herabzulocken im Stande sey. Dagegen erhob sich nun von allen Seiten die kräftigste Einsprache; man fragte das wegen ihrer Wohlthätigkeit und Sorge für die armen Kranken im Dorfe sehr beliebte Mädchen, wie sie denn dazu komme, plötzlich Gott zu versuchen, ob sie denn dem wilden Jäger in die Hände fallen und ihre Seele vielleicht auf ewig verlieren wolle? „Man sieht wohl,“ bemerkte nachsichtig eine runzlichte, aber dabei freundliche Alte mit klugen Augen, die auf einem Reißbüschel saß und bisher, ohne ein Wort zu sagen, zugehört hatte, „man sieht wohl, daß sie noch ein junges Blut ist; sie hat noch keine Erfahrung und weiß nicht was sie thut.“ — „Das hat gute Wege,“ fiel ein junges, stämmiges, rothwangiges, ihrem ganzen Ausſehen nach sehr resolutes Weib halb lachend ein; „das Fräulein weiß besser was sie thut, als irgend ein Frauenzimmer im ganzen Thal. Ihre Amme ist eine Zauberin gewesen, und

ſie hat von ihr eine geheime Kraft, die ſie gegen den Velo und alle Beſtien der Hölle und des Fegfeuers ſchützt." — „Ach, ach!" ertönte es nun allgemein, „ſie hat Recht, ja, ja, es iſt ſo!" und ſchon machte das Fräulein Miene dem Berge zuzugehen, als ihr Vater in der Form der Anſicht, daß es etwas ſpät ſey, um nächtliche Ausflüge zu machen, ſein Veto einlegte, dem auch ohne die geringſte Widerrede gehorcht wurde.

Und dieſe Bevölkerung, die ſich ihre Sagen, als wären ſie ein heiliges Eigenthum, ihre nächtlichen Spukgeſtalten und die Angſt davor nicht nehmen läßt, iſt zwar unwiſſend und in allen Punkten der Geſittung und des Comforts ſehr zurück; allenthalben in der Nachbarſchaft ſind die Landbewohner weiter vor und von den Leuten über zwanzig Jahren können unter fünfzig nicht drei recht leſen und ſchreiben. Allein es iſt dabei ein ganz feines und durchtriebenes, wenn gleich ziemlich gutmüthiges Volk, das vielleicht bei ſeiner Unwiſſenheit gegen die Schlingen des Advokaten und Notars nicht immer auf der Hut zu ſeyn vermag, aber unter anderem gefährliche Liebesabenteuer, ſey es auf eigene Rechnung, ſey es durch Kundſchafter- und Botendienſte, um andere zu beglücken, mit erfinderiſcher Verſchmitztheit abzuſpinnen weiß. Man kann ihm in dieſem Punkte nicht ſo leicht etwas vorſpiegeln, wenn es auch manchmal ausſieht, als ob der Bauer, der in dieſer Gegend ſehr höflich iſt, das Mährchen, das man ihm vorſchwazt, für baare Münze nehme, und derſelbe Mann, der darauf ſchwört, daß er den Hund Velo bellen hört, dürfte ſehr geneigt ſeyn, zu den Galanterie-Gasconaden eines Pariſers, wie der regneriſche Juni dieſes Jahres ſo manche erzeugte, ungläubig den Kopf zu ſchütteln.

Düsseldorf, Juli.

II.

Zeitungswesen. — Die Akademie. — Die Umgebung.

Das literarische Leben und Streben Düsseldorfs ist nicht weit her. Von namhaften Tagesschriftstellern wohnen meines Wissens hier nur die Herren W. Müller und Uechtritz, von welchen der letztere bekanntlich vor kurzer Zeit einen Roman aus dem Reformationszeitalter, Albrecht Holm, der Oeffentlichkeit übergeben hat. Das einzige politische Blatt der Stadt ist die täglich erscheinende „Düsseldorfer Zeitung," die früher zu den Oppositionsblättern gehörte, sich mit dem Anfange dieses Jahrs aber mehr und mehr der conservativen Richtung zuneigt. In den letzten Monaten führte Boregkamp die Redaktion, doch hat derselbe vor einiger Zeit die Redaktion niedergelegt, um, wie wir hören, sich wieder der Schule zu widmen. Die Zahl der Abonnenten dieser Zeitung mag sich etwa auf tausend belaufen. Außerdem erscheint hier im Orte noch das „Düsseldorfer Journal," das zwar die gesetzliche Kaution erlegt hat, sich aber wenig um Politik kümmert. Es ist vielmehr ein Fremden- und Anzeigeblatt, berichtet über Stadtneuigkeiten, bringt Novellen und gibt Notizen aus dem socialen Leben. Die hier erscheinenden „Düsseldorfer Monathefte" werden Ihnen bekannt seyn. Von hier nicht erscheinenden Zeitungen wird am meisten die „Kölnische Zeitung" gelesen. Die ultramontane Partei liest die ebenfalls in Köln erscheinende „deutsche Volkshalle," die mit unerbittlicher Consequenz alle Tagesfragen vom Standpunkte der katholischen Kirche und ihrer Politik aus beurtheilt. Selbst die Zollvereinsangelegenheit ist dieser Zeitung in erster Linie eine kirchliche Frage, weßhalb sie denn auch der Zoleinigung mit Oesterreich das Wort redet. „National-Zeitung," „Neue Preußische Zeitung," „Elberfelder Zeitung," „Frankfurter Journal" und andere Blätter finden Sie selten, eben so die „Allgemeine Zeitung;" dagegen ist kaum ein Gasthof, eine Restauration, eine Conditorei oder ein anderes öffentliches Lokal vorhanden, in dem sich nicht der Berliner „Kladderadatsch" befände. Zwar wird der „Kladderadatsch" von Woche zu Woche zahmer und nichtssagender, aber er ist nun einmal für den Montag eine unentbehrliche Lektüre geworden. Die „liegenden Blätter" werden nur noch in wenigen Exemplaren gehalten. — Die in Düsseldorf befindliche Landesbibliothek wurde unter der Regierung Karl Theodors gegründet; es steht derselben zur Zeit der Archivrath Dr. Lacomblet vor. Wichtiger als die Landesbibliothek ist das Provinzialarchiv, das manchen wichtigen Schatz birgt, der noch nicht gehoben ist. Am bedeutendsten sind wohl die Korrespondenzen und Dokumente, die sich auf den dreißigjährigen Krieg beziehen, z. B. die Korrespondenz Mazarins. — Das hiesige Theater hat, seit Immermann es nicht mehr leitet, den alten Glanz verloren; es ist nunmehr alles billig und für die Bedürfnisse des Augenblicks und der leeren Unterhaltung eingerichtet. — Die städtische Sternwarte befindet sich im benachbarten Bilk. Sie wurde von dem verstorbenen Professor Benzenberg aus Privatmitteln begründet. Seit einigen Monaten steht ihr der Astronom Luther vor, der sich bald nach seiner Hierherkunft durch die Entdeckung des fünfundzwanzigsten Planeten bekannt gemacht hat. Professor Argelander in Bonn, Patron der hiesigen Sternwarte, hat dem neuen Planeten den Namen Thetis, die Beherrscherin Düsseldorfs dagegen dem Herrn Luther ein Festmahl gegeben.

Weit berühmt ist Düsseldorf durch seine Malerschule geworden. Kurfürst Johann Wilhelm, der als Erb- und Kurprinz auf vielfachen Reisen seinen Kunstsinn ausgebildet hatte, zog die ausgezeichnetsten Künstler seiner Zeit nach Düsseldorf, kaufte seltene Gemälde und Kunstwerke an und gründete die berühmte Düsseldorfer Bildergalerie. Unter ihm lebten in Düsseldorf die Pellegrini, Milanese, vom Dauven, Schonlans, van der Werf, Ruysch, van Nickelen, van der Meer, Schalken u. a. Im Jahre 1805 wurde indeß die Bildergalerie, angeblich zur Sicherheit wegen des bevorstehenden Kriegs zwischen Frankreich und Preußen, erst nach Mainz, dann nach Bayern abgeführt, und ist dort, als der König von Bayern das Herzogthum Berg an Frankreich abtrat, zurückbehalten worden. Die Bemühungen, diese kostbare Gemäldesammlung zurück zu erhalten, sind gescheitert, dagegen sucht der städtische Galerieverein eine ähnliche Sammlung von Werken aus der neuern Kunstepoche anzusammeln. Aus der alten Sammlung sind hier durch einen glücklichen Zufall zwei Bilder zurückgeblieben, das eine von Rubens (Himmelfahrt Mariä) und das andere von Wighen (die Bändigung Simsons). — Kurfürst Karl Theodor gründete 1777 beim Antritt der reichen bayerischen Erbschaft die Akademie der bildenden Künste und dotirte dieselbe auf das glänzendste. Unter der französischen Herrschaft wurde das Akademiegebäude zum Sitze des Ministeriums des Innern ersehen, die Lehrsäle der Akademie dagegen in ungeeignete Lokale des Gymnasiums verlegt. Nur durch die Mühe und persönlichen Aufopferungen von zwei zurückgebliebenen Professoren, Thelott und Schäfer, gelang es, die Anstalt vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren. 1822 trat an die Stelle der Akademie der bildenden Künste die gegenwärtige königliche Kunstakademie, zu deren Direktor P. Cornelius, und als dieser nach München ging, W. Schadow aus Berlin ernannt wurde.

Vielleicht werden Sie von mir einen Bericht über die hier in der letzten Zeit entstandenen Kunstwerke erwarten, wenn auch das, was ich bisher für diese Blätter geschrieben

habe, zu dieser Erwartung keine Berechtigung gibt. Und in der That, es würde eine Anmaßung von meiner Seite seyn, wenn ich über die Bestrebungen der hiesigen Malerschule ein auf allgemeine Anerkennung Anspruch machendes Urtheil abgeben wollte. Ich würde auf einem Gebiete urtheilen wollen, auf dem ich nicht einmal Dilettant bin, geschweige denn ein berufener Richter. Was mir indeß von allen Hin- und Herreden begründet zu seyn scheint, das ist, daß die Kunst hier mehr und mehr eine novellistische, feuilletonartige Richtung einschlägt, daß sie mehr darauf ausgeht, dem Augenblick eine leichte Unterhaltung zu gewähren, als darauf, den Geist des Beschauers über das alltägliche Leben in die Regionen der Poesie zu erheben. „Der glückliche Einfall verdrängt den großen Gedanken, an die Stelle der höhern Auffassung tritt die minutiöse Beobachtung; die kleinen Leiden des menschlichen Lebens spielen die erste Geige.“ Geradezu fabelhafte technische Fertigkeit, bewundernswerthe naturalistische Treue aber Mangel an allen tieferen poetischen Gedanken. Der Künstler allein ist die Schuld hievon nicht beizumessen, er trägt dieselbe gemeinschaftlich mit der ganzen Zeit. Das Publikum will keine ergreifenden Kunstwerke, es will nur auf eine bequeme und doch anmuthige Weise unterhalten, um vor dem Gähnen, vor der gänzlichen Trivialität des öden Lebens geschützt zu werden. Es kauft daher nur das, was zu Verschönerung des Lebens dient, was dem materiellen Sinn ungeschoren läßt. Die Kunst ist nicht mehr zweck, sondern eine feile Dienerin des behaglichen Genusses. Es gilt das nicht allein von der Malerei, sondern von der Kunst überhaupt, und nicht allein von der Kunst, sondern von dem gesammten geistigen Gegenwart. Der Künstler aber, so wie der Wissenschaft können die Strömungen der Zeit unberücksichtigt lassen, können das schon deswegen nicht, weil sie sich nicht den Magen exstirpiren lassen, wollen leben, und weil sie leben wollen, müssen sie der gemeinen Wirklichkeit. Wer will und kann aus einen großen Vorwurf machen?

Sie dürfen daher von vorne herein [illegible] die Zahl der historischen Bilder äußerst [illegible] Zahl der Landschaften dagegen äußerst [illegible] Gemälden der großen Ausstellung des [illegible] lischen Kunstvereins — die permanent [illegible] bei Schulze übergehe ich — erwähne [illegible] kündigung“ von C. Müller: ein Gemäl [illegible] Farbenpracht, aber vielleicht zu duftig [illegible] allein der Engel, sondern auch die M[illegible] Wesen. Das Bild ist vom städtisch [illegible] gekauft. Besonders gelobt wird [illegible] Verkündigung ein großes Gemälde [illegible] heilige Maria mit dem Christuskin[illegible] welchem der junge Johannes spi[illegible] streckt. Verhältnisse und Formen tragen e[illegible] großartigen Charakter. Von Knaus befinden sich zwei Gemälde auf der Ausstellung, von welchen das eine eine Jahrmarktsscene gibt, das andere einen Leichenzug darstellt. Dem Leichenzuge voran geht singend der Schulmeister mit seinen Schülern und Schülerinnen; es ist der Augenblick gewählt, in welchem ein von einem Polizeibeamten geführter Verbrecher mit dem Zuge zusammentrifft. In den Vordergrund des Ganzen treten ein meisterhaft gemaltes Mädchen und der Verbrecher: dort die Unschuld des Himmels, hier die Schuld, im Hintergrunde die Leiche; ein tiefergreifendes Kunstwerk. Auf dem Jahrmarkte wird einem Juden die Uhr gestohlen. Der Dieb ist im Entstehen begriffen, der Jude schreit sicher sein „au weil!“, alles geht drunter und drüber, ein Polizeibeamter scheint nicht Gewandtheit genug zu besitzen, um den Dieb einzuholen, im Hintergrunde schadenfrohe Gesichter: meisterhafte Köpfe, aber das Ganze etwas ohne Einheit. Von Hübner erwähne ich die Genesung. — Gleich beim Eingange der Ausstellung fesselt mich stets „Hausandacht der Bauern zu Bleking,“ von Bengt Nordenberg. Der Familienvater liest in der Bibel, rings im Zimmer [illegible] sich die verschiedenen Mitglieder der Familie. [illegible]s auf den ersten Blick, daß der Leser durch [illegible]in protestantischer und bibelfester Bauer des [illegible]. „Vor der Dorfschule,“ ein kleines Gemälde [illegible]. Ein Mädchen ist eben im Begriff in das [illegible] zu treten, läßt sich aber aus Vorsicht noch [illegible] einem andern Mädchen, vielleicht der Schwester, [illegible]on überhören. Es ist alles vergessen; ein trauervorzweifelndes Gesicht; hinter den Blumentöpfen [illegible]ohnzimmers lugt das Gesicht des Schulmonarchen [illegible]. Breitenstein läßt in seinem „blinden Großvater“ Großvater von der Enkelin aus der Kirche in die Klingspracht hinausführen; sein Auge sieht nicht mehr goldene Licht und die Wonne des Frühlings, sein [illegible]en ist nur noch ein innerliches. In der „Küche“ von [illegible]äschke sehen wir ein Bauernkind, das auf der Thürschwelle seine Suppe verzehrt; vergebens sucht es Hund und Katze abzuwehren. Sie sehen: Dorfgeschichten! — Spielende junge Füchse von Happel; äußerst raffinirt gemalt. Von Schirmer finden sich zwei große Landschaften auf der Ausstellung: das Kloster Sta Scolastica bei Subiaco und eine niederdeutsche Landschaft; ebenso eine große italienische Landschaft von Achenbach. Nach dem Catalog, der mir mit dem ersten Nachtrage vorliegt, befinden sich im Ganzen 151 Gemälde auf der Ausstellung, darunter nicht weniger als 74 Landschaften, 8 Bildnisse (darunter das Porträt Schadows), 5 Thierstücke, ½ Fruchtstücke; die Titel der übrigen Gemälde lauten etwa: „der Samstag Abend,“ „das Mittagsschläfchen.“ „Kinder beim Essen,“ „Samstag Morgen,“ „Elternfreude,“ „Heimkehr vom Schulfeste,“ „der überraschte Blumenfreund,“ „der Spaziergang,“ „fingende Geschwister,“ „der Großeltern Freude“ u. s. f.

Ich habe Ihnen bisher nur über und aus der Stadt erzählt; ich lade Sie jetzt zu einem Spaziergange in die nächste Umgebung derselben ein. Ich kann Sie nicht in sogenannte romantische Landschaften führen, wohl aber auf einen historisch merkwürdigen Boden. Wir könnten stromaufwärts, durch die neuen Anlagen zwischen Friedrichsstadt und Neustadt und über die Neustadt nach Bilk gehen, wo die erste Kirche der ganzen Umgegend erbaut worden ist; der Tradition zufolge weihte sie der heilige Suitbertus. Der Name Bilk kommt meines Wissens zuerst in einer Urkunde aus dem Anfange des elften Jahrhunderts vor. Wir gehen indeß besser sogleich in die prächtigen Anlagen des Hofgartens. Gleich beim Eintritt sehen Sie zwar ein

1749

geſchmackloſes Denkmal, das Denkmal des „Schöpfers“ dieſer großartigen Anlagen, des Gartenin[ſ]pektors Weihe, aber ſchließen Sie daraus nicht auf die Geſchmackloſigkeit der Anlagen. Weihe hat übrigens nicht den erſten Grund gelegt, ſondern nur das Vorhandene weiter ausgeführt. Die erſten Anlagen ſchreiben ſich vielmehr aus der Regierungszeit des Kurfürſten Karl Theodor her, indem im Jahr 1769, als in Düſſeldorf und der Umgegend eine große Verdienſtloſigkeit herrſchte, die Summe von zehntauſend Thalern zu jenem Zwecke verwendet wurde. Das Begonnene iſt dann in der folgenden Zeit weiter geführt worden, bis die Anlagen im Jahr 1827, als König Friedrich Wilhelm III. die Summe von faſt fünfzigtauſend Thalern für dieſelben bewilligte, ungefähr den gegenwärtigen Umfang erhielten. Durchwandeln wir den reizenden Park in öſtlicher Richtung, ſo gelangen wir an den Jägerhof, jetzt das Reſidenzſchloß des Fürſten von Hohenzollern. Das Hauptgebäude wurde unter Karl Theodor aufgeführt und diente urſprünglich dem jedesmaligen bergiſchen Oberjägermeiſter zur Wohnung. Großherzog Joachim wählte das Schloß zum Abſteigequartier, wenn er von ſeiner Reſidenz Benrath nach Düſſeldorf kam. Im Jahr 1811 wohnte Napoleon mit der Kaiſerin Marie Louiſe einige Zeit in demſelben. Die umliegenden Häuſer bilden das Dorf Pempelfort (fort = furt, von einer früheren Furt der Düſſel, bevor die Brücke vorhanden war), einſt ein Dynaſtenſitz der Ritter von Pempelfort. Das Gut, das Sie dort ſehen, iſt das väterliche Haus der Gebrüder Jacobi, Fr. H. Jacobis, ehemaligen Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften in München, und des Dichters J. G. Jacobi. An der Kapelle Pempelforts war ehemals der Sammelplatz der Vaſallen, wenn ſie von den Landesregenten zum Kriegsdienſte einberufen worden waren. Das letzte Aufgebot geſchah während des ſiebenjährigen Krieges, aber von allen aufgebotenen Rittern erſchien nur der Herr von Dalwigk von Unterbach, nach alter Weiſe in voller Rüſtung. Der fürſtliche Commiſſär dankte und entließ ihn. Dieſer Vorfall hat einem neueren Dichter, ich weiß nicht wem, Stoff zu einem Tendenzgedichte gegeben. Gehen wir weiter, indem wir die Rochuskapelle — ſie wurde 1695 erbaut, als die Peſt in Düſſeldorf graſſirte — rechts liegen laſſen, ſo haben wir die Ausſicht auf Düſſelthal und weiterhin auf die Grafenberge. Düſſelthal war ehemals ein Trappiſten- oder Karthäuſerkloſter; Graf von der Recke-Volmarſtein gründete hier 1819 eine Rettungsanſtalt für verlaſſene Waiſen- und Verbrecherkinder, legte aber ſpäter die Verwaltung nieder, ſo daß ſie eine ſelbſtſtändige, öffentliche Anſtalt geworden iſt. Wenige Minuten noch und wir ſind in Derendorf, in einem freundlichen rheiniſchen Dorfe an der Heerſtraße, die nach Münſter führt. Der Ort wird bereits in einer Urkunde aus den Zeiten Kaiſer Heinrichs VI. genannt. Wollen Sie in eine der Dorfſchenken gehen, ſo können Sie Bier aus irdenen Krügen mit blanken zinnernen Deckeln trinken und dabei den Blick auf die drei Thürme der Dreieinigkeitskirche heften und nachdenken über die myſtiſche Dreizahl. Kirche und Pfarrhaus wurden im Jahr 1692 erbaut, indem die Gebrüder Sommers aus Düſſeldorf dazu ihr geſammtes Vermögen hergaben, ein Vermögen, das aus der Summe von 122,000 Thalern berg. Ct. beſtund. Wir haben allerlei Wunderdinge ausgeführt und können allerlei Wunderdinge ausführen, von welchen das lebzehnte Jahrhundert keine Ahnung hatte, aber jene That der Gebrüder Sommers zu wiederholen, das würde uns ſchwer, ſehr ſchwer fallen. 122,000 Thaler im lebzehnten Jahrhundert werden einer Million im neunzehnten Jahrhundert nicht viel nachgeben; nun nennen Sie mir einen Millionär der Gegenwart, der noch bei Lebzeiten ſeine Million zum Bau einer Kirche verwendet hat. Nicht einmal das Wunder des Kölner Doms vermag ein ſolches Wunder zu erzeugen. — Idealiſten finden wir genug, aber wenige, deren Idealismus den Egoismus in den Hintergrund oder gar gänzlich verdrängt hat. Es fehlt die rückſichtsloſe Hingabe an den Gedanken, darum ſind wir außerordentlich gedankenreich und außerordentlich thatenarm.

Wollen Sie größere Spaziergänge von Düſſeldorf aus machen, ſo empfehle ich Ihnen dazu als Endpunkte Ratingen, Kaiſerswerth, Neuß und Benrath. Ratingen liegt etwa zwei Stunden in nordöſtlicher Richtung von Düſſeldorf entfernt am Abhange eines Gebirges und zählt etwa 5000 Einwohner. Wenn Sie in das Stadtthor hineingehen, ſo leſen Sie am Eingange: Haupt- und Reſidenzſtadt Ratingen. Der Ort wird meines Wiſſens zum erſtenmal in dem Teſtamente des Kölniſchen Erzbiſchofs Bruno genannt, der im Jahr 695 ſtarb. Als in den fränkiſch-ſächſiſchen Kriegen der ſächſiſche Feldherr Bruno hier übernachtete, nachdem er den Vorſteher des Orts mit ſeinem Knechte getödtet hatte, wurde er von den Einwohnern überfallen und erſchlagen. Ratingen wurde in Folge deſſen von Grund aus zerſtört. Kaiſer Otto IV. belehnte gegen Ende des zwölften Jahrhunderts den Grafen von Berg, Adolf V., mit der Stadt; daher zählte ſie nachmals zu den vier Hauptſtädten des Landes. — Ebenfalls zwei Stunden von Düſſeldorf entfernt liegt auf dem rechten Rheinufer Kaiſerswerth, in den älteſten Urkunden »Werda sancti Suibertis« und »Insula sancti Suibertis genannt, weil der Ort ehemals auf einer Rheininſel lag. Suibertus wählte ihn im Jahr 710 zu ſeinem Aufenthalt und errichtete ein Kloſter, zu deſſen Schutz Pipin eine feſte Burg anlegen ließ. Noch birgt die Kloſterkirche die Gebeine des heiligen Suibertus. Aus ſpäterer Zeit meldet die Geſchichte von Kaiſerswerth die Entführung des minderjährigen Kaiſers Heinrich IV. durch den Erzbiſchof Adelbert von Bremen. Kaiſer Friedrich Barbaroſſa erbaute hier eine Burg, deren Ruinen noch unmittelbar am Rhein liegen. Der Denkſtein des Hauptportals befindet ſich in Düſſeldorf und trägt außer der Jahreszahl 1183 die Inſchrift: Hoc decus Imperii Caesar Fridericus audaxit, Justitiam stabilire volens et ut undique pax sit. Von der Diakoniſſenanſtalt des Paſtors Fliedner werden Sie ſchon gehört haben. Im übrigen iſt Kaiſerswerth ſehr wenig bevölkert, öde und herzlich langweilig. In der Nähe der Stadt liegt das Schloß Catrum, Beſitzthum des reichen Grafen von Hatzfeld; die Gräfin Hatzfeld, eine den Journaliſten wohlbekannte Dame, lebt in Düſſeldorf. Im Jahr 1848 ſoll ſie ſehr ſtark in Demokratie gemacht und ſehr viele Cigarren vertraucht haben. — Neuß liegt am linken Rheinufer, anderthalb Stunden von Düſſeldorf, eine halbe Stunde vom Rhein, während es früher unmittelbar am Rhein lag; eine geſchichtlich merk-

würdige und noch heute imponirende Stadt mit etwa 11 bis 12,000 Einwohnern. Fünfundzweißig Jahre vor Chriſtus ließen ſich hier, von den Chatten gedrängt, Ubier unter dem Schutze Roms nieder. Als Drufus längs des Rheins Caſtelle anlegen ließ, erhielt auch Neuß ein ſolches. In Folge des Aufſtandes der Bataver wurde Neuß zerſtört, nachmals aber wieder aufgebaut und zur römiſchen Municipalſtadt erhoben. Von dieſer Zeit her ſchreibt ſich die Benennung »novum castrum,« oder auch »novesium.« In den Kriegen der Markomannen, Allemannen und Franken wurde es mehrere male zerſtört und wieder aufgebaut; in den Fluthen der Völkerwanderung verliert es ſich gänzlich, um erſt ſpät wieder hervorzutauchen. 825 gründete hier Graf Eberhard von Cleve das Stift St. Quirin; der Vertrag von Verdun vereinigte die Stadt mit Lothringen; unter Otto dem Großen kam ſie wieder an Deutſchland. Goethe war kein Freund der hiſtoriſchen Studien, weil ſein ruhiger Geiſt von den Leidenſchaften, deren Produkt die Geſchichte iſt, unangenehm berührt wurde. Wer auf den Wällen von Neuß ſteht und in die Ebene hinab ſieht, der kann, wenn er auch der größte Freund der Geſchichte iſt, für einen Augenblick wie Goethe denken und fühlen. Welche Kämpfe haben da unten in der Ebene ſeit den älteſten Zeiten bis zu den franzöſiſchen Raubkriegen ſtattgefunden, welche Ströme Blutes ſind da gefloſſen! Otto, der Sohn Heinrichs des Löwen, wurde in der Nähe von Neuß von Philipp von Schwaben beſiegt. Das will indeß wenig ſagen gegen die Belagerung der Stadt durch Karl den Kühnen von Burgund, ein Belagerung, die 48 Wochen dauerte, während welcher 56 Stürme ſtattfanden und die dem burgundiſchen Heere 12 bis 15,000 Menſchen koſtete. Ein Jahrhundert ſpäter belagerte der Herzog von Parma, Alexander Farneſe, die Stadt. Nach heftigen Kämpfen wurde ſie eingenommen. Spanier und Italiener drangen in die Stadt und mordeten, was ihnen begegnete. Clout, der Befehlshaber der Beſatzung, wurde aufgehängt; 300 Mann der Beſatzung, die ſich auf Gnade und Ungnade ergeben hatten, wurden der Mordluſt der Soldaten geopfert. Mitten unter dieſen Greuelthaten brach Feuer aus, das einen großen Theil der Stadt in Aſche legte; gegen 2000 Einwohner von Neuß deckten als Leichen die Straßen.

Und nun zum Schluß nach Benrath, zu Fuß oder, wenn Sie wollen, auf der Eiſenbahn. Es iſt die nächſte Station, in wenigen Minuten iſt man dort. Sehenswerth iſt hier nämlich das Schloß, das unter der Regierung des ſchon oft genannten Kurfürſten Karl Theodor von 1756 bis 1760 erbaut und zum Wittwenſitz für die Kurfürſtin beſtimmt wurde. Der Bau hat 700,000 Thaler gekoſtet, gewiß eine hübſche Summe für die damalige Zeit. Es iſt im italieniſchen Styl aufgeführt und hat eine ſchöne Vertheilung und Zuſammenſtellung der Gebäude. In der Mitte das Schloß, durch unterirdiſche Gänge mit den Seitengebäuden verbunden, vor dem Ganzen ein Baſſin, das auf der entgegengeſetzten Seite von der mit einer Allee begleiteten Kölner Heerſtraße eingeſchloſſen iſt; Gärten und und Park reizend. Kein Wunder daher, daß Joachim Murat im Jahre 1806 das Schloß zu ſeiner Reſidenz machte und es nur ungern wieder verließ. Gegenwärtig iſt es ein Beſitzthum des Königs von Preußen, der dort gern weilt, ſo oft er den Rhein beſucht. Ein tiefer Gottesfrieden inmitten einer üppigen Natur, in der Nähe des Parks der Rhein, vor dem Schloſſe das ſeelenvolle Waſſer des Baſſins, das die wundervolle Architektur des Südens wiederſpiegelt.

Hamburg, Juli.

Das Waisengrün. — Der Electro-Biolog.

Schon öfter hatte ich Veranlaſſung, Hamburg wegen ſeiner vielen veralteten Gebräuche und Herkommen ein kleines China zu nennen, und die Bezeichnung iſt wirklich nicht übertrieben; denn kaum hat man ſich von dem Erſtaunen über ein Stück Mittelalter erholt, ſo ſtellt ſich auch ſchon ein anderes dar, welches einen gleich noch um ein Jahrhundert weiter zurück verſetzt. Eine ſolche Antike iſt das vor wenigen Tagen abgehaltene berühmte „Waisengrün," ein Hauptfeſt des Hamburger Volkes, welches die halbe Stadt in Bewegung bringt. Dieſer Umzug aller im Waiſenhauſe befindlichen Kinder findet alljährlich am erſten oder zweiten Donnerſtag im Juli ſtatt. Nach altem Brauch feſtſamerweiſe von Militär eskortirt, verlaſſen ſie ſchon früh Morgens um fünf Uhr das Waiſenhaus und treten ihre weite Wanderung durch alle Hauptſtraßen der Stadt an bis hinaus nach St. Georg, wo ſie bewirthet werden, um dann in derſelben Art den Rückweg anzutreten. Der Zug wird angeführt von „Kapitän" und „Kapitänin," den beiden Kindern, die ſich im Laufe des Jahres vor allen durch gutes Betragen ausgezeichnet haben; eine Anzahl mit Kränzen geſchmückter Knaben trägt an langen Stangen Büchſen zum Sammeln und hält nebenher die Hand hin, um auch eine Gabe für ſich zu erbeuten, und Alt und Jung drängt ſich, ein Scherflein beizutragen, ſo daß der Ertrag der Sammlung ſich in manchem Jahr auf mehrere tauſend Mark belaufen ſoll. Aus dieſem Grund wird auch eiſenfeſt an der alten Unſitte feſtgehalten, und vergeblich wird jedes Jahr darauf aufmerkſam gemacht, wie nachtheilig dieſe officielle Bettelei auf das Ehrgefühl der Kinder wirken müſſe, und wie ſelbſt die Erinnerung an die einſtige Demüthigung als ein ſchmerzlicher Stachel in der Erinnerung desjenigen zurückbleibe, dem es ſpäter gelungen, ſich über die Sphäre zu erheben, in der er aufgewachſen.

Um vom alten auf das allerneueſte zu kommen, muß ich des mit großem Eclat durchgefallenen Electro-Biologen Dr. Dow erwähnen, von dem nicht nur hier, ſondern bereits auch in auswärtigen Blättern geſprochen worden iſt. Dr. Dow, ein Engländer, beabſichtigte anfänglich eine öffentliche Vorleſung über die von ihm Electro-Biologie genannte Wiſſenſchaft oder ſchwarze Kunſt zu halten; dieß wurde ihm aber vom Geſundheitsrath abgeſchlagen; weßhalb iſt nicht einleuchtend, denn ſelbſt im Fall, daß die verheißenen Reſultate wirklich erreicht worden wären, ſo iſt — das müſſen die Herrn Phyſici beſſer wiſſen als ich — wohl an keinem Ort ſelbſt eine ſcheinbar an's Uebernatürliche grenzende Erſcheinung unſchädlicher als gerade in Hamburg. Die ganze Exiſtenz beruht hier auf einer ſo entſchieden materiellen Grundlage, eine geſunde Proſa iſt ſo ſehr das vorherrſchende Element, und der nüchterne praktiſche Verſtand in allen Schichten der Bevölkerung ſo überwiegend, daß das Wunderbare hier niemals einen ergiebigen Boden finden wird. Schon die Homöopathie war den Hamburgern viel zu wenig quantitativ, und wurde als „dumm Züg" faſt unbeachtet liegen gelaſſen. Höchſtens iſt man einmal neugierig, zu einem ſehr natürlichen und wirklichen Zweck ſeine Zukunft vorher zu wiſſen, und geht zu einer Kartenlegerin, oder man braucht einmal eine ſympathetiſche Kur, weil ſie, wenn nicht hilft, ſo doch nicht ſchadet. Trotzdem wurde Dr. Dow abſchlägig beſchieden, und er veranſtaltete nun eine Privatvorleſung und Vorſtellung, zu der ſich auch ein zahlreiches Publikum einfand. Nach einigen einleitenden Worten ging der Electro-Biolog zu den Wirkungen ſeiner geheimen Wiſſenſchaft über, welche ſeiner Erzählung nach wirklich über das Natürliche hinausgingen. Er wollte dadurch eine unbedingte und nachhaltige Macht über diejenigen erlangt haben, welche ſich ſeiner Behandlung überlaſſen hatten. So ſollte ſich jemand auf ſein Geheiß abwechſelnd bald für Jenny Lind, bald für Shakeſpeare, Mahomet oder Cartouche gehalten haben; einem andern hatte ein Glas Waſſer, wenn er es ſo befahl, wie Wein, Milch, Bier oder Branntwein geſchmeckt, ja ſogar einen Rauſch hervorgebracht; ein Dritter war ſtumm, ein Vierter blind, ein Fünfter unbeweglich ſteif geweſen, bis er ihnen durch ſeine Erlaubniß Geſicht, Gehör und Bewegung wiedergegeben hatte. Das Experiment beſtand einfach genug darin, daß man ſich auf der am Ende des Saals befindlichen Erhöhung ſitzen und zwölf Minuten lang unverwandt und unbeweglich die Augen auf eine kleine Zinkplatte heften mußte. Bald hatte ſich eine Anzahl Neugieriger gefunden, und in andachtsvollem Schweigen harrte man der verheißenen Wunder. Die vorgeſchriebene Zeit iſt verſtrichen, Dr. Dow geht auf einen zu, der, vom unbeweglichen Daſtehen ermüdet, die Augen geſchloſſen hat, und ſagt im Ton der höchſten Gewißheit: „Sie können die Augen nicht öffnen." Aber ach! der Magnetiſirte oder vielmehr Electro-Biologiſirte ſieht ihn mit großen Augen an. Dr. Dow wendet ſich zu einem andern: „Sie können nicht aufſtehen!" Der Angeredete erhebt ſich und zeigt durch feſte Schritte, wie vollkommen er Herr ſeiner Gliedmaßen iſt. Der Dritte ſoll ſich als Fiedſchi bekennen, aber er erklärt, ſich als Johann Friedrich Meyer ausweiſen zu können. Kurz, das Experiment ſcheiterte total; allein dadurch ließ Dr. Dow ſich nicht abſchrecken; er behauptete, es habe nicht die nöthige Stille im Saal geherrſcht, und verlangte den Verſuch zu wiederholen. Abermals fanden ſich mehrere Gebuldige, die andachtsvoll wie indiſche Fakire die Zinkplatte anſahen, aber mit nicht günſtigerem Erfolg. Das Publikum benahm ſich indeſſen trotz dieſer entſchiedenen Niederlage ſo taktvoll und anſtändig, als man nur wünſchen konnte; niemand lachte und der Vorgang würde ſchnell in Vergeſſenheit gerathen ſeyn, wenn nicht Dr. Dow durch lange, in den Nachrichten abgedruckte Briefe, in denen er die Schuld des Mißlingens auf das Publikum zu ſchieben ſuchte, ſeine Demüthigung immer wieder von neuem aufgefriſcht hätte, ſo daß er hinterdrein erſt recht ausgelacht wurde.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 34. 22. August 1852.

— Hunc egregium populus pulat acquirendi
Artificem; quippe his crescunt patrimonia fabris.
Sed crescunt quocunque modo, majoraque fiunt
Incude assidua semperque ardente camino.

Juvenal.

Die Anzeige in London.

(S. Nr. 18.)

II.

Was bedeutet der gigantische Anschlagzettel an jener Kneipe, von dem uns das verhängnißvolle Wort „Krieg" dreimal wiederholt in ellenlangen Buchstaben entgegenstarrt? Der Invasionslärm, so viel ich weiß, ist doch längst vorüber, die Consols stehen gut, die Kaffern und Birmanen sind weit weg, also was soll das heißen? Gewiß hat ein patriotischer Spekulant eine neue Gefahr des Vaterlandes und der Freiheit entdeckt. Setzen wir zu. „Krieg! Krieg! Krieg! Ihre Majestät die Königin Mäßigkeit hat dem Fürsten der geistigen Getränke Krieg auf Leben und Tod erklärt und wirbt eine Armee an, welche diesen Erbfeind der Humanität und Civilisation vernichten soll. Die Werbebureaus sind in den Temperance Halls. Jeder Mann und jedes Weib (was sagen die sentimentalen Engländerinnen zu diesem Compliment?), das sich anmeldet und zur Leistung des Eides bereit erklärt, wird unter die Fahnen aufgenommen. Der Sold, den Ihre Majestät zahlt, ist Gesundheit und Glück auf Erden und Seligkeit im jenseitigen Leben." Wir wenden uns lachend ab. Ein Lamm in der Löwenhaut! Aber sonderbar! also auch ihr frommen Väter des abstinence movement könnt des Humbugs nicht entbehren und müßt euch in die gottlose Harlekinsjacke hüllen, um die Menschheit zur Vernunft zu bringen und auf den Pfad des Heils zurückzuführen? Indessen scheint die Kriegserklärung keinen großen Eindruck zu machen. Wenigstens hat sie ein Champion des „Erbfeindes," wie zum Spott, an seinem Ginpalast angeheftet. Oder will er nur die nahende Gefahr signalisiren und zu wirksamen Gegenanstrengungen auffordern? Ich bin gewiß kein Verehrer des schweren englischen Biers, oder gar dieses teuflischen Gin, der unter der ärmeren Bevölkerung, und selbst unter den Arbeitern grauenhafte Verheerungen angerichtet hat und tagtäglich noch anrichtet; aber Punch hat jedenfalls recht, wenn er die Mäßigkeitsapostel zur Zielscheibe seiner Witze macht. Ein Uebel wie das in Frage stehende wird nicht durch salbungsvolle Predigten geheilt. Die Wissenschaft hat uns längst nachgewiesen, daß und warum schlechte oder unzureichende Nahrung den übermäßigen Genuß alkoholhaltiger Getränke bedingt. Wollt ihr wirklich „das Glück der Menschheit," so packt die Krankheit in ihrem Sitze. Habt ihr aber nicht den Muth dazu, so laßt wenigstens die Charlatanerie.

Noch wenige Schritte und wir sind in Oxfordstreet, der Hauptstraße Londons, die in ihren Fortsetzungen

und unter verſchiedenen Namen das gewaltige Häuſermeer der Länge nach durchſchneidet und die City mit dem Weſtende verbindet. Der *dörfliche* Charakter, der uns noch ſo eben befremden konnte, iſt mit einem male verſchwunden und es umfängt uns das Leben der *Weltſtadt* mit ſeinem wilden Drängen, ſeinem betäubenden Lärm, ſeiner blendenden Mannigfaltigkeit. — Hier, wo Hunderttauſende täglich auf und ab wogen, von denen auch der Aermſte ſeine Bedürfniſſe hat, wo der Geſchäftsmann auf der Jagd nach dem „goldenen Segen“ vorübereilt, wo der Reichthum flanirt und die Blaſirtheit Unterhaltung ſucht, *hier* iſt auch das wahre Feld der Annonce und hier hat ſie ſich deßhalb ſehr breit niedergelaſſen. Sie blickt von der Front der Häuſer herunter und ſchaut aus den Fenſtern, ſie fährt in armſeligen Holzkaſten und treibt vierſpännige Gallawagen; ſie reitet auf arabiſchen Hengſten und keucht über das Trottoir; ſie geht im Frack, in der Livree, in Lumpen; ſie faßt uns an der Hand und flüſtert uns in das Ohr; ſie regnet aus der Luft und grinst aus dem Steinpflaſter, ſie gleitet zwiſchen den Wagen durch und ſchlüpft unter den Thüren in die Häuſer; ſie ſingt, ſie muſicirt, ſie ſchreit ſich heiſer, ſie ſpricht mit den Augen; ſie beſticht unſere Sinne und appellirt an unſere Gefühle; ſie iſt hier, ſie iſt dort, ſie iſt überall. Betrachte die Häuſer. Gleich egyptiſchen Obelisken von oben bis unten mit Inſchriften bedeckt, ſind ſie nichts anderes als ſteinerne Annoncentafeln. Und glaubſt du etwa, die gothiſchen Formen dieſes Tuchladens verdanken dem Kunſtſinn ihre Entſtehung? Oder hältſt du jenen orientaliſchen Pavillon mit den ſchlanken mauriſchen Säulen für eine artiſtiſche Phantaſie ſeines Eigenthümers? Nichts weniger; die Kunſt geht nach Brod: Reklame! Reklame! Und dieſe Spiegelfenſter, von denen ein einziges Hunderte von Pfunden koſtet? Reklame!

Sieh dort den kleinen, blutroth angeſtrichenen Coffeeſhop, der es nur ſeiner tollen Farbe verdankt, daß wir ihn zwiſchen den prachtvollen Waareniagern bemerken. Vor Kurzem noch war dieſes Haus berüchtigt, weil keiner, der es ſeit Jahrzehnten gemiethet hatte, dem Bankerot entgangen war. Duzende von Wirthen hatten ihr Heil hier verſucht, aber alle waren dem Schickſale erlegen, das an die Stätte geknüpft ſchien. Zuletzt wollte Niemand mehr ſein Vermögen auf das Spiel ſetzen, und das Gebäude ſtand eine Zeit lang leer. Endlich, es mögen ungefähr zehn Monate ſeyn, ließ ſich ein junger Mann durch den niedrigen Miethpreis zur Uebernahme deſſelben bewegen. Auch ihm blieben die Gäſte aus, und die Unglückspropheten weiſſagten ſchon ſeinen bevorſtehenden Fall. Dießmal aber hatten ſie die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Unſer Mann begriff ſeine Lage vollkommen; er wußte, daß er gerettet war, ſobald er die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich zog. Aber wie dieſen Zweck erreichen? Die gewöhnlichen Mittel der Annonce waren längſt fruchtlos erſchöpft; er mußte etwas Frappantes, Ungewöhnliches entdecken. Tage lang arbeitete ſich ſein Hirn vergeblich ab, bis ihm mit Einemmal ein leuchtender Gedanke emporblitzte. Er beſtellte Anſtreicher, um die „rettende That“ in's Werk zu ſetzen, und es *war* eine rettende That. Das blutrothe Kaffeehaus iſt jetzt eines der beſuchteſten im Weſtend, und ſein Beſitzer auf dem Wege, in wenigen Jahren ein reicher Mann zu werden. Er hat in einem Topf mit Oelfarbe ſein Caiſſonien gefunden. Die Moral der Geſchichte iſt aber: wer nicht reich oder klug genug iſt, ſich unter dieſen Millionen hervorzudrängen, wird von ihnen unter die Füße getreten. Alſo braucht euern Witz und eure Ellenbogen, wenn ihr im Gewühle ſeyd!

Wir gehen der Straße entlang. Zwiſchen den Cabs und Omnibus ſtechen uns die Anzeigekarren durch ihre ſonderbare Geſtalt in die Augen. Sie beſtehen meiſt aus einem einfachen Bretterkaſten, der mit Plakaten beklebt iſt, und je nach ſeiner Größe auf zwei oder vier Rädern ruht. Manchmal ſind ſie aber auch weniger primitiv, und ſogar ſehr luxuriös. Da fährt eben der pomphafte Muſchelwagen des Herrn Moſes und Sohn vorüber. An der Stelle der holden Meergöttin ſitzt ein pausbackiger Grom und ſpendet mit freigebiger Hand kleine, zierliche Almanache, die wie ein Schneegeſtöber auf die Vorübergehenden niederfallen. Schade, daß Oberſt Sibthorp nicht zugegen iſt. Er haßt die Advertisement Van's (Anzeigekarren) mit dem grüheuden, nachhaltigen Haſſe, der ihm eigen iſt, und würde uns gewiß eine fuiminante Diatribe zum Beſten geben. Der tapfere Oberſt behauptet nämlich, dieſe public nuisance diene nur dazu, die Pferde ſcheu zu machen, und *könne* noch ein entſetzliches Unglück herbeiführen. Die Kaſſandren haben aber bekanntlich das Mißgeſchick, nicht gehört, oder gar noch verhöhnt zu werden, und ſo behaupten auch jetzt die Leute, Oberſt Sibthorp ſey das einzige Geſchöpf, das vor dieſen unſchuldigen Wagen ſcheue, und einige meinen, die Pferde ſeyen klüger als der Oberſt. Armer Verkannter! Aber freilich, was ſollte auch aus den Londonern werden, wenn ſeine Oppoſition ihr Ziel erreichte? Das Geſchäft und die Reklame müſſen in der heutigen Welt ihren Lauf haben. Ohne Reklame kein Geſchäft, und ohne Geſchäft kein England. Darum Achtung vor der Reklame! Und wenn ſie auch nur Herrn Child's Nachtlichter verherrlicht, in ihr verkörpert ſich ein ökonomiſches Prinzip, ſie iſt ein Ecſtein des ſocialen Gebäudes.

Wer ſind die armen Teufel dort, die in langer, regelmäßiger Reihe, jeder mit einer Tafel auf Bruſt und Rücken, über das Trottoir hinſchleichen? Es mögen ihrer wohl fünfzig ſeyn, und ſie ziehen in majeſtätiſchem Schweigen, Takt haltend, einer hinter dem

andern her. Sie ſind natürlich zu dieſer „indianiſchen Marſchordnung“ gezwungen; müſſen ſich ja doch ſelbſt die Conſtabler und Soldaten zum Gänſemarſch bequemen. Und wie wäre es auch anders möglich, in dieſem unregelmäßigen Strome des Verkehrs? Ein Infanterieregiment, das, wie zum Beiſpiel in Paris, mit breiter Front durch die Straßen marſchirt, iſt ein Schauſpiel, auf das wir in London verzichten müſſen, und ein Oberſt, der es und etwa in einem unglücklichen Anfalle von Romantik verſchaffen wollte, würde ſich gewiß den Kopf unſanft an der platten bürgerlichen Proſa zerſtoßen. Doch zurück zu unſern Annoncenträgern! Die Burſche vor uns gehören offenbar zuſammen, denn wir finden bei allen daſſelbe Plakat. „Whig's oder Protektioniſten? Welche Partei wird herrſchen? Diejenige, welche dem Volk das Meiſte für ſein Geld gibt. Das iſt die Regel im Handel und wird künftig auch Regel in der Politik ſeyn. Wir können das wohlfeile Brod und die wohlfeilen Kleider nicht aufgeben. Freiheit im Handel, und Freiheit in der Politik! Die Beſitzer des Huttagers, 10 Wellington-ſtreet North, befolgen dieſes Princip ſchon ſeit Jahren, und wer den Verſuch macht, wird ſich überzeugen, daß er in dieſem Freetradehauſe für 8 Schill. 6 P. einen Hut erhält, den er in einem Protektioniſtenladen mit 14 Schill. bezahlen muß.“ Dieſe nationalökonomiſche Betrachtung hat vor ſo vielen andern voraus, daß ſie verſtändlich und praktiſch iſt, und noch mehr, ſie iſt auch richtig — für England. Wohlfeiles Brod, wohlfeile Hüte, wohlfeile Regierung, freie Conkurrenz im Handel, im Staat und — in der Religion. (Bright verlangt „Freetrade in Religion.“) Cobden kann ſich über ſeine Engländer nicht beklagen. Sie haben ihn verſtanden, und er hat ſie verſtanden.

Die Annoncenträger gehen noch immer vor uns her. Ihr Anblick fängt nachgerade an uns läſtig zu werden. Endlich gelangen ſie glücklicherweiſe zu einer Querſtraße und machen Halt; eine Abtheilung ſchwenkt rechts, eine andere links ab, um auch in den entlegeneren Stadttheilen das Evangelium der billigen Hüte zu verkünden; aber das Hauptcorps behält ſeine Richtung bei und ſetzt den Marſch nach der City fort. Eilen wir vorüber. Doch kaum iſt der Vorderſte derſelben hinter uns, ſo entdecken wir auch ſchon, daß wir aus dem Regen unter die Traufe gekommen ſind. Ein ganzes Meer von Annoncen wälzt ſich langſam, unheilvoll gegen uns heran. Wenige Sekunden und wir ſind mitten im Strudel. Links, rechts, hinten, vorne, überall Anzeigen. Es iſt dießmal nicht ein einzelner Zug, mit dem wir es zu thun haben, es ſind zwei, es ſind drei Züge. Und wir können dieſelben, auch abgeſehen von den Plakaten, leicht von einander unterſcheiden. Die einen tragen ihre Tafeln, gleich den eben erwähnten, über Bruſt und Rücken gehängt, die andern ſchultern ſie auf langen Stangen, wie Musketen, und die dritten haben viereckige Bretterkaſten, in die ſie vom Hals bis zu den Knieen eingepanzert ſind. „Stimmt für Mr. A.! Allgemeines Stimmrecht und Freihandel!“ — „Stimmt für Mr. B.! Freihandel und keine Schutzzölle! — „Stimmt für Lord C. gegen das Papſtthum, für die Religion!“ — A. iſt ein Chartiſt, B. ein Freetrader, und Lord C. ein Protektioniſt. Die armen Tories haben auf der Erde nichts mehr zu hoffen und flüchten ſich in den Himmel. Ob ſie dabei verloren haben, werden ſie ſelbſt am beſten wiſſen.

In dieſer Zeit der Wahlagitation hat die Bedeutung der Annonce einen neuen Zuwachs erhalten. Sie hat immer viel mit Politik zu thun gehabt; jetzt aber wird ſie geradezu ein Werkzeug der Politik. Die Politik iſt ja ein Geſchäft wie jedes andere, warum ſollte ſie nicht geſchäftsmäßig zu Werke gehen?

Wir haben uns mittlerweile aus dem Gewühle herausgewunden und ſchleudern weiter. Weßhalb hat ſich eine Menſchenmenge vor jenem Gaſthauſe geſammelt, und zu was dieſe Fahnen an den Fenſtern? Die Frage iſt bald beantwortet. Wir ſtehen vor dem Hauptquartier des freihändleriſchen Wahlcomités, und in einem Nu haben wir ein halbes Dutzend Proklamationen in der Hand. Für die Wirthe iſt jetzt eine goldene Zeit. Die Politik flüchtet ſich in das Wirthshaus, warum ſollte ſich das Wirthshaus nicht auch in die Politik flüchten? Eine beſſere Reklame gibt es nicht, und man kann überzeugt ſeyn, daß mehr als ein Publican durch ſeinen politiſchen Enthuſiasmus vom Bankerote gerettet werden wird. Doch laſſen wir die Politik und die Wahlen! Stecken wir die unzähligen Pamphlete und Flugblätter, die uns überreicht werden, in die Taſche und ſetzen unſern Weg fort.

Dort fährt ein Cab, das durch ſeine Form von den gewöhnlichen Fuhrwerken abweicht. Es iſt eine neue Erfindung, „a great improvement,“ und zeichnet ſich, wie uns ſeine Inſchrift ſagt, durch ſeine billigen Preiſe aus. Und wie hat ſich wohl der Beſitzer den Erfolg ſeiner „Erfindung“ geſichert? Vor einem halben Jahre etwa fühlte ein Londoner Kapitaliſt das Bedürfniß, ſein Geld vortheilhaft anzulegen. Die californiſchen Minen flößten ihm kein rechtes Zutrauen ein, und nach reiflicher Ueberlegung kam er auf den Gedanken, die Straßen der Metropolis ſelbſt zu Goldgruben zu machen. Die Penny-Omnibus hatten ihr Glück gemacht, warum ſollten wohlfeile Cabs es nicht auch machen? Aber die Conkurrenz war groß, und mit den Droſchkenkutſchern ließ ſich nicht ſpaſſen. Sie hatten ſchon mehr wie Einen Nebenbuhler mit ihren Fäuſten aus dem Felde geſchlagen und ſchienen nicht geſonnen, einen neuen aufkommen laſſen. Unſer Spekulant verlor indeſſen den Muth nicht. Was dem Anſchein nach das größte Hinderniß war, ſollte der

stepstone, das Mittel seines Glücks werden. Er ließ ein Musterkabriolet bauen und schickte es auf die Straße, mitten unter die andern Droschken. Wie vorauszusehen, kam es bald zu heftigen Worten und von den Worten zu Prügeln. Ob der Kutscher in dieser Beziehung Instruktionen hatte, kann ich nicht sagen; genug, die Polizei mischt sich ein, die Sache kommt zur gerichtlichen Verhandlung, X. (ich habe den Namen vergessen) stellt sich als Märtyrer der freien Concurrenz dar, als ein Wohlthäter der Menschheit, der nur durch rohe Gewalt an der Durchführung seiner Beglückungsideen gehindert werde; die Berichte der Verhandlungen erschienen in den Blättern, Times bringt einen heftigen leader gegen die schnöden Droschkenkutscher, die innerhalb der segensreichen free competition ihre zünftigen Privilegien wahren wollen, gedenkt mit Achtung des edlen X., zwei oder drei Zeitungen folgen nach, und die Spekulation des X. ist gelungen, besser gelungen, als er es selbst gehofft hatte.

Machen wir einen Augenblick vor jenem pomphaften Schuhmacherladen Halt, der uns durch seine phantastisch reiche Bauart und die Masse der geschmackvoll ausgestellten Waaren eben so fesselt wie imponirt. „Unübertreffliches Geschäft! 10,000 Paare der feinsten französischen Stiefeln, so eben aus Paris eingeführt, das Paar vierzehn Schilling! Man urtheile, wenn man geprüft hat!“ Und in der That, was die Zahl betrifft, scheint die Versicherung des Londoner Schuhmachermeisters kein Humbug zu seyn. Die breite Front des ersten Stocks ist bis zur Mitte herab buchstäblich mit Stiefeln bedeckt, die in fortlaufenden Reihen, einer dicht neben dem andern aufgehängt sind, und deren jeder ein zierliches himmelblaues Täfelchen mit der Ziffer 14 und einigen nachdrucksvollen Ausrufungszeichen trägt. Aber blicken wir in den Shop selbst. Die gewöhnlich ist den einzelnen Gegenständen außer der Preisangabe eine kurze Bemerkung oder doch ein effektreiches Epitheton beigefügt. Da lesen wir: „Was nützt Glück (i. e. Geld) und Ehre, wenn uns der Schuh drückt?“ — „Ohne graziöses Aeußere kein Gentleman!“ und noch so manchen andern passenden und unpassenden Sinnspruch. Ein Paar schlechte Pantoffeln für einen Schilling figurirt als »excellent.« Ich habe schon früher angedeutet, daß die Reklame eine Revolution in der Sprache herbeigeführt, oder vielmehr sie hat sich ihre eigene Sprache geschaffen. Als Kind der Concurrenz kann sie ihren Ursprung nicht verleugnen. Sie spricht, wie es der Geist der Spekulation diktirt, fieberhaft, exaltirt. Sie hat den Positiv vergessen und bewegt sich in lauter Superlativen. Ihre Sprache fängt an, wo die gewöhnliche bald aufhört. „Gut,“ das höchste Wort der Philosophie, ist ihr viel zu schwach; selbst das Schlechteste nennt sie „vorzüglich.“ Sie eröffnet mit »excellent« die Stufenleiter ihrer Bezeichnungen und schwingt sich in raschen Sprüngen empor, bis sie den Boden aus dem Gesichte verliert und wohl oder übel zu den barocken Bildungen ihrer Phantasie greifen muß. »Gentlemanlike, überraschend, bewundernswerth“ sind die wohllautenden Adjektive für mittelmäßige Artikel; „unübertrefflich, unerreichbar, sublim, astonishing, astounding, stunning, dazzling« gehen etwas weiter; aber damit ist auch der Wortvorrath erschöpft und die Reklame hat noch so viel zu sagen. Sie erzeugt nun in fruchtbarer Mannigfaltigkeit: „Perlen«, Sapphire«, Rubin«, Diamanten-Kohinur-Stiefeln“ (ich nehme meine Beispiele nur aus dem Laden vor mir; was von einem Geschäft, gilt von allen); sie bemächtigt sich der berühmten und berüchtigten Persönlichkeiten aus aller Herren Ländern, läßt sie ohne Gnade zu Gevatter stehen und tritt vor uns mit „Bonaparte«, Blücher«, Wellington«, Cobden«, Derby«, Kossuth«, Lola Montez«, Wagner«, Jenny Lind«, ja sogar mit Venusschuhen und Stiefeln;“ sie beglückt uns mit „Siebenmeilenstiefeln und mit Schuhen des Fortschritts;“ sie erfindet „den Stolz des Jahrhunderts,“ „den Ruhm der Gegenwart,“ sie — doch wie könnte ich alle Ausgeburten des von der Konkurrenz befruchteten Gehirns aufzählen?

Setzen wir unsern Weg weiter fort. Die Annoncenvertheiler kennen wir schon; sie sind uns zu Hunderten begegnet. Meist arme, zerlumpte Gesellen, denn sie für kurze Zeit entlassen sind (freilich ein schlechter Tausch!). Aber es gibt auch Ausnahmen. Betrachten wir den broncefarbigen Indier an der Ecke dort, der in majestätischer Haltung dasteht, gleich einer Statue, oder gleich einer lebendigen Anklage der stolzen Britannia, welche das Glück und die Größe seines Volks zertrümmert hat. Wie schwermüthig diese regelmäßig schönen Züge, und dann wieder, weich wilder, rachsüchtiger Blick aus dem zornfunkelnden Auge! Der Deutsche, der ihn sieht, denkt leicht an die Helden der heiligen Sanskritlieder; er träumt von den Urwäldern des Ostens mit ihren Elephantenheeren und flucht der egoistischen Krämernation, die in das Paradies eingebrochen ist, um seinen Frieden auf ewig zu zerstören. Tritt man aber dem interessanten Fremdling näher, so ist es mit dem Zauber vorbei. Wir sind an der Seite des Indiers. Er mustert uns mit verachtender Ueberlegenheit, greift langsam würdevoll in die Busenfalten seines Gewandes und überreicht uns ein sorgfältig zusammengelegtes Papier. Wir öffnen es hastig, erwartungsvoll. „Moses und Sohn. Es lebe der Freetrade! Nieder mit dem Monopol!“

Und dieses Beispiel ist kein vereinzeltes. Die Reklame des high style liebt das ausländische Costum. Es wirkt auf das Publikum. Vor allen Völkern

schätzt sie aber den Indier. Sein Aeußeres ist so vortheilhaft, er ist an sich eine inkarnirte Reklame. Auch der Neger sagt ihr zu. Es fehlt ihm zwar die Adlernase und der bezaubernde Zug des tiefen Seelenleidens, aber er erregt immer noch mehr Aufmerksamkeit als ein gewöhnliches Blaßgesicht. Die Straßenmusikanten wissen dieß zu würdigen. Sie verbergen ihren blonden Haarwuchs unter einer Wollperrücke, färben Antlitz und Hände mit Ruß und metamorphosiren sich in genuine Niggers. Ich brauche kaum zu bemerken, daß sie bessere Geschäfte machen als ihre Kollegen, die aus falschem Ehrgefühl an der angelsächsischen Nationalität festhalten. Und doch kennt jedes Kind den Betrug. Aber die Welt will betrogen seyn. Bei Gelegenheit der Neger muß ich noch des kolossalen, ebenholzschwarzen Afrikaners erwähnen, der seit einem Jahr ungefähr an der Seite eines prächtigen Rappens in den Straßen Londons herumzieht. Der Afrikaner steht in den Diensten von Moses und Sohn und vertheilt Broschüren und Almanache. Das Roß ist reich mit Bändern und Blumen geziert und trägt eine karmoisinrothe Sammtschabrake, auf welcher der Name des Herrn und Meisters in Gold gestickt ist. Mann und Roß schreiten voll Grandezza einher, ein wandelndes Lobgedicht auf „den großen Wohlthäter der Menschheit."

Ich darf hier die Chinesen in den Theeshops nicht übergehen. Sie verleihen dem Nektar des himmlischen Reichs einen wunderbaren Charakter von Ursprünglichkeit und lassen uns, trotz des Sträubens der Vernunft, die fatalen Enthüllungen der Lancet vergessen (das medicinische Journal, welches sich durch seine Aufsätze über die Verfälschung der Nahrungsmittel so großes Verdienst erworben hat). Die Phantasie ist so mächtig und der Geschmack ist ihr unterthan. — Die Rolle, welche die Bloomer-Barmaids im vergangenen Winter gespielt, ist noch in frischem Andenken. Diese reizenden Schmetterlinge entstammten allerdings keiner fremden Zone, aber, wenn auch nicht foreigners, waren sie doch strange beings für den sittlich pedantischen John Bull und seine rigoristische Gattin.

Wir gehen weiter. Um für immer mit seinem Stande fertig zu werden, mache ich noch auf den Annoncenvertheiler aufmerksam, der sich dort am Kreuzwege aufgestellt hat. Es soll der letzte seyn, dessen Bekanntschaft wir machen. Es ist ein Mann in den Sechzigen, armselig gekleidet, mit verwitterten, von Gram und Elend gefurchten Zügen. Er geht mit seinen Zetteln nicht so verschwenderisch um, wie es gewöhnlich der Fall ist, und scheint sich hauptsächlich an das schöne Geschlecht, und auch an dieses nur mit Auswahl zu wenden. Was mag wohl der Grund dieser Galanterie seyn? Unsere Neugierde ist bald befriedigt. Wir heben das Blatt auf, welches eine Dame vor uns weggeworfen hat. „Mütter! während ihr euch in seliger Wonne am Anblick eurer „Darlings" weidet, schleicht vielleicht schon unter der Wiege die Natter hervor, welche das Glück eures Lebens auf ewig zu vernichten sinnt. Sorglosigkeit ist die Mutter der Gefahr! Vergeßt nicht die entsetzliche Thatsache, daß von den Kindern, welche in London sterben, zwei Drittheile dem Keuchhusten zum Opfer fallen. Und doch gibt es einen Talisman, vor dem die Macht dieses höllischen Feindes zu Schanden wird. Mill's Hustenpillen, nach Vorschrift genommen, beugen der Krankheit vor. Hat man aber das Uebel heran kommen lassen, so sind sie ein unfehlbares Heilmittel. Tausende von Zeugnissen stehen zur Einsicht. Eine einfache Schachtel mit Gebrauchsanweisung drei Schillinge sechs Pence, eine „Familienschachtel" zehn Schillinge. Zu erfahren Nro. 13 Strand."

„Wir stehen nun vor dem »far famed Westend Branch Establishment« des Kleiderfabrikanten und Volksmanns Moses und Sohn. Nach drei Straßen hin Front machend trägt es der Oxfordstreet zugekehrt die hochtönende Devise: »God save the Queen! God bless the People!« Lassen wir den ersten Theil, der eine stereotype Höflichkeitsformel ist, bei Seite, so bleibt das demokratische: God bless the People! Gott und Volk! Dio e popolo! Der König der Schneidermeister reicht dem italienischen Patrioten die Bruderhand. Das Pathos des frommen Verschwörers mischt sich mit dem Pathos des frommen Spekulanten. Die verwandten Seelen haben sich gefunden. Gott ist Gott, und Moses und Mazzini sind seine Propheten.

Noch ein paar Worte über Moses und Sohn. Wie früher schon gesagt, er ist der Riese der Annonce. Niemand übertrifft ihn in der Kenntniß ihres Wesens, niemand erreicht ihn in Anwendung ihrer Mittel. Von Holloway, dem famosen Pillencharlatan, habe ich kürzlich gelesen, er verwende Jahr für Jahr nicht weniger als 20,000 Pf. St. für Advertisements. Aber Holloway beschränkt sich ausschließlich auf die Zeitungsanzeige. Moses und Sohn dagegen hat sich mit gleicher Kraft auf alle Zweige der Reklame geworfen. Er posaunt in den Zeitungen mit Holloway um die Wette, und geschickter als dieser, er sendet Hunderte von Annoncenvertheilern und Trägern durch Stadt und Land, er verbreitet Millionen von Broschüren, Zeitungen, Almanachen — wie sich von selbst versteht, gratis — er läßt prachtvolle Wagen durch die Straßen fahren, er illuminirt, wenn sich Gelegenheit bietet, und wenn sich keine bietet, er hat Dutzende von Indiern, Negern und Chinesen in seinem Solde, er bedeckt die Häuser der Metropolis mit Maueranschlägen; kurz er begegnet uns auf allen den schmalen und breiten Wegen, die in das Herz und den Geldbeutel der Masse führen. Moses ist übrigens, neben-

bei bemerkt, in Wirklichkeit ein radikaler Freetrader, und gedenkt sogar eines Tages im Unterhause zu sitzen. Ob es ihm gelingen wird, ist freilich die Frage. Es gibt auch in London Leute, denen sein Mangel an Bescheidenheit ein Dorn im Auge ist. Aber, wie es im Sprüchwort heißt, nur die Lumpen sind bescheiden, und Moses ist kein Lump.

Der fashionable Theil der Stadt liegt nun hinter uns, und je näher wir der City kommen, desto größer wird das Gedränge der Fußgänger und Wagen, desto unverschämter die Reklame. Ueberall, wo es die Polizei oder die Eigenthümer erlaubten, sind die Mauern bis an den zweiten Stock mit Plakaten beklebt, an den Wänden stehen die Theaterzettel, auf Brettertafeln angeheftet, die Advertisement-Wans fahren halbdutzendweise hintereinander, und selbst die Cabs und Omnibus wimmeln außen und innen von Annoncen. Da lesen wir von nationalen fire escapes (Rettungsmaschinen bei Feuer), von nationalen Schießhänden, nationalen Theläden, ja sogar von nationalen Nachtmützen. Glücklicherweise für John Bull sind diese Nachtmützen nicht so national, wie der Erfinder behauptet. — „Kleider für die Million.“ „Bäder für die Million.“ „Brod für die Million.“ „Kaffee für die Million.“ Wie glücklich diese Million doch seyn muß! Doch ach! dort sehe ich auch: »Shaving (Rasiren) for the million!« Ja! shaving for the million! Auf die Million ist jede Spekulation gerichtet, auf die Million rechnet das große und das kleine Kapital; die Million wird faselirt, rasirt, über den Löffel barbiert.

Selbst das Pflaster entgeht der Annonce nicht. Sie läßt die Steine nicht tanzen, wie weiland Orpheus, aber sie läßt sie reden. Des ewigen Umschauens müde, blicken wir einen Moment auf den Boden vor uns nieder. Auch hier finden unsere Augen keine Ruhe. Ein Sarg und ein Todtenkopf, die traurigen Embleme der Vergänglichkeit, grinsen uns entgegen. Sie rufen uns ein düsteres Memento mori zu und Herr X. verspricht uns ein wohlfeilles Begräbniß. »Burial for the million!« »Cheap Burial!« »Burial made easy!«

Betrachten wir nun die Laden, an welchen wir vorübergehen. Je der zweite im Durchschnitt (und alle Häuser sind hier Geschäftshäuser) hat die Fenster mit Plakaten tapezirt, die einen „Ausverkauf“ anzeigen. »Selling off! Selling off!!« wohin wir uns wenden. „Entsetzliches Unglück! Echter (genuine) Bankerot! Losschlagen um jeden Preis! Kein Gebot refusirt!“ „Ausverkauf wegen beabsichtigter Emigration nach Australien. Unglaublich billige Preise!“ u. s. f. Das Unwesen dieser „Ausverkäufe“ ist ja auch in Deutschland bekannt. Sie sind meistens fingirt, und oft nichts als Fallen, in denen das unerfahrene Landvolk gefangen wird. Wenn ein Kaufmann seine Waaren nicht anders los werden kann, schreitet er zu diesem letzten Mittel, das jetzt allerdings schon abgenutzt ist. Uebrigens versteht sich von selbst, daß häufig auch ein wirklicher Bankerot vorliegt. Der Bankerot ist ja das unvermeidliche Schicksal des kleinen Geschäfts, das naturgemäß durch die Konkurrenz erdrückt wird. Aber freilich, wenn er es auf der einen Seite ruinirt, hält er es auf der andern Seite wieder aufrecht. Das eine Haus geht zu Grunde, und ein neues tritt aus den Trümmern der Fallitenmasse an seine Stelle. Von den Tausenden der Minlatursklaven, die wir in London finden, und deren Existenz eine scheinbare Ironie auf die Nationalökonomie ist, erhält sich die ungeheure Mehrzahl durch den Bankerot — oder den Diebstahl. Später vielleicht Ausführlicheres über diesen Punkt; für jetzt weiter! Doch nein! Vorher noch eine Anekdote. — In einem der Laden, wo „ausverkauft“ wird, fand ich vor Kurzem eine kleine Porzellanstatue Kossuths, und dabei folgende Inschrift: „Vorzügliches Geschäft! Der große ungarische Agitator. Sehr wohlfeil! sehr wohlfeil! Früher 2 Schill. 6 P., jetzt 2 Pence. Staunenswerth!“ Armer Gouverneur! Aber wer die Politik zur Charlatanerie macht, muß es sich gefallen lassen, wenn ihn die Charlatane benutzen. Freilich, von 2 Schill. 6 P. auf 2 Pence zu sinken, und in so kurzer Zeit, das ist sehr betrübt.

An vielen Häusern ist das Jahr angeschrieben, in welchem das Geschäft gegründet wurde. Dort an dem Wollenmagazin lesen wir zum Beispiel: »Established in 1689.« Die Handelsdynastien haben ihre Genealogien, so gut wie die adeligen oder fürstlichen Geschlechter, und gleich wie bei diesen hapert es manchmal mit dem Stammbaum. Eine lange, ehrwürdige Vergangenheit ist nicht bloß rühmlich, sie ist auch ein Zeichen der Solidität (ich spreche von den Handelshäusern). Ein guter Stammbaum ist ein Kreditbrief. Wer sollte es darum einer jungen Firma verargen, wenn sie, gleich den russischen Bauern, zu ihrem wirklichen Alter ein paar Jahrzehnte hinzufügt? Es kostet einige Pinselstriche, und das Publikum zahlt es.

Siehe da, eine treffliche Kopie der „griechischen Sklavin“ (das Werk Power's, welches sich auf der Industrieausstellung befand), die dort vor dem Hause aufgestellt wird! Sie ist in carrarischem Marmor ausgeführt, ein Meisterstück der Skulptur. Aber was soll sie hier? Herr M., der Eigenthümer, ist Apotheker und hat eine neue Art von Rheumatismusketten erfunden. Eines dieser Produkte gedenkt er zur Probe seiner Statue anzulegen, ein Manöver, von dem er sich ungeheuern Erfolg verspricht. — Als Deutscher, wendest du dich empört ab. Das Höchste so in den Koth zu ziehen! Der Kunst einen Zweck aufdrängen, und einen solchen Zweck! — Take it cooly! wie der Engländer sagt. Das Jahrhundert ist materialistisch, Wissenschaft und Kunst folgen dem Zug der Geschichte. Die Presse ist der Fußschemel der

Spekulation geworden, die Muſe der Poeſie hat den Lorbeerkranz bei Seite gelegt und thut Magddienſte bei Moſes und Sohn, die Architektur hilft Kaffee und Zucker verkaufen, die Malerei ſtößt in die Trompete für Herrn Cumming und ſeine ſüdafrikaniſche Ausſtellung; warum ſoll die Skulptur ſich ſcheuen, für einen Pillendreher Kunden zu werben?

Leſen wir den Zettel, der uns ſo eben gereicht wird. „Mr. Phillipps zeigt der Nobility und Gentry an, daß er den erſten Auguſt dieſes Jahres ſein ausgedehntes Baumwollen ꝛc. Geſchäft eröffnet. Ein glühender Verehrer des Freihandelsprincips und im Beſitz eines mächtigen Kapitals wird er alle Waaren wohlfeiler lieſern, als ſeine monopoliſtiſchen Conkurrenten. — Um den Beweis zu lieſern, daß ihn kein gemeines Intereſſe leitet, hat Herr Phillipps folgende Einrichtung getroffen: Jedermann, der vom 1—14. Auguſt (incl.) in ſeinem neuen Laden für mehr als fünf Schillinge einkauft, erhält eine geſtempelte Karte und iſt zu dem glänzenden Diner geladen, welches er im Laufe der nächſten Chriſtwoche ſeinen Kunden zu geben gedenkt.“ Iſt das nicht ſpaßhaft? Aber was liegt am Mittel, wenn es nur zum Ziele führt? Und hier iſt das Mittel ſo albern pfiffig, daß an ſeinem Erfolge kaum zu zweifeln iſt; und wenn es auch fehl ſchlägt, Phillipps weiß, daß er vom Court of Bankruptcy aller Verbindlichkeit gegen die unglücklichen Karteninhaber entledigt wird.

Wir ſind nun im Herzen der City angelangt, und es iſt Zeit, daß wir an den Rückweg denken. Ehe wir das Pennydampfboot an London Bridge beſteigen, noch eine Geſchichte, welche die geſchäftliche Bedeutung der Annonce veranſchaulichen mag. Ein Kaufmann, der ſich unter den günſtigſten Umſtänden etablirt hatte, wurde im Anfang von ſeinen Gläubigern in auffallender Weiſe gedrängt. Er konnte ſich dieſes ſonderbare Mißtrauen nicht erklären, fügte ſich aber in Geduld und zahlte. Aber auch damit mehrte ſich ſein Kredit nicht; daſſelbe Mißtrauen verfolgte ihn noch immer. Endlich, als ihm die Sache zu arg wurde, ſtellte er einen der Gläubiger zur Rede. Zuerſt wollte dieſer nicht mit der Sprache heraus, bis er, in die Enge getrieben, den wahren Beweggrund verrieth: „Sie annonciren nicht!“ Der Kaufmann lächelte und ließ es ſich geſagt ſeyn. Den folgenden Tag ſchon begann er zu annonciren, und hat nun Kredit vollauf. Ich weiß nicht, ob die Geſchichte wahr iſt; ſie wird auch in amerikaniſchen Blättern erzählt; jedenfalls iſt ſie charakteriſtiſch.

Gehen wir jetzt an Bord des Dampfers. Auch hier folgt uns die Reklame nach. Auf der Landungsbrücke ſchon ſucht man vergebens nach einem Plätzchen, das ſie nicht in Beſitz genommen hätte, und im Schiffe ſelbſt iſt es nicht beſſer. Die Zettelvertheiler treiben einen vom Verdeck in die Cajüte, und aus der Cajüte auf das Verdeck. Die Brückenbogen, unter denen wir durchfahren, erinnern uns emphatiſch an die Heureka-Hemden des Herrn Ford, und die Balken, welche an ſeichten Stellen aus der Themſe hervorragen, predigen mit beredter Zunge den Ruhm der Herren Hyam und Moſes. Doch Gott ſey Dank! wir ſind glücklich am Ziele und ſteigen an Blackfriarsbridge wieder an's Land. Wir gehen nun langſam den Strand entlang nach Charing Croß zu, und von da durch die engen Seitengäßchen nach Hauſe. — Treten wir einen Augenblick in jenen Buchladen. Er iſt zu faſhionable, als daß wir da die marktſchreieriſchen Reklamen erwarten könnten, an denen die Shops der Stationer (kleiner Buch- und Zeitungsverkäufer) ſo reich ſind. Schlagen wir aber die neueſten Novellen, die Revuen, Broſchüren und Pamphlets auf, ſo begegnet uns überall die Annonce. Die Produkte des Geiſtes und der Phantaſie müſſen ſie auf dem Fluge durch das Land, oder gar durch die Welt mitſchleppen. Je größere Verbreitung ſich bei einem Buche erwarten läßt, deſto zahlreicher ſtrömen ihm die Anzeigen zu. Nehmen wir z. B. das Bleak House von Dickens, welches bekanntlich in monatlichen Lieferungen erſcheint. Der Name des Verfaſſers, nebſt der Natur des behandelten Gegenſtandes, garantirten von vornherein den Erfolg des Romans. Die erſte Nummer enthielt eine beträchtliche Zahl von Advertiſements; das Buch fand aber noch größern Abſatz, als man vermuthet hatte. Im zweiten Hefte nahmen die Ankündigungen ſchon mehr Platz ein, als die Erzählung ſelbſt. Bei der dritten und den folgenden Lieferungen war die Maſſe der eingeſchickten Annoncen ſo groß, daß ihnen die Aufnahme ganz und gar verſagt werden mußte.

Doch ſiehe da! »Important Work! Ein neues Syſtem der deutſchen Grammatik, von Herrn H., Member of the Berlin University.« Herr H. iſt unſer alter Freund, den wir von den Times her kennen. Er hat ſich dießmal auf das wiſſenſchaftliche Gebiet begeben und entwickelt auch hier ſein gewöhnliches Selbſtvertrauen. Ohne ſich nur im Geringſten zu bedenken, führt er den Beweis, daß Grimm und Becker den Geiſt ihrer Mutterſprache nicht erfaßt haben, und erklärt zum Schluß mit der größten Kaltblütigkeit, er ſey der einzige Menſch, der deutſch verſteht und es folglich lehren kann. So albern das Machwerk erſcheint, ſo gut berechnet iſt es. Herr H. kennt ſeine Engländer. Mehr als ein maître de langues iſt auf dieſelbe Weiſe faſhionable und reich geworden.

Verlaſſen wir den Buchladen und wenden uns zu den Offices der Zeitungen. Sie befinden ſich faſt ſämmtlich im Strand oder den einmündenden Straßen. Die Wochenblätter namentlich haben ſchreiende Reklamen aushängen (die auch herumgetragen und gefahren werden), in denen die Ereigniſſe der vergangenen Woche in bunter Miſchung, wie in einem

verführerischen Speisezettel, ausposaunt werden. „Stand der Wahlen. Reaktionäre Politik des Ministeriums. Unerhörte Schwindelei. Schamlose Wahlbestechungen. Schreckliches Eisenbahnunglück. Gräßliche Vergiftungsgeschichte. Explosion in einem Kohlenbergwerke. Hundert Menschenleben verloren!“ u. s. w. Unglücksfälle und Verbrechen bilden die Hauptingredienzien dieser Ankündigungen. In keinem Lande der Welt ist das Publikum der niedern Klassen auf das Schauerliche so erpicht wie in England. Wer die dicksten Farben aufträgt, hat das Spiel gewonnen. Reynolds, obgleich aus der chartistischen Partei hinausgeworfen, ist immer noch der Liebling des Volks, denn er taucht seine Feder nur in Blut und Koth. Im bürgerlichen Leben ist er übrigens, nebenbei bemerkt, der zahmste und solideste Mensch von der Welt. — Auch die täglichen Zeitungen lassen sich von dem Strome treiben und machen den Humbug mit. Vor jedem Office ist ein kolossaler Bogen Papier angeklebt, auf dem die Nachrichten des Tags in marktschreierischem Tone angekündigt sind. Die »Important News from France« müssen als Nothanker herhalten, wenn das Inland nichts Bedeutendes oder nichts Aergerliches bietet.

Am ungefesseltsten wird aber die Reklame, wie schon bemerkt, von den Stationers ausgebeutet. Dieselben benutzen nicht bloß die wirklichen Ereignisse in der sinnreichsten und kunstvollsten Weise, sie verstehen es auch der Welt- und Zeitgeschichte nachzuhelfen, wenn es erforderlich ist, namentlich wenn irgend eine Krise erwartet wird. Sie machen ohne Gewissensskrupel Revolutionen, bauen Barrikaden, ermorden Könige und gründen Dynastien. Sie haben den französischen Staatsstreich nach allen Umständen wenigstens zwanzigmal durchgeführt und dadurch L. Bonaparte jeden Anspruch auf Originalität genommen. — Die Ente spielt überhaupt eine wichtigere Rolle, als man sich gewöhnlich vorstellt. Dr. Veron, der famose Redakteur des Constitutionnel, kann ein Lied davon singen. Seine Seeschlange hat ihm nicht bloß Abonnenten, sie hat ihm auch Lorbeeren gebracht. Er ist der eigentliche Urheber des Coup d'état. Hätte er ihn nicht zur Ente gemacht, der zweite December wäre nimmermehr gelungen. Und selbst heute gibt es noch Leute, die das imperialistische Frankreich für eine Ente halten.

Wir sind an Charing Croß vorüber und lenken in eine Seitengasse ein. Vor uns wankt ein blinder Bettler, der sich von seinem Hunde führen läßt; ambulante Liederverkäufer ziehen deklamirend herum, verschämte Straßenfänger, die sich früher nicht hervorwagten, lassen ihre traurigen Melodien ertönen, kleine Mädchen bitten und flehentlich, „die letzten Orangen“ zu kaufen, zerlumpte Orgelknaben liegen an abgelegenen Stellen auf dem Pflaster: — das nächtliche London hat begonnen. Wir aber stehen an der Schwelle meiner Wohnung. Unser Tagewerk ist vollbracht.

Aus Süddeutschland an die Adria.

(f. Nr. 29.)

VI.

Wir laſſen den Poſtwagen den ſteil abgebrochenen Abhang des Karſtes auf der neu und breit ſich hin und her windenden Straße hinabrollen und ziehen auf näherem, aber ſteilerem Fußpfade über Steingerölle durch Weinberge und heſperiſche Gärten hindurch abwärts zur meer- und ſchiffumgürteten Stadt. Mit jedem Schritte tauchen wir in eine ſüdlichere Pflanzenwelt und alle Sinne haben zu thun im Genuß der köſtlichen Blüthen und Düfte, Früchte und Formen, die von den dürren Steinriegeln, Sand- und Mergelgebilden des kahlen Gebirgsabfalls doppelt ſeltſam für uns abſtechen. Endlich ſind wir tief unten am ſchmalen Ufersaum, den ſie eben mächtig erbreitern. Für die Eiſenbahn, die ſich weit von Proſecco her durch die ſteilen Weinhalden und Felsſtürze des Karſtabhanges herum und heranſchleichen ſoll an den ſehnſüchtig ihr entgegenklopfenden Busen der zukunftfrohen Stadt, werden ganze Hügel und Berge abgegraben und in's Meer geſtürzt. Grund und Boden für den großen künftigen Bahnhof dieſer Vorſtadt der Levante muß ganz den Fluthen abgerungen werden; unmuthig branden dieſe, von der Erzfeindin Trieſts, der nordſtürmenden Bora gehetzt, gegen die immer weiter ſie trocken legenden Dämme. Wird die Eiſenbahn einmal hier feſten Fuß gefaßt haben, ſo muß ſich das Trieſtiner Handelsleben in dieſem nördlichſten Stadttheile ſammeln. Dann dürfte nur vollends der längſt beſprochene große Molo von dieſer Seite hinaus in die Meerestiefe angeigt werden, um den Hafen von Trieſt zu dem ſchönſten und ſicherſten des Mittelmeers zu machen. Bis jetzt macht eben die Bora, vom Norden her tobend, die Einfahrt ſchwer und den Aufenthalt der Schiffe minder ſicher, und gerade der hier tiefſte Theil des Meerbuſens kann wenig oder gar nicht benützt werden.

Die ganze Meeresküſte, an der die Stadt theils eben, theils an den Abhängen des vereinzelt im Süden über ſie auftauchenden Schloßberges lagert, iſt eine Stunde breit. Während der weit und hoch überragende Karſt eigentlich Schutz gegen die Nordoſtwinde geben ſollte, gibt er ihnen gerade leidigſten Vorſchub. Das hat der alten Nebenbuhlerin die unbarmherzige Venetia angethan, die Jahrhunderte lang dieſes Kalkgebirge ſelbſtſüchtig benutzt und aus den einſt ſo dichten Waldungen ihre Flotten gebaut und die Millionen Stämme zu den Röſten geholt hat, auf denen ſie ihre Paläſte gründete. Wie prachtvoll müſſen dieſe Wälder einſt auf dieſen Höhen und Hängen geragt haben, welcher Schmuck, welche Friſche und Kühle, welchen Waſſerreichthum und welchen Schutz vor dem eiſigen Boreas müſſen ſie vordem der zu ihren Füßen ruhenden Stadt gewährt haben! Jetzt iſt alles kahl und öde, und unheimlich ſtarrt das bloße Geſtein herab in die Tiefe. Doch wollen diejenigen, welche ſeit einigen Jahrzehnten hier wohnhaft ſind, oder die Stadt ſeitdem wieder beſucht haben, eine Veränderung zum Beſſern bemerken. Etwas grüner ſeyen die Höhen doch geworden, namentlich ſeit der Gouverneure des Küſtenlandes, der hochverdiente Graf Stadion, ſtreng verboten hat, dieſelben mit Ziegen zu beweiden.

Venedig, das mit oder ohne Willen die ſo günſtig gelegene Stadt ruinirt hat, iſt indeſſen ſelber von ſeiner Höhe längſt hinabgeſunken und vom deutſchen Fleiße und Geiſte beſiegt. Trieſt wird ſeine Eiſenbahn erhalten, es wird ſeinen Molo noch erbauen, es wird ſeinen Karſtabhang noch bewalden können, denn was iſt der Beharrlichkeit unmöglich? Und den Scepter über die Adria, den Schlüſſel des Morgenlandes und Abendlandes wird es ſich nicht entreißen laſſen; dafür bürgt der öſterreichiſche Lloyd und ein Mann an ſeiner Spitze wie Herr v. Bruck.

Wunderbare Gänge einer ſolchen Stadt, welcher die Vorſehung einmal ein großes Ziel vorher beſtimmt hat! Iſt ſie doch genau 278 Jahre nach der Sündfluth von den alten Karnern erbaut und ſchon von Jaſon und ſeinen Argonanten auf dem Durchzug berührt worden! Vor Gott und der dichtenden Sage ſind einmal tauſend Jahre wie ein Tag, aber beide wiſſen was ſie wiſſen, und ein paar Jahrtauſende hin oder her, ein Hauptort in der großen Wettfahrt nach dem goldenen Vließe iſt Trieſt und wird es immer mehr werden. Die Römer erfahen ſich bald genug dieſes „karniſche Dorf“ und bauten nach Iſtriens Beſiegung das feſte Tergeſtum an den mons muliamus. Mit den Legionen und Schiffen zog ſchon im erſten Jahrhundert nach Chriſtus das Chriſtenthum ein, im ſechſten Jahrhundert thronte bereits ein Biſchof in ſeiner Kathedrale, der ſich die Schenkung der Stadt durch Lothar I. als ganz artigen Beichtpfennig wohl gefallen ließ. Aber die Weſtrömer, dann die Oſtrömer, dann die Longobarden, dann die Franken in ſchneller Aufeinanderfolge griffen nach der fetten Pfründe;

Hunnen, Gothen, Slaven und Barbaren umschwärmten sie, bis die Saracenen sie zerstörten. Im Jahre 949 verkauften die Bischöfe ihr Eigenthumsrecht an die wiedererbaute Stadt an diese selbst, und nun ward sie der Zankapfel zwischen Bayern, Aquileja und Venedig. Der Doge Heinrich Dandolo erschien 1202 mit 240 Segeln vor ihr und erzwang einen Tribut von hundert Faß Wein. Hundert achtzig Jahre später entwand sich Triest ganz den Venetianern und begab sich und seine Freiheiten in den Schutz des frommen Herzogs Leopold von Oesterreich. Dem österreichischen Hause blieb es treu, trotz der spätern zeitweiligen Unterwerfung unter französische Herrschaft. Kaiser Franz konnte ihm 1816 neben dem kleinen Ragstadt im Salzburgischen den Titel der „getreuesten Stadt" seines Reichs ertheilen.

Oesterreich hat sich auch seines Schützlings väterlichst angenommen. Kaiser Karl VI. erklärte Triest 1719 zum Freihafen; damals zählte es kaum 6000 Seelen, nach weniger als hundert Jahren schon 30,000, und ob auch unter den Franzosen diese auf 19,000 herabgesunken waren und die Stadt durch die Handelssperre unendlich verlor — nur die baaren Erpressungen der Freiheitshelden betrugen 54 Millionen Franken — so hatte sie doch 1816 bereits wieder 36,000 und heute zählt sie über 70,000 Einwohner. Allein im Mai dieses Jahrs kamen 1349 Schiffe an und brachten eine Last von 70,000 Tonnen. Aquileja, in der nordwestlichen Ecke des adriatischen Meeres gelegen, einst die zweite Roma, die erste Handelsstadt des mächtigen Römerreichs, seine wichtigste Festung unter Mark Aurel, von Attila 452 n. Chr. zerstört, liegt jetzt anderthalb Stunden vom Meere entfernt, ein elendes Städtchen von 147 Häusern, mitten in den Trümmern seiner Herrlichkeit versteckt und versumpft. Venedig, seine Tochter und Erbin, hat die Welt beherrscht, seine Kaufleute waren Fürsten und Könige, Natur und Menschenhand wetteiferten es zu schützen und zu zieren; jetzt liegt es trauernd in den verschlammten Lagunen — sic transit gloria mundi. Triest aber, das die Venetianer mit Macht zu verderben suchten, um das sie sich Jahrhunderte lang rissen und zankten, dessen Scheitel sie wie einem Gefangenen kahl schoren, es wächst, blüht und hofft in eine unermeßliche Zukunft, bis eine Frostnacht auch diese Blüthen knickt, ein Herbststurm auch diese gereiften Früchte vom Baume schüttelt und lachende Erben mit ihrem Raube von dannen eilen. „Ich will Tyrus zu einem bloßen Felsen machen und zu einem Wöhrd im Meere, darauf man die Fischgarne aufspannt; denn ich habe es geredet, spricht der Herr Herr!" Ezech. 26, 4. 5.

Aber noch ist lange nicht aller Tage Abend. Vielmehr füllt der schönste Sonntagabend heute Berg und Meer und die Stadt dazwischen mit allen Zaubern von Licht und Farbe und Luft. Gepuzte Menschen ziehen mit uns einher, Musik, Gesang und Tanz schallt aus Gärten und Häusern, alles will uns willkommen heißen. Ehe wir aber einbiegen in eine der schnurgeraden Straßen der Neustadt, überblicken wir ein wenig die Lage und die Theile der Stadt.

Triest, im Norden und Osten umwallt von dem hochragenden Karst, liegt an dem hier eine Stunde breiten Ufersaum der Meeresbucht, in der Gestalt etwa eines preußischen Hutes, dessen linke Ecke nach Nordnordost, dessen rechte Ecke nach Südwesten und dessen Spitze nach Ostsüdosten schaut. Von der Spitze bis an den die Grundlinie mitten theilenden Molo di San Carlo zieht sich der Corso, welcher die ganze Stadt in einen nördlichen und westlichen Theil scheidet. Die nördliche Hälfte ist die Neu- oder Theresienstadt, von schnurgeraden Straßen rechtwinklicht durchschnitten. Die Franzensvorstadt baut sich östlich jenseits des Torrentebaches an. Die südliche Hälfte der Stadt ist wieder getheilt, einerseits in die Altstadt, welche sich unregelmäßig und eng um den südlich gelegenen Schloßberg herum- und amphitheatralisch hinanlagert, andererseits in die Josephsstadt, die ihre neuen geraden Straßen dem schmalen Ufer entlang südwestlich erstreckt.

Unser Weg von Opschina herunter führt uns denn zunächst in die Theresien- oder Neustadt, den größten und reichsten Theil von Triest, der seit 1719 an der Stelle von Salinen erstanden ist. Die Gebäude sind alle modern, Behausungen des werthen Mammon, der seine schönen Sommerabende und Nächte draußen in den Campagnen zubringt und Tags über in den unscheinbaren Rechen- und Schreibstuben im Schweiße seines Angesichts Welthandel treibt. Meist sind es fünfstockige Häuser, weiß oder gelb mit grünen Jalousien, kleinen Hausthüren und hin und wieder kleinen Altanen; ohne viel Kunstverschwendung, die kein Geld einträgt, einförmig, nichts weniger als Augentrost. Die ganz ebenen, 36 Fuß breiten, gut erleuchteten, trefflich mit den Kalkplatten des Karstes gepflasterten Straßen münden in einer Richtung schnurgerade südsüdwestlich auf den Corso aus und bieten in der andern Richtung, gleich regelmäßig westnordwestlich zum Meere ziehend, allenthalben einen fröhlichen Ausblick in den Maſtenwald der in drei, vier Linien hintereinander wie zur Parade aufgefahrenen Schiffe. Eine schöne, aber verzweifelte Sache um diese mit Reißschiene und Winkel gemachten Straßen: kein Mensch kennt sich darin aus, denn eine sieht ja der andern ähnlicher als ein Ei dem andern, und fragen wir den ersten besten, der schon Jahrelang täglich dieselben durcheilt, er muß sich erst selber nach einem zufälligsten Merkmal zurechtfinden oder auch ein paar Straßenbreiten mit hin und her gehen, ehe er uns zurechtweisen kann. Was freilich kann aus 1719

Schönes kommen! Kein Wechsel der Formen, kein Spiel der Lichter und Schatten, kein Rhythmus der Verhältnisse, kein Schwung der Linien, alles rechtwinklicht, viereckigt, eintönig, langweilig. Das sind deine Schönheiten, du liebe neue Zeit!

Mitten in die Theresienstadt zieht sich schnurgerade vom Meere der große Kanal herein, 1200 Fuß lang, 108 Fuß breit und 14 Fuß tief. Er bildet eigentlich den innersten und sichersten Theil des Hafens und ist meist so voll von Schiffen aller Völker, daß sich kaum ein Kahn hindurchzuwinden vermag. Die Schiffe können hier unmittelbar vor den Lagerhäusern mitten in der Stadt ihre Waaren löschen, und solche Bequemlichkeiten mußten der aufstrebenden Stadt zu dem Siege namentlich über Venedig verhelfen, in einer Zeit, wo Zeit gewonnen alles gewonnen heißt. Wir schreiten über die mitten über den Kanal führende „rothe (Zug-) Brücke" (ponte rosso), werfen einen kurzen Blick auf die am Ende des Kanals mit modernen Heiligenstatuen prangende, in antikisirendem Style gebaute Kirche des heiligen Antonius und eilen weiter zur Corsostraße, in der die reichsten Waarenläden ihre Herrlichkeiten auslegen und das Menschengewimmel erst in später Mitternacht aufhört. Zum Molo San Carlo hinunterziehend stoßen wir auf die Börse, ein großes, fünfstockiges, von zwanzig dorischen Säulen getragenes Gebäude, neben dem der Palaß des österreichlichen Lloyd, das Tergesteum, in großem Viereck steht, biegen um die Petruskirche, betrachten die Locanda grande am großen Platze, in der unser Winkelmann 1768 den Doschstoß erhielt, lassen das große Theater uns vergeblich winken und treten hinaus auf den 420 Fuß langen und 66 Fuß breiten Steindamm, den Mittelpunkt der ganzen Rhede und des ganzen großartigen Hafenlebens. Hier ist auch der eigentliche (alte) Hafen, ein kleines, viel und längst zu kleines Becken, nur 16 Fuß tief, das höchstens 75 kleinere Schiffe fassen kann, gleichsam die Wiege der heutigen Handelsmacht der Stadt.

Diesen Abend ist unendlich reges Leben um und auf dem Molo. Dampfschiffe kommen an und gehen, während die übrige Schiffswelt feiert und fröhlich mit den fröhlich sie betrachtenden Sonntagskindern die tausende von Wimpeln wehen läßt. Mit einbrechender Dämmerung drängt sich die Menge zum Damme, denn der Lloyd-Dampfer wird von seiner Spazierfahrt nach Capo d'Istria zurückerwartet. Mit klingendem Spiele kommt er schwer und müde heran, voll buntgeschmückter Gäste, bengalische Feuer erleuchten die Schiffe und Menschen, mit Mühe drängt sich das geschwätzige, lärmende, singende Volk durch die schmale Gasse der Gaffer, und mit ihm ziehend finden wir am großen, hellbeleuchteten Platze vor dem nahen Kaffeehause einen leeren Sitz, heitere Musik und kühlendes Eis. Vom reinsten Nachthimmel funkeln die Sterne in südlicher Klarheit herab, weich und lau umweht uns der Odem des nahen Meeres; wir genießen vollauf südliche Luft und südliche Lust.

Am Rande des Meeres war's wonnig kühl, in den Straßen, in die wir zu guter Stunde zurückkehren, ist's noch schwül und in den Betten ist's fast unleidlich. Das prächtige Pflaster der Straßen hat einen langen Junitag alle Hitze eingesaugt und strahlt sie nun die ganze Nacht über mit größter Hingebung aus, daß es dumpfiger qualmt als in der Mitte des Tages. Natürlich, sechsunddreißig Fuß sind ja nicht weniger durften diese Straßen breit seyn; der moderne Mensch ist nicht so interessirt und viel besser in der Naturgeschichte beschlagen als sein Urgroßvater, der, zumal im Süden, recht enge schattige Gassen zwischen seinen hohen Häusern anlegte. Man kann ja auf's Land gehen und dort vortrefflich in frischem Grün und kühlem Schatten schlafen, und was das Volk betrifft, so ist es ganz, wie Marie Antoinette meinte: warum ißt es denn nicht Pasteten=rinde, wenn es kein Schwarzbrod hat?

Doch ein prächtiger Morgen am Meere läßt alle Schmerzen einer schwülen Nacht vergessen. Auf und hinaus, wo an der Quadermauer die Welle schäumt, und der neue Tag neue Arbeit und neuen Verdienst, neues Glück und Leben für Tausende bringt! Nach einem ersten Morgengruße, den wir den Geistern des Meeres gebracht, benützen wir die Morgenkühle vor allem zu einem Gange auf den Schloßberg am Arme eines nach langem Suchen in den verdammten Straßenvierecken der Neustadt aufgefundenen ansäßigen Freundes und Landsmanns. Durch die engen, übelduftenden, ungeraden und zum Theil steilen Gassen der Altstadt, von denen nur drei mit Wagen zu befahren sind, steigen wir das Häuseramphitheater hinan an der lutherischen und reformirten Kirche vorbei — der Gott des Handels ist immer leidlich tolerant — zu einem uralten Herrschersitze des heidnischen und christlichen Roms. Das Castell mit seinen tiefen Gräben und Mauern hat für eine „allergetreueste Stadt" wenig Bedeutung. Uns zieht mehr an der unsern zu seinen Füßen gelegene Dom des heiligen Justus, die uralte Kirche, in der das Dachgebälke nach Art der römischen Basiliken offen und frei auf vier Säulenreihen lagert. Eine Menge römischer Inschriften steckt in den Wänden außen und der frei neben der Kirche stehende Thurm ruht auf den Fundamenten eines alten Jupiterstempels, dessen Säulen im untern Geschosse noch gutentheils sichtbar sind. Sie umdufte einst heidnischer Weihrauch und Opferdampf, nun müssen sie die Träger der Glocken seyn, welche zum Dienste Christi laden. Der Ernst, zu dem die ehrwürdige Kathedrale schon stimmt, verdoppelt sich bei Betrachtung dieser noch wohlerhaltenen Säulen, die wie zur Strafe eingemauerte Sünder ganz wehmüthig uns nachsehen,

wenn wir nun stracks zu der Schlummerstätte des großen Todten hinübergehen, der die alten Götter erstmals wieder für das junge Geschlecht erweckt hat. In einem Garten voll Cypressen und sonstigem Grün, wie der Süden es bringt, sind die Massen alter Grabsteine, Säulen und Säulenkapitäle, zahllose Reste der Römerherrschaft und Römerkunst, wie sie sich in und um Tergeste fanden, aufgestellt und helfen mit stummer Beredtsamkeit des unter ihnen ruhenden deutschen Winkelmanns Andenken, das Gedächtniß des Vaters der neuern Kunstgeschichte der Nachwelt verkündigen.

Auf der höchsten Höhe des Schloßberges ist eine herrliche Aussicht über die Stadt und die vielen Landhäuser, welche aus dem Laubwerk ihrer Gärten zwischen den nackten Klippen des Karstes hervorleuchten; das Auge schweift bis weithin im Norden, wo die Alpen und ihre Schneehäupter aus dem blauen Dufte der Ferne hervorschimmern, während südlich und westlich die Adria ihre endlose Fläche hinunter zum Saume des Himmels verschweben läßt.

Jetzt sehen wir uns aber auch die Stadt vom Meere aus an. Wir eilen durch die engen Gassen der Altstadt hinunter und schlendern durch die breiten, ziemlich stillen Straßen der Theresienstadt an den Kai. Da ist die Schiffswerfte, die den Blick auf sich zieht. Zwei Dampfschiffe baut gerade der österreichische Loyd; das sechsunddreißigste und siebenunddreißigste; vor zwölf Jahren hatte er noch keine fünfzehn. Sie sind schon weit vorgerückt, und oben und unten, auf allen Flanken klettern und hämmern und bohren und sägen die rüstigen Werkleute an dem mächtigen Bauche der vielbulvenden Schiffe herum. Triests Schiffbau zeichnet sich überhaupt aus, die Fahrzeuge aus der Werfte von Panfili halten dreißig bis fünfunddreißig Jahre See, während die englischen nur zwanzig Jahre dauern. Auch für das Ausland wird hier gebaut und schon im Jahre 1838 liefen siebenundzwanzig Schiffe vom Stapel. Großartig ist die Ankerschmiede; in ganzen Haufen liegen diese trotzreichen Werkzeuge da, darunter zwölf und mehr Schuh lange und fast einen Fuß dicke.

Am Gestade auf und ab harren die Miethbarken. Sie sind außen schwarz, ein rothes und weißes Band umrändert sie, die Sitze sind weiß; jede hat ihre Nummer und ihren Namen, gewöhnlich den eines Heiligen. Treten wir in die erste beste; Il' Stroligo ist sie benannt, und lustig fahren wir mit dem wunderlichen Heiligen zuerst in das ziemlich vom Ufer entfernte, mit Kabinetten und doppeltem Becken für Schwimmer und Nichtschwimmer wohleingerichtete Seebad. Von da mit erfrischtem Körper und frischem Winde zur Fregatte Novara. Dieses Kriegsschiff hat sich stolz und vornehm etwas abseits von dem Gesindel der brodverdienenden Handelsschiffe aufgepflanzt, die Kanonen starren aus den Lucken, andächtig schauen wir zu dem schwarzen Kriegsgott empor, indem wir ihn langsam umrudern, rufen die Wache an und bitten um Einlaß. Aber leider, der inspicirende General ist eben an Bord. Wir fahren weiter, kommen später wieder, suchen abermals bittend die schwimmende Schanze zu erstürmen: die Schildwache schüttert das Gewehr und schüttelt den Kopf. Wir möchten halt gar zu gern hinauf; wir armen Landratten kommen so weit her, um des gewaltigen Oesterreichs gewaltig wachsende Marine zu bewundern; wir rufen recht flehentlich zu dem indeß erschienenen, schmud gekleideten und bewaffneten Lieutenant hinauf. Heiliger Stroligo, bitt' du für uns! Aber es hilft alles nichts, Dame Novara ist unerbittlich, unübewindlich; es ist Befehl gegeben, daß niemand mehr, der nicht zum Dienste gehört, an Bord darf, denn in wenigen Tagen soll sie in See stechen und hat nun alle Hände voll zu thun, ihre Kisten und Kästen, Koffer und Schachteln zu packen.

So packen auch wir uns und segeln quer über den 800 Klafter breiten, von 1—60 Fuß tiefen Hafen, durch kommende und gehende, löschende und ladende Schiffe hindurch, hinüber zum Leuchtthurm. Der steht auf dem neuen großen Damm, der sich vom alten Lazareth und der südwestlichen Ecke der Stadt her nordöstlich 350 Klafter lang und 10 Klafter breit herüberbiegt. Sechsundzwanzig Kanonen spicken seinen befestigten Rücken. Der neue stattliche Leuchtthurm wird auf 135 Stufen erstiegen, oben in der wohlverglasten Laterne strahlen 26 Doppellampen ihr Glanzlicht meilenweit hinaus in die Nacht, und zwar, damit die Schiffer es als Licht vom Leuchtthurm erkennen, als ein wandelndes Licht; ein halbrunder Blechvorhang genau von der halben Größe der runden Laterne bewegt sich nämlich durch ein Uhrwerk unausgesetzt langsam in die Runde herum, so daß das Lampenlicht bald bedeckt, bald frei wird und so von andern Lichtern untrüglich unterschieden werden kann. Von der Laterne aus bietet sich dem Auge ein herrlicher Rundblick über das Gewimmel im Hafen, über die von Masten verdeckte Stadt und die sie überragenden Höhen südwestlich hinunter gen Pirano und Capo d'Istria, nordwestlich bis hinüber zum Schlosse Duino, das wir durchs Fernrohr kühn auf hohem Felsenufer über dem Meere hängen sehen. Vom offenen Meere her glänzen die weißen Segel auf der blauen Flur; wie am fernen Horizonte ein neues Segel auftaucht, wird an einer eisernen Stange, die wie ein Aem vom Thurme hinausragt, durch Ausstecken einer farbigen Kugel das Zeichen seiner Ankunft gegeben. Drei, sechs und mehr solcher Kugeln hängen oft auf einmal draußen. Zwischen den schön und freundlich, wie Planeten, dahin gleitenden Segelschiffen ziehen die schwarzen Dampfboote kometenartig ihre finstern Rauchsäulen dahin. Jetzt geht ein Dampfer nach Smyrna, vor einer Stunde kam der

Dampfer von Constantinopel. Wenn man vollends im Hause des Loyd saß Stunde für Stunde eine andere Ankunft, einen andern Abgang angezeigt liest und für jede dieser großen Wasserstraßen ein besonderes Comptoir, eines stattlich und glänzend neben dem andern erblickt, so begreift man ein wenig, was Handel und Wandel besagen will und warum weltbandelnde Völker uns um unsere Weltliteratur nicht sonderlich beneiden mögen.

Indeß ist es nahezu Mittag geworden, wir gehen in den luftigen, mit marmornem Estrich versehenen kühlen Speisesaal des Hôtel de France und lassen uns zu Risotto, grünen Erbsen, und was sonst der Küche Brief ausweist, eine Flasche rothen Friauler Weines weidlich behagen und genießen hernach unsere Siesta und unsere Tasse im Kaffeehaus. Der Nachmittag führt uns namentlich in die menschen- und geschäftsvollen Straßen der Josephsstadt, wo tausend Hände thätig sind, Land und Meer, Orient und Occident zu verknüpfen. Was nur arbeiten, was nur Geld verdienen will, findet Brods genug. Da sind die Lagerhäuser und Magazine, zum Theil dicht am Ufer vor den auszuladenden Schiffen gelegen. Kleine Berge schwarzgestreifter Baumwollensäcke, ganze Ladungen von Mais, Weizen, Sand, Holz, Brettern, Matten, Oelfässern, Rohhäuten, Reis, Zucker, Kaffee, Tabak, Schwefel, Kreide stapeln sich in den hohen Räumen auf. Da reinigen sie den Kaffee durch fortwährendes Schütteln der Bohnen in langen Säcken, da wird Reis ausgelesen, da werden von Dutzenden heiterer Mädchen in offenen Werkstätten Segeltücher genäht, da schleppen halbnackte Lastträger die Kornsäcke auf der bloßen, sonnengebräunten Schulter in die Fruchtkästen, nachdem sie ihre Mittagsruhe, ausgestreckt auf dem weichen Pfühl der Steinplatten des Kais, gehalten. Dem Leben am Strande und in den Straßen und Werkstätten entspricht das gemessenere, stillere, aber nicht unthätigere Leben auf dem Wasser. Da wird ein Anker gelichtet, da werden Segel zugerichtet, da wird ein Schiff kalfatert, da steigen die Mäckler von den Schiffen zur Börse, von der Börse in die Kaufhäuser mit ihren Waarenproben. Und da sind vollends zwei spanische Schiffe mit einer Million Havannacigarren angekommen und haben einen Kleinverkauf zu eröffnen nicht verschmäht. Halb Triest ist in Bewegung; Dutzendweise, was eine rauchende Seele zum Selbstgenusse verbrauchen will, mag man trotz dem Tabaksmonopol des Kaisers sich holen, und wie eilig wandert nun namentlich die junge cigarrenliebende Welt zu den Schiffen, holt sich seine Dutzend, „verbraucht's," d. h. verwahrt's geschwind zu Hause und holt sich eine neue Ladung und wieder eine, und so fort zu fröhlichem Vorrath; denn die Liebe hört zu nimmer auf, und auch die Cigarrenliebe ist erfinderisch.

Bemerken wir noch die Verschiedenartigkeit der Gesichter und Trachten, die sich auf den Schiffen, am Ufer, in den Kaffeehäusern, auf den Marktplätzen aus aller Welt Jungen durch einander mischen: Engländer, Schweden, Holländer, Spanier, Franzosen, Italiener, Griechen und Dalmatier, Perser, Russen, Türken, Armenier und Anatolier, „Juden und Judengenossen, Kreter und Araber." Der feierlich langsame Orientale und der geschwätzige Italiener, welch ein anziehender Gegensatz! Wir stehen am Markte und verzehren drei erquickende Orangen um zwei Kreuzer. Ein griechischer Schiffsherr hat sich eben aus einer Niederlage — die ich im Namen unserer armen Strumpfstrickvereine daheim um ihren Verkehr christlich beneidete — mit frischer Fußbekleidung versehen und geht mit seinem Dutzend blauer baumwollener unter dem Arme gravitätisch weiter. Die eigenthümliche Beinkleidung, im Grunde nichts als ein schwerer blauer faltenreicher, unter den Waden zugenähter Rock, macht jedes Schnellergehen unmöglich, und gewiß nichts weniger als schön watschelt der zugenähte Sack zwischen den Füßen hinterdrein. Da lungert ein Strohhutbändler am Pflaster, er sieht den Griechen daher wallen, springt auf, ergreift einen seiner feilen Hüte; „Capitano!" schreit er, und ehe sich's dieser versieht, hat er ihm den rothen langquastigen Fes vom würdigen Scheitel genommen und den Strohhut zum Schutz gegen die Junisonne darauf gesetzt. Mit gefälligsten Worten erklärt der listige Italiener Zweck und Werth seiner griechenfreundlichen That, der Capitano nimmt den Hut ab, besieht ihn kurz, setzt ihn wieder auf, greift in die Gürteltasche, gibt ein Stück gutgemünzten Papiers her, thut auch den Fes zu den Strümpfen unter'm Arm, und wie er gekommen, geht er wortlos feierlich weiter; viel schneller, als ich es schreibe, ist der ganze Handel abgemacht.

Unterhalten uns bei jedem Schritte solche fremde Figuren und Bilder ohne Worte, so fehlt es auch nicht an andern lebendigeren Schauspielen. Wie das Handelsvolk, das da kommt und geht, so ist die einheimische Bevölkerung Triests sehr bunt. Von Süden und Südosten her wohnen Slaven bis an die Thore der Stadt. Da führt einer einen schwerrädrigen niedern Wagen, mit zwei Ochsen bespannt, die Deichsel steht lang vor dem harten Joch in die Höhe, die ungeheuern Hörner der zwei Büffel laden sich weit wie Eichenäste aus. Ein Frachtkarren mit zwei Pferden begegnet dem ersten, als er um eine Ecke biegt; keiner will ausweichen, die Rosse fahren das andere Gespann fast über den Haufen. Da ergrimmt der offenbar südslavische Führer desselben, sein Stierhals röthet sich, die freie offene Brust wird noch breiter, das Auge schießt Flammen, seine Lippen schäumen, er dreht den Peitschenstiel um, und der eine diesseits, der andere jenseits des niedern Wagens stehen mit erhobenem Gewehr in Schlachtordnung einander gegenüber. Die

Wagen und ein unſern ſtehender Polizeimann verhindern den Ausbruch; aber gerade dieſe verhaltene Wuth, dieſes Zücken der Waffe, dieſes Geberdenſpiel, durchglüht von ſüdlicher Leidenſchaft — es war zum Malen, man mußte ſtehen bleiben und zuſehen, bis ſich das heiße Blut ſammt dem ineinander geſahrenen Geſpann endlich grollend und wetterleuchtend, doch ohne Blut und Wunden verlief.

Trieſt hat der ſonſtigen Merk- und Sehenswürdigkeiten bei weitem nicht ſo viele als andere, namentlich alte Städte von gleichem Umfang. Im Grunde iſt es eine junge Stadt, wenn nicht geboren, ſo doch in die Welt eingeführt erſt ſeit 1719. Da iſt alles Gegenwart, thätiges, geldmachendes Leben, und der Handel gibt ſo vollauf zu thun, daß an größere Betriebſamkeit in Selbſterzeugniſſen vorerſt gar nicht gedacht zu werden braucht. Der wichtigſte Zweig des hieſigen Gewerbfleißes iſt die Bereitung der Oelſeife, und die Fabrik von Chiozza und Söhnen hier wird als eine der größten Europas genannt. Ihre unterirdiſchen Oelbehälter faſſen 12,000 Eimer und ſie vermag in einem Jahre 120,000 Centner zu erzeugen. Der italieniſchen Spielwuth kommt eine Spielkartenfabrik mit 15,000 Spielen jährlich entgegen. Lieber als alle Fabriken möchte Trieſt die Eiſenbahn von Laibach über den Karſt herüber ſchon fertig haben.

Noch weiter als das gewerbliche Leben iſt aber das geiſtige und geſellige Leben in Trieſt zurück. Was letzteres betrifft, ſo iſt es ſtreng in Kaſten geſchieden, die eine freie Geſelligkeit nirgends aufkommen laſſen. Nur goldene Schlüſſel öffnen die Thüre zu der herrſchenden Kaſte. Da ſpielt namentlich das Militär dem allmächtigen Mammon gegenüber, der ihm ſeinen Säbel kauft und ſeinen Sold zahlt, eine ſehr geringe Rolle. Wie dieſes, ſo iſt Kunſt und Wiſſenſchaft eben geduldet. Wir treten in einen Kunſtladen am Corſo, um uns einige Anſichten von Trieſt zu kaufen. Wie klagen da die Verleger von Büchern und Kunſtwerken über Mangel an Theilnahme! Wir fragen jüngere, wohlgeſchulte, wiſſensfreudige Männer aus deutſchen Landen — wie können ſie außer ihrem Fleiß, ihrem Rechnen, Schreiben und Fuggern nichts in dieſem Geldleben anbringen! In der That werden aber deutſche Häuſer in Trieſt unter die blühendſten und gediegenſten gezählt.

Wer nicht einem beſondern Berufe oder Geſchäfte nachgeht, wird in Trieſt nicht länger als höchſtens einige Tage weilen. Wir nehmen noch ein Seebad vor Abend, und zwar nicht wieder im künſtlichen Badezwinger, ſondern im Freien, dort wo außen vor der Joſephſtadt die Welle friſch und voll ſich am röthlichen Ufer bricht. Muſcheln ſuchend und an einer todt an's Ufer geſpülten Schildkröte verſuchend, wie wir ſie von ihrem Panzer und dieſen vor ihr losbekämen, gingen wir ſchachmatt hin und herrlich geſtärkt zurück. Die Sonne hatte ſich geneigt, aus einem Feuermeer heraus goß ſie ihr Purpurlicht über den ganzen Meerbuſen herüber bis an die in die Landſpitzen von Pirano verlaufenden ſenſeligen Ufer; der Karſt glühte im roſigen Abendſchein.

So ſoll der ſchöne Tag würdig beſchloſſen werden mit einem Gang in das Boſchetto, zu einem der beliebteſten Vergnügungsorte der Trieſter. Schöne Wege führen in das hinter der Stadt ſüdöſtlich in den Karſtabhang ſich hineinziehende reizende Thal, eine halbe Stunde weit. Wir und ein gut Stück Trieſt wallen heute dahin zu gutem Wein in duftiger Kühle und zum Anblick der luſtigen Johannisfeuer, welche heute zur Vorfeier des morgenden Johannisfeſtes am Karſtabhang hin und her in einer Menge von Campagnen hell auf in die herandunkelnde Sommernacht lodern. Kaum erloſch eines, ſo flackerten andere neue auf, und das bis weit an das Gebirge hinan. Bäume, Gärten, Landhäuſer ließen ſich das rothflammende Licht recht ſehr gefallen, und unſer Auge erluſtigte ſich doppelt an einer Sitte, von der wir geglaubt hatten, daß ſie vorzugsweiſe im Norden zu Hauſe ſey und geweſen ſey, ſeit jener germaniſchen Urzeit, da dem Lieblinge der Götter und Menſchen, dem durch den Miſpelzweig getödteten Baldr zu Ehren Todtenfeuer angezündet, Quellen („Freyas Thränen") beſucht und Bäder genommen wurden, weil ſeine Gebeine in's Meer geworfen waren. Allein wie der Norden, ſo hatte der Oſten und der Süden von jeher ſeine heiligen Feuer an dieſem Tage der Sommerſonnenwende. Die Phönicier ließen ihr Moiochsbild glühen, die Slaven heizten ihrem Kupalos, die Letten ihrem Ligbo, die Griechen klagten und weinten ihrem Adonis, dem getödteten Sonnengotte, die Römer ihrem die Nächte durchblitzenden Summanus; die Chriſtenheit aber deckte die heidniſche Feier des vom längſten Tage an nun wieder abſterbenden Sonnengottes mit dem Geburtsfeſte Johannes des Täufers zu, der da mußte abnehmen, während Chriſtus mußte zunehmen. Der längſte Tag iſt ein Tag aus Freude und Trauer gemiſcht; auf dem Gipfel der Freude gehts abwärts, wie man ſinnbildlich im Norden heute noch das Johannisrad die Berge hinab rollen läßt. — So ziehen auch wir wieder abwärts und heimwärts durch's anmuthige Thal von Boſchetto, aber nicht ohne nach gut germaniſcher Weiſe unſere „Johannismahlzeit," unſere „Midſommersglibe" und unſern friſchen „Johannistrunk," gethan zu haben, wozu im nahen, hellbeleuchteten Roſettigarten der Radetzkymarſch ſeine luſtigen Fanfaren ſchmettert.

Aphorismen über den Kunſtſinn.

IV.

Von dem Raum machen wir den Schritt zu der Zeit, von der bildenden Kunſt zu der Tonkunſt.

Die Phyſiker ſagen uns, ein an einem Bindfaden in freier Luft hängender Eiſenſtab, mit einem Hammer angeſchlagen, gebe einen Ton von ſich; ſetze man das Anſchlagen längere Zeit und in verſchiedenem Tempo fort, ſo ſange der Stab an zu glühen, ſo daß man in dunklem Zimmer ohne Mühe dieſes Rothwerden wahrnehmen könne. Daraus wird der Schluß gezogen, Ton und Farbe müſſen gleichbedeutend ſeyn, und zwar Produkte der Bewegung. Die Farben läßt man durch die Wallungen des Aethers und durch das Anſchlagen der Aetherwellen an die Netzhaut des Auges entſtehen, ähnlich den Tönen, die durch die Wellen der Luft und ihr Anſchlagen an das Trommelfell des Ohrs hervorgebracht werden; und wie die raſcheren und kürzeren Wellen der Luft höhere Töne, ſo bilden die raſcheren und kürzeren Wellen des Aethers höhere Farben. Ja, die neuere Naturforſchung hat die Analogie zwiſchen den Tönen und den Farben bis auf den letzten Punkt entwickelt, indem ſie nachgewieſen, daß der Schwingungsunterſchied der ſchreienden Farben in Bezug auf größere oder kleinere Geſchwindigkeit der Aetherwellen einer irrationalen mathematiſchen Größe gleich kommt, ſo wie diejenigen Töne diſſonirend ſind, deren Schwingungen ſich ebenfalls durch eine mathematiſche Größe nicht beſtimmen laſſen.

Wir haben es hier nicht mit der mathematiſchen Bedeutung dieſes intereſſanten Problems zu thun; darüber aber kann kaum ein Zweifel ſeyn, daß wenn auch bei dem Sichtbarwerden der Farben ſowohl als bei dem Hörbarwerden der Töne Bewegung ſtattfindet, daraus noch lange nicht folgt, daß Farbe und Ton nur verſchiedene Weiſen derſelben Offenbarung einer innern Weſenheit ſind. Bloß als bewegt iſt die Materie weder tönend noch farbig; die Bewegung kann vielmehr nur als das beide Eigenſchaften begleitende, ihre Wahrnehmung vermittelnde Moment angeſehen werden, und in ſo fern allein iſt die Analogie ſtatthaft. Die einfachen Regenbogen- oder prismatiſchen Farben ſind weiter nichts als der allgemeine Typus der in der Natur ſich vorfindenden konkreten Farben; die wirkliche Farbe in einem beſtimmt gegebenen Falle läßt ſich dem Farbentone, wie er in der Reihenfolge des Spectrums erſcheint, zwar vergleichen und ſubſumiren, iſt aber gleichwohl ein Specifiſches, das durch raſchere und langſamere Aetherſchwingungen allein ſeine Erklärung nicht findet. Eben ſo läßt ſich zwar der Ton ſchlechthin, d. h. der Klang nach ſeiner beſtimmten Höhe und Tiefe, nach gegebenen Schwingungsverhältniſſen bemeſſen; ſein wirkliches Weſen aber, das Eigenthümliche in dem Klang, bleibt davon unberührt und kann bis zur Stunde wenigſtens wiſſenſchaftlich und mathematiſch nicht erklärt werden. Es können tauſend Menſchenſtimmen vermittelſt derſelben Schwingungsknoten in ihren Kehlen einen und denſelben Ton ſingen, der Klang einer jeden dieſer tauſend Stimmen iſt nichts deſto weniger ein anderer, von den neunhundert neunundneunzig übrigen weſentlich verſchiedener. Noch weit fühlbarer iſt der Unterſchied in dem Klange der Blech- und Saiteninſtrumente.

Wir werden daher nach wie vor Ton und Farbe als eine beſondere Eigenſchaft der Materie anzuſehen haben; von der irrthümlich vorausgeſetzten Identität beider dagegen eignen wir uns ſo viel an, daß Malerei und Tonkunſt unmittelbar an einander grenzen. Was die Malerei durch die Farben darſtellt, bringt eine harmoniſche, lebendig erregende Wirkung auf das Auge dadurch hervor, daß die Reihenfolge der Farben, welche zwiſchen Schwarz und Weiß liegt, nach den natürlichen Geſetzen der Succeſſion in Verwandſchaft und Gegenſatz zur Anwendung gebracht, auf der Raumfläche zuſammengeſtellt iſt. Das Succeſſive in der Farbenſcala iſt eben nichts anderes als der durch die Zeit gemeſſene oder beſtimmte Raum, ein Nacheinander, das wir zwar auf Einen Blick gewahr werden, deſſen eigentlicher Sinn und tieferes Verſtändniß dagegen ſich nur bei einem ſucceſſiven, von Moment zu Moment fortſchreitenden Sehen erfaſſen läßt.

Das reine Zeitverhältniß indeſſen, oder die Zeit, wie ſie an ſich iſt, gewinnt erſt in der Muſik einen vollkommenen Ausdruck. In ihr iſt die Zeit das Erſte und der Raum nur beziehungsweiſe in Anſchlag zu bringen. Die Materie erklingt oder ertönt in der Zeit. Es iſt die innerſte, ureigenſte Natur des Stofflichen, die ſich im Tone aufſchließt, eine Bewegung oder Lebensregung, die das geſammte individuelle Weſen eines Körpers durchzittert, und ſo von Innen heraus der Luft ſich mittheilend, welche die Schallſchwingungen fortleitet, zum Gehörorgan gelangt. Den Schall oder Ton an ſich erklären aber kann man nicht. Die Phyſik weiß allein anzugeben, wie

der Ton sich offenbart und zu unserem Bewußtseyn gelangt. Es wäre sogar keineswegs undenkbar, daß, erinnernd an die von den Alten behauptete Sphärenmusik, die Materie als solche ertönt, ohne daß unser Ohr dieses Tönen vernimmt, gleichwie erwiesen ist, daß die Materie leuchtet, auch wenn wir dieß nicht zu sehen vermögen.

Sofern die Tonkunst die zeitliche Auseinanderfolge der Töne zu ihrem Gegenstand hat, ist sie der Gegensatz der bildenden Kunst. Diese begrenzt die im Raum in's Unendliche sich ausbreitende Materie, wogegen die Tonkunst den Augenblick, in welchem der Ton sich offenbart, in eine grenzenlose Zeitfolge auseinander zieht. Die Tonkunst strebt über sich hinaus nach dem Unendlichen; Sehnsucht ist ihr Grundzug: sie will erreichen, was ihr ewig unerreichbar ist, möchte einen Gegenstand erfassen, den sie nur in weiten Kreisen umschweben kann, etwas aussprechen, wofür sie nur Anklänge und Andeutungen hat. Der Eindruck, den ein edles Tonwerk auf uns macht, ist deßhalb nie frei von wehmüthiger Beimischung; die heitersten Melodien, der frohlockendste Tonjubel lassen in der Brust ein ungestilltes Verlangen zurück, entsprechend der elegischen Falte, die über das heitere und klare Antlitz der Natur sich zieht, wenn der Blick überall Spuren der Vergänglichkeit begegnet. Weil die Zeit in jedem Moment sich selbst negirt, gleich dem Saturnus ihre eigenen Kinder verschlingt, weckt sie fortwährend die schmerzliche Sehnsucht nach dem Vergangenen und das melancholische Verlangen nach dem Zukünftigen. Bei den räumlichen Künsten liegt umgekehrt der Genuß in der Sättigung, in der Befriedigung, welche daraus entsteht, daß das, was im Verlauf der Zeit sich selbst negirt, das Leben, dem zeitlichen Werden und Vergehen enthoben, ohne Mehrung und Minderung seines Werthes, so zu sagen als eine ewige Existenz in einen räumlichen Rahmen zusammengestellt ist.

Ihrem Charakter entsprechend vermag die Musik die Lebensidee nur in einer von den bildenden Künsten wesentlich abweichenden Weise darzustellen. Wie der Ton recht eigentlich die Seele der Materie und deren ideale Gesetzmäßigkeit offenbart, so können auch die musikalischen Tonreihen nur ideelle Lebensregungen hervorrufen. Das Leben, das einen musikalischen Ausdruck gewinnt, beschäftigt nicht die Vorstellung und das Denken; es wirkt ausschließlich auf das Pathetische im Menschen, auf jene verschleierte Gemüthswelt, die in tiefen Gefühlen und aufschäumenden Leidenschaften sich bethätigt. Andere Zustände vermag die Musik nicht darzustellen, weil sie nur von dieser Seite Zugang zu der Menschenbrust hat. Das Pathetische, jene Gefühlserregungen, die in der Freude und dem Schmerz, in der Liebe und dem Hasse, in der Hoffnung und der Furcht sich individuell aussprechen, sind ganz und gar ein bloßes Zeitverhältniß unserer Geistesthätigkeit. Gewiß, der Geist lebt überhaupt nur in der Zeit; allein als anschauend, vorstellend, denkend entfaltet er sich in die räumliche Breite, zu der Summe oder dem ruhenden Besitz seines Wissens, wo eines immer das andere bedingt, stützt und hält; weil aus der Anschauung und ihren räumlichen Dimensionen hervorgegangen, sind Vorstellungen und Gedanken mit dem wesentlichsten Merkmal der Anschauung behaftet. Gefühl und Leidenschaft dagegen haben lediglich eine zeitliche Existenz; sie entstehen als die wechselnde Temperatur des Gemüthes in Folge gewisser Anschauungen und Vorstellungen und haben Bestand nur als zeitweise Erregungen unseres Seelenlebens. Das entsteht, wächst, steigert, spannt sich — nimmt ab, verkühlt, erlahmt, verschwindet, wie alle bloß zeitlichen Größen. Das Maaß des Gedankens, in dessen vollem Besitz ich mich weiß, bleibt sich stets gleich; das Gefühl oder die Leidenschaft erscheinen jedesmal wieder als andere, von immer wechselnder Stärke und veränderlichem Maaßverhältniß. Mit dem veränderten Maaße aber, der größeren oder geringeren Energie wechselt zugleich auch die Qualität des Leidenschaftlichen, das stets gemischter Natur ist. Darum muß der ächten, tiefempfundenen Musik stets ein elegischer Zug beiwohnen, denn das Elegische ist die ungeschiedene Einheit von Freude und Schmerz, von Liebe und Haß, von Hoffnung und Furcht. Die Vergänglichkeit des Zeitlichen, in die Gemüthsstimmung übersetzt, heißt Wehmuth, so daß das Pathetische als solches eben als das in jedem Moment Wechselnde und Veränderliche, sich selbst Aufhebende ein Doppelgesicht zeigt, in der Beängstigung sich frei und in der Freiheit sich beängstigt fühlt. Ein bestimmtes Gefühl hebt sich nur auf der Folie seines Gegentheils klar hervor: wer nicht hassen kann, der kann auch nicht lieben; um die Freude voll zu empfinden, muß man die Trauer kennen; an der Rose der Hoffnung wächst immer und überall auch der Stachel der Furcht. Die Vorstellung von dem durch die Natur des Zeitlichen bedingten Ende des Leides weckt Freude, wie andererseits die Freude bei dem Gedanken an ihre flüchtige Natur sich in Leid verkehrt. Immer aber findet die Seele in der Leidenschaft sich in dem Maaße gefördert und gehoben, in welchem sie den Druck und die Beklemmung von sich genommen fühlt.

Um so ungeheurer ist die Macht der Musik über das Gemüth, wovon die Sage gebildeter Völker so manchen geistreichen Zug zu erzählen weiß. Das Pathos ist in der Jugendzeit am unmittelbarsten und kräftigsten, und darum auch die Wirkung der Tonkunst um so durchschlagender. Die Indier, treu ihren abenteuerlichen Uebertreibungen, kleiden die Wirkungen der Musik in das Fabelgewand stupenden Unsinns. Ohne

Vergleich sinniger ist der griechische Mythus von Orpheus und Amphion. Damon, der Tonkünstler, so erzählt Galenus, traf eine Flötenspielerin, welche trunkenen Jünglingen phrygisch blies, und diese geberdeten sich wie Wahnsinnige; er befahl ihr dorisch zu blasen, und sogleich legte sich ihr Taumel. Eben so berichtet Basilius der Große, daß Timotheus, der Zitherspieler, durch die phrygische Weise den Alexander zu den Waffen gebracht und nach Ermäßigung der Harmonie (also wohl in den dorischen Ton übergehend) zu den Schmausenden zurückgeführt habe. Unter den neueren Musikern ragt Beethoven als eine wahre Riesengestalt hervor, weil er die Gefühlsgegensätze, welche die Gemüthswelt bald aufregen, bald sänftigen, wie kein anderer zu behandeln weiß. Ist es bei Joseph Haydn das in seinem Gott zufriedene Gemüth, bei Mozart die Lust und der Schmerz der Liebe, die überall durchklingen, so hat Beethoven das Pathos als solches, den Sturm der in ihren tiefsten Tiefen aufgeregten Leidenschaft in den hinreißendsten und bewältigendsten Jubel- und Schmerzenstönen kund gethan. Namentlich wird von seiner siebenten und neunten Sinfonie behauptet, daß sie am tiefsten, innigsten, großartigsten und gewaltigsten die pathetische Natur der Tonkunst ausprägen. Ein anerkannter Kenner der Musik (Otto Gumprecht, Geist und Musik; im „deutschen Museum," 1852. Bd. I. S. 597 ff. und 801 ff.) urtheilt von der A-dur-Sinfonie, auf eine ernste weitausgeführte Einleitung folge ein feuriges, lebenskräftiges Allegro, das in beflügeltem Daktylenrhythmus, eine andere Ode an die Freude, dahinströmt. Vor dem Zuhörer entrollt sich eine glückliche Welt, in der alles zum Genuß auffordert. Einzelne schneidende Dissonanzen und düstere Klänge mischen sich zwar, wie unheimliche Ahnungen, in die allgemeine Lust, aber sie gehen flüchtig und unbeachtet vorüber. Noch hallt in der Seele der unendliche Jubel nach, mit dem der erste Satz schließt; da tönt plötzlich ein Quart-Sexten-Accord in A-moll, welcher das Allegretto eröffnet, bajwischen. Es ist als ob uns der Componist mit besonderer Feierlichkeit zur Aufmerksamkeit mahnte. Und nun folgt eine hoffnungslose Klage, die zuerst im Pianissimo geflüstert, in der dritten Wiederholung sich zum höchsten Pathos des Schmerzes steigert. An diese einfache und ergreifende Melodie schließen sich milde, freundliche Klänge; aber hier ist aller Freundeszuspruch vergeblich, der wahre Schmerz muß durchgerungen seyn; die erste Klage kehrt noch schmerzlicher zurück und zuletzt löst sich das Thema in einzelne gebrochene Seufzer auf. Im Presto rafft sich die Seele empor und fast scheint es, als hätte sie sich zur glücklichen Sorglosigkeit des ersten Satzes wieder erhoben; da sinkt im Trio das ganze Orchester in die alte Klage zurück. Aus dem letzten Satz spricht zu uns jener höchste Grad des Schmerzes, der alle Mittel erschöpft, nicht einmal Thränen hat, jene Verzweiflung, die in der Ausgelassenheit des Wahnsinns Rettung vor sich selbst sucht. Kurze, gewaltsame Rhythmen, grelle Uebergänge, fürchterliche Dissonanzen, eine unerhörte Instrumentation, durch welche die Stimmen der einzelnen Instrumente ganz entstellt erscheinen, wirken zu einem wilden bachantischen Taumel zusammen, der nur manchmal durch den Schmerzensschrei des zu Tod gängsteten Herzens übertönt wird. Da ist nirgends Ruhe, in athemloser Hast stürmt alles dem Untergang zu.

Die einfachsten Elemente der Musik liegen in dem Nacheinander oder in der Auseinanderfolge der Töne. Allerdings kann der Ton an sich schon, wie er in einem einzelnen Zeitmoment erklingt und verklingt, angenehm, oder wenn man will, schön seyn, zunächst für das Gehör und dann auch für das Gemüth; schon in dem einfachen Ausdruck des Schmerzes und der Freude kann sich ein Inneres, ein Wesenhaftes unserem Gefühl offenbaren, wie es ausgemacht ist, daß nicht bloß gewisse Menschenstimmen und gewisse Instrumente, sondern namentlich auch einzelne Noten bei gewissen Stimmen und Instrumenten musikalisch anziehen und befriedigen, andere dagegen gleichgültig lassen oder abstoßen. Eine eigentlich künstlerische Wirkung kann man dieß jedoch eben so wenig nennen, als wenn uns der rohe Stein gefällt, aus dem ein Götterbild sich meißeln läßt. Die Hauptsache, das Wesentliche bei der Musik ist die Auseinanderfolge der Töne. Hier nun ist zu bemerken, daß das elementare Naturgesetz, wonach eine sinnliche Verwandtschaft besteht zwischen der sinnlichen Materie und dem Gehörsnerv, eine Fülle von Gestaltungen hervorbringt, die zum Geist in keinerlei Beziehung stehen. Die Töne ziehen sich wechselseitig an und stoßen sich ab; andere gehen Verbindungen ein, leiten zu andern über, andere stehen im schärfsten Gegensatz, kurz, es geht durch die Tonwelt dieselbe Ordnung, derselbe organische Trieb, wie durch das ganze Reich der Natur. Die Musik, welche, ohne einen höhern Gehalt zu bieten, mit diesem Naturgesetz in Uebereinstimmung bleibt, wird immer, wie alle reine Natur, einen angenehmen Eindruck auf uns machen. Eine Composition, die keinen andern Vorzug hat als diese sinnliche Schönheit, hat deßhalb immer noch einen gewissen Werth, insofern sie eine sinnlich lebendige Erregung, ein sinnlich Pathetisches im Hörer hervorbringt. Von dieser Seite ist auch der ungebildete Naturmensch den Einwirkungen der Musik zugänglich. Eine wahrhaft künstlerische Behandlung des Tons jedoch, eine solche, die den Anforderungen eines reich entwickelten Gemüths genügt, läßt diese bloß natürliche Schönheit immer mehr in den Hintergrund treten, ähnlich wie bei der bildenden Kunst, wo das sinnliche Wohlgefallen von einer geistigen Lebensidee verdrängt

wird. Die höhere Muſik wirkt auf das innere Gefühl, auf das geiſtige Pathos. Dazu eignet ſich aber immer nur eine ſolche Succeſſion von Tönen, die wir Melodie nennen und definiren können als den organiſch gegliederten Tongedanken. Je reiner und vollſtändiger die Melodie einen in ſich abgegrenzten Inhalt unſeres Gefühlslebens ausdrückt, deſto gelungener, ſtyliſtiſch richtiger iſt ſie, und man wird ſchwerlich fehlgreifen, wenn man die Melodie und den Inhalt der Muſik als eines und daſſelbe betrachtet. Es widerſtreitet daher auch aller gefunden Auffaſſung, die Harmonie das Frühere in der Muſik zu nennen, und heißt ungefähr eben ſo viel, als wenn man in der Plaſtik den paradoxen Satz aufſtellen wollte, der ſogenannte archäiſche oder alterthümliche Styl, der die Geſtalt ſcharf und zum Theil hart, nur in ihren weſentlichen Formen darſtellte, müſſe in der Entwicklung der griechiſchen Kunſt ſpäter ſeyn als der klaſſiſche Styl in dem Zeitalter des Praxiteles und Skopas. Wir beſitzen bis zu dieſer Stunde Melodien, die uns tief ergreifen und denen eine begleitende Harmonie nicht beigefügt werden darf, wenn nicht die reine Wirkung getrübt werden ſoll (F. Hand, Aeſthetik der Tonkunſt, 1837).

Eine Pariserin.

1.

Jüngst erst, wie munter und scharf hast du Germaniens blonde
Blühende Frauen verhöhnt, braune Pariserin du!
Traumhaft nanntest du sie und ungelenk und empfindsam,
Seelen von Blei und Azur ohne dämonische Glut.
Häufig hört' ich mit Lob von ihrer Treue dich reden;
Denn wer nie sich bewegt, sprachst du, der wechselt auch nicht.
Spöttisch priesest du sie ob ihrer friedlichen Tugend,
Die kein glücklicher Schalk störe mit schmeichelndem Witz.
Und in heiterem Stolz schienst du dem Schöpfer zu danken,
Daß sein allmächtiges Wort dich zur Französin gemacht.

2.

Trüb und gedankenvoll und wie gelähmt und gefesselt
Schauest du brennenden Augs jetzt in die Ferne hinaus.
All die sarkastische Lust und der triumphirende Frohsinn
Und der sprudelnde Geist scheinen auf ewig dahin.
Nicht mehr freuet der Spott dich über die goldigen Haare,
Ueber das deutsche Gemüth und den germanischen Ernst.
Schweigend sitzest du da wie ein kranker, leidender Vogel,
Der sein niedliches Haupt in sein Gefieder versteckt.

3.

Ach! was ist dir, was ruft so schnell dich und so gebietrisch
Aus dem verlorenen Land brütender Ruhe zurück?
Was verwandelt so rasch den Schlummer in Fieberbewegung
Und fährt zuckend dahin über dein blasses Gesicht?
Ist es die Walzermusik, die durch die dunkelnde Luft, wie
Leid mit Wonne vermählt, klagend und kosend ertönt?
Gerne lauschtest du sonst den Sirenenklängen der Wehmuth,
Und jetzt seh' ich sie dich schütteln wie plötzlicher Frost.

4.

O! ich verstehe die Wuth, die dich erfasset: der Walzer,
Wie die Rebe des Rheins, ist ja ein deutsches Gewächs.
Nicht verborgen ist mir, daß eine deutsche Sirene
Dir ein vergöttertes Herz walzend im Fluge geraubt.
Anastasia walzt, wie Wienerinnen nur walzen,
Schmachtend und lächelnd und leicht, leicht wie ein fliegender Pfeil.
Und der fliegende Pfeil hat deinen Geliebten getroffen,
Und von dem Pfeile berührt war er verloren für dich.
Treue hat er dir einst bei den himmlischen Mächten gelobet,
Aber im Feuer der Lust löset sich jeglicher Eid.

5.

Deutsch wohl ist ihr Accent, doch glänzen nicht golden die Locken;
Leuchten in ihrem Blick siehst du hesperische Glut,
Schauest in ihr ein Kind des bunten, heiteren Oestreichs,
Wo sich nordisches Mark paaret mit südlichem Blut.
Schwarz mit azurenem Aug' und schlank gewachsen und nervig
Bis zur Zehe hinab Leben und üppige Kraft,
Reitet sie, schwimmt sie und tanzt, ist auf beflügeltem Rosse,
Wie auf dem See des Gebirgs, wie auf dem Balle zu Haus;
Und zu frohem Gesang mit klarer Stimme begabet,
Scheint sie von Amor selbst Männer zu kiren bestimmt.

6.

Nicht verhöhnest du mehr Germaniens blühende Frauen,
Wie du jüngst es gethan, braune Pariserin, jetzt.
Traumhaft sind sie nicht mehr und ungelenk und empfindsam,
Seelen von Blei und Azur ohne dämonische Glut.
Aber die Aber des Spotts, die Quelle des attischen Salzes
Wird dir bleiben und dir lindern den stechenden Gram.
Lindern ihn wird sie nicht nur, sie wird ihn am Ende besiegen,
Siegen am Ende der Geist über das grollende Herz;
Von dem Schmerze gekränkt der Weisheit Blume sich heben,
Und dein alter Humor wird uns erquicken wie sonst.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Auguſt.

Neubauten. — Kirchliche Bewegung. — Kunſt. — Theater.

Berlin wächſt mit jedem Tage. An allen Enden, vor allen Thoren der ausgedehnten Stadt, innerhalb und außerhalb der Mauern ruft der Sommer neue Bauten hervor. Und nicht allein, daß dieſe zur Vergrößerung Berlins beitragen, ſie verſchönern es auch, denn man baut hier jetzt in den meiſten Fällen mit einem Geſchmack und einer Zierlichkeit, daß unſere Straßen ein immer eleganteres Anſehen gewinnen. Die letztere Erſcheinung bewirkt dann wieder, daß an älteren Gebäuden Umbauten vorgenommen, neue Façaden angebracht werden u. dgl. mehr. So läßt der Prinz Friedrich, des Königs Vetter, der lange in Düſſeldorf reſidirte, nun aber dauernd nach Berlin überſiedelt, ſeinen Palaſt in der Wilhelmsſtraße, welcher aus der einfachen Zeit des vorigen Königs ſtammt, in der Façade mit einem prächtigeren Balkon, mit Arabeskenreliefs und andern Skulpturen ſchmücken. Ein neuer Palaſt entſteht am Leipziger Platze für den Prinzen Adalbert, unſern Admiral der Zukunft, einen der liebenswürdigſten und gebildetſten Prinzen, deſſen jetzige Gemahlin bekanntlich einſt Thereſe Chlöer hieß. Nach allen Seiten hin erſtreckt ſich die neue Kultur des verfeinerten graziöſeren Geſchmacks, der freilich mehr in Dekoration und Verzierung ſeine Wunder entfaltet als in der Ausprägung einer charaktervollen Bauweiſe. Auch das Innere des neu aufgebauten Kroll'ſchen Lokals, das früher einem Gemiſch von Arena und Treibhaus glich, zeigt ſich jetzt in ſeinen glänzenden Renaiſſanceformen und der ſanften Dekorirung von Gold und Grün ungleich zarter und reizvoller.

Neben dieſen Bauwerken des Luxus und der Vergnügungsluſt bauen auch der kirchliche Sinn und die Induſtrie ihren Göttern und Genien Tempel der Andacht und der Arbeit. Die neue Petrikirche, vom Baurath Profeſſor Strack entworfen, vom Baumeiſter Dieckhoff in der Ausführung geleitet, hat den Schleier des Gerüſtes abgeworfen und läßt ſich bewundern in der Anmuth und Sylvolen Reinheit ihrer ſchlanken Glieder. Denken Sie ſich ein hohes Schiff in Kreuzesform, deſſen Seitenflügel in hohe Giebel mit Gitterdurchbrüchen auslaufen, von je zwei zierlichen Eckthürmchen überragt. Breite Spitzbogenfenſter und darunter eine Pforte durchbrechen die Mauerfläche unter dem Giebel. Daran ſchließt ſich nach hinten zu der Chor in mehreckiger Form mit ſchmal aufſchießenden Spitzbogenfenſtern und ſtufenartig emporſteigenden Strebepfeilern. Vorne in der Façade ſtreckt ſich das Schiff wieder in zwei Giebelbauten aus, zwiſchen denen der mehr als vierhundert Fuß hohe Hauptthurm wie ein Stein gewordener Andachtsſtrahl emporſchießt. Je höher er ſteigt, um ſo mehr verjüngt er ſich und treibt ſich ſchlanker und ſchlanker der metallenen Spitze zu, die aus kaſſettenförmig gebildeten Zinkplatten beſteht und nach allen Seiten hin, als gelte es auch hier noch Stufen für das zum Himmel ſtrebende Gefühl, Spitzen ausſtrahlt, bis endlich eine nach oben geöffnete Blüthe in Form eines Kreuzes alle dieſe Strebungen in ſich vereinigt und auch deren geiſtigen Inhalt mit ihrem Dufte in den Aether ausſtrömen ſcheint. In der That, die Strack'ſche Kirche iſt der ſchönſte Bau dieſer Art, den unſere Hauptſtadt aus neuerer Zeit aufzuweiſen hat. Aus älterer wiſſen wir nur die mächtige Marienkirche und die kleine Kloſterkirche ihr zur Seite zu ſtellen, beide ebenfalls gothiſche Bauten. Im ſpätbyzantiniſchen Style entſteht in der Nähe der Weberſtraße noch eine Kirche mit hohem Tambour und einer Kuppel, die wie ein ſcherartiger Ballon oder Fallſchirm geſtaltet iſt. Endlich erhebt ſich in dem neuen und glänzenden Stadttheil zu Seiten des Thiergartens, in welchem erſt vor wenigen Jahren die Matthäikirche errichtet wurde, eine Agitation zum Zweck eines neuen Kirchenbaus in dieſer Gegend. Man wünſcht der Frömmigkeit unſerer Zeit zahlreiche Denkmäler zu ſetzen, und ſcheint des Glaubens zu ſeyn, daß, wenn auch für den Augenblick das Bedürfniß keine neuen Lokale kirchlicher Andacht mehr erfordere, man doch eilen müſſe, die augenblickliche Stimmung zu benutzen zu ſchnell geſeſſeltem ſichtbarem Ausdruck. Der letzterwähnte Stadttheil gerade iſt es, wo eine Menge reichbeſoldeter Beamten wohnt und der deßhalb im gewöhnlichen Leben beim Publikum das „Geheimerathsviertel" heißt. Hier geht die Stimmung mit dem Barometerſtande in den höhern Regionen des Staates auf und ab, da man im Kultusminiſterium jetzt in höherem Grade als früher je für die innern Miſſionen ſchwärmt, ſogar die Anſtellung von etwa vierhundert Vikaren beabſichtigt, um den Predigern freie Zeit zum miſſionären Wirken zu ſchaffen, ſo mußte ſich folgerichtig der kirchliche Enthuſiasmus auch in den Beamtenkreiſen ſteigern. Und dürfen wir leugnen, daß die evangeliſche Kirche in dieſem Augenblick der lebhaften Theilnahme ihrer Anhänger auf das Entſchiedenſte bedürftig iſt? Gewiß nicht. Die Tendenzen des Ultramontanismus dringen ihr hart auf den Leib, die Jeſuitenmiſſionen in Schleſien, Poſen und am Rhein locken Tauſende an und bleiben wohl nicht ohne aufregende Wirkung auf die Gemüther des wenig urtheilenden Volks. Aber die Anſichten über die Mittel, welche dieſen römiſchen Tendenzen erfolgreich begegnen könnten, ſind freilich ſehr getheilt. Auf der einen Seite glaubt man ſie in vermehrten Kirchenbauten, in ſtrengerem Halten am Dogma, in evangeliſchen Miſſionen, in geiſtlicher Ueberwachung und Buriſficirung der Schulen zu finden; auf der andern iſt man der Meinung, daß nur eine aufgeklärte und freiſinnige Pflege des

protestantischen Geistes persönlicher Ueberzeugung und unabhängiger Wissenschaftlichkeit dem tausendarmigen Gegner die Spitze zu bieten vermag. Der ächt protestantische Geist der Duldung und Versöhnung auf dem Grunde allgemein christlicher Principien war es, der unter Friedrich Wilhelm III. das Werk der kirchlichen Union entstehen und gedeihen ließ. Mag die Union immerhin ebenfalls mißbraucht worden seyn, indem z. B. Verfolgungen der vereinzelt gebliebenen Lutheraner nicht ganz ausblieben, so war doch in dieser Beziehung nur der Mangel zu befürchten, und man hätte sich hüten sollen, die Union selber in Frage zu stellen. Dieß geschah jedoch durch einen Erlaß des Oberkirchenrathes, welcher verordnete, daß diese höchste kirchliche Behörde fortan zu gleichen Theilen aus Anhängern des lutherischen und aus Anhängern des reformirten Bekenntnisses zusammengesetzt seyn solle, ohne an eine Vertretung der Union irgendwie zu denken. Indessen zeigt sich nun doch, daß die bedeutsame Stiftung Friedrich Wilhelms III. unter den Gebildeten des preußischen Volks in umfassenden Kreisen eine richtige Würdigung noch heute findet. Zahlreiche Proteste haben sich gegen die Nichtvertretung der Union in der obersten Kirchenbehörde erhoben, unter denen die der theologischen Fakultäten zu Halle, Bonn, Königsberg und Greifswalde voranstehen.

Von den Bauten ging ich aus und gerieth plötzlich in die theologischen Streitigkeiten unserer Zeit. Das kann dem Besonnensten begegnen, denn es geschieht leider des Unbesonnenen so viel, daß man nicht kalt daran vorüber gehen kann. Aber ich kehre zu meinem Ausgang zurück und wende mich zur Industrie, deren Bauluft zu den erfreulichsten Zeichen gedeihlicher Betriebsamkeit gehört. Mehr als eine neue Fabrik ist seit kurzem aus der Erde gewachsen, und namentlich erblüht in Berlin der Maschinenbau zu den umfangreichsten Unternehmungen. Der auf diesem Felde schon berühmt gewordene Borsig, der vor etwa zwanzig Jahren als armer Arbeiter nach Berlin kam und jetzt einer der reichsten Männer Preußens ist, ausgedehnten Grund und Boden, ein herrliches Landhaus besitzt, hat in Moabit eine zweite großartige Fabrik erbaut und eröffnet. Zwei riesige Schornsteine steigen neben ihr empor und einer davon ragt wie ein rundes Minaret über alle umliegenden Bauten hinaus. Er besteht aus einer Doppelmauer, von denen die innere den Rauchsang umschließt, während zwischen beiden sich eine Treppe emporwindet, auf der man die Thurmhöhe des Schornsteins ersteigen kann. Die Villa dieses Meisters der Maschinenbaukunst ist von einem prachtvollen Garten mit großen Gewächshäusern umgeben, in deren einem eine mächtig aufgeschlossene und wundervoll blühende Victoria regia, die Tochter der amerikanischen Tropen, einem ebensalls in diesem Sommer blühenden Gewächs derselben Gattung im königlichen botanischen Garten stegreiche Concurrenz machte. Die Pflanze muß fortwährend nicht allein in gehegten Räumen, sondern auch in erwärmtem Wasser gehalten werden. Sie besteht aus einem baumdicken Stengel mit wenigen, aber sehr großen und dickfleischigen Blättern und trägt eine weiße Glockenblume in riesiger Lilienform. Borsig ließ durch ein geringes Eintrittsgeld die seltene Erscheinung nicht allein zu Kenntniß und Genuß, sondern gleichzeitig zu wohlthätigem Zwecke wirken. Mehrere Tage gab es da zahlreiche Wallfahrten nach dem Dörfchen Moabit, das aus Landhäusern, Kaffee- und Bierwirthschaften, Brauereien, Fabriken und Arbeiterwohnungen eigenthümlich zusammengesetzt ist.

Seit ein paar Wochen hat uns der Meister Kaulbach, der mit seinen Schülern wieder gar fleißig an der Förderung seiner großartigen Schöpfungen im neuen Museum arbeitete, auf kurze Zeit verlassen, um sich von angestrengter Thätigkeit für neue Anstrengungen im Bade zu erholen. Inzwischen beschenkten andere Künstler das Publikum mit neu entstandenen Kunstwerken. Wie selbstbewußt und edel die norddeutsche Geschichtsmalerei sich entwickelt, dafür lieferte uns wieder der treffliche Julius Schrader durch sein Gemälde: „die letzten Lebensaugenblicke Leonardo's da Vinci in den Armen Franz des Ersten“ einen herrlichen Beweis. Im Mittelpunkte des Bildes erblicken wir die greise Gestalt des sterbenden Künstlers. Er ruht in einem Lehnstuhl, eine gelbe seidene Decke über die von einem Kissen gestützten Füße gedeckt, denn schon berührt ihn der Frost des Todes. Die abgemagerte, aber jarigebildete rechte Hand liegt schwach und matt auf der Lehne des Stuhls, während die Linke vom Könige gehalten wird, der sich über den Sterbenden beugt. Leonardo's Antlitz richtet den Blick, in welchem die ganze Tiefe einer geistesgroßen Persönlichkeit noch einmal aufzuleben scheint, nach oben und sucht des Königs Auge, das dagegen wenig von dem mächtigen Eindruck verräth, den solch ein Blick eines sterbenden großen Mannes zu erzeugen vermag. Es ist eben Franz der Erste, der wenn auch kunstliebende, doch auch eitle, prächtige, weniger gemüthvolle, als der äußern Wirkung zustrebende französische Ritter auf dem Thron, den Schrader darstellen wollte; daher seine volle, tunige, hingegebene Versenkung in den Augenblick und seine schmerzliche Gewalt, sondern mehr nur eine freundliche, huldvolle Theilnahme, die er dem berühmten Künstler erweist. Die einander fast berührenden Köpfe bilden einen ungemein interessanten Gegensatz. Im Antlitz des Leonardo eine gelblich schimmernde Blässe, der das Lebensblut bereits entwichen, in der der Geistesathem des Lebens zum letztenmal aufflammt, doch mit welcher Weihe, mit welcher Würde! Der Kopf des Königs, vom Halse straff emporgetragen, zeigt die ganze Frische männlicher Kraft, blühende, fast üppige Gesundheit, wie wir uns den zu ritterlicher That wie zu galanten Unternehmungen stets bereiten Fürsten vorstellen mögen. Ein Schüler Leonardo's, ein schöner Jüngling mit langen braunen Locken, beugt sich von links über einen Tisch mit Früchten, um bis zum letzten Momente in das brechende Auge des verehrten Meisters schauen zu können. Thränen strömen über seine sanft gerundeten Wangen und er legt seinem unaufhaltsamen Schmerze keinen Zwang an; es ist eben die innigste Anhänglichkeit des offenen Jugendherzens, welche sich in Thränen der Liebe offenbart. Hinter ihm aber steht ein Greisenkopf, dessen Schmerz kaum geringer ist, denn er verliert einen langjährigen Freund und Gefährten: der alte Battista de Villanis, der mit der Hand die quellende Zähre im Auge zerdrückt. Zwei Ritter hinter dem Könige nehmen mehr nur allgemeinen Antheil; sie trifft das tragische Ereigniß aus der Ferne, nicht unmittelbar durch die Person, sondern durch deren

Werke vermittelt. Im Rücken des Sterbenden liest ein Bischof mit jugendlichem, schön geformtem, aber kaltem Antlitz die hergebrachten Gebete. Wenn er Mitgefühl empfindet, so weiß er es wenigstens meisterhaft zu verbergen; aus seinen Zügen spricht die marmorne Ruhe der über allen Weltschmerz erhabenen Kirche. Ein zweiter Geistlicher aber liegt seitwärts kniend und inbrünstig betend vor einem Hausaltar; hinter ihm schwingt ein Chorknabe das Rauchfaß. Hier berührt uns der katholische Ritus wieder von seiner andern Seite, indem die hingebendste Wärme der Andacht mit ihren äußerlichen, auf die Sinne wirkenden Formen verschmilzt. Zwischen den Gestalten der beiden Priester hindurch blickt man in einen zweiten Saal und bemerkt die Statue des Apollino sowie das Bildniß der Mona Lisa, während im ersten Zimmer die Gruppe des Laokoon auf einem mit Büchern bedeckten Schreibtisch steht. — Es ist nur eine kurze Schilderung des schönen Gemäldes, die ich hier geben konnte, aber wer es gesehen oder es sehen wird, der wird auch mein Urtheil unterschreiben, daß dieses Bild eines der edelsten Meisterwerke der Gegenwart sey. Die zu Grunde liegende Idee ist klar und erschöpfend ausgesprochen, die Charakteristik der Personen, der Situation, des Lokals voll Wahrheit und Leben, die Zeichnung von bewundernswerther Schönheit und Reinheit, die Harmonie des Lichts und der Farben von unbeschreiblicher Anziehungskraft. — Ein anderer, auf seinem Gebiete nicht minder bedeutender Künstler, der Landschafter und Marinemaler Eduard Hildebrandt, ist von seiner Reise im Orient, durch Egypten und Palästina, die er auf Kosten des Königs unternommen, mit einer reich gefüllten Mappe der schönsten Ansichten, in leichter Aquarellmanier aufgenommen, zu uns zurückgekehrt. Hildebrandt besitzt einen eben so scharfen als poesievollen Blick für die charaktervollen Schönheiten der Naturerscheinungen und namentlich für die Lokalitäten von Luft und Licht, daher seine Bilder, deren wir einige neue auf der bevorstehenden Kunstausstellung zu begrüßen hoffen, stets den Stempel energischer Eigenthümlichkeit an sich tragen. Eine prachtvolle Wärme des Koloritś erhöht deren Eindruck. Was aber das Verständniß des Meeres angeht, kommt er dem alten Meister W. Krause doch nicht gleich. Wir sahen vor Kurzem im Atelier dieses letztern Künstlers eine Anzahl neuer Bilder und Studien, die ihn ganz so frisch und so kerngesund in Auffassung und Darstellung zeigen, wie er es von jeher gewesen. Unser bescheidener norddeutscher Strand wird unter seinen Händen poetisch, weil er den Blick und die Sprache des Meeres versteht, weil überall, ob mitten auf der See, ob am Strande, der Keuner desselben das unbeschreiblich Eigenthümliche des Wellenschlags, der Färbung, des in's Unendliche lockenden Horizontes wiederfindet. Man glaubt die Strandsprache der Wogen zu hören und die rastlose Bewegung des Wassers zu sehen. Zu den neueren Arbeiten Krause's gaben die Nord- und Ostsee, der Strand bei Swinemünde und Heringsdorf, Englands grünes Basaltufer, der Clyde, Scheveningen und andere Gegenden des europäischen Nordens die Motive.

Im Theater herrscht seit Monaten wenig selbstständige Bewegung. Die einzige Neuigkeit von einiger Bedeutung war Meißners Reginald Armstrong. Dagegen freilich Gäste genug, und unter diesen lieferte Paris uns die hervorragendsten: Rachel und Roger. Rachel hat jedoch diesmal geringeren Eindruck gemacht, als bei ihren früheren Besuchen in Berlin. Die Ursache ist leicht einzusehen. Die Festigkeit, Prägnanz und Methode, die sichere Geschultheit ihrer Darstellungsweise imponirt anfangs ungemein; aber je öfter man sie spielen sieht, um so mehr kommt man dahinter, daß die Wirkung von ihr doch in jeder Rolle mit denselben Mitteln erzielt wird, daß sie im Grunde die Einseitigkeit des französischen Tragödienspiels nur mit ungewöhnlichem Geist und ungewöhnlicher Naturgewalt erfüllt, im übrigen aber in jener nationalen Einseitigkeit durchaus befangen bleibt. Als deren merkwürdig vollendete Erscheinung können wir sie dann noch bewundern, aber sie erwärmt uns nicht mehr, und die grellen Ueberterübungen berühren unser deutsches Gefühl wie etwas ihm durchaus Fremdartiges. Im deutschen Schauspiel gastirte der Charakterdarsteller Kaiser von Hannover, ein Mann, an welchem vor allem die schönen Mittel und die einsichtsvolle Bildung erfreuen, wenn auch das schauspielerische Talent, die Gabe, sich vielseitig umzugestalten, jenen Vorzügen nachsteht.

Hamburg, Juli.

(Schluß.)

Réunions du beau monde. — Thierbändigung.

Unter den, wenn auch durch die Sitte verpönten, deßhalb um nichts weniger beliebten Vergnügungen spielen die früher réunions du beau monde genannten Bälle wieder eine der ersten Rollen. Als die Reunionen im verflossenen Winter den ersten Reiz der Neuheit verloren, die Fremden, welche im Sommer ein zahlreiches Publikum geliefert hatten, nicht mehr zuströmten, kam der Unternehmer Keiling in der Verzweiflung auf den Gedanken, da die Gemeinheit nicht mehr ziehen wollte, es mit der Anständigkeit zu versuchen und Bürgerbälle für die geringere Mittelklasse anzuordnen, von denen jene unreinen Elemente streng ausgeschlossen waren. Einen Winter blühten die Bürgerbälle, aber kaum kehrten die Nachtigallen und mit ihnen die Fremden wieder in Hamburg ein, so wurden die Bürgerbälle und mit ihnen die Anständigkeit als erbärmlicher Nothbehelf bei Seite geworfen und die früheren Reunionen, unter dem Namen Bariser, russische, und Kladderadatschbälle durch doppeltes Orchester, Aufzüge, neue Ausstattung und pomphafte Ankündigungen aufgefrischt, vereinigen nach wie vor die sogenannte Elite der Männer und den Ausschuß der Weiber. Für diejenigen, welche sich nicht bloßstellen und doch den Spektakel ansehen wollen, stehen oben verhängte Logen zur Verfügung, und leise flüsternd gestehen sich nachher selbst Damen: „auch ich bin in der Reunion gewesen!“ Auch ich konnte der Neugier nicht widerstehen, aber niemals in meinem Leben habe ich ein solches Gefühl der Nüchternheit, der Leere und des Widerwillens nach Hause gebracht. Wer wäre wohl so puritanisch nüchtern, um sich nicht auch das gröbste Vergnügen, ja selbst das Laster mit einem poetischen Nimbus in verlockender Gestalt ausmalen zu können? Man denkt an indische Bajaderen, an die Freuden des muhamedanischen Paradieses; aber vor der nackten frechen Verworfenheit, die ich hier fand, schwanden alle meine Illusionen. Nicht einmal für das Auge ist gesorgt, denn häßliche Gesichter und himmelschreiende Toiletten waren vorherrschend, und auch die angepriesene Pracht der Ausstattung blieb weit hinter der Beschreibung zurück. Ein Gypsabguß von Thorwaldsens Amor, der wie zur Ironie in der Mitte des Saales aufgestellt war, erschien mir als das einzige fühlende Wesen in diesem Abgrund, und als ein unglückliches bemitleidenswerthes Opfer der grauenhaften Umgebung. Ob man übrigens gestatten sollte, daß etwas, das in großen Städten freilich als nothwendiges Uebel geduldet wird, sich auf diese Art als autorisirte öffentliche Lustbarkeit breit macht, ist eine noch besonders aufzuwerfende Frage.

Mit einem Sprung gehe ich zu einer zwar auch thierischen, aber doch bessern Welt über, zu der Kreutzberg'schen Menagerie auf dem Hamburger Berg, die ebenfalls viel von sich reden macht und großen Zulauf hat. Vor einer großen, eigens für diesen Zweck erbauten Bretterbude laden die üblichen gräßlichen lebensgroßen Bilder, Hrn. Kreutzberg, die Wunder der Thierbändigung vollbringend, so wie Scenen, die wilden Thiere im Naturzustand darstellend, zum Eintritt ein. Kreischende Papagaien, stolze Pelikane schmücken den Eingang und auf der Treppe empfängt uns ein schlankes Zebra, welches die Straßenjugend längst zu ihrem guten Kameraden erkoren hat. Doch bedürfte es dieser Lockungen eigentlich gar nicht, denn das Innere zeigt eine so reiche Auswahl der Bewohner aller Welttheile, wie sie schwerlich eine andere Privatsammlung aufzuweisen hat. Unter mehreren herrlichen Löwen befindet sich hier der große Löwe, der einst die van Aken'sche Menagerie schmückte, aber das Alter hat an ihm genagt und ihn seiner langen Mähne beraubt, die ihm damals fast auf die Erde hing, denn gegen den Zahn der Zeit hilft bekanntlich kein Macassaröl. Da recken die prächtigen Tiger und Leoparden die Krallen hervor, dort brüllen die Leichenfresser, die Hyänen, in seltsam unheimlichen Tönen; da beißt der riesige Bär ärgerlich vor Langeweile, in die Eisenstangen seines Käfigs, dort strecken ein paar Lamas neugierig die schlanken Hälse hervor, und ein schönes Rennthier legt einem freundschaftlich kosend den langgehörnten Kopf in die Hand, während einen ein vorlauter Affe, aus seinem Käfig heraushangend, am Aermel packt, um mit Gewalt die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Auf einer Emporbühne steht ein Elephant, der Uebereifer der antediluvianischen Schöpfung, und scheint philosophische Betrachtungen darüber anzustellen, daß die Natur, so wenig wie der Mensch als Meister geboren, so lang arbeiten mußte, bis sie sich zu der edeln Schönheit des Menschen erhoben, und daß das bejahigste Geschöpf einer früheren Welt es in dieser zu nichts Höherem zu bringen vermag, als zur Kurzweil der gaffenden Menge den Leierkasten zu drehen. Ferner finden wir hier einen Bastard vom Löwen und Tiger, ein merkwürdiges Geschöpf, das in der Freiheit, so weit bekannt, noch nie vorgekommen ist, den noch ungezähmten Panthertiger, der als eine Folioausgabe einer schwarzen Katze mit grünen Augen erscheint, so wie eine Masse von Schlangen, Casuaren, Geiern, Affen und Vögeln. Das Staunenswertheste aber sind die Experimente der Thierzähmung, welche Kreutzberg mit einem Löwen, zwei Hyänen und einem Leoparden auf einmal aufführt. Ohne jene ängstlichen Vorsichtsmaßregeln, welche im Zuschauer immer ein Gefühl von Angst erwecken, wie das Rückwärtsgehen beim Verlassen des Käfigs, geht er zu den Thieren,

die ihn wedelnd wie freundliche Hunde empfangen, wie dieſe über den Stock ſpringen, ein Stück Fleiſch, das er ihnen vorhält, nicht freſſen, bis er es ihnen erlaubt hat, und ihm dann ein anderes Stück Fleiſch brockenweiſe aus dem Mund zerren. Ohne ihnen die Kinnladen mit den Händen zu halten, überläßt er ihnen ſeinen Kopf, nachdem er zuvor durch Oeffnen des Mauls den Zuſchauern bewieſen hat, daß die Zähne nicht etwa abgefägt ſind. Endlich bringt er ein Schaf zu den beiden Hyänen und dem Leopard und hezt alle vier durcheinander, ohne daß eine der wilden Beſtien Miene macht, über das Schaf herzufallen. Darauf führen die Thiere einen Scheinkampf auf; der Tiger erhebt die Tatze, die Hyänen brüllen, man glaubt ſich in die afrikaniſche Wildniß verſetzt; doch es war nur Scherz, und um die Verſöhnung zu feiern, ſetzt Kreutzberg ſich mit ihnen an den Tiſch, wobei ſie ſich ſo artig und anſtändig betragen, daß mancher Menſch ſie darum beneiden könnte, bis ſie, wenn er fragt: „doch wer bezahlt jezt die Zeche?“ alle drei davon laufen. Daß eine ſo ungewöhnliche Zähmung nur das Reſultat langen Umgangs mit den Thieren ſeyn kann, iſt einleuchtend; trotzdem brachte vor einiger Zeit ein Neugkeitsjäger die Nachricht, ein Fremder ſey in den Käfig des Löwen gegangen und habe ihn durch die Macht ſeines Blickes dermaßen bewältigt, daß er ihm wie ſeinem Herrn gehorcht habe. Kreutzberg, in ſeiner Thierbeherrſcherehre gekränkt, erließ eine Anzeige, durch die er dem, der dieſes Wagſtück ausführen würde, einen Preis von hundert Louisd'or verhieß. Wider Erwarten meldete ſich ein Mechaniker; allein nun verlangte Kreutzberg, ehe er das Leben eines Menſchen preisgab, einen Erlaubnißſchein der Polizei, welcher natürlich verweigert wurde, wobei Kreutzberg zugleich die Weiſung erhielt, künftig dergleichen polizeiwidrige Aufforderungen zu unterlaſſen, und ſo ſteht er zur Zeit noch unerreicht im Gebiete der Thierbändigung da, oder theilt ſeinen Ruhm wenigſtens nur mit ſeiner Gattin, die ſeit einiger Zeit ebenfalls dieſe Experimente ausführt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 35. 29. August 1852.

Ecastor, amor et melle et felle est foecundissimus. —

Edepol, qui amat, si eget, misera afficitur
Aerumna.

Plautus.

Auf der Wiese.

Eine Geschichte aus dem schwäbischen Volksleben.

I.

Es gab keine festere und doch keine seltsamere Kameradschaft, als die zwischen des Schultzenbauern Jörg und dem Matthes, der Wittwe Sohn. Jörg war seines Vaters einziger Erbe, und der Schultzenbauer, so genannt, weil seine verstorbene Frau die Tochter des früheren und die Schwester des noch lebenden Schultheißen gewesen war, galt für den reichsten Mann im Dorfe. Matthes aber war Tagelöhner und herrschaftlicher Holzmacher; er hatte sein gutes Brod, aber kein Grundeigenthum. Es war ein seltener Fall, daß sich ein „Bauernsohn" zu einem solchen herabließ, und wenn auch die ledige Jugend in Lichtstuben oder auf dem Tanzboden bei Hochzeiten ohne Unterschied der Stände zusammenhielt, so schickte sich doch solch vertrauter Umgang mit einem Holzhauer für einen künftigen Hofbauern gar nicht gut.

Sagten so die einen, so wunderten die andern sich auch über Matthes und den Gefallen, den er an Jörgs Umgang haben konnte. Es war im ganzen Dorfe kein schönerer, kräftigerer Bursche als Matthes; er hätte einen Stier zu Boden schlagen können, und war dabei aufgeweckten Sinnes und aller lustigen Einfälle voll. Wenn an einem schwülen Sommersonntag-Nachmittag, oder an einem langen Winterabend die ledigen Bursche verdrossen beisammen saßen und keines der alten Lieder oder kein verbrauchter Scherz die Langeweile bemeistern konnte, so durfte nur Matthes hinzutreten und er wußte sicherlich etwas auf die Bahn zu bringen, was auch den Trägsten munter machen mußte.

Jörg dagegen war ein schmächtiger Bursche, das jüngste Kind einer schwächlichen Mutter, dessen Geschwister sämmtlich in der Wiege gestorben waren. Von schwermüthigem Temperament und schwachem Geistesvermögen war er scheu und zurückhaltend geworden, weil er von den andern sich verspottet wußte. Die unbegreifliche Freundschaft stammte schon aus den Kinderjahren der beiden Burschen her. Jörg hatte Matthes einst auf seinem Schlitten fahren lassen, da dieser keinen eigenen besaß und Jörg überdieß zu schwach und furchtsam war, um sich selbst der glatten Bahn anzuvertrauen; Matthes hatte dagegen Jörgs Rechte vertheidigt, als die andern ihn von der Bahn wegdrängen wollten. Von dem Tage an bestand ein stillschweigendes Bündniß zwischen beiden. Sie kamen täglich zusammen; Jörg brachte dem Matthes seinen redlichen Theil von jedem Apfel, jedem Stück Kuchen oder Weißbrod, das er durch die Sorge der zärtlichen,

damals noch lebenden Mutter erhielt, und zwar nicht eigentlich als Kaufgeld seines Schutzes, sondern als freiwilligen Tribut der Achtung und des Respekts, die ihm die Stärke und der Muth seines Kameraden einflößten. Matthes aber hatte sich's zur Pflicht gemacht, den schwachen Jörg vor den Plackereien der brutalen Spielgefährten zu schützen, und zwar wieder nicht des Lohnes halber, sondern weil's ihm als eine Ehrensache erschien und als Gelegenheit seinen Muth zu bethätigen.

Als sie in die Schule gingen, half Matthes Jörg seine Sprüche lernen und seine Rechnungen ausführen, weil seine Angst ihn dauerte, und weil er den andern Schülern ihren Triumph über den Blöden nicht gönnen mochte. Als Jörgs Mutter kurz nach seiner Confirmation starb, hing sich der Verwaiste ganz an den Kameraden. Sein Vater, der Schulzenbauer, war ein harter, finsterer Mann, unfreundlich gegen alle Welt, wenn auch nicht gerade übelmeinend, und streng gegen den Sohn, dessen schwaches Wesen ihn erbitterte. Seine Nähe flößte dem schüchternen Burschen nichts ein als eine unüberwindliche Furcht, und hemmte durch den Druck, den diese auf ihn ausübte, vollends die ohnedieß langsame Entwicklung seiner Geistes- und Willenskräfte.

Jörg aber war von mildem, liebefähigem Gemüthe, und da er dieses nicht mehr der Mutter zuwenden konnte, richtete er's auf den Freund. Er beneidete denselben nicht, er bewunderte ihn, er war stolz auf ihn; nur in ihm eigentlich nahm er auch Interesse an der Außenwelt und am Treiben der Jugend. Matthes war für diese Liebe nicht unempfindlich; auch er hatte Jörg lieber als sonst jemand, seine Mutter ausgenommen; er liebte ihn, gerade weil er so schwach und scheu war, wie man ein Kind liebt; er liebte ihn um so mehr, je mehr er für ihn gegen die andern Kameraden zu streiten und zu kämpfen hatte.

So waren sie bis in's achtzehnte Jahr gekommen, wo sie aus der Sonntagsschule entlassen wurden. Ein wichtiger Zeitpunkt! Nun erst gehörten sie zur ledigen Jugend, unter der sie bisher nur als Halbberechtigte gelten durften. Nun durften sie in die Lichtstuben und zu den Hochzeittänzen eintreten. Auf Georgitag aber, auf den sie von der Sonntagsschule frei wurden, fiel der Markt in der Amtsstadt. Sie zogen natürlich sämmtlich in Sonntagwams und Pelzkappe zu Markt, um die nothwendige Ausrüstung eines „ledigen Buben," Ulmerpfeife, wo möglich mit Silberbeschläg, und ein tüchtiges Taschenmesser zu kaufen. Nur Matthes war nicht unter ihnen. Den Winter über hatte er nicht fortdauernden Verdienst gehabt, und das Wenige, was er hatte ersparen können, mußte zu Saatkorn auf den Allmandtheil verwendet werden; darum hatte er kein Geld, zu Markte zu gehen.

Zum erstenmal machte sich ihm heute der Unterschied seiner Lebensverhältnisse von denen der andern fühlbar. Mißmuthig, wie er sonst nicht zu seyn pflegte, zog er an diesem Morgen hinaus in den Wald; und heute wollte ihm sein Holzhauergeschäft unerträglich werden, da er so recht lebhaft an die Stadt, an das bunte Treiben des Marktes und an alles dachte, was es dort zu hören und zu schauen gab. Aber allmählig gewann doch der stille, überwältigende Waldesathem den alten Einfluß über ihn, den er in die Länge auf jeden Menschen üben muß. Gleichförmig ertönte der Schlag der Axt, selten nur unterbrach die Stille ein kurzes Wort eines der Arbeitsgenossen, auf der Lichtung spielte der Sonnenstrahl, im Dickicht schlummerte der Schatten, ringsum schloß die grüne Waldmauer die Welt dem Blicke ab, und darüber wölbte sich in unergründlichem Blau der Himmel. Matthes dachte über all dieß nicht nach, es war ihm auch nie eingefallen, es schön zu finden; aber er ward allmählig ruhig wie der Wald und heiter wie der blaue Himmel.

Manchmal schon hatte er gedacht, an manchen Plätzen müßte es unmöglich seyn, daß eine Frevelthat da begangen werden könnte; an andern war's ihm, als könnte hier ein Mord geschehen, wenn sich nur die Gelegenheit dazu gäbe. Als das Tagewerk schloß, war er so friedlich oder gleichgültig gegen die Welt geworden, daß er sich herabließ, Jörg entgegen zu gehen, der es verabredet hatte, ihn am Abend im Walde abzuholen, um ihm vom Markte zu berichten. Zwischen dem Wald und der Straße lag eine Wiese, die Jörgs Vater zugehörte. Mitten auf derselben standen seit undenklicher Zeit drei Eichen, welche die Wurzeln ineinander verschlungen hatten; die mittlere derselben war vom Blitze zersplittert und ihr abgesägter Stamm bot einen bequemen Sitz. Hier beschloß Matthes zu warten. Er schaute über die Wiese hin und hatte so seine Gedanken. Ein paar Schritte von den Bäumen stand ein alter Denkstein, an den sich eine schaurige Sage knüpfte. Am Waldesrand war die Wiese durch einen Bach begrenzt, der ein besonders kaltes, schnell schießendes Wasser hatte; der Graswuchs war üppig, aber die ungewöhnlich vorherrschenden Giftpflanzen gaben ihm durch das glänzende Dunkelgrün ihrer Blätter ein unheimliches Ansehen.

Von der Straße herüber hörte man das Geräusch der heimkehrenden Marktgäste, begleitet vom Brüllen des Viehs, das von den Käufern heimgetrieben wurde. Endlich schlug jemand den Fußpfad über die Wiese ein. Es war Jörg. Er war überrascht, Matthes auf der Wiese zu finden, und ein besonderes Vergnügen drückte sich in seinem ehrlichen Gesicht aus, da er sich zu ihm niedersetzte; er fand keinen bequemeren Ort hiezu als den erwähnten Denkstein.

Nun fing er an vom Markt zu erzählen, von dem, was er über andere erfahren, und von seinen eigenen Erlebnissen. Er hatte ein Rind verkauft, da sein Vater eine Probe mit ihm machen wollte. Er hatte dieselbe gut bestanden und sein schönes Rind zu rechter Zeit an den rechten Käufer gebracht, denn bei all seiner geistigen Schwäche besaß er doch Sinn für's Praktische und hatte neben seiner scheuen Zurückhaltung auch die Menschen mehr beobachtet, als man glaubte; überdieß beschäftigte er sich gerne mit dem Vieh und hatte dadurch auch dessen Werth scharf bemerken gelernt.

„Aber nun, was meinst, was ich gekramt hab'?“ fragte er mit triumphirendem Lachen, nachdem er Matthes Lob über sein kluges Verhalten beim Verkauf hingenommen hatte. „Schau, ein Messer — das ist für dich! Ich war in der Wahl zwischen einer Pfeife und dem Messer; aber ich dachte, das Messer freut dich doch mehr, und du hast eines haben müssen. Des Peterö Christoph thut so groß mit dem seinigen, daß er an Weihnacht schon gekauft hat. Da hab' ich das schönste ausgesucht; die Klinge ist vom besten Stahl und das Heft von Hirschhorn; auch ist es seiner gearbeitet, als Christophs.“

Mit der stolzesten Freude über seinen Einkauf reichte er dem Kameraden das Messer. Matthes beschaute dasselbe und schien wirklich erfreut. „Jörg, du bist ein guter Bursch', und gut eingekauft hast du auch!“ sagte er. „Schau, das Messer freut mich, und mit der Pfeif' hat's noch keine Noth; wenn wir sie nur bis zum Winter in die Lichtstube haben; da kauf' ich sie auf dem Martinimarkt für uns beide; dagegen will ich auch dein Messer annehmen.“

Bei dieser Verabredung blieb es, und vergnügt wanderten sie mit einander in's Dorf zurück. Es war nicht nur Jörgs treue Liebe, die den Matthes bei dem Vorfall freute, er war auch vergnügt über den Besitz des Messers selbst; es war ihm werth, wie dem jungen Lieutenant sein Schleppsäbel, dem Studenten sein Rappier, oder dem Bürgerwehrmann die erste Büchse. Es war nicht nur das unentbehrliche, allenthalben nützliche Geräthe, sondern auch die einzige Waffe des Bauernburschen, aber nicht sowohl als Wehr, vielmehr als männliche Auszeichnung ihm so werth.

Als am nächstfolgenden Sonntagabend die ledigen Burschen unter der Linde sich gesammelt hatten und an einigen Pfählen behufs irgend eines lustigen Vorhabens geschnitzelt wurde, konnte Matthes sich nicht enthalten sein Messer anzubieten; es ward allgemein bewundert, und so oft man fortan eines Schneidewerkzeugs bedurfte, forderte man das Matthes Messer; es schneide Eisen entzwei, hieß es, zu Christophs nicht geringem Aerger, da das seinige nicht mehr beachtet wurde.

Im Herbst löste Matthes sein Wort; er kaufte Pfeifen mit Ulmerköpfen für sie beide, denn er hatte den Sommer über guten Verdienst gehabt. Für Jörg war's ein praktisches Geschenk, denn wenn er nicht mit der Pfeife im Mund sich hätte in die Ecke setzen können, was hätte der scheue Bursche in der Lichtstube anfangen mögen? Und doch wollte er dorthin gehen, weil Matthes hinging.

Matthes dagegen führte bald das erste Wort in der Lichtstube: man konnte sie gar nicht halten ohne ihn. Er brachte ein ganz neues Leben hinein, und mehr als eines der Mädchen mochte da seyn, das im Herzen bedauerte, daß er nur ein Holzmacher war. — Die Burschen waren darüber eifersüchtig, und da sie ihn doch nicht entbehren konnten, so ließen sie ihn um so auffälliger den Standesunterschied fühlen. In Matthes Wesen setzte sich dadurch eine Bitterkeit an, die ihm nicht natürlich war. Seine Gemüthsart war vielmehr bisher, wie seine Liebe zu Jörg schon zeigte, eine offene, gutmüthige gewesen. Bisher hatte sich ihm der Unterschied der Stände nicht so fühlbar gemacht. Er war nicht geringer geliebet als die andern; er brauchte nicht karger zu leben; in der Schule war er bevorzugt, weil er gut lernte, außer der Schule geachtet wegen seiner Körperstärke und gern gesehen, weil er gefällig und zuthulich war. — Nun aber wurde er geneidet und doch verachtet; da lernte auch er hassen und verachten. Er stand allein unter den ledigen Burschen; nur wenige Familien des Dorfes waren ohne Grundbesitz, und von diesen wenigen hatte außer der seinigen jetzt gerade keine einen ledigen Sohn. Aber willig gab er sich nicht in die unter geordnete Stellung, in die man ihn hineindrängen wollte. Er stand nicht schlimmer als die Mehrzahl der Burschen, obgleich er keinen Grund und Boden hatte. Die herrschaftlichen Wälder gaben Arbeit genug, länger als sein Leben dauern konnte, und wenn ohne Gut, so war er auch ohne Schulden.

Er fand kein Vergnügen mehr an den Belustigungen der andern; aber er zog sich nicht zurück, nein, er war bei allem und überall, wenn's ihm auch eine Pein war. So ging's bis zum dritten Winter, wo die Eifersucht in wirkliche Feindschaft ausartete. Seine Schulkameraden waren konscriptionspflichtig; Matthes als Sohn einer Wittwe, Jörg als einziges Kind seines Vaters waren militärfrei. Sie mußten diesen beneideten Vorzug reichlich entgelten, besonders als das Loos zu Ungunsten fast sämmtlicher übrigen Bursche entschied, und vollends als die Sage ging, daß Christoph gar zur Artillerie kommen werde, in welchem Falle er zwei Jahre in Garnison bleiben mußte. Gar stille ward es, als die Rekruten abgezogen waren, und Matthes zog sich jetzt ganz von der Gesellschaft der Ledigen zurück. Jörg that es ihm nach, denn er war nur Matthes zu lieb unter die andern gegangen. Matthes

aber erhielt nicht wieder ſein früheres heiteres Gemüth; im Gegentheil ward er immer tiefſinniger und unmuthiger, ſogar mehr noch als während ſeines Kampfes mit den Ledigen. Jörg trug es, ohne zu grübeln, woher es komme.

Man war im Sommer und die Zeit der anſtrengenden Heuernte war nahezu vorüber. Da wanderten eines ſchönen Sonntagnachmittags die beiden hinaus auf die erwähnte Wieſe. Es war dort kühler, als ſonſt irgendwo, wegen der Nähe des Waldes und des kalten Baches. Dort ſetzten ſie ſich unter den Schatten der Doppeleichen und ließen ſich vom friſchen Lüftchen kühlen, das vom Walde herſtrich; ſie waren von der Arbeit der Woche ermüdet; nicht einmal rauchen mochten ſie. Matthes hatte den Kopf in finſteerem Nachſinnen geſenkt, Jörg horchte auf den Geſang der Vögel vom Walde her, denn er war ein großer Vogelliebhaber, unterſchied ſie alle nach den Stimmen und hatte zu Haus ihrer aller Arten in ſelbſtgefertigten Käfigten.

Endlich unterbrach Matthes das Schweigen. „Jörg,“ ſagte er, „ich wollt', ich hätt' mit den andern unter die Soldaten müſſen! Ich hätte für den Chriſtoph unter den Kanonieren einſtehen können.“ Beſtürzt ſchaute Jörg auf; ſolch ein Gedanke wäre ihm nie in den Sinn gekommen; er empfand Grauen vor dem Stadtleben und dem Soldatenſtand, ſchon weil ihm's ſchwer fiel, ſich zu Vorſtellungen außerhalb des gewohnten Kreiſes zu erheben. „Und warum denn, Matthes?“ fragte er endlich. — „Das kann ich dir nicht ſagen!“ antwortete dieſer, und Jörg begnügte ſich demüthig mit dieſem Beſcheid; aber er hatte kein Ohr mehr für die Vogelſtimmen im Walde drüben; er ſann darüber nach, warum doch Matthes unter die Soldaten gehen möchte? Matthes aber hatte ſich erhoben und ſchritt über die friſchgemähte Wieſe hin, dem Bache zu, um ſeine Stirne zu kühlen.

Plötzlich blieb er ſtehen und ſchaute wie ein Verzückter vor ſich nieder. Vor ſeinen Augen erblickte er die Urſache ſeiner Rede, die Jörg ſo gar nicht finden konnte. Auf der Wieſe war das Heu, das hier ſpäter reifte, noch nicht eingeheimſt, ſondern lag über den Sonntag in großen Schochen zuſammengehäuft. An einem derſelben lehnte, halb ſitzend, halb liegend, ein ſchlafendes Mädchen. So friedlich und ſo kindlich ſah das blühende Geſicht mit den geſchloſſenen Augen und den auf der Schulter ruhenden blonden Zöpfen aus, daß Matthes den Blick nicht hätte abwenden können, und wenn's alle Herrlichkeit der Welt zu ſehen gegolten hätte, und doch hätte er ſie nicht anrühren, nicht einen Schritt näher treten mögen; es hätte ihm eine Sünde gedäucht. Da ſeufzte das Mädchen recht tief und ſchlug die Augen auf; das ſtark duſtende Heu mochte ihr ſchwere Träume verurſacht haben. Der Ausdruck des noch ſchlafbefangenen Blicks, der auf Matthes fiel, war ſo ſcheu, ſo klagend, daß er ihm das Herz mit unerklärlichem plötzlichem Weh erfüllte. Blut ſah er rinnen, als ſie den Arm bewegte; doch es war nur die Täuſchung eines Augenblicks: es war ein Topf mit Erdbeeren, den ſie in der raſchen Bewegung umgeſtoßen, und die auf dem Boden hinrollten. Schnell bückte er ſich, um ihr einleſen zu helfen; ſie erröthete verſchämt und lächelte zu gleicher Zeit; ihr Blick, klar und hell, hatte jede Schlafbefangenheit überwunden. „Ich war bei meiner Base in H.,“ ſagte ſie; „es war mir heiß geworden, ich wollt' ein wenig ruhen und muß eingeſchlafen ſeyn. — Biſt du allein hier?“ ſetzte ſie mit einiger Befangenheit hinzu. — „Mit dem Jörg,“ antwortete Matthes, und ihre Verlegenheit fühlend fuhr er fort: „Ich kam nur von ungefähr da vorüber; ich wollte mich kühlen am Bach.“ — „Iſt dir warm?“ erwiederte das Mädchen mit heiterer Freundlichkeit, da ſie von ihrer Verlegenheit befreit war; „da, nimm von den Erdbeeren, ich hab's im Vorübergehen geſucht; ſie kühlen dich.“

Was ihr Blick, der ſeltſame Blick, mit dem ſie erwacht, ihm noch an Bedeutenheit ließ, das nahm ihr freundliches Wort und Lächeln vollends. „Gibſt mir's denn gern?“ fragte er mit ſo viel Ausdruck, als ob der Werth eines Bauerngut's an den Erdbeeren hinge. „Von Herzen!“ flüſterte ſie und ſchlug die Augen nieder. — „So iß mit mir,“ bat er und ließ ſich neben ſie nieder, um die Erdbeeren zu theilen. Sie verzehrten dieſelben gemeinſchaftlich und Matthes ſchmeckten ſie ſüß und würzig, aber er fand nicht, daß ſie fühlten. Als ſie zu Ende waren, fühlten ſich beide verlegen; ſie hatten keinen Vorwand mehr, beiſammen zu bleiben, und mochten doch nicht gerne ſich trennen. Endlich begann das Mädchen ſchüchtern: „Man ſieht dich nicht mehr viel bei den andern.“ — „Was ſoll ich bei ihnen?“ antwortete er mit plötzlicher Bitterkeit; „was thu' ich überhaupt hier? Ich bin kein Bauernſohn; ich hab' oft gedacht, ich ginge am beſten nach Amerika.“ — „Ach Gott!“ rief das Mädchen. — „Wär's dir leid, Liſe?“ rief Matthes heftig, „ſag', wär' dir's denn leid?“

Thränen ſtürzten ihr in die Augen. „Haſt du mich denn lieb?“ jauchzte Matthes, zog ſie an ſich und nahm die Antwort ſelbſt von ihren Lippen. Als Liſe aufblickte, ſchaute ſie in Jörgs ausdruckloſes Geſicht. Er war herzugekommen, um zu ſchauen, wo Matthes ſich ſo lange aufhalte. Sein theilnahmloſer Blick durchfröſtelte ſie ſonderbar, und lange empfand ſie von da an einen Widerwillen vor ſeinem Anblick. Jörg ſeinerſeits hatte nie für das Mädchen ſich intereſſirt; er brauchte einen Freund, auf den er ſich

ſtützen konnte, all ſeine Liebe hatte er dem Matthes hingegeben. Dieſen zu ſehen, wie er mit einem andern rang und die Obergewalt behielt, oder nur wie er als der Größte und Stärkſte unter den Ledigen hinging, das war für Jörg ein Vergnügen; aber mit völlig ſtumpfem Sinn ſchaute er jetzt mit an, wie Matthes den Arm um die anmuthige Geſtalt geſchlungen hielt und das liebliche Mädchengeſicht an ſeiner Bruſt lehnte. — Langſam ging er hintennach, als ſie aufbrachen, Matthes mit Liſe Hand in Hand bis in die Nähe des Dorfes. Jörg horchte wieder auf die Vögel. Er hatte keine Ahnung, wie heftig Glück und Schmerz zu gleicher Zeit die Herzen des vor ihm gehenden Paares bewegten.

Liſe war die Tochter eines reichen Bauern und, wie manche meinten, das hübſcheſte Mädchen im Dorfe. Seit dem letzten Winter kam ſie zum erſtenmal in die Lichtſtube. Seither hatten ſie und Matthes ſich geliebt; ſie hatten es ſich aber verborgen und würden das Geſtändniß für immer zurückgehalten haben, denn der Holzmacher Matthes konnte Liſe ja doch nie bekommen; aber der Sonntagabend, die Wieſe, die Erdbeeren hatten die Erklärung hervorgelockt, und zurücknehmen wollten ſie nichts mehr. Ihre Liebe, ſo lange unterdrückt und ſo plötzlich an's Licht gekommen, hatte nun ihr ganzes Weſen und Wollen eingenommen; konnten ſie einander auch nicht haben, ſo wollten ſie doch ſo lange nicht mehr von einander laſſen, bis andere zwiſchen ſie traten.

Liſe war die einzige Tochter ihres Vaters, von ihm verzärtelt und den Söhnen vorgezogen; ſie war aufgewachſen ohne Mutter und gewöhnt zu thun was ſie wollte. Darum gab ſie auch hier ſich nach, ſo wenig ein glückliches Ende ihrer Liebe abzuſehen war. Nun ſahen die beiden ſich faſt jeden Sonntag, wenn das Wetter es geſtattete, meiſtens auf der Wieſe. Dieſe war günſtig gelegen, nahe an der Straße, ohne von dort dem Blick ausgeſetzt zu ſeyn. Liſe beſuchte ihre Baſe in H. öfter als je. Jörg begleitete immer den Matthes, Liſe wollte es nicht anders haben. Auch ſtörte ſeine Gegenwart ſie und den Matthes nicht viel; er ſaß ſtill neben ihnen und horchte auf die Waldvögel; nicht ein einzig mal fiel es ihm ein, Matthes zu beneiden, oder nur zu denken, daß es angenehm wäre, an ſeiner Stelle zu ſeyn.

Und doch ging Liſe nicht gerne auf die Wieſe. Es kam ſie immer ein Grauen vor dem Ort an, und oft ſagte ſie zu Matthes, es ſey ihr zu Muth, als ob dort draußen böſe Geiſter Macht hätten. — Eine düſtere Sage ging über den Ort. Noch heutzutage iſt in der Kloſterkirche des nahen Adelberg eine Freskomalerei zu ſehen, unter der in alterthümlicher Sprache zu leſen ſteht: „Alda haben anno domini 118— drei Edelknaben Kaiſer Friedrichs Barbaroſſa ihrem Lehrer die Augen ausgeſtochen.“

Bild und Inſchrift hatten ſich dem Gemüthe des Mädchens ſchon in ihrer Kindheit grauenvoll eingeprägt. Den Stein, der die Stätte des Frevels bezeichnen ſollte, konnte ſie nie ohne Schauer anſehen, und ſie meinte, in die drei Eichen müßten die Geiſter der Edelknaben gebannt ſeyn. Nur warum eine derſelben dem Blitze erlegen, wußte ſie nicht. Matthes aber wollte am liebſten mit ihr an dieſem Orte ſeyn; hier hatten ſie ja einander zum erſtenmal ihre Liebe geſtanden, und wenn das Mädchen vom Grauen befangen wurde, ſo ſchmiegte ſie ſich empor an ihn, und das hatte er gern. Uebrigens helmelte ihn der düſtere Hauch des Ortes an. Er ſelbſt war ja düſter geworden, zerfallen mit der Welt, und er war düſterer noch, ſeit er liebte. Er liebte und mußte ein Hehl daraus machen; er wurde geliebt und durfte doch ſein Lieb nicht zum Altare führen! Seine Liebe gewann in ihrer Bitterkeit ſelbſt etwas Dämoniſches, und die düſtere Wieſe ſchien ihm ein tauglicherer Ort, mit ſeinem Mädchen zuſammen zu kommen, als der fröhliche Tanzboden oder die gemüthliche Stube, wo man „zum Licht ging.“

Im Winter gab es weniger Gelegenheit einander zu ſehen. Nur aus der Lichtſtube ließ Liſe von Matthes ſich heimgeleiten; aber auch hier ging Jörg ihm treulich zur Seite, und darum wußte man nicht, wer es auf ſie gemeint hatte. Ihren Brüdern wäre es lieb geweſen, wenn der reiche Jörg ſich ihr genähert hätte, und manche ihrer Geſpielen zog ſie mit ihrem Verhältniß zu Jörg auf, insgeheim den wahren Zuſammenhang der Dinge wohl ahnend.

Gegen das Ende des Winters ſtarb ihr Vater. Verwaiſt von beiden Seiten, hing ſie ihr Herz nur noch mehr an Matthes, denn mit den Brüdern war ſie nie gut ausgekommen. Aber dieſe begannen jetzt das Verhältniß zu ahnen. Sie mußte bittere Worte darüber hören, daß ſie ſo allein ohne Geſpielin umher gehe. Ueberhaupt, meinten die Brüder, wäre es gut, ſie zu verheirathen, ſobald ſich ein paſſender „Anſtand“ zeige. Als daher im Frühjahr wieder Zuſammenkünfte im Freien verabredet wurden, mußte Jörg in's Mittel treten. In ſeinem Hauſe war eine arme junge Anverwandte, von ſeiner Mutter aus Barmherzigkeit auferzogen, die ſeit einiger Zeit den Haushalt führte. Dieſe war ein ſtilles, wohlmeinendes Weſen, von ſo durchaus gutmüthigem Charakter, daß nicht einmal die harte Abhängigkeit, in der ſie erzogen worden war, denſelben hatte verderben können. Dieſe ward in's Geheimniß gezogen und mußte Liſe begleiten; man war ihrer Verſchwiegenheit gewiß. Sie ſolle nur auf die Vögel horchen, ſagte ihr draußen Jörg, dieß ſey unterhaltend, und er wolle ſie auch ihre verſchiedenen Stimmen unterſcheiden lehren, während Liſe mit dem Matthes ſpreche. Kathrine blieb ſtill, wie man von ihr wollte, aber

am erſten Abend, als ſie nach Hauſe kamen, ſagte ſie zu Liſe: „Meinſt du denn, du könnteſt den Matthes bekommen? Deine Brüder leidens nicht!“ — „Ich weiß wohl!“ ſeufzte Liſe. — „Aber warum gehſt du dann mit ihm?“ rief Kathrine verwundert. Liſe ward roth in Beſchämung und Aerger; aber der letztere überwog, und ſtolz entgegnete ſie: „Ich will ihn nicht eher laſſen, als bis es ſeyn muß; thue ich jemand ein Leid damit, ſo iſt's mir ſelber!“ — Kathrine ſchüttelte den Kopf und blieb ſtumm; die Sache lag ihr bang im Sinne, indeſſen begleitete ſie Liſe treulich, wenn's dieſe verlangte.

Der Herbſt kam herbei und man fing an die Abende wieder in der Stube zuzubringen. Jörg war eines Abends vom Felde heimgekommen, wo er die Winterfeucht beſtellt hatte. Nach dem Nachteſſen ſtopfte er die Pfeife und wollte ſich, wie gewöhnlich, entfernen, um Matthes aufzuſuchen. — Der Vater aber redete ihn an: „Bleib' da, ich hab' mit dir zu reden!“ — Jörg blieb und legte die Pfeife nieder, denn in Gegenwart des Vaters zu rauchen war wider den Reſpekt. Der Schulzenbauer dagegen zündete die eigene Pfeife an, that ein paar Züge und ſagte dann: „Jörg, du mußt anfangen an Geſcheideres zu denken, als an deine Vögel. Du mußt heirathen. Vielleicht, wenn du einmal ein Weib haſt, wirſt du auch noch ein Mann.“ Jörg vergaß vor Schrecken faſt Athem zu holen. Heirathen! das war noch ärger, als unter die Soldaten zu gehen! Er, der wo möglich zur andern Thür hinaus ging, wenn ein Mädchen zu der einen in's Haus trat! — Aber wenn der Vater wollte, mußte auch das geſchehen. „Ja, Vater!“ antwortete er, obwohl ihm die Stimme verſagen wollte.

„Du nimmſt die Liſe,“ fuhr der Schulzenbauer in demſelben unveränderten Tone fort; „ſie hat ein ſchönes Vermögen von Vater und Mutter, iſt von einer rechten Familie und ein ſauberes Weibsbild, raſch und nicht ſo ſchüchtern. Mit ihren Brüdern hab' ich ſchon geredet; 's iſt ihnen recht.“

Jetzt bekam Jörg Muth, wie er in ſeinem Leben noch nie gehabt hatte. „Vater!“ ſagte er, „mit Verlaub, das kann nimmer ſeyn!“ Und nun erwartete er bebend, aber ohne Reue, was da kommen ſollte. Der alte Bauer war eigentlich zu ſehr erſtaunt, um recht in Zorn zu kommen; er ſchaute den Sohn nur mit großen Augen an; endlich nahm er die Pfeife aus dem Mund und ſtemmte die Hand auf den Tiſch. „Höre, Burſch!“ ſprach er und ſeine Stimme konnte einen zittern machen, ohne daß er ſie beſonders erhob; „du biſt noch kein Mann, daß du mir ſo kommen könnteſt; du ſollſt erſt einer werden! Mit der Liſe iſt's richtig; ich rede kein Wort umſonſt! Jetzt kannſt du gehen!“ — Jörg benutzte die Erlaubniß, und eilte zum Hauſe hinaus.

Aphorismen über den Kunſtſtyl.

V.

Zu dem charakteriſtiſchen Merkmal innern Lebens, das wir allen ächten Kunſterzeugniſſen zuerkannt haben, bedarf es für das reine Zeitverhältniß, das in der Melodie ſich ausſpricht, noch anderer, nicht minder weſentlicher Elemente. Wie das Sinnliche des äußern, ſo wird auch das Pathologiſche des innern Menſchen lebendig erregt keineswegs bloß durch eine einfache Aufeinanderfolge melodiſcher Tonreihen; ja dieſe müßte meiſt wirkungslos bleiben, wofern das Zeitverhältniß der Töne nicht, in Uebereinſtimmung mit dem eigenthümlichen Weſen des Leidenſchaftlichen im Menſchen, ſich heben und ſenken, raſcher oder langſamer an unſer Gefühl gelangen, überhaupt eigenthümlich modificirt ſich ausſprechen würde. Was in der Malerei Schatten und Helldunkel, das iſt für die Muſik Rhythmus, Tempo, Takt und Accent. Durch ſie erhält die melodiſche Aufeinanderfolge der Töne ihre eigenthümliche Färbung, jenen Ausdruck unmittelbarer Lebendigkeit, der von dem jedem Lebendigen eigenen raſcheren oder langſameren Pulsſchlag des Herzens herrührt. Selbſt in dem Geſang gewiſſer Vögel ſind rhythmiſch muſikaliſche Verhältniſſe vorhanden, die aber durchaus nichts mit den eigentlichen Anforderungen der Kunſt gemein haben. Hebung und Senkung, Arſis und Theſis liegen eben ſo in der Natur des Gefühls, wie in der Darſtellung von Gefühlen vermittelſt des Tons. Der rhythmiſche Wechſel der Zeit oder der verſchiedenen Zeitlänge, welche man zwiſchen dem Anſchlagen der einzelnen Töne verſtreichen läßt, ferner das Tempo, in welchem die Töne nach einander beim Vortrag anſchlagen, und endlich das gemeinſchaftliche Zeitmaß für alle die Tonreihe bildenden Tongruppen, der Takt, beſtimmen weſentlich die pathetiſche Wirkung, welche ein Tonſtück auf das Gemüth hervorbringt. Das regelmäßig Wiederkehrende, Zuſammenhaltende, das im Takt liegt, war der alten Tonkunſt nicht bekannt, die bei einfacher Zeittheilung der Töne daſſelbe leichter entbehren konnte. Dagegen accentuirten die Griechen, deren Sprache ſo ungemein accentreich war, in der Muſik ſchon darum, weil ſie den muſikaliſchen Ausdruck ſtets in die nächſte und innigſte Beziehung zur Sprache brachten. Es wird ſich ſchwerlich viel dagegen einwenden laſſen, daß, was von den Griechen Muſik genannt wurde, weiter nichts war als das rhythmiſche Supplement des Tanzes oder das metriſche Deklamiren der Gedichte, etwa in der Art unſerer Opernrecitative. Durch die Verſchiedenheit, welche jedem einzelnen Ton der Gruppe das ihm zukommende Maaß der Stärke oder Schwäche ertheilt, iſt hauptſächlich die Belebung und Beſeelung der Tonreihen bedingt. Alle dieſe Schattirungen und Abſtufungen in der Succeſſion der Töne laſſen ſich in der allgemeinen Bezeichnung des Rhythmiſchen zuſammenfaſſen, das auf dieſe Weiſe in ſeiner Beziehung zur Melodie die eigentliche Lebenskraft der Tonkunſt ausmacht.

Um nun aber der rhythmiſch gegliederten Melodie gleich von Haus aus ein unwandelbares, der beabſichtigten Gefühlsſtimmung entſprechendes Gepräge aufzudrücken, beſtimmt ſich das Gegenſätzliche oder Polare in der Zeitfolge melodiſch entwickelter Tonreihen durch den allgemeinen und weſentlichen Gegenſatz der beiden Tonarten, des Dur und Moll. Die Tonart gibt den Grundton der Melodie her und iſt der Zielpunkt aller Bewegung, die ſich von jenem bald entfernt, bald ihn berührt, und in dieſem Wechſel nicht allein eine Mannigfaltigkeit, ſondern auch eine Einheit darbietet, welche, auf einem Punkte gegeben, allen Beziehungen und Verhältniſſen ihr eigenthümliches Weſen mittheilt. Die Tonart iſt der Charakter der Melodie, und es geziemt ſich, gerade deßhalb daran zu erinnern, daß ſchon Ariſtoteles den Unterſchied der Tonarten kennt, welche zur Traurigkeit ſtimmen und welche die Thätigkeit der Seele beleben. Daß die Tonart keine bloße Affektion des Gehörs und keineswegs, wie manche Componiſten meinten, ganz der Willkür anheimgegeben iſt, ergibt ſich von ſelbſt aus der eigenthümlichen Weiſe ihrer Wirkung. Liegt in dem Weſen der Muſik als ſolcher die Doppelnatur des Pathetiſchen, jene Gegenſätzlichkeit, welche ein kräftiges Gemüthsleben in jeder leidenſchaftlichen Erregung offenbart, ſo folgt aus der Natur der Sache, daß um ein Gefühl richtig und effektvoll darzuſtellen, daſſelbe nicht als Indifferenzpunkt von Freude und Leid, von Furcht und Hoffnung, von Liebe und Haß gezeichnet werden darf, ſondern nach der vorwiegenden Seite ſeiner poſitiven Eigenthümlichkeit als das eine oder das andere betont werden muß. Und ſo werden wir es im weiteſten Umfang des Wortes für wahr halten, was Goethe an Zelter ſchreibt: „Es gibt auch für's Ohr eine Symbolik, wodurch der Gegenſtand in der Imagination auf eine eigenthümliche

Weise hervorgebracht wird, indem das Bezeichnete und Bezeichnende in faſt gar keinem Verhältniß zu ſtehen ſcheint.“ Es ſcheint nämlich nur ſo, und wer der Natur des Tons und des Gemüths tiefer auf den Grund ſieht, dürfte ſelten in Verlegenheit kommen, die Urſache einer ſolchen geheimnißvollen Beziehung anzugeben.

Wie nun aber die Malerei das räumliche Nebeneinander in ein zeitliches Nacheinander umzuwandeln bemüht iſt, was jedoch erſt bei weiter fortgeſchrittener Kunſtentwicklung geſchieht, ſo gelangt die Muſik zu ihrer vollen Entfaltung erſt durch den Gebrauch von Mitteln, welche dem an ſich Succeſſiven den Charakter des Räumlichen verleihen. Zu der Melodie tritt die Harmonie, unter der wir die Ordnung und Zuſammenſtimmung gleichzeitiger Töne, ein Simultanes in dem Einklang eines Mannigfaltigen von Tönen verſtehen. Nur Rouſſeau konnte in ſeiner paradoxen Einſeitigkeit die Harmonie eine barbariſche, gothiſche Erfindung nennen und ihren Urſprung in dem Mangel des Sinnes für natürliche Muſik nachweiſen. Es erinnert dieß an die Chineſen, die in der Malerei von der Perſpektive nichts wiſſen wollen. Erſt im Zuſammenklang verſchiedener Töne offenbart der Ton ſeine ganze Gewalt. Gewiß, man kann Gefallen finden ſchon an naiven Abbildungen, auf denen alle Figuren unmittelbar nach einander und in bloßer Linienperſpektive erſcheinen; wer wird darum aber leugnen wollen, daß die Malerei ihren höchſten Anforderungen erſt dann entſprach, als ſie ihre Geſtalten zu modelliren und zu gruppiren lernte? Nicht anders verhält es ſich mit der Harmonie. Die Harmonie verleiht der Melodie eine feſte Haltung, Abgrenzung und Rundung, überhaupt die Merkmale eines zu plaſtiſcher Exiſtenz gelangten Lebens; denn die Tonmaſſen in ihrem gleichzeitigen Fortſchreiten geben dem Tonbild erſt ſeine Schattirung und Fülle. — Wie die Perſpektive rein wiſſenſchaftlich erlernt werden kann, ſo auch die Harmonielehre; bei beiden laſſen ſich unwandelbare und mathematiſch gewiſſe Geſetze aufſtellen und beweiſen. Die Correktheit, die durch die wiſſenſchaftliche Kenntniß der Perſpektive und des Contrapunktes erreicht wird, darf nicht gering angeſchlagen werden. Falſch ſchrieb eine ſechzehnſtimmige Meſſe, in welcher jeder der vierſtimmigen Chöre ſeinen Weg geht, und doch bilden ſie ſowohl in ſich als insgeſammt eine große Einheit, bis in's kleinſte Detail ausgearbeitet. Solche gelehrte Muſik, einem Bilde vergleichbar, worauf die Perſpektive nach den ſtrengſten Regeln der Kunſt beobachtet und das andere nur nebenher behandelt iſt, beſchäftigt indeſſen lediglich den Verſtand und vermag bloß dieſer formalen Tadelloſigkeit wegen einen tieferen Eindruck auf das Gemüth nicht hervorzubringen. Es fehlt ihr das Stoffliche, der Inhalt und deſſen freie, dem Gemüthe zuſagende Behandlung. Für die Harmonie in dieſem Sinne, d. h. ſofern ſie dem melodiſchen Inhalt einen mannigfaltigeren, reicheren und zugleich tieferen Ausdruck zu verleihen hat, hört das mathematiſche Geſetz auf, wie der Maler, um der eigenthümlichen Natur der Farbe Genüge zu thun, wohl gar genöthigt ſeyn kann, gegen die mathematiſchen Regeln der Fernſicht zu verſtoßen. Die tiefere Vermittlung iſt nicht Sache der Wiſſenſchaft, ſondern der künſtleriſchen Begabung, und eine richtige Harmonie iſt darum noch keine gute Muſik. Es laſſen ſich in einer und derſelben Melodie verſchiedene harmoniſche Behandlungen geben, was dem Tonbild ein verſchiedenes Kolorit verleiht. Stimmt die Harmonie im Allgemeinen mit dem Weſen und der Eigenthümlichkeit der Melodie und weckt einen gefälligen Gefühlsausdruck, ſo wird man ſie als brauchbar und befriedigend gelten laſſen müſſen; eigentlich aber iſt es die Aufgabe der Harmonie, den melodiſchen Keim zu der ganzen Pracht und Herrlichkeit eines organiſchen Gebildes zu entfalten, und in dieſem Sinne wird man ſagen können, daß gleichwie es für ein vortreffliches Lied nur eine einzige ebenbürtige Melodie gibt, ſo auch nur eine Harmonie für eine gelungene Melodie. Es kommt dabei vornehmlich darauf an, in Uebereinſtimmung mit der bald in aufſteigender, bald in abſteigender Richtung, bald gleichmäßig und rein, bald zerriſſen und verworren ſich bildenden Gefühlserregung durch die Diſſonanz zur Conſonanz zu gelangen und die Conſonanz in Diſſonanz aufzulöſen. In ihrer Ganzheit oder als Kunſtwerk betrachtet, muß die harmoniſch ausgebreitete Melodie eine Conſonanz darſtellen, was trotz aller einzelnen Diſſonanzen und gerade durch dieſelben ſo geſchieht, daß das Diſſonirende werdende Einſtimmung, noch unvollendete Einheit iſt, die ſich, ähnlich den Mitteltönen bei der Farbe, in volle Einheit eben nur im Zuſammenhang mit dem Ganzen auflöst.

Bringen wir die charakteriſtiſchen Merkmale auf der einen Seite der bildenden, auf der andern der Tonkunſt in Zuſammenhang mit der von der Kunſt ſchlechthin anzuſtrebenden Lebensidee, ſo drängt ſich uns die Bemerkung auf, daß Architektur, Plaſtik und Malerei das ſich entäußernde, die Muſik aber das ſich verinnerlichende Leben zum Gegenſtand haben, wie dieß durch die beſondere Natur des Raums und der Zeit bedingt iſt. Reine Anſchaulichkeit und darum Selbſtentäußerung der Lebensidee gehört deßhalb zum Weſen der bildenden Künſte, weil das an ſich Räumliche immer und überall nur an der Oberfläche ſichtbar wird. Ein Innerliches, Verborgenes und Verſchloſſenes, ein erſt zu Erratbendes, Myſtiſches und Geheimnißvolles gibt es in der bildenden Kunſt nicht; ihr Geheimniß iſt vielmehr, daß ſie kein Geheimniß hat, alles offenbart, das Innerlichſte ſelbſt zur äußern Erſcheinung bringt. So will es die vermittelſt des

Lichtes zu äußerem Bewußtſeyn gelangende Materie. Umgekehrt wendet die Muſik ſich ſchlechterdings vom Anſchaulichen ab. Mit dem Tone, dieſem innern, ſeeliſchen Erklingen der Materie zieht ſich das Leben von der Oberfläche in ſich ſelbſt zurück, die Offenbarung faltet ſich zum Myſterium zuſammen und die als Gedankeninhalt nicht näher zu beſtimmenden Erregungen des Gefühls gehen bloß in die Tiefe, nicht in die Breite, wecken daher ſtets Wehmuth und Sehnſucht. Dieſer vorherrſchenden Innerlichkeit kann ſich die Muſik ſo wenig entſchlagen, daß es vielmehr gerade ihre Aufgabe iſt, eben nur pathologiſch, d. h. in der Richtung nach dem in ſich form- und geſtaltloſen Gemüth zu wirken, und alle die Gedankenkeime, die ſich zum äußern Daſeyn drängen, ſtets wieder in den verſchloſſenen Urgrund innerlicher Gefühlserregungen zurückzunehmen. Die Zeit iſt nie und nirgends: ſie iſt nur im Werden, oder als verſchwindend; ſo ſoll auch der muſikaliſche Gedanke ſich nur im Verſchwinden offenbaren.

Die gewaltigen Wirkungen, welche die Kunſt hier wie dort, in der Entäußerung wie in der Verinnerlichung der Lebensidee hervorbringt, bleiben indeſſen ſo lange unvollſtändig, als die Vermittlung zwiſchen beiden Polen nicht gefunden, die zeitliche Erſcheinung der Materie mit ihrer räumlichen verſöhnt iſt. Es muß eine Form oder Weiſe des künſtleriſchen Schaffens geben, wodurch das Räumliche dem Zeitlichen und die Zeit dem Raum wirklich und wahrhaft eingebildet wird, mit andern Worten: eine ſolche Kunſtproduktion, die nicht beziehungs- oder bedingterweiſe, ſondern in Wirklichkeit und Wahrheit das Nebeneinander in ein Nacheinander, das Anſchauliche in ein Pathetiſches und umgekehrt verwandelt. Dazu bedarf es eines Stoffes, deſſen raum-zeitliche Exiſtenz nicht erſt zu ſchaffen, ſondern für die äſthetiſche Behandlung bereits vorhanden iſt — eines Stoffes, wie ihn die lebendige Materie darbietet, bei welcher das Leben weder als ein ſchlechthin äußerliches, noch als ein ſchlechthin innerliches erſcheint. Als belebt und beſeelt hat das Materielle ein Daſeyn in dem Raum und in der Zeit, d. h. ſie iſt ein lebendiger Prozeß. Hier iſt die räumliche Exiſtenz, ganz anders als bei der todten Materie, ſchlechterdings von der zeitlichen und dieſe hinwiederum von der räumlichen Exiſtenz abhängig. So bereitwillig ſich übrigens die todte Maſſe dem Richtſcheit des Architekten, dem Meißel des Bildhauers, dem Pinſel des Malers, dem Bogen und den Lippen des Muſikers zu künſtleriſcher Behandlung darbietet, ſo ſpröde erweiſt ſich die lebendige Materie für den artiſtiſchen Gebrauch. Nur der eigene Leib des Menſchen iſt willfährig genug, ſich auch dieſem Dienſt nicht zu verſagen, und alles was diejenige Abzweigung der Kunſt zu leiſten vermag, die in glücklicher Vermittlung zwiſchen bildender Kunſt und Tonkunſt die Eigenthümlichkeiten beider in ſich vereinigt, geſchieht allein vermittelſt unſerer eigenen Leiblichkeit.

Anders kann ich mir die raum-zeitlichen Künſte nicht gefaßt denken. Wohl aber wird es der Natur der Sache nach auch bei ihnen darauf ankommen, welcher der beiden Pole, ob der räumliche oder der zeitliche, vorwiegt, ohne jedoch darum ſeine immanente Einheit mit dem andern irgend in einem Punkte des Raums oder der Zeit zu verläugnen. Der Tanz, richtiger die Mimik, iſt die räumliche Darſtellung der in ſich vermittelten Lebensidee, gleichſam die in's Raumzeitliche überſetzte bildende Kunſt. Die Mimik hat zu ihrer Verfügung den ganzen menſchlichen Organismus, ſeine Geſtalt, die Bildung ſeiner Glieder, ſeine Stellung und Haltung. Aber ſelbſt wenn die Mimik, wie bei den ſogenannten lebenden Bildern, nicht in der Bewegung, ſondern in der Ruhe den menſchlichen Leib zu äſthetiſchen Wirkungen verwendet, iſt das Zeitmoment ein weſentlich und unmittelbar gefordertes, inſofern immer nur menſchliche Zuſtände und menſchliche Empfindungen als ſolche, d. h. wirklich Lebendiges und nicht bloß Andeutungen eines ſolchen dargeſtellt werden ſollen. Aus dieſem Grund iſt die in Marmor ausgeführte Niobe etwas ganz anderes als die pantomimiſch dargeſtellte; letztere darf mit dem Ausdruck des Charakteriſtiſchen ſich nicht begnügen, ſie muß vielmehr im Beſchauer die Empfindung wecken, daß er die unglückliche Mutter in eigener Perſon vor ſich hat.

Noch augenfälliger tritt das unmittelbar Lebendige und darum zeitlich Bewegte beim Tanze, bei der Pantomime und bei der dramatiſchen Aktion hervor. Andererſeits wird die Zeit vor dem Raum betont im Geſange, der als Erzeugniß der menſchlichen Stimme durchaus die leibliche Gegenwart des Singenden vorausſetzt und ohne dieſe zwar eine allgemeine muſikaliſche, aber nicht zugleich die ſpecifiſche Wirkung menſchlicher Tonbildung hervorbringen kann. Man ſollte dieß bei der Würdigung des Geſanges nie vergeſſen; ſeine ſpecifiſche Bedeutung hat derſelbe keineswegs bloß als allgemeines Produkt der menſchlichen Stimme, ſondern als der Ton oder die erklingende Seele einer beſtimmten Individualität, die nur für den abſtrakten Begriff, nicht aber für die Anſchauung und das Gefühl hinweggedacht werden kann. Seine äſthetiſche Bedeutung hat der Geſang allein durch die unmittelbare Beziehung des in der Zeit erklingenden Lautes zu der anſchaulichen Perſönlichkeit, die ihn hervorbringt, wenigſtens durch die einfache Beſtimmtheit des geſprochenen Wortes, dem der Geſang eine muſikaliſche Geſtaltung und Färbung verleiht. Dieſe Doppelnatur des Geſanges hat den Vortheil, daß die durch einen beſtimmten ſprachlichen Inhalt getragenen Geſangsweiſen bis auf einen

gewiſſen Punkt einfach, in ſich befriedigt und ruhig dahinfließend ſind, wogegen die Inſtrumentalmuſik, die beides, die muſikaliſche Form und den Gedankeninhalt zu ſchaffen hat, raſtloſer Kampf, nie endende Arbeit iſt, weil der Gedanke als ſolcher muſikaliſch gar nicht ausgedrückt werden darf. Im Geſang wird der poetiſche Gedanke gleichſam mit muſikaliſchen Gefühlserregungen übergoſſen, in Gefühle aufgelöst; das Inſtrument ringt darnach, dem fließenden Gefühl eine feſte Geſtalt und die Umgrenzung des Gedankens zu geben. Die Grundform der Inſtrumentalmuſik iſt die Variation, d. h. der nie endende Verſuch, die raſtloſe Verwandlung des Themas, um einen und denſelben Affekt erſchöpfend auszudrücken. Der Geſang umgekehrt wiederholt einfach; der Inhalt des Gedankens liegt klar in dem ſprachlichen Ausdruck vor, an den ſich daher das Gefühl nur anzuranken hat.

Dieß führt uns von ſelbſt zu der höchſten Kunſtentwicklung, ich meine zur ſprachlichen Kunſt, oder zur Poeſie, in der das vorwiegend räumliche Verhältniß der Mimik und das vorherrſchend zeitliche des Geſangs wieder ausgeglichen erſcheinen. Die Sprache iſt der vollkommenſte Ausdruck der raumzeitlichen Exiſtenz des Menſchen, vermöge der Identität des ſinnlichen und des geiſtigen Elements, des Lautes und des Gedankens, der Träger der ureigenen Lebensidee. Die Sprache an ſich ſchon iſt das größte Kunſtwerk des Menſchen, weil in ihr Sinnliches und Ueberſinnliches zu unzertrennlicher Einheit in einander fließen. Der Menſch, in der vollwichtigen Bedeutung des Worts, ſofern er ſpricht, will geſehen ſeyn, und wenn du ihn ſiehſt, ſoll er ſprechen. Hier beſteht keine Kluft, keine Grenze mehr zwiſchen Raum und Zeit: es iſt das Leben in ſeiner ungeſchmälerten Entfaltung, reine Perſönlichkeit. Einen höheren, lebensfähigeren Stoff für die Bearbeitung des Kunſttriebes gibt es nicht als die Sprache, weil in ihr die Doppelnatur unſeres Weſens, der in der Erde wurzelnde Leib und der zum Himmel gekehrte Geiſt, ſchlechthin ungeſchieden und unterſchiedslos erſcheinen. Die Sprache iſt darum auch kein Vorzug, oder eine Eigenſchaft des Menſchen, ſondern deſſen Weſenheit. Das an ſich ſchon im eminenteſten Sinne Lebendige eignet ſich für den höchſten und allſeitigſten Ausdruck der künſtleriſch gefaßten Lebensidee. Nur verſteht es ſich von ſelbſt, daß das ſprachliche Wort in der Kunſt der Rede wirklich geſprochen und nicht gedruckt gedacht werden darf. So ungeheuer der Gewinn iſt, den die Erfindung der Buchdruckerkunſt der geiſtigen Entwicklung des Menſchengeſchlechts eindrachte, ſo wird ſich andererſeits doch nicht verkennen laſſen, daß der in der Sprache ſich bethätigende Kunſttrieb in Folge dieſer mechaniſchen Vervielfältigung eine nicht unbeträchtliche Einbuße erlitt. Eine abgehauene Hand iſt keine Hand, ſagt Ariſtoteles; ein geleſenes und nicht auch laut vorgetragenes Gedicht iſt keine Poeſie; ein Mißverhältniß, das ſich nur dadurch ausgleichen läßt, daß beim Leſen die Einbildungskraft, anſtatt bloß die poetiſchen Gedanken und Bilder ſich anzueignen, auch deren ſinnliche Hülle, das Wort, nicht mehr als bloßes Zeichen, ſondern als ein unmittelbar geſprochenes ſich ſinnlich vergegenwärtigt.

Die Sprache vereinigt in ſich alle ſtofflichen Mittel, welche den andern Künſten zu Gebot ſtehen; ja, ſie hat überdieß vor dieſen noch den weſentlichen Vorzug, daß ſie dem Künſtler nicht als eln erſt durch die Kunſt zu belebender Stoff ſich darbietet, ſondern an ſich ſchon nicht bloß ein Lebendiges, ſondern ein lebendiges Kunſtwerk bildet, das als ſolches zu neuen künſtleriſchen Ausprägungen verwendet wird. Darauf beruht die unbeſchränkte Freiheit der Poeſie. Was nur immer an der Lebensidee Theil hat, kann auch poetiſch ausgedrückt werden. Nur die Abſtraktion iſt todt, gleichwie das geleſene Gedicht, nach Abzug ſeines Lautelements, kein Gedicht mehr, ſondern eine Hieroglyphe iſt. Eben ſo allgemein iſt die Wirkung, welche poetiſch dargeſtelltes Leben auf die Seele hervorbringt. Die Dichtung erregt die Anſchauung eben ſo wohl als das Gefühl, und wo nur immer eine geiſtige Saite in der Menſchenbruſt ſich ſpannt, da iſt es der Hauch der Poeſie, der ſie erklingen macht. Die Lebensidee vermittelt ſich ſo in abſoluter Weiſe mit ſich ſelbſt, und man kann wohl ſagen, daß wie der lebendige Organismus die Wurzeln ſeines Daſeyns zugleich nach innen ſenkt und äußerlich ausbreitet, ſo das ſprachliche Kunſtwerk durch und durch innerlich ſowohl als äußerlich Leben ſeyn muß. Die Poeſie, wie ſchon der Name es ausdrückt, iſt der Univerſalismus der Kunſt, ſie kann von jeder der andern Künſte die ihr zukommende Eigenthümlichkeit annehmen, ſie kann architektoniſch, plaſtiſch, maleriſch, muſikaliſch ſeyn, und zudem noch den Ausdruck der Mimik und des Geſanges annehmen. Eine weiſe Selbſtbeſchränkung iſt darum aber für den Dichter nicht weniger unerläßlich, als für die übrigen Künſtler, und der Eindruck, den er hervorbringen will, zumeiſt davon abhängig, daß er das Anſchauliche nicht mit dem Gefühlvollen, den plaſtiſchen Ausdruck nicht mit dem maleriſchen vermiſcht oder verwechſelt, vielmehr für eine reine Wirkung auch reine Motive ſucht.

Aus Süddeutſchland an die Adria.

VII.

Am frühen Morgen wartet der Arceduca Federigo, der beſte Dampfer des Lloyd, draußen am Molo des heiligen Carolus auf ſeine todte und lebendige Fracht nach Venedig. Mit allerlei Volk, Soldaten, Juden und Kapuzinern ſteigen wir ein und winken dem noch ſchlaftrunkenen Trieſt durch die Reihen der Maſten und Segel hindurch unſern Abſchiedsgruß hinüber. Raſch durchfurcht das treffliche Dampfſchiff die grünen Wogen und ohne alles Ungemach tauchen wir immer weiter in die hohe See. Der Himmel iſt leicht bedeckt und gewährt erwünſchten Schatten; leiſe ſchimmern rechts aus dem Norden die Umriſſe der juliſchen Alpen herüber. Gegen Mittag zeigt die flache Küſte des Venediger Landes einen Hafenort um den andern, bis aus dem grauen Himmel endlich in der Ferne einige höhere Punkte auftauchen, die Thürme Venedigs. Noch iſt eine gute Strecke dahin, bis der Lido (das „Ufer“) ſich zeigt, der ſchmale, lange, ſich öſtlich vor den Lagunen herunterziehende Inſelſtreifen, der natürliche Schutzdamm der Stadt, der ſelber gegen den Anprall des Meeres und anderer Feinde mit alten und neuen Feſtungswerken verſchanzt und gegen Süden von Malamocco bis Chioggia mit einer dreißig Fuß hohen, vierzig bis fünfzig Fuß breiten Rieſenmauer geſchützt iſt.

Malamocco da drunten im Süden des Lido war im neunten Jahrhundert Sitz der Regierung von Venedig, wurde vom Meer überſchwemmt und von den Venedigern mit den tiefer und ſicherer in den Lagunen liegenden Inſelplätzen vertauſcht. Im zwölften Jahrhundert erſt fing die Inſel wieder an ſich zu bevölkern und zählt mit dem Lido etwas über tauſend Bewohner. Da wurden denn die „Murazzi,“ aere veneto, animo romano, „mit Venediger Geld, mit römiſchem Muthe,“ wie ſie wohlgefällig auf die Kalkſteinblöcke meißelten, zwei volle geographiſche Meilen lang als Baſtion gegen das Meer aufgeführt, und hinter dieſen Felſenquadern liegt dieſes alte Venedig behaglich geborgen, mehr feig und ſchlau, als muthig und tapfer, wie eine Boa Conſtriktor im Sumpfe und Dickicht zum Sprung auf bewehrte und unbewehrte Beute bereit. Gewiß darf man ſo ſagen, wenn man einen Blick auf den Plan von Venedig wirft, durch deſſen Mitte der große Kanal in der Form eines S, „wie eine Schlange, die ihre Beute ſtill umlauert,“ ſich windet, und einen Blick auf die Blätter, worauf die Geſchichte dieſer Königin der vortheilskundigen Kaufleute und der argliſtigen Diebe en gros, verzeichnet ſteht mit blutiger Schrift in goldenem Rande.

Wir fahren durch den Porto di Lido, den ſchon San Michele 1545 kunſtreich befeſtigt und den die Oeſterreicher friſch ummauert, an la Certoſa vorbei, begrüßen St. Elena, erfreuen uns an dem ſchönen Bau von S. Pietro di Caſtello vor'm öſtlichſten Ende der Inſelſtadt, biegen um die ſüdlichſte Spitze Venedigs, worauf Napoleon die „öffentlichen Gärten,“ den einzigen baumbepflanzten freien Platz der Stadt, angelegt hat, ſteuern den Kanal di San Marko hinauf, dem Strande der Sclavonier (Riva dei Schiavoni) entlang, am öſterreichiſchen Wachtſchiffe vorbei, und ankern auf welthiſtoriſchem Grunde.

Der Himmel iſt trüb, das Lärmen und Treiben der auf die heranrudernden Gondeln ſich ſtürzenden Ankömmlinge iſt groß, der zum Theil mit ſilbernen Waffen geführte Kampf mit der Mauth iſt heiß; doch nehmen wir eine ruhige Stelle und Minute wahr, um einen Blick in die Zauberwelt zu thun, die ſich dem Auge eröffnet. — Wir ſind gegenüber dem kleinen Markusplatze, aus dem die zwei hohen Säulen mit den beiden Schutzpatronen Venedigs hervorragen, dahinter die drei hohen Flaggenſtangen vor dem Markusdome, und nochmals dahinter der viereckige Uhrthurm, auf dem die zwei ehernen Rieſen gerade die dritte Stunde nach Mittag an die dumpf tönende Glocke ſchlagen; rechts der Rieſenbau des Dogenpalaſtes, ganz Seltſamkeit, ganz Wunder; wieder rechts ſchwingt ſich die Seufzerbrücke von ihm hinüber zu dem, durch einen ſchmalen Kanal davon getrennten Staatsgefängniß mit den Bleidächern; noch weiter rechts prangt der alte Palaſt Bernardo mit ſeiner herrlichen Spitzbogengalerie als moderner Gaſthof Danieli, in deſſen Nähe Petrarcas altes Wohnhaus noch ſteht, und vor ihm, am Uferrande hin, entfaltet ſich hinter Schiffen und Maſten ein buntes, tummelndes Leben der Käufer, Verkäufer, Zecher und Spieler. Links von der Piazzetta (dem kleinen Markusplatze) lagert ſich ſchwer und dunkel die Münze, la Zecca, die Geburtsſtätte der weltbezaubernden Zechinen; weiter links die Rückſeite des Königspalaſtes (Palazzo reale), und ganz zur Linken öffnet ſich mit der Dogana di Mare und mit der ſchönen Kuppelkirche Maria della Salute der Eingang in den großen Kanal, dieſe Straße der Paläſte,

den wunderbarſten Seeweg der Welt; in unſerem Rücken endlich mündet die breiteſte Waſſerſtraße Venedigs, der Kanal della Giudecca und thront auf der Inſel des heiligen Georg die großartige Kuppel von S. Giorgio Maggiore. Das iſt zu viel für einen Blick, zu viel für eine Stunde, die Sinne reichen nicht aus, das zu bewältigen, die Sprache ſucht vergeblich nach Worten, und „gauberhaft," das iſt der einzige Ausdruck der-ſtummen Bewunderung.

Wir klettern vom Schiffe in's Boot; nach wenigen Minuten ſind wir an der ſteinernen Treppe des Platzes, auf welcher der Fuß ſo manches ſtädtebezwingenden, länderverbrennenden Dogen, ſo manches ſegnenden Patriarchen und Papſtes, ſo manches ſiegreichen und beſiegten Königs und Kaiſers ſeit einem Jahrtauſend geſtanden: eine unendliche Vergangenheit, eine ganze alte Welt umſängt uns. Da weckt die nüchterne Wirklichkeit uns modern genug aus den Träumen. Der treuloſe Sohn Venedigs, der edle Gondolier, der uns zum Ufer gerudert, der für ſechs Centiſſimi die Perſon über einen Kanal, für einen Zwanziger die Seele eine ganze Stunde weit führen muß, iſt für die Eine Minute vom Schiffe zum Ufer nicht zufrieden mit einem halben Zwanziger für uns beide. Mit lautem Geſchrei packt der Schuft den über ſeine Unverſchämtheit verdutzten, trotz (oder wegen) ihrer italieniſchen Grammatiken und Wörterbüchern im Ranzen auf ſolchen Dialog nicht eingerichteten Stillen vom Schwabenlande dreiſt und diebiſch jedem einen vollen Silberling ab. Lachend ſteckt er den ein und bequem ſtreckt er ſich an den Fuß der Säule; er hat ſein Taglohn gemacht, ſeine Polenta iſt fertig, heute braucht er nichts mehr zu arbeiten, der Tagdieb. Als weitern Dämpfer auf den zeichen- und wunderglaubigen Ankömmling ſchickt der Himmel ein klein wenig Regen herab; man zieht rüſtig vom Leder, aber damit man hübſch demüthig vor San Marko vorüber gehe, macht er mit ſeiner Löwenkralle mitten auf dem anbächtig überſchrittenen Platz mir einen ſtattlichen Riß in das ſeidene Regendach, daß die Fetzen davonhängen. Was ſchadet's? iſt ja auch der Hermelin des Dogen längſt zerfetzt und mitten auf dem prachtvollen Markusplatze, den wir vollends im Sturmſchritt durchmeſſen, begegnen uns Lumpen genug, Mann und Weib, lebendige Ruinen der geſtorbenen und verdorbenen Stadt.

Wir fragen und ziehen nach einer der nächſtgelegenen Gaſſen, Calle genannt, und finden glücklich unſer Calle del Cason. Nicht Gäßchen, Winkel hieße es in jeder andern Stadt, kaum drei Schuh breit, vier, fünf Stockwerke hoch die Häuſer, und im dritten Stock auf ſteinerner Treppe die uns empfohlene Privatwohnung. Die dicke freundliche Wirthin, nach — freilich unſäglichen geringen — Venediger Begriffen noch ſehr wohl gekleidet, führt uns in das geräumige und helle, mit rothem Marmoreſtrich belegte reinliche Gelaß, das die nöthigen drei Stühle, eine betagte Kommode mit Schubladen, natürlich ohne gehende Schlöſſer, und die Königin des venetianiſchen Hausgeräthes, eine vier Regenſchirme breite und ſechs Regenſchirme lange, mit einem Worte unermeßliche, mit Leitern zu beſteigende, mit einem halben Dutzend Mehlſäcken kaum überfüllte, im übrigen reinliche, wohl mit Wolle gepolſterte Lagerſtätte aufweiſt. Und was iſt der Preis für ſolche Behauſung? Zehn Kreuzer für den Tag, ja, ſage mit Worten, einen k. k. Zehner für den Tag; wahrhaftig, wie „gänzlich ausverkaufende" Schacherjuden auspoſaunen laſſen: „nicht zu glauben, ohne geſehen zu haben!" Aber ſo iſt die Stadt der Städte heruntergekommen, die Stadt, welche einſt vierundzwanzig Linienſchiffe zum Auslaufen und 200 Galeeren in ſteter Bereitſchaft hatte, ſechs Millionen Dukaten jährlich in die öffentlichen Kaſſen einnahm, ganz Oberitalien, das ganze Mittelmeer, den Archipel, die Levante beherrſchte und im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert zuweilen 3 bis 400,000 Einwohner zählte und durch Handel und Sitte, durch Kunſt und Wiſſenſchaft für ganz Europa war, was nachher Frankreich unter Ludwig XIV., nämlich das Mekka der gebildeten Welt bis in Doktor Luthers Zeit, ſo daß er, wenn er ſeine Käthe, „ſeine Königin und Kaiſerin," zum Höchſten erheben wollte, ſie ihm „viel werther und lieber" nennen mochte, „als das Königreich Frankreich und der Venediger Herrſchaft."

Wohin zuerſt? Wohin anders, als über den Markusplatz zurück an die Steintreppe, wo zu hunderten die Gondeln liegen; es ſoll uns die erſte beſte ſtraks den großen Kanal, die Hauptpulsader des alten und neuen Venediger Lebens hinunter tragen. Wir können noch nicht um Einzelnes uns kümmern, der Geſammteindruck muß vorher hingenommen, und ſey er leidig, ſey er freudig, verarbeitet ſeyn, ehe die Zauberpracht dieſes Märchens aus mehr als tauſend und einer Nacht voll Weh und Luſt, voll Frevel und Buße im wunderſam bewegten Gemüthe aufſteigen kann.

Die ſchwarze Gondel, der trübe Himmel, die ſchweigende Waſſerſtraße, nur vom eintönigen Schrei der zum Ausweichen ſich anrufenden Gondoliere und vom Takte des Ruderſchlags hin und her durchtönt, und nun Palaſt an Palaſt, ein alter und mittelalterlicher Palaſt am andern, düſter, altersgrau, die Läden der Spitzbogen- und Rundbogenfenſter verſchloſſen, die Mauern zerriſſen, der Mauerbewurf abgefallen, todt, todt, todt! So gleiten wir wie durch eine ausgeſtorbene, durch eine von einem böſen Bann gedrückte, mitten im Leben zu einem Kirchhof verzauberte Stadt. Unheimlich, ungeheuer laſtet's auf der Bruſt, ein unſäglicher Druck taucht die Seele hinunter in Trauer

und Wehmuth; man möchte ſie vollends in's Meer verſenken und mitverſinken, dieſe ſtolze Größe, dieſe blühende Schönheit, dieſes unermeßlich reiche Leben, verſteint zur Mumie, eingeſargt wie eine Scheintodte; man möchte nur gleich auf und davon aus der Stätte des Todes, und doch hält ſie feſt, zieht an wie mit Geiſtermacht. Keine Stadt der Welt vermag einen ſolchen tiefen, unausſprechlichen Eindruck zu machen. Das iſt eine Stadt für Dichter, für deutſche Dichter!

Ja, eine Stadt, die ſo viel gelebt und geliebt, ſo viel gehandelt und gewandelt, wie Venedig, mag nach ſolchem Fall, aus dem es kein Auferſtehen mehr gibt, ſich in die Stille des Grabes betten, Gras mag über den Ruinen wachſen und ihre eigene Stätte ſie nicht mehr kennen. Memphis und Perſepolis, Palmyra und das arabiſche Petra, das ſind Ruinen, das ſind Todtenſtätten, da kann ſich das Gemüth einfach zurechtfinden und mit zu Grabe gehen. Aber nicht mehr leben und doch nicht ſterben können, das Lebenſollen bei leibhaftigem Tode, ein Leichnam, von den galvaniſchen Strömen des unruhigen modernen Dampf- und Eiſenbahnlebens fort und fort durchzuckt, Scheinleben und Scheintod in Einem, das iſt es, was ſo geheimnißvoll, faſt grauſenhaft iſt, bis man ſich auch daran, wie an alles gewöhnt hat.

Das halbe S des großen Kanals haben wir durchſchwommen, wir hatten unter der Brücke von Rialto. Da, im Mittelpunkte des heutigen Venedigs, ſtand ſeine Wiege, da iſt noch heute die Herzkammer des eigentlichen Volkslebens und Volksverkehrs der Stadt. Unſtet und flüchtig wie Kain mußten die alten Heneter oder Veneter erſt vor den Hunnen (452) und Longobarden (568) nach Heraklea, dann (742) nach Malamocco ſich flüchten und von hier der Unſicherheit des Meeres wegen endlich (809) auf die Inſel Rialto ſich zurückziehen. Von hier überbauten ſie Inſel um Inſel, überbrückten ſie Kanal um Kanal; man zählt jetzt 400 Kanäle zwiſchen den 70—90 Inſeln, aus denen die Stadt beſteht, und über 450 Brücken verbinden die ſchmalen Gäßchen. Von hier aus ſchifften und fiſchten ſie und zogen bald ganze Länder, wie Iſtrien, Dalmatien, in's Garn. Die Kreuzzüge, denen die um ihren Handel beſorgten Krämer ſich nicht allzubald anſchloſſen — sinmo Venetiani, poi Christiani! ſeyen wir zuerſt Venetianer, nachher erſt Chriſten! war ihr Wahlſpruch — brachten wohlberechneten Gewinn an Anſehen und Reichthum. Ihren Sümpfen waren ſie längſt entwachſen, Venedig war die mächtigſte Stadt der Lombardei geworden; entſchloſſen zur Eroberung des Morgenlandes hatte ſie ſchon früher ihren alten Sumpfgott weggeworfen; der heilige Theodor, mit dem Schwerte in der Hand, den Lindwurm unter den Füßen, hatte ſeine Pflicht gethan; ein anderer Beſchützer mußte her, der Löwe des heiligen Markus, geflügelt, doppelt fertig zum Sprung, wurde der Gott der nach Weltherrſchaft gierigen, wie ein brüllender Löwe zum Raub ausgehenden Stadt, die ihren höchſten Ehrgeiz darein ſetzte, „das Rom der Meere“ zu ſeyn. Stolz warf ſie Kaiſer Barbaroſſa den Fehdehandſchuh hin, übermannte ihn, ſchlug ſeine Flotte bei Salvore, zwang ihn zum Frieden mit Papſt Alexander III. und entzog ſich ſeitdem dem Einfluſſe der deutſchen Kaiſer. Bald darauf beſetzte der Doge Heinrich Dandolo, den der griechiſche Kaiſer hatte blenden laſſen, mit Hülfe franzöſiſcher Kreuzfahrer Conſtantinopel (1104), Candia und andere Inſeln.

Dem ſich reckenden Löwen war es allermittelſt zu eng geworden in dem Inſel- und Gaſſengewimmel um Rialto, hinter dem eine ſolche Weltmacht ſich längſt nicht mehr zu verſtecken brauchte. Er verlegte ſeinen Herrſcherſitz an das Ende des Kanals hinaus gegen Oſten, auf breiteren Boden, und baute ſich einen Herzogspalaſt, wie damals kein Kaiſer und König einen hatte, dicht neben den Tempel ſeines Gottes und dieſen überragend. Sofort wurde Genua beſiegt, Malateſta, Vicenza, Verona, Baſſano, Feltre, Belluno und Padua (1405), ferner Breſcia, Bergamo, Crema, ſo wie das ganze dalmatiſche Küſtenland erobert, ſo daß der Löwe ſeine Flügel und ſeine Tatzen über die ganze Adria und über den größten Theil von Oberitalien deckte. Da war er auf dem Gipfel ſeines Glücks! Katharina Cornaro, die edle Venetianerin, brachte durch ihre Ehe mit König Jakobus die Inſel Cypern zu und das Schwert (1483) die Inſel Zante. Wie Treviſo, Ravenna, Friaul, ſo gehörten auf der griechiſchen Halbinſel Morea Lepanto, Patras, Koron, Modon und Napoli di Romania den Venedigern. Das Staatseinkommen betrug 1,200,000 Dukaten, unermeßliche Schätze häuften ſich in den Palaſten des Adels und der Bürgerſchaft. Da fuhr ein Schiff zum erſtenmal um das Vorgebirge der guten Hoffnung und zerſchnitt mit ſcharfem Kiel alle die goldenen und eiſernen Fäden, mit denen Venedig den Orient und Occident an ſich gefeſſelt. Das Unglück, das einmal ſich Bahn gebrochen, kam nun mit Haufen. Der Papſt, der Kaiſer, Frankreich, Spanien, der Halbmond hetzten den verwundeten Löwen zu Tode.

Noch hatte im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Republik dritthalb Millionen Unterthanen und 6 Millionen Dukaten Einnahme, aber 28 Millionen Dukaten Schulden dazu; die Flotte beſtand nur noch aus acht bis zehn Linienſchiffen und vier Galeeren, die Landarmee aus 14,000 Mann ſchlechter Truppen; ſelbſt den afrikaniſchen Raubſtaaten mußte die ſtolze Degenſtadt Tribut bezahlen. Langſam fiechte ſie dahin, innerer Moder und äußere Fäulniß zerfraß Wurzel und Krone. Da erbarmte ſich die franzöſiſche Republik der ſterbenden Schweſter und gab ihr den letzten Stoß auf's Herz. Am 16. Mai 1797 rückten die „Befreier“ ein in die Stadt, welche bis dahin kein

feindlicher Fuß betreten hatte. Im Frieden zu Campo Formio (1798) kam es an Oesterreich, und dem verblieb es nach kurzer Unterbrechung durch das „Königreich Italien“ und nach kürzerer durch die neueste Revolution bis heute.

Wird der Freihafen, zu dem es erklärt ist, neues Blut in die erstorbenen Adern bringen, werden Dampfwagen und Dampfschiffe den entschwundenen Geist wiederbringen, wird selbst das gewaltige, das wiedergeborene Oesterreich das Leben wieder von der Todten fordern können? Laßt die 15,000 Häuser sich wieder füllen, laßt die 120,000 Einwohner, die es zählt, auf 200,000 wachsen, laßt die verschlammten Wasser wieder vertiefen, laßt alles neu werden: wer wird ein in Trägheit und Schmutz versunkenes Volk wieder jung machen, wer wird die 20,000 Bettler, die unter jenen 120,000 Bewohnern gezählt werden, zu nützlichen Menschen machen, wer wird den Bann hinwegthun, den eine tausendjährige Schule mit Gift und Dolch, List und Lust, Treubruch und Uebermuth, Lug und Trug auf die Stadt gehäuft? „Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die Große. Denn ihre Sünden reichen bis in den Himmel und Gott denkt an ihren Frevel. Wie viel sie sich herrlich gemacht und ihren Muthwillen gehabt hat, so viel schenkt sich ihr Qual und Leid ein. Denn sie sprach in ihrem Herzen: Ich sitze und bin eine Königin und werde keine Wittwe seyn und Leid werde ich nicht sehen. Darum mußten ihre Plager kommen auf Einen Tag. Und es werden sie beweinen und sich über sie beklagen die Könige auf Erden und sprechen: Weh, weh die große Stadt, die starke Stadt! auf Eine Stunde ist dein Gericht kommen! Und die Kaufleute auf Erden werden weinen und Leid tragen bei sich selbst, daß ihre Waaren niemand mehr kaufen wird. Die Waaren des Goldes und Silbers und Edelgesteins und die Perlen und Seiden und Purpur und Scharlach und allerlei Thyinenholz und allerlei Geräth von Elfenbein und von köstlichem Holz und von Erz und von Marmor und Zimmt und Salben und Weihrauch und Wein und Oel und alles, da deine Seele Lust an hatte, ist von dir gewichen und du wirst solches nicht mehr finden.“

Oder darf man nicht das Gesicht der Offenbarung, deren prophetisches Gerichtswort an einer der großen Weltstädte nach der andern sich erfüllen wird, wie es sich über Babel und Tyrus, über Karthago und Rom erfüllt hat, nicht auch und nicht ganz besonders auf die Lagunenstadt deuten? Welch ein düsterer Klage- und Trauergeist ging an jenem Tage durch halb Europa, als jenes erste Schiff auf dem neuentdeckten Seewege nach Indien den Lebensnerv all der mit Venedig verknüpften Handelsstädte zerschnitt! welch ein Riß ging durch das Herz von Augsburg und Ulm, von Nürnberg und Regensburg, von Lübeck und Danzig, Gent und Brügge mit ihren Schwestern und Töchtern! Ein König sprach: „Augsburg muß wieder etwas werden.“ Jahre sind hingegangen und Gras wächst an seiner alten Kaiserstraße! Ein Kaiser und wieder ein Kaiser mag sprechen: „Venedig muß wieder eine erste Größe werden;“ Jahre werden hingehen und Venedigs Paläste trotz allem, was neuer Trieb und junger Wetteifer bessern mag, werden verfallen: Gott hat gerichtet. Durch die Weltgeschichte geht das Weltgericht, pfeilschnell ist die Gegenwart entflogen, ewig still steht die Vergangenheit.

Lasset die Todten ruhen, lasset der Wittwe ihren Schleier, lasset den Dichtern ihr Erbe! Wir kehren zurück am düstern Abend durch den schwarz umflorten Kanal, auf dem wir bis in's gestorbene, aber noch langehin zuckende Herz der Stadt vorgedrungen; wir haben den bittern Kelch dieser stillen Vergangenheit und trauernden Gegenwart bis auf die Neige geleert und das gebrückte Herz gesättigt mit Bildern des Todes; jetzt habe der Lebende Recht. Wir machen es uns frei und leicht in einem kühlenden Bade, wozu die mitten im großen Kanal nah an der Dogana di Mare errichtete Anstalt willkommene Gelegenheit gibt, fahren zur Markustreppe zurück und beginnen nun auch eine Fußreise durch die Stadt, ohne Führer, ohne Plan. Wollen sehen, wie wir durch das Labyrinth der Gassen und Gäßchen uns hindurchwinden.

Beim Heraustreten aus den Arkaden des Markusplatzes neigt sich die Sonne zum Untergang und voll günstiger Bedeutung bricht sie goldenen Lichtes durch die den ganzen Tag sie bergenden Schleier. Da ist's ein köstliches Schlendern durch die zwar engen, aber trefflich mit Steinplatten gepflasterten, in unaufhörlichem Zickzack sich fortwindenden, aber im Ganzen reinlichen und heimeligen Gassen, in denen allenthalben alle Sinne in Anspruch genommen sind, wenn auch in nicht immer ansprechender Weise. Ganz besonders muthet es an, hie und da Weinreben bis hoch an den dritten, vierten Stock gezogen zu sehen, wo dann das Laub die Mauern hübsch umkleidet oder auch ein kleines Höschen allerliebst beschattet. In den Höfen zwischen den Häusern befindet sich stets eine verschlossene Cisterne, die schlichte Umfassung gewöhnlich in schöner alter Architektur und Bildhauerarbeit, becken- oder kapitäl- oder kelchförmig gemeißelt. Die Wohnhäuser selber sind im Allgemeinen hoch und schmal, niedrig sind die einzelnen Stockwerke, Thür- und Fensteröffnungen, und aus den offenen Läden duftet es in der Schwüle des Sommers nicht gerade zum besten. Der eigenthümliche Geruch des salzigen Wassers in den Kanälen vermehrt die Rührung. Große Waarenniederlagen, Prachtläden wie in den modernen Städten zeigen sich auch in den eigentlichen Kaufstraßen fast nirgends.

Gassen und Häuser, Läden und Speise- oder Trinkhäuser stimmen sehr zu dem mit uns sich dahindrängenden Volke, dem der Stempel der Verkommenheit aufgedrückt ist. Einzelne durch Wuchs und Form sich auszeichnende Gestalten heben sich wohl aus der Menge hervor, und aus dem einen und andern Fenster lauscht, in einer und der andern Gondel huscht wohl auch eine entschiedene Schönheit vorüber, aber im Ganzen ist der weibliche Theil des Volkes verlebt, ohne Würde und Adel, und im Anzuge so ungeordnet, schmutzig und schlumpig, daß man seinen Augen nicht traut. In elendester Kleidung, in ausgetretenen, lumpigen Schuhen, in nächtlässig am Nacken herunterhängendem Umschlagtuche, in kaum oder nicht gekämmten Haaren schleppen sich Alte und Junge mitten am Tag bis in den Abend durch Gassen, Plätze und Kirchen. Schade für diese dunkeln Augen, für diese blendenden Zähne, für dieses immer schöne, rabenschwarze, üppige Haar. Hat ein Tizian, der Meister der weiblichen Schönheit, durch solche Gestalten sich hindurchsuchen müssen, bis er seine Venusbilder fand, dann war sein neunzigjähriges Leben ein Leben voll Mühe und Qual. Aber gewiß hat er damals nicht bloß in den Palästen, sondern auch auf dem Bürgersteige, auf den Volksplätzen ganz anderes gefunden, daß er nur den Pinsel hineintauchen durfte, um diese Glut der Farben, diese lachende Gesundheit, dieses pulsirende Leben den Spätgebornen als Spiegel der alten Schönheit, des alten Reichthums, des alten Wohlseyns auf die Leinwand zu bannen.

Dazu kommt, daß die moderne Tracht, der Abfall der Mode, der Trödel der vornehmen Welt die niederen Schichten vollends verunstaltet. Von eigentlicher Volkstracht hat sich fast nichts in das heutige weibliche Venedig hereingerettet. So unschön aber und verkommen das weibliche Geschlecht ist, so schön durchschnittlich und kräftig nimmt sich der Schlag des männlichen Volkes, zumal in niedern Klassen aus, und da hat der Freund der Schönheit und der Künstler noch fortwährend eine wahre Fundgrube für Auge, Stift, Pinsel und Meißel. Der Gondolier zumal, sonnengebräunt wie ein Erzbild, edeln Wuchses, voll Kraft in den Gliedern, voll Ausdruck in den Zügen, die rothe fesartige Schiffermütze mit flotter Quaste unternehmend auf dem schwarzhaarigen Scheitel, mit der rothen Weste, den blauen Beinkleidern angethan, die Lenden mit dem bunten, im Winde flatternden Tuch umgürtet — führe er, in den immer weißen Hemdärmeln prangend, aufrecht stehend und vorgeneigt, kraftvoll das Ruder mit dem nervigen Arm, oder liege er behaglich ausgestreckt auf der Brückenmauer, auf der Steintreppe und dem Pflaster, der ist immer zum Malen, nimmer zu vergessen, auch wenn er uns nicht belügt und nicht betrügt. Die Männer aus höheren Klassen dagegen sind wie in ganz Italien bei aller möglichen Schönheit gar zu weiß und zu weich, gar zu unmännlich.

Das Sprichwort sagt von den drei Freuden und von den drei Leiden Venedigs: „Es gibt hier keinen Staub, keinen Koth, kein Wagengerassel; dagegen schlechtes Brod, schlechten Wein, schlechten Kaffee.“ Mag der Freihafen letztere drei Leiden lindern, die Venediger selbst freuen sich nicht darauf, denn der vermehrte Zuzug von Fremden werde diese unentbehrlichen Dinge ihnen trotz dem entfallenden Zoll durch verstärkten Verbrauch vertheuern, fürchten sie, und das Geld, das die Fremden bringen, komme doch nur den Reichen zu gut; denn heute mehr denn je werde, der da hat, gewinnen, wer aber nicht hat, verlieren was er hat. So sagen sie. Wir aber freuen uns, was den fehlenden Staub und Koth betrifft, von Herzen dieses öffentlichen Mangels; es ist eine köstliche Sache um dieses Dahinschreiten auf den immer saubern, immer planen Kalk- und Marmorplatten, doppelt köstlich im Andenken an die Schmerzen der so schrecklich gepflasterten oder gar chaussirten Straßen unserer großen und kleinen Städte. Aber fast gar zu bequem ist's den Füßen gemacht in dieser Stadt, entweder in der Gondel dahin gleiten ohne jede Körperbewegung, oder immer so eben und glatt wie im Zimmer es unter der Sohle haben; kein Wunder, wenn man hier in Bälde in der Faulheit und Bequemlichkeit des Flanirens Meister wird. Wahrhaftig, zum Herumlungern ist Venedig eine Hochschule, wie kaum eine andere Stadt in allen fünf Welttheilen. Das Wageugerassel aber vermißt man anfangs fast nicht ohne Unbehagen und es ist etwas Unheimliches in der bangen Stille, man glaubt sich in der That „in eine entlegene Welt versetzt, wo der Lärm des körperlichen Lebens schwindet.“ Wenn statt der rasselnden Wagen die Gondel pfeilschnell durch die stillen Wasserstraßen schießt, wenn nur in den belebtesten Gassen der Menschenschwarm summt, so bietet das wieder ganz eine Unterlage für die geschichtliche Erinnerung. Diese Stadt war zum geheimen Werke des schleichenden Verraths, des leise tretenden Gottes der Kaufleute, der Diebe und der Liebe, des Dämons der ungesehen, ungehört ihre Opfer überfallenden Inquisition so ganz geschaffen. Nur hier konnte ein so geheimnißvolles Regiment des Schreckens und der Furcht unter der Maske der Freiheit, unter dem Schein des Freistaates seine sichern und blutigen Netze stricken. Mohr von Venedig, in wie viel Gestalten und wie oft schlichst du und ließest du schleichen durch diese stillen Gassen!

Doch weg mit solchen dämonischen Bildern! Ein Gotteshaus ladet zur Erhebung und Befreiung von dem, was menschlich und untermenschlich ist. Wir gehen an Sta. Lucia (gebaut 1609) vorüber, der

ziemlich ungerathenen Tochter des Meisters Palladio, von deſſen Römerſinn und Römerkraft wir beſſere Zeugen ſehen ſollen; aber vor St. Stefano bleiben wir ein wenig ſtehen. Das iſt ein Gruß aus der Heimath. Im Jahr 1294 erbaut, noch in der beſten Zeit des germaniſchen Styls, zeigt die Kirche, freilich nach Art aller italieniſchen Bauten, denen der ganze freie, fromme, friſche Schwung des deutſchen Geiſtes nie recht eingehen wollte, einen Giebel mit ſchönen Spitzbogen über dem Portal und an den Fenſtern, eine zierliche Roſette darüber und ein äußerſt reiches Dachgeſimſe, in dem ſich antikiſirende Anklänge freundlich mit rein gothiſchen Formen miſchen, darunter wohlbemeſſene Wandpfeiler (Liſſenen), einen brillant im Zickzack verzierten Bogenfries tragend. Dieſe Verzierungen ſind ſcharf und fein aus gebranntem Steine, wie die ganze Kirche aus Backſtein. Im Innern ſtehen auf zierlichen ſchlanken Säulen mit attiſcher Baſis und einfachem Blattkapitäl mit Zickzack umränderte Spitzbogen, und dieſe tragen das gerade Gebälk der Decke äußerſt heitern und leichten Sinns. Viele Denkmale aus dem ſechzehnten Jahrhundert, dazu eine heilige Familie, von Palma dem ältern gemalt, ſchmücken die Wände.

Die Dämmerung iſt hereingebrochen, bis wir die heiligen Hallen verlaſſen, freundliche Lichter erhellen Gaſſen und Läden; wir folgen dem Zuge der Menge und ſind gewiß, wer mit dem Strome ſchwimmt, kommt ſicher an eine Mündung. In der That ſind wir nach längerem Laufe wieder an dem großen Kreuzwege Venedigs, auf der Rialtobrücke angelangt, unter der wir vorhin in der Gondel hielten. Da iſt ein Gedränge, ein Herüber- und Hinüberwogen durch die rechts und links aufgeſtapelten Obſtkörbe und Mundvorräthe, die den Vorübereilenden auf's appetitlichſte anmuthen. Ueber die Stufen der Brücke ziehen ſich drei Straßen, getheilt durch zwei Reihen hölzerner Botteghen, welche alle ihre für das Bedürfniß des Volks berechneten Herrlichkeiten und Labſale ſo glänzend wie möglich ausframen. Ein Blick da hinein, ein Blick in den großen Kanal hinauf und hinab, in dem ſich bereits nächtlicherweile tauſend Lichter ſpiegeln, und wir treten den Rückweg an, auf dem wir, „man meint zu ſchieben und man wird geſchoben,“ richtig wieder an unſerer Ausgangsſtelle landen.

Wir treten von hinten her in die beleuchteten Arkaden des Markusplatzes, und welch ein Schauſpiel ergreift uns! Das iſt der 680 Fuß lange, 530 Fuß breite, prächtig mit Steinplatten belegte, auf den drei Seiten von je einem großartigen Prachtgebäude in einer Flucht umſchloſſene, auf der vierten Seite vom Markusdom begrenzte Platz, wimmelnd von geputzten Menſchen, die theils auf und ab gehen, theils den Muſikchor der öſterreichiſchen Beſatzung umſtehen, theils bequem auf den hunderten von Rohrſeſſeln lehnen, welche vor den Kaffeehäuſern der Arkaden zum Theil unter Zelten aufgeſtellt ſind. Dazwiſchen und am Oſtende der Straße preiſen Limonadenkrämer ihr aqua fresca den durſtigen Kehlen an und bieten Verkäufer und Verkäuferinnen friſche Blumen und Nippſachen aus Seemuſcheln aus; rings herum ſenden aus den Arkaden und von ihren Pfeilern hundert und hundert Gaslampen ihr ſtrahlendes Licht in das heitere Gewühl; feenhaft, wo nicht geiſterhaft leuchten die Kuppeln und Zinnen, die Pforten und Säulen der Markuskirche im Schein und Wiederſchein der Lichter herunter, und über das alles ſpannt der ſternbeſäete Nachthimmel, deſſen tiefes Blau im Gegenſatz zu dem Lichtmeere da unten noch prachtvoller wirkt, eine Decke, wie keine Menſchenhand ſie zu malen vermag. Wahrlich, das iſt der ſchönſte Saal der Welt! rief der Marſchall, der neben Napoleon einſt vom Balkon hernieder ſah, und werth, ſezte der Kaiſer hinzu, daß er nur den Himmel zur Decke habe!

Hier iſt der Mittelpunkt des venetianiſchen öffentlichen Lebens. Alles was ſchön, was reich, was zu ſehen iſt, was ſehen und gehen kann, eilt aus der Stadt hier zuſammen. Hier wird die Nacht zum Tage nach Venedigs Sitte und Sprüchwort. Die Kaffeehäuſer ſind bis Mitternacht erleuchtet und belebt. Und wenn es in den großen Häuſern Tagesordnung iſt, um eilf bis zwölf Uhr Mittags aufzuſtehen, von drei bis fünf ſpazieren zu gehen, um ſechs zu Mittag zu eſſen, ſo iſt man von neun bis zwölf Uhr auf dem Markusplatze und im Theater, um gegen ein Uhr Geſellſchaften zu beſuchen. Die Nobili geben und empfangen ihre Beſuche im Theater; Wiſſten bei Tag ſind ungewöhnlich.

Nehmen denn auch wir Platz, genießen unſern Kaffee und unſer Eis, lauchzen ſtill hinein in dieſe Wunderwelt, athmen wonnig dieſe milden, lauen Abendlüfte, laſſen um uns her das Gewühl der Tauſende rauſchen und verrauſchen, und wandern endlich zu ſpäter Stunde in die Nachtherberge, um im Rieſenbette geräumigſt die Glieder ſich ſtrecken und die Seele ſich leicht und licht ergehen zu laſſen in dem unverlöſchlichen Zauberbilde der todten, der lebenden, der alltäglich auf dem Markusplatze ein Auferſtehungsfeſt feiernden Venetia.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Weſtſchweiz, Auguſt.

I.

Volksfeſte.

Panem et circenses — Engländer und Volksfeſte ſoll uns der gütige Himmel zur ſchönen Sommerszeit beſcheeren. Es fehlt heuer weder an den einen noch an den andern und der alte Gott lebt noch, von welchem es ehedem (nach der Schlacht bei Laupen) hieß, „er ſey Burger von Bern worden.“ — Unſer dießjähriger Feſtkalender begann mit der Jubelfeier, womit die Glarner den fünfhundertſten Jahrestag ihrer Aufnahme in den Bund der Eidgenoſſen begingen. Hieran ſchloß ſich nach wenigen Wochen die gleiche Feier im Kanton Zug. Es waren dieß zwar nur Epigonen des letztjährigen Zürcher Maifeſtes, mit weniger Pomp und Pracht ausgeſtattet, aber nichts deſto weniger vielleicht gelungener. Mindeſtens ſchaute hier die Sonne mit freundlichſten Blicken, während die Zürcher von der allerſchlimmſten Laune des Jupiter pluvius verfolgt wurden und ihr Feſt von Anfang bis zu Ende unter Regenſchirmen feiern mußten. Gegen Regenwetter bei Volksfeſten ſollte uns eigentlich ein Paragraph unſerer neuen Bundesverfaſſung ſchützen. — Die Feſte in Glarus und Zug trugen einen durchaus hiſtoriſchen Charakter. Den Kern derſelben bildete das öffentliche und feierliche Vorleſen der alten Bundesbriefe. Eigenthümlich war der Glarner Jubelfeier die Pannerlade, welche von zwei Rathsherrn dem Feſtzug vorgetragen wurde, eine altertümliche Truhe, in der die Fahnen und Standarten aufbewahrt werden, welche entweder die tapfern Glarner einſt ihren Feinden abgenommen haben, oder die ihnen ſelbſt in glücklichen Schlachten als Feldzeichen dienten. Nach der Verleſung des Bundesbriefes wurde die Lade geöffnet, die alten Banner eines nach dem andern dem Volke vorgezeigt und die hiſtoriſche Bedeutung eines jeden derſelben in kurzer Rede geſchildert. Kennen Sie das grüne Thal von Glarus, über welchem der Glärniſch und Tödi ihre weißen Häupter wiegen? Gewiß keine ſchlechte Scenerie für ein ſolches Volksfeſt! Zwar ſind die Glarner heute nicht mehr das abgehärtete Hirtenvolk, welches bei Näfels den öſterreichiſchen Herzog ſchlug. Auf den grünen Gründen, wo ehedem die Sennhütten ſtanden und der Hirtenbub jodelnd ſeiner Heerde wartete, da erheben ſich jetzt weißgetünchte Fabrikgebäude mit unendlichen Fenſter- und Schornſteinreihen; darin walten reiche Fabrikherrn, deren Töchter Lyoner Kleider und Pariſer Hüte tragen. Und Tauſende, deren Väter Alpenluft athmeten, ſpinnen ihre Tage als Fabrikler in den dumpfen Sälen, wo die Maſchinen ſurren. Es fragt ſich, ob die blaſſen Baumwollenſpinner die Schlacht von Näfels auch geſchlagen hätten. Mindeſtens am guten Willen würde es ihnen nicht fehlen; hievon iſt gewiß jeder überzeugt, der aus den Geſichtern die gehobene Stimmung las, als vor dem verſammelten Volk das große Banner von Näfels entrollt wurde.

Die Zuger ſuchten die Erinnerung an eine ruhmreiche Vergangenheit durch einen coſtümirten Feſtzug zu erwecken. Da durften Tell und ſein Knabe nicht fehlen. Folgten die Banner der ſechs ältern Orte, Uri, Schwyz, Unterwalden, Lucern, Zürich, Glarus, welche das Banner von Zug als ſiebentes Bundesglied in die Mitte nahmen. Zwei gepuzte Mädchen trugen Reliquien von Zugs zwei größten Kriegshelden, Schwarzmaurers Schwert und Kollin's Feldbinde. Dieſem Theil des Feſtzugs trug ein Reichsherold das alte Reichspanier mit dem Reichsadler vor (gab es wohl dazumal ein zweites Flecchen Erde, wo das Banner des deutſchen Reichs wehte?). Folgte dann die neue Zeit, die rothe Fahne mit dem weißen Bürfeikreuz, die luſtig im Winde flatterte, der vom Rigi her blies, und um ſie geſchaart ihre Töchter, die Fahnen der zweiundzwanzig Schweizerkantone. Als noch bedeutſameres Zeichen einer neuen Zeit ſah man von Ferne das kürzlich vom Stapel gelaſſene Dampfſchiff „Rigi“ über den blauen Zugerſee ſchwimmen.

Weder in Glarus noch in Zug durfte zum Schluß der Feier das muntere Knallen der Stuzer fehlen; da wie dort lockte die Schüzen von nah und fern ein mit reichen Ehrengaben wohlausgeſtattetes Jubelſchießen. Die Schüzenfeſte ſind doch die naturwüchſigſten Feſte in der Schweiz trotz allem. Ein munteres Leben und Treiben herrſcht in den Schießſtänden; den blanken, klingenden Gaben in den vielfarbigen Beuteln war der Schweizer niemals abhold; aber nicht nur Geld, ſondern auch Lob und Ruhm iſt zu ernten, denn die Namen der beſten Schüzen gehen von Mund zu Mund und haben einen guten Klang vom Leman bis zum Bodenſee; wo der Stuzer knallt, da perlt auch der Rebenſaft in Gläſern ſowohl als in ſilbernen Ehrenbechern. Verſcheucht auch der Pulverdampf und Büchſenknall die Frauenwelt aus dem Schießſtand, ſo drängt ſie ſich um ſo dichter um den Gabentempel und ſchmückt in hellfarbigem Sommerflaat

den Festplatz nicht minder als die Blumenguirlanden, die an Wänden, Ehrenpforten und den grauen Stämmen der uralten Bäume des Schützenplatzes hängen. Sind wir einmal wieder so weit, die Schützenfeste nicht mehr zu politischen Demonstrationen und Agitationen zu mißbrauchen, so werden dieselben erst wieder recht in Glanz und Schwung kommen.

Das eidgenössische Offiziersfest kam als das zweite im Reigen. Die schweizerische Wehrverfassung bringt es mit sich, daß dieß kein bloßes Kasten- oder Standesfest ist. Jeder Offizier hat neben seiner Stellung in der Armee auch noch eine Stellung im bürgerlichen Leben, ist Kaufmann, Landwirth, Advokat, Beamter u. s. w. Dann ist die Zahl der Offiziere, welche die Cadres für unsere 150,000 Mann Auszug, Reserve und Landwehr bilden, im Verhältniß zur Bevölkerung sehr groß. Diese beiden Umstände charakterisiren das Offiziersfest als wahres Volksfest. — Es findet alle zwei Jahre statt. Festort war dießmal Neuchatel, was dazu beitrug, der Feier ein besonderes Relief zu geben. Neuenburg feierte zum erstenmal ein eidgenössisches Fest in seinen Mauern. Als es noch unter der Schutzherrschaft des Königs von Preußen stand, war hier begreiflich kein Boden für solche Feste, die ihrer ganzen Natur und Tendenz nach einen scharf ausgesprochenen schweizerisch-nationalen Charakter tragen, an denen auch die meisten Fäden gesponnen wurden, welche das lockere Conglomerat der zweiundzwanzig Kantone zu einem compakten Bundesstaat verweben haben, wodurch eben die Zwitterstellung Neuenburgs, halb preußischer Fisch, halb schweizerischer Vogel, zur Unmöglichkeit wurde. Die Bedeutung des Festes zu erhöhen, hatten dann noch die in London versammelten Diplomaten die Artigkeit, ein Protokoll abzufassen, wodurch die Neuenburger Frage, die schon stark am Auslöschen war, wieder neu angeblasen und „brennend“ gemacht wurde. Da war der eidgenössischen Feier im alten Neuchatel erst recht aufgeholfen. — An den eidgenössischen Offiziersfesten soll das utile mit dem dulci verbunden werden. Erst wird in den Räumen einer hiezu eingeräumten Kirche irgend eine militärische Frage von praktischem Interesse ernsthaft debattirt; dann erst kommt, was eigentlich doch die Hauptsache ist, das gemeinschaftliche fröhliche Mahl, an welchem die Offiziere der verschiedenen Kantone sich kennen lernen und verbrüdern. Selbst von einem höheren Gesichtspunkt aus betrachtet, wiegt dieser zweite Theil des Festes schwerer als der erste. Das Wehrwesen war die erste nationale und einheitliche Einrichtung der Schweiz und an den Offiziersfesten ist mancher Stein der kantonalen Schranken abgetragen worden, durch welche Breschen dann endlich der neue Bundesvertrag von 1848 seinen Einzug halten konnte. — Die Fahne des eidgenössischen Offiziersvereins (jeder unserer eidgenössischen Vereine hat sein hoch in Ehren gehaltenes Banner, worauf das weiße Kreuz im rothen Felde prangt), die in zahlreicher Begleitung von Basel kam, wurde mit Geschützesdonner empfangen und erhielt ein militärisches Ehrengeleite in die festlich geschmückte Stadt. Ehrenbogen und Blumenguirlanden zierten alle Straßen, durch welche sich der Zug bewegte, wogegen freilich die hermetisch verschlossenen Hausthüren und Fensterladen der Paläste der reichen Royalisten seltsam contrastirten und einem an die Balkone der lombardischen Nobili in Mailand gemahnten, welche an den Kaiserfesten zwar laut Weisung der hohen Polizei mit Teppichen behangen werden, aber verödet und ausgestorben bleiben. Es sind dieß stumme Proteste, aber mit stummen Protesten richtet man heut zu Tag blutwenig aus. — Die Verhandlungen wurden in der Schloßkirche geführt; im Schloßhofe wartete der Wehrmänner ein Gabel- und Gläserfrühstück, wo dann die jungen Lieutenants, die eben erst möglichst geräuschlos den Wänden entlang sich aus der Kirche gedrückt hatten, um so gewissenhafter ihre Dienstpflicht verrichteten.

Sie kennen die gelben Kalksteinfelsen, die am nördlichen Ufer des Sees beinahe unmittelbar aus dem Wasserspiegel sich erheben und die heißen Strahlen der Morgen- und Mittagsonne auf die kräuselnde Fluth und den schmalen Erdstreifen zurückwerfen, der Fels und Fluthen trennt, — die sonnigen Gelände von Colombier, Avernach und Cortaillod? Da wachsen die köstlichsten, feurigsten Weine, die keck den Wettkampf mit Burgunder und Bordeaux aufnehmen dürfen. Eine Reihe von Wagen entführte nach dem vorerwähnten Frühstück die Marsföhne zu einer gemeinschaftlichen Spazierfahrt nach diesen von Bacchus besonders begünstigten Gefilden, wo sie den kostbaren Rebensaft an der Quelle kosten sollten. Da hat dann mancher Feind im gläsernen Harnisch und blanken Stanioltheim sein rothes Herzblut verprizen müssen. Wie viele derselben das Schlachtfeld deckten, als die Krieger nach vollbrachten Thaten siegreich in die Quartiere zurückkehrten, davon schweigt die Geschichte.

Der Kern der neuenburgischen Republikaner findet sich in den Bergen. Es waren die kecken „Montagnards,“ welche am 1. April 1848 die Nabelschnur zerschnitten, die das längst zu selbstständigem Leben reife Neuchatel unnatürlicher Weise noch immer mit Preußen verband. Es sind die kunstfertigen und gewerbthätigen Bewohner von Chaux-de-fond und den andern Jurathälern, wo die weltberühmte Uhrenfabrikation blüht, schon längst mit Leib und Seele Schweizer, während nebst den reichen Adel der Stadt hauptsächlich die Landbauer und Hirten noch mit alter Pietät am König hängen. Da war es nur billig, daß die eidgenössischen Gäste auch bei den Montagnards einen Besuch abstatteten. In Locle, les Brenets, Chaux-de-fond wurden die „Héberaux,“ welche in vierzig Wagen auf den schönen, über Berg und Thal führenden Kunststraßen herbei kamen, mit einem wahren Fanatismus des Jubels aufgenommen. Es war, als ob die schweizerisch gesinnte Uhrmacherbevölkerung dieser Thäler nicht laut genug gegen die Protokolle der Londoner Diplomaten protestiren könne. — Dieser Feldzug nach den Bergen war ein heiß Stück Arbeit für unsere Offiziere. Nach glücklich bewältigtem Gabelfrühstück in Locle folgte diesem fast auf der Ferse der Ehrentrunk in les Brenets. Kaum hatten dann die Prödyfe dort ausgeknallt, so wurden die Krieger, als kämen sie frisch aus den Quartieren, zum Hauptsturm kommandirt, zum Banket in Chaux-de-fond. Ohne zu murren, mit freudigem Muthe folgte Mann für Mann dem Kommando und blieb auf der Wahlstatt bis zum Hahnenschrei. Da soll noch einer mit der Behauptung kommen, die

ſchweizeriſche Armee vermöge keine Strapazen auszuhalten! Ihr Korreſpondent iſt zwar nicht vom Fach, aber wagt es doch, keck den Satz aufzuſtellen: wer es aushält, zwei Tage lang ſo zu eſſen und zu trinken, wie es den ſchweizeriſchen Wehrmännern am Offiziersfeſt zu Neuenburg zugemuthet wurde, der hält es noch viel beſſer aus, vier Tage zu faſten; wer ſolchen Liebkoſungen der Freunde nicht unterliegt, der iſt auch gegen die Waffen der Feinde gefühlt und ausgepicht.

Es fiel auf, daß am heitern Wehrmannsfeſte ſo wenig „Grüne,“ d. h. höhere Stabsoffiziere, Theil nahmen, daß von den Notabilitäten unſerer Armee keine einzige, weder Dufour noch Ochſenbein, weder Ziegler noch Milliet zugegen waren. Ich wundere mich nicht darüber. Wo es gilt, über Leichenhügel von Cortaillodſtaſchen ſich einen Weg zu bahnen, da iſt ein Lieutenant von dreiundzwanzig Jahren beſſer am Platz als ein alter Herr, welchen das Podagra bereits an der großen Zehe kitzelt.

Die Baſeler ſind ein nüchternes, ſolides Volk. Ihr Lieblingsdichterwerk iſt das große Einmaleins. Sie bekommen nur einmal des Jahrs den Rappel, zur Faſtnachtszeit. Da hängt ſich dann am beſtimmten Tage Morgens früh beim erſten Hahnenſchrei jeder männliche Bürger eine Trommel um und es beginnt durch alle Straßen der Stadt eine von etlichen tauſend Trommlern gewirbelte Reveille, welcher höchſtens die Poſaunen des jüngſten Tages oder etwa ein chineſiſches Volksfeſt, wo Gong und Tam-Tam florieren, an die Seite zu ſtellen ſind. — In Baſel nun, in dieſer Stadt der Rechner und Trommler, wurde heuer das eidgenöſſiſche Liederfeſt gefeiert, und zu dieſem möchte ich Sie im nächſten Briefe führen.

Aus Westphalen, August.

Von Köln nach Hamburg.

Durch die neu eingeführten Eilzüge, welche jetzt Main und Rhein mit dem Norden verknüpfen, iſt beträchtliche Erleichterung gewonnen; aber noch herrſcht über die nähern Verhältniſſe dieſer Eilzüge im Kopfe nicht nur des reiſenden Publikums, ſondern ſogar des niedern Bahnperſonals ſolche Verwirrung, daß man z. B. auf der Tour von Köln bis Hamburg die widerſprechendſte Auskunft darüber vernimmt, ob der Zug ohne Aufenthalt befördert werde, oder ob und wo er liegen bleiben müſſe. An der Kaſſe ſagte man uns, wir werden in Hannover übernachten, in der Gepäckhalle, wir müſſen in Lehrte warten. Der eine Conducteur läßt uns in Celgen verweilen, während uns der andere geradeaus in der Nacht nach Harburg ſchickt. Und nun gar die Mitpaſſagiere, die ihre jüngſten Tabellen durchforſchen! Der Himmel gnade uns, was da herausgeleſen wird! Notoriſch bleibt, daß man ſich nie auf Eiſenbahnbücher, oder die an der Kaſſe oder im Bahnhofe eingeholten Notizen verlaſſen kann, ſo wenig als auf die Conducteure bis unmittelbar vor der Station und dem Bahnhof. Da gibt es immer noch Eventualitäten, die man entweder nicht kennt, oder die zu erörtern man ſich nicht Zeit und Mühe nimmt. Keiner ſcheint die ganze Verzweigung zu überſchauen. So ſchwankt der rathloſe Reiſende mit ſeinen Planen her und hin, die jeder Moment, jede neue Frage und Antwort wieder umbläſt. Es dürften daher einige nähere Aufzeichnungen über die ſchnellſte Art, Hamburg zu erreichen, bei dem ſtündlich wachſenden Zudrange dahin, vielleicht manchen willkommen und nützlich ſeyn, und auch andere mögen ſich gerade in dem Behagen der Heimath nicht ungern ſo ein Stück Eiſenbahnleben herausgreifen und zum Betrachten in aller Gemüthlichkeit auseinander rollen laſſen.

Nicht wenige glauben den Eilzug, der Abends um zehn Uhr von Köln abfährt und Mittags zu Harburg anlangt, vermeiden zu müſſen, weil man ſie benachrichtigt, daß die Preiſe um ein Drittel erhöht ſind und zudem die dritte Klaſſe wegfällt. Eine andere Wahl aber zeigt ſich, wie wir nur zu bald erfahren werden, als ſchlechte Oekonomie mit Zeit und Geld. — Wer mit der Eiſenbahn die alte Dompfadt zu verlaſſen hat, deren Hotels dem Wanderer die Börſe ungewöhnlich erleichtern, thut wohl, wenn er durchaus in ihr herbergen will, ſich gleich zu Deutz, am rechten Ufer jenſeits der Schiffbrücke, wo auch das Dampfboot anhält, einzuquartieren, um den koſtſpieligen Transport der Effekten abzuſchneiden, und ſich Morgens um 7½ Uhr auf den nahgelegenen Bahnhof zu begeben.

Die Zweigbahn nach dem induſtriellen Elberfeld und Barmen, wo jetzt wohl kein Freiligrath mehr unter den Fabrik- und Kaufherrn dichtet, laſſen wir bei Düſſeldorf zur Rechten. Dieſe Stadt, flach gelegen, ohne Phyſiognomie, iſt dennoch die Heimath unſeres Cornelius, hat in Pempelfort bei Heinrich Jakobi Goethe, Herder, Wieland, die Brüder Stolberg beherbergt, hat Immermann ein Grab gegeben, hat nicht nur eine Gemäldeſammlung, ſondern auch die Heß und Brulloit ꝛc. an den Jſarſtrand geſchickt. Wir hören ungern, wenn man dem Einfluſſe der Malerſchule beimeſſen will, daß Düſſeldorf allgemein für leicht gilt, im Gegenſatze mit Köln, wo man ſolid reich iſt, während man hier alles auf äußern Schein ſetzt und unmäßigen Kleiderluxus treibt. — Zur Rechten ſchimmert Schloß Benrad aus den Bäumen, ein Lieblingsaufenthalt des Königs von Preußen, wo jüngſt auch die Kaiſerin von Rußland übernachtet hat. Um uns vor Gaunerſtreichen am Bhein zu warnen, erzählte man uns, daß neulich, als der König auf acht Tage nach Stolzenfels ging, einem Eiſenbahnbeamten zu Düſſeldorf auf dem Bureau, nur während er ſein Kind empor hob, um dem Knaben ſeinen König zu zeigen, die Uhr entwendet wurde. Heute erſt raubte man einem Manne auf den paar Schritten von der Kaſſe zum Gepäck die Börſe mit 150 Thalern. Nur keinen Beutel ſehen laſſen, ſonſt hat man ihn gleich nicht mehr; am beſten nur ſo viel Geld in die Hand nehmen, als man gerade zu brauchen meint. Brochen, Nadeln von Werth, Uhren, alles kommt leicht in den Wagen weg. — Calum iſt die Station für Kaiſerswerth, die vielgenannte Diakoniſſenanſtalt des Paſtors Fliedner. Links taucht Schloß Heltorf aus ſeinem Parke, Eigenthum des Grafen Spee, mit Fresken geſchmückt von Leſſing, Mücke und andern nachbarlichen Meiſtern Düſſeldorfs, Scenen aus Barbaroſſas Leben darſtellend. — In Oberhauſen bemerken wir manches von ſeiner großartigen Eiſengießerei, hauptſächlich Schienen u. ſ. w. — Bergbobeck, Eſſen; blumige Triften, Heerden; Hemrichenberg. Wir ſind in Weſtphalen, ſeine Eichen grünen um uns. Mengede; einzelne Gehöfte. Dicht vor Dortmund rechts ſchaut der Wipfel der dicken Linde herüber, unter welcher die Vehme gehalten wurde, einer der berühmteſten Freiſtühle. „Mich verfinſteris!“ ſagte ein preußiſcher Veteran, dem ich meine Vorgnette angeboten hatte, um hinüber zu ſehen nach der in drei Stämme ſich ſpaltenden Linde, einem unſerer älteſten Bäume. Der Stamm iſt faſt ganz zerbröckelt und treibt doch in jedem Frühling oben noch einmal friſches Laub. Steinſitze und Tafel, „mit des Reiches Aar.“ die zertrümmert umher lagen, ſind wieder aufgerichtet. — Die Eiſenbahn zieht mitten durch die Idylle, leicht fliegt der Convoi dahin. Nichts als Wald, Blumenauen, hin und wieder ein rothes Ziegeldach oder ein wie Silber flimmerndes aus dem Grün. Cannen; von hier rechts Zweigbahn nach Paderborn, links nach Münſter; ein förmliches Kreuz von Schienenwegen. Nahebei Soeſt, deſſen Bewohner vorzugsweiſe das zweite Geſicht haben und von deſſen „Vorgeſichten“ man ſo viel zu erzählen weiß. Ahlen; ſtets Wald und Wieſe, oft wie lauter flachgezogene, in die Länge geſtreckte Alpenmatten. Raubergeſtaltet ſich's um Güterslohe, das durch ſeinen Pumpernickel

berühmt iſt. Ein Großpapa und eine Großmama, die unter Jammerthränen ihrer Enkel bei Hamm eingeſteigen ſind und an der franzöſiſchen Grenze wohnen, kaufen ſich hier Schinken, der, mit dem Pumpernickel brüderlich durchs Leben wandelnd, an den Wagen feil geboten wird. Der Veteran, welcher mit den zwei Redensarten abwechſelt: „ſo viel ſteht unbedingt feſt,“ und „meinetwegen iſt das ſo,“ und auch weitläufig beſchrieb, wie er von ſeinem Sohne, den er am Rheine beſucht, „ganz als Kind“ empfangen worden, ſucht uns die Etymologie des Wortes Pumpernickel zu erläutern, und zwar durch den einquartierten franzöſiſchen Soldaten, der, als man ihm das ſchwarze Brod vorſetzte, mit einem Blick auf ſein Pferd gerufen: »C'est bon pour Nickelle Unſer Veteran hat ſich einen der viereckigen Laibe erſtanden, die wie Steine oder Torf ausſehen, um ihn als Angebinde nach Berlin mitzunehmen; dort koſtet der Pumpernickel vier Silbergroſchen das Pfund und ein einziger Bäcker in Moabit liefert dieſe Kopie; hier zahlt man für den ganzen Laib zwei Silbergroſchen. Der Caſetier läßt das klaſſiſche Brod, den eben nicht zarten Moderartikel, von Dortmund kommen und dem König wird es in Berlin zum Thee ſervirt. Die weſtphäliſchen Bauern backen hier oft Laibe zu 30 bis 40 Pfund. Bekanntlich wird behauptet, daß der Schinken dieſes Landes dadurch ſein ſüßes eigenthümliches Arom erlange, daß man ihn in den Backſtuben des Pumpernickels räuchert.

Die Walbhöhen dort, die ſich am Horizont wölben, gehören zum Sauerland, an welches ſich der Teutoburger Wald anſchließt. Die Fabrikſtadt Bielefeld iſt hübſch gelegen zwiſchen Hügeln und Gärten; alles ſehr artig gebaut, berpfanzt; auch eine modernisirte Warte, der Thurm der Veſte Sparenberg, früher Löwenburg, von Bernhard von der Lippe im zwölften Jahrhundert erbaut. — Wie ſchön öffnet ſich links in den Bergen jenes Portal! Jeder, der es zum erſtenmal gewahrt, muß gleich denken: „das kann nur die weſtphäliſche Pforte ſeyn!“ Die Bauern nennen es ſehr treffend „die Weſerſcharte.“ Silbern windet ſich der Strom durch dieſes edel gebildete Thor. Links der Wittekinds- oder Wedenberg, rechts der Jakobs- oder Antoniusberg. Dicht unter den Felſen brauſen wir hin. Die Station heißt auch „Porta.“ — Sehr ernſt blickt uns das nahe Minden entgegen, das wir um vier Uhr Nachmittags erreichen, das Bisthum Karls des Großen, wo ſich aber nichts mehr von Reichstagen oder von Hofjager merklich macht; an jene Zeit erinnert nur der alte Dom, an der Stelle einer von Karl und Wittekind errichteten Kirche erbaut (1062 und 1300). Hier ſoll Mittag gehalten und zwiſchen dem preußiſchen und dem hannöverſchen Zuge gewechſelt werden. Die Wagen des letztern ſtanden aber ſchon ſo drohend vor den Glasfenſtern des Wartſaales aufmarſchirt, daß der Veteran beinahe ſeinen treugehegten Pumpernickel vergaß, wir ſelbſt aber die äußerſte Gefahr liefen zurückzubleiben, nebſt andern Paſſagieren, welche ſorglos der Tradition vertraut hatten, man verweile hier eine Stunde. Dazu geſellten ſich noch Schwierigkeiten, welche das durch ganz Hannover beſonders ſchroff auftretende Eiſenbahnperſonal beim Einſteigen hinſichtlich der Reiſeſäcke machte, über die man ſich noch zuvor einen Schein geben laſſen ſollte in dem ohnehin ſehr weitläufigen Bahnhof, wozu keine Minute mehr zur Verfügung ſtand. Nervenſchwache Perſonen müſſen entweder radikal kurirt werden auf der Eiſenbahn oder darüber zu Grunde gehen. Kein Reerept hilft auch beſſer gegen den Eigenwillen als die Lokomotive. Auf unſere Einwendungen, daß wir dieſe unſere Säcke ja ungehindert von Köln mitgebracht, erwiederten die Aufſeher barſch und ſoldatiſch: „Wir ſind jezt in Hannover!“ Wir aber hatten wenig Freude da zu ſeyn. Demnach will ich vor Minden, vor Kaſſee, Coteletted, Reiſeſäcken und Angeſtellten jedermann gewarnt haben. Wir hatten uns kaum von dieſem Sturme erholt, als wir in der Hauptſtadt des Fürſtenthums Lippe eintrafen, in Bückeburg, wo Herder Hofprediger war, bevor er nach Weimar kam. Bei Wunſtorf und ſeiner Kirche im romaniſchen Style ſteigen die Paſſagiere, die ſich nach Bremen begeben, in den dorthin beſtimmten Zug. Unerwartet ſchöne Umgebung und eine gewiſſe Feierlichkeit — wir möchten es faſt Etikette in der Landſchaft nennen — kündigen uns die Reſidenz Hannover an. Hier endlich, auf dem prächtigen Bahnhofe, erfahren wir, wenn wir nicht müde werden zu fragen und wenn man uns antwortet, mit Sicherheit, daß wir hier übernachten und morgen um 6½ nach Harburg gehen können. Denn nur der nach Braunſchweig, Magdeburg, Berlin u. ſ. w. gerichtete Zug fährt noch den nämlichen Abend, zwei Stunden nach der Ankunft in Hannover — um zehn Uhr — wieder ab und nimmt unſern Gütertransport bis Lehrte mit. Wehe, wenn wir uns nicht gehörig mit Geld u. ſ. w. vorgeſehen haben! Wir bleiben bis Harburg unwiderruflich von unſerem Koffer geſchieden, und doch dürften wir wegen des nicht vorhergeſehenen und ſo lange zweifelhaften Nachtquartiers unſeres Gepäcks gar leicht bedürfen. Es iſt hinzuzufügen, daß der Eilzug zwiſchen Köln und Berlin ſeither ſeine Aufgabe in ſechzehn Stunden löſte, künftig aber den Weg in dreizehn Stunden zurücklegen wird.

Es iſt noch heller Tag, wir können uns in Hannover umſehen. Der jüngſte, neuangelegte Stadttheil, zu welchem auch der Bahnhof gehört, hat ſehr elegante, ſchöne Häuſer. Unter ihnen hebt ſich das neue Theater äußerſt vortheilhaft, mit edlen Verhältniſſen hervor. Alles ſtuzet dem Walle, der Promenade zu, zum Schützenfeſte hinaus, das hier gar ſtattlich gefeiert und auffrichtig bewundert wird, auch von nah und fern manche Gäſte gelockt hat. Statt uns von der Strömung fortreißen zu laſſen, betrachten wir die Waterlooſäule, hinter ihr die blaue Bergreihe, das Denkmal von Leibnig, die Esplanade, auf der exerciert wird, die Kaſernen zu beiden Seiten. Die neue gleicht einem Schloſſe, ſchöner als das königliche, das nahe daran grenzt und die Militärpaläſte um ſich gereiht hat, wie man in andern Reſidenzen die Muſeen, kurz das Liebſte was man beſizt, eng um ſich gruppirt. Der Offizier ſcheint hier unendlichen Reſpekt einzuflößen; die Krieger haben allerdings auch eine treffliche Haltung. Ueberall Kanonen, auch als Eckſteine am Schloſſe. Man ſollte nicht verſäumen, im letzteren die Skulpturen Bandels zu ſehen. Das anſtoßende alte Theater nebſt anderem Rumpelwerk von Häuſern, die ganze Gruppe, iſt zum Abbruche beſtimmt, zum Behufe des Ausbaus des Schloſſes, deſſen neuer Flügel jenes Quadrat einnehmen ſoll. Der König wohnt gegenwärtig auf dem nahen Luſtſchloſſe Montbrillant, deſſen Name etwas zu viel verſpricht. Die Leute in den Straßen

von Hannover ſehen einem alle ſo ſcharf auf die Kleidung, ein Charakterzug der kleinen Reſidenz. Die Marktkirche wird eben neu aufgebaut. Greulich iſt die Altſtadt; nicht leicht begegnet man ſo häßlichen Gebäuden; es iſt wirklich ein alter Häuſertrödel; man iſt froh in die neuen Stadttheile zu entrinnen. Hier, unmittelbar in der Nachbarſchaft des Bahnhofs, findet man im „rheiniſchen Hof“ die ſorgfältigſte und zugleich billigſte Aufnahme, die ſich in einem Hotel nur wünſchen läßt.

Alſo Morgens um 6½ Uhr. Wir mußten aber länger warten auf den zu unſerer Aufnahme beſtimmten Zug, auf den nämlichen Eilzug, der geſtern Abend um zehn Uhr von Köln abging! Mithin hätten wir zwölf Stunden länger dort verweilen, oder, die vorletzte Nacht nicht dort zubringend, ſchon geſtern Mittag in Hamburg ſeyn können. Alſo über zwölf Stunden Zeitverluſt, zwei überflüſſige Nachtherbergen gar nicht zu zählen! Das kommt davon her, daß man ſich nie recht zu orientiren vermag bei dieſer Art der Beförderung, und daß jeder Wanderer das ABC der Eiſenbahn — dieſe Frakturſchrift des Reiſens — für ſich allein buchſtabiren muß. Darum wollten wir auch nicht ſäumen, zum Frommen anderer unſere etwas ſauer erworbenen Erfahrungen mitzutheilen.

Zuerſt nun Lehrte, wo unſer Packwagen ſich wieder anſchließt; Celle, wo eine unglückliche Fürſtin eingeſchloſſen war; Uelzen. Wir fliegen nur ſo hin. Der Wind treibt und den feinen Staub der Lüneburger Heide tückiſch in die Augen. Wie man den Rhein nicht ſo ſehr Rhein, d. h. nicht ganz ſo hochherrlich findet, als er uns geſchildert wird, ſo auch die Heide nicht ſo ſehr Lüneburg, als man uns vorſpiegelt. Ein Schwabe in unſerer Geſellſchaft konnte ſich gar nicht damit zufrieden geben, daß man nach Amerika auswandere und nicht lieber hier urbar mache. Es iſt wirklich ſchade, wenn man nicht in Lüneburg verweilt. Wie viele faſſen daran vorüber, ohne zu ahnen, welcher Schatz von Alterthum, welches ächt urzeitliche Gemälde ihrer dort wartete! Da iſt noch alles unvermiſcht geblieben, ein unberührtes Ganzes, während ſich ſelbſt zu Nürnberg und Lübeck die neueren Tage doch immer dazwiſchen drängen. Man begegnet hier noch ehrwürdigen Reſten aus der Periode, wo Lüneburg Sitz eigener Herzoge war (bis 1369). In dem hieſigen proteſtantiſchen Damenſtift muß noch, ſo oft eines der Fräulein ſtirbt, das Grab für die nächſte ſchon bereitet und offen gelaſſen werden. Die Fenſter ſämmtlicher Stiftsdamen ſahen auf dieſen Friedhof und in dieſes offene Grab hinein. Später erlangten ſie aber doch, daß ihre Gemächerreihen vorne hinaus verlegt wurden.

Fern am Horizont die Thürme Hamburgs, die Michaelskirche u. ſ. w. Wie mögen heimathmüde oder heimathkranke Herzen ſchon geklopft haben im Angeſicht dieſes letzten Meilenzeigers auf dem Scheidewege! „Es kommt bei uns,“ bezeichnete in kindlich treffender Weiſe ein Britte, mein Nachbar, das Näherrücken der mächtigen Seeſtadt. Wollen die den Waggond entgegen fliegenden Störche uns Glück bedeuten? — In Harburg möchte man wieder hundert Hände und Augen haben, um auf der Eiſenbahn die Effekten in Empfang zu nehmen und ſie und ſich ſelbſt auf das Dampfſchiff zu ſchaffen. Da ſollen außen auf der Brücke an der Kaſſe Perſonen- und Gepäckmarken gelöſt, dem Kapitän übergeben, zugleich Koffer und Schachteln verſorgt werden. Alles, nur kein Paß wird gefordert, hier ſo wenig wie den ganzen Rhein herab, und das iſt immerhin eine Wohlthat.

Aus dem Zelte, unter das wir vor dem Sonnenbrande geflohen, treibt es uns wieder zum Bugfviet, um den Geſammteindruck zu empfangen. Wunderlich tönt das Plattdeutſch, nachdem man ſich raſch an die Muſik der hannöverſchen Sprache gewöhnt hatte, an unſer Ohr. Alles ringsum ißt Apfelſinen, ſchöne goldene Orangen, die hier ſelbſt in den Händen des Volks — man kauft Apfelſinen um einen Schilling das Stück, freilich von den minder ſaftigen — ſo recht den Weltverkehr der Hanſeſtadt ſymboliſiren. Ein kleines Orcheſter an Bord ſpielt Melodien aus Robert dem Teufel, welche hier überhaupt ſehr populär zu ſeyn ſcheinen. Dazu ſtampfen die vorne feſtgebundenen Pferde, als wollten ſie tanzen, gerade im Takte, und ringsum die Windmühlen bewegen ſich wie nach der Muſik, hören auch richtig auf, wie ſie pauſirt. Silbern breitet ſich die Elbe bis an die hellrothen Dächer der großen Stadt hin, und dieſes Meer von rothen Dächern bildet ein eigenthümliches Farbenſpiel von ſeltſamer Pracht, ſammt all den tauſend Wimpeln und Fahnen, blinkend und abenteuerlich, gleich Schiffermährchen. Wir überſchauen vom Dampfboote das ganze Panorama: Ottenſen am Fuß der grünen Höhe über Klopſtocks Grab, wo er neben ſeiner Meta unter einer Linde ſchlummert, ſchlagen die Windmühlen ihre Flügel, gleich Rieſen, die es bewachen; dann Altona, dann Hamburg, alles zu Einem in einander fließend. Der Hamburger Berg, der Stenſaug, die Elbhalle, die Thürme, jetzt der Hafen, die Schiffe, alle die tanzenden, ſchwebenden Zeite, wie zu einem Feſte, einem Balle. Am Ufer beginnt erſt recht der Tumult. Omnibusdienſt zu Beförderung des Gepäcks ſcheint am Hafen nicht üblich. Schon auf dem Schiffe näherten ſich uns elegante Herrn, die zufällig ein Geſpräch anzuknüpfen ſuchten, und fragten, ob wir ſchon zu Hamburg geweſen, und uns vorſchlugen, in ihrem Hotel abzuſteigen. Und auf dem kurzen Wege zu der Droſchke hat man uns bereits mit tiefen Bücklingen ein halb Dutzend Adreßkarten für Gaſthöfe, Logirhäuſer und Reſtaurationen überreicht. Der Kutſcher nimmt die Zügel und wir rollen durch das Hafenthor in die treibende, ausgedehnte, ſchöne Stadt, die einzige Weltſtadt Deutſchlands.

Aus der Pfalz, August.

Ludwigshöhe. — Der Speyrer Dom. — Der Kloppfeiß. — Die Hardenburg.

Wie wunderſam wechſeln doch die Scenen oft in kurzer Zeit! Ich ſetze nur über fünf Sommer hin — welche Veränderungen! Als in dem des Jahres 1848 die Parlamentsnotabilitäten von der Linken ihren bacchantiſchen Zug durch die Pfalz machten, da ſah manches trunkene Auge ſchon die Königskronen und die Splitter zertrümmerter Throne unter dem Sturmhauche der fulminanten Reden dahin fliegen auf Nimmerwiederſehen, und die ſchwarz-roth-goldnen Fahnen flaggten luſtig in der durch Reden und Volksjubel ſtark bewegten Luft. Im darauf folgenden Sommer waren Röthe und Hitze noch viel ſtärker, als der Freiſchärlertaumel ſein blutiges Ende nahm und die eiſerne Stille des Kriegszuſtandes ſich über das Land lagerte. In den zwei nächſten Jahren bewegte der politiſche Rieſenprozeß die Gemüther, in dem gegenwärtigen goldenen Sommer aber iſt es ganz friedlich geworden; blau-weiße Fahnen wehen in der Luft, und der laute Jubel da und dort gilt wieder einem Könige. König Ludwig, oder der Pfalzgraf, wie er ſich ſelbſt ſo gerne nennt, iſt am 6. Juli unter dem Donner des Germersheimer Feſtungsgeſchützes eingezogen und wohnt ſeitdem mit der Königin Thereſe und der Großherzogin von Darmſtadt zum erſtenmal auf ſeiner neuen Villa Ludwigshöhe. Dahin möchte ich Sie einen Augenblick führen.

Wer den Theil der pfälziſchen Bergkette zwiſchen Neuſtadt und Landau auch nur flüchtig geſehen, gibt ohne Widerrede zu, daß er zu den ſchönſten Gegenden Deutſchlands gehört. Wer ihn näher kennt, erinnert ſich mit Entzücken der zahlreichen Punkte, von denen er die herrlichſte Ausſicht in die Nähe und in die Ferne genoſſen. In der Zeit, da die alte weltberkannte Ruine des Hambacher Schloſſes als Marburg wieder auferſtehen ſollte, ſuchte ſich König Ludwig in der Nähe eine Stelle, um ſich einen Sommerpalaſt zu erbauen. Er fand in der That die ſchönſte heraus. Etwa eine Stunde ſüdwärts von der Marburg und eine halbe Stunde weſtlich von der Stadt Edenkoben erhebt ſich ein ziemlich hoher und ſteiler Berg, auf deſſen Gipfel noch ein unſcheinbarer Reſt der alten Rietburg ſteht, von deren Zinnen einſt der Burgherr ein geraubtes Mädchen ihrem Vater zerſchmettert vor die Füße geworfen haben ſoll.* Der Fuß dieſes Berges ſpringt etwas ſtark vor, und dieſen Vorſprung, deſſen weite, prächtige Ausſicht lebhaft an Italien erinnert, wählte der König zu ſeinem Zwecke. In den Kaſtanienhain, der dieſen Vorhügel oder Bergzahn überkleidet, ſtellte er ſeine pfälziſche Villa, die nach dem Plane des verſtorbenen Oberbaurathes v. Gärtner höchſt einfach, aber auch höchſt geſchmackvoll ausgeführt iſt. Sie beſteht aus drei geſonderten Gebäuden, dem eigentlichen Königsbau, dem etwas tiefer ſtehenden Prinzenbau und einem ſchönen geräumigen Stall- und Remiſengebäude, die zuſammen nicht weniger als 138 Säle, Gemächer und kleinere Wohnräume enthalten. Die Frontſeiten dieſer Gebäude ſind natürlich nach Oſten der Rheinebene zugekehrt, und nur der Königsbau zeigt hier einigen architektoniſchen Schmuck in den beiden über einander liegenden Periſtylen mit je ſechs kannelirten Säulen, von denen die untern der doriſchen, die obern der joniſchen Ordnung angehören. Auch die ganze innere Einrichtung, Tapeten, Geräthe, weicht nicht von der edeln Einfachheit ab. Die eigentliche Pracht liegt hier in der Umgebung und in der Fernſicht. Aus dem Kaſtanienhain, wie ihn die Natur geſchaffen, blickt die Villa hinaus in das weite reiche rheiniſche Paradies. Rechts und links der waldige Höhenzug, von dem hier eine Burgruine, dort eine Kapelle niederſchaut, über allen Hängen und Hügeln ein endloſes Meer von grünen Reben, unzählige Städte und Dörfer nah und fern; mitten in der unermeßlichen Landſchaft der Rhein und an ihm die Dome von Worms und Speyer, in blauefter Ferne ſelbſt die Spitze des Straßburger Münſterthurms, und endlich ein prächtiger Rahmen für das ganze Bild, nämlich die übertheiniſchen Berge vom Taunus bis zum obern Schwarzwald hinauf — das iſt's, was dieſe Ludwigshöhe dem Auge bietet. Da oben hält nun König Ludwig mit Gemahlin und Tochter Hof und der Großherzog von Heſſen weilt ebenfalls öfters auf der Villa und nimmt an den Ausflügen Theil. Schon das zahlreiche königliche Gefolge belebt dieſen ſchönen, einſamen Landſitz, mehr noch die große Zahl der Beſucher, die theils die Neugier, theils das Verlangen herbei zieht, dem König ihre Huldigung darzubringen. Niemand wehrt hier den Zugang, nicht einmal eine Schildwache iſt da oben zu ſehen. Der König macht beſonders Morgens und Abends größere Spaziergänge in Wald und Thal, und Nachmittags überraſcht der Hof auf kürzeren oder längeren Ausflügen bald dieſe bald jene Gemeinde. Seine Schöpfung, die neue Stadt Ludwigshafen und Mannheim, wo er ſeine Klubbeſitzage verlebte, Speyer und Landau hat König Ludwig ſchon wiederholt beſucht und iſt überall mit Jubel begrüßt worden. Auch unſere beiden Badorte, Dürkheim und das liebliche Gleisweiler, haben ſchon die Ziele ſolcher Ausflüge abgegeben.

Daß König Ludwig Speyer oft beſuchen werde, das ließ ſich wohl mit Sicherheit vorausſehen. Der Kaiſerdom, den er von ſeinen Fenſtern aus in der Ferne ragen ſieht, iſt ein mächtiger Anziehungspunkt. Gleich nach der erſten Vorſtellung der Beamten, und als dieſe noch in Edenkoben bei Tiſche ſaßen, fuhr er ſchnell nach der fünf

* Vielleicht verdankt dieſe Sage einem hiſtoriſchen Vorkommniß ihre Entſtehung. Hermann von Rietburg nahm im December 1255 Eliſabeth, die Gemahlin des deutſchen Gegenkönigs Wilhelm von Holland, die mit dem Grafen Waldeck von Worms nach dem Trifels ritt, von der Landſtraße weg, ſchleppte ſie auf die Burg, beraubte ſie ihrer Kleinodien, ward aber bald darauf gezwungen, ſie wieder frei zu geben.

Stunden entfernten Stadt und war im Dome, ehe die Bewohner etwas von ſeiner Ankunft wußten. Er traf weder Meiſter Schraudolph noch Schwarzmann, bei ſeinem zweiten Beſuche aber ſpendete er den beiden Künſtlern hohes Lob. Er war überraſcht von der Pracht der völlig vollendeten Chöre und ſah auch die Malereien in den drei Schiffen über Erwarten weit vorgeſchritten. Zwei Drittheile des ungeheuern Raumes ſind bereits bemalt, und zu den ſechs im vorigen Jahre vollendeten Gemälden, von denen ich Ihnen ſeiner Zeit geſchrieben, ſind wieder auf beiden Wänden des Mittelſchiffes mehrere neue gekommen, andere noch in Arbeit. Doch davon ein andermal, hier nur ſo viel, daß die raſche Förderung des Werkes es höchſt wahrſcheinlich macht, daß der ganze Dom im Innern nicht erſt im Jahre 1854, ſondern ſchon im Herbſt des nächſten Jahres vollſtändig ausgemalt ſeyn dürfte. Ob es zu einem Umbau der geſchmackloſen Vorderſeite des Domes kommen und dieſe in ihrer urſprünglichen Geſtalt mit den zwei hochragenden Thürmen wieder erſtehen werde, das ſteht noch in weitem Felde, ja ich zweifle in der That daran. Zwar hat König Ludwig ſich auch jüngſt wieder gegen das Machwerk einer geſchmackloſen Zeit ausgeſprochen und dieſe Verunſtaltung des großartigen Baues bedauert, allein die Summen, die ein Umbau fordern würde, ſind zu hoch, als daß an deren Aufbringung leicht zu denken wäre. Hätte Speyer das Schickſal anderer freien Städte des Reiches getheilt, die nicht von der Höhe ihres mittelalterlichen Glanzes herabſanken, ſondern durch Handel ſich hoben und eine reiche Einwohnerſchaft mit ihren Mauern umfangen, dann ſollte wohl bald Rath geſchafft ſeyn; ſo aber iſt der Bau ohne Widerrede zu theuer. Liegt doch der Rheinhafen, obwohl ein freier, meiſt verödet, da der Zug des Handels auf der ſchönen Waſſerſtraße des Rheins nicht mehr bis hieher ſich erſtreckt. Selbſt die Eiſenbahn nach dem Elſaß, deren Herſtellung jetzt geſichert iſt, wird Speyer nicht berühren, ſondern längs der Haardt von Neuſtadt über Landau nach Weißenburg ziehen. Nur ihren alten Ruhm als Schiffbauerin ſcheint die Stadt erhalten zu haben, denn auf ihrer Werfte wird rüſtig gearbeitet, und am 1. Auguſt iſt ſelbſt ein Seeſchiff vom Stapel gegangen. Das Königspaar ſammt der fürſtlichen Tochter und ihrem Gemahl wohnte dem ſeltenen Schauſpiele bei, das nicht ohne Gefahr endete, weil die Zuſchauertribüne unter der Wucht der andringenden Menge zuſammenbrach, wobei es nicht ohne einige Verletzungen ſelbſt für die Frau Großherzogin Mathilde abging.

Den Klopfgeiſt zu Berggabern, von dem mein letzter Brief Meldung that, darf ich auch dießmal nicht unerwähnt laſſen. Derſelbe iſt, wenn auch nicht förmlich abgezogen, doch ſo ziemlich zur Ruhe verwieſen. Die ärztlichen Beobachtungen conſtatiren die ſeltſame Erſcheinung, ſtellen aber heraus, daß Augen und Ohren der lauſchenden Menge nicht ſelten zu viel gehört und geſehen. Von dieſem Zuviel iſt denn auch in das früher erwähnte, von einem Laien in der phyſiſchen und pſychiſchen Heilkunde geſchriebene Schriftchen übergegangen und die liebe Fama hat das Ihre noch hinzugethan. Betrug iſt nicht mitunter gelaufen, wohl aber manche Täuſchung und Uebertreibung. Die Geiſterwelt ragt hier wohl ſchwerlich herein, aber vollkommen gelöst iſt das Räthſel auch damit noch nicht, daß wir wiſſen, es handle ſich bei dem fraglichen Mädchen um ein weſentlich geſtörtes Nervenleben. Für die Kranke ſelbſt bleibt das beſte, daß ihr Zuſtand während des zehnwöchentlichen Aufenthaltes im Hauſe des Arztes ſich weſentlich gebeſſert hat.

Während der alte einzig übrige Thurm des berühmten Bergſchloſſes Trifels bei Annweiler den Einſturz droht, wenn nicht zu rechter Zeit noch vorgebeugt wird, ſoll eine andere Burg auf pfälziſchem Boden wieder auferſtehen. Ich höre nämlich, die Ruine der Hardenburg im Dürkheimer Thale ſey ihrer früheren Beſitzerin und Bewohnerin, der fürſtlich Leiningen'ſchen Familie, wieder zurückgegeben worden, unter der Bedingung des Wiederaufbaus. Verbürgen kann ich dieſe Nachricht noch nicht, weiß aber auch nicht, ob ich mich darüber freuen ſoll, wenn ſie ſich beſtätigt. Unſere Burgruinen ſind maleriſche Zierden des Landes geworden, und gerade ſolche wie die Hardenburg ſind noch mehr als das, nämlich Lieblingsplätze für kleinere und größere Geſellſchaften von nah und fern, die bei kleinen und großen Feſten ſich in den Ruinen tummeln. Wäre es nicht ſchade, wenn ſie faſt unzugänglich würden, wie z. B. die Marburg bei Hambach, die noch immer ihres Ausbaus harrt, oder wie die Ruine der Burg Winzingen bei Haardt, die ihr Beſitzer meiſt verſchloſſen hält? Ich wenigſtens möchte mir den herrlichen Lindenplatz auf der Hardenburg nur ungern nehmen laſſen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 36. 5. September 1852.

— Celeberrima per loca vadet.
Horat:

Der Garten der Tuilerien und der des Luxembourg.

Alles in allem haben, darauf ging von jeher und überall das Dichten und Trachten der Menſchen. Eine der vielen Spielarten dieſes uralten, nirgendwo unbekannten Triebes iſt das Beſtreben, ſtädtiſche Unterhaltung und Bequemlichkeit auf dem Lande, einige von den Reizen des einſamen Landlebens mitten in dem Schooß und dem Getümmel der großen Städte zu haben. Daher die Pracht gefälliger Landhäuſer und die ſinnreichen Erfindungen der Villeggiatur, wo der Zeitvertreib Poeſie und die Geſelligkeit eine Idylle wird; daher auch die ſchattigen Gärten, welche die Königinnen der Welt an der Seine, Themſe, Donau und andern Flüſſen von Stand, ſey es im Innern ihrer Häuſermaſſen, ſey es vor ihren Thoren angelegt haben.

Paris hat zwei Hauptanſtalten dieſer Art, den Garten des Luxembourg und den Garten der Tuilerien; denn der ſogenannte Pflanzengarten, wo alle ſeltenen fremden Gewächſe und Thiere aufbewahrt werden, erfreut ſich zwar häufigen Zulaufs plebejiſcher Müßiggänger, die ihm ſeine Nachbarin, die enge, feuchte, verwahrloſte Vorſtadt St. Marceau zuſendet, und aus allen Theilen der Stadt wie aus der Provinz und dem Ausland erhält er Jahr aus Jahr ein zahlreiche Beſucher, welche die Sprünge der Affen und die Geberden der Bären, die Schlangen, Giraffen, Elephanten, Löwen, Tiger, kurz die ſämmtlichen überſeeiſchen Beſtien begaffen und mit allerlei Gloſſen zu beehren pflegen. Allein wenn er auch häufig zum Vergnügen und Farniente europäiſcher Zweifüßler dient, ſo iſt das doch nicht unmittelbarer und erſter Zweck, auch iſt er hiezu ſchon wegen der beſtialiſchen Gerüche und Akkorde, die ihn allenthalben erfüllen, nicht ſo geeignet als die Gärten des Luxembourg und der Tuilerien, und wird auch in weit geringerem Maße dazu benutzt.

Die Gärten des Luxembourg und der Tuilerien ſind eben ſo wie die Theater und Ballorte zur Erholung des Pariſer Volkes da, und ſie gewähren außerdem den keineswegs zu verachtenden Vortheil, daß ſie jedermann ohne Eintrittsgeld offen ſtehen. Darin ſind ſie einander gleich, allein ſowohl durch ihre Anlage als durch ihre Umgebung und die Phyſiognomie ihrer Beſucher unterſcheiden ſie ſich bedeutend von einander. Es iſt nicht derſelbe Geſchmack, nicht derſelbe Eindruck und dieſelbe Welt. Das Luxembourg gehört einem andern Paris an als der Tuilerien-garten, und wie die Anordnung der Bäume, der

Blumen und des beigegebenen Schmucks, so sind auch die Sitten der beiden Orte ziemlich verschieden.

Der Tuileriengarten, in etwa gleicher Entfernung von den vornehmſten Boulevards und dem adeligen Faubourg St. Germain, dient vorzüglich der reichen und hohen Geſellſchaft, welche die angrenzenden Stadttheile bewohnt, zum Salon und hat einen verhältnißmäßig ariſtokratiſchen Charakter. Die Blouſe des Proletariers iſt ausgeſchloſſen oder erſcheint doch äußerſt ſelten, und dann nur im Vorübergehen oder zu irgend einer Verrichtung; die Mütze iſt nur den begleitenden Knaben der höhern Stände und ausnahmsweiſe vielleicht den Reiſenden geſtattet, deren Touriſtenmiene nicht zu verkennen iſt. Der Pariſer Straßenjunge darf ſein Weſen nicht an dieſer ſalzionablen Stätte treiben, keine luſtige, liebenswürdige Ungezogenheit wird geduldet und ſelbſt die Cigarre hat erſt durch die Februarkataſtrophe das Bürgerrecht erworben. Die Mägde, welche die Mädchen von vier, ſechs bis dreizehn, fünfzehn Jahren hieher führen und in Abweſenheit der Mütter oder älteren Schweſtern in Aufſicht halten, ſind äußerſt reinlich und zum Theil recht ſchmuck gekleidet. Die Ammen ſelbſt, feiſte, umfangreiche Bäuerinnen, mit den kleinſten und allerkleinſten Geſchöpfen auf dem Arm und an der Bruſt, ſind alle halb ſonntäglich, die meiſten in ihrer Landestracht gekleidet, und die aus der untern Normandie zeigen durch die hohen, thurmartigen Hauben, die ſie tragen, ihre Herkunft ſchon von weitem an.

Die Frauen und erwachſenen Mädchen, die in langen Reihen auf Strohſeſſeln unter den hohen Kaſtanien ſitzen, gehören, wie es ihr Anzug und ihre Haltung verräth, alle der gebildeten Bürgerklaſſe an, dem Adel wohl nur einer kleinen Minderzahl nach. Viele ſind zugleich mit weiblichen Arbeiten und gemüthlicher Plauderei beſchäftigt. Die Arbeit beſteht meiſt in Stickerei; der deutſche Strickſtrumpf iſt eine ſeltene Erſcheinung, und wo er etwa erſcheint, da dürfte er von einer deutſchen, in Paris anſäßigen Dame oder Hofmeiſterin gehandhabt werden. Die Fertigkeit der deutſchen Frauen in der Kunſt des Strickſtrumpfs habe ich von Franzöſinnen häufig bewundern und beneiden hören, aber zur Nacheiferung fand ich noch keine aufgelegt. Das Sticken ſcheint mit der feinen Grazie, mit der ſie ſich ausgeſtattet fühlen, mehr vereinbar, und ihre gründliche Scheu vor dem Anſchein weiblichen Philiſterthums hält ſie fern vor der unſtreitig nützlicheren Pflege der Strickkunſt. Damit will ich jedoch den Franzöſinnen überhaupt und den Pariſerinnen insbeſondere weder den Sinn noch das Geſchick für häusliche Thätigkeit abſprechen; ich bin im Gegentheil feſt überzeugt, daß unter den ſchönen oder bloß artigen Stickerinnen im Tuilleriengarten, die für den Strickſtrumpf ſo wenig Genie haben, an vortrefflichen Haushälterinnen kein Mangel iſt.

Worauf ſich aber dieſe weiblichen Stammgäſte des Tuileriengartens, ich ſage nicht mehr, doch gewiß eben ſo gut als auf die Leitung von Kind und Geſind verſtehen müſſen, das iſt, nach der Geſchäftigkeit ihrer Zungen und der Gegenwart ſo manches geſprächigen Geſellſchafters zu urtheilen, die Kunſt zu plaudern, und vielleicht nirgendwo in Paris wird ſo ungezwungen, ſo gemüthlich und unter ſo anmuthigen Auſpicien geplaudert als an dieſem Ort. Im Freien und im Schatten, in Mitte munterer und gelenker Kinder, von den Geſichtern, den Anzügen, den Bewegungen, die man ſieht, von den Sprüngen der Kleinen und den Grimaſſen der Großen zu mancherlei Bemerkungen angeregt oder in irgend eine ſüße und ernſte Betrachtung vertieft, und von dem Getümmel, das ſie umſchwärmt, umſäuſelt, umſurrt, nicht geſtört, ſondern wie von einem durch die liebe Natur geleiteten Orcheſter begleitet, können die ſchwatzenden Gruppen ſich unmöglich in einer günſtigeren Sphäre befinden, und wenn die Alten, wie eine Muſe der Geſchichte und des Tanzes, auch eine Muſe der Plauderei unter den Töchtern Mnemoſynes entdeckt hätten, ſo müßte die Statue dieſer holden Göttin im Garten der Tuilerien ſtehen. Könnte aber eine von den neun Schweſtern, die wir kennen, der Plauderei zur Schutzpatronin dienen, ſo wäre das ſchwerlich eine andere als Erato; denn wer den Sängern der Liebe ihre verlockenden Lieder eingibt, der mag auch mehr als eines der leiſen Geſpräche, die unter den Linden und Kaſtanien des Tuileriengartens geflogen werden, in Gang bringen und im Gang erhalten. Es läßt ſich eben nicht leugnen, daß ſo mancher Gedankenaustauſch, der an dieſem reizenden Begegnungsort ſtattfindet, ein auffallendes, ein, möchte ich ſagen, verrätheriſches Gepräge der Heimlichkeit trägt. Der Garten der Tuilerien wird auch für zärtliche Zuſammenkünfte ſehr gern und oft benützt. Er unterſcheidet ſich hierin nicht oder nur durch den Charakter des liebenden Publikums, das ihn zu einſamen Beſuchen verwendet, vom Garten des Luxembourg, der vielleicht durch ſeine Anlage zu ſolchen Zwecken geeigneter iſt.

Die Tuilerien ſind an verborgenen Stellen und ſtillen Ecken minder reich als das Luxembourg. Sie ſind ſehr regelmäßig und überſichtlich angelegt, nirgendwo iſt ein verſteckter Engpaß, nirgendwo ein verlarvter Seitenſteg; alles liegt auf den erſten Anblick in ſeinen vorzüglichſten Linien klar und vollſtändig vor dem Auge des Beſchauers da. Ueberall herrſcht der rechte Winkel und alle Wege ziehen ſich ſchnurgerade hin. Die Terraſſen, die Blumenbeete, die Baumgruppen, die Waſſerbecken entſprechen ſich ſymmetriſch. Der kleine Garten zwiſchen dem Schloß und der breiten Sandbahn, die von dem Gitter des Flußufers zu dem Gitter der Straße Rivoli läuft,

iſt gleichfalls ſymmetriſch abgetheilt; die paar kleinen Raſenplätze in den Baumgruppen bilden ebenfalls ein Paar, wie Ohren und Augen; kurz, der Plan des Ganzen iſt in den geringſten Einzelheiten feſtgehalten. Nichts liegt der wilden und wahren Natur ferner als dieſe mathematiſch, man möchte ſagen militäriſch abgezirkelte Anordnung. Allein wenn man in der großen Allee, welche die beiden Baumvierecke trennt und der Anfang des Weges von den Tuilerien zu dem Triumphbogen iſt, die Blicke gegen Weſten richtet, und den Obelisk, den Concordien- oder Revolutionsplatz mit ſeinen prächtigen Gebäuden und blutigen Erinnerungen, die Champs elyſées mit dem Triumphbogen in duftiger Ferne, dann in der Nähe die üppigen Schätze des Tuilleriengartens ſelber vor ſich hat und die Vendomeſäule, die reichen Straßen, wo die Mode und der Luxus ihre blendenden Meiſterwerke zur Schau ſtellen, das Palais Bourbon, wo das lebendige Wort bald ſo mächtig, bald ſo ohnmächtig iſt, den Palaſt der Tuilerien, wo die Hausherrn minder ſicher ſind als der Landmann in ſeinem Maierhof und der Senner in ſeiner Hütte, das Finanzminiſterium, wo die meiſten Geheimniſſe der Gegenwart verſchloſſen, wenn auch ſchlecht verſchloſſen ſind, kurz die vorzüglichſten Zeugniſſe franzöſiſcher Größe, franzöſiſchen Geſchmacks und franzöſiſcher Unbeſtändigkeit in ſeiner Umgebung weiß, ſo fühlt man ſeine Seele von dem gleichzeitigen Andrang ſo vieler Eindrücke ſich erweitern und überſtrömen, man begreift die Neigung des Franzoſen, ſein Paris für das Centrum der geſitteten Welt zu halten, und iſt dieſe Fülle von Anziehungskraft von der in Paris faſt immer gedämpften und nur um ſo magiſcheren Helle eines ſchönen Morgens umfloſſen, legt ſich ein glühender Abend in goldenen Platten auf das grüne Wipfelmeer der Linden und Kaſtanien, oder ſchwimmt all dieſe Pracht in nächtlicher Feſtbeleuchtung, dann wird oft auch der Fremde von dem Rauſch des einheimiſchen Stolzes ergriffen und Paris iſt auch für ihn die Königin der Städte.

Jedoch nicht bloß in der ſchönen Jahreszeit, die alles ſchmückt, oder wenn irgend eine Feier die Pracht dieſes Gartens mit außerordentlichem Pomp erhöht, ſelbſt mitten im Winter, wenn ſie entblößt und ſowohl ihres lenzigen Glanzes und ihrer ſommerlichen Bekleidung als ihres bunten Spätjahrputzes beraubt ſind, haben dieſe hohen, edeln Bäume ihre Poeſie und machen durch ihr ernſtes Ausſehen und ihre ſtrenge Ordnung die wohlthuende Wirkung ehrwürdigen Alters oder würdig getragenen Unglücks. Faſt lebendiger als im Frühling erſchienen mir zuweilen dieſe ſchwarzen Stämme, wenn ein Anflug von kurzem Schnee auf ihren nackten Häuptern lag; bald ſtellten ſie in meiner Phantaſie einen Senat von unbeugſamen Greiſen, bald zwei feſt geſchloſſene Schaaren unter den Waffen und im Harniſch ergrauter Veteranen vor, oder wenn ein kalt und trocken blauer, wolkenloſer Januarhimmel über dieſen dunkeln Maſſen ironiſch lächelte, ſo freute ich mich an dem maleriſchen Gegenſatz zwiſchen der Heiterkeit des reinen Firmaments und der finſtern Grandezza dieſer Bäume. Wenn es dagegen grau, ſchwer und tief auf dieſe entlaubten Tempel der Geſelligkeit herabhängt, wenn alles todt und traurig ſcheint, ſehe ich eine Rotte vergnügter, ſpielender Kinder im Genuſſe ihrer Jugend ſchwärmen und die freudenloſe Erde wie den mürriſchen Himmel liebenswürdig unbewußt verhöhnen:

Nackt blickt und troſtlos mich die winterliche Natur an,
Aber verſöhnend umgibt mich ein lebendiger Lenz.

Einen ſo großartigen Geſammteindruck bringt der Garten des Luxembourg nie hervor; er iſt nach zu verſchiedenen Seiten hin ausgedehnt und hat zu viel Nebenwerk, als daß er mit einem mal in Augenſchein genommen werden könnte. Die krumme Linie herrſcht zwar nicht vor, allein ſie herrſcht mit. Auf einem tiefer liegenden Boden, gleichſam in einem Thale, an deſſen Horizont einzelne Häuſer wie die Vorpoſten eines großen Dorfes ſichtbar ſind, iſt, wie eine Kapelle zur Seite eines mächtigen Domes, eine kleinere Anlage, wo Blumen, Bäume und Gebüſch traulich in einander greifend, etwas wie das Muſter eines ſtädtiſchen Hausgartens vorſtellen. Obgleich man nur einige Treppen hinabſteigt, um von dem eigentlichen Garten des Luxembourg in dieſes liebliche Gehege zu gelangen, ſo fühlt man ſich hier doch leicht ferne von Paris, gleichſam auf dem Lande, und wird nur durch das Spaziergängervolk aus dieſem idylliſchen Traume geweckt.

Die Bevölkerung des Luxembourg iſt viel gemiſchter als die der Tuilerien und entſpricht den Stadtvierteln in ſeiner Nachbarſchaft. Die Tuilerien liegen nur einen Sprung weit vom Hauptſitze der reichen Ausländer, ſind nur eine kurze, wenn auch etwas größere Strecke vom Wohnort des höheren Pariſer Mittelſtandes und namentlich der Finanzwelt, der ſogenannten Chauſſée d'Antin entfernt; vom Faubourg St. Honoré, wo der mit der heutigen Welt befreundetere Theil des hohen Adels zu Hauſe iſt und die meiſten Geſandtſchaften ihre Niederlaſſungen haben, iſt nur zwei Schritte hin, und die hochwohlgeborenſten Straßen des Faubourg St. Germain, der Heimath jener Barone und Matronen, die nichts gelernt und nichts vergeſſen haben, gehören ebenfalls, wenn ich ſo ſagen darf, mit in das Weichbild der Tuilerien, und ihr Publikum ſpiegelt daher, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, wo ſie auch vom Bürgerſtande überſchwemmt werden, den Charakter der genannten Stadttheile ab.

Sehen wir uns dagegen die Nachbarſchaft des Luxembourg einmal an und halten zu dieſem Zwecke

eine kurze Umſchau. Da erblicken wir am äußerſten Ende einer langen Allee, die ſich eine gute Strecke über das Grenzgitter des Gartens hinaus zieht, wie eine feſte Burg der Ritter- und Raubzeit, das Schloß des Herrn François Arago, mit andern Worten die Sternwarte; auf dem entgegengeſetzten Punkt des Horizonts erkennen wir die Kirche St. Sulpice, deren zugleich großartige und anmuthige Vorderſeite durch die unharmoniſche Verbindung unterſchiedlicher Style und beſonders durch die Schwerfälligkeit eines der beiden Thürme verunſtaltet iſt; dann in luſtiger Höhe und verklärender Lichtfülle die Kuppel des jetzt der Kirche zurückgegebenen Pantheon mit ihrem ſchimmernden Säulenkranz, und ſeitwärts und weit tiefer die Spitze des plumpen Domes der gelehrten Sorbonne. Die Sternwarte und die Sorbonne zeigen uns an, daß wir uns nicht weit von einer Region befinden, die der Wiſſenſchaft gewidmet iſt; aber der Fremde belehrt ſich auch durch ſeinen Plan von Paris und durch ſein Reiſehandbuch, daß die Rechtsſchule und das Collège de France Nachbarn des Pantheon ſind und die Arzneiſchule von der Sorbonne nur durch einige Straßen und Durchgänge getrennt iſt; wo Buden mit antiquariſcher Literatur in allen Sprachen, mediciniſche Buchläden, Magazine chirurgiſcher Apparate, große und kleine Hotels, Cafés und Bierſchenken zum Gebrauche angehender Juriſten, Mediciner und Literaten in- und aneinander geſchichtet ſind. Mit Einem Wort, wir ſtehen an der Schwelle des ſogenannten lateiniſchen Viertels, wir berühren die Heimath der ſtudirenden Jugend. Die ſtudirende Jugend in Paris iſt aber zweierlei Geſchlechts, und wo die Studenten hauſen, da wirthſchaften die Griſetten. Auch liegt gleich an einem der Thore des Luxembourg das ſogenannte Fliederhag (la closerie des lilas), wo freie Jünglinge und freie Schönen zur Uebung eben ſo verwegener als bezeichnender Tanzkünſte ſich begegnen. Ich überſetze die franzöſiſche Benennung dieſes Orts, weil ich mich erinnere, daß es einem deutſchen Touriſten vor einiger Zeit paſſirt iſt, das Wort lilas (Flieder) für den Namen einer Menſchenklaſſe wie dandy oder pékin zu halten.

Vom Luxembourg zur Grande-Chaumière, deren europäiſche Berühmtheit jeden Commentar überflüſſig macht, iſt die Reiſe nicht ſehr weit, und die Pilgerinnen zu dieſen heiteren Hainen des Vergnügens nehmen gewöhnlich ihren Weg durch das Luxembourg, das die meiſten außerdem, ſey es allein, ſey es in Geſellſchaft, häufig beſuchen. Das Luxembourg wird von zwei breiten, ſtillen, lichten Straßen mit hohen Häuſern, die vortreffliche Werkſtätten für plaſtiſche Thätigkeit enthalten, begrenzt. Es wohnen alſo da eine Menge von Malern und Bildhauern, von denen die jüngeren in der Cloſerie des Lilas und der Grande Chaumière mit den keckſten Virtuoſen des lateiniſchen Viertels in grotesker Gelenkigkeit und cyniſcher Erfindungsgabe in Geberden und Bewegungen zu wetteifern im Stande ſind.

Doch nicht bloß ſolch ausgelaſſenes Schlaraffenvolk hält ſich in dieſer Gegend auf; auch eine ehrſame und zahlreiche Bürgerſchaft umwohnt das Luxembourg, und ich meine hiemit nicht den großen Haufen der kleinen Bubenbeſitzer, die in ganz Paris ein ſtarkes Contingent ausmachen; ich bringe vielmehr in Anſchlag das bedeutende Lehrerperſonal, das keineswegs geringen Buchhandel, die Beamten, die, obgleich die Lage der Orte, wo ſie beſchäftigt ſind, ihnen die Wahl anderer Stadttheile zu ihrem Aufenthalte anräth, die Nachbarſchaft des Luxembourg um des billigeren Preiſes der Wohnungen willen vorziehen, eine Maſſe kleiner Grundbeſitzer, die dort Haus und Herd haben, und eine gute Anzahl Eigenthümer von Liegenſchaften oder Renten, welche dieſen Strich ihrem Geſchmacke zuſagend und ihren Vermögensumſtänden angemeſſen finden. Auch darf nicht vergeſſen werden, daß die letzten Ausläufer des hochadeligen Faubourg St. Germain bis in die Nähe des Luxembourg reichen, und die Seminariumskirche St. Sulpice, ſo wie die zahlreichen geiſtlichen Körperſchaften der Umgegend manch geiſtlichen Spaziergänger in die grünen Räume ſchicken. Eben ſo wenig darf man außer Acht laſſen, daß der elfte Stadtbezirk, in dem das Luxembourg liegt, ſo wie der angrenzende zwölfte ein Bienenkorb von kleinen Handwerkern und Handarbeitern iſt, wenn es auch erlaubt ſeyn mag, von dem ganz verwilderten Pöbel des Faubourg St. Marceau, von dem ſich höchſt ſelten einige Exemplare in den Garten des Luxembourg verirren, Umgang zu nehmen.

Das ſind die Elemente, aus denen die gewöhnliche Bevölkerung dieſes Gartens beſteht. Sie iſt, wie man ſieht, äußerſt gemiſcht; eine Blouſe ſtreift jeden Augenblick am feinſten Rock vorüber, ein prächtiger Caſhemir einſaltet ſich oft neben dem einfachen Halstuch der Taglöhnerin, und ſehr unvollſtändig geſäuberte kleine Proletarier bewegen ſich in ſehr ungeſichter Tracht mitten unter den zierlich gepuzten Mädchen und galant gekleideten Knaben der höheren Stände. Wenn man in den Schatten der Tuilerien das Getümmel der in Anzug und Bewegung ſo koketten, ſo ariſtokratiſchen Kinderwelt überſchaut, ſo iſt es, dünkt mich, unmöglich, an dieſem Anblick keine Freude zu empfinden und ihm eine gewiſſe Poeſie abzuſprechen. Man kann von einem Schwarme lebendiger Blumen, die mit einer Bande von Schmetterlingen zu frohem Tanze vereinigt ſind, ſich umgaukelt wähnen, man kann das Flüſtern der leiſe geſtreiften Blätter ſich als Tanzmuſik denken und aus dieſer Miſchung von lieblicher Wirklichkeit mit dem Weben der Phantaſie ein dichteriſches Behagen ſchöpfen. Allein die nicht ſehr ſaubern kleinen Proletarier des Luxembourg

sind für den Maler vielleicht von größerem Werth als jene vornehm reizenden Geschöpfe, welche die Phantasie so schnell mit Blumen und Schmetterlingen vergleicht, die aber auf der Leinwand sich schaal und bedeutungslos ausnehmen würden, gerade wie sehr fein gebaute und stattliche Galapferde zur Anfertigung eines kräftigen und lebensvollen Thierstücks sich weit weniger eignen als ein paar derbe, muskulöse Pflug- oder Karrengäule.

Mancherlei aufzugreifen hätte ein Murillo der Gegenwart bei dem Ballspiel, das auf einem offenen Platze in der Baumhalle des Gartens getrieben wird, und durch das Auffallen der ziemlich großen, ihrem äußern Aussehen nach blasenähnlichen, aber festen, jedoch nicht harten Bälle weithin hörbar ist. Die Theilnehmer an dieser Vergnügung machen ein sehr buntes Publikum aus, und die vollkommenste Gleichheit herrscht dabei wie beim Baden in der Seine. Junge Männer und Jünglinge der gebildeten Klasse, die, wie es scheint, meist die höheren und niederen Schulen der Nachbarschaft besuchen, treten da in Hemdärmeln auf und messen sich mit jungen Arbeitern, Gesellen und Lehrlingen, die zuweilen mit Staub, Ruß und anderm Unrath in dem oft klugen Gesicht und auf den nackten, nervigen Armen, so wie in zerlumptem Kittel und zerfetzten Beinkleidern herkommen, aber in Gang, Haltung und in den zahlreichen Wendungen und Schwenkungen, zu denen sie das Spiel veranlaßt, einen gewissen natürlichen Adel und den unbefangenen Stolz freigeborener Menschen zeigen. Sie verfolgen die Wechselfälle und Verwicklungen der modernen Palästra mit einer Aufmerksamkeit, deren Stärke an das Komische grenzt, drücken, wenn der Ball mit geschicktem Schwung in hohem Halbkreis, wie eine Bombe emporschnellt, mit Sicherheit und Grazie aufgefangen und mit gleicher Energie des Wurfs zurückgesendet wird, als ächte Naturkinder ihre Bewunderung in wilden, vollen Lauten aus; wird aber der Ball schlecht gehandhabt, schießt er an der Erde fort oder steigt er lahm empor, wird er nur mit Mühe erhascht oder ohne Kraft zurück getrieben, so äußert sich ihr Hohn in gellendem Kichern, und manchmal in derben und schneidenden Witzen.

Dieses Ballspiel wurde in diesem Jahr namentlich während des kalten Juni sehr eifrig getrieben und diente als vortreffliches Mittel gegen das feuchte, unfreundliche und zumal in einer so vorgerückten Jahreszeit höchst unbequeme Wetter. Nur der Platz, wo das Ballspiel vor sich ging, war damals belebt, der übrige Garten wie ausgestorben, und nur in weiten Zwischenräumen eilten im winterlichen Paletot oder Mantel ein paar Spaziergänger oder einige Durchjägier in den unnützen Schattengängen hin und her. Später, als der Sommer weit mehr als seine Schuldigkeit that, konnte das Ballspiel nur eine Episode im abendlichen Leben des Gartens bilden. Da wurde die Hauptsache die Musik, die am Fuße einer, mit Statuen der berühmtesten Frauen des alten Frankreichs geschmückten und mit einer Balustrade versehenen Terrasse zwei bis dreimal in der Woche von einer Regimentsbande gemacht wird. Die französische Militärmusik hat bekanntlich in der jüngsten Zeit sehr bedeutende Fortschritte gemacht und es wird auch im Luxembourg manchmal recht wacker gespielt. Um so mehr ist es zu bedauern, daß man vor der Disharmonie des lauten Geschwätzes ringsum die Harmonie nicht hört. Wenn es aber dem nur ein wenig von der Bande Entfernten kaum möglich ist, den gebotenen Ohrenschmaus behaglich und vollständig zu genießen, so gewährt doch das heitere Gedränge, das munteré Gewühl der springenden Kinder, der oft so malerisch gezeichnete Abendhimmel, die vielen und reichen Blumenbeete, Blumenkissen und Blumenvasen, die mannigfaltigen Durchblicke, welche die verschiedenen Wipfelgruppen wie durchbrochene Vorhänge und eröffnen, und die zahlreichen Schattirungen des gestern so lenzig frischen, heute schon hie und da halb slechen Grün ein erquickendes Schaufpiel, zu dem man jeden Abend gerne zurückkehrt. Vor allem lieblich und labend ist der Anblick nach einem jener kurzen Sommerwetter, die in Paris wohl von jeher sehr häufig waren und die nach dem Grade ihrer Heftigkeit oder Milde von der französischen Sprache durch eine Menge von Bezeichnungen unterschieden werden. Der ganze Garten scheint dann zu lächeln, trotz der Myriaden Thränen, die an Baum und Blume hängen; die großen Blumenkissen, von denen ich eben sprach, schimmern dann wunderbar und scheinen wie mit hellfunkelnden Nadelköpfen übersäet.

Dieser Blumenreichthum, der mit den ersten warmen Sonnenblicken sich zu entfalten anfängt und bis zu den letzten Tagen des spätesten Nachsommers immer wechselnd sich fort erhält, die reizendsten Erzeugnisse unserer mitteleuropäischen Flora in sich schließt und hier mit einem Regiment von Ritterspornen, in der Fronte aufgestellt, dort mit einer weiten Schaale voll Geranien neben einem Beete von Levkoien, mit einem Rosengebüsch oder einer Liliengruppe neben einfachen Wiesenkindern, mit Hortensien, mit Dahlien und ähnlichen Günstlingen des Luxus und der Mode in seiner Mannigfaltigkeit unser Auge ergötzt, wird von allen Freunden des Luxembourg zu den Hauptvorzügen dieses Gartens gerechnet. Auch an Bäumen hat er eine weit größere Auswahl als die Tuilerien; nicht bloß Linden und Kastanien, Pappeln und Akazien, auch Fichten und andere Töchter der freien Wildniß vereinigt er in seiner Sammlung. An plastischen Zugaben haben beide Gärten Nachbildungen der vorzüglichsten Antiken; während aber in

den Tuilerien den ernſteſten Helden des Alterthums, die von Künſtlern der Gegenwart alle mehr oder minder deklamatoriſch ausgeführt ſind, ein Reihe einladender Boudoirfiguren des achtzehnten Jahrhunderts keck entgegen ſteht, ſehen wir im Luxembourg Standbilder der heiligſten und muthigſten Vertreterinnen des franzöſiſchen Mittelalters, unter denen die Statue der Jeanne Hachette, der Retterin von Beauvais, das Werk eines noch jungen Bildhauers, Namens Bonaſſien, durch eine nicht gewöhnliche Kühnheit und Energie der Haltung ausgezeichnet iſt. Die andern Statuen dieſer Art erheben ſich nicht über das Mittelmäßige und ſind eher eine Verunſtaltung als eine Zierde des Gartens, der eben ſo gut dem aufmerkſamen Leſer eines gelehrten Buchs und dem einſam dämmernden Poeten als der vacirenden Courtiſane zum Aſyl oder zum Tummelplatze dient, und daher von den Gegnern einer ſtrengen Etikette den Tuilerien, wo in allem größere Gleichartigkeit und Gemeſſenheit herrſcht, vorgezogen wird.

Auf der Wieſe.

Eine Geſchichte aus dem ſchwäbiſchen Volksleben.

II.

Jörg traf Matthes in ſeiner Stube, wo er, eben vom Walde gekommen, auf das Eſſen harrte, das die Mutter in der Küche bereitete. Matthes ſelbſt fiel Jörgs verſtörtes Weſen auf, ſo wenig er ſonſt darauf achtete, wie der Jörg ausſehe. Er fragte, was es gegeben. — „Mein Vater will, ich ſoll die Liſe heirathen,“ jammerte Jörg geradeaus; „ich thu's aber nicht, Matthes! — ich thu's nicht — wenn ich gleich nicht weiß, wie es hindern!“

Matthes hatte es wie ein Schlag getroffen, er fuhr auf, klammerte die Fäuſte zuſammen und ſtampfte den Boden, denn um ihn mit Schritten zu meſſen, wie andere Leute in Aufregung thun, war nicht Raum genug in der Stube. Jörg ſelbſt kam Furcht vor ihm an. So ſtand er eine Weile, nur leiſe heftige Worte murmelnd und die Augen bald zur Decke aufſchlagend, bald wieder auf den Boden heftend. Endlich blickte er auf Jörg. „Nimm ſie!“ ſprach er dumpf durch die knirſchenden Zähne. — „Ich thu's nicht!“ verſicherte Jörg dagegen. — „Narr! wie willſ's hindern?“ knirſchte Matthes mit Verachtung. Gelaſſener fuhr er fort: „Du mußt ſie nehmen; über kurz oder lang mußt' es doch ſo kommen! Sieh umher: in dieſe vier Wände, wo kaum ein Stuhl zum Tiſche Platz hat, und im Stall unten eine Gais, da kann Liſe nicht herein heirathen; was wollten doch die Leute ſagen? — Nimmt ſie ein anderer, vielleicht gar der Chriſtoph — auf's Frühjahr kommt er heim, und ich hab' immer geglaubt, daß er ein Aug' auf ſie habe — ſo könnt's ein Unglück geben; ich könnt's nicht ertragen! Wenn ich ſie Einem gönne, ſo wär's am eheſten dir. Du wirſt auch chriſtlich gegen ſie handeln und wirſt ihr keinen Vorwurf machen wegen meiner, wie es ein anderer wohl thäte.“ — „Gewiß nicht,“ ſagte Jörg ſeufzend. — „Gib mir die Hand darauf!“ verlangte Matthes und drückte Jörgs Hand, mehr wie man einem Feinde thun könnte, als wie's unter Freunden gebräuchlich iſt. Dann ſetzte er ſich nieder und legte den Kopf in die Hände.

„Es iſt aus! aus!“ tönte es fort und fort in ihm. Endlich aber erhob er ſich und winkte Jörg, mit ihm nach Liſens Haus zu gehen. Das Eſſen, das die Mutter ſo eben dampfend auf den Tiſch gebracht hatte, blieb unberührt ſtehen. — Es war noch manches, was er nicht geſtanden hatte, was er ſich ſelbſt nicht geſtand, das jetzt Matthes bewog, Liſens Heirath mit Jörg zu befördern. Eben die Art, wie er neben aller Zuneigung auf Jörg herab ſah, machte, daß er ſich bei dieſer Verbindung weniger gedemüthigt fühlte. Da war kein Triumph über ihn; niemand konnte ſie beide mit einander vergleichen. — Und endlich — obwohl er daran kaum weiter zu denken wagte — Jörg konnte ſein Andenken in Liſens Herzen nicht verwiſchen. Einem andern wäre es nach Jahren vielleicht gelungen.

Jörg fand Gelegenheit, Liſe vor das Haus zu rufen; hier trug ihr Matthes die Sache vor. Sie zerfloß in Thränen; ſie verſicherte, wie zuvor Jörg, daß ſie es nicht thun werde — obwohl ihre Brüder ihr arg zuſetzten. Aber als Matthes ſeinen Willen ihr auseinanderſetzte, gab ſie nach. Matthes konnte ſie nicht nehmen; lebte auch kein Vater mehr, um ihr zu wehren, konnte ſie auch die Zeit ihrer Mündigkeit abwarten, ſo war doch die allgemeine Stimme zu gewaltig, als daß ein Mädchen, und ein Mädchen von zwar eigenwilligem, aber um ſo empfindlicherem Weſen ihr hätte entgegen ſtehen können. Nicht nur die Brüder, der Pfleger, die Familienglieder bis in den zehnten Grad hätten ſich wider ſie erhoben, ſondern das ganze Dorf. Ledig bleiben konnte ſie auch nicht, ſie hatte nirgends eine Zuflucht; bei ihren Brüdern war ihr's ſchon jetzt entleidet; mußte es denn ſeyn — nun ja, den ſchwachen, blöden Jörg, der keine beſondere Liebe begehrte, konnte ſie eher nehmen als einen andern. Obnedem war er, der Matthes Freund geweſen ſeit ſeiner Kindheit, ihr wie ein Schatten des Matthes ſelbſt. So waren alle drei einig, als ſie ſich trennten, und Jörg war recht froh, daß es ſich ſo ſchickte, denn Matthes wollte er nicht zuwider heirathen, und doch hätte er wirklich nicht gewußt, wie es hindern.

Am andern Morgen, da ſie die Kartoffeln zum Frühſtück ſchälten, ſagte Jörg demüthig zum Vater: „Ich will's mit der Liſe richtig machen, wenn Ihr wollt.“ Ohne eine Miene zu verziehen, nickte der Alte Ja. Kathrine hatte eben die Suppe aufgetragen; man hatte vor ihr keine Geheimniſſe. Sie ward bei Jörgs Worten blaß und ſagte heftig, wie ſonſt nicht ihre Gewohnheit war: „Jörg, das kann nicht dein Ernſt ſeyn! du kannſt die Liſe nicht nehmen!“ — „Warum nicht, Kathrine?“ ſagte Jörg gelaſſen; „es iſt allen Theilen recht, und was mich angeht, ſo kenn' ich die

Lise doch schon und fürcht' mich vor ihr nicht so wie vor den andern." — „Jörg," fuhr Kathrine fort, „laß die abrathen; fällt dir's auch jetzt nicht ein, daß es sich nicht thut, so wird dir's doch nachher kommen. — Gebt es nicht zu, Vetter, die Lise hat ja den Matthes gern!" — „Kindereien!" fuhr sie der Alte an; „sollt' mich nicht wundern, wenn du meintest, der Jörg sollte dich selbst noch nehmen." Das Mädchen stand unwillig vom Tisch auf. „Gott verzeih Euch, Vetter," sagte sie; „wenn nur kein Unheil geschieht, wollt' ich gern Euren Spott tragen."

Der Alte ging hierauf guten Muths zu Lisens Brüdern; noch in derselben Woche wurde Handstreich gehalten und am Sonntag, nachdem zuvor das Beibringen beider Eheleute festgesetzt worden war, wurden sie zum erstenmal ausgerufen.

Es war eine große, eine flotte Hochzeit, aber eine bleiche Braut. Sie weinte nicht, als es zur Kirche ging, wie sonst die Bräute thun; aber sie sah verstört und verwirret aus und blickte oft um sich, als ob sie selbst nicht wüßte, wo sie sey. Als sie aber zum Altar trat, ward sie noch blässer und beugte das Haupt, als ob mit dem Segen eine Last auf sie fiele, die sie zu Boden drücken wollte. In „der Rose" sodann, wohin man aus der Kirche zog, erschien sie in Ton, Blick und Haltung, womit sie die Gäste empfing, als ein Weib, um zehn Jahre gealtert. Aber auch Jörg war anders; er schien sich als Hausvater zu fühlen und ängstlich darauf zu achten, daß ihm die Geltung eines solchen zu Theil wurde. Abends, als die fremden Gäste den Ortseinwohnern Platz machten, kam mit den andern ledigen Burschen auch Matthes. Er konnte an Jörgs Hochzeit nicht ausbleiben, man hätte ja gespottet, und überdieß, es trieb ihn, zu seiner eigenen Qual, sein Mädchen als Braut zu schauen. — Als er sie aber erblickte, den Brautkranz auf dem Haupt, ergriff's ihn wie ein wildes Wahnsinnsfieber. Er wandte sich an Jörg und bat um einen Tanz; dieser nickte freundlich, und doch — Matthes blickte scharf trotz seiner Fieberglut — mit befangener Miene: er fürchtete sich vor den Leuten, bei denen ihn Matthes, wenn er sich vergaß, in's Gerede bringen konnte. Er holte indessen Lise herbei; sie erschrack, ihr Blick schien um Erlassung zu bitten; aber Matthes bestand mit grausamer Härte auf seinem Begehren, und die Braut darf Niemanden den Tanz verweigern. Sie reichte ihm die zitternde Hand, sie fühlte, wie sein Blick auf ihr brannte, wie seine Pulse fiebernd schlugen und im kreisenden Tanz mit den übrigen eins wurden; dazu jubelten die Pfeifen und Geigen, die Bursche jodelten und stampften den Boden; alles war Jubel, aber ihr klang's wie Jubel der Hölle. Eine dämonische Lust schien auch in Matthes zu flammen, er schwang sie hoch auf, er kreiste rascher und stärker als alle andern, und mit unendlicher Qual fühlte sie sich hingezogen im wirbelnden Tanze zu ihm, dem ihr ganzes Herz schlug, und zugleich abgestoßen von tiefinnerem Grauen.

Es war ein Tanz, erschöpfend Leib und Seele des armen Opfers. „Matthes!" sagte sie endlich, als er eine Pause machte; „warst du heute mit in der Kirche? Du bist nicht mit gewesen, sonst hättest du jetzt nicht kommen können! Wir dürfen nicht mehr mit einander tanzen, laß ab!" — „Schaß!" flüsterte Matthes mit wildem Lachen; „das weiß ich ja! Meinst, ich wollt' mein letztes Glück nicht bis auf die Neige schmecken?" — Aber er selbst war nicht minder gepeinigt als seine Tänzerin; der letzte Freudentrank, den er so gierig hinabgestürzt, er labte nicht, er sengte wie ein Gluttrank der Hölle. Und aufblickend, schaute er Jörg in's Gesicht. Aus diesem sprach die ängstliche Sorge, die ihn trieb, dem Tanz zuzuschauen. Wieder lachte Matthes bitter, winkte dem Bräutigam zu, ließ die kalte Hand seiner Tänzerin fahren, und eilte hinweg vom Tanzboden, — aus dem Hause, aus dem Dorfe. Die Töne der Geigen und Pfeifen, der Lärm des Tanzes jagten hinter ihm her wie höllische Geister. Fort trieb's ihn, hinaus in die finstere, kalte Novembernacht, in die Ferne, wohin die Klänge dieser Tanzmusik nicht drangen. Ehe er sich besann, ohne daß er's wußte und wollte, fand er sich auf dem Wege zur Wiese. Dort hinaus mußte er; das war der rechte Ort für diese Nacht.

Er setzte sich nieder auf den Stumpf zwischen den zwei Eichen; um ihn sauste der Wind vom Walde her, unheimlich stöhnten die Tannen, und nur von Zeit zu Zeit schrie klagend ein Uhu oder ein Käuzchen. Hier hatte er so oft mit ihr gesessen! Im wilden Schmerze fiel ihm ein, was Lise ihm einst erzählt von dem, was auf der Wiese geschehen, und er bildete sich ein, die Geister jener Frevler umschwebten ihn und er sey ihrer Macht verfallen. Im Brausen des Sturmes führten sie ihm die Töne der Tanzmusik in die Ohren, im Rauschen des Baches klang es wie Geflüster von entsetzlichen Thaten. Dort hatten die Frevler wohl einst Hände und Stahl vom Blute gereinigt; darum rauschte der Bach immer noch so wild; Blut begehrte er, Blut, und Blut, däuchte es Matthes, könnte allein die Gluth löschen, die in seiner Seele brannte. Er griff in die Tasche nach dem Messer; er hatte es von Jörg! Er wollte Ruhe haben, Ruhe für immer.

Da trat der Mond aus den Wolken; er warf einen Blick auf die Wiese, einen matten, glanzlosen Blick; sein Licht fiel auf den Denkstein, der wenige Schritte von Matthes stand; der Stein blickte Matthes an wie ein fahles Todtenangesicht. Ihn schauerte, das Grauen, womit jedes Leben, sey es eines des Glücks oder des Elends, vor dem Tode zurückschreckt, regte sich auch in ihm; er hob das Auge auf und

ſah in den Mund; ſo wehmüthig blickte deſſen lichtes Antlitz ihn an, als wäre es Gottes Auge ſelbſt. — Matthes zog die Hand vom Stahle zurück; nein, er konnte nicht Hand an ſich legen, hier nicht. Er ſtand auf und eilte mit raſchem Schritte von der Wieſe hinweg. Als er den Fuß auf die Straße ſetzte, ſchlug es zwölf Uhr vom unſernen Kloſterthurm. Auf der Wieſe tobte der Sturm wilder, als wären alle böſen Geiſter jetzt losgelaſſen. Matthes floh heimwärts; er wollte nicht als Selbſtmörder für endloſe Zeiten in die Geſellſchaft dieſer Unſeligen gebannt ſeyn.

Es gingen mehrere Tage vorüber, ehe Matthes und Jörg ſich wieder ſahen. Es hatte keiner den andern beſuchen mögen. Nun begegneten ſie ſich aber eines Abends auf dem Heimweg vom Felde, und ſie grüßten ſich, doch nicht wie ſonſt. Schweigend gingen ſie eine Weile neben einander hin. Es war Matthes ein unerträgliches Gefühl, als er den Kameraden ſo betrachtete und daran dachte: er iſt Liſens Mann — dieſer Jörg, den er immer beſchützt und über die Achſel angeſehen hatte! So hatte er ſich's nicht gedacht; jetzt war ihm plötzlich, als ob er's leichter ertragen könnte, wenn ein anderer Liſen hätte, ein anderer, den er dafür doch haſſen durfte; nur nicht der ſchwache, der verachtete Jörg!

Auch in Jörg bewegten ſich neue und drückende Empfindungen. Es war, wie ſein Vater vorgeſagt hatte; er war „zum Manne geworden, ſeit er ein Weib hatte. Er hatte zum erſtenmal Selbſtgefühl erlangt, und nun tagte es ihm, wie ärmlich er ſich angeſtellt, da er ein Weib genommen, die, wie er ſo gut wußte, einen andern im Herzen hielt. Es war ihm, als gehöre ſie nicht ſein, und doch war ſie ihm zugeſprochen am Altare. Er ſchämte ſich vor ihr und für ſie, und er ſchämte ſich vor Matthes; er mochte ihm nicht in's Geſicht blicken. — Beide waren froh, als im Dorf ihre Wege ſich trennten. Von da an trafen ſie nicht mehr zuſammen, ſie wichen ſich geſtiſſentlich aus. Aber mit der Gewohnheit ſchwand auch die alte Liebe, und es wuchs der Haß. Sie konnten nicht gleichgültig gegen einander werden, nachdem ſie ſo lange ſich verhalten wie Zwillingsbrüder; ſie haßten ſich, nicht nur des Weibes wegen, ſondern auch um ihre eigene ertödtete Freundſchaft.

So ging in ſtummer Entfremdung und wachſendem Groll der Winter vorüber und Oſtern kam herbei. Am Oſtermontag war's, wo, dem alten Gebrauch gemäß, die Männer ſammt der ledigen Jugend in der Roſe ſich einfanden. Da trafen denn die ehemaligen Freunde zuſammen, und mit ihnen ihre Schulkameraden, unter dieſen Chriſtoph, der eben vom Militär zurückgekommen war, und mit nicht geringem Aerger die Nachricht von der ſchönen Liſe Heirath vernommen hatte. Er hatte Matthes immer gehaßt, nun hatte er auch Urſache zum Groll gegen Jörg. Es gab ſpitzige, anzügliche Reden über Jörgs Heirath, über ſeine Brüderſchaft mit Matthes, die er ſo ganz abgebrochen habe, Reden, die Matthes das Blut kochen machten und dem Jörg die Röthe der Scham und des Aergers in's matte Geſicht trieben. Wie gewöhnlich, kehrte ſich der Zorn der beiden Beleidigten nicht gegen den Anſtifter, ſondern gegen einander. Der Wein des Roſenwirths, ſonſt mild und lind wie Oel, war heute Oel in's Feuer.

Da ſagte Jörg endlich zu Matthes, es würde ihm wohl anſtehen, wenn er den Ort verließe und unter die Soldaten ginge, wie er einſt gewollt, oder gar außer Lands. Grund und Boden halte ihn nicht zurück, und gewiß auch ſonſt nichts. Matthes fuhr auf, ſie warfen die Pfeifen entzwei, die ſie einſt mit einander gekauft hatten, und Matthes wollte nach dem Meſſer greifen. Da warfen ſich die andern über ihn her und brachten ihn hinaus und in ſein Haus zurück. Unterwegs aber führte er wahnſinnige Reden, die ihnen Grauſen erweckten. Es müſſe Blut fließen, betheuerte er, und es habe von Anfang an nicht anders ſeyn ſollen.

Jörg kam verſtört, wie von einer Leiche nach Haus, und im Laufe des folgenden Tages ließen gutherzige Nachbarn auch ſein Weib nicht in Ungewißheit über den Vorfall des Abends. Nicht eines von Matthes grauſigen Worten ließ ihre Wahrheitsliebe ſie verſchweigen. Am Abend trat Liſe bleich und mit ſtarrem Blick in die Küche zu Kathrine, die als Magd im Haus geblieben war; ſie ſagte ihr alles. „Ich wußte es wohl," fügte ſie hinzu; „es konnte nicht anders gehen. Aber ich muß mit dem Matthes reden, auf mich allein wird er hören. Ich hab' das Feuer angezündet, ich muß es löſchen."

Kathrine wußte auch keinen andern Rath; ſie ging hinab in Matthes Wohnung und richtete ihre Botſchaft aus. Matthes zeigte ſich hart und unerbittlich. „Ich betrete Jörgs Haus nicht," betheuerte er, „und in mein Haus kann ſein Weib nicht kommen. Ich weiß nur Einen Ort, wo ſich's ſchicke: wenn ſie auf die Wieſe kommen will, ſo will ich mich finden laſſen!" — Kathrine ſagte zu, wenn auch ungern, und ſetzte die Zuſammenkunft auf den folgenden Sonntagabend feſt. — Liſe nahm die Nachricht gefaßter auf, als Kathrine erwartet hatte. „Ich hab' es wohl gedacht," ſagte ſie wiederholt; „ich muß es auch noch ertragen!"

Ja, das in Wohlleben und Zärtlichkeit erzogene Weib hatte ſchwer gebüßt für den Leichtſinn, womit ſie ihre Ehe eingegangen. Schon am Hochzeittage waren ihr die Augen furchtbar aufgegangen. Sie hatte vor dem Altare dem Treue gelobt, der doch eine lebendige Erinnerung an ihre alte Liebe war. Sie konnte ihn nicht anſchauen ohne Scheu, da er die ganze Geſchichte ihrer Verbindung mit Matthes kannte, wie

sie selber. Sie hätte jeden andern, jeden Fremden nehmen können, fühlte sie jetzt, nur Jörg nicht, der ihr erschien wie ein Schattenbild von Matthes.

Der Sonntagabend kam. Lise war ergeben und ruhiger. Sie war Morgens in der Kirche gewesen. Ehe sie nach der Wiese ging, reichte sie Kathrinen die Hand und sagte wehmüthig: „Ich bin so oft draußen gewesen aus freiem, eigenem Willen; ich darf nicht klagen, daß ich den Gang wieder machen muß." — Kathrine aber folgte ihr von ferne und setzte sich in einem Baumgut unweit der Wiese nieder, denn sie wollte ihre Bäurin nicht allein lassen bei der unheimlichen Zusammenkunft. — Matthes war schon draußen, als Lise auf die Wiese kam. Er saß auf dem Eichenstumpf und sah ihr entgegen mit einem Blick, in dem Schmerz und Zorn zu wilder Glut zusammenflammten. Lise hielt auch diesen Blick aus, denn sie hatte ihren Frieden mit Gott erlangt und mit der Vergangenheit abgeschlossen.

„Matthes," sagte sie nach kurzem Gruße, und ihr stiller, friedevoller Ernst dämpfte auch seine Erregtheit, „du mußt von hier fort, unter die Soldaten, oder in die Fremde, oder nach Amerika — wohin es sey." — Matthes fühlte, daß sie Recht hatte, aber er war in der Stimmung, überall Unrecht zu finden. — „Fort soll ich?" sagte er mit höhnischer Bitterkeit; „ei! ist's wahr? also auch das noch? Andere Leute haben alles, Gut und Weib; ich habe nichts eigen als mein Heimathrecht. Und das soll ich lassen andern Leuten zu lieb?" — „Sag' alles wie du willst," antwortete Lise mit milder Gelassenheit; „aber geh' nur, um deinetwillen, um Jörgs willen und um meinetwillen, wenn dir noch ein klein wenig an meinem Frieden, an meiner Ruhe und Seligkeit liegt."

Sie war in warmen Eifer gerathen während dieser Worte und schaute Matthes mit vollem Blicke an. Ach, es waren dieselben blauen Augen, in die er sonst so gerne geblickt hatte! Schmerzliche Wehmuth ergriff ihn; vor sich sah er wieder nach Monaten das ganze liebe Gesicht; es war dasselbe noch wie sonst, wenn auch blaß und wehmüthiger. „O, Lise, hat's dahin kommen müssen!" rief er und war in diesem Augenblick bereit, alles zu thun was sie verlangte, und wenn sie ihn über's Meer schicken wollte. Auch Lise ging das Herz über. „Matthes," sagte sie, ihre innersten Gedanken entdeckend, „wir haben schwer gesündigt. Wir haben einen Frevel begangen am Ehebund und der Einsegnung. Ich hab' mich dem Jörg antrauen lassen, da ich doch wußte, daß ich diesem nimmermehr von Herzen ein Weib seyn könnte; wir haben ihn nur vorgeschoben und im Herzen wollt' ich dich behalten; als ich aber vor dem Altar stand, ist's schwer auf mich gefallen, als ob der Segen mir zum Fluch werden müßte. Gott helfe mir nur, daß ich ihn noch abwenden mag!"

Matthes Zorn war weggeschmolzen vor Mitleid und Gram. „Lise!" rief er, „sag' was ich thun soll! Es ist mir nichts zu viel, wenn ich dir nur Ruhe schaffe." — „Da muß auch ich wollen!" rief eine neue Stimme, zitternd in unmächtigem Zorn. Jörg stand vor ihnen. Er hatte Verdacht geschöpft, als Weib und Magd sich entfernten, und war ihnen nachgegangen. Verblendet von Aerger und Schaam über seine eigene Stellung, hatte er bei dieser Zusammenkunft an alles andere eher gedacht als an den Zweck, zu dem sie unternommen worden. „Ich muß auch dabei seyn," fuhr er fort, „bin ja immer dabei gewesen." Und von Wuth gekräftigt, legte er die Faust schwer auf Matthes Schulter.

Jezt schnellte dieser auf und schüttelte ihn ab, Jörg warf sich wieder auf ihn. Alle Wehmuth, alle Weichheit war bei Matthes verschwunden und die alte Wuth schlug in Flammen in ihm auf. Wie Wahnsinn ergriff's ihn, in die Tasche fuhr die Hand und das Messer zuckte in derselben. In diesem Augenblick aber hatte sich Lise zwischen die Männer geworfen: der Stoß, blindlings gegen Jörg geführt, fuhr in ihre Brust. Sie wankte und lehnte sich ohnmächtig an Matthes; das rothe Blut rann über seinen Arm hin. „Gott verzeih' uns allen!" stöhnte sie und schloß die Augen. Und mitten im wilden Schmerz gemahnte Matthes ihr Anblick, wie damals, als er sie schlummernd auf der Wiese gefunden.

Aller Streit hatte ein Ende. Er und Jörg blickten sich an; es war als ob aller Haß, aller Groll in ihrem Herzen weggewischt wäre. Sie wußten nur noch, wie sie einander von Kindheit auf so lieb gehabt hatten. „O, Jörg!" rief Matthes mit starrem Blick. „Warum haben wir uns auch angefeindet?" — „Wir haben's verschuldet!" jammerte Jörg.

Noch lag die auf den Tod Verwundete bewußtlos in Matthes Armen. Die Männer hatten nicht Besonnenheit zu dem, was jezt zu thun war. Da trat Kathrine hinzu, die Unheil geahnt hatte, als sie zuerst die wilden Stimmen der Streitenden und dann die tiefe Stille vernahm. Es war zur Hülfe zu spät, nur Rath konnte sie noch geben. Sie hob jammernd die Hände empor, aber sie faßte sich mit der ihr eigenen Besonnenheit. „Sie darf hier nicht sterben," sagte sie; „ihr müßt sie heimtragen und Matthes muß in der nächsten Stunde noch fort nach Amerika."

Die Männer trugen die Sterbende nach Hause. Es war Nacht, als sie im Dorf anlangten, und sie gingen durch die Gärten. So gelangten sie ohne Aufsehen in's Haus. Einen reitenden Boten nach dem Arzt in der Stadt schickte Jörg augenblicklich ab, obwohl sie alle wußten, daß es umsonst war. Dann nahm er ein paar Geldrollen — er hatte sie vom lezten Viehmarkt da liegen — und schob sie Matthes in die Tasche. Er und Kathrine drangen fort in

dieſen, daß er augenblicklich außer Landes gehe. Matthes ſelbſt hätte ſich nicht gerührt, er hätte ſich ohne Widerſtand vor Gericht führen laſſen. Ihren Bitten gab er nach und brach auf, und als er einmal im Freien ſtand, trieb's ihn wie mit unſichtbarer Macht hinweg vom Orte, wo er das Blut ſeiner Geliebten vergoſſen hatte.

Liſe verſchied, ehe der Morgen tagte. Erſt jetzt wurde dem Schultheißenamt eine Anzeige gemacht, von wo ſie an's Amt befördert wurde. Bis aber das Unterſuchungsgericht an Ort und Stelle gelangte, bis das erſte Verhör eingeleitet war und die Landjäger nach dem Angeſchuldigten ausgeſchickt wurden, hatte dieſer die Grenze überſchritten.

Jörg und Kathrine ſagten aus, er habe noch geholfen, die Verwundete heimzutragen, und ſey dann verſchwunden. Vom Reiſegeld aber, womit er ihn unterſtützt, fand Jörg nicht nöthig zu ſagen; darum ſuchte man ihn eher in einem Verſteck in der Nähe, und er konnte ohne weitere Verfolgung Havre erreichen, wo er ſich einſchiffte.

Nach Jahr und Tag kam ein Brief von ihm an ſeine Mutter und an Jörg. Er war nach manchem Umherwandern zu einer Farmersfamilie im Weſten gelangt, die einer der ſtrengen religiöſen Sekten Amerikas angehörte, vor deren, wenn auch ſchwärmeriſch gefärbten Religioſität auch der nüchternſte Europäer Achtung fühlt, bei der ſtrengen Sittlichkeit ihres Wandels und der praktiſchen Beſonnenheit in ihrem Berufe. Dort hatte Matthes gequältes Herz Frieden gefunden. Einige Jahre ſpäter kam die Nachricht, daß er an einem klimatiſchen Fieber geſtorben ſey. Zuvor noch war ſeine Mutter, die Jörg treulich unterſtützt hatte, auf dem Kirchhofe der Heimath ſchlafen gegangen, getröſtet durch ihres Sohnes erſten Brief.

Jörg war durch Kathrinens Zeugniß von allem Verdacht eines Schuldantheils entlaſtet worden, ſein Weſen aber hatte eine große Veränderung erlitten. Es war, als ob durch das erſchütternde Erlebniß die Feſſeln der Stumpfheit und der Schüchternheit, die ſeine Willenskräfte niedergehalten, geſprengt worden wären. Er war und blieb immer ein ſtiller, zurückgezogener Mann, aber ſonſt nicht viel anders als andere Leute. Ja er hätte, als nach Jahr und Tag die grauenhafte Geſchichte in Vergeſſenheit gekommen war, noch Gemeinderath werden können, wenn er nur ſich hätte darum bemühen wollen.

Er hatte auch eine ganz andere Stellung im Haus bekommen; der alte Schulzenbauer, ſein Vater, war vom Ausgang dieſer durch ihn erzwungenen Heirath in ſeiner ſtolzen Härtigkeit ſo erſchüttert worden, daß er Jörgs Selbſtſtändigkeit nicht weiter unterdrückte. Jörg mußte zwar des Gutes wegen wieder heirathen, doch ſah er dabei nicht mehr auf das Eingebrachte, ſondern nahm Kathrine, deren beſonnenes, ſtilles Weſen für ihn taugte. Durch ihre Mildthätigkeit namentlich brachte ſie das Haus in das Anſehen, in dem eine rechte Bauernfamilie weit und breit ſtehen ſoll. Mit den Vögeln mochte Jörg nicht mehr umgehen; ſie erweckten ihm düſtere Erinnerungen. Statt dieſer Liebhaberei legte er ſich in ſpätern Jahren auf die Zucht der Bienen, deren leiſes Treiben ſeinem eigenen Sinne entſprach. Auch ſein Viehſtand war der ſchönſte im Dorfe. — So ſchwand beim ſtillen, frommen Wandel der Ehegatten allmählig das Grauen, das nach der Unglücksthat für die Dauer von Jahren am Hauſe gehaftet hatte.

Aus Süddeutschland an die Adria.

VIII.

Der reinſte ſüdliche Himmel lacht uns an, als wir die Läden der dumpfen Stube öffnen, die wir weislich gegen die ſeeiſch friſche, aber ſehr gefährliche italieniſche Nachtluft geſchloſſen haben. Nun die Sonne wieder ihre Macht gewonnen, ſoll es wochenlang nicht mehr an blauem Himmel und hellſtem Lichte in Venedig fehlen. Die Hitze aber iſt ja hier immer durch das nahe Meer und die Lagunen gemäßigt, ſo daß die reicheren Bewohner des umliegenden feſten Landes in dem ſtaub-, mücken- und hundstagloſen Venedig ihre Sommerfriſche halten.

Wer in kurzer Zeit leicht und heiter und gründlich die Herrlichkeiten Venedigs kennen lernen will, für den gibts einen Helfer in aller Noth, deſſen Namen alle Reiſebücher nennen, an deſſen ſchwarze Augen, kluges Geſicht und unterhaltendes Wort ſich tauſend und aber tauſend deutſche Beſucher gerne erinnern. Nikolo Bulgari iſt in der That durch ſeine Bildung und Kenntniß der venetianiſchen Geſchichte der befähigtſte von allen Stadtführern; er ſpricht alle für den deutſchen Weltbürger nur möglichen Sprachen bis auf walachiſch und bulgariſch, er führt die ſich ihm anſchließenden Geſellſchaften auf eine für ein ſyſtematiſches deutſches Herz doppelt löbliche Weiſe durch die einzelnen Kreiſe von Sehenswürdigkeiten, ſo daß jede Tagereiſe um einen Hauptpunkt Entſprechendes reiht. Er ſchließt die Verträge mit Gondelführern, legt die Trinkgelder und Gebühren aus und iſt in jeder Weiſe gefällig, brauchbar und billig. Ich löſe gern mein Verſprechen, auch hier ihn beſtens zu empfehlen.

Schon geſtern Abend, als wir im deutſchen Kaffeehaus unter den Arkaden des Markusplatzes unſern nicht beſonders guten Kaffee und unſere gute Allgemeine Zeitung genoßen, ſahen wir ein paar weiße Beinkleider, einen blauen Rock und einen ſchief auf dem ſchwarzen Kopf ſitzenden Hut, dem Diogenes gleich, nach blonden deutſchen Menſchen ſuchen; ohne ihn zu kennen, beſchloſſen wir, der müſſe unſer erkorener, wenn auch nicht gerade heiliger Nikolo ſeyn. Er war es und nahm uns treulich für vier Zwanziger unter ſeine Flügel; heitere Geſellſchaft ſchloß ſich an, ein junges ſchwäbiſches, ein geſtandenes fränkiſches Ehepaar und ein freundlicher älterer Kaufherr aus Sachſen; ſo war die heilige Sieben unſeres Heiligen voll und der Feldzug begann nach wohlvollbrachtem Frühſtück beim deutſchen Café zum Kaiſer von Oeſterreich.

Am weſtlichen Ende des Markusplatzes haben wir links die alten Prokuratien. Das iſt ein Bau von faſt 600 Fuß Länge; die drei Stockwerke bilden drei über einander geſetzte Arkadenreihen; Pfeiler, Rundbogen, Geſimſe und Zinnenbekrönung, Alles iſt in den ſchönſten Verhältniſſen. Maſtro Bartolommeo Buono Bergamosko hat damit am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſein Meiſterſtück gemacht im großen, edeln Bauſtyl, nach florentiniſcher Weiſe mit eben ſo viel Glück wie Geſchmad, nach antiken Formen. Die Fenſter der zwei obern Arkadenreihen, Privatwohnungen jetzt, urſprünglich die Räume für die „Prokuratoren“ der Republik enthaltend, ſind mit Vorhängen, Jalouſien und Läden verſchloſſen. Die untere Arkadenreihe bietet einen freien, gewölbten Gang für jedermann; dahinter ſind die ſchönſten Kaffeehäuſer, die Gold-, Kunſt- und Kaufläden der Stadt. Es iſt das Palais royal Venedigs, geringer, was modernen Glanz und Luxus betrifft, an Größe und Schönheit des Bauwerks aber ſchöner, viel ſchöner als das Pariſer.

Dem gegenüber uns zur Rechten ſtehen die neuen Prokuratien, zu gleichem Zwecke ähnlich angelegt in drei Arkadenreihen übereinander. Vincenzio Scamozzi erbaute dieſelben in dem nüchternen und ſchweren römiſchen Style des ſechzehnten Jahrhunderts nach Palladios Vorbild. Halbſäulen an den Arkadenpfeilern tragen das ſchwere Geſimſe, flache Steinbildwerke füllen die Zwickel neben den Arkadenbögen, der obere Stock aber mit ſeinen viereckigen, von einem Kreisbogen nur äußerlich überſchlagenen Fenſtern iſt nichts weniger als paſſend aufgeſetzt. So erreicht dieſer ſpätere Bau, deſſen obere Räume jetzt zum Königspalaſt, zur Reſidenz des Kaiſers beſtimmt ſind, weit nicht die poetiſche Anmuth und Einfalt der um hundert Jahre älteren Prokuratien.

Hinter unſerm Rücken, denn wir ſtehen noch immer gegen Oſten gewandt, am Weſtende des Piazes, iſt das Aktio dei Palazzo reale, unter Napoleoniſcher Herrſchaft 1810 von Cav. Soli aus Modena an der Stelle einer frühern Kirche aufgeführt, um ſo weſtlich den Markusplatz gleichförmig abzuſchließen. Dieſes

Bauwerk, wieder volle hundert Jahre später, Nachahmung der neuen Prokuratien, ist bedeutend geringer als diese selbst, und der Gegensatz zweier Jahrhunderte, das Pfuschwerk vollends des französisch-römischen Kaiserstyls fällt recht grell in die Augen. Hinter dem untern Arkadengang ist unter anderem die deutsche Buchhandlung von Münster. In den obern Gemächern ist mannigfaches Kunstgerümpel aufgehängt. Das schönste am Ganzen ist der prächtige Blick auf den Platz.

Nun schreiten wir auf dem Platze vor. Links am Ende der alten Prokuratien steht der Uhrthurm von Pietro Lombardi, 1496 in schönen Verhältnissen und Formen der Renaissance erbaut. Die untern zwei Stockwerke sind mitten durch einen hohen Thorbogen getheilt, durch welchen man in die Merceria, den engen Platz voll Kaufläden geht. In der Mitte der zwei nächsten Stockwerke prangt in goldenen Ziffern die Uhrtafel mit ihren vierundzwanzig italienischen Stunden. Darüber erhebt sich ein zweistockiger, viereckiger Aufbau, der eigentliche Thurm, oben mit einem steinernen Geländer abgeschlossen. An der Vorderseite thront eine schöne vergoldete Madonna, darüber im obersten Stocke schreitet golden auf blauem Grunde der geflügelte Löwe des heiligen Markus. Auf dem platten Dache hängt hoch in Eisen die große Glocke; recht und links schlägt auf dem Fuße sich drehend und so mit dem in beiden Händen gefaßten Hammer gemessen ausholend, je ein eherner Mohr die Stunden an.

Rechts vom Uhrthurm gegen das Ende des Platzes mitten vor der Markuskirche ragen drei hohe Masten, von denen wir gestern schon dem heiligen Johannes zu Ehren drei mächtige Fahnen wallen sahen, auf hohe eherne Füße gestellt. Alessandro Leopardo hat letztere im schönsten Renaissancestyl geformt und gegossen im Jahre 1505; ein glänzendes Werk, ein Siegesdenkmal für die Eroberung der drei Königreiche Candia, Cypern und Morea. Die bronzenen Piedestale sind in Form eines reichen römischen Säulenfußes nach oben hin kandelaberartig verjüngt; Seeweiber, Silenen, Flußpferde, die Gestalten der Ceres, der Gerechtigkeit u. s. f., vor allem der Markuslöwe mit einem Vorbeerkranz auf dem Kopfe, das Evangelium in der Tatze mit der Aufschrift: pax tibi. S. Marce Evangelista; nach unten geht der Löwenkörper anmuthig in einen Fischschweif aus. Löwenkopf, Adlerflügel, Fischschweif: das ist das königliche, zur Beute fliegende, meerbeherrschende Venedig in der Fülle seiner Macht und seines Glückes.

Die Markuskirche, vor der wir stehen, lassen wir noch und wenden uns vorher weiter rechts über den Platz hinüber zu dem frei neben dem Ende der neuen Prokuratien stehenden Glockenthurm. Es ist ein starker und schlanker viereckiger Bau aus Backstein, 335 Fuß hoch. Bis zu zwei Drittheilen der Höhe gehen an jeder Seite hinauf fünf kleine Wandpfeiler (Lissenen), die durch Rundbögen oben miteinander verbunden sind; dann kommt ein Stockwerk von Quadern; das ist die Glockenstube, auf den vier Seiten mit vier neben einander stehenden Rundbogenfenstern durchbrochen. Dieses Stockwerk krönt ein freier Umgang mit durchbrochener steinerner Brüstung. Daraus erhebt sich noch ein schmaleres Stockwerk, und das Dach bildet eine vierseitige spitzige Steinpyramide, deren vier Kanten, mit vergoldetem Kupfer beschlagen, über das Meer hinüber bis Istrien glänzen. Auf der Spitze steht ein kolossaler vergoldeter Engel aus Holz, der sich zur Windfahne hergibt. An diesem Bau hat eine ganze Reihe von Baumeistern volle 680 Jahre gebaut, von 911—1591. Seine Gründung fällt noch vor die der Markuskirche. Was für eine ungeheure Arbeit mußte eben die Grundlegung auf der Lagunen-insel für solch ein unermessliches Gewicht seyn, denn der Thurm ist außerordentlich dick und ein massiver, zu Pferd zu ersteigender Treppenaufgang windet sich innen von einer Seite zur andern empor; Heinrich III. von Frankreich ritt in der That hinauf. Diesen, vielleicht ursprünglich zu einem Wart- und Leuchtthurm über die Lagunen und die ferne See hinaus bestimmten Thurm zu besteigen und wieder zu besteigen, ist die dankbarste Arbeit. Es gibt keine bessere und großartigere Uebersicht über die Stadt, die wie ein großes lateinisches Y so ruhig in dem blauen Spiegel der Lagunen schwimmt, dann rings über die andern Inseln der Lagunen, östlich in die Adria hinaus, nördlich zu den Alpen hinauf, westlich aufs Festland nach Mestre bis Padua hin, südwestlich nach den euganeischen Hügeln hinüber. An diesem Rundgemälde kann sich das Auge nicht satt trinken. Zur Zurechtfindung in der Stadt selbst dient der Thurm auch, doch lassen sich bei der Enge der Gassen und Kanäle durchaus nicht einzelne Gruppen messen; aus dem unendlichen Häusergewimmel tritt nicht einmal der Canale grande hervor. Dagegen ist der Vogelblick auf den Platz und den Dom von San Marko, auf den Dogenpalast und seine Umgebung eine werthvolle Einweihung in die Geheimnisse der architektonischen Anlage derselben.

Unten am Fuße des Glockenthurmes (campanile, in ganz Italien bekanntlich am liebsten und sehr unorganisch, unbaukünstlerisch frei neben die Kirchen gestellt) ist westlich die ungestalte Thürmerwohnung, auf der vordern östlichen Seite aber die Loggetta angebaut, 1540 von Jacopo Sanfovino aus Florenz, dem großen Schüler Michel Angelos, der dessen Geist und Kraft mit Zartheit und liebenswürdiger Anmuth zu mischen verstand und dazu in Venedig gerade den geeigneten Boden und Antrieb fand. Nach der Plünderung Roms durch die Franzosen (1527) zog er hieher und schuf im Dienste der Republik mit

seinen zahlreichen Schülern eine große Anzahl ausgezeichneter Werke. Unter diesen glänzt eben unsere Loggetta, die Halle, im Abendscheine hellenischer Schönheit. Wenn der Doge im Namen des Staates, d. h. der Nobili und des aus ihnen genommenen Senates zum Volke sprach, in jener Sprache, die nach Talleyrand den Menschen gegeben ist, um die Gedanken zu verbergen, dann heftieg er diese kleine Halle. Sansovino und seine Schüler schmückten sie auch mit Bildwerken in Marmor und Erz: Merkur, Apoll, Minerva (der Handel, die Kunst, die Wissenschaft) und die Friedensgöttin auswärts, die heilige Madonna im Innern. Zwei niedere Thürme mit schönen Verzierungen aus Erz verschließen den Treppengang in die Loggetta.

Blicken wir nun um die Ecke des großen Markusplatzes auf den kleinen, so begegnet uns rechts die alte Markusbibliothek, begründet durch die Bücherschenkungen des Petrarka, Kardinals Bessarion, Grimanis u. a., im Jahr 1536 von Sansovino erbaut. Vor den Rundbogenpfeilern stehen im untern dorische Wandsäulen, im obern Stockwerke jonische. Oben auf der durchbrochenen Galerie des Kranzgesimses stehen leicht und heiter, wenn auch, gleich allen solchen nachgeahmten, auch keinem lebenden Bewußtseyn herausgeborenen Kunstwerken, etwas gelangweilte steinerne Götterbilder — Götterbilder gegenüber der Markuskirche. Jacopo Sansovino, der solche ja auch an der Loggetta anbrachte, hat in diesem Bibliothekbau eines der schönsten Gebäude des sechzehnten Jahrhunderts geschaffen. Strenge Composition und Formenbildung, prächtige und malerische Ausführung treffen nach dem Urtheile der Kenner selten in diesem Grade zusammen, und doch sind es lauter nachgemachte, den Römern nachgeäffte Formen. Mag solches für Venedig gut seyn, das überhaupt nicht wesentlich selbstschöpferisch war und seinen Ehrgeiz befriedigt heißen mochte, so man es nur das zweite Rom, das Rom des Meeres nannte. Hier auf italienischem Boden lassen wir uns die Nachahmung der römischen Antike gefallen — aber auf deutschem, auf deutschem auch heute immer noch?

Es ist der Mühe werth, den Saal zu beschauen, in welchem sonst das Museum war; Scamozzi hat ihn ausgebaut und Titian hat die gekrönte Weisheit hineingemalt. Der große Saal sodann ist von Sansovino und Scamozzi, die Decken und Wandgemälde darin von verschiedenen Meistern; von Paolo Veronese sind insbesondere die Allegorien der Geometrie, Arithmetik, Musik und der Ehre. Der Doge Mocenigo hatte einen Preis auf das beste Gemälde im Saale gesetzt, Titian sollte der Preisrichter seyn. Als Paolo die Musik gemalt hatte, zwei Lautenspielerinnen, zwischen ihnen ein Kind von etwa sechs Jahren, darüber in der Mauerecke ein Sisen, im prächtigen Helldunkel mit meisterhaftem Pinsel, da setzte Titian dem großen Nachfolger neidlos den Lorbeer auf, der Senat der Republik aber fügte reichliches Gold und eine goldene Ehrenkette hinzu. Und dieser prächtige Saal, zu was wurde er in unserem Jahrhundert eine Zeit lang verwendet? — zur Messung und Untersuchung der Rekruten.

An die südliche, dem Canale grande zugewandte Schmalseite des Bibliothekgebäudes stößt nun, die Hauptseite zum Canale wendend, die Münze, la Zecca, die alte Zechinenstätte, ein dreistockiger Bau, ganz aus Marmor, Backstein und Eisen ohne Holz, unten Rundbogenarkaden auf schweren Pfeilern, mitten und oben viereckige Fenster, an den Zwischenpfeilern außen Halbsäulen in der Weise, daß immer eine dickere Trommel über einer dünneren sich aufbaut, ein Werk, das seinen Meister, J. Sansovino, nicht sehr lobt, so widerwärtig, gesucht, schwer und plump ist sein Styl, gerade im Gegensatz zu dem prächtigen Bibliothekgebäude.

Wenden wir uns nun gegen Morgen, am Steinwege des Ufers hin, so kommen wir nahe an den zwei hohen steinernen Säulen vorbei, worauf die zwei Schutzgötter Venedigs stehen, der abgedankte heilige Theodor auf der westlichen Seite zur Stadt gerichtet, der mit sammt der Republik nun freilich auch quiescirte Markuslöwe auf der östlichen zum Meer gewendet. Aus Syrien stammen die zwei kolossalen Säulen. Beim Ausschiffen war aber die eine in's Meer gefallen, so daß nach dem Muster der glücklich gelandeten die andere aus europäischem Marmor neu gehauen werden mußte. Als Niccolo Barattieri im Jahr 1381 sie aufrichten sollte, hatte er sich ausgebeten als Lohn, auf dem Raume zwischen denselben ein Glücksspiel mit Würfeln errichten und halten zu dürfen. Die Spielwuth, die auf dem öffentlichen Platze sich erhob, richtete eine Menge edler Familien zu Grunde, da verbot die hohe Polizei das Spiel? — Nein, Meister Niccolo hatte seinen Freibrief in der Tasche wohl verwahrt und gesiegelt. Aber der Senat dieser Republik war nie um Mittel zum Zwecke verlegen. Eines schönen Morgens baumelte ein gemeiner Verbrecher inmitten beider Säulen am Stricke; von Stunde an ging kein ehrlicher Venetianer mehr zwischen dieselben und das Spiel hatte ein Ende. Erst als Kaiser Franz im Jahr 1816 eine der Säulen berührte, erschien die Ehre der Säulen wieder hergestellt; von da an ging hohes und niederes Volk wieder guten Gewissens zwischen ihnen hindurch.

Nun weiter jenseits dieser Säulen und des Dogenpalastes an dem Strande der Slavonier, zum großen Kanal gewandt, steht ein zweistockiges Gebäude, Rundbogenarkaden unten, hohe viereckige Fenster oben, blind mit einem flachen Bogen oder stumpfen Dreiecke überschlagen, dorische Wandsäulen zwischen den Pfeilern; trotz der Bekleidung der Mauern mit starkem Rustico

(hervortretenden, polsterartig behauenen Quadern) hat das Bauwerk, das Antonio da Ponte 1589 errichtete, etwas leichtes, ja heiteres. Niemand ahnt, daß das die Schauseite des Staatsgefängnisses der Republik war, und daß oben hinter diesen bleigedeckten Dächern und drunten in der feuchten Tiefe die Opfer der Staatsinquisition zu schmachten hatten. Ja auch was man die Seufzerbrücke nennt, dieser schmale flache Bogen, hoch über den Seitenkanal hinübergesprengt, mit der leichtgeschnörkelten Architektur daran, wer würde ahnen, daß über ihn so manche Schuld und Unschuld auf Nimmerwiederkehr geschritten ist! Herrscht ja doch auch jetzt wieder die hohe Sitte, Zuchthäuser und Landesgefängnisse so einladend als möglich zu bauen.

Das Best' zuletzt! Das mag den Dogenpalast und Markusdom dafür trösten, daß wir sie einstweilen übergangen haben. Ja, diese herzogliche Burg (Palazzo ducale) — Doge ist die venetianische Form für duce, Herzog — wo hat er seines Gleichen und wo seine Deutung? Immer und immer mag das Auge ihn messen, ganz begreifen kann es ihn nicht. Groß und massig an die Ecke der Piazzetta, mit der einen Hauptseite an das Ufer gepflanzt, ist er das eigentliche Hauptwerk Venedigs und sein eigenthümlichstes; in ihm erscheint fast noch mehr als in San Marko das Wesen Venedigs im Lapidarstyl beschrieben. Der ganze Doppeicharakter, der tiefe Widerspruch des venetianischen Geistes und Lebens ist in dem Doppelantlitz des Palastes, dieser seltsam zwieschlächtigen Façade ausgeprägt. Auf stämmigen Rundsäulen mit köstlich gemeißelten Kapitälen ruht eine starke, wohlerwogene Spitzbogenreihe. Ueber diesem freien, gewölbten Bogengang erhebt sich eine im reinsten germanischen Styl gehaltene zweite offene Galerie. Ihre Spitzbogen sind von schlanken Säulen getragen, zwischen und über je zwei Spitzbogen reiht sich eine vierblätterige Rosette an die andere. Diese zwei Umgänge, zwei Stockwerken entsprechend, bilden die eine untere Hälfte der Façade. Im edelsten Styl, in klarsten und schönsten Formen bis auf die kleinsten Verzierungen und Durchbrechungen gehalten, ist sie ein Bild der Klarheit und Wahrheit, der Reinheit und Freiheit. Nur Eines: wie wundervoll ist am Kapitäl der nördlichsten Grundsäule das Bild der beim Kaiser Recht suchenden und Recht findenden Wittwe gemeißelt, recht eine Titelvignette für den Palast, wo ein hoher Rath im Namen der Freiheit und des Rechts thronen sollte.

Während nun dieser untere Theil der Façade die Stärke, der offene Muth, die Treue und der Adel des Löwen, zu dem Venedig schwur, selber ist, starrt die obere Hälfte als eine hohe, breite, massige Wand mit ihren fast maurischen Zinnen, nur von weitentlegenen, breiten, schweren Spitzbogen und Fenstern durchbrochen (je das Mittelfenster ist erkerartig mit gothischen Spitzthürmchen überhöht) und ganz oben am Dache von je acht runden, dunkeln Löchern durchbohrt. Das ist so schwer, trotz der kreuzweise die hellmarmorne Mauerfläche durchschneidenden Mosaiklinien aus rothem Marmor, es lastet so dumpf und unheimlich, ist so verschlossen wie Staatsgeheimniß, Verrath und Despotismus. Unten die Freiheit des Abendlandes, oben die starre Gebundenheit des Morgenlandes, ja Morgenland auf Abendland gestellt, und beides mit phantastischen Farben und Formen überwoben, übermalt, nicht innerlich verbunden: so erscheint der Dogenpalast als ein steinernes Urbild der Amphibien-, Chamäleon- und Sphinxnatur des alten Venedig.

Zum gegenwärtigen Bau wurde auf den Trümmern des um 1110 mit einem Drittheil der Stadt in Asche gesunkenen älteren Palastes in der schönsten Zeit Venedigs der Grund gelegt. Michieli I. hatte Pisa gedemüthigt, Smyrna, Jaffa, Ascalon erobert; Ordelapho Falieri setzte sein Werk fort; Domeniko Michieli zog, über die Saracenen siegreich, in Jerusalem ein und züchtigte den griechischen Kaiser; Ziani schlug 1177 Barbarossas Flotte; der vom griechischen Kaiser geblendete Henrico Dandolo eroberte Zara und Constantinopel; Candia, Corfu, Modon und Koron auf Morea wurden von Pietro Ziani erobert; Genua wurde besiegt und Venedig zur Weltmacht erhoben. Je mehr es sich nach außen erweiterte, desto mehr mußte Ehrgeiz und Herrschsucht es im Innern zusammenschnüren. 1275 wurde die monarchische Gewalt der Dogen gebrochen, unter welcher Venedig fast noch freier war als unter der anfänglichen Demokratie, die von 420 bis 697 bestand. In Demokratien und Aristokratien ist ja immer am wenigsten wirkliche Freiheit. Unter dem Dogen Gradenigo 1297 wurde die Erbaristokratie festgestellt, Venedig zu einem tyrannischen Aristokratenstaate gemacht. Kein Bürger durfte mehr Mitglied des großen Rathes werden, dessen Familie nicht seit 1172 zu demselben gehörte; die Zahl der Nobili belief sich auf 1200 Familien (Venedig hat aber 15,000 Häuser); sie wurden in fünf Rangklassen getheilt und ihre Namen prangten im goldenen Buche der „Republik." Während in die erste Klasse die ältesten Häuser kamen, die schon den allerersten Dogen (697) mitgewählt hatten, und in der vierten Klasse die Edeln aus den Provinzen und die Bürger, die sich das Patriciat gekauft hatten, standen, mußten sich mit der fünften die auswärtigen Fürsten und Prinzen begnügen. Nicht bloß Braunschweig-Lüneburger geizten nach diesem Adelstitel, sondern selbst ein Heinrich IV. von Frankreich erbat sich die Ehre, in's Register dieser königlichen Kaufleute eingetragen zu werden. Ihre Tracht war ein schwarzes Kleid von Wolle und ein gleicher Mantel — würdig und ernst, aber die Farbe des Todes! Kein Nobile durfte von einem fremden Fürsten ein Geschenk annehmen oder

(bei Todesstrafe) mit fremden Ministern verkehren. Jeder, der von der Regierung Uebles sprach, wurde zweimal gewarnt, beim drittenmal mit dem Tode bestraft. Staatsangelegenheiten und Wahlen durften nie privatim, nur öffentlich unter den Hallen von St. Marko besprochen werden. Das Volk hatte keinen Theil an der Verwaltung und Berathung, es hatte nur das Recht zu schweigen, zu gehorchen, reich zu werden und zu genießen. Panem et Circenses. Brod und Spiele, wie im kaiserlichen Rom. Volksfreuden genug boten die jährliche Vermählung des Dogen mit dem Meere und die daran sich knüpfenden Festlichkeiten, der Carneval, die Spielhäuser, die Wasserwettrennen und Fischerstechen. Am Carneval in Venedig war alles los, selbst Mönche und Nonnen kamen aus ihren Klöstern, die berühmtesten Buhlerinnen und alle Lüstlinge Europas eilten zu diesen Saturnalien. Alles, auch der päpstliche Gesandte, ging in Masken, selbst in die Sitzungen des großen Rathes, an die Geschäfte wie an die Vergnügungsörter ging man maskirt. Sechs bis sieben Opernhäuser standen der entzügelten Lust offen. In den Spielhäusern wurde von Männern und Frauen aus den höchsten und niedrigsten Ständen an fünfzig, sechzig Tafeln gespielt; alle waren maskirt, strengste Strafe war auf Beleidigung einer Maske gesetzt. Außer dem Fasching war es still in Venedig, nur tragbare Theater mit dem Policinello auf den öffentlichen Plätzen unterbrachen die Eintönigkeit. Still trieb sich jeder am andern vorüber und verschloß sich in nützliches Schweigen. Im schweigsamen Dunkel hatten alle böse Geister sicheres Spiel.

An der Spitze des Staates stand der Herzog, der Doge, nun auf Lebenszeit ernannt, seit 1268 von neun aus dreißig Mitgliedern des großen Raths gewählten Wahlmännern. Seine Amtstracht war von Alters her das Corno, das Horn, eine goldgewirkte, hinten mit einem stumpfen Horn überhöhte Mütze, die in einer Krone von zwölf oben mit Perlen gezierten Zacken stand. Fünf Eidesprüfer mußten nach seinem Tode Gericht über ihn halten, ob er seinen Eid gehalten. Fanden sie Fehler, so mußten die Erben eine Geldstrafe zahlen. Der Doge durfte Briefe von fremden Staaten nur in Gegenwart der ihm zugetheilten Räthe öffnen, ohne diese keine Botschaft absenden, keine Audienz ertheilen; er konnte Venedig nicht ohne Erlaubniß verlassen, keine Güter außer Landes besitzen. Er hatte gar keinen Einfluß auf die Rathsverhandlungen, seine Verwandten durften denselben gar nicht anwohnen. Auch seine Söhne durften das Gebiet der „Republik" nicht verlassen, keinen Handel treiben, keine Geschenke von fremden Fürsten nehmen. Ja nicht einmal aus seinem Palaste durfte er ohne seine Räthe gehen, und zu jeder Stunde konnten diese ihn in seinem Wohnzimmer besuchen. Noch nicht genug, auch den drei Staatsinquisitoren war er unterworfen und hatte nur das Vorrecht, nicht vor ihrem Gerichte erscheinen zu müssen, sondern die Verweise in seinem Palaste zu empfangen und dort die Haft zu erstehen, zu der die drei Höllenrichter ihn zuweilen in Gnaden verurtheilten. Der arme Mann, die Strohpuppe, der Figurant des Staates, im Grunde nur der erste Staatsgefangene, der bestumlauerte, der bestgewarnte, bestbeherrschte Herrscher Venedigs, ist das lebendige Sinnbild dieser nur unter Schloß und Riegel, nur durch Geheimniß und schweigenden Verrath sich erhaltenden Aristokratenfreiheit. Daß sich nur immer ein Mann zu einer solchen Einpuppung finden ließ! denn die äußern Ehrenbezeugungen, mit denen der Doge überhäuft wurde, das, daß z. B. der Sekretär ihm die Beschlüsse der Versammlungen kniend zur Unterschrift überreichte, war doch nichts, um einen Mann zu beglücken.

Nächst dem Dogen waren die höchsten Würdenträger des Staats die Prokuratoren von St. Marko, große Namen und kleine Aemter: gesetzliche Vormünder der Waisen, Administratoren der Markuskirche, so eine Art von Oberküster, das war ihr alles, und dafür hatten sie einen geringen Gehalt und durften den Rathsversammlungen nicht beiwohnen, im Senat keine Vorschläge machen, waren mundtodt wie der Herzog, wie das Volk, wie die Freiheit dieses „Freistaates."

Gesetzgeber und Alleinherrscher war der große Rath der 1200 Nobili; in ihm war alle Macht, alles Recht, alle Polizei, alle Verwaltung und alle Gnade beschlossen. Die Signoria, der geheime Rath, war die vollziehende Behörde. Der Rath der Zehn bildete das oberste Gericht. Wenn er die Anzeige eines Verbrechens erhielt, so ließ einer seiner drei Vorsitzenden den Angeklagten verhaften, vernahm die Zeugen und ihn selbst. Einen Vertheidiger erhielt er nicht, seine Zeugen wurden ihm nicht gegenüber gestellt, kein Verwandter durfte ihn besuchen. Der Verurtheilte wurde gehängt, ersäuft oder im Gefängniß erdrosselt — kurz und gut!

Aber auch diese Zehn waren noch zu viele für geheime und rasche That. Seit 1454 wurden aus ihnen zwei und einer aus der Signoria gewählt, um die Staatsinquisition zu handhaben. Die Personen, auf welche die Wahl fiel, blieben ein Geheimniß. Sie waren an nichts gebunden als an ihre Einstimmigkeit. Aber damit auch sie vor einander nicht sicher seyen, so ernannte der Rath der Zehn noch einen überzähligen Inquisitor, der sich jeden Augenblick mit zwei derselben zum Gericht über den Dritten vereinigen konnte. Zahllose Spione aus allen Klassen standen der Inquisition zu Gebot, kein Haus blieb ihnen verschlossen, kein Geheimniß verborgen. Heimlich umlauert, heimlich verhaftet, heimlich gerichtet,

heimlich eingekerkert oder getödtet, so war diese Justiz. Traf ihr Arm einen Beamten, so ließ sie dem großen Rathe bloß sagen, das und das Amt sey erledigt. Das übrige verstand sich von selbst.

In allem aber, was nicht die Staatspolitik berührte, huldigte man in Venedig dem Leben und Lebenlassen; reichlichst wurde für Brod und Schauspiel gesorgt; Schauspielhäuser und Gondeln (nicht Kirchen, wie sonst) waren Freiorte für jedes sonstige Verbrechen; aber der geringste Verstoß gegen die öffentliche Ruhe wurde furchtbar bestraft. Das Volk mochte essen und trinken und spielen und alle Gebote der „kleinen" Moral, alle zehn Gebote Gottes übertreten; die Justiz hatte die Binde vor den Augen, das Volk mußte ja auch „seine Freiheit" haben; nur die große Moral des Staates, die Alleinherrschaft der Erbaristokratie, mußte unangetastet bleiben. Vergehen gegen sie, gegen die „Republik" wurden in den schauerlichen Gefängnissen der Bleidächer oder der Brunnen gebüßt.

Die Begründung dieser furchtbar despotischen Erbaristokratie geschah, wie die ganze Entwicklung Venedigs zur Weltmacht, nicht ohne Ströme von Blut. Nicht weniger als zwanzig Dogen waren, bis die Stadt ihren Höhepunkt erreicht hatte, entweder verjagt oder zur Abdankung gezwungen, oder in's Kloster gesteckt, oder geblendet, oder hingerichtet worden. Die großen Dogen waren bis dahin die wirklichen Herzoge, die mit meist siegreichem Schwerte vor dem Volke herzogen. Die Eifersucht der Großen war muthig gefolgt und hatte oft genug das Volk gegen das Oberhaupt des Staates gehetzt; jetzt mußten sie gewärtig seyn, mit gleicher Münze bezahlt zu werden. Gleich nachdem unter Gradenigo die Adelskaste sich fest zur Staatsallmacht zusammengezogen, wurden Verschwörungen gezettelt; als dazu Venedig gerade mehrfaches Unglück zur See hatte, brach ein allgemeines Mißvergnügen unter der Bürgerschaft aus, und der 15. Mai 1310 sollte der Tag des Umsturzes seyn. Aber die Verschwörung wurde entdeckt und zehn Männer bekamen auf zwei Monate diktatorische Gewalt. Sie handhabten dieselbe so gut, daß sie sechsmal und dann wieder auf fünf Monate verlängert wurde; dann mundete sie den neuen Gewalthabern so sehr, daß sie von 1335 an für immer festgesetzt wurde. Der Rath der zehn machte den Dogen vollends zur Null, wie das Volk schon durch das goldene Buch zur Null gemacht war. Je mehr aber die Macht des Dogen beschränkt wurde, desto mehr eilte Venedig dem innern Verfall entgegen, zu dem äußerlich Erdbeben, Pest und öffentliches Unglück sich mitten zwischen all den großen und kleinen, fortwährend errungenen Handels- und Kriegserfolgen zu verschwören begann. Unter Francesko Dandolo (1328—39) wurde dem Dogen untersagt, die Würde ohne Erlaubniß des Senats niederzulegen, und unter Andrea Contareno (1367), der unter Androhung der Einziehung seiner Güter mit Gewalt Doge werden mußte, wurde das Gesetz gegeben, daß der Doge nie anderer Meinung als die ihm beigegebenen Avegadori seyn dürfe! Je mächtiger die Aristokratie wurde, desto zügelloser wurde sie.

Im Jahre 1354 wurde Marino Falieri, ein fast achtzigjähriger Mann, vom Gesandtenposten in Rom zum Dogen befördert. Michael Steno unterhielt mit dem jungen schönen Weibe des Dogen ein Einverständniß; das war der Funke in die gefüllte Pulvertonne. Der alte Marino Falieri fühlte sich jung genug, der Hydra dieser verrotteten Aristokratie den Kopf zu zertreten; entweder der große Rath und die ganze Erbaristokratie oder er selbst mußte fallen. — Blicken wir wieder hin auf den Dogenpalast.

Der architektonische Gedanke des Palastes, der Plan und die Grundlegung fiel noch in die freiere monarchische Zeit. In jenen Jahrzehnten, als der Kölner Dom sich aus dem Boden zu heben begann, 1248—1290, wuchsen auch diese Säulen und Spitzbogen des untern Geschosses aus dem durch Pfähle wohlbefestigten Grunde hervor. Während des Baus trat die Verfassungsänderung ein, und es ist kaum ein Zweifel, daß mit ihr auch der Bauplan verändert wurde. In der Verfassung wie im Bauriße war zu viel Freiheit, zu viel offenes Licht. Wie die Aristokratie sich in eine undurchdringliche Kaste zusammenschloß, alles Recht, alle Freiheit in sich barg und das Staatsgeheimniß nur in zwanzig, ja nur in sechs Augen, mehr sich verbergen als offenbaren ließ, so mußte auch der Oberbau des Palastes ein geschlossenes Viereck, ein nur in wenigen Fenstern geöffneter Kasten werden. Und wie über dieses eiserne Regiment die Volkslust, das Volksvergnügen, selbst das Volkslaster lustig dahin spielen durfte, so mochte außen über die todte, weiß marmorne Fläche des Oberbaus röthlicher Marmor in heitern Linien sich kreuzen, so lustig als er konnte; durchbrechen, freien Fluß und freies Leben hinein bringen — davor war ihm wie dem Volke gethan. Doge Marino Falieri fand in dem zu seiner Zeit (1342—1354) den Dogenpalast vollendenden Baumeister Filippo Calendario den wahlverwandten Geist, der sich nicht in den Bann zu finden wußte, in den die Erbaristokratie den Dogen, seinen Palast und sein Volk zu schlagen gewußt hatte. Mehr Lust, mehr Licht, mehr Freiheit, mehr Bewegung sollte hinein kommen, darüber waren sie einig. Aber der in die Verfassung eine Gasse für das Volksrecht und für die Volksfreiheit, in der die des Dogen wurzeln konnte, brechen wollte, der mußte sein Unternehmen mit dem Kopfe büßen, und der mit ihm einige Fenster weiter in die starre, kastenförmige Mauer brechen wollte, bezahlte an demselben Tage mit seinem Halse das Wagniß. Der Doge Marino Falieri ward geköpft, der Baumeister Filippo Calendario ward gehängt oben an

eine der ſchönen freien Säulen des zweiten Spitzbogenumgangs, und 450 Mitverſchworene erdroſſelt, weil ſie verſucht hatten die Verfaſſung des „Freiſtaates“ anzutaſten. In Einer Nacht war das Urtheil geſprochen und gefällt; am Morgen des 15. Aprils 1355 ſah das vor Schreck erſtarrte Volk das blutige Haupt ſeines Freundes auf dem ſteinernen Tiſche vor der Markuskirche liegen, den Leichnam ſeines Befreiers am ſteinernen Bogen hängen, und für immer war es gethan um Venedigs Freiheit und Heil. Zwar entfaltete ſich ſein Glück, ſeine Macht und ſeine Pracht nun erſt vollends zur höchſten Spitze; die ariſtokratiſche Kaſte rückte mit dem ganzen Aufgebot ihrer vereinten Kräfte in's Feld und in die Welt, aber in dieſer ſchönſten Blüthe war der giftigſte Wurm. Fäulniß, ſittliche und politiſche Fäulniß mußte die Folge der Unfreiheit und der fürchterlichen Selbſtſucht ſeyn, womit die wenigen Bevorzugten in gegenſeitigem Argwohn ohne Glauben, ohne Treue, ohne Liebe, durch Furcht und Verrath, durch Gold und Mord die Republik verwalteten und vergrößerten. Dieſes Staatsweſen, dieſes Volksthum, dieſes öffentliche und häusliche Leben mußte gleich werden den Todtengräbern, die auswendig übertüncht ſind, aber inwendig voll Moder und Modergeruch. — Auch im Gebiete des Geiſtes konnte dieſe „Republik,“ die durch und durch Heuchelei und Lüge war, nichts Wahres, Freies, Selbſtſtändiges, Großes leiſten. Venedig pflügte in Kunſt und Wiſſenſchaft nur mit fremdem Kalbe, ſchmückte ſich faſt nur mit fremden Federn, ſo gut als es ſeine Flotten gutentheils mit erkauften Sklaven bemannte, und ſelbſt die Oelfarbe zu den Prachtgemälden ſeiner Maler eben ſo aus den Niederlanden wie die Maler ſelbſt aus allen Orten Italiens zuſammenholte. Die einzige Erfindung, die in Venedig gemacht wurde, war die geheime Polizei. Vergiß es nicht, dankbares Europa, woher dir das Heil gekommen!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Das Feſt vom 15. Auguſt.

Was ſind denn zwei Millionen Franken?
Wer lebt, ſey dankbar alle Zeit;
Dem Todten habt ihr es zu danken,
Daß ihr noch all' am Leben ſeyd!

Mit dieſem Troſte begnügte ſich die franzöſiſche Nation, als man die Aſche des großen Soldaten von St. Helena an die Ufer der Seine verſetzte, und das Grab des Eroberers dadurch des poetiſchen Zaubers entkleidete, der es mitten im weiten Meere umgab. Wie zu Napoleons ehrnem Willen ſich die Sturmfluthen der aufgeregten Völker brachen, denen er den Fuß auf den Nacken ſetzte, ſo nagen, ſchäumend vor unmächtigem Groll, die Wogen des wild bewegten Oceans an der granitenen Stirn jenes Felſen. Die Geſchichte ſelbſt hatte die Wiege wie das Grab des Giganten in ihren Schutz genommen und ihm ein würdiges Denkmal in jenem hafenloſen Eilande geſetzt, das ſich einſam in der weiten Oede erhebt, allein und gleich dem Kaiſer die Arme feſt um die Bruſt geſchloſſen, welche keinen Raum für einen andern barg. Welche wunderbare Mähr würde ſich an die Inſeln knüpfen, von wo dieſes Meteor ausging und wo es erloſch, wenn das moderne Pygmäengeſchlecht der Verſuchung, auch dieſe Erinnerung zu profaniren, widerſtanden hätte? Jetzt iſt, nachdem die Nation die Aſche von den Engländern erbettelt und gern zurückerhalten, da ſie willig zu dieſer Entweihung die Hand boten, der eigene Neffe bemüht, auch den letzten Lichtſchein des Kaiſerreichs zu zerſtören, indem er denſelben zur Beleuchtung und zum Theaterſtand bei einer Gaukelei benutzt.

Des Kaiſers Ruhm war mit dem Frankreichs ſo innig verknüpft, daß er ſeinen Geburtstag auf den 15. Auguſt 1769 verlegte, obgleich er am 5. Februar 1768 * das Licht der Welt erblickt hatte, um als Franzoſe geboren zu ſeyn. Seiner Abſtammung, ſeinem Geburtsort, ſeinem Charakter, ſeiner Mutterſprache nach war er aber ein Corſe, ein Italiener, und wenn die Geſchichte Angeſichts der Großthaten ſeines Lebens ſo kleinliche Mittel der Täuſchung verzieh, ſo hat ſie dieſelben darum nicht vergeſſen, und erinnert ſich dieſer Schwächen, wenn man ſie benutzen will, um kleinlichen und egoiſtiſchen Zwecken zu dienen.

Nationalfeſte kann nur die Nation ſelbſt ſchaffen, und trotz der Ordonnanz vom 16. Februar 1852 wird der 15. Auguſt weder ein Nationalfeſt überhaupt, noch viel weniger „das einzige des franzöſiſchen Volkes“ werden. Es iſt eine alte Erfahrung, die faſt die Bedeutung eines hiſtoriſchen Geſetzes erlangt hat, daß nie wieder auf der Bühne der Welt etwas mit voller naturwüchſiger Lebenskraft erſcheint, was einmal von der Geſchichte überholt iſt; trotz der geſchickteſten Escamotage bleibt es leere Form und übertünchte Couliſſe. — Dieſes Schickſal iſt auch dem 15. Auguſt und in ſo auffallender Weiſe geworden, daß mit kein öffentliches Schauſpiel einen überzeugenderen Beweis verſchafft hat, wie der ganze Bonapartismus der Gegenwart im Gefühl der Maſſen auch nicht die geringſten Sympathien beſitzt, ſondern nur ein auf das Intereſſe der Einzelnen künſtlich gegründetes und dadurch unterhaltenes Strohfeuer iſt.

Alle Journale, mit Ausnahme der im Solde der Regierung ſtehenden Blätter, ſind darin einig, daß die Aufnahme des ſo glänzend ausgeſtatteten Feſtes überaus lau war, und die Regierung, welche ſonſt die Preſſe ſo ſtreng überwacht und maßregelt, wagt nicht den Zeitungen eine Warnung zukommen zu laſſen, weil die Erſcheinung zu deutlich und zu vielfach beſtätigt iſt, um ſelbſt von den Behörden geläugnet werden zu können. Wenn der innere Impuls fehlt, dann iſt es ſelbſt bei den durch äußere Dinge vergleichsweiſe ſo leicht zu gewinnenden Pariſern ſchwer, irgend einen auch nur vorübergehenden Enthuſiasmus zu erzeugen, weil ſie verwöhnt und mit großartigen Schauſpielen ſo bekannt ſind, daß ſie ihrem Auge ſelbſt im Rieſenmaßſtabe nicht mehr auffallend erſcheinen. An äußerer Ausſtattung hat es dem Feſte vom 15. Auguſt durchaus nicht gefehlt, es bleibt aber ein großartiges Kinderfeſt, weil ihm ein Grundcharakter mangelte. Namentlich an den Platz de la Concorde und die Champs elyſées waren Hunderttauſende verſchwendet, um ihnen einen feſtlichen Charakter zu verleihen. Statuen, Blumen, Kränze, Lampen, bald in geſchmackvoller, bald in ſinnloſer Anordnung ſchmückten dieſes Centrum des Pariſer Volkslebens. Seit einer Woche war die Brücke de la Concorde geſperrt, und am linken Seineufer erhoben ſich am Ende derſelben papyrene Couliſſen, um dem ebenfalls papyrenen Bilde des Kaiſers als Riedeſtal zu dienen. Seit vielen Tagen waren hunderte von Matroſen thätig, um ein als Uebungsſchiff für zukünftige Seeleute beſtimmtes Fahrzeug fregattenmäßig aufzutakeln und anzuſtreichen. Statuen des Kaiſers in Gips, Adler aus Holz und Pappe an den öffentlichen Gebäuden, ungekrönte, aber mit einem Vorbeerkranze umgebene LN und von einer Krone hoch überragte N waren überall vertheilt. Der Blick vom Fuß des Obelisken von Luxor, eines Steins, der mir als einer der ſchlagendſten Beweiſe der Eitelkeit der Franzoſen erſcheint, nach der Madeleine, dem Triumphbogen

* Nach einer Angabe des Generals Duchaſault, der mit Napoleon als Knabe im Colleg war, iſt auch dieſe Angabe falſch, denn erſterer war der jüngſte und im Januar 1768 geboren.

de l'Etoile und nach dem Gebäude der ehemaligen Deputirtenkammer und späteren Nationalversammlung zeigte einen kolossalen Aufwand von Kräften und Mitteln zur Verherrlichung des Tages. Lampen, Festons, Blumenparquets, bunte Wimpel und dreifarbige Fahnen, Kronleuchter von farbigen Papierlampen, zu Insignien, Chiffern und Guirlanden gebogene Gasröhren, Glasglocken, mächtige Blumenvasen von Gips u. s. w. zierten den weiten Platz, der damit fast überladen war. — Morgens um eilf Uhr war die ganze Nationalgarde von Paris auf demselben in zwei Reihen bis zum Triumphbogen de l'Etoile aufgestellt, um in Erinnerung des großen Mannes dem Neffen ihre Hingebung kund zu thun. Die Gensdarmerie mobile, welche die Bärenmützen der alten Garde zur Feier des Tages statt der leichten praktischen Kepis erhalten hatte, war neben einer Menge von Linientruppen vorzugsweise zur Aufrechthaltung der Ordnung bestimmt. Nachdem der Prinzpräsident die Kirche Madelaine, in welcher die neuen Fahnen der Nationalgarde geweiht worden, verlassen, ritt er in langsamem Trab und schnellem Schritt die Front der Spaliere der Nationalgarde auf und nieder. Eine Menge von Arbeitern oder wenigstens in Blousen gekleideten Männer folgten ihm außerhalb dieser Linien eben so rasch unter dem fortwährenden Geschrei: »Vive l'empereur! vive Napoléon!« Der Eifer dieses schmucklosen Gefolges mit seinen bewundernswürdigen Lungen war unermüdlich, und es liegt nicht an ihnen, wenn der Ruf nicht allgemeiner ertönte, sondern die Nationalgarde in ihrer überwiegenden Mehrheit den Präsidenten still und lautlos passiren ließ. Die Aufforderung wurde fortwährend gegeben, aber sie fand keinen Anklang. — Nach dem Defiliren zerstreute sich gegen Mittag das Volk von Paris in den Champs elysées, die mit Possenreißern, Seiltänzern, Phänomenen allerlei Art, Restaurants, Cafetiers, Eisverkäufern, kurz allen Sorten von Anziehungspunkten für die Menge fast überfüllt waren. Auf dem großen freien Platz innerhalb derselben waren zwei Theater abwechselnd bemüht, Scenen aus den siegreichen Kriegen der französischen Armeen in der Kaiserzeit und in der Gegenwart (in Afrika) darzustellen und so diese letztere mit der Vergangenheit zu vermählen. Dazwischen waren Klettermasten errichtet, die den Gamin zu verzweifelten Anstrengungen bewogen. Russische Schaukeln, Carousfels, Athleten und Akrobaten, eine Menge Wunderdoktoren und Quacksalber zogen wechselseitig die unabsehbaren Volksmassen an, die den weiten Raum füllten und am Kai dicht gedrängt standen, um dem Fischerstechen auf der Seine und dem später (um vier Uhr) der allgemeinen Schaulust gebotenen Seegefechte zuzusehen. — Die Taktlosigkeit in der Wahl der Vergnügungen konnte sich nicht auffallender dokumentiren, als indem man die See- und Landmacht auf diese Weise zu Schauspielern bei einer Farce verwendete. Das Seetreffen, welches vielleicht die Schlachten von Abukir und Trafalgar in das Gedächtniß des Volkes zurückrufen sollte, ist den Zeitungen zufolge bis zur Uebergabe des Degens von Seiten des einen kommandirenden Offiziers durchgeführt worden; ein dicker Pulverdampf hatte diese Abgeschmacktheit den Augen der Zuschauer entzogen, aber die Presse hat dafür gesorgt, daß sie ihnen nicht verschwiegen blieb.

Außer einer Menge von Booten griffen die zwei kleinen Seinedampfer die Uebungsfregatte an und gaben bei ihren Manövern Beweise von auffallender Ungeschicklichkeit in der Führung. Das größere der Fahrzeuge, Calisto, konnte auf dem schmalen Flusse seine Wendungen nur mittelst Ausbringen von Ankern und in äußerst schwerfälliger Weise ausführen, während die gewöhnliche Bemannung dieses Manöver mit großer Leichtigkeit macht. Ein um so reichlicheres Kleingewehr- und Geschützfeuer, Becken- und Trommelschlag suchten die Zuschauer dafür zu entschädigen, ein Versuch, der zum Theil wenigstens gelang, da Auge und Ohr zuletzt davon gleich ermüdet waren.

Am Abend sollte dieses seltsamste der Feste, das eine merkwürdige Vereinigung aller Mittel bot, um große ungebildete Massen zu betäuben, durch eine im großartigsten Maßstabe von Seiten der Regierung unternommene Illumination schließen, bei der aber die Einwohnerschaft der guten Stadt Paris bis auf ein kaum nennenswerthes Minimum theilnahmlos blieb. Der Platz de la Concorde war zum Centralpunkte derselben gewählt, und allerdings hatte man nichts gespart, um den Anblick so prächtig wie möglich zu machen. Aber leider erloschen unter dem Windhauch eine Menge Flammen, die den Gasröhren entströmten, und nur von der Fronlseite des Marineministeriums, welche gegen den Wind geschützt war, sah man die Lichter und Flammen in ununterbrochenen Reihen leuchten, obgleich man auch dort nicht gewagt hatte, die Kronleuchter von Lampen aus Oelpapier anzustecken, welche sich pendelartig über der langen Terrasse schwangen. Von dort aus mag der Platz trotz seiner nur theilweise durchgeführten Erleuchtung einen prächtigen Anblick geboten haben, und der Präsident nahm von dort herab die Akklamationen in Empfang, welche eine unter dem Ministerium in auffallender Weise stundenlang ausharrende Menge, wie von einem Commando belebt, ihm darbrachten, so oft er sich zeigte. Der Wind hatte auch die Vollendung des aus Coulissen gebildeten kleinen St. Bernhard verhindert, und man sah unter den Spitzen und Zacken der Felsen die unbeleideten Massen, die das hölzerne Gerüppe bildeten, in trauriger Armuth in die Höhe steigen. Dort

„Wo die Felsen zach versunken,
Wo verschwunden ist der Pfad,“

drehte sich auf einmal mitten im Spiel der Leuchtkugeln und Raketen, zwischen Feuerrädern und bengalischen Fackeln ein Rad, wie bei einer Laterna magica, und man sah das Bild des Kaisers, wie es David gemalt, auf wildem Roß den St. Bernhard hinauf sprengen. Ich will nicht versuchen, den Eindruck zu schildern, den dieses unwürdige Schauspiel auf mich machte, aber nur jemand, der jedes Gefühles baar, kann an solchem Gebahren Gefallen finden. Wenn der Dichter, einen vaterländischen Helden verherrlichend, diesen im Trauerspiel auf die Bühne bringt, so ist es die Weihe der Kunst, welche den Ort heiligt; wenn man aber so nahe liegende Persönlichkeiten bei Feuerwerken eine Rolle spielen läßt und dieß bis zum Adler mit ausgebreiteten Schwingen durchführt, den ein Ballon in die Lüfte führt, so kann die Kritik nur schweigen.

Wien, Auguſt.

Kunſtausſtellung.

Selten erſcheint eine Monatausſtellung des neuen Kunſtvereins, worin nicht wenigſtens eines der Werke zugelaſſen würde aus jener ſeltſamen Richtung, welche der Schlendrian als altdeutſche Schule bezeichnet, ohne zu bedenken, daß von einer Schule durchaus nicht die Rede ſeyn kann, wo der Schüler die Fortſchritte und Errungenſchaften ſeiner Zeit mit aller Gewalt verleugnet, um zu einem längſt überwundenen Standpunkt zurückzukehren. Ein ſolches Beſtreben iſt keine Schule, ſondern Manier in des Wortes übler Bedeutung, und derlei altdeutſche Bilder, die einen gewaltſamen Rückſchritt bezeichnen, ſollten die Thüre der Ausſtellung unbedingt verſchloſſen finden. Wir hegen darum fürwahr nicht mindere Achtung für den großen Albrecht Dürer, für Lucas Kranach u. a. m. Dieſe Meiſter aber waren Kinder ihrer Zeit, ſie malten, wie ſie es verſtanden, nach den Anforderungen ihrer Mitlebenden in ihrem Vaterlande, und wenn Dürer in ſeinen reiferen Mannesjahren ſagte: „Ich will nicht wälſch malen, ſondern deutſch," ſo war er eben in dem Wahn befangen, daß er mit den dürren Beinen und den eckigen Bewegungen ſeiner Geſtalten zugleich ſeine Nationalität aufgeben müßte. Dieſer Ausſpruch gibt den Enkeln nach drei Jahrhunderten kein Recht, die Mängel der Dürer'ſchen Zeit für die eigentlichen Merkmale der deutſchen Kunſt zu erklären, und deßhalb müßte ein Maler, welcher die Fortſchritte der Kunſt ſeit drei Jahrhunderten plötzlich über Bord wirft, mit ſeinen Mißgeburten nicht da zugelaſſen werden, wo es ſich darum handelt, den ſtrebſamen Künſtlern der neuen Zeit die Rennbahn zu öffnen. Nachteulen und Käuzlein gehören bei Tag in Mauerlöcher und hohle Bäume und dürfen ſich im hellen Sonnenſchein unter andern Vögeln nicht ſehen laſſen. — Wir erblicken dießmal in der Ausſtellung zwei ſolche Käuzlein, und nehmen um ſo mehr Anſtoß daran, als kein großartiges Kunſtwerk von überwältigender Bedeutung die Aufmerkſamkeit feſſelt und die Zahl der Bilder über dem Nullpunkt ziemlich beſchränkt iſt. Zu Führichs Bild „Ruth und Boas" findet ſich allerdings noch manches, was den Beſchauer anzieht, beſonders wenn er, jedem Anſpruch geſchichtlicher Anſchauung zu Gunſten des Malers entſagend, die kindiſche Auffaſſung gelten läßt. Die Geſtalten ſind richtig gezeichnet, von leichter lebendiger Bewegung, mit ausdrucksvollen Geſichtern; die Landſchaft gefällt, Farbe und Licht ſind verſtändig angewendet. Und vollends iſt das Bild ein Meiſterwerk im Vergleich zum „Pfingſtfeſt" von L. Schnorr von Karolsfeld (welchen der Leſer nicht mit dem berühmten Schnorr verwechſeln möge). Dieſes Pfingſtfeſt überbietet alles, was in dieſer Art noch jemals geleiſtet ward, und hoffentlich hat es der Prüfungsausſchuß nur darum zugelaſſen, um an einem lebendigen Beiſpiel zu zeigen, wie weit auch ein urſprünglich begabter Künſtler ſich verirren kann, wenn er den Pfad der Natur und der Wahrheit verläßt, um die Fehler und Unvollkommenheiten der Vorfahren nachzuahmen. Gebe Gott, daß dieſes Beiſpiel auf die Jüngeren wirke, von denen mancher nicht wiſſen mag, daß Schnorr vor etwa drei Jahrzehnten ein tüchtiger Meiſter war und zu Großem beſtimmt ſchien. Vor allem aber dürfte der Ausſchuß fürderhin die Nachſicht nicht mehr bis zum Aergerniß treiben. Für heute möge es mit dieſen Andeutungen genug ſeyn. Jetzt erholen wir uns mit der Betrachtung einiger mehr oder minder gelungenen Gemälde, die uns in irgend einer Weiſe durch den Gegenſtand ſelbſt oder um der Ausführung willen anſprechen. Die Erinnerung geht hier an der Hand des gedruckten Verzeichniſſes und trifft gleich auf die „Bilderſtürmer" von Herbſthoffer in Paris. Eine Rotte von wilden Geſellen, gutgetroffene Freiſchärler aus dem Jahr 1848, iſt mit der Verwüſtung und Plünderung einer Kirche beſchäftigt. Die Tracht der Rotte verſetzt uns in das ſechzehnte Jahrhundert, doch erſcheinen leider die Gewandſtücke zu ſauber und neu und erinnern dadurch an die Studien vor dem Gliedermann, welchen der Theaterſchneider aus den Vorräthen der Garderobe verſehen. Rahls Wahrſagerin; eine italieniſche Gruppe voll von Leben und Wahrheit. Vater und Mutter laſſen ihrem Kind von einer alten Hexe aus der Hand wahrſagen. Der Künſtler mag das ſo geſehen haben und hat es glücklich wiedergegeben. „Nach dem Hagelwetter," von Heckel in München; eine gut erzählte Dorfgeſchichte. Eine Bauernfamilie betrachtet die Verwüſtung, welche der Hagel eben angerichtet hat, und die verſchiedenen Abſtufungen des Schmerzes ſind dem Maler ausgedrücken wohl gelungen, von dem ſorgenvollen Kummer des Hausvaters und der lauten Verzweiflung des jungen Weibes bis zu der unbefangenen Sorgloſigkeit des kleinen Mädchens, das barfuß und im Hemd neben dem verwüſteten Kornfeld an einem großen Stück Brod nagt. Das Haus der Lords im neuen Parlamentsgebäude zu London; ausgezeichnete Architekturmalerei von Geniſſon in Löwen, und als Zugabe noch dazu eine niedliche Darſtellung der Eröffnungsfeier durch die Königin. Die Figuren halten gerade das rechte Maß; ſie beleben den Bau, ohne die Aufmerkſamkeit vom Hauptgegenſtand abzuziehen. Das „Forſthaus im Walde," von Klein in Düſſeldorf; grüne Romantik. In einem hübſchen Waldthal ſteht unter den Bäumen halb verſteckt das alterthümliche Gebäude, und wer es ſieht, möchte dort einkehren. Eine „Marine" (zu deutſch: ein Seeſtück), von Meyer im Haag, gehört zu den vorzüglichſten Stücken der Auguſtausſtellung, vor allem durch die Durchſichtigkeit und die lebendige Bewegung der ſmaragdenen Wogen. Von dem Genfer Calame treffen wir noch ein paar meiſterhafte Landſchaften, die ſchon im Juli ausgeſtellt waren. Gisbert Flüggen in München verſetzt uns in das Innere eines Waldſchlößchens. Ein junger Forſtmann hält vergnügt

ſein Kind vor ſich hin, und an ſeine Schulter lehnt ſich die glückliche, vom Wochenbett noch ſchwache Mutter. Das Bild heißt „Vaterfreude,“ aber die Mutter freut ſich noch mehr und glücklich iſt der Gegenſatz der väterlichen und mütterlichen Liebe wiedergegeben. Die Geſtalten ſind vortrefflich, namentlich rührend aber die ſchöne junge Mutter in der Verklärung ihrer Liebe und ihrer körperlichen Schwäche. Glücklich iſt auch das Beiwerk ausgeführt, nur hat darin der Maler einen kleinen Bock geſchoſſen; er gibt nämlich ſeinem Förſter die Tracht unſerer Großväter, oder wenigſtens verſucht er im Schnitt des Gewandes eine Annäherung an den Rococoſtyl; aber der Kopf des Mannes mit dem modernen Vollbart gehört den jüngſten Jahren. Das iſt eigens zu erwähnen, weil ſehr viele Maler unſerer Zeit in denſelben Fehler verfallen. Zum Schluſſe ſey noch „die Ruhe der Schnitterin“ von Ranftl, einem Wiener, erwähnt. Das Bild iſt eines der weniger bedeutenden dieſes Künſtlers, aber Ranftl iſt der Maler des niederöſterreichiſchen Bauernthums in ſeiner anmuthigen Form, welche durch das weibliche Geſchlecht vertreten wird. Das handſame Deandl in ſeiner ganzen naturgeſchichtlichen Miſchung von Anmuth und Derbheit ſtellt euch keiner dar wie Ranftl, und wir reden gelegentlich wohl mehr von ihm, wenn er einmal wieder ein tüchtiges Werk vom Stapel gelaſſen hat.

Aus der Westschweiz, August.

II.

Das schweizerische Sängerfest zu Basel.

Das schweizerische Sängerfest ist der demokratische Zwillingsbruder unseres als eingefleischter Aristokrat stark verschrienen schweizerischen Musikfestes. Es ist aber dem eidgenössischen Gesangfest begegnet, was so manchem andern glücklichen Demokraten. Kaum erfreut es sich seiner Popularität, so wird ihm auch schon zugerufen: „selber Aristokrat!“ Und die singenden Schulmeister meinen, das Liederfest mit seinem Prunk, welches bald an diesem, bald an jenem Ende der Schweiz gefeiert wird, sey schon gut für den reichen Städter, der zu Wagen hinzufahren vermöge; der wahre demokratische Volksgesang gedeihe aber eigentlich bloß bei den Dorf-, bei den Bezirks- oder höchstens bei den Kantonalgesangsfesten.

Der Festzug der vereinigten Sänger, welcher sich Sonntags den 11. Juli vom Münsterplatz zu Basel in Bewegung setzte, um die Straßen der Stadt zu durchziehen, war gegen zweitausend Mann stark und führte fünfunddreißig verschiedene Fahnen. Bis die Sänger am eigentlichen Festorte, dem Petersplatz, angelangt sind, will ich Ihnen mit kurzen Worten den Mechanismus eines solchen eidgenössischen Sängerfestes deutlich zu machen suchen. Ist einmal der Vorort bestimmt, dessen Sänger die Rolle der Wirthe beim nächsten Feste übernommen haben, so wird vor allem ein regierendes, verantwortliches, mit ausgedehnten Vollmachten versehenes Comité gewählt. Dieses Comité beginnt damit, die Gesangvereine in der Nähe und Ferne zur Theilnahme am bevorstehenden Fest einzuladen. Jene „Liedertafeln,“ „Männerchöre,“ „Sängerbünde“ u. s. w., welche am „Wettgesange“ theilzunehmen wünschen, haben dem Comité ihre Absicht bei Zeiten anzuzeigen und das Gesangstück zu bezeichnen, welches sie zu ihrem Vortrag ausgewählt haben. Nach den „Wettgesängen,“ gewöhnlich am zweiten Tage des Festes, werden die „Chorgesänge“ aufgeführt. Diese werden vom Centralcomité bestimmt, den theilnehmenden Vereinen angezeigt und von ihnen zu Hause eingeübt. Unterdessen hat das Centralcomité sich in eine Menge von Zweigcomité's getheilt. Dem einen liegt ob, die Festbauten zu leiten und den Festplatz zu dekoriren; das Wirthschaftscomité muß für gehörige Speisung und Tränkung der erwarteten Gäste sorgen; das Quartiercomité soll zusehen, daß jeder sein anständiges Bett bekomme; das Policeicomité ist zur Handhabung der guten Ordnung und des Anstandes bestellt. Doch genug hievon. Lassen wir die Herrn Comitémitglieder in ihren schwarzen Fräcken und den bunten Bändern um den linken Arm im Schweiße ihres Angesichts hin- und herrennen und kehren zur Peterskirche zurück, wo sich bereits vierzehn Gesangvereine zum Wettgesange aufgestellt haben. Ihr angewiesener Platz ist im Chor der Kirche. Das Schiff ist mit zuhörendem Publikum gefüllt. Im Hintergrund auf der Emporkirche sitzen die Kampfrichter. Das Loos hat zum voraus die Reihenfolge bestimmt, in welcher die wettkämpfenden Vereine auftreten sollen. — „Harmonie von Zürich“ — ruft eine Heroldsstimme und die „Harmonie“ von Zürich tritt vor, stellt sich auf und beginnt ihren Gesang. Ungesehen und ungestört lauschen hinten die Merker, fünf gesangkundige Männer, Karte und Stift in der Hand. Beim leisesten Fehler, welchen das geübte Ohr der Kampfrichter erlauscht, setzen dieselben dem Namen des wettsingenden Vereins einen Punkt bei. — Die Harmonie von Zürich ist mit ihrem Lied zu Ende und tritt ab; der Herold ruft: „Liedertafel von Bern,“ und wieder spitzen die fünf Merker ihre Ohren und nicht minder ihre Stifte, um die fatalen Punkte zu zeichnen. So geht es fort unter fortwährend gespannter Aufmerksamkeit des Publikums, bis sämmtliche vierzehn wettkämpfende Vereine die Probe bestanden haben. Schließlich werden die Punkte, welche je einer der konkurrirenden Sängervereine von jedem der Kampfrichter erhalten hat, zusammengezählt. Wer die wenigsten hat, erhält den ersten Preis, wer mit den meisten gefegnet ist, muß hintenan stehen. Das solchermaßen erzielte Urtheil der fünf Kampfrichter wird nicht motivirt und ist inappellabel; es gilt gleich dem Wahrspruch einer Jury.

Daß es bei der Preisvertheilung auch lange Gesichter gab, kann man sich denken. Die Künstler und insbesondere die Tonkünstler sind eben ein besonderes Völkchen, welches sich nicht gern einem andern Marschallsstab als dem Taktstock unterordnet. Zum Glück war die Zahl der Preise jener der wettkämpfenden Vereine gleich; es waren nämlich sechs „gekrönte“ Preise, vier „Ehrenpreise“ und vier „Ehrengaben zur Aufmunterung.“ Der „Harmonie“ von Zürich mochte zwar jedermann den ersten Preis als wohlverdient von Herzen gönnen; sie wählte sich eine prachtvolle Sängerfahne aus, welche die gesangfreundlichen Damen von Basel mit eigenen schönen Händen gestickt hatten und der das Gastgeschenk des schweizerischen Sängerbundes, ein schöner silberner Pokal, beigegeben war. Aber mancher, der sich mit einem „Ehrenpreis“ begnügen mußte, glaubte sich um einen wohlverdienten „gekrönten“ verkürzt. Da wurde denn im ersten Aerger manche spitze Rede laut. Die Kampfrichter, sagten die einen — in ihrer Mehrzahl Deutsche — hätten jene Gesangvereine begünstigt, welche von deutschen Direktoren geleitet würden. Es hätten, wollten die andern wissen, einem gewissen Vereine

vier Preisrichter nicht mehr als je einen Punkt gegeben, der fünfte Merker habe dann aber denselben Verein mit einer vollen Lage von sechsundzwanzig Punkten in den Grund gebohrt. Erstere Behauptung widerspricht schon dem deutschen Nationalcharakter, auf welchen das Sprüchwort, es hacke keine Krähe der andern die Augen aus, keineswegs paßt; letztere klingt nicht minder unwahrscheinlich. Frauenzimmer und Künstler sind eben im Punkte der Eitelkeit äußerst kitzliche Erdenkinder.

In aller Schnelligkeit ward am ersten Festtag dann noch eine Hauptprobe der „Chorgesänge" gehalten. Die Aufführung derselben fand am zweiten Festtage ebenfalls in der Peterskirche statt. Es ist von tief ergreifender Wirkung, zweitausend schöne, volle, kräftige Männerstimmen zu einer einzigen Tonmasse vereinigt in rhythmischer und melodischer Strömung über sich wegbrausen zu lassen. Musikdirektor Reiter in Basel erwarb sich durch seine sachverständige Leitung dieser Chorgesänge, was kein leichtes Stück Arbeit war, die allgemeinste Anerkennung. — Der Löwe des Festes war unser Sängernestor, Schnyder von Wartensee, welcher trotz des Novemberschnees auf seinem Haupte doch stets noch in freundlichster Mailaune lächelt, wo Schweizersöhne im Namen der edlen Musika versammelt sind. Die launig gemüthliche Rede, mit welcher er das Urtheil des Kampfgerichts eröffnete, brach schon von vornherein dem Stachel die Spitze, an welcher sich die Eitelkeit dieser oder jener sich zurückgesetzt glaubender Sänger hätte ritzen können. Er begrüßte in derselben die Wettsänger als Krieger, die aus der Schlacht zurückkommen. Ihre Feinde seyen die Noten gewesen. Aber nicht jene, welche deren recht viele umgebracht, würden hier als Sieger gekrönt, sondern umgekehrt: wer sie alle am Leben gelassen, der sey hier der erste Held; wer aber die meisten in den Sand gestreckt, der sey der geschlagene. Es solle jedoch deßhalb keiner empfindlich oder verdrießlich werden. Man rede den Musikern sonst schon nach, sie hätten gern „Händel." Deßhalb sollen sich die Sänger die Sprüche wohl zu Herzen nehmen: Wir wollen seyn ein einig Volk von Brüdern, — und wollen auch bleiben ein einig Volk in Liedern.

Wäre trotz dem noch irgend ein Mißklang in den Herzen geblieben, er hätte sich unter den Bäumen des Petersplatzes lösen müssen, wo die Festhütte erbaut war, in welcher sich die Sänger zum Bankette versammelten; er hätte sich nothwendig im allgemeinen Einklang lösen müssen, welchen das tausendfältige Aneinanderstoßen der Gläser hervorbrachte, die von den gastfreundlichen Baslern mit keineswegs verächtlichem Naß gefüllt wurden. Im Vorbeigehen gesagt, besitzen die Basler äußerst werthvolle Flaschenbibliotheken, in welchen sich als besonders erwähnenswerth sehr alte Originalausgaben des geistreichen und blumenreichen Autors, der unter den Gelehrten unter dem Namen „Markgräfler" bekannt ist, befinden — wahre Incunabeln! Auch sind sie, da sie sehr viele Doubletten besitzen, durchaus nicht zurückhaltend damit, wenn es gilt, die Ehre ihrer Stadt zu retten. Wir können deßhalb nicht glauben, daß sich Schnyder eine spitzige Anspielung auf den periodischen Trommlerwahnsinn der Basler erlaubt habe, als er sprach, es habe sich auch an diesem Feste bewährt, daß die Schweizer mehr Sinn für den Rhythmus und Takt hätten als für die Harmonie. Dieser Ausspruch trifft nicht nur die Basler, sondern die Schweizer überhaupt. Redet man ihnen ja nach, sie seyen die Erfinder der Trommel, und wie mancher Sohn unserer Berge folgte schon dem rhythmischen Schalle dieses schweizerischen Lieblingsinstruments, um seine Knochen in irgend eines fremden Herren Lande bleichen zu lassen! — Daß aber die edle Kunst des Gesangs durch unsere Liebhaberei für die Trommel nicht völlig erdrückt wird, das haben denn doch wieder die Schweizersänger in Basel bewiesen, wovon Ihnen die Repräsentanten des schwäbischen Sängerbundes, deren Fahne als willkommener Gast in Mitte der Schweizerfahnen flatterte, unparteiisches Zeugniß ablegen mögen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 37. 12. September 1852.

— Amor patriae laudumque immensa cupido.
Virgil.

Aus Irland.

I.

Eine meiner Dubliner Freundinnen, welche ihre Jugendjahre an dem Fuße der Collonhöhen hingebracht hatte, ſprach wiederholt mit ſo vielem Intereſſe von der Melliſont-Abtei, daß ich eines ſchönen Tages beſchloß, einen Ausflug in jene Gegend zu machen. Drogheda, das ein »jaunting car,« dieſes alt nationale Fuhrwerk, noch vor zwanzig Jahren mit Mühe und Noth in drei Tagen erreichte, iſt jetzt, um in dem Geiſte eines ächten Erinſohnes zu ſprechen, der gern mit grellen Farben malt und deſſen lebhafte Phantaſie ſich in die weiteſte Ferne goldene Brücken baut, faſt eine der Vorſtädte Dublins zu nennen, und da ich das Glück hatte, anſprechende Reiſegefährten zu finden, hatten die Stunden, mit Hamlet zu reden, »wings as swift as meditation or the thoughts of love.«

Neben mir ſaß ein Kaufherr aus Cork, der in Geſchäften nach Armagh eilte; uns gegenüber hatten zwei Schottländer Platz genommen, welche der Hauptſtadt der ſmaragdgrünen Inſel einen kurzen Beſuch abgeſtattet hatten und jetzt auf der Heimreiſe begriffen waren. Sie ſprachen mit Entzücken von ihrem Aufenthalt in Dublin, glaubten aber doch, Edinburg verdiene den Vorzug vor der alten Dubiona, und da auch London mit in die Vergleichung hereingezogen wurde, fehlte es der Unterhaltung weder an Mannigfaltigkeit noch an Intereſſe. Der Irländer gab zu, daß die Hauptſtadt ſeines Vaterlandes „einiges“ zu wünſchen übrig laſſe, deſſen London und Edinburg ſich rühmen könnten. „London,“ ſagte er, „ſtrotzt von Leben und Thätigkeit; es iſt der Elephant der Städte, das Geſchäftsbüreau der alten und neuen Welt, und in der verhältnißmäßig kleinen, winklichen, verräucherten, unſcheinbaren City wohnt eine Macht, deren Einfluß ſich über die fünf Theile unſeres Erdballs ausdehnt. Edinburg iſt eine prachtvolle, in einen eigenthümlichen romantiſchen Zauber gehüllte Stadt; der Reiz der iriſchen Hauptſtadt aber iſt vorzüglich in ſeiner wundervollen Umgebung zu ſuchen. London iſt ein buntes Genrebild, deſſen reiches Detail den Blick verwirrt, ermüdet; Edinburg iſt ein ſchönes altes Gemälde mit neuer glänzender Staffage; Dublin iſt ein Bild von weit einfacherem Charakter als London, von weit prunkloſerer Art als Edinburg, harmoniſcher in ſeinen Theilen, ſanfter in ſeiner Färbung, wohlthuender, behaglicher, wenn ich ſo ſagen darf, in ſeinem Geſammteindruck; der Hauptreiz von Dublin iſt jedoch in ſeinem Rahmen zu ſuchen. Es gibt kaum eine Stadt in der Welt, welche ſich der Mannigfaltigkeit und

Schönheit der Scenerie, die Dublin umgibt, rühmen könnte."

Die Schottländer haschten nach einer Gelegenheit, um ihre Salisbury Crags und die lieblichen Landschaftsgemälde am Firth of Forth in die Wagschale zu legen; auch ich gedachte Richmond und Highgate und dem Zigeunerdörfchen Norwood und ſo manchem ſchönen Fleck in der Nähe von London das Wort zu reden; allein die Beredſamkeit eines Irländers iſt reißend, rauſchend, unerſchöpflich, wie der Niagarafall, und die Lunge unſeres Reiſegenoſſen arbeitete mit vierundzwanzig Pferdekraft. Er fuhr fort: „Sind Sie Freunde von Flußſcenerien? Da iſt der Liffey, der Bray, der Dodder, der Tolca, das Nanny-Water — alle unendlich verſchieden und alle gleich ſchön. Lieben Sie einſame Bergthäler? O, eilen Sie nach Glen-Cullen, nach Glen-dubh, nach Glen-asmol; Theokrits Arkadien bietet nichts idylliſcheres, als dieſe Glens mit ihren rauſchenden Quellen, ihren harfenirenden Waſſerfällen, ihren ſmaragdenen Wieſenſtreifen und den maleriſch übereinander geworfenen Felsſtücken. Aber Sie ziehen vielleicht einen ſtillen Bergſee vor, welcher da von duftigem Gebüſch eingefaßt, dort von Eichen und Lärchen umſchattet iſt, und in dem der tiefblaue Himmel ſich ſpiegelt: nun, da iſt Lough Bray zur Hand, dieſer iriſche Remiſee, dieſes hiberniſche Bad der Diana. Vielleicht ergehen Sie ſich gern in den kühlen Schatten der Waldbäume, in deren Kronen ſich die Winde wiegen, in deren dunkelm Laub die Waldgeiſter ihre Aeolsharfen hören laſſen? Wohlan, wo immer Sie die üblichen Stadttheile verlaſſen, winken die wogenden Waldwipfel Sie zu ſich heran und laden Sie in ihre Schatten ein. Wollen Sie die freie, friſche Luft aus erſter Hand in ſich athmen, wollen Sie Ihr Auge auf dem glänzenden Grün der weiten Au, in fernſter Ferne von dem blauen Meer und den blauen Bergen umfranzt, ergehen laſſen, dann durchſtreifen Sie die „heerdennährenden" Ebenen von Fingal nördlich von Dublin. Wahrhaft prachtvoll ſind die Küſtenſcenerien in der unmittelbaren Nähe unſerer Hauptſtadt, das mit Villen beſäete Ufergland der ſchönen Bai, das Geſtade von Howth und Killiney, die maleriſchen Inſelklippen von Dalkey und Irelands Eye."

In dieſer Weiſe führte uns der redſelige Herr von einem anziehenden und charakteriſtiſchen Punkte in den Umgebungen Dublins zu den andern; er ließ uns hier ein Boot beſteigen, um die romantiſche Küſte von Howth mit ihren Klippenvorſprüngen, ihren einſamen Buchten, ihren nadelartig emporſteigenden Felſenpartien näher in das Auge zu faſſen; dort jagten wir in einem »jaunting car« hügelauf, hügelab, um den zauberreichen Bergſee Lough Bray, oder die ſonnige Höhe des „Zuckerhutes," oder einen der drei Gipfel des Vorgebirgs von Killiney zu erreichen. Dann ging es im Flug in die Stadt zurück, durch die Vorſtädte, über die Brücken, in den Phönixpark, von dem aus Dublin mit der iriſchen Rialto- (Sarah-) Brücke im Vordergrunde ſich allerdings ſehr zu ſeinem Vortheil ausnimmt, und durch die belebten Straßen, unter denen Sackvilleſtreet den Redner am längſten feſſelte, und zwar mit vollem Rechte, denn es dürfte kaum in irgend einer Stadt der Welt eine glänzendere Straße gefunden werden. Zunächſt kamen die merkwürdigſten Gebäude der Stadt an die Reihe, und wir hatten eben die düſtern, kloſterartigen Gänge von Trinity College betreten, als der Wagen hielt, der Schlag ſich öffnete, und die Worte: „Drogheda, Sir," mit einem ſo beeillen Ungeſtüm an mein Ohr ſchlugen, daß ich faſt vergeſſen hätte, meinen Reiſegenoſſen Lebewohl zu ſagen, und dem redſeligen Herrn für ſeine eben ſo intereſſanten als graphiſchen Mittheilungen, von denen mir einzelne ſpäter ſehr zu ſtatten kamen, auf das herzlichſte zu danken.

Nachdem ich Regenſchirm und Reiſetaſche in dem neuen Gaſthauſe am „Sonntagsthor" abgegeben hatte, nahm ich eben ſo raſch wie Cromwell zweihundert Jahre früher Drogheda im Sturm. In dem erſten Laden, welchen ich betrat, um mir ein Bleiſtift zu kaufen, überzeugte ich mich ſogleich, daß Macauley ſeine Nachrichten über den Charakter Cromwells nicht aus dem Munde der Bewohner von Drogheda geſchöpft hat, denn mein Schreibmaterialienhändler ſchilderte mir den Mann ungefähr ſo, wie der »rugged Pyrrhus« im Hamlet erſcheint. Ich glaubte anfangs, der Mann, der überhaupt kein „Sachſenfreund" zu ſeyn ſchien, male nach iriſcher Weiſe mit grellen Farben; ich überzeugte mich jedoch ſpäter, daß der Protektor hier „blutiges Spiel" getrieben, und wie mein Gewährsmann ſich ausdrückte, »the bab in his mother's womb« nicht verſchont hatte. Der Mann ſchilderte die Greuelthaten der Cromwell'ſchen „Heidenſchaar" ſo lebendig, als wäre er dabei geweſen. „Wir hatten," ſchloß er ſeinen Bericht, „das Sündenvolk zweimal zurückgeworfen, da trat der Antichriſt ſelbſt an die Spitze ſeiner Teufelsbande und warf, was er nicht mordete, oder in der Kirche von St. Mary verbrannte, in die Wellen des Boyne, welcher an dieſem Tage tauſend und tauſend chriſtliche Leichen in die See ſpülte. Der Herr kann heute noch Spuren von der Anweſenheit unſeres Exfeindes in der unmittelbaren Nähe der Stadt ſehen. Die ſtarken Mauern, welche Drogheda umgürteten, die prachtvollen Thore, welche in die Stadt führten — wo ſind ſie? Von jenen ſieht man da und dort noch epheuumranktes Getrümmer, von dieſen iſt nur das von St. Laurenz übrig, und wir halten dieſes Denkmal heilig, da es eines der wenigen iſt, die aus einer Zeit ſtammen, wo Irland frei und glücklich war und die Künſte und Wiſſenſchaften pflegte, während England noch einer Wildniß glich."

Ich drückte dem feurigen Iren mein Bedauern aus, ſo unerfreuliche Erinnerungen in ihm geweckt zu haben, bezahlte mein Bleiſtückchen und war im Begriff mich zu entfernen, als er, zwei Worte in das anſtoßende Stübchen flüſternd, ſeinen Hut aufſtülpte und mir mit der gutmüthigen Höflichkeit, die den ächten Celten charakteriſirt, ankündigte, er wolle mich ein kleines Stündchen durch die Straßen ſeiner Vaterſtadt begleiten. „Mehr werden wir," ſetzte er hinzu, während wir der zur Brücke führenden Hauptſtraße entgegen ſchritten, „nicht brauchen, um die Merkwürdigkeiten Drogheda's in Augenſchein zu nehmen." Da ich in der ſehr eleganten und belebten Hauptſtraße faſt ausſchließlich iriſch reden hörte, mein Begleiter auch ſeine Bekannten in der Landesſprache begrüßte und eben ſo von ihnen begrüßt wurde, drückte ich mein Erſtaunen aus, in ſo geringer Entfernung von Dublin, wo ich in den Straßen faſt nur engliſch ſprechen hörte, und in einer Stadt, welche in unmittelbarem Verkehr mit der Weſtküſte von England ſteht, die Nationalmundart zu vernehmen. „Drum iſt der Herr," ſagte mein Führer, „hier auch in Irland, während er zu Dublin in England iſt. Der Dubliner will ein Engländer ſeyn; er ſchämt ſich ſeiner armen Brüder und ihrer Sprache; er blickt auf ſeine Landsleute wie auf Knechte und Sklaven nieder, während er ſich vor dem hochmüthigen, ſelbſtſüchtigen Sachſen demüthig beugt und um ſeine Gunſt buhlt. England wäre nicht, ſo fern dieß überhaupt der Fall iſt, Herr der grünen Inſel, wenn nicht tauſende ihrer Söhne Verrath an dem Vaterlande geübt hätten; unſere ſchöne Mutterſprache würde nicht aus Kirchen und Schulen, aus Gerichtshöfen und öffentlichen Verſammlungen verdrängt worden ſeyn, hätten nicht Kinder unſeres heiligen Landes, von Ehrgeiz geblendet, von der Gunſt des Sachſenhofes berauſcht, die Sprache unſerer Väter, unſerer Könige, unſerer Dichter und unſerer Heiligen für ein gemeines Bauernidiom erklärt und ſie aus den reichen Küſtenſtädten in die einſamen Thäler, aus den Palaſten in die Hütten gedrängt, um ſie zuletzt mit den ächten Iren über unſere Berge, über unſere Ströme, über unſere Seen auf das rauhe, felſige Weſtgeſtade der Inſel und von da über das Meer zu treiben. Die Sachſen haben uns unſere Selbſtſtändigkeit, unſere Sprache, unſere Religion verkümmert, unſern Handel an ſich geriſſen, unſere fruchtbaren Gefilde geraubt oder erſchachert, und wir ſollen demüthig den Fuß küſſen, der uns in den Abgrund ſtößt!"

Mein Begleiter hätte ohne Zweifel ſeinem Eifer gegen die „Sachſen" noch länger die Zügel gelaſſen, wären wir nicht in den Schatten eines Thores mit einem rieſenhaften Ueberbau getreten, deſſen Anblick ihn an das Amt erinnerte, welches er zu übernehmen ſich erboten hatte. „Dieß iſt das Thor von St. Laurenz," ſagte er, „eines der wenigen Ueberbleibſel aus der guten alten Zeit, deren unſere arme Stadt ſich rühmen kann." Ein Thor dieſer Art, ein ſolche originelle Steinmaſſe war mir noch nie zu Geſicht gekommen. Wer das antike Thor zu Faterone in der Mark Ancona oder den Bogen Trajans zu Benevent geſehen hat und ſich jenes zu ſeiner urſprünglichen Höhe aufgebaut, dieſen ſeines Bildhauerſchmucks entkleidet denkt, der macht ſich eine einſerne Vorſtellung von dem St. Laurenzthor zu Drogheda. Die Durchfahrt iſt hoch genug, um bei einſtiger Anlage einer Eiſenbahn der Dampfmaſchine kein Hinderniß entgegen zu ſtellen; als Wächter ſtehen ihm zwei Thürme zur Seite, welche bis zur Höhe des Thores gehen und gerade durch ihre Maſſenhaftigkeit dem nicht minder maſſenhaften Gewölbe einen Anſtrich von leichter Anmuth geben; ſchwere Quaderſteine decken, in Geſtalt von Zinnen, dieſen, wenn ich ſo ſagen darf, erſten Stock des Thorbaus und dienen zugleich als eine Art cyklopiſchen Balkongeländers. Auf dieſer, den alltäglichen Zwecken dienenden und, aus der Ferne geſehen, einem altmodiſchen Parkthore nicht unähnlichen Unterlage erhebt ſich ernſt und düſter bis zu einer Höhe von mehr denn ſiebzig Fuß der aus maſſiven Quadern aufgeführte und vollkommen erhaltene Ueberbau, welcher zum Schutz des Thores ſelbſt nicht nur, ſondern zur Vertheidigung der Stadt und des Fluſſes beſtimmt geweſen zu ſeyn ſcheint. Es beſteht aus zwei mächtigen runden Thürmen und einem zurücktretenden Mittelſtück, welches die Breite des Thorweges, drei ſchmale Oeffnungen und in der Höhe einen vorſpringenden Bogen hat, welcher den der Durchfahrt vollkommen nachahmt. Die Zinnen, welche das Ganze abſchließen, ſind denen über dem Thorweg ganz ähnlich und zeichnen ſich aus der Ferne faſt arabeskenartig am blauen Himmel ab. Wenn etwas den großartigen Eindruck dieſes edeln Ueberbleibſels aus der Vorzeit ſtört, ſo ſind es die winzigen Häuſer, die wie Zwerge um dieſen Rieſen kriechen; das Auge muß ſich jedoch in Irland an ſolche Extreme gewöhnen, denn ſie treten ihm leider faſt bei jedem Schritt entgegen. Neben den Trümmern des Erhabenen, das die Vorzeit geſchaffen, Angeſichts des prunkenden Schloſſes eines Günſtlings des Glücks, inmitten eines vom Segen des Himmels überſchütteten Thalgrundes ſtehen die Hütten der Armuth und fahle Geſichter, zerlumpte Geſtalten zeigen ſich an der Thüre dem einzigen Aus- und Eingang für Rauch, Wind, Regen und Kälte, ſo wie für die Unbittlichkeit der Gerichtsdiener.

„Drogheda und ſeine Umgebungen ſind reich an alten Denkmälern dieſer Art," ſagte mein Führer, als wir dem nördlichen Theile der Stadt wieder entgegen ſchritten; „ſie gehen aber alle ihrem gänzlichen Verfall entgegen. Da ſpielt die Zeit ihre verwüſtende Rolle,

dort tragen Nachläſſigkeit, Mangel an Aufſicht, Eigennutz und Barbarei die Schuld. Viele unſerer ſtolzeſten Burgen und Klöſter werden bald bloße Schutthaufen ſeyn, da man ſich nicht ſcheut, die prachtvollen Steinhauerarbeiten wegzuſchleppen und zu Neubauten zu verwenden. — Ach, ſehen Sie, Herr, da erhebt ſich der St. Magdalenenthurm oder vielmehr die Ruine deſſelben vor uns. Die Häuſer, welche dieſes edle Denkmal umgeben, erreichen nicht einmal ein Drittheil der Höhe des Portals, oder richtiger, des Durchgangs, denn wahrſcheinlich ſtieg der Thurm in der Mitte der Kirche empor, welche in der Geſtalt eines Kreuzes gebaut war und zu dem anſtoßenden Dominikanerkloſter gehörte. Von der Kirche, von dem Kloſter iſt keine Spur mehr übrig; alles wurde bis auf die Fundamente zerſtört und umgewühlt; nur der Thurm blieb unverſehrt und ſieht düſter auf die alte Stadt und den Boyne und die Umgegend nieder, als zürnte er dem feigen Volke, das ſich ſein Heiligſtes von fremden Eindringlingen rauben ließ. Sehen Sie, Herr, die Stürme von ſechs Jahrhunderten haben, wenn Sie den obern Bau ausnehmen, keinen Stein aus ſeiner Lage gebracht und die Sculpturarbeiten ſind ſo gut erhalten, als kämen ſie eben aus der Werkſtätte der Künſtler, denn ſo kann man mit Recht die Männer nennen, welche z. B. die Cherubköpfe an den Gurten jener gewölbten Decke gebildet haben."

In dieſer Weiſe perorirte mein ſprachſeliger Führer, indem er mich auf ſehr bedenklichen Stufen bis zu dem Treppenanbau empor führte, welcher auf den zweiten Abſatz des Thurmes leitet. Hier ſetzten wir uns auf das Geſims der hohen Fenſteröffnung und mein Auge ſchweifte über die weite, fruchtbare, nördlich von einem Kranze maleriſcher Höhen, öſtlich von einem ſilbernen, aus dem iriſchen Kanale emporſteigenden Duftgürtel begrenzte Ebene, durch welche der Boyne ſeine vom Abendgold überhauchten Wellen dahin wälzte. Tief unter uns ſpannte die Brücke ihre Arme aus, um die zwei durch den Fluß getrennten Stadttheile zu vereinigen, während jenſeits der Brücke bis weit gegen die See hin Schiffe und Boote jeder Größe und Form den ſchönen Boyne belebten und ſich auf ſeinen „goldenen Wellen" wiegten. Der Jrländer, der meinen Blicken folgte, wollte eben, Angeſichts der kaum eine Stunde entfernten flachen Ufer des Boyne, auf denen die berühmte, nach dem Fluſſe benannte Schlacht gekämpft wurde, welche über das Schickſal der ſmaragdnen Jnſel entſchied, ſich in neue jacobitiſche, antiorangiſtiſche Exgießungen verlieren, als ich die ſehr proſaiſche Frage an ihn richtete, ob in Drogheda außer den ſteinernen Ueberbleibſeln und den wilden Sagen von Kampf und Blutbad nichts aus der alten Zeit übrig geblieben ſey, das Erwähnung verdiene. Mein Begleiter begann ſofort, auf die Brücke deutend, ſich ungefähr in folgender Weiſe hören zu laſſen.

„Wir haben ein altes Sprüchwort, das heißt: gan oileamhain, gan mhodh, oder, wer ohne Erziehung iſt, der iſt auch ohne gute Sitten. Dieſes Sprüchwort galt lange von dem jenſeitigen Theile der Stadt, der von einer ſtreit-, raub- und blutſüchtigen Menſchenmaſſe bewohnt war, welche die ganze Umgegend, beſonders aber das „mönchiſche Stadtviertel," wie ſie dieſen Theil von Drogheda nannten, in ſteter Aufregung erhielt. Die alte Brücke war ſehr oft der Tummelplatz der Raufbolde, und da es dieſſeits auch nicht an Hitzköpfen fehlte, waren Mord und Todſchlag nicht ſeltene Vorkommniſſe. Die gegenſeitige Erbitterung hatte ſich zu einer bedenklichen Höhe geſteigert, als ein Mönch aus dem Kloſter zur h. Maria Magdalena, von dem jetzt nur noch dieſer Thurm übrig iſt, am Frohnleichnamfeſte die Bewohner beider Stadttheile in die Stiftskirche von St. Peter einlud und eine ſo eindringliche Predigt hielt, daß eine vollſtändige Verſöhnung und Verbrüderung der Bürger von dieſſeits und jenſeits erfolgte; der Erzbiſchof von Armagh, welcher ſeine Reſidenz hier hatte, war über dieſes Ereigniß ſo erfreut, daß er am 12. December 1412 die ganze Bevölkerung von Drogheda zuſammenrief und den neuen Bund feierlich einſegnete. Von dieſer Zeit her ſchreibt ſich die eigentliche Verbindung der zwei Stadttheile, denn früher hatte jeder derſelben ſeine eigenen Behörden und nahm die Bezeichnung „Stadt" für ſich allein in Anſpruch. Die Erinnerung an dieſen Zwiſt und dieſe Verbrüderung nun wird bis heute an jedem Faſtendienſtag durch einen burlesken Maskenzug lebendig erhalten. Der Mayor von Flea-lane, eines der ärmlichſten Gäßchen in der Vorſtadt drüben, kommt auf einem bunt herausgeputzten Eſel, von ſeinen Sheriffs, Bailiffs und andern ſtädtiſchen Bedienſteten umgeben, welche ſämmtlich die Jnſignien ihrer Würde tragen, über die Brücke; voran ſchreitet eine Muſikbande, von vermummten Burſchen umſchwärmt, welche große Blaſen an fünf bis ſechs Ellen langen Stangen gebunden haben und dem Zuge den Weg bahnen, die Zuſchauer auch nöthigen, dem „gnädigen Herrn Mayor" die gebührende Achtung zu beweiſen; dann folgt »the bough,« eine Art Thronhimmel von Fichtenzweigen, in welchen künſtliche Blumen verflochten ſind und in deſſen Schatten der angebliche Mayor reitet; den Schluß des Zugs bildet die lärmſelige Jugend, welche um Millmount wohnt, theils in Stroh, theils in Alteweiberlappen gehüllt. Während dieſer Zug die Hauptſtraßen durchwandert und in den beſſern Häuſern klingende Beiſteuer zu dem Feſte erhebt, kommt der dieſſeitige Mayor mit gleichem Geleite durch das St. Laurenzthor in die Stadt, läßt durch ſeine in abgelegte Soldatenkleider gehüllte Garde die herkömmliche Steuer erheben

und zieht dann seinem „Bruder Mayor“ entgegen, wo die Blasenbursche zum Ergötzen der Müssiggänger und Kinder ein Scherzgefecht aufführen, sich dann auf das „Chordfeld“ außerhalb des St. Laurenzthors begeben und mit Hülfe des gesammelten Geldes den Abend in Lust und Wonne hinbringen.“

Die Sonne lehnte ihre glühheiße Wange an den Rand einer Felsklippe, die plötzlich in Flammen aufzugehen schien, sich aber eben so rasch dunkler und dunkler färbte, als die Purpurkugel hinter ihren Zacken verschwunden war — ein Wink, daß es hohe Zeit sey, von dem Thurme niederzusteigen. Auch hatten wir den Treppenanbau kaum hinter uns, als wir uns da, wo der gefährlichere Theil des Abstiegs begann, bereits von Schatten eingehüllt sahen und an einigen bedenklichen Stellen statt der Augen die Hände brauchen mußten. Da die Erfindung der Straßenbeleuchtung noch nicht in den Theil der Stadt, in welchem wir uns befanden, vorgedrungen war, nahm ich das Geleit meines freundlichen Führers bis zu dem übrigens ganz nahen „Sonntagsthor“ mit Vergnügen an und brachte ihm am Thore meines „Hotels“ — man ist mit diesem Namen in Irland ziemlich verschwenderisch — meinen aufrichtigen Dank und mein herzliches Lebewohl dar.

Es währte lange, bis die Sonne am nächsten Morgen sich aus den grauen Nebeldünsten, die der dampfende Kanal emporschichte, zu erheben vermochte, und dann kamen von Westen her fliegende Nebelstreifen, welche bald den ganzen Himmel in einen bald durchsichtigen, feuchten, kalten Schleier hüllten. Feuchte Luft ist eine der charakteristischen Eigenthümlichkeiten des irländischen Klimas, während in England die Luft vergleichsweise weit trockener und elastischer ist; dagegen sind Regengüsse in England viel häufiger als in Irland; Erscheinungen, für welche die Naturforscher eine solche Menge Gründe anführen, daß man sich fast der Ansicht hingibt, es fehle nur noch einer, und zwar der richtige. Ungeachtet der verhängten Sonne und der feuchten Luft beschloß ich Drogheda nicht zu verlassen, ohne das Schlachtfeld gesehen zu haben, welches über das Schicksal dieses Landes entschieden hat. Ich ging zuerst an die Brücke hinab, besah mir die schönen Kaien, die bis zu hundert fünfzig Tonnen lastigen Seeschiffe, welche gegen die Ausfuhr lebhaft protestirende Schweine, Getreide, Butter und andere Landesprodukte einnahmen, während andere sich der tausendfachen Artikel entluden, mit welchen die englische Industrie alle Theile der Erde überschwemmt. Ich zählte achtzehn Küstenschiffe von größerem oder geringerem Tonnengehalt, einer Menge kleiner Boote nicht zu gedenken, welche wie Seemöven um jene schwarzen Ungethüme flatterten oder pfeilschnell von Kai zu Kai, von Schiff zu Schiff oder durch die hohen Brückenbogen ruderten. Man ist in Drogheda mit Recht stolz auf den von Jahr zu Jahr sich steigernden Verkehr mit den Hafenplätzen auf der Westküste von England und Schottland. „Was singe John Bull an, wenn ihm Paddy von Drogheda keine Lebensmittel mehr lieferte?“ fragte ein fetter Viehhändler auf dem Kai den Schiffsmeister eines segelfertigen Bootes. „Wahrhaftig,“ versetzte der Mann an Bord lachend, „er müßte Sheffielder Messer, Birminghamer Schiffsnägel und irdenes Geschirr von Worcester essen, Dinge, die er trotz seines guten Magens schwerlich verdauen würde.“ Die betheerte Zuhörerschaft auf dem Deck und im Tauwerk begrüßte den Einfall mit schallendem Gelächter.

Eine halbe Stunde später war es einsam um mich her und nur das Rauschen der Wellen des Boyne unterbrach die Stille, welche ringsum herrschte. Der Boyne ist ein so launenhaftes Ding wie alle andern irländischen Flüsse, um nicht zu sagen wie eine große Anzahl der Bewohner dieses Landes. Ich war schon an verschiedenen Punkten seine Ufer entlang gewandert und hatte mich von seinen Wellen schaukeln lassen, stets aber schien er ein anderer zu seyn. Weit droben, in der Nähe von Dangan, dem Familiensitze des Herzogs von Wellington, schleicht er träg und schlaff zwischen Binsen und hohem Riedgras dahin; wie aus einem Moorsumpf tretend war sein Wasser, mit Dante zu reden, an dessen ächt poetische Schilderung des Styr man hier lebhaft erinnert wird, »buja molto più che persa.« Auch die nächsten Umgebungen sind im Einklang mit dem »tristo ruscello«: auf dem rechten Ufer die Trümmer eines Erelsitzes, von den Flammen schwarz gefärbt, wie der Boyne, und gegenüber eine Lehmhütte mit einem von Stachelbeerhecken eingefaßten Kartoffelläppchen, das eine Familie höchstens vierzehn Tage nährt. Es gibt kaum einen grelleren Gegensatz als der Boyne bei Dangan und der Boyne, welcher seine sonnenhellen, laut singenden Wellen die bald mit dustigem, buntgefärbtem Gesträuch, bald mit stolzen schattigen Waldbäumen besetzten Ufer von Beaupark entlang rollt, oder sich in den zierlichsten Windungen um die Kalkfelsen von Slane schlängelt, oder das stolze Schloß des Marquis von Conyngham zurückspiegelt, oder endlich hier in der Nähe von Drogheda, wo der dustige Hauch des Meeres seine klare Welle zuerst berührt, wo die Flut ihm zuerst entgegen schwillt und die Ebbe ihn im Geleite von Schiffen, Booten, Delphinen und Möven der blauen See rascher zuführt, oder, wie es in dem nun vergessenen Volksliede von der Schlacht am Boyne heißt:

— — — »At Newbridge town,
Where war a glorious battle,
Where James and William staked a crown
And cannons they did rattle.«

Es iſt nicht möglich, auf dem Schlachtfelde, welches ſich, von dem Boyne durchſchnitten, vor mir ausdehnte, den Gedanken an Culloden Muir von ſich abzuwehren. So ähnlich beide Schlachten hinſichtlich der Raſchheit des Angriffs und des eben ſo ſtürmiſchen als glänzenden Sieges der engliſchen Waffen nicht nur ſondern auch in Betracht ihrer Folgen für Schottland und Irland ſind, eben ſo ſehr gleichen ſich die Gefühle, mit welchen der Schotte je nach ſeinem politiſchen und der Irländer je nach ſeinem politiſchen „und“ religiöſen Glauben auf dieſe Schlachtfelder blickt; äußerlich jedoch haben dieſe beiden blutgetränkten Gefilde durchaus keine Aehnlichkeit mit einander. Wenn man Culloden-field überſchaut, gibt man ſich leicht der Täuſchung hin, als ſey die Schlacht erſt in den letzten Jahren geſchlagen worden; man glaubt da und dort Grabhügel, ſelbſt noch Blutſpuren zu ſehen, und der alte einſame Thurm Dalcroß im Hintergrunde des Moors ſcheint für alle Zeiten Zeugniß von den Gräuelthaten des Herzogs von Cumberland geben zu wollen; hier wölbt ſich friſches üppiges Grün — Grün, wie man es nur in Irland ſieht — von Abhang zu Abhag, Newbridge tritt freundlich in das Gemälde herein und mit der eben eintretenden Ebbe jagt eine Menge Boote, über denen die iriſchen Farben flattern, thalab. Dort leben in den Herzen der Verwandten wie in dem Munde des Volks noch hundert und hundert Namen von Männern, die ihr Herzblut auf dem „Muir“ geopfert haben; hier haben hundert und ſechzig Jahre mit ihren tauſendfachen Wechſelfällen und den aufregenden Schickſalen dieſes Landes faſt jede Spur ſolcher Andenken aus dem Gedächtniß des Volks verwiſcht. Boote, Mühlen, Badehäuſer, weidende Rinderheerden, ausgedehnte Hafer- und Kartoffelfelder, von Laubgrün faſt verhüllte Dörfchen und Cottages und nach Oſten hin einige Hochöfen, deren ſchwarzer Dunſt ſich mit dem darüber hinfliegenden Nebel vereinigt — dieß alles deutet darauf hin, daß man hier mit der Vergangenheit abzuſchließen gewillt iſt, während die Schwermuth über „Drumoſſie-muir“ düſter brütet und nur dann und wann eine Schafheerde über die braune Heide zieht.

Die Mittagsſtunde war längſt vorüber, als ich das Sonntagsthor und mein Gaſthaus wieder zu Geſicht bekam. Das ſehr einfache »luncheon« war ſchnell eingenommen, die faſt zu billige Rechnung berichtigt und meine Reiſetaſche zur Hand, als der Wirth, von einer Geſchäftsreiſe zurückkehrend, in das Gaſtzimmer trat und mit der gutmüthigen Neugierde der großen und kleinen Kinder Erins nach dem Woher und Wohin fragte. Als er hörte, daß ich Melliſont zu beſuchen im Begriffe ſey, ſchüttelte er bedenklich den Kopf. „Faſt zu ſpät, Herr, um heute noch alles dort zu ſehen und wieder hieher zurückzukehren,“ ſagte er kurzab. „Ich bin nicht beeilt, Herr,“ erwiederte ich, „und werde, wenn es zur Rückkehr zu ſpät iſt, in der Umgegend der Abtei ein Nachtlager finden.“ — „Im beſten Fall auf Haferſtroh. Nein, Herr, ich rathe Ihnen, morgen früh aufzubrechen, zu Tullgallen einen Knaben mitzunehmen, welcher Ihnen den nächſten Weg zu dem alten Gemäuer zeigt, und nur ſo lange in den Ruinen zu verweilen, als nöthig iſt, um bei guter Tageszeit wieder hier einzutreffen. Es iſt nicht ſehr ruhig in unſerm Lande, die Zelt ſcheint noch ſehr fern, wo man dieß von Irland wird ſagen können, und wenn Hauptmann Nelkenblüthe ſchläft, ſo wacht Hauptmann Mondſchein, der Ribbandboys nicht zu gedenken, welche eine auffallende Vorliebe für die Grenzorte unſerer Grafſchaften haben und zu Melliſont, wie der Herr wahrſcheinlich weiß, mit einem Sprunge aus der Grafſchaft Louth in die Grafſchaft Meath gelangen können.“

Da ich bereits aus Erfahrung wußte, daß man auf irländiſchem Haferſtroh ungemein gut ſchläft, wenn man ſich vom Morgen bis zum Abend herumgetrieben hat; da ich ferner weder mittelbar noch unmittelbar einen armen Pächter um die Mittel ſein jammervolles Daſeyn zu friſten oder um eine Zuflucht gegen Sturm und Regen gebracht hatte, und folglich ein Zuſammentreffen mit dem Hauptmann Mondſchein nichts ſehr fürchterliches für mich haben konnte, da ich endlich, was die „Bandbuben“ betraf, keinen ihrer Freunde verrathen und gegen keinen vor dem Richter Zeugniß abgelegt hatte, warf ich meine leichte Reiſetaſche weit raſcher und ſorgloſer, als meinem Wirthe lieb zu ſeyn ſchien, über und trat meine Wanderung nach Melliſontabtei an.

Aphorismen über den Kunststyl.

VI.

Welchen Weg die Kunst einschlug, um sich stylistisch zu entfalten, welchen geschichtlichen Fortgang ihre Entwicklung hatte, dieß erfahren wir allein an der Hand der allgemeinen Kulturgeschichte. „Alle Entwicklungen, schreibt A. Böckh (Antiquarische Briefe), bilden sich in Styien, was die alten Kritiker Ideen (Formen der Darstellung) nennen; diese sind ein Ergebniß des jedesmaligen Zeitgeistes in seinem Einfluß auf den eigenthümlichen Charakter jeder Gattung, und allerdings zugleich Ergebniß kräftiger Gestalten, welche den Ton angegeben haben, dem viele andere dann folgen.“ Hier entsteht die Frage, ob die uns bekannten Kunstleistungen nicht mit den verschiedenen Racen des Menschengeschlechts in Verbindung gebracht und darnach in Gruppen eingetheilt werden können. Allein hiezu reicht das was an Ueberresten alter Denkmale und durch schriftliche Ueberlieferung auf uns gekommen, lange nicht aus. An sich schon stellen sich der genaueren Bestimmung der physischen Charaktere der einzelnen Menschenarten die größten Schwierigkeiten entgegen; dann aber können doch nur die eigentlichen Kulturvölker in Betracht kommen, deren Zahl in Vergleich zu den Racenbevölkerungen verhältnißmäßig nur gering ist. Auch darauf wird man von vornherein verzichten müssen, die Entwicklung der Kunst nach dem Alter der noch vorhandenen Kunstdenkmäler zu bemessen und nach Jahreszahlen den Einfluß früherer Styie auf spätere abzuwägen; denn gerade über diesen Punkt läßt sich am wenigsten etwas mit Sicherheit ermitteln, und bei manchen Kunstepochen, wie die egyptische und die indische, handelt es sich nicht bloß um Jahrhunderte, sondern um Jahrtausende. Professor Roß hat sogar die griechische Vasenmalerei um Jahrhunderte älter gemacht, als die Archäologen bisher allgemein annahmen; ob mit Recht, mag dahingestellt bleiben. Darum scheint es am angemessensten, die Entwicklung als solche zum Maßstab zu nehmen, wobei es nicht einmal auf die wunderbar verschlungenen Fäden ankommt, welche einen Weltstyl an den andern, eine Nation an die andere knüpfen, deren Entwirrung uns auch dann nicht möglich werden dürfte, wenn die Erde mit noch größerer Freigebigkeit als bisher ihren Schooß austhun und vergrabene Kunstschätze zu Tage fördert.

Ueber die Anfänge der Kunst läßt sich streiten, da selbst wilde Völkerschaften hin und wieder in Stein, Ton und Sprache Erscheinungen zu Stande bringen, welche der Lebensidee nicht geradezu widersprechen. Wirkliche Kunst kann man dieß jedoch nicht nennen. Der geräumige Saal des British Museum zu London, der verschiedenartige Bildwerke von allerlei Völkerschaften enthält, welche erst auf der Grenzscheide einer freien Geistesbildung stehen und das Instinktleben noch nicht hinter sich haben, liefert den unzweideutigsten Beweis, daß man hier noch keine Darstellung wirklichen Lebens, sondern mehr oder weniger Carrikaturen vor sich hat. Gelang es diesen wunderlichen Meistern auch, einem einzelnen Körpertheil, namentlich dem Kopf, einen gewissen Ausdruck von Leben zu geben, so ist in der Regel das übrige so völlig naturwidrig, daß selbst die gewöhnlichste Nachahmung des äußern Objekts als gänzlich verfehlt erscheint. Was die Reisenden uns, leider sehr unvollständig, über die Musik der Wilden berichten, ist weiter nichts als eine monotone und jämmerliche Reihensolge von unmelodischen Tönen, die für das sinnliche Ohr einen gewissen physischen Reiz haben muß, den wir aber nur voraussetzen und nicht erklären können. Der Genuß läuft am Ende auf dasselbe hinaus mit den räthselhaften Verirrungen des menschlichen Gaumens, der Ratten und Spinnen schmackhaft findet. Am geringsten ist die Mimik kulturloser Völker, als ein frischer und unmittelbarer Ausdruck ihrer sinnlichen Empfindungen. Jener nordamerikanische Häuptling, der die Lola Montez in New-York tanzen sah und sie durchaus als Gemahlin in seinen Wigwam einführen wollte, weil sie den Schlachtentanz so vortrefflich tanze, hatte wenigstens Sinn für organische Bewegung. — Die Rede der Wilden nimmt einen bilderreichen und poetischen Ton an, ist aber darum noch keine wirkliche Poesie, weil es ihr an jedem einheitlichen Gedanken und stofflichen Zusammenfassen der bunten Anschauungen und Vorstellungen gebricht. Es ist als hätte man ein Bilderbuch für Kinder vor sich. Ein absoluter Maßstab läßt sich indessen auch hiesür nicht ausstellen, und namentlich zeigen Nationen, die schon einen gewissen Grad von Geisteskultur erlangt haben, im pantomimischen Tanz eine Feinheit und zugleich eine Würde, man möchte fast sagen einen Adel des künstlerischen Sinnes, daß man nur wünschen möchte, wir Kulturmenschen hätten uns dieselbe Keuschheit und Reinheit des Sinnes bewahrt. Die Eingeborenen auf

Java, dadurch auf das Vortheilhafteste von den eingewanderten Chinesen sich unterscheidend, lassen durch liebliche Mädchen Tänze und Pantomimen voll reiner Empfindung und ergreifender Wahrheit ausführen, und dabei wissen sie den Klängen ihres Gamalang oder Glockenspiels einen so herzergreifenden Zauber einzuhauchen, daß der Europäer, obwohl außer Stand, den rothen Faden einer Melodie in unserer Bedeutung des Worts darin zu finden, sich einer mächtigen Erregung seines Gefühls nicht erwehren kann.

Ein einziges Kulturvolk hat Amerika aufzuweisen. Gleichzeitig mit den Mongolen in Asien tritt uns in der neuen Welt die Blüthe zweier, mit einander nicht verbundenen, dennoch einander sehr ähnlichen Völker entgegen — der Peruaner und der Mexikaner. Die Inkas in Peru und die Azteken in Mexiko waren keine Aborigener, vielmehr nach geschichtlich beglaubigten Nachrichten eingewandert, und zwar, wie neuere Gelehrte behaupten, aus Ostasien, so wunderbar dieß auch bei der großen Entfernung beider Welttheile von einander klingen mag. Nachdem A. v. Humboldt, der auch auf diesem Gebiete die Bahn gebrochen, die ersten Vermuthungen aufgestellt, haben von Braunschweig (über die altamerikanischen Denkmäler, 1840) und A. Wuttke (Geschichte des Heidenthums, 1852) alle Wahrscheinlichkeitsgründe zusammengestellt, die es glaubhaft machen sollen, daß wir es hier mit Asiaten zu thun haben. Selbst die Gesichtsbildung der mexikanischen Azteken soll an die Völker Mittelasiens erinnern, deren einige auch die hervorragende Nase und die platt gedrückte Stirne mit den Mexikanern gemein hätten, wobei übrigens bemerkt werden muß, daß man noch heutzutage bei den Eingebornen Guyana's nicht selten ähnlichen Gesichtern mit schön gebogener Adlernase begegnet. Ueberdieß hat man allen Grund, gerade die Plattköpfe zu den Ureinwohnern Amerikas zu zählen. Meines Erachtens müßte vor allem erst der überaus wichtige Punkt aufgeklärt seyn, ob die Azteken und Inkas, wie behauptet wird, zu den Geradzähnern gehörten, und nicht, wie die zahlreichen Indianerstämme Amerikas, zu den Schiefzähnern. Dem mag übrigens seyn wie ihm will; so sehr auch gewisse bildliche Darstellungen auf den Ruinen von Mexiko an Asien erinnern, so kann uns doch, alles genau erwogen, nichts abhalten, bei diesen mittelamerikanischen Völkerschaften einen selbstständigen, von äußern Einflüssen unabhängigen Kunststyl anzunehmen, da das angeblich anderswoher überkommene sich auf Vorstellungen zurückführen läßt, auf die der Mensch unter den verschiedensten Himmelsstrichen verfallen kann. Das Wenige, was an Denkmalen in Südamerika erhalten und untersucht ist, steht im Allgemeinen auf einer niedrigen Stufe der Kunst. Die peruanischen Bauten erheben sich selten über vierzehn Fuß, und wenn sie auch nicht aller und jeder Gliederung und stylistischen Anordnung entbehren, so sind die rhythmischen Verhältnisse doch außerordentlich roh: einfach massive viereckige Mauern mit pyramidalen Thüren und Fensteröffnungen. Das Kloster von Santo Domingo in Cuzco ist auf den Ueberresten cyklopischer Mauern eines Sonnentempels mit einem halbkreisförmig vorspringenden Vorbau errichtet, und auch sonst stößt man in Peru auf cyklopische Mauern, die überraschend an ähnliche Construktionen in Griechenland und Italien erinnern (Juan Diego de Tschudi, Antigüedades Peruanas, 1851).

Die widerwärtige Habgier der europäischen Eroberer ließ auch nicht ein einziges von den Tausenden goldener Gefäße übrig, die sie daselbst vorfanden. Die noch vorhandenen Thonfiguren lassen allen und jeden Sinn für eine richtige Auffassung der organischen Gestalt vermissen, eben so die Reliefstulpturen, obgleich eingeräumt werden muß, daß einzelne gelungene Ansätze einer künstlerischen Behandlung sich bemerklich machen.

Einen bessern Ein- und Ueberblick gewähren die mexikanischen Baudenkmale, welche sich auf die einfachste Form des Tempels, wie das religiöse Bedürfniß ihn verlangt, zurückführen lassen. Es sind riesenhafte Altäre in Gestalt vierseitiger Pyramiden, manchmal in Terassen abgetheilt, wofür sich in der assyrischen Kunst eine merkwürdige Parallele findet. Auf dem obern Plateau der Pyramiden erhoben sich Kapellen, Tempel und Hallen mit geräumigen Höfen. An diesen Gebäuden sowohl als an andern großartigen Baudenkmalen erkennt man ein allgemeines architektonisches Verständniß in der Anordnung und Gliederung, jedoch nur erst in einzelnen Ansätzen. Indem das Ganze nicht auf einen concreten Mittelpunkt, wie die Cella des griechischen Tempels, bezogen, vielmehr nach Ort und Umständen aus einzelnen Theilen von geradlinigem Profil zusammengesetzt ist, vermißt man überall eine geistige Ordnung und die harmonische Bewegung, welche die todten Lineamente in wirkliche Kunstgebilde verwandelt. Haupt- und Mittelglieder sondern sich nicht gehörig, der Fries erdrückt geradezu die untere Wand und die Symmetrie erscheint nicht als Mittel, sondern als Zweck. Es ist der lineare Styl, der ausschließlich vorherrscht und in regelmäßig gezogenen Linien, welche ihren dekorativen Charakter gar oft verläugnen und als selbstständige Glieder viel zu stark betont sind, ganze Wandflächen bedeckt.

Einen höheren künstlerischen Werth dürften einzelne Werke der mexikanischen Skulptur beanspruchen. Ohne daß die Nachbildungen der menschlichen Gestalt sich als Werke eines feineren plastischen Sinns erweisen, erfreuen sie doch manchmal durch ein gewisses Verständniß der organischen Form, durch die ersten Anklänge eines seelenhaften Ausdrucks und namentlich

durch die Sicherheit der Zeichnung, so wie durch richtige Proportionen, was man zuverläſſig den alle Lebensordnungen nach einem beſtimmten Typus regelnden Vorſchriften einer geſchloſſenen Prieſterzunft zu danken hat. Aber auch dieſer Genuß wird verkümmert durch den ſchwülſtigen Ungeſchmack im überladenen Schmuck der Tracht, auf welcher derſelbe lineare, ſteife, verſchrobene, ſchnörkelhafte Habitus wiederkehrt, der den mexikaniſchen Baudenkmalen eigen iſt. Uebrigens kommen hier lediglich die Skulpturen von Palenque in Betracht, da die vielen mexikaniſchen Idole von gebranntem Thon, Baſalt und Metall zahlreich vertreten in der werthvollen Sammlung des Herrn Uhde in Handſchuchsheim bei Heidelberg) in der Regel von Carrikaturen ſich wenig unterſcheiden. Das Beſſere in dieſer Kunſtentwicklung wird man am richtigſten einen glücklichen Wurf, vielleicht das Werk eines einzelnen Prieſterſtaates nennen; im andern Fall müßten die vielen Hieroglyphen, die in mexikaniſchen Manuſcripten nach Europa gelangt ſind, wenigſtens einige ſtyliſtiſche Behandlung verrathen, während ſie weiter nichts ſind als eine ſchwerfällige und formloſe Zuſammenſtellung von Lineamenten, von denen W. v. Humboldt mit Recht ſagen konnte, man vermiſſe daran auch jede Spur ſtyliſtiſcher Behandlung (ſ. das Prachtwerk von Lord Kingsborough, Antiquities of Mexico). Die Schrift der Peruaner, der ſogenannte Gulpus, beſtand aus einer Reihe von Schnüren von verſchiedener Farbe. Jede Schnur hat eine gewiſſe Menge Knoten, die verſchieden geſchürzt ſind, und in der Combination dieſer Schnüre und Knoten liegt das Geheimniß. Zur Leſung dieſer Schriften waren eigene Leute beſtellt, Guipucana, die das Geheimniß beſaßen, leider aber ausgeſtorben ſind.

Die Kunſt der Peruaner und Mexikaner ſteht in der neuen Welt als vereinzelte, nicht näher zu erklärende Thatſache da; eine eigentliche Kunſtentwicklung beginnt erſt in Aſien, dieſer Wiege des Menſchengeſchlechts, die offenbar auch als die Wiege der Kunſt angeſehen werden muß. Von wo dieſelbe ihren Ausgang nahm, läßt ſich freilich nicht nachweiſen; doch macht ſich in der Richtung dieſes Welttheils nach Oſten nach Weſten, eine Richtung, welche den allgemeinen Gang der Cultur bezeichnet, eine merkwürdige Stufenfolge einer zur freien Selbſtbeſtimmung fortſchreitenden Geiſtesthätigkeit bemerklich.

Auf der Oſtküſte Aſiens ſehen wir die mongoliſche Race, deren Schamanenthum in den Steppen und Wildniſſen des Nordens auch in ſeinen bildlichen Darſtellungen einen grauſigen Charakter annahm, ſich zu einem rein praktiſchen Culturleben abſchließen, dem aller und jeder ideelle Schwung, ſelbſt der leiſeſte Anflug künſtleriſchen Blüthenſtaubes abgeht. In Japan wie in China hat die mechaniſche Gewerbethätigkeit, das handwerksmäßige Geſchick der Finger einen außergewöhnlichen Grad von Vollkommenheit erreicht; ein freies Walten des Geiſtes, wie es für die höheren Leiſtungen in Wiſſenſchaft und Kunſt erfordert wird, iſt daſelbſt unbekannt. Zum Schreiben gebrauchen die Japaner Pinſel; Briefe werden auf aneinander geklebte ſchmale Streifen Papier geſchrieben, die oft über fünf Ellen lang ſind. Dem entſpricht alles, was man daſelbſt von Kunſtgegenſtänden trifft. Es gibt in Japan Bildſäulen aus Stein und Metall, ſie ſind aber ungeſtalt und häßlich. Dagegen zeichnete ein japaniſcher Künſtler raſch und genau europäiſche Geräthſchaften. Oelmalerei und Perſpective ſind unbekannt. Die Japaner ſingen viel bei der Arbeit und die Frauen begleiten ihren Geſang häufig mit der Samſie (einer Art Guitarre); doch wird ganz allgemein bezeugt, die Muſik ſey herzlich ſchlecht und die Inſtrumente ſehr unvollkommen. Die Richtigkeit dieſer bei der hermetiſchen Abgeſchloſſenheit des Landes nur durch wenige Zeugen beglaubigten Angaben findet ihre volle Beſtätigung durch die ſtammverwandten Chineſen. Ihnen gebricht es ganz und gar an derjenigen Eigenſchaft, welche dem Künſtler ſeinen Beruf, der Kunſt ihre Weihe ertheilt: wir meinen an der ſchöpferiſchen Einbildungskraft, die typiſche Formen der Lebensidee in's Daſeyn ruft und ſelbſt als nachahmend das ureigene Vermögen ſich bewahrt, dem Leben einen nicht bloß äußerlichen, ſondern auch einen innerlichen, die Einheit eines ſeeliſchen Princips herausſtehenden Ausdruck zu geben.

Wenn man überhaupt von einem chineſiſchen Kunſtſtyl reden will oder darf, ſo muß man denſelben definiren als die verſtändige Technik der äußern Form, ſomit als ein Abſtraktum, das weder der Anſchauung einen einheitlichen Gedanken, noch dem Gefühl einen poſitiven Inhalt zu geben weiß. Die urſprüngliche Religion der Chineſen iſt eine abgezogene und begriffliche Hypoſtaſirung der Natur, ohne anſchauliche und pathologiſche Elemente. Aus einer ſo dürren Heide konnte nur kümmerlich ein Kunſtſtreben hervorwachſen, das in der Stylmäßigkeit der äußern Formen ſich allein gefällt und den Formalismus für Leben hält. So weit es die Chineſen in der Bodenkultur und einzelnen Handarbeiten gebracht haben, ſo wenig konnte ihr profaiſcher, hausbackener Verſtand ſich mit der frei geſchwungenen Linie der Schönheit befreunden. Ihre Kunſt iſt im Grunde nur ihre in's Große auseinander gezogene Linearſchrift, ein Conglomerat mühſam zuſammengefügter Striche, denen einerſeits das Bequeme und Leichtverſtändliche unſerer Schriftzeichen, und andererſeits doch auch wieder der Reiz der in den Hieroglyphen ſich kund gebenden Naturnachahmung abgeht.

Was die Chineſen in der Architektur als ihre eigene Erfindung beanſpruchen können, ſind die verſtorbenen Perſonen errichteten Ehrenſäulen, beſtehend

aus zwei oder vier Pfoſten, die oberwärts durch verſchiedene Querbalken verbunden werden, ganz ähnlich einem chineſiſchen Schriftzeichen. Alles andere haben die Chineſen von den Indiern entlehnt, von wo ſie zugleich mit der Buddalehre den ſogenannten Dagop erhielten, eine Maſſe von der Form einer etwas überhöheten Halbkugel, auf einem breiten cylinderförmigen Unterſatz ruhend und meiſt als Reliquienſchrein dienend. Allein gerade das charakteriſtiſche Merkmal der Dagops haben die chineſiſchen Architekten fallen laſſen, indem ſie allein die ſtufenförmige Spitze beibehielten und daraus einen Thurm mit zahlreichen, ſich nach oben verjüngenden Geſchoſſen und buntgeſchweiften Dächern bildeten. Dieſes zwecklos Ausgeſchweifte, das ſelbſt größere Raumverhältniſſe in's Kleinliche zuſammenzieht und ſich in dekorative Aeußerlichkeiten verläuft, hinter denen man vergebens nach Maſſen und Gliederungen ſucht, bezeichnet am deutlichſten das Leere und Nichtige dieſer Kunſt. Auch die Säulen, welche die Chineſen in ihren Tempeln und Wohnungen anwenden, ſcheinen aus Indien entlehnt: ſie entbehren gänzlich der Eurythmie und eines ſtyliſtiſchen Gedankens und dienen lediglich der Bequemlichkeit. Weil die Weltanſchauung dieſes wunderlichen Volkes es zu keiner Perſonifikation des Göttlichen, ſondern bloß zu einer dürftigen Hypoſtaſirung der in der Natur wirkſamen Lebenskräfte bringt, fehlt es an einem ideellen und einheitlichen Punkt, um den die Gebilde der Kunſt ſich gruppiren. Dieſe können ſelbſtredend nichts anderes ſeyn als Gegenſtände des Schmucks und des Prunks.

Was wir von plaſtiſchen Arbeiten der Chineſen kennen, namentlich die in nicht unbeträchtlicher Menge in Londoner Sammlungen zur Anſicht ausgeſtellten, gehören ihrem Kunſtwerth nach in die Rubrik jener zahlloſen Götzenbilder, an denen es im Reich der Mitte ſelbſt in der ärmlichſten Hütte nicht fehlt, denen aber ein nur ſehr geringer Grad von Verehrung bewieſen wird. Der Chineſe prügelt wohl ſeinen Hausgötzen, wenn er mit ihm nicht zufrieden iſt; ein Beweis mehr, wie es dieſer Religion ganz und gar an einem tieferen und ſeelenvollen Verhältniß zu dem Göttlichen fehlt. Sind die Götzen keine Verzerrungen und abſcheulichen Mißgeſtalten, ſo bekommt man wenigſtens auch nicht mehr zu ſehen als kalte, ſteife, lebloſe Nachbildungen eines kalten, ſteifen, langweiligen Chineſen, ein Eindruck, der noch weſentlich geſteigert wird durch den ſehr häufigen Gebrauch der Porzellanerde. Die ſinn- und zweckloſe Beigabe mehrerer Arme und Köpfe erſcheint nicht als Reichthum, ſondern als Dürftigkeit einer trockenen Einbildungskraft. In Zeichnungen und Malereien derſelbe unerquickliche Zug: ein ängſtliches Copiren der Natur, ohne eigentliches Verſtändniß derſelben, da Schatten und Perſpektive auf's ſorgfältigſte vermieden werden und auch die Farben des Glanzes, der Sättigung und einer harmoniſchen Zuſammenſtellung ermangeln. Man begreift, daß ein ſo wenig entwickelter Kunſtſinn es am allerwenigſten verſtand, die bildenden Künſte für gemeinſame Zwecke zuſammenwirken zu laſſen.

Schwer hält es, ein richtiges Urtheil über die chineſiſche Muſik zu fällen. Man hat bisher angenommen, die Eintheilungen der Tonleiter und die Tonarten der Chineſen ſeyen weſentlich von den unſrigen verſchieden. Wer Gelegenheit hatte, während der Londoner Ausſtellung in Chinese House die kleinfüßige Dame — the small footed lady — und ihren Begleiter ſingen zu hören, der kann keinen Augenblick im Zweifel darüber ſeyn, daß die Eintheilung der Töne dieſelbe iſt wie in Europa. Die junge Dame, mit einem erträglichen mezzo soprano ausgeſtattet, ſang eine Melodie nicht in Viertel- oder Achteltönen, wohl aber in den einfachſten Reihen ganzer und halber Töne, jedoch in dem ſonderbarſten, willkürlichſten Rhythmus, ungefähr wie bei uns eine ſchlechtgeſchulte Köchin am Spüleimer ihr „Holder Mond“ oder: „Jetzt geh' i“ mit näſelnder Stimme und groteskem Ausſchmückungen zu ſingen pflegt. Der Mann begleitete die Dame auf einer langen Flöte in demſelben Ton. Ganz gräulich und ähnlich dem Miauen eines Katers nahm ſich der Geſang des chineſiſchen Gentleman aus, den derſelbe mit einer ſchlecht fabricirten Mandoline begleitete. Seine Arie endete auf der Tonica und änderte niemals die anfängliche Tonart. Das Inſtrument ſollte dem Geſang einen lebhaften, ſich ſtets gleich bleibenden Rhythmus verleihen, ohne mit den Stimmnoten auch nur im entfernteſten zu harmoniren. Um den Reiz des ſonderbaren Concerts noch zu erhöhen, kratze die kleinfüßige Dame mit ihren Nägeln auf einem ähnlichen Inſtrument, wie es ihr gerade in die Finger kam, nach Art unſerer Kinder, die auf den Taſten eines Claviers trommeln. Von einer ſolchen Muſik Harmonie verlangen zu wollen, wäre widerſinnig. Europäer, die den Feierlichkeiten einer chineſiſchen Hochzeit beiwohnten, ſchildern den Lärm, den die dabei mitwirkenden Muſikanten mit Pfeife, Guitarre, Tam-Tam und andern ohrzerreißenden Inſtrumenten machten, als einen wahren Höllenſpektakel, indem jeder darauf los bläſt, kratzt, quickt, als wenn er ganz allein auf der Welt und noch dazu taub wäre. Der Tanz der Chineſen iſt ſteif und abgemeſſen, ohne rhythmiſche und organiſche Bewegung, ohne Grazie und ohne Feuer. Bei Männertänzen wird die dem Volke eigene Lüſtigkeit durch ſchleichende Bewegungen, durch vorſichtiges Hin- und Hertappen mit lang vorgeſtrecktem Leibe ausgedrückt.

Dieſelbe Bewandtniß hat es mit der chineſiſchen Poeſie. Zwar hat Abel Rémuſat behauptet, die chineſiſche Literatur ſey durch Anzahl, Wichtigkeit und Authenticität ihrer Denkmale die erſte in ganz Aſien;

es kann ſich dieß jedoch nur auf die mehr wiſſenſchaftlichen und praktiſchen, namentlich geographiſchen Werke beziehen, an denen allerdings Ueberfluß iſt. Als Dichter vermag der Chineſe bloß in der beſchreibenden Poeſie und in der Satire Mittelmäßiges zu leiſten, da es dazu der Einbildungskraft nicht bedarf und der trockene Verſtand ausreicht. Ein einheitliches Ganze mit künſtleriſcher Durchbildung bringt er nicht zu Stande, daher in den chineſiſchen Dramen wie in Chroniken äußerlich Scene an Scene ſich reiht und gewöhnlich die ganze Biographie des Helden von der Wiege bis zum Grabe durchgemacht wird. Die Reflexion vertritt überall die Stelle der Kunſt.

Merklich davon verſchieden iſt das Volk der Indier. Deſpotiſch und darum der Kunſtentwicklung nachtheilig war von jeher auch das Reichsregiment in Indien; doch hat man es nicht gering anzuſchlagen, daß dieſer Deſpotismus von Hauſe aus kein monarchiſcher war, vielmehr eine drückende Kaſtenherrſchaft, welche in der den natürlichen Ordnungen nachgeahmten Sonderung der Stände das Volk wenigſtens nicht zu einer rechtloſen Maſſe zuſammenballte, ſondern vermittelſt einer vor den übrigen weſentlich bevorzugten Kaſte zahlreiche und mannigfaltige Antriebe zu einer freieren Geiſtesentwicklung enthielt. Iſt das chineſiſche Reich dem bei weitem größeren Theile nach eintöniges Flachland, das durch Dämme gegen die Ueberſchwemmungen gewaltiger Flüſſe geſchützt werden muß und ſich allein für die Anpflanzung des Thees und des Reiſes beſonders eignet, ſo iſt Indien das Land der Gegenſätze. Nirgends zeigt ſich die Natur in größerer Schönheit, in ſanfteren Formen, in bunterer Mannigfaltigkeit und reicherer Produktionskraft. Von den Schneegipfeln des Himalaya ſenkt ſich der Boden durch alle Abſtufungen bis zum feuchten Flachland an den Mündungen des Indus und des Ganges, während auf der ſüdlichen Halbinſel (Dekan) die Contraſte noch näher zuſammengerückt ſind, unmittelbar hinter den flachen Küſtenſtreifen, auf welchen die Niederlaſſungen der Europäer liegen, das Gebirge ſich hoch empor hebt und kühle Alpenthäler nahe an die Striche glühender Hitze ſtoßen.

In ſolchen Naturumgebungen hatte die Einbildungskraft eines aus den Gebirgen herabſteigenden kräftigen Kriegervolkes reichen Spielraum. Allein wie ſich auf der einen Seite die Phantaſie zu reicher Farbenpracht entfaltete, ſo wurde durch den freigebigen Segen einer üppigen Natur und unter dem Zwang eines den Kaſtenherrſchaften eigenen Ritualgeſetzes die Charakterkraft gelähmt. So ſtreng die Zucht des äußern Menſchen, ſo zuchtlos wurde das Verfahren des innern, deſſen Phantaſie den unerſchöpflichen Reichthum der ihn umgebenden Naturerſcheinungen auf das barockſte in und durch einander bildete. In dieſer Welt von Naturwundern begegnet man auf jedem Schritt und Tritt einer Welt von Phantaſiewundern, und es hängt lediglich von dem Standpunkt ab, den der Betrachter einnimmt, um die Leiſtungen des indiſchen Geiſtes auf den verſchiedenen Gebieten der Kunſt entweder außerordentlich gelungen, oder außerordentlich mißrathen zu finden. In produktiver Beziehung hat die Phantaſie des Indiers Größeres geleiſtet, als alle übrigen aſiatiſchen Völker zuſammen; allein es fehlt ihr der ordnende und gliedernde Maßbegriff, daher ihr ſchöpferiſcher Reichthum in maßloſe Ueppigkeit zerfällt und überall eines ſichern Anhaltspunktes entbehrt.

Die älteſten Religionsbücher der Indier mögen bis in's fünfzehnte Jahrhundert vor Chriſtus zurückreichen, ihre beiden berühmten Heldengedichte etwa ein Jahrtauſend vor unſerer Zeitrechnung verfaßt ſeyn. Aber wie verhält es ſich mit den wunderbaren Felſentempeln, von denen die einen behaupten, ſie ſeyen ſchon in uralten Zeiten erbaut, während andere damit bis in's chriſtliche Zeitalter herabſteigen und wohl gar an Einflüſſe der griechiſchen Architektur, namentlich des korinthiſchen Capitäls denken? Die Erbauung der vom Brahmanismus herrührenden Tempel dieſer Art wird man mit der meiſten Wahrſcheinlichkeit in die erſte Hälfte des letzten Jahrtauſend vor Chriſtus, zum Theil wohl auch noch in eine ſpätere Zeit zu verlegen haben. Ihr künſtleriſcher Werth beruht lediglich auf einer reichen, zuweilen auch geſchmackvollen Detailbildung; im Großen und Ganzen fehlt es ihnen an Einheit und Maß. Um freilich ein ſicheres und vollſtändiges Urtheil zu fällen, müßte man durch die unermeßlichen Hülfsmittel der Engländer, die Jahr um Jahr viele Millionen aus Indien ziehen und für Abbildungen weit weniger intereſſanter Monumente ſchon ſchwere Summen ausgegeben haben, eine möglichſt umfaſſende Sammlung der Ueberreſte indiſcher Architektur, mit Einem Wort ein Prachtwerk beſitzen, wie Lord Kingsborough eines für die mexikaniſche Kunſt geliefert hat. Bis jetzt iſt im Ganzen noch wenig in dieſer Richtung geſchehen. Die glänzenden Schilderungen, die E. Ritter von der Erhabenheit und Pracht der indiſchen Felſentempel entwirft, ſind meiſt den Angaben von Laien entnommen, denen die großartigen und maſſenhaften Verhältniſſe imponirten, und nicht geeignet, darnach den Kunſtwerth der Conſtructionen und ihrer Ausſchmückungen zu bemeſſen.

Es bleibt ewig wahr, daß die ſelbſtſtändige Entwicklung eines nationalen Kunſtſtyls in direktem Verhältniß ſteht zu der Entwicklung der unter einem Volke gangbaren religiöſen Ideen. Da es der Brahmareligion bei aller ſeinen Ausbildung ihres mythologiſchen Gehalts an concreten, feſten, nicht bloß abſtrakten und verſchwimmenden Vorſtellungen gebricht, und mehr noch an einem ſinnbildlichen Mittelpunkt, um den die religiöſen Handlungen ſich gruppiren, ſo

kann auch das indiſche Gotteshaus keinen feſtgeſchloſſenen Kern aufweiſen, zu dem die übrigen Räumlichkeiten ſich als ſach- und naturgemäße Glieder verhalten. Ein Hauptraum iſt allerdings da, an den ſich das Sanctuarium mit dem Bild oder Symbol des Gottes anſchließt, bald als beſondere Kammer davon geſchieden, bald durch einen rings um daſſelbe laufenden Gang damit verbunden; allein es fehlt dieſer Anordnung eben ſo wohl an einer feſten Regel, als an einer harmoniſchen Durchbildung. Die Verbindung iſt loſe und willkürlich und namentlich auch die größere oder geringere Anzahl anderer Kammern dem Hauptraum wie angeheftet. Einer planmäßigen Ausführung widerſtrebte allerdings ſchon das Material, die ſchwere Aufgabe, ſich in rieſige Felſenmaſſen einzuwühlen, daher auch die Felſengräber Egyptens, gleich den ſpäteren chriſtlichen Katakomben, durchaus willkürlich angelegt ſind. Indeſſen war dieſe Schwierigkeit zu überwinden, ſobald die religiöſe Tradition und das künſtleriſche Bedürfniß es erheiſchten. Die Pfeiler, welche die Decke des Hauptraums ſtützen und das einzige wiederkehrende architektoniſche Glied bilden, ſind eben ſo wenig nach einer feſten Regel entworfen. Meiſt erhebt ſich aus einem Unterſatz von würfelartiger Form ein kurzer, ſich verjüngender runder Schaft, der durch einige Zwiſchenglieder in das wulſtige Capitäl übergeht. Ueber dem Capitäl liegt ein viereckiger Aufſatz, an den ſich zwei Conſolen anlehnen. Wie Kuglee ſagen kann, die ganze Compoſition zeuge von entſchieden künſtleriſchem Sinn und es dürfte für Säulen, die eine übergewaltige Laſt zu tragen haben, ſchwerlich eine andere organiſch gegliederte Geſtalt von ähnlicher Schönheit zu erſinden ſeyn, klingt wirklich räthſelhaft, da bei den indiſchen Pfeilern überhaupt nicht von Gliederung die Rede ſeyn kann. Die Verhältniſſe ſind von der Art, daß ſich kein idealer Zweck darin fund gibt. Den ingemein rechtwinkelig ſich durchſchneidenden Säulenreihen korreſpondiren Pfeiler, die an der Wand hervorſpringen und Niſchen bilden. Das Ganze hat eine um ſo gedrücktere Form, als die Höhe des Baues gewöhnlich die unſerer Wohnzimmer nicht überſteigt. Schwerfällig und willkürlich ſind auch die Thiergeſtalten, namentlich Elephanten und Löwen, die als Zierden dienen und manchmal ganze Felſenkempel tragen. Ohne innere Vermittlung erſcheinen ſie dem Bau eingefügt.

Mehr Einheit und eine feſtere Gliederung verrathen die buddhiſtiſchen Grottentempel. Im Grunde des Mittelraums befindet ſich der Dagop, das eigentliche Sanctuarium, eine pyramidale Maſſe mit halbkugelförmiger Kuppel, auf welcher noch ein Aufſatz in Geſtalt eines Schirms ſich befindet, was die Veranlaſſung geweſen ſeyn mag, daß die Decke des Hauptraums die Geſtalt eines Tonnengewölbes und ein leichteres, gefälligeres, freieres Ausſehen erhielt, als die horizontale Decke in den Brahmatempeln. Auch ſind die Pfeiler meiſt ſchlanker und ſchöner, der Grundriß regelmäßiger, die Verzierungen einfacher. Die freiſtehenden Tempel Indiens, denen wir den entſtellten Namen Pagoden beilegen, beſtehen aus einem oder mehreren viereckigen Höfen, von einer Mauer eingefaßt, mit Thürmen auf den Ecken. Die Eingangsthore haben im Innern Säulenhallen und ſind von einer gewaltigen, in mehreren Abſätzen aufſteigenden Pyramide überdeckt. Es läßt ſich nicht verkennen, daß dadurch ein bedeutungsvolles Glied der ermüdenden Regelmäßigkeit des Quadratbaus angefügt wurde, entſprechend den impoſanten Pylonen des egyptiſchen Tempels; indeſſen wird die Wirkung durch groteske Ueberladungen geſchwächt, indem die Pyramide in Abſätzen aufſteigt, deren Uebergänge durch ein gewölbeartiges Dach überdeckt und durch Reihen kleiner Kuppeln überladen und verunſtaltet ſind. Ueberall hat hier die Phantaſie ihren Antheil an mannigfaltigen Erfindungen, aber nirgends erſcheint ſie gezügelt, ſondern nur üppig, reich, aber regellos.

Eben ſo verhält es ſich mit der bildenden Kunſt der Indier. Die Bildwerke, die maſſenhaft in ihren Tempeln angebracht ſind, haben leider an Ort und Stelle ſelbſt nur ausnahmsweiſe ſachkundige Beſchreiber und Darſteller gefunden; nach Europa ſind verhältnißmäßig wenige ſolcher Werke gelangt. Um ſo mehr iſt es zu verwundern, daß die reichſte Sammlung dieſer Art, die im East India House zu London, bisher ſo wenig Beachtung gefunden hat. Die Hindus gehören zu den ſchönen Menſchen in Geſichts- und Körperbildung, jedoch iſt dieſe Schönheit von weicher und ſinnlicher Art, zierlich, aber nicht charaktervoll, von ſanften und ſchwellenden Lineamenten, aber ohne feſten und kernigen Ausdruck, ganz wie es einem nicht durch die ernſte Arbeit des Gedankens gezügelten Phantaſieleben entſpricht. Nach dem zu urtheilen, was ich mit eigenen Augen geſehen habe, ſind die indiſchen Bildwerke in der Regel von richtigen und fließenden Verhältniſſen und verrathen ein feines Verſtändniß der organiſchen Geſtalt; nichts an ihnen beurkundet jedoch ein kräftiges Gemüthsleben, weder in der Form, noch im Ausdruck, noch in der Bewegung. Faſt möchte man ſagen, der Bildner lege den Hauptaccent in die Hüften, ſo ſehr ſind bloß die weichen Körpertheile berückſichtigt und das Charakteriſtiſche darüber vernachläſſigt. Dieſe Gleichgültigkeit gegen die eigentliche Aufgabe der Plaſtik macht es der üppigen Einbildungskraft dann auch leicht, die natürliche Körpergeſtalt willkürlich zu verunſtalten, ſo zwar, daß keineswegs bloß nach den durch die Götterlehre feſtgeſtellten mythologiſchen Vorſtellungen Menſchengeſtalt und Thiergeſtalt rückſichtslos zuſammengeſetzt, ſondern namentlich auch aus bloßer phantaſtiſcher Laune die

einzelnen Körpertheile, wie Kopf und Arm, vervielfältigt werden. Was den Skulpturarbeiten zu besonderem Nachtheil gereicht, kommt der Malerei in so fern zu statten, als bei einiger Selbstbeschränkung anmuthige Darstellungen entstehen, die nicht selten auf ein reines ästhetisches Gefühl schließen lassen.

Aus vielen gelehrten indischen Werken, die Nachrichten über die Musik des Volks enthalten, hat man den Beweis zu liefern gesucht, daß die altindische Musik aus nicht weniger als 36 verschiedenen Tonweisen, mit bizarren Intervallen und so unharmonisch als nur möglich, bestand (F. T. Fétis, Biographie universelle des Musiciens, T. I.). Es wird schwer seyn, den gelehrten englischen Uebersetzern volles Vertrauen zu schenken, und nur die Ausrede, durch die Portugiesen und Engländer haben sich manche Elemente der europäischen Musik in die altindische eingeschmuggelt, könnten der Sache einigen Schein von Wahrscheinlichkeit geben. Will man sich darauf nicht berufen, so verliert die Vermuthung vollends allen positiven Anhalt, wenn man die musikalischen Instrumente betrachtet, die im Glaspalast in London ausgestellt waren — Mandolinen, tonnenförmige Trommeln, ein unserer Hoboe ähnliches Blasinstrument, Querpfeifen, eine enorme Trompete, unsern Kindergeigen nahe kommende Saiteninstrumente, eine Art Cymbel, eine kleine Harfe, ein Rad mit Gongs und Tamtams, die klingen wie die Glöckchen an den Halftern unserer Fuhrsmannspferde. Ist es möglich, mit solchen Instrumenten überhaupt Musik und nicht bloß Lärm zu machen, so kann die indische Musik von der unsrigen sich nicht wesentlich unterscheiden (H. Berlioz, im Feuilleton des Journal des Débats, 31. Mai 1851). Richtiger indessen dürfte die in Sanskritwerken enthaltene Eintheilung der Musik in Gesang, Stoß und Tanz seyn, weil darin der Satz seine Bestätigung findet, daß ursprünglich Gesang und Tanz, unter Begleitung eines Schlaginstruments, als zusammengehörend betrachtet wurden und einen integrirenden Bestandtheil des Kultus bildeten. Aehnlich war noch das Lied des deutschen Mittelalters nach der Vortragsart in Sang- und Tanzweise unterschieden. Tanzweisen wurden wohl nie ohne Begleitung auf der Geige gesungen.

Der Tanz der Bajaderen ist, wenn auch nur aus Goethes Ballade, bekannt. Es liegt darin mehr Phantasie als Leidenschaft, mehr kunstvolle Körperverrenkung als organische Plastik. Die Bajaderen, die sich in den dreißiger Jahren auf europäischen Theatern sehen ließen und für die der Sanskritkenner A. W. Schlegel sich besonders interessirte, führten hauptsächlich heilige Tänze auf, bei denen die Pantomime das Wesentliche, der eigentliche Tanz aber Nebensache war. Die uralten Hymnen der Vedas mögen so schon in unverdenklichen Zeiten drastisch dargestellt worden seyn. Besonders anschaulich machte eine der Bajaderen den Ritus, wie das Bild des Gottes Wischnu gebadet wird. Eine zweite, während sie sich auf einem Beine im Kreis herumdrehte, bildete aus einem langen Streifen Zeug die Gestalt einer Taube. Zu nicht geringer Belustigung der Berliner wurde ein Bajaderengalopp in Musik gesetzt. Durch Freiheit geadelt wird man diese Tanzbewegungen nicht nennen wollen und eben so wenig eine frische und lebendige Empfindung, überhaupt etwas Unmittelbares darin finden.

Bei einem so phantastischen Volke ist es nicht zu verwundern, daß ganz besonders auch die Dichtkunst die entgegengesetztesten Beurtheilungen erfährt. Während Fr. Schlegel in der freudigen Begeisterung über die neuentdeckten und unverhofften Schätze der Sanskritlitteratur von den Heldengedichten Ramayana und Mahabharata urtheilt: „Es ist, als ob hier Homer und Parmenides, Hesiod und Solon, Moses und Salomon in einem Gedicht vereinigt wären," bemerkt Fr. v. Raumer offenbar weit richtiger, bei aller theilnehmenden Anerkenntniß des im Einzelnen Vortrefflichen müsse man doch sagen, es fehle ihnen im Ganzen künstlerische Anordnung und Schönheit, Anschaulichkeit und Fortschritt, wahrhafte Personen und Charaktere. Besonders gefungen und nennenswerth ist Calidasa's Sakuntala, nicht bloß wegen der glücklichen Erfindung des dramatischen Stoffs, sondern mehr noch wegen der eben so zarten als tiefempfundenen Ausdrucksweise. Uebrigens aber wird niemand mehr das indische Drama im Allgemeinen, mit seinen Vorspielen, Dolmetschern, Possenreißern, Dialekten, ein ächtes Kunstwerk nennen wollen.

Nordamerikaniſche Bilder.

Yankee-Humbug.

Es war am 8. September 1851, und ich befand mich nun gerade eine Woche auf dem Boden der langerſehnten Atlantis. Durch Newyork war ich, die Beſichtigung ſeines Broadway und ſeiner Fife Points auf ſpäter verſchiebend, wie ein Piſtolenſchuß gegangen, und ſchon lag es mehr als ſechshundert Meilen hinter mir. Ich hatte Urwald, Wurmfencen, brennende Klärungen, Maisfelder, die wie Spazierſtockpflanzungen ausſehen, niedliche Yankeecottages, plumpe, ſchweinskobenähnliche Blockhütten und anderes Zubehör amerikaniſcher Landſchaften zur Genüge geſchaut, hatte hie und da das Lob, hin und wider den Tadel, den andere Reiſende über Uncle Sams Kinder ausgeſprochen haben, beſtätigt, noch öfter aber das Gegentheil gefunden, war am Susquehanna, wo Coopers Mohikans ſich getummelt, vorübergefahren, hatte bereits Hinterwäldlergerichte, wie heiße Biscuits und gekochte Maiskolben, geſpeiſt, hatte zweimal ſchon in dem reizend klaren Grieſee gebadet, und ſaß nun mit einer Bekanntſchaft aus dem Dampfwagen auf dem Balkon des Amerikan Hotel zu Dunkirk, um das Abendeſſen zu verdauen, das Dampfboot, das uns über den See nach Cleveland bringen ſollte, zu erwarten und nebenbei eine Probe zu machen, ob ſich's denn wirklich bequemer ſitze, wenn man die Füße in gleicher Richtung mit dem Kopfe vor ſich hinſtreckt und mit dem Stuhle ſchaukelt.

Zu letzterem Behufe war das Geländer des Balkons ſo gut geeignet wie die Fenſterſimſe, die ich in den Gaſthäuſern Gothams von den Stiefelabſätzen der Gentlemen bedagert geſehen hatte, und ſo genoß ich eben in ächt amerikaniſcher Lage des behaglichſten dolce far niente, bald mich an der blauen Waſſerfläche vor mir und den weißen Segelſchwänen auf ihr weidend, bald mich an dem geſchäftigen Getümmel von Schiffern, Auswanderern, Kaufleuten und weißen und ſchwarzen Ausladern auf der Straße unten ergötzend, bald mit meinem Doctor Fürſter und einem Farmer von Wabaſh mich unterhaltend, als ſich plötzlich drunten an der Ecke zu unſerer Linken eine Stimme vernehmen ließ, laut, feierlich, ſalbungsvoll wie die Stimme eines Predigers in der Wüſte.

Neugierig beugte ich mich über das Geländer und erblickte, umgeben von einem Dutzend Arbeitern in breitrandigen Strohhüten, zu denen ſich bald mehrere geſellten, einen einſpännigen Buggy, in welchem ein wohlgekleideter junger Mann ſtand und mit lebhaften Geberden zum Volke redete. Noch vermochte ich nur einzelne Worte zu verſtehen, aber es war augenſcheinlich eine Sache von ungemeiner Wichtigkeit, die der Redner den Leuten an's Herz zu legen gekommen war. Sein Auge blitzte, warnend erhob er den Zelgefinger. Bald war ſeine Stimme gedämpft wie zur Trauer um geſchiedene Tage und Menſchen, bald rollte ſie gleich dem Donner eines Strafgerichts, bald flüſterte ſie wie Zephyr im Roſenbuſche, bald fuhr ſie ſchneidend aus ſeinem Munde wie das Schwert Alexandri Magni, als es den gordiſchen Knoten zerhieb. Der Mann ſprach aus Ueberzeugung, das lag auf der Hand; er ſprach mit hoher Begeiſterung, dafür legte ſein ganzes Weſen vom Kopfe, der eine Imperatorenhaltung hatte, bis zu den Füßen, welche gelegentlich Widerſprüche zu zerſtampfen ſchienen, unwiderlegliches Zeugniß ab. Ohne Zweifel hatte er eine Angelegenheit von ergreifendſter Bedeutung zu eröffnen; allein was war dieſe Angelegenheit, und wer war er ſelbſt, der geheimnißvolle Jüngling mit dem ſchneeweißen Halskragen und dem funkelnden Ringe am Finger? — Ich hielt die Hand an's Ohr, um nichts von dem koſtbaren Vortrage zu verlieren, und da vernahm ich der wunderbaren Dinge wunderbarſte. Seine Eloquenz verſetzte Berge, ſeine Einbildungskraft ließ alle Großartigkeiten der Geographie vor uns erſcheinen, ſein Gegenſtand ſchien es zu erfordern, daß alle Erſtaunlichkeiten der Geſchichte heraufbeſchworen und um ihn gruppirt wurden. Er zeigte uns die Schneegipfel der Alleghanies, das fernher ſchimmernde Goldland Californien, die dunkeln Rieſenforſten Oregons, die ſonnebeſtrahlten, vom Fittich des Weſtwinds gekräuſelten Spiegelflächen der nördlichen Seen. Von dem weißen Hauſe zu Waſhington und dem heiligen Grabe des Vaters of his country« ſchwang ſein Genius ſich mit kühner Wendung zurück in das graue Alterthum unter die weiſen Togaträger des Senats der Quiriten, und ein anderer mächtiger Aufflug ſeiner Phantaſie hob ihn mitten unter das Volk Athens, das des unſterblichen Demoſthenes Rede für die Krone anhörte. — Auch er hielt ſeine Rede für die Krone, nämlich „für den Beifall ſeiner Mitbürger zu dem, was er ihnen zu empfehlen, ihnen dringend an's Herz zu legen, ihnen aus tiefinnerlichſtem Drange, mit

aller Kraft ſeiner Seele, mit aller Wucht der Thatſachen zu Gemüthe zu führen erſchienen ſey.“

Mein Doctor ſchüttelte erſt lange ungläubig den Kopf, denn er war in Paris geweſen; aber allmählig änderte ſich ſeine Miene, und jetzt war auch er von der Größe des Moments ergriffen. Nein, das war kein Fall der Hyperbelſucht, von welcher die Yankees wie von der Gewinnſucht, der Reiſeſucht und der Schwindſucht geplagt ſeyn ſollten. Das war die Sprache edelſter Inſpiration, das war das Ueberquellen ächteſter Empfindung. Niemand konnte das verkennen, am wenigſten ich, der ich einen derartigen Gedankenflug kaum unter den Ciceronen deutſcher Vaterlandsvereine gefunden, geſchweige denn hier, unter dem Volke trockenſter Geſchäftsthätigkeit zu erleben gemeint hatte.

Aber noch einmal: wer war der redegewaltige Jüngling? was war der Zweck, der „weltbeglückende Zweck,“ den er verfolgte? was das „große Räthſel,“ deſſen Löſung er ſich vorgenommen? welcher Art das „Evangelium, als deſſen Apoſtel“ er ſich darſtellte. — Seltſam, ſchon hatte er eine reichliche Viertelſtunde die Wißbegier des Kranzes von Stroh- und Filzhüten um ſeinen Wagen auf's höchſte geſpannt, und ich glaube nicht, daß einer von der ganzen Verſammlung auch nur im entfernteſten eine klarere Idee von dem, was er ſeine Aufgabe nannte, gewonnen hatte, als ich, trotz aller Anſtrengung meines Scharfſinns.

War er ein Methodiſtenprediger, gekommen, dem Volke die Flucht aus dem Schooße der Sünde zum Kreuze des Heilandes anzurathen? War er ein Sendbote William Millers, des „Widderhorn-Propheten,“ erſchienen, der böſen Welt die demnächſtige Ausſchüttung der apokalyptiſchen Zornesſchalen und das baldige Erſcheinen des Reiters auf dem fahlen Roſſe zu verkündigen? Oder war er gar einer der zwölf Apoſtel der Mormonen, hergewandert vom großen Salzſee in den Felſengebirgen, um noch einen letzten Verſuch zu machen zur Brechung des Trotzes der „Heiden,“ die gegen Joſeph Smiths neues Jeruſalem wüthteten? — Er konnte alle dieſe Rollen, eine ſo gut wie die andere, in ſich bergen, obwohl er bis jetzt ziemlich weltlich geſprochen und zuweilen ſogar gezeigt hatte, daß er Humor beſaß.

Oder war das Ziel, auf das er losſteuerte, ein politiſches? Er hatte von Vaterland und Freiheit, von der einſtigen Zerſchmetterung aller Tyrannen, von dem aller Unterdrückung todtfeindlichen Sinne ſeiner Landsleute mit Eliaseifer geredet. Wie, wenn er aus Tammany-Hall abgeſchickt war, um unter dem Kernvolke des Weſtens Rekruten zu einer dritten Lopezexpedition zu werben, oder, woran es den Patrioten noch mehr mangelte, Gelder einzukaſſiren zu dem Rachezuge für „die fünfzig von den ſpaniſchen Henkern grauſam gemordeten amerikaniſchen Bürger,“ welche acht Tage vorher in allen demokratiſchen Wards von Newyork ſo tief betrauert worden waren? Oder ſollte er etwa für die nahenden Wahlen mit der Karthaune ſeiner Beredtſamkeit Breſche ſchießen in whiggiſtiſche Vorurtheile? Die Sklavenfrage endlich war wieder einmal im Vordergrunde der Zeitungswelt; hatte er vielleicht, in ſtiller Stube ſinnend, das langvermißte Arcanum entdeckt, mit welchem dieſer verhängnißvolle Schaden am Leibe des amerikaniſchen Rieſen zu heilen war, ohne weder den Grimm der Sklavenhalter zu wecken, noch die Sentimentalität der Herren Abolitioniſten in die Augen zu ſchlagen? — Auch dieſe Bilder konnten hinter dem buntgeſtickten und anmuthig drapirten Vorhange ſtehen, den die bisherige Rede des Myſteriöſen gewoben hatte.

Es war aber noch weit mehr Spielraum zu Vermuthungen. In dem bei uns für ſo nüchtern gehaltenen Amerika herrſcht dreimal ſo viel Glauben an die Nachtſeite der Natur, als wir uns träumen laſſen, und der Mann im Buggy konnte, um nur einige Branchen der hier möglichen Magie zu erwähnen, ein Geiſterklopfer von Rocheſter, ein Wahrſager, wie ſie ſich im Newyork-Herald faſt alle Tage zur Auskunft de omnibus rebus et quibusdam aliis empfehlen, ein Schüler Mesmers, ein Phyſiognomiker, ein Phrenolog ſeyn. Er hatte vielleicht ein Elixir zu verkaufen, geſchöpft aus dem Mährchenbrunnen ewigen Lebens, heilend jedwedes Siechthum, verjüngend den Greis, wehrend dem Tode in allen Geſtalten, tief in den Schatten ſtellend die Pillenſpenden des großen Morriſon, des Schmerzentödters Townshend, des Allheilers Brandreth. Kam er, uns zu verkünden, daß er die Kunſt zu ſiegen erfunden? Oder hatte er das perpetuum mobile entdeckt, das ſicherlich, wenn überhaupt einmal, von den Yankees herausgeklügelt wird, die an ſich ſchon perpetua mobilia ſind? Hatte er die Idee zu einer Rieſenpetarde gefaßt, um das verhaßte England in die Luft zu ſprengen, und war er jetzt ausgezogen, um eine Nationalſubſcription zur Beſchaffung des nöthigen Materials für dieſen menſchenfreundlichen Zweck zu veranſtalten? Oder endlich, war der Grund ſeines Auftretens und das Thema ſeiner Predigt nur die Kleinigkeit, daß es ihm geglückt, die Quadratur des Cirkels zu entdecken?

Meine Vermuthungen waren zu Ende, meine Neugier hatte den Gipfel erreicht und noch immer redete der oratoriſche Magus in Räthſeln. Von einer glühenden Anſprache an das Herz der Zuhörer ging er zu der Bemerkung über, daß bald die Stunde ſchlagen werde, an ihren Verſtand zu appelliren. Von Koſſuth, dem „erhabenen Märtyrer des Patriotismus,“ ſchwenkte er mit einer vollendet ſchönen Redepirouette ab, um der nordiſchen Nachtigall (bald hätte ich geſagt: „der nordiſchen Biene“), der unvergleichlichen Königin des Geſanges, Jenny Lind, das Brandopfer ſeines Enthuſiasmus darzubringen. Jetzt ſchilderte er

die Blumenpracht der westlichen Prairien, jetzt irrte er auf den empörten Wellen des Golfstroms herum, jetzt wieder beschrieb er einen Sonnenaufgang auf den grünen Bergen Vermonts, seiner geliebten Heimath. Wie geschickt war in diese hochpoetischen Tableaux eine Episode eingeflochten, in welcher er die beherzigenswerthesten Winke über den Einfluß der Reinlichkeit auf den menschlichen Körper ertheilte, und mit welcher Kühnheit wurde der rhodische Sprung von diesem medicinischen Thema mitten in die Schlacht ausgeführt, welche der Redner unter dem „alten Zack“ bei Buena Vista hatte gewinnen helfen!

Meine Geduld wollte hier eben reißen, als der Vortrag eine Wendung nahm, welche die endliche Aufklärung der mystischen Wolke und das Hervortreten der dahinter verborgenen Sonne verhieß. — Unser Demosthenes kam geradewegs von Präsident Fillmore, dem er „eine Erfindung, weit wichtiger als die des Pulvers,“ vorgelegt, und der eine Probe derselben huldvoll entgegen genommen hatte. Es war eine Erfindung, welche nichts weniger als alles, was die Menschheit entbehrt und ersehnt, und noch ein gut Theil mehr leistete; eine Erfindung, die sich mit Fug den Wundern und Metamorphosen der Mythologie, wenn auch, wie der Redner mit lobenswerther Demuth hinzufügte, nicht ganz den gesegneten Wundern der biblischen Offenbarung anreihen ließ; eine Erfindung, die den „erhabenen Grundsatz der Väter amerikanischer Unabhängigkeit: all men are equal, in all seiner Glorie erfüllte, indem sie sich in ihren segensreichen Folgen auf das lockenumwallte Kind wie auf den kahlen Greis, auf den starkmüthigen Mann wie auf das zarte Frauengeschlecht, auf den Reichen im Marmorpalaste wie auf den armen Bewohner der Blockhütte erstrecke.“ — „Alle, euch alle umfasse ich mit liebenden Armen!“ rief trunken von Inbrunst der Mann, der Schillers Millionenumschlungenheit gewiß nicht kannte. „Alle, alle heiße ich willkommen zur Theilnahme, und niemand soll sagen, daß es um schnöden Gewinnes willen geschieht!“

Mit diesen Worten bückte er sich, öffnete einen Schubkasten unter dem Rücksitze des Wagens und zog verschiedene in weißes Papier geschlagene Pakete hervor, von denen er sodann eines mit einer Geberde, welche die ganze Bedeutung des inhaltschweren Moments ausdrückte, emporhielt. Auf's neue regte sich unser Divinationstrieb. Der Inhalt des Päckchens konnte ein kleines Buch seyn. War es am Ende doch eine neue goldene Bibel? Er konnte aber auch in einem eckigen Fläschchen bestehen. Und wer wußte, ob darin nicht hinter einem Salomonischen Siegel ein Theil von jener Kraft gefangen saß, die stets das Böse will und doch das Gute schafft? Er konnte endlich ein Kästchen oder Schächtelchen seyn. Und wie, wenn darin ein „Tischchen decke dich,“ oder gar ein Miniaturfüllen von jenem braven Eseiein lag, welches im glücklichen Zeitalter des Mährchens seinem Herrn alle Morgen einen Beutel voll Dukaten schenkte?

„Mit dieser Panacee,“ apostrophirte der Jüngling den aufmerksam lauschenden Zuhörerkreis, „heile ich alle Gebrechen unserer Tage, alle Leiden, an denen die Menschheit krankt, von der Wurzel aus. Laut tönt ihr Preis bereits im Süden wie im Westen. Mit Erfolg bedienen sich ihrer unsere Senatoren, Repräsentanten, Gouverneure, Oberrichter und Generale, und über'm Ocean drüben beginnt schon die Ahnung zu grauen, daß in ihr, dieser epochemachenden Erfindung, das Heil der Welt liegt, so weit sie bis jetzt als sterblich galt. Schaut her! —“ Damit enthüllte er nach einem Blicke auf die Damen, welche in beiden Etagen des Hotels alle Fenster besetzt hatten, eines der köstlichen Pakete, und eine milchweiße Masse von der Gestalt eines kleinen Marmortäfelchens kam zum Vorschein.

„Aus der reinsten Liebe zu meinen Schwestern und Brüdern,“ fuhr er fort, „unternahm ich es, die wundersamen Stoffe zu sammeln, aus deren Mischung dieses Zaubertäfelchen, dieser Krankheitsvertilger, dieser unerbittliche Feind alles dem Menschenthum anhangenden Unraths, dieses Amulet gegen alle Geister aus Pandoras Büchse, entstand. Lange Jahre ernsten Studiums hat es mich gekostet, ehe mir Licht über seine Zusammensetzung ward; aber fern sey es von mir, diesen göttlichen Lichtstrahl zu meiner Bereicherung zu benutzen. Monate lang wagte ich mein Leben unter den rothen Männern der westlichen Prairiewildniß und auf den Klippen der mövenumschwärmten Küste, um die Kräuter zu pflücken, welche die geheime Wissenschaft zur Bereitung vorschreibt; aber nimmer nahte mir der Gedanke, mich für meine Mühen und Wagnisse bezahlt zu machen. Wie Simonie, meine Freunde, wie Temperaub würde es mir erscheinen, wenn ich anders handelte. Darum denn tretet herzu, ihr Männer mit rauhem Barte, und ihr, wackere Burschen von der irischen Smaragdinsei, tretet heran und empfangt ohne Entgeld und Lohn aus meiner Hand eine Spende dieses durch seinen Kausainerus in Wahrheit die ganze Welt beglückenden Mittels, eine Probe meiner —“ Nun, liebster Leser, was war wohl des Pudels Kern, den der Prophet im einspännigen Buggy mit solcher Ueberzeugungsglut gepriesen? —„eine Probe meiner vortrefflichen Neuengland-Seife!“

Wenn ich je einen kreisenden Berg gesehen gehabt hätte, der eine Maus geboren, so wäre es hier das zweitemal gewesen, und gewiß nicht das weniger interessante. „Pah!“ stöhnte der Doktor „das geht über die Hutschnur.“ — »I'm rumfuzzled if this don't beat everything,« brummte selbst der

Phlegmatikus von Wabash, den Mund zu einem vergnügten Grinsen verziehend. — Die Lösung des mystischen Räthsels ein Stück Seife! Der Demosthenes am Schlusse seiner Rede für die Krone nichts als der Commis eines Parfümeriefabrikanten! Beim Zopfe des Doktor Eisenbart, das war mehr als einer gemeinen Einbildungskraft beigefallen wäre! Mir war vollkommen „gerumfuffelt“ zu Muthe, obwohl mir schwerlich ein Lexikon den Hinterwäldlerausdruck verdeutscht hätte. Ja, „gerumfuffelt,“ das war das Wort, welches allein den Grad meiner Verblüfftheit bezeichnete; gerumfuffelt, wie das Publikum des Hofburgtheaters sich fühlen würde, wenn statt des Dies irae, dies illa in der Kirchenscene des Faust der Chor plötzlich: „Lott' ist todt! Lott' ist todt! Julchen liegt in Sterben“ ertönen ließe. Aber dem ungeachtet, wer hätte ihm gram seyn können, dem pfiffigen Burschen, der uns mit seiner Suada ganze Dreiviertelstunden in Spannung zu halten verstanden hatte? Wer hätte sich nicht genelgt fühlen sollen, die Zahl derer zu verstärken, die ihm unten, wo nicht für seine Seife, doch für seine Rede Beifall klatschten und die Hände drückten? Und wer wäre nicht begierig gewesen, eine Probe des wunderbaren Reinigungsmittels zu erhalten, zumal sie umsonst gespendet wurde?

Ich ging hinunter, um mir eines der Täfelchen zum Andenken geben zu lassen, aber siehe da, eine abermalige Ueberraschung! Der Vorrath an Gratispaketen war vergriffen, und mit dem Ende derselben hatte der großmüthige, schnödem Gewinne abholde Prophet des Seifenevangeliums sich in einen gewandten Verkäufer verwandelt, der ganz „smart“ Massen seines Fabrikats zu den besten Preisen absetzte und nicht einmal Ohiobanknoten zum vollen Werthe annahm. Das war vielleicht der ächteste und ergötzlichste Yankee-Humbug, den der alte Eriesee seit dem Tage, wo das erste Bleichgesicht sich in ihm spiegelte, gesehen hat, und unser Farmer aus Illinois hatte gewiß nicht unrecht, wenn er meinte, der Genius im Buggy sey ein Kerl, der es zu etwas bringen werde.

Aber nicht bloß die Muse der Beredtsamkeit war eine Gönnerin des zungenfertigen Tausendsasa, auch die Göttinnen des Gesanges und der Dichtkunst waren ihm dienstbar. Er hatte den vorläufigen Panegyrikus auf sein nun entschleiertes Geheimniß durch Beispiele und Beweise zu rechtfertigen, er fühlte die Nothwendigkeit derselben, als die Menge sich allmählig zu verlaufen anfing, und er entsprach dieser Nothwendigkeit, nachdem er die ermüdeten Redewerkzeuge mit einem Mint-Julep gebadet, in einem langen Gedichte voll baucherschütternder Witze, welches er nach der volksthümlichen Negermelodie: »I come from Alabama,« mit einer recht klangvollen Stimme absang.

Unter den vielen staunenswerthen Thaten, die der in seiner Seife steckende Zaubergeist verrichtet hatte, nenne ich nur zwei der besten. In Boston hatte ein Matrose sich ein Täfelchen der kostbaren New England Soap gekauft, nicht zu eigenem Gebrauche, sondern für seinen Schatz. Glücklicherweise aber hatte er bei der Eile, mit der er auf sein Schiff zurück gerufen wurde, das Geschenk abzugeben vergessen, und so nahm er es in der Tasche mit auf der Fahrt nach der Südsee, wo seine Brigg Wallfische fangen sollte. Beim Cap Horn erhob sich ein entsetzlicher Sturm, die Masten brachen, die Segel rissen, das Fahrzeug stieß auf einen Eisberg, rauschend stürzte das Wasser durch den Leck herein. Die zur Rettung ausgesetzten Boote wurden von der Brandung umgeworfen oder an den Klippen zerschellt, und wer kein Schwimmer war, ertrank im unbarmherzigen Meere. Jack war ein Schwimmer, der Gedanke an sein Leben verlieh ihm Kraft, der Gedanke an seine Liebste verdoppelte diese Kraft; ohne die in seiner Brusttasche ruhende Seife aber wäre er gewiß nicht entronnen. Diese jedoch erfüllte jetzt ihre Bestimmung, d. h. sie wusch, während er schwamm, wusch und wusch, „bis sie ihn sicher an's Ufer gewaschen hatte“ (wash hier in der Doppelbedeutung von waschen und spülen gebraucht), von wo er mit Hülfe eines andern Schiffes nach dem Yankeelande heimkehrte, um seiner Sufy mit seiner Hand auch das wunderbare Seifentäfelchen zu reichen, welches von den dankbaren Eheleuten noch heutigen Tages unter Glas und Rahmen verwahrt wird.

Die andere Legende war noch besser, auch gehörte sie der allerneuesten Zeit an. Auf seiner Wanderung nämlich von Washington nach dem Norden hatte der Sänger in den finstern Wäldern Pennsylvaniens einen wilden Menschen angetroffen, der, von einem Jäger in der Einöde gefangen, wegen seiner Unzähmbarkeit in einer Art Hundehütte an der Kette gehalten werden mußte. Das Ungethüm hatte, vor seiner Gefangennahme in Moräasten lebend, sich nie gewaschen und die Nägel zu Krallen, Bart und Haar zu einer vollkommenen Büffelmähne wachsen lassen. Niemand hatte seinen Trotz und seinen Geschmack an Unflath so weit zu beugen vermocht, daß es diese übeln Gewohnheiten mit Menschensitten vertauschte, und schon war der Jäger im Begriffe gewesen, es wieder in sein Sumpfloch laufen zu lassen, als ein glücklicher Zufall oder die Vorsehung unsern Wundermann zur Stelle geführt hatte. Mitleidig und mildthätig hatte dieser dem Scheusal, das auf allen Vieren lief und Gras fraß wie Nebukadnezar, ein Stück seiner Seife geboten, und als der Halbmensch, diese Spende für eßbar haltend, sie ohne Besinnen verspeist, war sie zum Mittel geworden, seine Seele von aller Unreinigkeit, seine Triebe von allem Schmutze

rein zu waſchen. Stracks war dieſe glückliche Sinnesänderung ſichtbar geworden; denn geduldig hatte der Koloſſtarrende ſich darein gefügt, daß die Panacee jezt auch äußerlich angewendet wurde, und „ſiehe da,“ ſchloß das Gedicht und das ganze ergötzliche Schauſpiel:

„Es ſchwand der Schmutz, die Mähne fiel, der Popanz ward zur Stell'
Ein unvergleichlich Exemplar von einem Broadway-Swell. *

Das reichſte Mädchen in Newyork trug ſich ihm an zur Braut,
Und ſtirbt er nicht noch heute Nacht, wird morgen er getraut.“

Wir fürchteten die Abfahrt des Dampfbootes zu verſäumen, wenn wir warteten, ob der jezt eintretenden Pauſe, in welcher der Sänger dieſer Seifenballade zahlreiche Nachfrage nach ſeinem Artikel zu befriedigen hatte, eine weitere Scene folgen werde. Das Boot fuhr jedoch, ſtatt um neun Uhr, erſt um Mitternacht ab, und ſo hörten wir von ſpäter eintreffenden Paſſagieren, daß unſer unermüdlicher Humbugmacher noch gegen zehn Uhr eine Vorſtellung, und zwar bei Fackellicht gegeben und dabei allen ſeinen Vorrath von der Wunderſeife bis auf das lezte Täfelchen abgeſezt habe.

* Swell, Stuzer, Geck. Der Paradeplatz dieſer jungen Herrn iſt in Newyork der Broadway, und zwar die Trotoirs auf der Weſtſeite deſſelben, bei Leibe nicht die gegenüberliegende „unfeinere“ Seite.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Auguſt.

Reiſekarten. — Sommerliche Auswanderung. — Kriminalfälle.

Aus Berlin läßt ſich im Sommer nicht korreſpondiren, vor allem nicht in einem Sommer wie dieſer, wenn das Thermometer im Schatten 27 Grad zeigt und die Sonne in einem Areal, deſſen Ringmauern zwei deutſche Meilen umfaſſen, von den Aſtaſterſteinen abprallt. Aus dieſer afrikaniſchen Hitze flieht, wer die Freiheit dazu hat und die Mittel gewinnen kann; Familien und Einzelweſen, ſelbſt die Gerichte machen außergewöhnliche Ferien. Wer auch hätte eher das Anrecht in's Grüne und in's Wehen freierer Luft ſich aus der glühenden und verpeſteten Atmoſphäre zu retten, als ein preußiſcher Beamter! Der Aktenſtaub von ehemals iſt ſeit den Märztagen noch erſtickender geworden, die Aktenberge werden noch höher trotz der Oeffentlichkeit. Dem Volke ſäugt man an Circenſes zu geben, gönne man ſie doch auch der ſezt in unſerm Staate geplagteſten Menſchenklaſſe. Aber man will auch das Reiſen erſchweren, verlautet es, wenigſtens das Reiſen in's Ausland. Kaum daß man ein erträgliches Auskunftsmittel für das unerträgliche Paßweſen erſonnen, die Paßkarten, will man wieder Päſſe mit hoher Beſteuerung einführen. Unſere Päſſe ſtammen aus Frankreich, in ihrer Ausbildung waren ſie mehr oder minder ein Produkt der Revolution; in der guten alten patriarchaliſchen Zeit brauchte der Menſch doch keinen Beweis, daß er ehrlich ſey, kein Stück Papier zwiſchen ihm und der Polizei. Man glaubte ihm und gewärtigte den Gegenbeweis, daß er ein Schuft ſey. Die Päſſe, mit einem ungeheuern Steuerſtempel darauf gedrückt, ſtammen aus Rußland. Wir glückliche Deutſche, wenn wir beide Erfindungen zur Kräftigung unſerer ſelbſteigenen Entwicklung, zur Herausbildung aus unſerm Innern, uns aneignen! Es heißt, es ſey dabei, wie bei der Zeitungsſteuer, kein politiſcher Hintergedanke, es ſey nur eine ökonomiſche Maßregel. Im Grunde genommen glaube ich beides; weder die beſteuerten Zeitungen noch die beſteuerten Päſſe werden die Communikation der Gedanken und der Bildung aufhalten; aber es deutet auf einen andern, einen geiſtigen Bankerott, wenn wir auch im Finanzſyſtem zu einer vergangenen Zeit zurückkehren, und aus allen Winkeln der Zopf- und Perrückenperiode nach Partikularſteuern ſuchen, die nur Einzelne heimſuchen, und wo die Erhebungskoſten ſo oft den geringen Erlös aufzehren. Aber die Rückſtauung iſt nun einmal eine allgemeine; auch Magiſtrat und Gemeinderath wollen ſich durch keine vernünftigen Vorſtellungen davon zurückbringen laſſen, eine Steuer auf importirte fremde Biere zu legen. Ich glaube in der That nicht, daß ruſſiſch-ſtaatsökonomiſche Rückſichten bei der projektirten Paßſteuer im Hintergrunde liegen; was ſich aber bei dem Abſperrungsſyſtem dieſer Weltmonarchie, die nach der Idee leben kann, ſich ſelbſt genug zu ſeyn, rechtfertigen läßt, mit welchem rationellen Grunde will man es für das weit hingeſtreckte, zerſprenkelte, preußiſche Reich vertheidigen, das, vom politiſchen ganz zu geſchweigen, induſtriell, commerciell, lokal auf den innigſten und lebendigſten Wechſelverkehr mit ſeinen Nachbarn hingewieſen iſt? Man baut Eiſenbahnen und elektriſche Telegraphen, um Menſchen und Gedanken fliegen zu laſſen, auf Koſten aller, und mit Recht, um denen die Koſten zu erſparen, welche für die trägere Maſſe ſpekuliren und handeln, und doch will man von ihnen wieder einen hohen Zoll erheben für die Erlaubniß dazu! Man ſagt zwar: es ſoll nur die Begüterten treffen, welche zu ihrem Vergnügen reiſen. Ach, wie gering wird dann die Einnahme werden, und welcher Vorſchub wird dem Betruge geleiſtet, der jeder Vergnügungsreiſe, und wahrſcheinlich oft mit Grund, einen andern Zweck unterlegen kann. Es iſt mir daher noch ſehr zweifelhaft, ob das Miniſterium ſich nicht eines beſſern beſinnt; denn der kleine Rückgedanke einer beſſern politiſchen Controle, den wir trotz allem annehmen müſſen, iſt doch kaum ſtichhaltig, obgleich es gerade in dieſem Frühjahr ſich gezeigt hat, daß man in der Ausfertigung der Paßkarten und Ertheilung von Päſſen in einer Art ängſtlich geweſen, wie es in der preußiſchen Monarchie, außer in Kriegszeiten, nie vorgekommen. Mancher will auch auf den ertheilten Paßkarten gewiſſe Merkmale entdecken, welche auf die politiſche Geſinnung des Inhabers Bezug haben, Aſſignationen an auswärtige Polizeibehörden.

Lebensgefährtinnen ſich durch die Zeitungen aufzuſuchen, iſt, wie wir täglich in ihnen leſen, „ein nicht mehr ungewöhnlicher Weg.“ Ein Mädchen von dreißig Jahren, geſund, robuſt, von Bildung und mit 6000 Thalern ſuchte ſich ſogar jüngſt einen paſſenden, ſoliden Ehemann. Aber daß auch Gymnaſiaſten auf demſelben Wege ſich Reiſegefährten zu Vergnügungsreiſen ſuchen, kam bisher nicht vor. Sonſt meinte man, die Jugend auf Schulen und Univerſitäten ſey darauf angewieſen, überall Freunde zu finden, ſo viele, daß ihre Begleiterſchaft durchs Leben oft unbequem würde; neulich aber erklärte ein Primaner in der Zeitung: „Ich bin geſonnen, eine Fußreiſe durch den Harz zu machen und ſuche Reiſegefährten, die ſich zur weitern Beſprechung bei mir melden wollen.“ Das iſt allerdings keine Rückkehr zu patriarchaliſchen Zuſtänden, ſondern ein Fortſchritt zu einem neuen Weltverkehr, den wir aus der alten nicht ganz begreifen. Wird es einmal in der Zeitung heißen: „Nachdem ich eingeſehen, daß ich eines Freundes im Leben bedarf, ſuche ich einen auf dieſem nicht mehr ungewöhnlichen Wege?“

Den im Sommer auswandernden Einwohnern unserer Residenz als Chronist zu folgen, wäre nicht uninteressant. Es sind Colonistenschaaren, die nach dem Meeresstrand und in die Gebirge ihre Art, ihr Geld, ihre Anschauungsweise und ihre Urtheile austragen. Dort bleibt wenigstens ihr Geld zurück; was mehr, will ich unentschieden lassen. Was sie von daher zurückbringen, ist wenigstens physische Gesundheit, selten moralische, nämlich Zufriedenheit; aber für die Zurückgebliebenen bringen sie einen gehörigen Vorrath von angepriesener fremden Art und Weise. Draußen ist's überall zu Hause besser, zu Hause aber wird das Fremde angepriesen. Das ist eine alte Krankheit, von der keine politische Revolution kurirt. Sie kurirt ja überall nicht, wo keine sittliche vorangegangen. In's Ausland führt das Bedürfniß, aber die Mode ist die Führerin. Wir reden nicht von den auf große Reisen gehenden, nach den Alpen, dem Rhein, in die Schweiz, nach Italien, sondern hier nur von den Ausflüglern, die mit Weib und Kind, oder oft nur Weib und Kind ohne Mann sich ein anderes Sommervaterland suchen. Man kennt die Berliner in Süd und Nord, in Ost und West; wie sollte man nicht, da viele Badeorte fast allein von ihnen bevölkert werden, durch sie bekannt geworden sind? Sie sind willkommen, belobt und gemieden. Wer geht gern mit solchen um, die alles besser wissen, zu allem die Nase rümpfen, was ist ändern wollen, und was sich nicht ändern läßt, kritisiren? Aber weil sie doch manches besser wissen, manches sich ändern läßt und besser wird, hört man auf ihre Vorschläge. Man preist sie sogar hie und da als die umgänglichsten Gäste, weil sie, in der Regel wenigstens, mehr Weltbildung mitbringen als andere, und eine allgemeine Bildung schützt vor Idiotenstolz, vor der einseitigen Schroffheit, die die am meisten verletzt, welche auch nur eine einseitige Richtung ihr entgegen zu bieten haben. Der Berliner möchte alles korrigiren, aber er fügt sich auch in vieles, was ihm fremd ist; er kajolirt es sogar bis zur Liebhaberei und Leidenschaft; denn Berlin ist ja darin mit dem alten Rom verwandt, welches alle Götter der eroberten Länder gelten ließ, und ihre Altäre und Bilder in sein eigenes Weichbild versetzte, weil es Rom für großartig genug hielt, um alle Religionen in sich aufzunehmen. Das fängt man an zu begreifen, aber unbegreiflich ist es für viele Orte, wo die Schwärme aus der Spreestadt sich ansetzen, daß die Familien und Einzelnen auch derselben sich unter einander fremd bleiben, ja absichtlich isoliren. Sie müßten sich doch freuen, meint der Eingeborene, Landsleuten zu begegnen, und sie machen kehrt und weichen sich aus auf den einsamen Spaziergängen. Man will sich ja, wenn man ausgiebt, selbst vergessen und nicht in andern wiederfinden. Dieses Jahr ist schwer zu bestimmen, ob die Seeküsten oder die Gebirge mehr Auswanderer angelockt haben. Die Bäder an der Ostsee sind bis tief hinein in Pommern überfüllt, aber im Harz und Thüringen wimmeln die Wirthshäuser, die Privatwohnungen und die Straßen ebenfalls von Ausflüglern aus den Marken.

Sie ließen zu Hause wirklich nicht viel zurück. Oder sollte sie das wiederholte Gastspiel der Rachel oder des Sängers Roger zurückhalten? Man sah, horchte, staunte, bewunderte — nach der Chablone. Beide müssen noch bewundert werden, weil sie noch von keinen neueren Erscheinungen abgelöst sind. Sonst fehlt es nicht an Würdigungen der Rachel, die den Zauber, der über ihre Erscheinung gebreitet worden, längst gelöst haben; aber in Ermangelung von Etwas, das man bewundern kann, gab man dem Impuls sein Recht und hielt sich an das Aufblitzen des Genius, der denn doch unbestritten da ist. — Die Sommertheater blühen, eine der geblühenen Errungenschaften der Revolution. Man findet begreiflicherweise keinen Grund gegen sie einzuschreiten. Dafür ist längst gesorgt, daß Dichter und Schauspieler ausschreiten über die Schnur, die immer straffer gezogen worden. Auch die kirchlichen Mächte, die ihre Arme nach allen Seiten hin verlängern, halten es zur Zeit wenigstens für nicht angemessen, auf dieses Gebiet ihre schwere Hand zu legen. Es ist kein Fortschritt, noch weniger Erkenntniß, nur kluge Vorsicht, die Circenses nicht zu verkümmern, welche man dem Volke so gern läßt.

Wir sagen nichts vom Oberkirchenrath und seinen Verordnungen. Auch sie werden, wenn ihre Zeit um, einer andern Temperatur Platz machen, wie es die Hundstagshitze schon gethan hat. In derselben hat sich eine arme alte Frau aus dem Fenster gestürzt, ich glaube drei Stock hoch; sie brach das Genick; in der Hand hielt sie einen Beutel mit tausend Thalern. Wäre nicht die Romantik außer der Zeit, und auch schon ihr Hoffmannscher Nachspuk, welch ein Stoff das für sie, welche Motive ließen sich suchen! Es kam freilich schon oft vor, daß eine arme Frau, die von Almosen gelebt, starb und man in ihrem Strohsack, unter ihren Lumpen Geld die Fülle fand. Aber welcher Dämon konnte das seyn, der jenes Weib mit seinen Schätzen antrieb, sich selbstmörderisch aus dieser Welt zu retten? Etwa weil nichts mehr sicher ist, auch nicht die Heuchelei und Verstellung? — Man schlägt die tollen Hunde todt, man sahndet auch eifrig auf die, welche frei umlaufen und toll seyn könnten. Nicht mehr als billig. Aber man macht jetzt auch den Vorschlag, daß alle straßengängerischen Hunde, ohne Ausnahme, einen Maulkorb tragen sollen, widrigenfalls sie als verdächtig aufgegriffen und getödtet würden. Einige wenden ein, dann sähe man ja ihre Tollheit nicht, andere, eine solche Maßregel, allgemein angewandt, könnte bei einer Race, bisher an ungebundene Freiheit gewohnt, einen Krankheitszustand hervorrufen, welcher der Tollheit nahe verwandt sey; auch sey der Vorschlag früher und schon oft gemacht, aber immer wieder aus diesen und verwandten Gründen abgelehnt worden. Damit wird man nicht auskommen; der rubige Bürger hat eine zu entsetzliche Furcht vor jeder Exaltation, und zur Zeit noch ist ihm jedes Mittel recht, durch welches man sie zu bändigen meint, auch wenn man mathematisch ihm bewiese, daß die Maulkörbe die wahren und rechten Beförderer der Tollheit sind. Es ist indeß möglich, daß, weil man auch in Paris die Maulkörbe gegen das Kläffen und Beißen eingeführt, man deßhalb hier davon absteht.

Die Gefängnisse sind und waren in dem heißesten Sommer dermaßen überfüllt, daß man die Gefangenen, wohin es immer zulässig, abführte, und solche, die sich freiwillig zum Absitzen der ihnen zuerkannten Freiheitsstrafen meldeten, abweisen und höflich bitten mußte, noch etwas

zu warten. Alles das genügte nicht. Doch iſt glücklicherweiſe keine anſteckende Krankheit in den Verſchlüſſen ausgebrochen. Nur Ein Mann ward abgeführt dahin, von wo keiner wiederkehrt. Der Raubmörder Lamm wurde, der erſte hier, nach den Beſtimmungen des neuen Strafgeſetzes hingerichtet. Seine vor mehreren Jahren begangene Mordthat und die Entdeckung derſelben ſind, wenn auch noch keine cause celèbre, doch kriminaliſtiſch und pſychologiſch merkwürdig genug. Ein Bauergutsbeſitzer hatte er ſeinen auf dem Altenhofl ſitzenden Vorgänger und Oheim, um ihn nicht ferner ernähren zu dürfen, umgebracht, und auf eine ſo ſchlau berechnete Weiſe, daß kein Verdacht gegen ihn aufkam und man den Tod einem Zufall beimaß. Ein ſeiner Meinung nach zu gering belohnter Mitwiſſer und Thäter ward zum Verräther, doch erſt nach Jahren. Die Schlauheit des Mörders war nur dumpfer Inſtinkt geweſen. Sie verließ ihn vom Augenblick der Verhaftung an und man fand in ihm einen faſt blödſinnigen Menſchen, als welcher er auch, ohne Reue und Zagen, aber auch ohne Trotz das Schaffot beſtieg. Er hatte ſich nicht vertheidigt, nicht appellirt und nicht um Gnade gefleht, und doch war ſein Zuſtand auch wieder nicht ſo, um eine Blödſinnigkeitserklärung, die ihn als unzurechnungsfähig darſtellte, zu motiviren, da er ſich durch Trunkſucht in dieſe viehiſche Apathie verſetzt. Merkwürdig aber iſt, daß er im Gefängniß plötzlich eines Morgens freiwillig ein Geſtändniß ablegte, weil ihm in der Nacht ein Geſpenſt erſchienen, das ihn dazu ermahnt hatte. Die Hinrichtung erfolgte im verſchloſſenen Raume des Gefängnißhofes, nicht ganz nach der Art, wie jener Amerikaner ſie zur Erweckung von Schauer und Ehrfurcht vorſchreibt, aber würdiger und eindrucksvoller als jene öffentlichen Schaudie, die ſo oft in ihrer nächſten Wirkung beweiſen, daß alle moraliſche Wirkung verfehlt war. Zwölf zuverläſſige Männer aus dem Ort mußten außer den Polizei- und Gerichtsperſonen der Handlung beiwohnen, um ſie im Namen des Volks zu atteſtiren. Wieder eine neue Bürgerpflicht, über welche die Erwählten ſich beklagen mögen, als über eine Errungenſchaft, nach der ſie nicht geſtrebt.

Einen gräßlichen Eindruck verurſachte die Ermordung des jungen Gutsbeſitzers in der Nähe von Freienwalde. Im heitern Frieden eines heißen Sommermittags geht er aus, um den Segen ſeiner reifenden Felder zu betrachten — und bleibt ſpurlos verſchwunden. Man muß dieſe Gegenden kennen, weite, baum- und ſchluchtloſe Ebenen, mit nichts als dem Meer von wogenden Aehren bedeckt; allerdings zum Verſteck geeignet, aber nicht um verloren zu gehen. Seine Familie erwartet ihn auf einem benachbarten Gute zum Mittagstiſch vergebens. Endlich rückt der Bruder mit noch jemand aus, um ihn zu ſuchen. Keine Spur, keine Antwort auf ihr Rufen. Auf einer Höhe ſehen ſie eine Vertiefung im Korn. Herumtreiber pflegen wohl ſolche Verwüſtungen im Aehrenfelde anzurichten. Sie blicken ohne Argwohn hinein und finden einen blutigen Schlachtplatz und darauf die gräßlich zerſchlagene und verſtümmelte Leiche des Vermißten, in der zerfleiſchten Hand noch ein Büſchel Haare eines ſeiner Mörder. Umhergeſtreute Effekten, die von einem in vergangener Nacht verübten Einbruch herrühren, erlauben den naheliegenden Schluß, daß der Verunglückte aus Zufall den Verſteck der Diebe entdeckt, von ihnen erkannt worden, und daß wohl als Einer, der ſie kennt und verrathen konnte, daß alſo der Akt zu einem der Nothwehr geworden, um ſich ſelbſt vor der Entdeckung zu ſchützen. Der junge Mann war ohne Waffen. Welcher Landmann in unſern geſicherten Gegenden denkt auch ſich zu bewaffnen, wenn er ſeine Felder beſteht! Dieſe Vorſtellung vermehrt die Schrecken der an ſich ſchon ſchreckensvollen That. Die ganze Umgegend des Oderbruchs war bald in Allarm, und man glaubt in einem der aufgefangenen Herumtreiber und vielfach geſtraften Taugenichtſe einen der Thäter gefaßt zu haben.

Einen Schrecken anderer Art, aber gewiß einen großen Schrecken, hat die erhobene Kriminalklage des Staatsanwalts gegen eine Dame in Preußen unter der ganzen Damenwelt verbreitet. Eine Anklage wegen Meineids! Die Dame war, wir glauben als Zeugin, wenigſtens unbetheiligt an einer ſchlimmen Sache, eidlich vor Gericht vernommen worden. Unter den üblichen Fragen ad generalia hatte ſie auch ihr Alter angeben müſſen. Auch dieſes hatte mit der Sache nichts zu thun, die Dame glaubte alſo keinen Vorſtoß gegen die Wahrheit und Gerechtigkeit zu begehen, wenn ſie dasjenige Alter, welches ſie in der Geſellſchaft debitirte, auch dem Gericht vorſetze. Aber irgend ein böſer Kritiker rechnete ihr nach, daß ſie dabei zwölf Jahre vergeſſen. Es kam zur Cognition des Staatsanwalts und dieſer erhebt unbarmherzig gegen ſie die Kriminalklage. Auch das ſcheint eine Errungenſchaft der Revolution; vor dem März iſt ſo etwas nie vorgekommen, die Galanterie erlaubte den Richtern darüber ein Auge zuzudrücken. Wenn jede Dame, die ſich einmal in der Angabe ihres Alters geirrt hat, wegen Meineids in's Gefängniß wandern muß, wie ſoll dann die Welt beſtehen, wenn ihre eine Hälfte, die ſchönere, hinter Schloß und Riegeln ſitzt?

Aus der Westschweiz, August.

(Schluß.)

Die Bundesversammlung.

Von den fröhlichen Sängern auf dem Petersplatze in Basel wendet sich mein Blick unwillkürlich nach Bern, wo zur selben Zeit die Herrn National- und Ständeräthe über dem Wohle des Vaterlandes tagten, wobei es noch öfters Mißklänge, Taktfehler und falsch intonirte Noten gab, als selbst beim Wettsingen am Sängerfeste. Freilich waren da keine officiellen Merker, welche bei jedem leisesten Mißton ihren verhängnißvollen Punkt machten. Dafür paßte aber das gesammte Schweizervolk nicht auf die, sondern auf das Stimmen der Herren in Bern und notirte sich seine Punkte. Es hatte die Bundesversammlung in ihrer heurigen Sitzung einige harte Nüsse zu knacken. Da war vor allem das an so viele Partikular- und Ortsinteressen anstreifende Eisenbahngesetz, wobei die feindlichen Grundsätze des Staatsbaus und Privatbaus hart an einander geriethen; da tönte vor ihren Schranken als wie ein unheimlicher Grabesruf das Klagegeschrei des zur größern Ehre der Volkssouveränität an Hand und Fuß geknebelten Freiburger Volks; da handelte es sich, ob das Schweizer Volk brüderlicher Eintracht zu lieb seine drittehalb Millionen Guthaben bei den ehemaligen Sonderbundskantonen mit dem nassen Finger auswischen wolle. Ihre Leser, welche an gesalzenen und gepfefferten parlamentarischen Debatten Geschmack finden, mögen dieselben in politischen Blättern nachlesen. Ich für mein Theil will sie damit nicht behelligen, sondern dieselben bloß einen raschen Blick in die Berathungssäle unseres Congresses werfen lassen, um wo möglich eine flüchtige Photographie der äußern Erscheinung und charakteristischen Physiognomie der schweizerischen Bundesversammlung zu erhaschen.

Bis zur Vollendung des Bundespalastes, dessen Grundstein vor wenigen Wochen gelegt worden ist, sitzt der Nationalrath im Großrathssaal des Bernischen Rathhauses. Wir dürfen ohne Umstände in den Saal treten und uns entweder an eine der Säulen lehnen, welche die Zuhörertribüne tragen, oder uns in den Winkel einer Fensterbrüstung setzen. Das erste, was uns auffällt, ist eine gewisse Nonchalance, ein, zwar durchaus innerhalb der Grenzen des Anstandes verbleibendes, aber dennoch zwangloses, bequemes Sichgehenlassen der Versammlung. Von Costüm ist keine Rede. Nicht einmal der Frack, diese toga virilis der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, hat seine wohlerworbenen Rechte behaupten können; das Reglement verlangt weiter nichts als „schwarze Kleidung.“ Wir sehen uns umsonst nach einer Rednerbühne um; wer das Wort hat, spricht von seinem Platze aus. Kaum haben wir einige Voten gehört, so bemerken wir, daß weder von rechter oder linker Seite, weder von Centrum noch von einem Berg hier die Rede ist, mindestens, was die Plätze betrifft, auf welchen die Nationalräthe sitzen. Alles ist bunt durch einander. Den Socialisten Treichler erblicken wir gemüthlich im linken Centrum niedergelassen und etliche der „urchigsten“ Radikalen auf der äußersten Rechten, während die Deputirten von Uri und Unterwalden durchaus kein Bedenken tragen, sich's auf den Sitzen der äußersten Linken bequem zu machen.

Sehen wir uns nun die Leute im Einzelnen an. Welche Mannigfaltigkeit von nationalen Typen! Der erste Blick auf unsern Nationalrath zeigt uns schon, aus wie vielen Nationen die schweizerische Nationalität zusammengesetzt ist. Wenden Sie Ihr Auge nach jenem heftig gestikulirenden Mann mit der dunkelbraunen Gesichtsfarbe und dem in's graue schillernden Negerhaar; man würde darauf schwören, einen Mann aus dem tiefen Süden vor sich zu haben: es ist der Genfer Deputirte Camperio. Nicht weit davon sitzt der bereits erwähnte Auserwählte des Zürcherischen Fabrikproletariats, Treichler, mit den blaßblauen Augen, den flachsfarbenen Locken und dem schlesischen Weberteint, den man seinem äußern Menschen nach eher für einen Isländer als für einen gewesenen Zürcherischen Schullehrer halten könnte. Suchen Sie nach intelligenten Physiognomien, geistreichen Profilen, versprechenden Sternbildungen, so werden Sie dieselben vorzugsweise unter den Abgeordneten der östlichen Kantone finden. Jenes interessant geschnittene Profil mit dem geistreichen Mund gehört Hrn. Peyer-im-Hof aus Schaffhausen, einem unserer renommirteren Nationalökonomen; die hohe Stirn dort auf dem Präsidentenstuhl dem Regierungsrath Hungerbühler aus St. Gallen; das Paar Augen, welches über eine scharfe, etwas geröthete Nase seine funkelnden Blitze sprüht, dem Hrn. Hofmann, ebenfalls aus St. Gallen. Es sind dieß äußerst gefährliche Leute mit spitzen, gut eingehängten und sehr beweglichen Zungen, welche sie zwar in der Regel im Dienst des eidgenössischen Budgets verwenden (sie zwicken schon manchem eidgenössischen Kanzlisten hundert Franken von seiner Besoldung vermittelst ihrer Beredtsamkeit), trotz dem aber dürften sie leicht der Eidgenossenschaft mehr austragen als eintragen, da nach der Berechnung eines müßigen Kopfes jede Minute Sitzung des Nationalraths die Bundeskasse auf nicht viel weniger als fünf Franken zu stehen kommt. Den diametralsten Gegensatz zu diesen Ostschweizern bilden die kalten, äußerlich ruhigen, phlegmatischen und meistens schweigsamen Berner. Wir wollen zwei davon etwas näher in's Auge fassen. Sehen Sie jene Telegraphenstangengestalt, an welcher schulterlos ein Paar langer Arme hängen; auf dem langen Hals sitzt ein Kopf mit dunklem straffem Haar. Der Mann mit dem wenig

anſprechenden Aeußern hat das Wort. Ruhig beginnt er; wie ein tiefer kryſtallheller Strom fließt ſeine Rede dahin, da beleben ſich nach und nach ſein Auge, ſeine Züge, ſeine Stimme — der Unſchöne wird faſt ſchön; ſelbſt ſeine erbittertſten Gegner hängen aufmerkſam an ſeinem Munde; er belehrt und überzeugt. Das iſt Regierungspräſident Blöſch in Bern, der gute Geiſt und beſte Redner der Conſervativen, nicht nur ſeines Heimathskantons, ſondern der ganzen Schweiz. Nicht ſehr weit von ihm ſehen wir ein kleines, noch ziemlich jugendliches Männchen mit blondem Schnurrbart und gut entwickelter Stirn; ſeine Phyſiognomie wäre verſprechend, wenn nicht ſein Blick etwas Stechendes, ſein Ausdruck etwas abſtoßend Hartes hätte. Es iſt Blöſchs Gegner, der Abgott der „Urchigen,“ der gefallene Berner Diktator Stämpfli. Er ergreift das Wort, um den Präopinanten zu widerlegen. Scharf, logiſch iſt ſeine Rede; er iſt Meiſter in der dialektiſchen Kunſt. Haben Blöſch und Stämpfli eine Frage erörtert, ſo iſt der Gegenſtand erſchöpft; aber was hilft's? es ſind noch Leute genug da, welche ſich gern reden hören, und ſchließlich ſtimmt dann doch jeder nach ſeinen Sympathien. — Schauen Sie ſich jetzt gefälligſt nach dem Tiſche um, welcher zur Linken des erhöhten Präſidentenſtuhls ſteht. Es haben dort etliche Mitglieder der Verſammlung Platz genommen, welche während der Debatten ihre Korreſpondenzen beſorgen wollen. Bemerken Sie hinter dem Tiſche den Mann von gedrungener Geſtalt, über deſſen ſchwarze Atlasweſte eine ſchwere goldene Kette herunter hängt; ſein breiter, kurzer Nacken, ſein runder Kopf, der Ausdruck ſeiner Geſichtszüge deuten auf eine ſtarke Willenskraft. Es iſt dieß einer unſerer einflußreichſten Staatsmänner der jüngern Schule, Alfred Escher aus Zürich, welcher trotzdem, daß er nicht viel über dreißig Sommer zählt, doch bereits ſeinen Heimathkanton in der einen Taſche hat, und, wie böſe Zungen ſagen, die geſammte Eidgenoſſenſchaft gern in die andere ſchieben möchte. — Den erſten Preis in der ſchönen Bartkultur verdienen die Abgeordneten des Teſſins, während die Herrn Tourte und Ameraus aus Genf ſich hauptſächlich durch den untadelhaften Pariſer Schnitt ihrer Garderobe auszeichnen, was freilich ſtark gegen den Habitus verſchiedener Nationalräthe aus Aargau, Baſelland, Luzern und dem bernifchen Emmenthal contraſtirt, deren breite, haarige Hände keineswegs eine intime Bekanntſchaft mit Glacéhandſchuhen verrathen. Es thut mir leid, daß ich Ihnen unſern eidgenöſſiſchen Diplomaten, Achilles Biſchoff aus Baſel, nicht zeigen kann, welchem die gütige Hand der Vorſehung eine ſo roſenrothe Lächelnde Phyſiognomie beſchert hat, als ſie ſich ein politiſcher Unterhändler und Vermittler nur wünſchen kann; — er iſt eben abweſend, um mit irgend einem unſerer Nachbarn einen Zoll-, Eiſenbahn- oder Telegraphenvertrag zu bereden. Dafür kann ich Ihnen aber, wenn Sie etwa Zeichner ſind und eine Scene aus dem Leben des biedern Ritters Don Quixote de la Mancha zu malen wünſchen, mit einem trefflichen Modelle dienen, welches nicht weit von uns auf der grünen Banquette ſitzt. Die magere Geſtalt, die fahle Stirne, die eckigen, winklichten Gliedmaßen — nichts fehlt. So eben erhebt er ſich und ruft zum Schrecken der Verſammlung: »je demande la parole.« Den Namen des Mannes, welcher ſo viele Aehnlichkeit mit dem Ritter hat, der die glorreichen Kämpfe gegen die Windmühlen beſtanden, darf ich freilich nicht aufſchreiben.

Wir kommen zu ſpät, um unſern Senat, den Ständerath, noch verſammelt zu finden. Es ſind ihrer nicht mehr als vierundvierzig, wogegen der Nationalrath hundert und zwanzig Mitglieder zählt. Auch ſind die Herren des Ständeraths um ein merkliches minder redſelig und thun ihre Geſchäfte bündiger ab. Da nun, um die nämlichen Traktanden abzuſpielen, beide Räthe am ſelben Tag eröffnet und wieder geſchloſſen werden, ſo kommt es, daß der Ständerath weniger und nicht ſo lange Sitzungen hat, als der Nationalrath. Gehen wir deßhalb zum neuen Gaſthof „bei Pfiſtern,“ wo wir, zwar nicht à l'anglaise, aber doch ganz gut ſchweizeriſch zu Mittag ſpeiſen. Nach Tiſche lade ich Sie zu einer Taſſe Kaffee ein, die wir uns auf der Münſterterraſſe, und zwar im Pavillon links geben laſſen wollen. Dort wird ſich uns die beſte Gelegenheit darbieten, mit etlichen intereſſanten Perſönlichkeiten aus dem Ständerath Bekanntſchaft zu machen. Vorerſt ſehen wir eine rundliche, germaniſch blonde Geſtalt hinter der rauchenden Taſſe ſitzen; wir erkennen in ihr den letztjährigen Präſidenten des Ständeraths, Herrn Obergerichtspräſidenten Kappeler aus Thurgau, einen behaglichen geiſtreichen Juriſten, der das »fiat justitia,« keineswegs aber das »pereat mundus« zu ſeinem Wahlſpruch erkoren hat. Jetzt kommt, die Cigarre im Mund, eine ſtattliche Geſtalt daher geſchlendert; der lebhafte ſichere Blick, die gebräunten kräftigen Züge laſſen uns auf einen Forſtmann rathen; auch der Schnurrbart weiſt auf einen Mann, der ſich auf die Waldkultur verſteht; es iſt wohl der beſtbeſtockte in der ganzen Bundesverſammlung. Der Ankömmling iſt Regierungsrath Briatte aus Waadt, Chef des dortigen Forſtdepartements und Kappelers Nachfolger auf dem Präſidentenſtuhl des Staatenhauſes, ſo wie er bereits ſchon deſſen Vorgänger war. Wir kennen ihn als einen Erzfeind langer Reden und geſchraubter Phraſen, — eine vortreffliche Empfehlung für den Vorſitzenden einer berathenden Verſammlung! — Der ſtattliche Mann, der Herrn Briatte auf dem Fuße folgt, muß ein politiſcher Löwe ſeyn; denn bei ſeinem Nahen ſtecken die meiſten der bereits anweſenden Herrn die Köpfe zuſammen — ich glaube den Namen „Fazy“ zu hören. Alſo James Fazy, der Diktator von Genf! Seine äußere Erſcheinung macht einen guten Eindruck. Hochgewachſen und wohlgebaut, trägt er ſeine ſechzig Jahre noch aufrecht genug. Der Lebenswinter hat zwar bereits einigen Reif in ſeinen Haupt- und Lippenhaar angefegt; dafür blickt ſein Auge lebhaft und geiſtreich durch die elegante Brille. Die runde Geſichtsform und der Schnitt des Mundes beurkunden einen Lebemann. In ſeinem eigenthümlich geformten, mit beſondern Bewegungsmuskeln verſehenen Kinn aber ſitzt der Schalk und ſchaut bald zu dieſem, bald zu jenem Mundwinkel heraus. Man drängt ſich in ſeine Nähe, man gruppirt ſich um ihn; die Herren von der Aar und der Thur bemühen ſich, ihm zu Gefallen, möglichſt feine franzöſiſche Phraſen zu dreheln. Scherzend, ſprudelnd von Bonmots und geiſtreichen Anſpielungen nimmt der Genfer'ſche Diktator die ſeinem Genie dargebrachten

Huldigungen an; dazu aber treibt das Kinn fort und fort ſein bewegliches Spiel und zum Mundwinkel heraus ruft der Schalk: »qu'elles m'embêtent, ces têtes quarrées allemandes!« worunter er keineswegs etwa Hinterpommern oder Uckermärker verſteht, ſondern ſeine Herrn Collegen und Bundesbrüder aus der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft.

Unſer Kaffee iſt getrunken, unſere Cigarren ſind Aſche geworden. Es wäre unbeſcheiden, die in camera caritatis beiſammen ſitzenden Herren, deren höchſt ſchwierige Aufgabe darin beſteht, in der keineswegs amüſanten Bundesſtadt die zweite Tageshälfte todtzuſchlagen, noch länger zu belauſchen.

Ich hatte mir vorgenommen, die Citronſes zum dießmaligen Thema meines Berichts zu machen; auf welchem Abweg ich dann noch zur ordentlichen Sommerſitzung unſerer Bundesverſammlung gerieth, wüßte ich ſelber nicht zu ſagen. Sit venia. — Vom panis, d. h. von den Touriſten, um welche unſere Gaſtwirthe, Führer und Pferdehalter allemal zu Gott bitten, wenn ſie das „gib uns unſer tägliches Brod“ zum Himmel ſchicken, davon will ich Ihnen in meinem Nächſten ſchreiben.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 38. 19. September 1852.

Glück auf! Glück auf in der ewigen Nacht,
Glück auf in dem furchtbaren Schlunde!
Wir klettern herab durch den feſtigen Schacht
Zum erzgeſchwängerten Grunde.

Theodor Körner.

Unter der Erde.

Jene Bergmaſſen, die ſich unter dem Namen des Erzgebirges zwiſchen der Elſter und Elbe in der Richtung von Südweſt nach Nordweſt auftürmen und das böhmiſche Keſſelland von den ſächſiſchen Ebenen ſcheiden, werden wohl nur ſelten ihrer landſchaftlichen Schönheit wegen beſucht; mancher aber durchkreuzt das Land, der in den am Fuße ſeines Südabhanges ſprudelnden Heilquellen von Töplitz und Carlsbad ſeine Geſundheit zu feſtigen oder wiederherzuſtellen verſucht. Die Maſſe, welche das Erzgebirge bildet, iſt eine Platte, welche nur nach Süden zu ſchroff, nach Norden ſehr langſam abfällt; ſie iſt vergleichsweiſe wenig zerklüftet, nur hie und da von einzelnen tiefeingeſchnittenen Thälern, in welchen die Mulde, Zſchopau u. ſ. w. ihre Rinnſale gefunden, durchfurcht, daher man auf ihrer Oberfläche, die plötzlicher, auffallender Bodenerhebungen baar iſt, kaum vermuthet, daß man ſich auf einem mächtigen Gebirgsſtock befindet.

Faſt nirgends reicht der Horizont ſo weit, um die allgemeine Erhebung über die anliegenden Ebenen wahrnehmen zu können. Nur wenn man auf der Carlsbader Straße bei Gottesgabe, auf der Töplitzer bei Nollendorf hinabſteigt, bemerkt man, daß man einen Rücken überſchritten hat, deſſen mittlere Erhebung mehr als 1500 Fuß über Böhmen beträgt. Die wenig fruchtbare und ſpärlich angebaute, des Schmucks der grünen Wälder jetzt faſt ganz beraubte Oberfläche trägt aber doch einige Merkmale, welche auch dem flüchtigſten Auge auf der Stelle verrathen, daß das Gebirge mit der äußern Form nicht ſeinen innern Bau eingebüßt hat und ſein Name ein charakteriſtiſcher iſt.

Faſt überall finden ſich mächtige Schuttmaſſen von Bruchſteinen zerſtreut, Halden genannt, auf denen kleine Zechenhäuſer über dem Mund der Schachte erbaut ſind. Wem ihr Zweck und Urſprung fremd ſeyn ſollte, dem würden denſelben bald die zahlreichen Bergleute enträthſeln, die im ſchwarzen Grubenkittel und Leder, mit der Blende im Gürtel, bei Tag und Nacht über die dürftigen Kornfelder im Sommer, über die weiten öden Schneeflächen im Winter nach und von der Grube eilen, wenn die Glocke ſie „zur Schicht“ ruft, oder ihnen das Ende ihrer Arbeitszeit verkündet.

Ehe ich den Leſer bitte, die Anfahrenden in die Teufe zu begleiten, erſuche ich ihn, mir einen Augenblick zu geſtatten, wenigſtens flüchtig die Entſtehung

dieſer Bergmaſſen und ihrer Erze zu berühren, ehe ich die Aufmerkſamkeit für den Abbau derſelben in den Gruben in Anſpruch nehme.

Wenn wir die Wirkungen der Kräfte, deren Walten auf dem Erdball wir aus ſeinem gegenwärtigen Zuſtand erkennen, rückwärts verfolgen und ſo uns die Veränderungen klar machen, welche ihrer Natur nach früher mit der Erde vorgegangen ſeyn müſſen, damit der gegenwärtige Zuſtand derſelben daraus hervorgehen konnte, ſo gelangen wir zu einer Epoche, in der unſer Planet feuerflüſſig ſeyn mußte. Wir ſchließen dieß aus der kryſtalliniſchen Natur vieler Geſteine, die alſo aus flüſſigem Zuſtand erſtarrt ſind, für die aber kein anderes Auflöſungsmittel exiſtirt als die Wärme, aus dem Zunehmen der Erdtemperatur mit der Tiefe und noch manchen andern Umſtänden. Bei der allmähligen Abkühlung im Laufe von Milliarden von Jahren bildeten ſich Kruſten auf der glühenden Maſſe, die vielfach zerriſſen, aufgerichtet, wieder umgeſtürzt und umgewandelt wurden. Welch ungeheuren Zeitraum unſere widerſtrebende Einbildungskraft für die geſammte Erdbildung verwilligen muß, geht gleich daraus hervor, daß ſeit zweitauſend Jahren die Erde ſich noch nicht um den 170ſten Theil eines Centeſimalgrades abgekühlt hat, weil ſonſt die Umdrehungsgeſchwindigkeit des Erdballs ſich geändert haben müßte.

Die unterſte der nachweisbaren feſten Erdkruſten, welche jedoch höchſt wahrſcheinlich nur ein Umwandlungsprodukt anderer wieder zerſtörter oder veränderter iſt, bildet die Grundfeſte des heutigen Erzgebirges, das alſo zu den älteſten Höhenbildungen unſeres Weltkörpers gehört. Gneis- und Glimmerſchiefer ſind die herrſchenden Geſteine deſſelben, und da ſie zwar nicht als die abſolut, doch als die relativ älteſten unter den feſten Theilen der Erde auch von der neueren Forſchung erkannt ſind, ſo hatte der Vater der Geognoſie, Gottlieb Werner, ein gewiſſes Recht, dieſe Gebilde als das „Urgebirge“ zu bezeichnen. Lange Zeit nach ihrer erſten Erſtarrung iſt dieſe Gneis- und Glimmerſchieferkruſte zuerſt aus ihrer urſprünglichen Lage verrückt und emporgehoben worden, was ſich oft wiederholt hat durch das Empordringen jener, der heutigen Lava verwandten, plutoniſchen Geſteine, die wir Granite, Syenite, Porphyre, Baſalte u. ſ. w. nennen. Da alle Körper beim Abkühlen ſich zuſammenziehen, übte die erſtarrte Erdkruſte einen immer ſtärkeren Druck auf das flüſſige Erdinnere aus, bis die Reaktion zu mächtig wurde, den ſpannenden Ring durchbrach und Theile deſſelben dabei hob und verſchob. Da die Größe der Spannung, der Druck mit der Dicke der feſten Erdkruſte nothwendig zunahm, ſo iſt klar, daß die höchſten Gebirge nicht die älteſten, ſondern die jüngſten ſeyn müſſen. Das niederrheiniſche Gebirge und der Harz beſtanden ſchon, als zwiſchen dieſen Strichen Deutſchlands und Italien nur eine weite Ebene lag, und auch als das Erzgebirge längſt gehoben war, waren die Alpen noch nicht aufgethürmt. Die Wogen des Urmeeres flutheten noch weit über den Stellen, wo ſich heute ſtarre Eisſtrenen hoch in die Wolken erheben.

Die Erzgänge des Erzgebirges ſind alſo Spaltenausfüllungen im Gneis- und Glimmerſchiefer, die in ihrer Längenrichtung, dem ſogenannten Streichen, gruppenweiſe parallel laufen. Ihre Neigung gegen den Horizont, das Fallen, iſt dagegen ſehr verſchieden; ſie ſtehen theils ſenkrecht, „ſaiger“ in der Sprache des Bergmannes, finden ſich aber in allen Uebergängen bis zu den flachliegenden, ſogenannten ſchwebenden Gängen. Nicht überall ſind die Gänge bauwürdig, was freilich ein nach dem Stande der Technik wechſelnder, mit der Entwicklung derſelben allmählig ſich erweiternder Begriff iſt.

Am Rathhausberge bei Gaſtein in Tirol arbeitet der Bergmann an der Grenze des ewigen Schnees, und im erſoffenen Eſelſchacht zu Kuttenberg in Böhmen hat er ſeine Baue dreitauſend Fuß tief „unter Tag“ getrieben, um die koſtbaren Stufen zu brechen. Innerhalb dieſer Höhen und Tiefen iſt der Reichthum der Gänge ein äußerſt wechſelnder und unbeſtimmter, und bis jetzt hat die Wiſſenſchaft keineriei Geſetz gefunden, wonach ſich der Gehalt in den Gängen zum voraus beſtimmen ließe. Der Reichthum und die Bauwürdigkeit hängt nicht bloß von der Qualität, ſondern auch von der Quantität der Erzmittel ab. Die ſo berühmten Erzgänge von Guanaruato in Mexiko gründen ihren Silberreichthum auf die Mächtigkeit ihrer Gänge, die vom Hangenden, dem obern Geſtein, bis zum Liegenden, dem untern, wohl 16—22 Fuß ſtark ſind; obgleich abſolut viel ärmer als manche Freiberger Erzmittel ſind ſie ſomit doch viel lohnender, da im Erzgebirge die Gänge ſelten mehr als einige Zoll mächtig gefunden werden.

Da mit dem Umfang der Arbeit — und nur arme Erze finden ſich in Maſſen — die Stätigkeit und Nachhaltigkeit derſelben, alſo die nationalökonomiſchen Intereſſen weſentlich gefördert werden, ſo iſt es durch geſchickte Verbindung armer Erze mit reichern heutzutage möglich geworden, Erzmittel zu verhütten, deren Bearbeitung man noch vor kurzem für nicht lohnend hielt. In Freiberg bearbeitet man durch außerordentlich intelligente Behandlung noch mit Vortheil Erzmittel, welche nur ½ Loth Silber vom Centner abwerfen. Der erzgebirgiſche Bergbau hat in Folge davon ziemlich ſtätig zugenommen und in Deutſchland iſt der Silberbergbau dieſes Gebirgs bei weitem der bedeutendſte. Das Ausbringen hat ſich gegenwärtig bis zu 100,000 Mark jährlich geſteigert, und da dieſe Produktion nicht eine Folge zufälliger

reicher Gänge iſt, ſondern auf der Möglichkeit beruht, auch ſehr arme Erze zu verhütten, ſo iſt kein Rückgang des Betriebs zu fürchten. Allerdings iſt die Geſammtproduktion nicht eigentlich lohnend, und ohne Unterſtützung der Regierung und der Kurinhaber würde der Bergbau vielleicht zum Erliegen kommen; es ſind aber auch nicht reine Spekulationsintereſſen, welche man dabei verfolgt, ſondern weſentlich allgemeine nationalökonomiſche. Die erſteren führen zum ſogenannten Syſtem des Raubbaus, wie in den ehemaligen ſpaniſchen Provinzen in Amerika, was bekanntlich jenen Ländern keinen Segen gebracht hat; letztere machen den Bergbau zu einer äußerſt wohlthätigen, naturwüchſigen Induſtrie, wobei die größte Schattenſeite dieſer, die Schwankung im Verkehr, glücklich vermieden iſt. Durch die verſtändige Combination der Arbeit iſt der Betrieb ein ſtätiger geworden, unabhängig von Nachfrage und Angebot, da das Produkt, das Silber, ein unmittelbares Werthmittel iſt.

Doch wenden wir uns von dieſen allgemeinen Bemerkungen zur Betrachtung des umfangreichſten Grubengebäudes, „Himmelfahrt,“ welches kaum einen Büchſenſchuß weit von der Stadt Freiberg auf dem linken Thalrande der Mulde ſeinen Hauptſchacht hat. Eine ganze Reihe von Gebäuden auf dem wohl 50 Fuß hohen Haldenſturz auf dem Rücken des kahlen Höhenzuges fällt ſofort in die Augen.

Himmelfahrt iſt der Altvater der Freiberger Gruben. Nicht lange, nachdem im Harz am Rammelsberg der Silberbergbau eröffnet worden, als noch das Erzgebirge weithin mit jenen mächtigen Edeltannen bedeckt war, von denen ſich bei Olbernau einige ſeben Fuß im Durchmeſſer haltende Rieſenſtämme bis heute erhalten haben, ſtießen wahrſcheinlich Jäger oder Fuhrleute auf das Ausgehende eines Erzgangs, der zufällig aus reichen Stufen beſtand. An dieſe gelegentliche Entdeckung vor faſt ſiebenhundert Jahren knüpft ſich der Bergbau dieſes ganzen Reviers, deſſen reicher Ertrag die Veranlaſſung zur Gründung der Bergſtadt Freiberg wurde, die lange Zeit die Haupt- und Reſidenzſtadt der ſächſiſchen Churfürſten war. Der Reichthum ihrer jetzt ziemlich verarmten Bürger war einſt faſt ſprüchwörtlich geworden, ſo groß war der Ertrag der Bergwerke, wegen des ungemein hohen Silberwerthes. Seit jener Zeit hat der erzgebirgiſche Bergbau gegen 90,000 Centner Silber zu Tag gefördert.

Da das Erz ſich nur ſehr ſelten gediegen findet, ſo iſt eine lange und mühſelige Bearbeitung nöthig, bis aus der rohen, vielfach verunreinigten Erzſtufe der blanke Silberblick geworden iſt. Das lehren ſchon die Maſſen von Abfällen, welche die Halden bilden, obgleich die Erze vorläufig bereits in der Grube und dann über Tag unmittelbar mechaniſch geſondert werden. Zahlreiche kleine, oft nur zwölfjährige Pochjungen ſind auf Himmelfahrt mit dem Ausſchlagen und Ausſchütten des tauben Geſteins beſchäftigt und laſſen auf eine große Maſſe von Arbeitern ſchließen, die über Tag bei der Aufbereitung der Erze und in den Teufen der Grube ihr mühſeliges Tagewerk verrichten. In der That fahren an 1500 Knappen auf dieſem Einen Gebäude an, welches das ausgedehnteſte im ganzen Gebirge iſt. Von je acht zu acht Stunden ruft eine helle, weit ſchallende Glocke die Knappen zur Schicht, und dann ſieht man es ſelbſt in dunkelſter, ſtürmiſchſter Nacht lebendig werden. Ueberall tauchen in ſchwarze Bergkittel gekleidete Männer aus den niedren Hütten auf; aber es ſind keine finſtern Gnomen, denn ſie ellen zum Gebet nach dem Zechenhaus, ehe ſie ihre Arbeit beginnen, die jetzt zwar noch eben ſo mühſam, aber weit weniger gefährlich iſt, als ehedem. Wenn auch heutzutage der Bergmann kaum etwas anderes iſt als ein Arbeiter im Dienſte der Induſtrie, ſo hat ſich doch ſein Gewerbe ein hiſtoriſches Kleid bewahrt. Faſt alle ſeine Sitten, Benennungen und Gebräuche ſind Jahrhunderte alt und unveränderlich wie ſeine Tracht, die man nirgends findet, als wo der Bergbau auf deutſchen Schultern ruht oder ruhte. Den ſchwarzen Bergkittel und den Schachthut ſah man im Harz ſchon zu Heinrich des Finklers Zeit, als der Kaiſer den Grundſtein zur alten deutſchen Bergſtadt Goslar legte. Fahrkappe und Leder trägt man, ſo lange die Knappſchaft Fäuſtel und Eiſen führt, die man noch heute als Deviſe auf Knöpfen und Wappen braucht, als die erſten einfachen Werkzeuge, mit denen man den Bergbau betrieben und die jetzt ſchon ſeit Jahrhunderten durch Bohrer und Pulver erſetzt ſind. Das „Glückauf“ des einfahrenden Knappen und das „Komm geſund wieder“ des Daukenden, der über Tag bleibt, das „Macht geſund Schicht“ des von der Arbeit Abgelöſten und der Wunſch des Andern: „Fahr geſund aus,“ finden ſich überall in den deutſchen Bergrevieren.

Doch treten wir in das thurmähnliche Gebäude, welches den Schacht überbaut. Die mehr oder weniger geſenkte Oeffnung von prismatiſcher Geſtalt, etwa 18 Fuß lang und 6′ breit, iſt das Mundloch des Schachtes, der auf dem Ausſtreichenden des Erzganges zunächſt begonnen und dann längs dem Fallen des Ganges abgeſenkt iſt. Da dieſes Fallen, wie geſagt, unter den verſchiedenſten Neigungen ſtattfindet, ſo gibt es denn auch alle Uebergänge vom ſenkrechten, „faigern Schacht“ zum flachgehenden „Schleppſchacht.“ Der Schacht iſt die große Kommunikationsſtraße des Bergwerkverkehrs; die Knappen fahren auf ihm ein und aus; neben ihrem Wege fördern mächtige Tonnen die Erze aus der Grube und ſchütten ſich oben von ſelbſt aus; aus der Tiefe ſchallt lautes Rauſchen herauf und es tönt wie ein mächtiger Waſſerfall, der ſich wild über Felſen ſtürzt. Weit und breit

auf der ganzen Oberfläche des Gebirge sammelt man jeden Tropfen des flüssigen Elements, das als Regen zur Erde fällt oder als Schneewasser die kleinen Bäche speist, in umfangreichen Teichen. Von diesen führen lange Leitungen die streng regulirten Wassermassen nach den Gruben, wo sie als Aufschlagwasser auf die vielen Räder stürzen, die unten im Bergwerk in den Radstuben hängen, und die ausser den Fördertonnen die Pumpen treiben, welche die Grubenwasser aus der untersten Tiefe heben. So werden die einen Wasser aus der Tiefe bis auf den Stollen gezogen, die andern fallen von Rad zu Rad von oben bis auf den Stollen hinab, einen wenig geneigten, fast horizontalen Gang, der von den Gruben nach oft Meilen weit entfernten tiefen Thälern des Gebirges führt, in denen dann Gruben- und Aufschlagwasser vereint zum Meer abfließen. Je tiefer der Stollen liegt, desto größer ist die Macht der Aufschlagwasser, aus desto größern Tiefen kann man damit die Grubenwasser heben. Von der Tiefe der Stollen und dem Maaß der Wasserkraft hängt also der leichtere oder schwierigere Betrieb der Gruben ab, so daß, scheinbar ein seltsamer Widerspruch, diese aus Mangel an Wasser ersaufen können.

Der königliche tiefe Fürstenstollen, der mit einem andern, dem Thelersberger Stollen in der Nähe von Freiberg zusammenstößt, ist mit diesem zusammen gegen 22 deutsche Meilen lang und das Werk von fast sechs Jahrhunderten. Projektirt und in Angriff genommen ist zur Hebung des ganzen erzgebirgischen Bergbaus in diesem Augenblick ein Stollen, der vier Meilen lang unmittelbar bis zum Flußthal der Elbe führen soll und fünfzig Jahre zu seiner Ausführung bedarf.

In neuester Zeit hat man mit der Entwicklung der Technik, neben den alten einfachen Wasserrädern, Turbinen, Wassersäulen und Dampfmaschinen angewendet, um die Kräfte zum Betrieb zu steigern; doch nur die letzteren können vom Stollen unabhängig machen und die Grubenwasser unmittelbar bis an den Tag heben. Das Wesen der stehenden Dampfmaschine ist bekannt genug; weniger ist die Kenntniß von den Turbinen und Wassersäulenmaschinen verbreitet. Bei beiden ist das Wesentlichste, daß im Gegensatz zum Wasserrad, wo ein geringes Gefälle bei größerer Wassermasse wirkt, eine geringere Wassermasse mit größerem Gefälle benutzt wird. Bei der Turbine tritt das Wasser aus einer eisernen Röhre in die senkrecht stehende Achse eines Rades, und von dort in die Zellenwände der horizontal liegenden Radscheibe, welche in Folge des Drucks mit größerer oder geringerer Schnelligkeit umgedreht wird. Es gibt Turbinen, welche tausend Umdrehungen in einer Minute machen. Man sieht aber sofort, daß eine solche Kraft direkt fast gar nicht zu benutzen ist, sondern erst durch Uebertragung brauchbar wird. Den Gegensatz bildet die Wassersäulenmaschine, die gewöhnlich direkt das Pumpengestänge treibt, indem dieses unmittelbar an einen Stempel gehängt ist, der durch den Druck des Wassers von unten nach oben in einer Röhre gehoben und von der durch veränderte Steuerung von oben auf ihn wirkenden Wassersäule wieder nach unten gepreßt wird. Zwischen beiden Maschinen steht das Wasserrad in der Mitte, welches bei schneller Umdrehung gewöhnlich direkt angreift, bei langsamer erst durch Uebertragung wirkt. Die einfachste Maschine ist offenbar die letztere, weil sie beim verschiedensten Wechsel des vorhandenen Wasserreichthums fast immer gleich günstig arbeitet, während die Turbine nur unter ganz bestimmten Verhältnissen die größte Kraft äußert und eine viel weniger plastische Natur hat. Bei der Wahl der Maschine kommt es also darauf an, wie weit sie sich dem Schwanken der Verhältnisse anzuschmiegen im Stande ist, und daß die Kraft des Wassers unter allen Umständen ganz ausgenutzt wird, d. h. dieselbe gleich Null ist, wenn das Wasser die Maschine verläßt.

Tag und Nacht arbeiten diese Räder und Stempel, die Lebensorgane der Grube. Wie die Zusammenziehungen des Herzens das Leben desselben verrathen, so klingt bei jedem Umgang am Kunstgezeug ein Glöckchen wieder, aber es ist nicht das Sterbe-, sondern das Lebensglöckchen des Bergwerks. Wenn das Abbrechen seines melancholischen, weit durch die Felder hallenden, einförmig wiederkehrenden Tons eine Unordnung in der Maschinerie verräth, dann ist Gefahr im Verzuge und das in der Grube arbeitende Leben bedroht. Der Regulator hat seine Thätigkeit eingestellt, die Wetterlotten führen den in der Tiefe schaffenden Knappen nicht mehr frische Luft zu und böse Wetter und Grubenluft bedrohen sie. Die Wasser heben sich nicht mehr und fließen nicht mehr ab, sondern füllen die Strecken und Schächte, alles unter ihrer Fluth begrabend. Dergleichen Unglücksfälle treten allerdings sehr selten und meist nur in Folge großer Sorglosigkeit ein; häufiger dagegen geschieht es, daß die verfügbaren Kräfte überhaupt nicht mehr hinreichen, um die Macht der Grubenwasser zu bewältigen; da tritt dann dieselbe Wirkung ein, bis durch einen tiefer getriebenen Stollen die Kräfte vermehrt werden und die Grube dadurch gelöst wird.

Neben dem Förderschacht, in dem die Tonnen laufen, liegt auf Himmelfahrt der Fahrschacht, in dem man einfährt. Der Ausdruck ist hier eine seltsame Anomalie, denn man steigt langsam auf einzelnen Leitern hinab, welche die Stockwerke, die in den Schacht eingebaut sind, unter einander verbinden; jedes derselben (ein Abtritt) liegt etwa zwanzig Fuß tiefer als das andere, und bei geeigneter Stellung der Leitern ist der Weg dadurch ein gefahrloser, aber auch ein mühsamer. Da wo man sogenannte Richtschächte

angezeigt hat, welche ganz ſaiger erſt in größerer Tiefe den Erzgang durchſenken, fährt man wohl auf „Fahrkünſten“ aus und ein, was dann allerdings dem urſprünglichen Sinne des Ausdrucks mehr entſpricht. Man tritt nämlich auf den Kopf der Pumpenſtöcke und ſinkt mit dieſen hinab oder ſteigt mit ihnen. Solche Einrichtungen, durch welche viele Kräfte der Mannſchaft geſpart werden, finden ſich noch nirgends im Erzgebirge, und der einzige Weg in die Tiefe führt auf den ſchmalen, vom Waſſer ſtets benetzten Leitern.

Wir nehmen an, der Leſer habe ſich mit dem Grubenkittel bekleidet, in deſſen Knopfloch vor der Bruſt die angezündete Blende gehängt iſt, das Leder umgegürtet, über die das Haar ſchützende Fahrkappe den Schachthut geſetzt, und er folge uns nun über die beſchmutzten Sproſſen. In einer Tiefe von etwa dreißig Lachtern kommt man zur Radſtube. Das dürftige Licht der Blende erhellt nur matt den weiten Raum und ſpiegelt ſich an den feuchten Geſteinswänden, alles übrige in deſto tieferes Dunkel hüllend. Ein Froſtſchauer durchrieſelt den Körper, denn die Temperatur iſt unangenehm niedrig und im Sommer iſt es hier viel kälter als über Tag. — In der Brunnenſtube hängt ein Waſſerrad, das 50 Fuß im Durchmeſſer hat und auf deſſen Schaufeln die Tagewaſſer aufſchlagen. Auf ſeiner Are ſtecken zwei mächtige Krummzapfen, welche das Geſtänge anheben, an dem alle Pumpen bis zu den unterſten Teufen angeſchloſſen ſind. Jede der über einander geſtellten Saug-, Hub- oder Druckpumpen hebt das Waſſer etwa achtzehn Fuß in einen Waſſerbehälter, von welchem es die nächſt höhere Pumpe weiter nach oben fördert. Dicht neben dieſem koloſſalen Rade hängen zwei gleich große verbundene, mit verkehrter Schaufelſtellung, auf welche das Waſſer beliebig wechſelnd geleitet werden kann, um damit Drehungen in entgegengeſetzten Sinne hervorzubringen. Sie dienen, um die Fördertonnen vom Füll- bis zum Mundloch zu heben und hinab zu laſſen.

Jeder Tropfen des Aufſchlagewaſſers und jeder Zoll des Gefälles iſt alſo von großem Werth für den Betrieb und die Waſſerökonomie eine ſehr ausgebildete. Eine Grube führt der andern das Aufſchlagewaſſer zu, welches von einem Rade auf das andere ſtürzen muß, bis es endlich am Mundloch des Stollens wieder an's Licht tritt. Es iſt dieß immer eine noch wohlfeilere Förderung als die durch Dampf. Eine Pferdekraft des letztern koſtet etwa 150 Thaler, während die durch Waſſer nur auf ungefähr 120 Thaler kommt.

Doch verweilen wir einen Augenblick beim äſthetiſchen Eindruck. Es iſt ein für das Ohr des Laien höchſt ſeltſames Tonmeer, das hier von allen Seiten im engen Schachte auf- und abwärts wogt. In das laute Brauſen der Aufſchlagewaſſer miſcht ſich das Stöhnen der Pumpen und der dumpfe Ton der arbeitenden Maſchinen, und von Zeit zu Zeit das Geräuſch der vorübergezogenen Fördertonnen. Erſt wenn man mehrere Fahrten weiter hinabgekommen iſt, verliert ſich allmählig dieſes Getöſe und läßt das leiſe Plätſchern des Tropfenfalls und ſeinen Geſickers mehr und mehr laut werden.

Es iſt dieß der Niederſchlag von der Oberfläche, der ſich durch das feſteſte Geſtein zieht, wenn man auch noch ſo ſorgfältig alle Spalten und Riſſe verſtopft. Selbſt der anſcheinend trockenſte Fels läßt immer einige Feuchtigkeit durch, wenn auch nur ſehr langſam. So fallen die waſſerreichſten Monate in der Grube um ſechs Monate ſpäter als auf der Oberfläche, und manche Waſſerquellen treten im Grubengebäude von unten aus viel größerer Tiefe, als dieſes erreicht, in die Höhe. So hat ein Quell der Grube Churprinz, eine Stunde von Freiberg, eine Temperatur von 24° Reaumur, während das umgebende Geſtein nur 18° warm iſt. Die von der Sonne ausgehende Wärme durchdringt nur langſam eine ſehr geringe Bodenſchicht; bei mäßig feſter Erde iſt in einer Tiefe von nur 1½ bis 3 Fuß ſchon kein Unterſchied mehr zwiſchen Nacht und Tag, und erſt nach ſechs Monaten iſt die Temperaturerhöhung durch den Sommer in der Breite des Erzgebirgs in einer Tiefe von 36 Fuß bemerkbar. In größerer Tiefe, ſchon bei 60 Fuß, verſchwindet jeder Unterſchied zwiſchen den Jahreszeiten oder in Folge derſelben, und es tritt ſofort eine ſtetige Temperaturzunahme von einem Grad der hundertheiligen Scala auf je 100 Fuß ein; daher die Wärme den Arbeitern, wenn ſie tiefer als die ſiebte Gezeugſtrecke arbeiten, ſchon recht läſtig wird. Aus der Stätigkeit dieſer Temperaturzunahme an allen Orten, wo man durch Schachte oder arteſiſche Brunnen ſich das Erdinnere erſchloſſen hat, folgert man, wie geſagt, mit gutem Recht die Feuerflüſſigkeit des Erdballs in der Tiefe.

Unter einer Gezeugſtrecke verſteht man jene in der Richtung des Streichens des Erzganges vom Schacht aus horizontal fortgetriebenen Galerien von etwa 5½ Fuß Höhe und 4 Fuß Breite. Es ſind reine Verſuchsbauten, um die Stellen zu finden, wo der Erzgang abbauwürdig iſt. Solcher Gänge finden ſich von zwanzig zu zwanzig Lachtern, je nach der Tiefe des Schachtes, bald mehr bald weniger unter einander. Auf Himmelfahrt ſteigt die Zahl bis eilf.

Hat der Bergmann am Ende (vor Ort) einer Strecke abbauwürdige Erze gefunden, ſo folgt er ihnen, indem er ſich von unten nach oben aus einer Gezeugſtrecke in die andere hinauf arbeitet. Mit Fäuſtel und Bohrer ſchlägt er in horizontaler Richtung etwa zwei Fuß tiefe, einen Zoll im Durchſchnitt haltende Löcher in das Geſtein, die mit Pulver geladen und

gesprengt, das Gestein müheloser fortschaffen, als es mit Fäustel und Eisen allein geschehen könnte. Auf den ersten Blick erscheint es unvortheilhafter, wenn man von unten nach oben arbeitet, aber bei näherer Betrachtung erklärt sich die größere Einfachheit und Wohlfeilheit dieses Verfahrens. Früher baute man von oben nach unten ab; es ist dieß der sogenannte Strossenbau, der den Nachtheil hat, daß die tauben Berge, d. h. der Theil des losgesprengten Gesteins, der nicht nach oben gefördert wird, über dem Kopf des Arbeiters auf zwischengespreizte Hölzer gethürmt werden muß, sowohl um das Zusammenbrechen des ausgearbeiteten Ganges zu verhindern, als um den Boden zu Füßen klar zu halten. Der Durchschnitt eines durch Strossenbau abgetriebenen Theils erscheint als eine Art Gitterwerk aus wechselnden Lagen von Steinen und Holz. Diese viel mühsamere Methode, bei der man nur den unbedeutenden Vortheil hat, daß das Gewicht das Losreißen unterstützt, ist als zu kostbar jetzt ganz verlassen und überall der Firstenbau eingeführt. Derselbe besteht darin, daß der Bergmann sich eine Art Treppe von unten nach oben, mit dem Gesicht gegen den Schacht, fortsprengt. Da nur ein kleiner Theil des Gesteins als brauchbares Erz nach oben gefördert wird, so ist er im Stande, mit dem übrigen fortwährend die rohen Stufen der Treppe aufzumauern und so allmählig vorwärts dringend bis zum Schacht das ganze Erz zwischen zwei Gezeugstrecken zu gewinnen. In Freiberg finden sich bauwürdige Oerter meist erst in den tiefsten Strecken, aber nicht als ein allgemeines Gesetz, sondern nur als lokale Erfahrung. Das Ausgehen eines Erzganges nach unten ist noch nirgends gefunden worden, sondern „er leilt erst in der ewigen Teufe aus."

Diese Steinmassen, zwischen denen der Bergmann sich mühsam vorwärts bohrt, scheinen beim ersten Anblick so fest wie die Berge, in denen die Baue getrieben werden. Aber der Knappe kennt aus tausend bittern Erfahrungen das Trügerische der Wände, welche ihn umgeben, er weiß, daß sie fortwährend drohen über ihm zusammenzubrechen, wenn er nicht unausgesetzt dagegen Vorkehrungen trifft. Nicht bloß füllt er daher die abgebauten Oerter mit dem tauben Gestein wieder aus, sondern wo nur irgend auf Stollen und Strecken das Gestein sich mürbe oder zerklüftet zeigt, da unterstützt er es bald durch Mauerwerk, bald durch Zimmerung. Da aber das Holz in der Grubenluft sehr leicht verdirbt, so zieht er gewöhnlich das erstere vor. Nirgends findet man eine sorgfältigere Arbeit, als die der „Bergmäurer" ausführt, denn er muß meist des Mörtels dabei entbehren.

Wenn der Laie die kleinen Modelle eines Bergwerks sieht, welche wandernde Bergleute häufig auf den Jahrmärkten zeigen, so meint er wohl, es sey in Wirklichkeit solch reges Leben da unten im Reiche der Gnomen; ringsum in den Bauen Picken und Hauen, Bohren und Sprengen. Aber selbst viele Hunderte von Arbeitern verlieren sich in den weiten Strecken, wo die Oerter oft sehr entfernt von einander liegen. Nur dann und wann sieht man das Licht einer Blende sich auf dem Krystall des silbergrauen Bleiglanzes oder des weißen Quarzes brechen, und nur zuweilen verräth weithallender Donner, der seltsam dumpf in den Bauen widerhallt, daß thätiges Leben in den Tiefen ist. Selbst auf den Eingewohnten macht das einsame Schaffen, so ganz verschieden von dem am Sonnenlicht, und die seltsame Tonwelt der Baue einen eigenthümlichen Eindruck, der sehr wohl die zahllosen Mährchen von den Kobolden und Berggeistern erklärt, die dort ihr Wesen treiben sollen. Nur auf den Strecken, wo die von den angegriffenen Oertern gewonnenen Erze nach dem Schacht zu den Fördertonnen gebracht werden, herrscht regerer Verkehr. Da sieht man von Zeit zu Zeit in kleinen vierrädrigen Wagen, Hunde genannt, oder in Handkarren die reichen Stufen nach dem Füllloch fahren. Am Harz im Rammelsberg laufen sogar die Hunde schon seit Jahrhunderten auf Eisenbahnen dem Schacht zu, denn die Strecken bilden wegen des Wasserabflusses etwas geneigte Ebenen. Aber „auf der Wasserfaige" im Erzgebirge schiebt der Knappe mühsam selber den Hund, und nur ein schmaler Raum bleibt in den Gängen zum Ausweichen, wenn man ihm begegnet.

Nicht gering ist die Masse von Glaserz, Rothgültigerz, von Kupferglanz und selbst von gediegenem Silber, welche der erzgebirgische Bergmann dem Schooße der Erde abgewinnt; aber er, der so reiche Schätze fördert, hat nur einen kärglichen Lohn davon. Immer in edeln Metallen wühlend, verdient selbst der „Gänghäuer" kaum $\frac{1}{3}$ Thaler täglich, wenn er auch zwölf Stunden in der Grube das Gezähe führt. Das Leben des Bergmanns ist dabei natürlich ein kärgliches und seine Bedürfnisse hat er auf das Geringste herabschrauben müssen. Von der Einfachheit und Genügsamkeit des Lebens auf diesen kahlen Höhen hat der Freunde des Tieflandes kaum einen Begriff. „Arm wie ein Bergmann" ist fast sprüchwörtlich geworden. Immerhin aber ist derselbe noch reich zu nennen neben dem Weber und Klöppler, der nachbarlich mit ihm auf dem Gebirge wohnt. Wenn das Roggenmehl über einen gewissen Preis steigt, so wird es dem Bergmann aus den Magazinen zu einer bestimmten Taxe verabreicht. Doch ist das Mehl schon ein Gegenstand des Luxus, die Nahrung der größten Mehrheit besteht nur in Kartoffeln und einem dünnen Cichorienwasser, das sich vom Kaffee den Namen geborgt hat. Ist es aber nicht seltsam, daß mitten im alten Europa viele Tausende von Produkten leben, die uns das ferne Amerika gebracht hat? Es ist nicht zu grell, wenn man behauptet, daß ohne die Kartoffeln

ein großer Theil der Erzgebirger verhungern würde; leider zeugt die Noth, welche die geringſte Mißernte hervorruft, nur zu deutlich für die Wahrheit dieſes Satzes.

Weit über die Berge zerſtreut ſtehen der Bergleute einſame Hütten, bald dicht an den Zechenhäuſern, bald fern ab in den zerſtreuten Dörfern am Wege; in Freiberg ſelbſt nehmen ſie ein ganzes Stadtviertel ein. Das eigentliche Haus des Bergmanns iſt ſeine Grube; dort bringt er den größten Theil ſeines Lebens zu, und oft findet er in ihr ſein Grab. Da hat er ſein Stockwerk, in dem er wohnt, die Strecke, in der er arbeitet, da kennt er die Geſchichte jedes Balkens, jedes reichen Ortes, wo er vielleicht ſelbſt einſt eine köſtliche Stufe gefunden. Was für den Fremden nichts iſt als ein Syſtem von parallel laufenden, 120 Fuß von einander entfernten Galerien, die allen Biegungen des Erzganges folgen und unter ſich durch einen oder mehrere Schächte verbunden ſind, die gleichſam einen Roſt mit den Strecken bilden, das iſt für den Bergmann faſt ein organiſches Weſen. Er hält den Wechſel des Reichthums in den Teufen, den zu enträthſeln die Wiſſenſchaft bis jetzt vergeblich ſich bemüht, für abhängig vom Willen der Kobolde und Berggeiſter, die dort ihr heimliches Weſen treiben. Aber ſie ſind ihm nur muthwillige, nicht böſe Geſellen, denen es meiſt mehr um Schalksſtreiche als um Unheil zu thun iſt, die aber doch zuweilen in ſehr üble Laune gerathen. Und kann man es dieſen Geiſtern verargen, daß ſie denen zürnen, die mehr als tauſend Fuß hinabdringen, um ſie in ihrer friedlichen Ruhe zu ſtören, daß ſie böſe Wetter ausbrechen laſſen und Waſſer ſchicken und die Wände zuſammen werfen, um endlich Ruhe zu haben vor dem Schlage des Fäuſtels, der hell vom Eiſen des Bohrers wiederklingt, vor dem Hauchen der Wetterlotten, vor dem Rauſchen der Waſſerräder und dem Stöhnen und Seufzen der Pumpen und Geſtänge?

Nur wer ſich nicht ſcheut, ſtundenlang die Strecken dieſer unterirdiſchen Welt zu durchfahren, erhält eine Vorſtellung von ihrem Umfang, begreift den Reichthum ihres Lebens, ihrer Geſchichte; der erſt iſt im Stande die Laſt und Arbeit der ſchlichten Knappen zu ermeſſen, die Jahr aus Jahr ein thätig ſind, das edle Metall aus den Teufen der Erde an das Licht des Tages zu ſchaffen. Aber wenn auch das Erz endlich aus dem Kübel geſtürzt und dem Poch- und Klaubejungen überwieſen iſt, muß es noch manche Wandlung über ſich ergehen laſſen, ehe ihm der gediegene Silberglanz wird, ehe es geſondert iſt von allem Unreinen und Schlackenhaften. Dann rollt es durch Tauſende von Händen, das Ziel und der Gegenſtand des Neides und der Habgier für die Welt im Thal, ein todtes, aber dennoch mächtiges Werkzeug in der Hand deſſen, der es zu gebrauchen weiß. Aber wenige von denen, die an ſeinen Beſitz die ganze Kraft ihres Lebens ſetzen, denken an den Schweiß, den der arme Bergmann vergoſſen, um es dem Schooße der Erde abzugewinnen, und wenige von denen, die es leichtſinnig verſchleudern, wiſſen, wie viel Noth und Elend ſie mit einigen Thalern dort eben auf dem kahlen Gebirg lindern könnten.

Nordamerikaniſche Bilder.

Ein Beſuch bei den Geiſterklopfern.

Verſchiedene male hatte ich im Weſten Gelegenheit gehabt, mich mit den Gewalten des „Zwiſchenreichs“ in Verbindung zu ſetzen, welche in den letzten zehn Jahren in Amerika beträchtliche Eroberungen gemacht und hin und wieder ſelbſt unter geſcheidten Leuten ihren Spuck zu treiben begonnen haben. Ich ſage, ich hatte Gelegenheit gehabt, aber immer war mein Glück mir entweder unter den Händen zu Waſſer geworden, oder ich hatte es verſäumt, mich ſeiner zu bedienen. In Dayton hatte ein Geiſtlicher mich zu einer Hellſeherin führen wollen, deren Seele mit Hülfe eines myſtiſchen Hufeiſens nicht bloß außerhalb ihres Körpers herumwanderte und den Leuten in die Schubkaſten und Töpfe guckte, ſondern ſelbſt auf dem Waſſer gehen konnte und vermittelſt dieſer Geſchicklichkeit erſt Tags vorher auf Verlangen eine Reiſe nach Schottland unternommen, wodurch briefliche Nachfrage nach dem Befinden von Verwandten erſpart worden war. In Wright's Hotel zu Indianopolis hatte ein alter „Profeſſor,“ der hier ſein Hauptquartier auf einem Feldzuge für das geheimnißvolle „Od“ aufgeſchlagen, mich beinahe überredet, mir gegen einen Dollar Eintrittsgeld von ihm jene »mysterious regions never before trodden by mortal feet« aufſchließen zu laſſen, wo George Waſhington ſich von Zacharias Taylor jezt ſeine Operationen während des merikaniſchen Feldzugs berichten läßt. In Defiance endlich war die ganze Stadt voll geweſen von den eben eingetroffenen berühmten Miſſes Fox, die auf einer Kunſtreiſe durch Ohio und Indiana ſich bemühten, dem Volke des Hinterwaldes einen Begriff von den Segnungen der in Rochester erfundenen ſpiritual rappings beizubringen.

Die Befriedigung, welche mir ein Beſuch bei der Somnambule und ein Bericht derſelben vom Befinden meiner ſechstauſend Meilen entfernten Gemahlin gewährt haben müßte, fiel durch eine telegraphiſche Depeſche, die mich nach Cincinnati rief, in den Brunnen. Die Ehre, dem unſterblichen Helden des Unabhängigkeitskriegs vorgeſtellt zu werden, ſchnitt der Poſtillon durch zu zeitiges Vorfahren vor die Freitreppe des Hotels ab. Die Geiſterklopferinnen aber verſäumte ich über einer Bowle trefflichen Punſches von ſchottiſchem Whisky. So war ich nach Newyork zurückgekehrt, ohne Bekanntſchaft mit dem Reiche gemacht zu haben, wo Hamlets Vater wohnt, und hätte der ſtrenge Winter unſer Paketſchiff nicht bis zum Februar durch Eis am Auslaufen verhindert, ſo würde ich um dieſe Erfahrung überhaupt und um eines der ergötzlichſten Abenteuer der ganzen Reiſe, der Leſer aber um die Schilderung der folgenden Scene gekommen ſeyn. Ich theile dieſelbe im Weſentlichen genau ſo mit, wie ich ſie eine Stunde nach dem Schluß des heitern Schauſpiels in mein Tagebuch eintrug.

Es war am 27. Januar in der Dämmerſtunde, als ich von einer Tour, die ich die ſechste Avenue hinauf zum Reſervoir der großen Waſſerleitung unternommen, nach meinem Gaſthof zurück ſchlenderte, wenig ahnend, daß ich dieſen Abend noch etwas Bemerkenswerthes erleben werde. Eben hatte ich eine Lücke in der unabſehbaren Schlittenreihe, die ſich den Broadway auf und ab bewegte, zum Hinüberhuſchen auf die faſhionable Seite benuzt, da kam mir unerwartet, ja unerwünſcht, der Bekannte entgegen, welcher mein Cicerone durch die Sehenswürdigkeiten und Schrecken der five Points geweſen war.

„Gut, daß ich Sie treffe, Sie ewiger Ueberall und Nirgends!“ rief er mir launig zu. „Ich habe Sie an allen Ecken und Enden geſucht und Sie müſſen unverweilt mit mir gehen.“ — Ich machte eine zweifelhafte Miene. Die Sphären, in denen er mir Führer ſeyn konnte, kannte ich mehr als zur Genüge. — „Keine Weigerung, Doktor! 's hilft Ihnen nichts!“ fuhr er fort. „Ich habe etwas ausgegattert, wofür Sie mir gewiß danken werden. Sie ſollen einen Spaß haben, der Sie nicht gereuen wird. Weiter verrath' ich nichts. Weiß wohl, Sie haben manche wunderliche Pflanze hier geſammelt, aber glauben Sie mir und dem Prinzen von Dänemark:

„Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als Eure Schulweisheit ſich träumt, Horatio.“

Ich wollte dem ungeachtet noch remonſtriren, wenigſtens parlamentiren, von müdem Gehein, von leerem Magen, von halb erfrorenen Gliedmaßen reden; aber er hing ſich an meinen Arm und zog mich fort, um die Ecke, am Park hinauf, Centreſtreet entlang, Walkerſtreet hinab, Mulberryſtreet hindurch, um endlich — ich weiß nicht ob auf Heſterſtreet oder Grandſtreet — an eine Hausthür zu klopfen, die uns bald darauf von einem ſchwarzen Knaben geöffnet wurde. — „Verbeißen Sie nun das Lachen,“ ſagte mein Freund,

mit dem einen Auge blinzelnd, auf deutſch. „Sonſt aber machen Sie ſich durchaus keine Sorge. Wir werden unter reſpektablen Leuten ſeyn.“

Ein ſchmaler, ſchwach erleuchteter Gang, deſſen Diele mit einem Teppich belegt war, brachte uns an eine zweite Thür, die ſich nach einem kleinen Hofe öffnete. Aus dieſem ſtiegen wir eine helle Treppe in ein geräumiges Zimmer hinauf, in welchem ſich etwa ein Dutzend Farbige und etliche Weiße befanden. Einer der letzteren ging, als er unſer anſichtig wurde, ſogleich auf uns zu, um zunächſt meinem Begleiter, der auch ſchlechthin „Charley“ hieß, und dann mir die Hand zu ſchütteln. Die Farbigen verhielten ſich ſtill, ſchienen uns indeſſen mit Mißtrauen, oder doch mit Mißbehagen zu betrachten. Sie gehörten ihrer Kleidung nach ſämmtlich der wohlhabenden Klaſſe an, und es waren drei ältere Frauen und ein Mädchen von etwa zwölf Jahren unter ihnen. Im Kamin flackerte ein luſtiges Feuer. Die Fenſter waren mit den nationalen blau, roth und weiß geſtreiften Parierrouleaux verhängt. Ueber einem runden Tiſch, der in der Mitte der Stube ſtand und nebſt einigen Stühlen deren geſammtes Möblement bildete, ſchwebte eine Hängelampe, und in einer Ecke des Gemachs verhüllte ein Vorhang von geblümtem Stoffe entweder einen Ausgang oder eine Niſche.

Noch wußte ich nicht, was für eine Ueberraſchung mich hier erwartete; denn mein Freund hatte den Weg daher auf alle meine Fragen mit Ausflüchten geantwortet und mich auf den „ſchönen Spaß“ ſelbſt vertröſtet. Da ſchlug es draußen auf einer Wanduhr Sieben, und gleich darauf ſchritt ein kleiner breitſchulteriger Mulatte von etwa fünfzig Jahren in Begleitung von noch fünf oder ſechs Halbafrikanern herein. Er warf einen Blick auf die Verſammlung, ſtellte ſich hinter den Tiſch, ſtrich ſich die Fülle der ſchwarzen Locken aus der Stirn und begann nun allerhand confuſe Weisheit vom Jenſeits auszukramen, wobei ihm die Bibel und — wer hätte den hier erwartet? — ſelbſt Homer Anhaltpunkte und Beiſpiele liefern mußten. Nachdem er zum Schluſſe ſeines Sermons auf das Intereſſe hingewieſen hatte, welches der Umgang mit den Abgeſchiedenen für jedes fühlende Herz haben müſſe, erfuchte er die Geſellſchaft, ſich ſchleunigſt in den üblichen zwei Kreiſen um den Tiſch zu ordnen, da er fühle, wie jetzt die Stunde gekommen ſey, die Geiſter zu rufen und Rede ſtehen zu laſſen.

Mein Freund nickte mir jetzt ein „Hab' ich's recht gemacht?“ zu, und ich konnte nicht umhin, ihm durch ein freundliches Geſicht mit Ja zu antworten. Wir waren bei einem Meeting der Geiſterklopfer und es ſtand in der That ein „ſchöner Spaß“ in Ausſicht.

Die „üblichen“ zwei Kreiſe waren ſo gemeint, daß der innere der beiden Ringe in der Entfernung von ungefähr drei Fuß um den Tiſch laufen und aus den Stühlen derer beſtehen ſollte, die an die Fähigkeit der Geiſter, ſich mit uns in Rapport zu ſetzen, glaubten, während diejenigen, denen dieſer Glaube abging, eingeladen wurden, den äußern Ring zu bilden. Es verſteht ſich, daß wir unter den »outsiders« Platz nahmen, wie denn von den Weißen überhaupt nur einer, der Sprache nach ein Abkömmling des grünen Erin, zu den »believers« gezählt ſeyn wollte.

Nachdem ſich in der angegebenen Weiſe die Böcke von den Schafen geſchieden und (ganz wie daheim des Küſters Klingelbeutel zwiſchen Einleitung und Predigt) das Mädchen mit einem Teller die Einſammlung der Eintrittsgelder bewerkſtelligt, entfernte ſich der Redner vom Tiſche und trat in den freien Raum zwiſchen demſelben und dem innern Kreiſe. Eine Pauſe von etlichen Minuten folgte, dann fragte er gemeſſen und feierlich: „Sind heute Abend Geiſter hier?“

Wieder eine Pauſe, während welcher die Schwarzen mit geſperrten Naslöchern, hängenden Unterlefern und weitaufgeriſſenen Augen nach dem Tiſche ſtierten. Alles ſchwieg; weder ein Raſcheln noch ein Flüſtern, weder ein Rechzen noch jenes grauenvolle Kettengeklirr, womit die Geiſterſpuk in deutſchen Spukgeſchichten ſich anzukündigen pflegen, ließ ſich vernehmen. — „Befinden ſich heute Abend Geiſter hier?“ wiederholte der Beſchwörer in eben ſo feierlichem Tone. — Abermals die tiefſte Stille. Mönchhauſen hätte die Wolle auf den Schädeln der Neger wachſen hören, ſo ruhig blieb es im Zimmer. — „Wenn ſich hier Geiſter befinden, ſo ſind ſie gebeten, ihre Anweſenheit dadurch kundzugeben, daß ſie, jeder einmal, auf dieſen Tiſch klopfen, und zwar dahin, wo ſie ſtehen.“ — Noch eine Pauſe, da klopft es — poch — poch — poch — deutlich wie ein Auktionshammer, auf die bezeichnete Stelle. Und horch! — poch — poch — poch — poch — folgen andere vier Schläge, und poch — poch — noch zwei. Der Tiſch iſt unverhängt, er hat keinen Schubkaſten, worin ein natürliches Klopfteufelchen ſitzen könnte, der Beſchwörer ſteht eine reichliche Elle von dem Orte des Spuks entfernt; kein Taſchenſpieler hätte mich, der ihn nach den erſten drei Schlägen ſcharf beobachtete, täuſchen können — höchſtens ein Bauchredner.

Der Zauber der Erwartung war bei dem innern Cirkel gebrochen. „Da ſind ſie!“ flüſterte, halb erfreut, halb ängſtlich, wie es ſchien, eine der vor mir ſitzenden Negerinnen ihrer Nachbarin zu. — „Freilich ſind ſie da! Mir iſt's faſt, als ſäh' ich ſie,“ war die Antwort.

Der Beſchwörer kehrte ſich jetzt wieder der Geſellſchaft zu und forderte zunächſt die Damen auf, ſich mit Fragen an die Geiſter zu wenden. Da dieſe jedoch nicht den Muth dazu hatten, ſo lud er einen vier-

schrötigen Mulatten ein, den Anfang zu machen. Dieser zeigte sich sogleich bereit, und nun gab es eine Unterhaltung, die im Negerdialekte, in dem sie geführt wurde, von so unwiderstehlicher Komik war, daß ich, der weder über die tanzenden Shaker noch über die in Zungen redenden Mormonen gelacht hatte, mich kaum enthalten konnte, laut herauszuplatzen.

„Sind hier Geister vorhanden, die was mit mir zu reden haben?“ fragte barschen Tones der dicke Mulatte. — Keine Antwort. — „Na, ich heiße Salomon Brown, Materialienwaarenhändler von Brooklyn.“ — Keine Antwort. — „Nun, ich meine, wenn solche Geister da sind, so sollen sie so gut seyn und auf den Tisch klopfen.“ — Es schlug zweimal vor ihm auf die Tischplatte. — „Was ist das für ein Geist?“ — Alles blieb still.

„Sie dürfen nicht so fragen, Master Brown,“ sagte jetzt der Beschwörer. „Das ist nicht die rechte Art. Sie antworten nur, wenn man sich so zu sagen direkt an Sie wendet.“ — „Direkt? Was der Teufel ist direkt?“ — „Nun so, daß Sie mit Klopfen darauf Auskunft geben können. Zum Beispiel, wenn Sie fragten, ob es der Geist von der oder der Person sey.“ — „Schon gut, ich weiß jetzt. Ist das der Geist von der oder der Person?“ — „O Sie unvernünftige Kreatur, was schwatzen Sie für Unsinn! Können Sie denn nicht fragen, ob es der Geist von Vater, Mutter oder Bruder ist?“ — „Aha, so ist das Ding! Nun denn, ist das der Geist von Vater, Mutter oder Bruder?“ — „By Golly! Hören Sie einmal, ich glaube, Sie haben sich mit den Geistern im Schnapshause vorn an der Ecke unterhalten, ehe Sie hieher kamen.“ — Master Brown brummte: „Wahrscheinlich. Aber woher er das nur wissen mag?“

Der wackere Materialienhändler von Brooklyn sah sich genöthigt, die weitere Unterredung mit den Klopfgeistern aufzugeben, und die Reihe kam jetzt an den Irländer, der seine Sache ganz geschickt machte. Er fragte, ob der Geist seiner Mutter da sey, und es klopfte. Er erkundigte sich, ob sie drüben seine Schwester gesehen habe, und es klopfte wieder; ob seinen Verwandten die letzte Seelenmesse in der Jesuitenkirche Erleichterung gebracht? — Dieselbe Antwort. — Ob sie das kleine Kind bei sich hätten, welches vor vierzehn Tagen gestorben sey? — Es schwieg. — Ob kleine Kinder auch in's Fegefeuer müßten? — Es blieb still.

So fragte er noch nach einigen dogmatischen Punkten, ohne Antwort zu bekommen, bis sich ein verdrießliches Gemurmel unter den übrigen erhob und ein Schwarzer sich die Freiheit nahm, ihm rundweg zu bemerken, daß er auf solchen verdammten Humbug vom Fegefeuer und dergleichen keine Auskunft hoffen dürfe. Paddy schien geneigt, darauf mit einem Faustschlage zu erwidern, mochte aber doch einsehen, daß hier keine Lorbeern zu ernten waren, wenn er eine Lanze für den römischen Katechismus bräche, und verschluckte seinen Aerger.

Es fragten nun noch verschiedene Gläubige und erhielten mehr oder weniger befriedigende Aufschlüsse. Einer der „Darkies“ wollte beehrt seyn, ob die Methodisten im Himmel eben so gute Plätze hätten wie die Mitglieder der Episcopalkirche, und der Geist klopfte. — Ein anderer erkundigte sich bei seinem seligen Vater, ob sich droben auch Seelen von weißen Leuten befänden, was durch lautes, kräftiges Klopfen bejaht wurde, wogegen auf die hieran geknüpfte Frage, ob auch der grauköpfige Gentleman mit dem harten Barte, den der Seilge so lange barbirt habe, droben sey, keine Antwort erfolgte. — Ein dritter Farbiger wollte von seiner verstorbenen Frau wissen, ob sie glücklich sey. — Dreimaliges Pochen. — Ob man im Himmel auch zu essen kriege? — Pochen. — Zu trinken? — Pochen. — Auch Bittern? — Der Geist schwieg — die gute Frau war jedenfalls noch nicht vor der rechten Schmiede gewesen.

Die Komödie mochte ungefähr eine Stunde gedauert haben, als der weiße Gentleman, der uns beim Eintritt bewillkommt hatte, sich erhob und den Nekromanten ersuchte, ihm doch, wenn es anginge, von einem der anwesenden Jenseitigen seinen ehemaligen Hausbwirth, den alten Sam Dyer, vulgo Whiskey-Täufer, diesen „runzligen Veteranen der Schurkenhaftigkeit,“ herholen zu lassen. Er habe ihm einige interessante Neuigkeiten zu erzählen.

Alsbald fragte der Beschwörer: „Ist unter den Geistern hier jemand, der den alten Sam Dyer, auch Whiskey-Täufer genannt, kennt?“ — Lautes Klopfen. — „Will dieser Geist die Gefälligkeit haben, diesem alten Sam Dyer zu melden, ein Gentleman wünsche ihn zu sprechen, und er möge seine Ankunft durch einen Schlag auf den Tisch gegenüber besagtem Gentleman anzeigen?“ — Kurze Pause, dann klopft es wie verlangt, und der weiland Miethsmann des Veteranen der Schurkenhaftigkeit beginnt: „Halloh! Bist du da, Samuel?“ — Klopfen. — „Na, wie geht's, Alter, in Abrahams Schooß, he?“ — Alles still. — „So, also in der Hölle, wohin dich die ganze Nachbarschaft gewünscht hat? Ist's heiß dort?“ — Klopfen. — „Wohl sehr heiß?“ — Es klopft schnell und häufig, wie das Zähneklappern eines Verdammten. — „Na, alter Junge, tröste dich mit dem reichen Manne im Evangelium. Aber weißt du wohl, Samuel, daß dein Haus letzte Woche niedergebrannt ist?“ — Es klopft. — „Und daß sie dabei den Geldtopf gefunden haben, den du in der Ecke neben der Küche vergraben hattest?“ — Abermaliges schnelles Klopfen. — „Und daß dein Aeltester in Missouri gehenkt worden ist?“ — Dieselbe Antwort. — „Und nun sag einmal, du fetter Sünder, ob du dich besinnst, wie du deinen Schwager

um den Viertelsdollar Commiſſionsgebühren geprellt, den du ihm für jeden in deine Kneipe gelockten Maſter Greenhorn * verſprochen hatteſt?" — Keine Antwort. — „Ja ja, alter Spitzbube, davon willſt du freilich nichts wiſſen. Aber daran erinnerſt du dich wohl, wie deine Frau den großen Zank mit Jim Coddy, dem Fleiſchhauer hatte? Weißt du, über die Sülzenwurſt, die ſie von ihm gekauft, und woraus ſie beim Eſſen die vier Stücke rothes Wollenband zog?" — Lebhaftes Pochen, das die Stelle eines herzlichen Gelächters vertreten konnte. — „Wohlan denn, alter Schnapphahn, meinſt du nicht, daß dieſes Band ganz dem Halsbande glich, welches eure Hauskatze getragen, die euch acht Tage zuvor weggekommen war?" — Beſahendes Klopfen. — „Gut, daß du's weißt. Ich meine auch, daß ihr damals eure eigene Katze gegeſſen und noch dazu bezahlt habt."

Das Geſpräch nahm hier ein Ende, indem die Mitglieder des einen Cirkels endlich gewahr wurden, daß der Outsider ſie aufziehen wollte, und ihr Mißvergnügen durch drohendes Murren zu erkennen gaben. — Maſter Brown, der ſich, durch den oben mitgetheilten Streit mit dem Nekromanten beleidigt, aus dem Kreiſe der Gläubigen in den unſern verflüchtet hatte, fragte jezt, um ſeine fünfundzwanzig Cents nicht umſonſt ausgegeben zu haben, ob ſein Neffe hier zugegen ſey, und als dieß von dem Geiſte deſſelben bejaht wurde, verlangte er, der Selige ſolle ihn dadurch von ſeinem wirklichen Hierſeyn überzeugen, daß er den Tiſch hinwegſchiebe. — Pauſe. Der Tiſch rührte ſich nicht. Die Gläubigen ſchienen wankend zu werden; der Ring der Ungläubigen lächelte. Da fragte der Beſchwörer, wie denn der ſelige Neffe beſchaffen geweſen ſey. — „Ungefähr hundert Pfund ſchwer," erwiederte Maſter Brown. — „O ich meine, wie viel Schuh er hatte, als er ſtarb." — „Schuh? Was ſoll das? — Ich glaube, er hatte immer nur ein Paar." — „Mein lieber Herr, ich hoffe nicht, daß Sie mich ſchrauben wollen. Ich frage, ob er groß genug geweſen iſt, der Neffe, auf ſo einen Tiſch hinaufzulangen und ihn fortſchieben zu können." — „Freilich war er das!" — „Nun, da weiß ich wahrhaftig nicht — vermuthlich hat er gemerkt, daß Sie was im Kopfe haben, und aus Furcht vor Prügeln ſich davon gemacht."

Dieſe Hinterthür, durch welche der Nekromant dem Verlangen des allerdings unläugbar angetrunkenen Materialwaarenhändlers entſchlüpft zu ſeyn meinte, geſtel dem äußern Kreiſe ſo ungemein wenig, daß er, um ſeinen Ruf als Geiſterklopfer nicht zu verlieren, ſich genöthigt ſah, den Geiſt ſeines Vaters zu rufen und ihn zu erſuchen, das von Maſter Browns Neffen geforderte Zeichen zu thun. Ja noch mehr, der Geiſt ſollte den Tiſch nicht bloß fortſchieben, ſondern umwerfen und dabei — entſetzliche Ausſicht für zaghafte Seelen! — der Geſellſchaft von Angeſicht zu Angeſicht gegenübertreten.

Lange Pauſe — ungeheuerſte Spannung auf allen Geſichtern — auf den Stirnen und Naſen perlt der Angſtſchweiß wie Thautropfen auf Keſſenblättern — eine Rauchwolke ſchwebt (wahrſcheinlich von der Riſche her) durch das Zimmer — der Tiſch wackelt — die Gläubigen fahren erſchrocken in ihre Bonnets und hinter ihre hohen Vatermörder — der Tiſch wankt — ein Mann und zwei Weiber fallen in Ohnmacht, und pauz — ſchlägt der Tiſch nach der Seite um.

Mit triumphirender Miene rief der Beſchwörer: „Nun, was denken Sie jezt von unſern Geiſtern, he?" — „Daß ſie Fleiſch und Bein haben," antwortete kurz beſonnen die Stimme des Bekannten von Sam Dyer, und das war auch die Meinung des Erzählers dieſer Geſchichte, deſſen ſcharfer Beobachtung der Fuß nicht entgangen war, welcher, die Conſternation der Geſellſchaft über die Erſcheinung der geſpenſtiſchen Rauchwolke gewandt benüzend, den Tiſch zu Falle gebracht hatte.

* Mit dieſem Spizznamen bezeichnet man gute Bäuerlein, die zur Stadt kommen, um ſich aus Unkenntniß der Verhältniſſe rupfen zu laſſen, beſonders aber Einwanderer, die dazu noch beſſer taugen.

Aphorismen über den Kunststyl.

VII.

Haben in Ostasien die Thäler des Indus und Ganges, wie für die Kulturgeschichte überhaupt, so namentlich auch für die Kunst und ihre Entwicklung ein höheres Interesse, so hat unter demselben Gesichtspunkt in Westasien das Mittelland zwischen Euphrat und Tigris, durch die Ausgrabungen von Chorsabad und Nimrud, ganz besondern Anspruch auf Beachtung erlangt. Wir wissen nunmehr durch die werthvollen, in Paris und London aufgestellten Denkmale, welche Verwandtniß es mit der Kunst des Despotenreiches Assyrien hatte.

Die Elemente des assyrischen Baustyls erweisen sich nach den neuesten Entdeckungen, in Uebereinstimmung mit Herodots Beschreibung, als ein kolossaler pyramidalischer, quadratischer Unterbau, umgeben von Mauern mit Thürmen, Thoren und Freitreppen. Innerhalb lagerten die Knechte in Zelten. Auf einem Plateau erhob sich ein zweiter Peribolus. So steigerte sich in mehreren Umwallungen und Absätzen der Bau bis zu der eigentlichen Residenz des Dynasten, bis zu jenen bedeutungsvollen, von mystischen Thierkolossen bewachten „Pforten," die, wie heutzutag noch bei den Türken, die Residenz und den Regierungssitz bezeichneten. Hier war der große Gerichtshof, ein oft hundert- und mehrsäuliger hypostyler Saal mit dem erhabenen Thron, von Vorhallen und Nebenräumen umschlossen. Von ihm ging es wieder terrassenförmig aufwärts zu den Privatpavillons des Fürsten, die in vereinzelten Massen in schattigen Gartenanlagen standen. Und über alles dieses erhob sich als krönendes Werk die hohe Pyramide mit den baumbepflanzten Terrassen an eine waldige Gebirgsheimath der Kulturträger sich verwischen (Semper, über Polychromie und ihren Ursprung). Aus solchen Elementen wurden auf fürstlichen Befehl plötzlich Städte geschaffen. Die Stadt in der Gesammtheit war eine Wiederholung desselben Grundgedankens; alles Staatsleben vereinigte sich in der königlichen Burg, diesem Typus einer despotischen Zwingburg und eines despotischen Kunststyls. Während in Egypten das ungestört Entstandene unter dem System einheimischer Aristokraten in hierarchischen Formen versteinerte, war Assyrien von ältester Zeit der Kampfpreis fremder Eroberer, die das Land unter ihre Kampfgenossen theilten. Wie sich in Egypten die Grundidee der Bauformen an den Wallfahrtsorten und ihrer allmähligen Erweiterung entwickeln ließ, so knüpft sich diese Idee in Assyrien an die Hofburg, welche sowohl aufwärts für die um sie geschaffenen kolossalen Städte, als abwärts für die Burgen der Vasallen und Untervasallen bis zu den kleinsten Einzelheiten als Vorbild diente.

Eine höhere stylistische Entwicklung wird man für diese sonderbare Bauweise nicht beanspruchen wollen; es lag jedoch Styl darin und beziehungsweise mehr als bei den indischen Tempeln, deren phantastische Construktionen der Regelmäßigkeit der Form und der Anlage widerstrebten. Der praktische Zweck, dem die assyrische Baukunst ihren Ursprung verdankt, gab ihren Werken eine gewisse Sicherheit und Rundung; freilich waren sie zugleich mit dem wesentlichen Mangel behaftet, daß die Verhältnisse sich nicht von selbst aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt entwickelten, sondern in Folge des durch das reale Bedürfniß gebotenen Einschachtelungssystems über einander zu stehen kamen.

Die plastischen Arbeiten der Assyrier zeichnen sich durch einen charaktervollen Ausdruck in Gesichtsbildung und Stellung zu ihrem Vortheil aus; ja es finden sich Darstellungen historischer Ereignisse, die an Frische und Lebendigkeit der Auffassung, an tüchtiger Anordnung und Gruppirung der Personen den egyptischen Styl hinter sich lassen. Indessen, da es der Sitte des Volks widerstrebte, die menschliche Gestalt unbekleidet darzustellen, und überdieß der Stoff der Kleidung, auftatt sich den Körperformen anzuschmiegen, steif war wie Sackleinwand, wenigstens so sich ausnimmt, ergab sich mit Nothwendigkeit das Mißverhältniß, daß die nackten Theile, wie Gesicht, Hände und Füße, nach der Natur richtig gezeichnet

wurden, der bekleidete Rumpf dagegen, ohne alle Rückſicht auf ſeine natürliche Beſchaffenheit, nur nach der Gewandung gebildet wurde. Es kommt Einem vor, als wären Geſicht, Hände und Füße an den langen Rock befeſtigt, ſo nothwendig iſt es, daß die Skulptur einem unverkümmerten Studium des Nackten ſich zuwendet. Um ſo mehr muß es gerühmt werden, daß der aſſyriſche Bildhauer die Knochen und die Sehnen überaus ſcharf betonte, weil dieß allein zu einer naturgetreuen Erfaſſung der organiſchen Form führte, während ſie bei den Indiern unter der weichen und fließenden Maſſe des Fleiſches ſich verbirgt. Einen überraſchenden Anblick von Kraft und Majeſtät gewähren die geflügelten, mit Menſchenköpfen verſehenen Stierkoloſſe, deren großartige Verhältniſſe durchaus nichts Widerwärtiges haben. Weſentlich verſtärkt wird dieſes günſtige Vorurtheil noch durch die meiſterhafte Sauberkeit der Keilſchrift, die, trotz dem daß ſie nur in Linien zeichnete, dieſe außerordentlich geſchmackvoll und gefällig an einander zu reihen verſtand. Eben ſo laſſen die wenigen Gefäſſe und Schmuckſachen, darunter ein Fläſchchen aus Glas, auf einen nicht unbedeutenden Grad von Kunſtfertigkeit ſchließen. Nimmt man hinzu, daß der Architektur und Plaſtik die Malerei mit glänzenden Farben zu Hülfe kam — man vergleiche das Titelkupfer zu Layard's Monuments of Nineveh (1849) — ſo wird man bekennen müſſen, daß wir es hier bereits mit mehr als den bloßen Anfängen einer ſtyliſtiſchen Kunſtentwicklung zu thun haben.

Die Kunſt der Perſer ſcheint aus derſelben Quelle gefloſſen wie die der Aſſyrer, oder nur eine Fortſetzung von dieſer. Oeſtlich vom Tigris bis zum Indus waren die Meder, Baktrer und Perſer anſäßig, die man unter dem Namen des Zendvolkes, der Arier oder Iranier zuſammenfaßt und denen in früherer Zeit wahrſcheinlich auch jene Stämme angehörten, die aus dem Pendjab in Indien als Eroberer einzogen und Träger der dort einheimiſchen Kultur wurden. Die den Ariern eigene Religionslehre, ein großartiger Lichtkultus, gab den natürlichen Potenzen eine unmittelbare Richtung auf das Sittliche und enthielt darum keine eigentlichen Antriebe zu künſtleriſchem Schaffen. Man iſt verſucht anzunehmen, daß die Kunſt in Perſien ſich erſt unter der Herrſchaft der Meder und hauptſächlich nach dem Sturz derſelben durch Cyrus unter den perſiſchen Dynaſten zu einiger Bedeutung entfaltete. Dann aber hat es den Anſchein, als ob dieſelbe, gleich der aſſyriſchen Kunſt, auf jene nördlichen Gebirgsvölker zurückzuführen wäre, die zu wiederholten malen in dieſen Binnenländern als Eroberer einzogen. Jedenfalls kann ich nicht glauben, daß es ſemitiſche Elemente waren, die dabei mitwirkten, obſchon zwiſchen dem Kunſtfleiß der Babylonier und der Phönizier erhebliche Berührungspunkte ſtattfanden. Die Kunſtentwicklung in Meſopotamien gehört einem andern Volke an als die chaldäiſche Sprache, auch wenn dieſe daſelbſt geſprochen wurde und es ſich beſtätigen ſollte, was der Scharfſinn eines deutſchen Gelehrten herausbrachte, daß die Inſchriften auf den in Nimrud gefundenen Geräthen keine Keilſchrift, ſondern entſtellte chaldäiſche Schriftzeichen ſind.

Wie dem auch ſeyn mag, die Reſte des großen Palaſtes von Perſepolis, deſſen Säulen aus weißem Marmor und das übrige Mauerwerk aus dem ſchwarzen Stein des Berges aufgeführt waren (Flandin et Coste, Voyage en Perse), erinnern durchgehends an die babyloniſch-aſſyriſchen Anlagen und deren terraſſenartig aufſteigende Pyramidalform. Die Säulen ſind von eigenthümlich ſchlanker und leichter Geſtalt, das Kapitäl mauchmal ſchwer und verworren, jedoch meiſt, wie auch bei den Halbſäulen der perſiſchen Felſengräber und deren Balkenwerk, nicht ohne einige Aehnlichkeit mit der joniſchen Säule. Der Hauptbalken iſt ganz wie der joniſche Architrav in drei überſpringende Streifen eingetheilt, und auch der Fries deutet auf dieſelbe Grundform. Die Figuren, die auf den Wänden wahrhaft verſchwenderiſch angebracht ſind, folgen in der Hauptſache den Geſetzen der perſpektiviſchen Verkürzung, verrathen jedoch bereits im Vergleich zu den aſſyriſchen Bildwerken einen Rückgang der Kunſt.

Ueberſchreiten wir in weſtlicher Richtung den Euphrat, ſo gelangen wir zu dem ſemitiſchen Volksſtamm und dem aramäiſchen Idiom. Man hat nach den uns überlieferten Beſchreibungen, in Ermanglung wirklicher Ueberreſte, zunächſt in der phöniziſchen Kunſt Anklänge an den meſopotamiſchen und egyptiſchen Styl herausfinden wollen. Etwas davon mag wahr ſeyn und auf zufälligen Aehnlichkeiten beruhen. Alles wohl erwogen, wird man jedoch der Ueberzeugung Raum geben müſſen, daß der ſemitiſche Stamm mit ſeinen in dem Küſtenlande ausgebildeten Eigenthümlichkeiten eine ſpezifiſche Kunſtbegabung und darum eine ſpezifiſche Kunſtentwicklung niemals hatte. Der Semite iſt von Haus aus Nomade; es gehörte die ſtrenge Zucht des altteſtamentlichen Geſetzes dazu, um aus den Iſraeliten ein Ackerbau treibendes Volk zu machen. Was den allgemeinen Stammcharakter anbelangt, ſo hat offenbar Horace Bernet ganz Recht, wenn er in den heutigen Arabern bis in die kleinſten Züge, z. B. das Schöpfen des Waſſers an dem Brunnen, die Juden des Moſes wieder findet. Selbſt die Phönizier, das erſte Volk, das die Nautik ſyſtematiſch betrieb und ſich auf die offene See wagte, waren ungeachtet ihres ausgedehnten Schifffahrtsverkehrs doch nur Nomaden, Beduinen des Meeres, wie die Araber Beduinen der Wüſte ſind. Jene Beduinen der Wüſte,

die auf ihren milchweißen und rabenſchwarzen Hengſten unter Muhameds Fahne die halbe Welt eroberten, verehrten zu Hauſe die geheim wirkenden Kräfte des Naturgeiſtes in heiligen, vom Himmel gefallenen Steinen, und während ſie mit ihren Heerden über den brennenden Sand zogen und auf einſamer Oaſe ſich lagerten, fing ihre Einbildungskraft unter den Gluten der Tagesſonne und der glänzenden Sternenpracht ihrer Nächte zu glühen und zu flammen an. So war der Semite, und er iſt es gebieben bis zu dieſer Stunde. Bei einem ſolchen Stamme Kunſtanlage zu ſuchen und das Bedürfniß, das Leben durch Erzeugniſſe der Kunſt zu verſchönern, wäre widerſinnig. Die Einbildungskraft des Semiten iſt nicht die des Indiers: letztere wandte ſich unter den Umgebungen einer unerſchöpflichen Naturfülle dem Sinnlichen und der buntеſten Ausſchmückung deſſelben zu; der Semite dagegen, auf weit dürftigerem Boden, flog mit ſeiner Phantaſie über die Aermlichkeiten der ſichtbaren Welt hinweg, um in das Ueberſinnliche ſich zu verſenken.

Die Kunſt des Juden war die Nomadenhütte, die Kunſt des Phöniziers das ſchwimmende Zelt, das Schiff. Bei dieſen urſprünglichſten und einfachſten Formen blieben beide Völkerſchaften ſtehen; ſelbſt der Tempel zu Jeruſalem, ſo wie der prachtvolle Tempel auf der Burg zu Karthago waren nur Erweiterungen und Ausſchmückungen dieſes Grundgedankens. Sieht man überhaupt näher zu, ſo hat die Kunſt der Semiten einen rein **deforativen** Charakter; alle Leiſtungen beabſichtigen Verzierung und Ausſchmückung der dem Göttlichen geweihten Räume. Es iſt darum auch nichts Zufälliges und erſt durch die Religionslehre Muhameds Entſtandenes, daß die ſpätere Kunſt der Araber, in Spanien wie in Perſien, die Darſtellung des Ueberſinnlichen verſchmähend, dieſer vorherrſchend dekorativen Richtung treu blieb. Der den Semiten eigene Zug nach dem Transcendenten, der in voller Uebereinſtimmung mit den menſchlichen Naturanlagen, zumal in ſüdlichen Klimaten, eben ſo raſch in ſein Gegentheil, ich meine den widerwärtigſten Kultus der rohen Sinnlichkeit und orgiaſtiſcher Abgötterei umſchlug, war jeder ſelbſtſtändigen Kunſtentwicklung entgegen und begnügte ſich damit, durch eine glänzende Ausſtattung und Symboliſirung weniger die unmittelbare Gegenwart des Göttlichen anzudeuten, als auf ſeine Nähe hinzuweiſen. Phönizier und Juden bauten aus Cedernholz und koſtbaren Metallen; Goldblech, Elfenbein, Bernſtein dienten der bildenden Kunſt, die ſich dieſer Stoffe weniger zu Götterbildern als zu Prachtgeräthen bediente. Auch iſt es ausgemacht, daß die ſemitiſche **Muſik** durch dekorative Ueberladung, der Geſang insbeſondere durch einen widerlichen Nasenton zu allen Zeiten gezeichnet war (Villoteau, Etat actuel de la musique en Egypte). Die altebräiſche Compoſition eines Pſalms (Estro poetico-armonico. Parafrasi sopra li primi venticinque Salmi, musica da Benedetto Marcello. T. II.) bildet eine einfache Melodie im Umfang weniger Töne, wobei es zweifelhaft bleibt, inwiefern bei dem Vortrag die Noten durch willkürliches Schnörkelwerk entſtellt wurden. So viel iſt gewiß, daß im ganzen Orient eine reine Intonation nirgends und niemals anzutreffen war. Eben ſo wenig iſt es der ſemitiſchen Poeſie um organiſche Ineinsbildung des Gedankens und der Form zu thun, ſondern nur um möglichſte Häufung von Tropen und Metaphern, vorausgeſetzt, daß das Didaktiſche darin nicht vorſchlägt.

Das merkwürdigſte von allen Kulturthälern iſt der ſchmale, langgedehnte Streifen, der einen Saum bildet zwiſchen Aſien und Afrika, und von Sand- und Felswüſten begrenzt, an den Seiten des Nilſtroms von Süden nach Norden ſich hinzieht. **Egypten** iſt das Land der Wunder und Räthſel, eine zwiſchen nackte Felſen und brennenden Wüſtenſand eingeklemmte Oaſe, mit den Denkmalen einer vielleicht viertauſendjährigen Geſchichte überdeckt. Durch die neueſten Unterſuchungen von Lepſius ſcheint ſo viel feſtzuſtehen, daß die Kultur nicht, wie bisher allgemein angenommen wurde, von Süden nach Norden vordrang, ſondern in umgekehrter Richtung ſich immer weiter von Norden nach Süden verbreitete. Die Pyramiden von Memphis und die Monumente des hundertthorigen Theben ſind als Knotenpunkte des egyptiſchen Kulturlebens zu betrachten. Ihre zum Theil rieſigen Dimenſionen ſind bekannt. Die zertrümmerte Statue des ſtolzen Königs Oſymanthyas maß von der einen Schulter zur andern 21 Fuß, und von dem am Möriſee gelegenen Labyrinth rühmten die alten Griechen, es ſey das größte Gebäude der Welt und von ſo außerordentlichem Umfang, daß alle Bauwerke Griechenlands zuſammengenommen ihm nicht gleich kommen. Und nicht die Größe allein iſt es, was den Werken der egyptiſchen Kunſt ihren Werth verleiht, ſondern in demſelben Grad das feſte und unwandelbare Gepräge eines nationalen Styls, der Jahrtauſende lang in demſelben Bette dahinfloß, wie der Nilſtrom, dem die Anwohner ihr Daſeyn verdanken.

Auch die egyptiſche Kunſt, wie überhaupt alles was egyptiſch heißt, iſt ſo innig mit dem Weſen und der Eigenthümlichkeit dieſes Stromes verwachſen, daß man ohne Uebertreibung ſagen kann, nicht bloß das Land, ſondern eben ſo auch das Volk ſey ein Werk des Nils. Zu ihm ſtehen alle Vorſtellungen der alten Egypter in einer unmittelbaren, unauflöslichen Beziehung; ihre religiöſen Ideen ſind weiter nichts als ein Kultus des Nils. Der Nil mit ſeinen alljährlich wiederkehrenden Ueberſchwemmungen, die nach allen Seiten hin bis an den Saum der Küſte Segen verbreiten, war für die Egypter von jeher der Inbegriff

alles Lebens. Wenn die Sonnengluth am ſtärkſten brennt, hat der wachſende Strom die Höhe ſeiner Ufer erreicht; dann werden die Dämme durchſtochen, die Kanäle geöffnet, das ganze Land iſt ein See, und das Volk in zahlloſen Nachen, von dem wohlthätigen Element getragen, jauchzend und feſtlich geſchmückt, feiert den Segen, der dem Land zu Theil wird. Sind die Waſſer verlaufen, ſo quillt eine herrliche Pflanzenwelt gleichſam über Nacht aus dem Schlamme hervor. Dieſe Regelmäßigkeit der zeugenden Naturkräfte mußte auf die Egypter einen bewältigenden Eindruck machen; indem ſie die Fülle des Lebens anbeteten, wurden ſie von ſelbſt auf deſſen regelmäßige Entwicklung geleitet.

Egypten kann füglich eine Miſchung aus chineſiſchem und indiſchem Boden heißen; die allgewaltige, die Phantaſie erfaſſende Fruchtbarkeit Indiens auf der einen Seite, auf der andern Seite der geregelte, geordnete und berechnete Gang der Bodenkultur vermittelſt Kanälen und Schleußen, wie er in China zu Hauſe iſt. Daher finden wir auch bei den Egyptern die Eigenthümlichkeiten beider, der Indier und der Chineſen, lebendige Phantaſie, aber geregelt und eingeſchränkt durch den berechnenden Verſtand, einen ſchwellenden Trieb, Lebendiges zu ſchaffen, jedoch mit dem melancholiſchen Zug des Todes auf der Stirne. Wie die Natur auf ſo fruchtbarem Boden die zahlloſen Kreiſe ihrer lebendigen Geſchöpfe fortwährend erneuert und des Todes ſpottet, ſo ließ es der Egypter ſein hauptſächlichſtes Bemühen ſeyn, indem er die fort und fort ſchaffende Naturkraft idealiſtiſch in den Glauben an die Seelenwanderung umwandelte, nichts was einmal geathmet und gelebt hatte, der Verweſung preiszugeben. Wie die Natur vorwärts über den Tod zum Leben ſchreitet, ſo ging die Sorge des Egypters rückwärts, um das Todte dem Leben zu erhalten.

Aus dieſem Geſichtspunkt will auch die egyptiſche Kunſt beurtheilt ſeyn. Sie iſt durchweg ein Erzeugniß der überall vorwaltenden Lebensidee und weſentlich bedingt durch die in Egypten heimiſche eigenthümliche Weiſe des Despotismus. Die unbeſchränkte Gewalt, welche in Indien das Kaſtenweſen, richtiger die herrſchende Kaſte der Brahmanen, in Mesopotamien und Perſien die fürſtliche Despotie ausübte, und die ſich leicht erkennbar auch den Kunſtbeſtrebungen dieſer Völker einprägte, ſchmolz in Egypten zu einem wunderbaren Syſtem prieſterlicher und königlicher Tyrannei zuſammen, wobei das Prieſterthum die Satzung, das Königthum die Macht hergab. Der egyptiſche Kunſtſtyl iſt offenbar das Werk der Prieſter, oder, was daſſelbe, eines ſtrengen Ceremonialgeſetzes; die rieſenhaften Kunſtwerke dagegen, die dem Styl eigenen Proportionen ſind das Werk despotiſcher Herrſcher, welche nach der prieſterlichen Regel oder Tradition willkürlich die Hände ihrer Unterthanen in Thätigkeit ſetzten.

Dabei darf nicht überſehen werden, daß die fortwährende Beſchäftigung des Egypters mit todenden Weſen, ſey es in deren Pflege und Verehrung, ſey es in der Erhaltung derſelben durch Einbalſamiren, ſein Auge abſonderlich ſchärfte für den Bau des Organiſchen und die Verhältniſſe ſeiner Beſtandtheile. Daher die Sicherheit, womit der egyptiſche Künſtler den charakteriſtiſchen Ausdruck eines Lebendigen wiederzugeben verſtand, und gewiß auch die durch das Ceremoniengeſetz veranlaßte Strenge der Umriſſe. Schon im Gebiete der Baukunſt, bei den Pyramiden, wird man dieſen Vorzug gewahr.

Ueber den Zweck der Pyramiden kann eigentlich kein Zweifel ſeyn; es waren weder künſtliche Waſſerbehältniſſe, noch auch Schutzmittel gegen den andrängenden Wüſtenſand, vielmehr einfache Grab- oder auch nur Erinnerungsmale, die den Beherrſchern eines Volks, deſſen ganze Anſchauungsweiſe auf's innigſte verwachſen war mit dem in regelmäßigen Phaſen verlaufenden Lebensproceß der Natur, ganz beſonders am Horizon liegen mußten. Ihre architektoniſche Bedeutung liegt nicht in der Form, ſondern in der Regelmäßigkeit und äußern Ausſchmückung dieſer primitiven Geſtalt. Sie waren mit koſtbaren Steinen bekleidet und darauf Skulpturen eingehauen, wovon kaum noch kümmerliche Spuren erhalten ſind, wogegen ſchon die Strenge und Reinheit in den Umriſſen der Maſſen gefällig ſich ausnimmt. Freier ſchon ſtrebt der Obelisk von ſeiner Baſis empor, ein Gedenkſtein und keine Todtenkammer. Er vermittelt den Uebergang zum eigentlichen Tempel, dem er in der Regel als Glied eingefügt iſt.

Der egyptiſche Tempel, ſo abweichend er auch im Einzelnen ausgeführt wurde, folgt überall der ſachgemäßen Gliederung eines der Verehrung des Göttlichen geweihten Gebäudes. Die Cella iſt der Schlußpunkt, auf den alles hinleitet, und zwar mit der nicht zu überſehenden Eigenthümlichkeit, daß die Verhältniſſe der damit zuſammenhängenden Beſtandtheile nach Höhe und Breite aus dem Koloſſalen immer mehr zum Wohnlichen ſich verjüngen, gleichſam die Vertrautheit bezeichnend, in welcher der Vorwärtsſchreitende zur Gottheit ſteht. Der Tempel bei den alten Egyptern, bemerkt Schnaaſe nicht uneben, iſt ganz Proceſſion, ganz Wallfahrt, durchweg auf die Erweckung und Verſtärkung der andächtigen, ſtaunenden, ehrfurchtsvollen Stimmung, auf Ernſt und Schweigen berechnet, womit das Volk oder die Prieſter, jeder wie weit es ihm gebührt, den heiligen Stellen nahen ſollten. Raum fügt ſich an Raum bis zu dem hinterſten, nur den Geweihten zugänglichen Gemach des Gottes, das in ſchweigender Einſamkeit das Ganze abſchließt. Bei großen Tempeln führen lange Alleen von Sphinxkoloſſen zu dem Heiligthum; dann folgen häufig Obelisken und Gedächtnißſtatuen

unmittelbar vor einem oder mehreren freistehenden Eingangsthoren, die keinen andern Zweck haben, als zum Eintritt in den Tempel vorzubereiten, gleichsam den Pilger durch den sich verengenden und überdeckten Raum daran zu erinnern, daß er dem Hause des Gottes sich nähert und seine Gedanken zu sammeln hat. Die schräg gerichteten Außenwände sind Nachklänge des festen und gedrungenen Pyramidenstyls; was aber die schwere Masse sogleich belebt und bedeutungsvoll macht, ist die eigentliche Durchgangsthüre, zu deren Seite thurmartige Flügelgebäude emporragen, sogenannte Pylonen, deren Fundamente ein längliches Viereck von geringer Tiefe bilden und die gleichfalls pyramidalisch emporstreben. Daran schließt sich ein offener Säulenhof, durch den man zu der eigentlichen Vorhalle gelangt, und zwar aufwärts gehend, während die Seitenwände sich nähern und das Heiligthum sich enger und enger zusammenschließt. Die Halle besteht aus drei oder vier auf einander folgenden Säulenreihen, welche die Decke tragen, und wobei die im Mittelgang meist größer sind als die übrigen. Eine zweite schmalere Vorhalle, gleichfalls von Säulen getragen, und dann ein oder zwei Vorsäle führen zu der Thüre des Allerheiligsten, das häufig aus einem einzigen Felsblock gemeißelt ist.

Man wird dieser Anordnung eine architektonische Gliederung nicht abstreiten wollen: sie gleicht der Pflanze, deren Blätter nach oben zu immer kleiner werden, bis zuletzt die Blumenkrone den Bau abschließt. Indessen läßt sich eben so wenig verkennen, daß die Gliederung nur erst ein äußeres Aneinanderfügen von Theilen und noch nicht zu einer organisch ausgebreiteten Entwicklung fortgeschritten ist. Feierlich und imposant sind die Massen, ohne den Eindruck des Schönen hervorzubringen. Die egyptische Säule ahmt augenscheinlich die Form der Pflanze nach. Auf einer einfachen kreisrunden Scheibe erhebt sie sich in cylindrischer Gestalt oder als ein Bündel von Rohrstäben, nach oben sich verjüngend und mit einem der Blumenglocke oder der Palme entsprechenden Kapitäl abschließend. Ueber dem Kapitäl befindet sich ein Würfel, auf dem die Steindalken liegen.

Mauern, Säulen, Thürpfosten, Gesimse, Decken, alles ist verziert und bemalt. Was aber die architektonische Wirkung noch besonders hebt, das sind die mächtigen Menschen- und Thiergestalten, die in wirklich monumentalem, von dem feinsten Naturgefühl beseelten Styl ausgeführt sind. Man kann die egyptische Plastik nicht genug bewundern und nicht hoch genug stellen; indem sie alle Mittel eines täuschenden Scheins verschmähte und auf die einfachsten und nothwendigsten Bedingungen des Organischen zurück ging, lernte sie die Thiergestalt und das Thierische am Menschen mit einer Meisterschaft behandeln, die uns um so wunderbarer vorkommt, je einfacher die Umrisse sind. Die Sphinxe, Widder, Löwen — ich erinnere hier nur an die vatikanischen — bei denen die Einzelnheiten oft mit wenigen Linien angedeutet sind, haben den vollendeten Ausdruck individuellen Lebens, oder richtiger, sie sind der vollkommen wiedergegebene Artbegriff. Ein liebevolles Eingehen auf das Leben und Weben der Natur, die fromme Scheu, womit der Egypter jede Profanation derselben vermied, setzten ihn in den Stand, die ganze Wahrheit der organischen Gesetze zu ergründen.

Von dieser Seite angesehen, d. h. mit Rücksicht auf den charakteristischen Ausdruck der sinnlichen Erscheinung, ist auch die menschliche Gestalt dem egyptischen Bildhauer wunderbar gelungen. Er gibt die Quintessenz des Physischen am Menschen nach derselben festen, unwandelbaren Regel, welche die Natur ihren Werken zu Grunde legt. Selbst die Kolossalfiguren sind in dieser Beziehung tadellos; nur suche man in ihnen nicht den geistigen Ausdruck und das Charakterleitbild der Freiheit. Wie der Knochenbau bei allen Menschen mit geringen Abweichungen einer und derselbe ist und das eine Skelett sich für den Laien in der Wissenschaft nur nach den Größenverhältnissen vom andern unterscheidet, so sind die egyptischen Menschenbildungen, die größten wie die kleinsten, dieselben, und was das Gesicht betrifft, so sollte augenscheinlich weiter nichts als das Eigenthümliche der egyptischen Kopfbildung wiedergegeben werden. Schwache Versuche von Porträtähnlichkeit können nicht in Betracht kommen. Andere und höhere Lebensregungen blieben dieser Kunst fremd, und so kann man mit Fug und Recht sagen, daß es nur Mumien sind, die man zu schauen bekommt. Ueber den physischen Typus hinaus reicht der Meißel nicht. Eben darum hat es aber auch gar nichts Widerwärtiges, wenn auf einen Menschenleib ein Thierkopf gesetzt wird. An dem Menschen wird ja nur die thierische Seite hervorgekehrt. Selbst das thierische Leben in seiner ausschreitenden Bewegung erscheint nur auf den Reliefs. Anders in der Malerei. Die Färbung ist frisch, ihr Material übrigens sehr beschränkt und gleichfalls von typischem Gebrauch. Gleichwohl überrascht und erfreut nicht selten eine ausdrucksvolle, oft launige und geistreiche Darstellung des thierischen Lebens, und bei allem Mangelhaften in der Zeichnung sind wohl auch geschichtliche Ereignisse nicht ohne Geschick wiedergegeben. Das wahrhaft Individuelle, wie es die Aufgabe der Malerei ausmacht, bleibt allerdings ausgeschlossen.

Die Musik konnte den Egyptern nicht unbekannt seyn. Wir finden bei ihnen allerhand Arten von Blase- und Saiteninstrumenten abgebildet, gerade und Querflöten, Doppelflöten, Trompeten, deren Ton Plutarch mit dem Eselsgeschrei vergleicht, und namentlich Harfen von mannigfacher Gestaltung. Was

den Geſang betrifft, ſo vermuthe ich, daß ein unbefangener Beurtheiler ſchon vor Jahrtauſenden in Egypten beſtätigt gefunden hätte, was Lepſius (Briefe aus Egypten, Aethiopien und der Halbinſel des Sinai, 1852) von den Fellahs erzählt, die er zu ſeinen Ausgrabungen gebrauchte: „Die Melodien, die ſie ſangen, waren von größter Monotonie und wurden mit unbarmherziger Ausdauer und gellender Stimme Stunden lang geſungen. Im Vortrag der zweizeiligen Strophen iſt die einzige Abwechslung die, daß die erſte Zeile von einer Stimme, die zweite vom ganzen Chor geſungen wird, während man mit jedem Vierteltakt in die Hände klatſcht.“ Von Poeſie kann natürlich bei einem Volke nicht die Rede ſeyn, dem die Regel alles, die Freiheit nichts galt.

Ihre weltgeſchichtliche Bedeutung erhielt übrigens die egyptiſche Kunſt zumeiſt durch den Einfluß, den ſie auf die Hellenen ausübte. Zu einem Gang durch Griechenland findet ſich wohl ein andermal Gelegenheit.

Adolph Helfferich.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

George Sands Démon du foyer.

Geſtern Abend wurde eine Neuigkeit aus der Feder der Madame George Sand im Gymnase dramatique aufgeführt und ſehr günſtig aufgenommen. Schon um des Namens der Verfaſſerin willen verdient das Stück — le démon du foyer, comédie en deux actes — beſondere Erwähnung, um ſo mehr, da es ſich zur Ueberſetzung eignet, wenn eine gewandte Feder dieſelbe übernimmt und die Aufführung Schauſpielern anheimfällt, die — was in Deutſchland freilich nicht zu häufig der Fall iſt — mit den Sitten und Formen der guten Geſellſchaft nicht bloß bekannt, ſondern auch vertraut ſind.

Mad. Dudevant hat folgende einfachen Verhältniſſe zum Knoten geſchürzt. Ein italieniſcher Maeſtro in Mailand, der nur in und für die Kunſt lebt, ein Charakter, der uns an die verwandte Figur im Conſuelo erinnert, ein franzöſirter Miller, das heißt mit eleganteren Formen als der deutſche Muſikus, aber immer noch ſo derb und naturwüchſig, als man einem Tonkünſtler auf einer franzöſiſchen Bühne geſtattet, mit jener kindlichen Einfalt des Gemüths, die man in Frankreich verzeiht, wenn man ihr im Theater, und die man in Deutſchland bewundert, wenn man ihr im Leben begegnet, hat von einer Sängerin, die mittellos in der Blüthe ihrer Jahre geſtorben, drei Töchter zu erziehen erhalten, von denen aber nur eine, Camilla, zur Hebung der Erbſchaft des Talents gekommen iſt, auf welches die Mutter ihnen eine Anwartſchaft als einzigen Reichthum hinterlaſſen. Die älteſte der drei Schweſtern, Nina, vertritt Mutterſtelle bei den beiden jüngeren, und ſonnt ſich ohne jeden perſönlichen Anſpruch im Schein derſelben, während ſie dem Hausweſen vorſteht. Die begabte Camilla iſt der Abgott ihres Lehrers und Pflegevaters und deßhalb ein Gegenſtand des Neides für ihre Schweſter Flora, die bequem, talentlos, aber ſchön, ſie, den Maeſtro und Nina haßt, ſich überall verkannt und zurückgeſetzt glaubt, obgleich gerade die mit dem weichſten Herzen fühlende Camilla an ihr mit der größten Zärtlichkeit hängt und, um Floras Eiferſucht nicht zu reizen, willig jedes Opfer bringt.

Ein junger Marquis, der eine Art Pflegeſohn des Maeſtro geweſen, ſucht denſelben in Mailand auf und wird von ihm in ſein Haus eingeführt. Er iſt voll Schwärmerei für Camillas glänzendes Talent, welches er am Abend im Theater kennen gelernt hat, wobei er aber von ſeinem Platze aus die Künſtlerin nicht hatte ſehen können. Mit dem Eintritt des Marquis in den Salon des Hauſes, an der Hand des Maeſtro, beginnt das Stück, welches uns in den erſten Scenen raſch in das Leben und die Verhältniſſe deſſelben in ungeſuchter Weiſe einführt. Zuerſt lernt der Marquis Flora — in ſehr geſuchter Toilette — kennen und nimmt ſie um ſo mehr für die bewunderte Künſtlerin, da ſie alles thut, um ihn in ſeinem Irrthum zu beſtärken, und die ſpäter eintretende Camilla nichts, um ihn aus demſelben zu reißen. Er bemerkt die Täuſchung erſt, als er mit Flora von einem einſamen Spaziergang, auf dem er ſie mit Liebenswürdigkeiten überſchüttet und ihre Koketterie und Eitelkeit angeregt hat, zurückgekehrt iſt. Da er nur zufällig ſeinen Irrthum erkennt, ſo richtet er auch während des Frühſtücks, welches er mit der Familie einnimmt, erſt allmählig ſeine Huldigungen auf immer deutlichere Weiſe an Camilla die dieſelben nicht ungern aufzunehmen ſcheint und deren Beſcheidenheit ihn vollends bezaubert. Nach dem Frühſtück verlaſſen alle den Salon bis auf Flora, die, da ſie am Abend vorher gleichzeitig mit der Schweſter beſchäftigt war und an die Bewunderung des Marquis wirklich geglaubt hat, gekränkt und tief verletzt zurück bleibt. In dieſer Stimmung überraſcht ſie der Beſuch eines ihrer Freunde, eines Fürſten in reiferen Jahren, der ihren früher halb im Uebermuth, halb im Unmuth ausgeſprochenen Wunſch, dieſes Haus zu verlaſſen, in weichem ihr nur Kränkungen zu Theil werden, ſofort zu genügen verſpricht, da er im Begriff ſteht, über Genua nach Neapel abzureiſen, an deſſen San Carlo-Theater er ihr eine Stelle zuſagt, die er zu vergeben habe. Unter dem Einfluß ſeiner Worte und ihrer Stimmung folgt ſie dieſem Rath und verläßt das Haus des Maeſtro, wie ſie geht und ſteht, der beneideten Schweſter ihren Entſchluß mit kalten, bittern Worten in einem Briefchen mittheilend, das ſie auf dem Tiſch zurücklägt. Dieſes findet Camilla, als ſie mit den übrigen zurück eilt, um die vermißte Schweſter im Salon zu ſuchen. — Die Gefahr, in welcher Flora ſchwebt, erkennend, fordert die tief erſchütterte Camilla ſofort vom Maeſtro, daß er unverweilt die Flüchtige verfolge. Dieſer, gleichgültig oder erbittert gegen Flora, weigert ſich jedoch anfänglich, worauf Camilla mit der ganzen Energie und Entſchloſſenheit eines zärtlich liebenden Frauenherzens erklärt, dann mit Nina allein den Verſuch auf jede Gefahr hin machen zu wollen. — Der Marquis, Zeuge dieſer Scene, hat ſich ſofort ein Pferd ſatteln laſſen und erklärt nun in leidenſchaftlichſter Weiſe, alles an die Erfüllung von Camillas Willen ſetzen zu wollen.

Damit ſchließt der erſte Akt. Der zweite führt uns nach Genua, im Augenblick, wo das flüchtige Paar dort in einem Hotel ankommt. Der Fürſt beſpricht mit Flora, ehe ſich dieſelbe aus ſeinem Zimmer in ihre Gemächer zurückzieht, die Pläne für die Zukunft und zunächſt für den Abend, wobei er, wie im erſten Akt, die ganze kalte, vornehme Blaſirtheit des modernen Cavaliers zur Schau

trägt. Kaum hat er die leichtſinnige, in ihren Entſchlüſſen ſchwankende, ſeine Theilnahme für unintereſſirte Freundſchaft nehmende Signora bis zu ihrem Zimmer geleitet, als auch der Marquis, ein früherer Bekannter des Fürſten, eintritt. Derſelbe fordert vom letzteren, nach einem kurzen, indifferenten Wortwechſel, die entführte Signora auf's beſtimmteſte zurück, wobei er die Verhältniſſe, welche ihn zu dieſem Schritt veranlaſſen, dem Fürſten auseinander ſetzt und deſſen Spott auf ſich zieht. Die Scene endet natürlich mit einer Herausforderung, nachdem beide ziemlich reichlich Gefühl einerſeits, Blaſirtheit andererſeits entwickelt haben. Der Fürſt wünſcht das Rencontre ſofort abzumachen, da er am Abend Flora in's Theater zu begleiten denkt. Der Marquis iſt um ſo mehr damit einverſtanden, da er dem Fürſten nicht geſtatten will, die Signora vorher wiederzuſehen. Kaum ſind ſie abgegangen, ſo tritt Flora und gleich darauf Camilla ein. Nach leidenſchaftlichem Freudenerguß bietet letztere alles auf, um Flora zur Rückkehr zu bewegen, wozu ſich dieſe aber erſt entſchließt, nachdem Camilla ihr verſprochen, den Marquis, deſſen Huldigungen und Liebe Flora für ſich in Anſpruch nimmt, niemals wiederzuſehen. Auch dieſem Verlangen entſpricht Camilla nach einigem Kampfe, ehe Nina und der Maeſtro erſcheinen. Letzterer macht Floras Entſchluß faſt wieder wankend, da er, empört über ihre Undankbarkeit, in heftigen Unmuth gegen ſein Pflegekind ausbricht. Camilla gelingt es den aufgebrachten Mann zu verſöhnen, doch beruhigt er ſich erſt, als der eintretende Marquis, welcher auffallend verſtört ausſieht, ihm verſichert, der Fürſt habe vor Zeugen über Signora Flora eine vollſtändige Ehrenerklärung und die Verſicherung gegeben, weder ein Anrecht auf dieſelbe zu haben, noch eine fernere Verbindung mit ihr unterhalten zu wollen. Der Ausdruck des innigſten Dankes für dieſen Ritterdienſt von Seiten Camillas bricht das Schweigen des Marquis, er geſteht ihr ſeine Liebe und bittet in den leidenſchaftlichſten Ausdrücken, zu Floras größtem Aerger und Erſtaunen, um ihre Hand. Sie, iſt im Begriff den Antrag des heimlich Geliebten anzunehmen, da erinnert ſie Flora an ihr Verſprechen, und treu demſelben, weiſt Camilla nach hartem Kampf die Hand des Marquis zurück, weil ſie nicht mehr frei über ſich verfügen könne. Der Marquis, dadurch in ſeinen ſüßeſten Hoffnungen betrogen, wird einer Ohnmacht nahe von dem eben hinzukommenden Fürſten und dem Maeſtro in's Nebenzimmer geſchafft, wobei erſterer den Zuſtand des Kranken beiläufig aus einer eben von ihm im Duell erhaltenen, aber nicht gefährlichen Wunde erklärt. — Camilla bringt dieſer neue Beweis der Hingebung ihres Geliebten der Verzweiflung nahe, und Flora, die jetzt den ganzen Umfang der Schwerſterliebe und der eigener Engherzigkeit zu begreifen beginnt, entſchließt ſich durch Zurückgabe des Verſprechens und eine Erklärung an den Maeſtro, der im Begriff iſt ſeinem Liebling zu fluchen, weil Camilla ohne ſein Wiſſen über ſich verfügt und ſeinen beſten Freund dem Tode nahe gebracht habe, die Verwicklung zu löſen und den Pflegevater zu verſöhnen. Mitten in die Scene des Entzückens, welche hierauf folgt, tritt der Marquis, um zwar gebrochenen Herzens, aber mit unveränderter Liebe und Verehrung dem Maeſtro und Camilla für immer Lebewohl zu ſagen.

Seine Trauer verwandelt ſich natürlich, da Flora auch ihm, wenn auch mit Ueberwindung, die nöthigen Erklärungen gibt, in den größten Jubel, die allgemeine Verzweiflung wird zur glücklichſten Harmonie, die der Fürſt ſchweigend und ohne Bewegung beobachtet. — Damit fällt der Vorhang.

Das Schauſpiel iſt, wie auf dieſer Skizze hervorgeht, ziemlich einfach und natürlich, und doch nicht ohne Spannung in ſeinen Verwicklungen, wie in der Löſung derſelben; im Vergleich zur ſonſtigen Abgeſchmacktheit moderner Produktionen kann man mit dem Inhalt ſehr wohl zufrieden ſeyn. Dem Werke der Sand müſſen natürlich, wie allen Stücken aus der Geſellſchaft, vorzugsweiſe die Darſteller die richtige Farbe und das Intereſſe, ſo wie Charakter verleihen. Die Aufführung überwiegt in Conceptionen ſolcher Art meiſt die Idee. Die Hauptrolle der Camilla war in der Hand der Perle des Gymnaſe, der Mad. Roſe Chéri, den beſten Kräften anvertraut, und die geniale Künſtlerin, die erſt vor kurzem nach länger Krankheit die Bühne wieder betreten hatte, löſte ihre Aufgabe mit der ihr eigenthümlichen, faſt naiven Einfachheit, in der tiefe Leidenſchaft ſich mit vollendeter Anmuth vereint. Dieſe Freiheit von aller Unnatürlichkeit und Affektation, bei der höchſten Eleganz und dem ſprechendſten Ausdruck der Bewegungen, bildet den eigenthümlichen Reiz der im Umfang ihrer Mittel beſchränkten Künſtlerin, und das Maß im Gebrauch derſelben berührt den Deutſchen bei der ſonſtigen franzöſiſchen Gefühlsaffektation vorzugsweiſe angenehm. Nur einige kleine Präludien auf dem Piano, die halb abgewendet mit Liſzt'ſcher Koketterie vorgetragen wurden, fielen etwas aus dem Charakter der Rolle.

Da unſere deutſchen Künſtlerinnen nicht übel thun würden, wenn ſie die Toiletten und kleinen Toilettenkünſte der franzöſiſchen Schauſpielerinnen etwas näher ſtudirten, um ſtatt durch den Reichthum ihres Anzugs, wie Fräulein v. Hagen oder Fräulein Wilhelmy, lieber durch den Geſchmack deſſelben aufzufallen, will ich nebenbei der vortrefflichen Toilette der Mad. Roſe Chéri gedenken. Sie trug ein ganz einfach en gilet en basque gemachtes Kleid von milchſchokoladenfarbigem Velours ottoman, das anſchließend, hoch an den Hals hinauf gehend, den feinen Wuchs in ſeiner vollen Schönheit zeigte und vortrefflich zu der Rolle und dem noch etwas bleichen und angegriffenen Oval des ausdrucksvollen, en rideau koiffirten Köpfchens paßte. Roſe Chéri liebt (wie Frau Beier-Bürk), ob abſichtlich oder aus Gewohnheit, viel ſchreimäſche Naivetät in den Ausdruck ihres Mundes durch leichtes Auf- und Seitwärtsziehen der Winkel zu legen. Es iſt gerade die Beweglichkeit deſſelben und der feinen, kirſchrothen (ſtark geſchminkten) Lippen, was ihrem Geſicht einen ſo wechſelnden Ausdruck leiht, zu deſſen Leidenſchaftlichkeit ein leichtes Roth der Naſenöffnungen nicht wenig beiträgt; nur muß man Maß damit halten und es nicht wie die Rachel übertreiben. — Im Converſationsſtück, beſonders aus der höhern Geſellſchaft, kann eine Dame nie genug Aufmerkſamkeit auf dieſe Kleinigkeiten verwenden, die erſt werthlos werden, wo die Leidenſchaft an die Stelle der Paſſion tritt. — Die Rolle der Flora war Fräulein Luther zugefallen, die den wenig anſprechenden Charakter

nicht übel zeichnete, ohne ihn jedoch widerwärtig zu machen; nur zuweilen ging ſie in dieſem Beſtreben zu weit und ließ zu ſehr das eigenſinnige Kind über die eiferſüchtige Kokette dominiren. Dem letzten Theil der Rolle war die ſchöne Blondine mit vollem, goldigem Haar nicht gewachſen, beſonders da ſie ſchwerlich, wie bei den Converſationsſtücken leider gebräuchlich iſt, beſondern Fleiß auf das Studium verwendet hatte, nach der Annahme, daß ſich ſolche Rollen ja von ſelbſt ſpielen. Fräulein Luther ſchminkt ſehr ſtark die Augenlieder, was ihrem Blick einen beſondern Glanz verleiht, und Blondinen auf der Bühne empfohlen werden kann. — Die Rolle des Prinzen wurde von Dupuis zum Theil vortrefflich gegeben, mit der vollendeten Kälte und Sicherheit des Cavaliers aus der guten Geſellſchaft, der eben ſo ſehr aus Syſtem als aus Sättigung blaſirt iſt, und der demnach vom Charakter des hiſtoriſchen Roué der Regentſchaft abweicht. Das reſervirte Weſen, die nur halb auf Berechnung beruhende Gleichgültigkeit war z. B. in der erſten Scene vortrefflich wiedergegeben, als er Floras ſchöne Hand, ohne ſie zu küſſen, kritiſch und indifferent unterſuchte und mit der ſeinen täſchelte. Der Dampf der Cigarre hob in dieſer Scene ſehr gut die vollſtändige Apathie und deutete gleichzeitig die Ungenirtheit und Herablaſſung des vornehmen Mannes an. Daß dieſes Mittel in der Herausforderungsſcene von neuem angewendet wurde, war des Guten zuviel. Nicht bloß ſtumpfte es ſich durch die Wiederholung ab, ſondern es war dort übertrieben und ungehörig. Die Löſung des Ganzen in mephiſtopheliſcher Stellung mit dem Klemmer im Auge zu beobachten, war nicht bloß zu geſucht für einen Blaſirten in reiferen Jahren aus jenen Schichten der Geſellſchaft, ſondern entſchieden unfein. — Neben dieſem Typus aus der modernen Geſellſchaft war der Charakter des Maeſtro um ſo deutlicher markirt, mit ſeinem gutmüthigen Poltern und Toben, mit ſeiner Unkenntniß der geſelligen Formen. Groſſroy gab denſelben nicht ohne Geſchick, mit viel feiner Zeichnung; doch wir Deutſchen ſind im Punkt des Converſationsſtücks ſo wenig an gute Koſt gewöhnt, daß wir leicht zu befriedigen ſind. — Dem Liebhaber war natürlich die undankbarſte Aufgabe zugefallen, denn die ſentimentale Paſſion in moderner Tracht will uns nicht munden, weil wir ſie in der Wirklichkeit nicht finden. Die letzte Scene zumal fiel ins Weinerliche; ſie war aus dem Bühnenleben, aber nicht aus dem der Welt.

George Sands Begabung für Stoffe aus der Geſellſchaft iſt anerkannt. Sie hat uns dieſes mal etwas leichte Waare gegeben, aber ohne Prätenſion. Man muß auch mit wenigem zufrieden ſeyn, denn in die ſocialen Verhältniſſe der genannten Sphäre Poeſie zu bringen, wahre, dem ächt Dramatiſchen ſich nähernde Entwicklung iſt faſt eine unmögliche Aufgabe. Die weiblichen Charaktere ſind mit vielem Geſchick behandelt und auseinander gehalten, dagegen die männlichen etwas zu ſchroff gezeichnet; aber letzteres iſt ein Fehler, der ſich faſt bei allen weiblichen Autoren findet, und der dadurch entſchuldigt wird, daß ihnen der Stoff doch nicht ganz klar und gefügig iſt.

Hamburg, Auguſt.

Das ſommerliche Hamburg.

Man könnte ſich eher in Calabrien als hoch im Norden glauben. Schwer laſtet ſeit ein paar Wochen die Atmoſphäre auf dieſen Mauern, alle Geſchöpfe ſeufzen nach erquickendem Regen. Die Bäume an den Straßen ſind eingepudert und zuweilen gegen Abend ſcheint der Staub, gleich einem röthlichen Nebel, alles umhüllen zu wollen. Einige Kühlung brachte zwar immer noch das friſchere Wehen der Abende und Morgen. Ueberhaupt, wenn man in irgend einer großen Stadt es leicht auszuhalten vermag zur Sommerzeit, ſo dürfte es Hamburg ſeyn wegen der Flüſſe, der Gärten, des herrlichen Grüns, der duftenden Baumgänge rings um den Wall. Hammonia iſt überhaupt prächtig, prächtiger als Paris und London und irgend ein Ort der Welt.

So ſtolz und ſchön erweiſt ſich die Stadt gleich beim erſten Eindruck. Vorüber an der Jakobikirche, der Markthalle, dem Thaliatheater, öffnet ſich uns eine Straße breit auf das Alſterbaſſin, gerade im Angeſicht der niedergehenden Sonne. Die ganze Stadt, ein Venedig des Nordens, ſchwimmt im wolkenloſen, verklärten Aether. Vor und liegt das dunkelblaue, wallende Waſſer voll Schwänen. Wir ſind auf der Mitte des Alſterdamms und wenden uns links zu der Reihe pomphafter Hotels, „Alſter“, „Europa,“ „Belvedere“ u. ſ. w. Ueber die mit Aſphalt gepflaſterte Brücke, von der man den Kanal, die Börſe, die zu den Wellen herabſteigenden Terraſſen und Stufen überblickt, zu dem alten Jungfernſtieg; vorbei an den Alſterarkaden, den großartigen Häuſern und Hotels — lauter Paläſte. Rechts der Alſterpavillon, links der Bazar, ein Märchenkoloß aus tauſend und einer Nacht. Gerade ihm gegenüber, jenſeits des Quadrats, die Lombardsbrücke, durch welche die Alſter in das Becken fließt; ein tableau mouvant mit Wagen, Reitern und Fußgängern, und unten durch die Bogen eine Perſpektive auf die blaue Fluth, auf welcher Segel gleiten, das äußere Alſterbecken. Mitten auf der Brücke ſteht die rieſige Windmühle. Wir wenden uns jetzt zu der dritten Linie des Baſſins, ſeiner Weſtſeite, dem neuen Jungfernſtieg, eine lange Zeile ſchöner, ſtiller, faſt klöſterlich verſchloſſener Häuſer hinter blühenden Linden. Oben ſchließt über der Lombardsbrücke mit dem Mühlenungeheuer das Viereck ab und entrollt zur Linken vor unſern Augen, mitten im Grün der Wallanlagen, der Lindenwipfel und Roſenbüſche, die ſilberwogende Strömung, von hundert Kähnen und weißen Segeln zauberiſch durchflogen, während zur Rechten, über dem innern Baſſin und der Stadt, ihre dunkeln Thurmſpitzen auf Goldgrund ragen, Michaelisſkirche, Katharinenkirche, Petrikirche, deren Thurm noch ehrwürdige Ruine iſt, Jakobikirche u. ſ. w., und ſich überall Perſpektiven in neue, impoſante Straßenreihen erſchließen. Zuletzt durchmeſſen wir die andere Hälfte des Alſterdammes, welche wir vorhin zur Rechten gelaſſen; Häuſer, die ihre edlen Façaden mit verführeriſcher Koketterie oder ſtolz hinter Gärten verbergen, Gärten voll Roſen, den Roſen des Abendroths gegenüber, und wir befinden uns wieder an unſerem erſten Ausgangspunkte. — Der Norden iſt zum Süden geworden in dieſen Tagen. Worte können dieſes Gemälde nicht wiedergeben. Wir müſſen es aber doch noch einmal genauer betrachten.

Auch das innere Alſterbaſſin iſt von Fahrzeugen durchkreuzt, die kommen und gehen; darunter zahlloſe „Enten,“ ganz kleine Kähne, die wie Pfeile ſchießen, aber leicht umſchlagen und mit Geſchick regiert werden müſſen. Wie flink und luſtig durchſchneiden jene Boote die Wellen! Junge Leute vom Ruderklub, die ſich Abends üben, artig gekleidet, blau und roth, mit Strohhüten, wie Matroſen in Ballet- oder Opernaufzügen. Mit einer Art Courtoiſie halten die ſich nahe Begegnenden ihre Nachen auf einander. „Das wäre ignobel, wenn ſie anſtießen,“ ſagen die Damen. Längs der Hotels lange Droſchkenzüge, die Nomadenhorden einer großen Stadt, aufgepflanzt. Aus allen Reſtaurationen, die Wimpel aufgeſteckt haben und Flaggen wie Feſtſchiffe, dem Alſter- und Mühlenpavillon, der Wall-Halle ſchallt Muſik, aber nicht Muſik wegen der Muſik, ſondern nur als fröhliche Paukenſchlägerin. Her und hin unter Bäumen und Häuſerkoloſſen wogt die gaſſende Menge. Seltener in jetziger Saiſon rollen die Equipagen. Unter dem hochgewölbten Porticus der Hotels niſten Keller, gleich Gaſthausſchwalben, die neugierigen Köpfe vorſtreckend. Auf den Marmorſtufen aller dieſer Paläſte haben die Vierländer Mädchen, die karmin- oder violettbeſtrumpften Kinder der vier Kirchſpiele Corslack, Ober- und Unter-Gamme und Kirchwerder, in denen es ganz holländiſch hergeht, ihre duftende Waare ausgebreitet; ein Berg von Blumen, aus dem ſie ihre Sträuße binden. Fein blickt das Geſicht aus den eng anſchließenden ſchwarzen Bändern des Strohhuts, wenn dieſe Dirnen mit blendenden Hemdermeln und anmuthiger Miene den Vorübergehenden ihre Roſenbüſchel zum Verkauf hinhalten.

Stolz ſchaut jenſeits des Kanals vom Rathhausplatze die Rückſeite der Börſe herüber, in deren Nachbarſchaft ſich

alles drängt, wie anderswo um das Fürstenschloß. Auf den Alsterkaskaden, längs dem Kanal hinab, Galerien und Terrassen mit Orangenbäumen. Ueber ihnen thronen auch wieder prunkende Hotels, z. B. das Petersburger. In dem eigentlichen Bogengange entfalten die Magazine ihren Reichthum. Die Juwelierläden stellen allen Schmuck, wie sonst auf Sammt in Futteralen, auf Alabasterplättchen aus. Elfenbeinschnitzereien, zum Theil kunstreiche; Napoleon, der Papst, alles, von der Beuns bis zum Vierländer Sträußermädchen. Dieses spielt überhaupt eine Rolle, auch unter den zahlreichen Puppen aller Art, groß und klein, zierlich costümirt. Die Modistenläden sind voll von jenen vielfachen, buntgliternden Bauernmützchen, durch welche ihre Trägerinnen besuchte Orte in eine Art Blumenbeet verwandeln. Gold- oder Silberstoff, mit Blüthen durchwebt, mit schwarzem Sammt eingefaßt. Alle Gegenstände der Frauentoilette so frisch, unberührt, ganz anders als auf Graben und Kohlmarkt zu Wien. Verhältnißmäßig aber nur wenig Damenputz, mehr Porcellan, Silber, Kostbarkeiten jeder Art. Man scheint weniger auf den Anzug als auf die Einrichtung zu halten, umgekehrt wie in der Kaiserstadt, wo jener überwiegt. Nur recht viele Krystalle, Schalen und Schüsseln; man schmaust bekanntlich hier noch lieber und besser als dort, liebt noch mehr Aufwand und Bequemlichkeit.

Am auffallendsten glänzt der Luxus im Bazar, in der grandiosen Perspektive der Bogenwölbungen, des fernhasten, glasgedeckten Transeepts mit feinem Steinmosaik, feinen Kronleuchtern, den Wänden von weiß und grauem Marmor, den Götterbildern hoch oben ringsum auf dem Balkon unter Blumen. Abends, wenn die Gasflammen brennen, nehmen sich diese Hallen sehr blendend aus; dann blickt man vom runden Sitz im Pavillon beim Kronleuchter hinunter in eine geheimnißvolle Tiefe; aber statt der Undinen, der Gnomen, welche da unten ihr Wesen treiben dürften, erkennt das Auge einen Teppich von Zeitungen, auf dem Mahagonitische eines eleganten „Kellers“ ausgebreitet, und liest gelassig die groß gedruckten Namen französischer, brittischer, amerikanischer Journale.

Was blitzt und flimmert und lacht und duftet uns nicht alles aus den Gewölben zu beiden Seiten der Galerie und rund im Pavillon entgegen! Räschereien, Lebkuchen in den kühnsten phantastischen Formen, getrocknete Früchte aller Zonen, Parfümerien in's Unendliche; »Bouquet de Mogador, dédié au prince de Joinville.« In den kleinen Krystallkugeln zum Papierbeschweren Porcinellen, Nonnen, Eremiten und ihre Siedelei; alles was sich von Reisematerial, von Säcken und Taschen nur erfinnen läßt; eine ganze Bevölkerung von Puppen; ich glaube es sind deren in Hamburg an allen Ecken so viele als Menschen. Hier darf auch wieder die Vierländerin nicht fehlen mit ihrem geflickten Brustlatz und ihrem Zwillingskorb voll Blumen. Hier Kornelius Suhrs „Reise um die Welt,“ deren Besitzer nicht verschmäht, selbst an die Glasthüre zu kommen, uns dazu einzuladen; dort „Backenbärte in drei Minuten schwarz und braun gefärbt, für vier Schillinge;“ zahllose durchsichtige Seifenkugeln wie Seifenblasen, kokette Strumpfbänder, auf allen die gedruckte Widmung: „Aus Achtung und Liebe.“ Von den obligat darunter stehenden Strophen sey uns vergönnt zwei zu copiren, um eine Probe dieser Gattung von Hamburger Lyrik zu liefern:

Lebe froh und bau' auf meine Treue,
Nimm dieß Angebinde freßlich hin;
Bis ich einst den letzten Blick die weihe,
Steht unwandelbar mein teurer Sinn.

Ewig segne ich die schöne Stunde,
Da mein Herz das deine fand,
Und die Liebe zu dem schönen Bunde
Aus mit Rosenketten band.

Unter vielen kleinen Büsten bemerken wir besonders häufig die Klopstocks in der ihm heimathlichen Stadt. Daß dicht neben dem deutschen Dichter die Büste der Rachel steht, gehört zu den Ironien des Zufalls. Nicht weit davon die leichten graciösen Blumen von Menschenhand, gegen die man hier doppelt streng ist, weil überall lebendige in seltener Fülle prangen. Vom Myrthenkranze und der Todtenkrone aus weißen Rosen bis zum koketten Salonaufsatz finden wir hinter diesen Scheiben alle Blüthenschicksale und Phantasien ausgestellt. Weiter hinab die Zauberwelt der Muscheln und Korallen, alle Wunder der Tiefe, größtentheils herausgefischt, um dem Luxus zu dienen: Lampen von Muscheln und Korallen, Flacons, Schreibzeuge, Thermometer; zu allem muß die Muschel sich hergeben.

Weit außen in der Perspektive des Portals gegen den alten Jungfernstieg steht man die blaue wallende Fluth, und all das strahlende Silber in den Läden längs dieser Straßenzeile hat vollauf zu thun, wenn es mit dem Alsterbassin wetteifern will. Dort fällt auch ein sehr merkwürdiges, reiches Gewölbe auf mit den Schätzen Chinas; mächtige Vasen, kunstreiche Kästchen u. s. w.; unfern davon ein Magazin von ostindischen Shawls, was bei jedem auf einem eigenen Zettel bemerkt steht; Gewebe, luftig und farbenüppig wie ein Mährchen vom Indus; auch andere gestickte, ächt orientalische Zeuge, so zart und weich geschmiegt. Schwere freude Stoffe hängen von oben nieder an den Fenstern, groß wie Kirchenfenster, aus Einer Schribe.

Statt uns in Betrachtungen zu ergehen über die ultrarealistische Tendenz, welcher hier im Allgemeinen die Literatur huldigt, mag es für das Ganze bezeichnender seyn, wenn wir Thatsachen summarisch reden lassen, und kurzweg die Titel der an den Fenstern in und um den Bazar ausgestellten Bücher, wie sie und gerade in das fallen, kopiren. Da lesen wir in der Glasgalerie: „Ganz Hamburg für 20 Schillinge.“ — „Briefsteller für Liebende.“ — „Amor und Hymen.“ — „Nieritz Volkskalender.“ — »La Marseillaise,« in hübsch gedruckten einzelnen Blättern. — „Handbuch des Frankfurter Vereins zum Schutz der Auswanderer.“ — „Der Galanthomme oder der Gesellschafter wie er seyn soll.“ — „Maria Mouk, die schwarze Nonne. Aus dem Englischen von Alvensleben (1852).“ — „Helgoland als Seebad.“ — „Bosko, der Kartenkünstler.“ — »Le postillon d'amour.« — Ferner außen am Bazar: „Das Buch von den Küssen.“ — „Der Huf des Pferdes, dessen fehlerfreie Erhaltung ꝛc.“ — „Der ächte

kleine Däne oder die Kunst, die dänische Sprache in acht Tagen zu lernen.« — „Die kleine Hamburger Köchin.“ — „Der unübertreffliche Herzensmeister.“ — „Was kochen wir heute?“ — „Die radikale Heilung der Muttermahle.“ — „Der Schweizer Zuckerbäckermeister.“ — „Keine Hautkrankheiten mehr!“ — „Das Weißhäckelbuch.“ — Bei Perthes, Besser und Maute begegnen wir, unter allen möglichen „rothen Büchern“ mit Goldschnitt und Unterweisungen im Englischen, Französischen, Dänischen, Italienischen, Spanischen u. s. w.: „Durch!“ Antwort auf: „Wohin?“ — „Illustrirter Fremdenführer nach und auf Helgoland, von Teodor Wehl.“ — „Geld und Geist, von Jeremias Gotthelf.“ — »Histoire de la restauration,« von Lamartine. — „Lord Palmerston, England und der Continent“ u. s. w. — An den wenigen Kunstläden treten uns fast ausschließlich Hamburger Fischweiber, Vierländer Blumenmädchen, Hamburger Dienst- und Buttermädchen, Ansichten von London, Newyork und der Hansestadt selbst entgegen. Eigentlich lebt man durchweg hier schon halb in Amerika. Kaum daß ein paar Daguerreotypen sich zeigen. Ein Einziger hat auf diesem Weltmarkte ein Porträt ausgestellt, ein Oelgemälde in Goldrahmen, das Bildniß eines jungen Mannes, in einem Laden, mitten unter Cigarrenkisten. Wo sich hier auch die Kunst blicken lassen sollte, wird sie überall nur als Sklavin des Luxus, nie um ihrer selbst willen erscheinen. Wir staunen zwar diesen Glanz der prächtigsten Stadt Europas an, aber sie läßt uns doch zuletzt kalt, eben weil jene Weihe der Kunst fehlt. Gleich Goldpalästen funkelt es am Alsterdamme in den letzten Sonnenstrahlen. Dieses Alsterbassin ist eine Welt für sich, aber eine Welt ohne Erinnerungen. Wie anders, wenn man etwa zu Berlin von den Linden her gegen das Schloß und das Museum geht!

Von dem Fahren und Rennen, den Menschenwirbeln, wie in Wien, keine Spur in Hamburg. Die Hansestadt ist minder fieberhaft, das Blut jagt ihr nicht so rasch durch die Adern; es pulsirt gleichmäßiger. Der Hamburger ist klug, besonnen, rechnend und berechnet. Sehr einfach wandeln gewöhnlich auch die Leute einher auf diesem kosmopolitischen Korso: nicht Eine Erscheinung, es sey Mann oder Frau, von jener eigenthümlichen aristokratischen Auszeichnung des Geistes oder der Verhältnisse, von romantischem Anflug überhaupt. Alles ist gerade, bürgerlich, derb, schlicht. Wie sehr wir auch den Werth dieser Elemente anerkennen, sie lieben und achten, so wenig stehen sie doch in Einklang mit dem sie hier umgebenden Aufwand, mit der unglaublichen Großartigkeit des Prunks. Die neue Hammonia ist eine Stadt für Könige, aber nur voll von Kaufleuten. Alles andere verliert sich in der Menge. Nur Gestalten der Börse treffen wir unter den Bäumen, in den Pavillons und Restaurationen.

Verfolgen wir unsern Weg. Vor der Conditorei, dort an der Ecke zwischen altem und neuem Jungfernstieg, liegt ein Schiff voll Welbern mit appetitlichen weißen Hauben, plätschernd und waschend, selbst bei dieser Arbeit gleichsam einen gewissen Luxus entfaltend. Weiter hinauf gegen die Mühle wiegt sich ein „Ewer,“ ein Boot, welches die Waaren in die „Fleeten“ oder Kanäle bringt, malerisch vor allen übrigen Fahrzeugen, voll unzähliger Wimpel, ganz lachend und bunt. Da flattern kleine und große Fahnen, alle nur erfinnlichen Wappenbilder und Farben: es ist „ein Hochzeitschiff.“ Vermuthlich wohnt das junge Paar auf dem Damme, in der Richtung, nach welcher das Schiff deutet. Ziehen beide Familien oder Mitglieder der einen und andern mit der Schiffsfahrt in Verbindung, so fragt der Ewernführer sofort an, ob er sein Boot schmücken, die Wimpel aufhissen dürfe für die neue Ehe, die junge Flagge. Wenn man es nicht besonders ablehnt, steckt er alle Fahnen aus, die er besitzt und vermag, und erhält dafür vier bis sechs Thaler. — Hamburger Cavallerie mit wehenden weißen Büschen, treffliche Pferde, wackere Reiter, sprengt über die Lombardsbrücke. Vor dem Staube flüchtend ruht man jenseits derselben gern in den rosenreichen Anlagen am äußern, mit Fahrzeugen und Schwänen übersäeten Alsterbecken. Bekanntlich gehören letztere nicht nur durch ihr schlankes, schneeiges Wesen und vornehmes Thun und Lassen, sondern auch durch den Besitz zu der Aristokratie, der Geldaristokratie unserer Hansestadt, und mancher arme Jüngling soll schon in sveklativen Träumen darüber gesonnen haben, welche annehmbaren Partien das wären, obgleich wir in einer Zeit leben, welche keine Prinzessin mehr in einen Schwan verzaubert. Unsere Tage vielmehr machen den Schwan zur Prinzessin, indem sie Kapital zu Kapital schlagen vom jährlichen Ueberschusse des reichen Vermögens, das ein seltsamer Arestator diesen Vögeln der Leda vermacht hat. Wie mancher fahrende Schüler, der mit seinen letzten Brosamen vom Ufer die strotzenden Erbinnen füttert, möchte gern Schwanenritter werden, um sich in Eckhofs Keller Champagner und Austern geben zu lassen! Zu bemerken bleibt, daß die Schwäne, wunderlich genug, unter dem Kriegsdepartement stehen, und zwar weil dieses allein über Hafer u. d. m. verfügt, als Subsistenz für dieses fliegende Corps eigenthümlicher Art. — Wie schön und frei der blaue See fluthet! Wie die Schwäne blendend da und dort auftauchen, sich mit den Wogen schaukeln auf und nieder, sich bald in ihnen begraben, bald wieder weiter schiffen! Und jene andern, riesigen Schwäne, die weißen Segel, wie sie kommen und gehen, hinschweben im Tanze, wie nach einer Musik, im Rhythmus des silberblitzenden Elements! Der Blick kann sich nicht losmachen von diesem Finden und Suchen, Erscheinen und Schwinden. Mancher kleine Kahn, in dem sich die Menschen drängen, erscheint wie ein Korb voll Blumen, der auf dem abendrothen Wasser hintanzt. Welch Treiben am Gestade her und hin! Wer nicht mit seinem Boote über die Alster streicht, läßt wenigstens seinen riesigen Newfoundländer im Strome apportiren, der unermüdlich zurückkehrt, um mit immer neuen Illustonen und immer alter Treue heldenmüthig wieder hinein zu schwimmen. — Die ganze Scenerie will an diesen herrlichen Abenden wirklich an die Markusstadt erinnern. Nur die Gestalten sind nicht die phantastischen des Lido, und mehr wie von Rubens gemalt. Betäubend schwillt das Gewühl an Sonntagen. Das ist ein Rennen und Fahren, ein Summen und Schreien! Von allen Seiten bringen die mächtigen, hohen holsteiner Wagen, meist mit vier kräftigen Pferden bespannt, die Bewohner rasch nach der Stadt zurück, die am Sonntagmorgen wie auf der Flucht

und Völkerwanderung verlaſſen worden. Alles ſagt, man will durchaus noch vor der Thorſperre, welche ſich durch ein grelles, fünf Minuten langes Läuten todtenglockenartig anmeldet, den innern Umkreis erreichen.

Nur langſam iſt in Weſten die Glorie verblichen über den rothen und ſilbernen Wogen. Ein Zauber weiter, womit uns dieſe Nächte des Nordens beſtricken — denn man muß Hamburg überhaupt im Sommer ſehen, um es in ſeinem Glanze zu kennen — liegt darin, daß in ihnen die Sonne eigentlich nie ganz vom Horizonte ſcheidet, daß der Menſch das königliche Geſtirn des Lebens nie ganz verliert. Unſer Auge kann die ganze Nacht hindurch dem Kreiſe am Himmel folgen, den Helios uns unſichtbar beſchreibt. Wie oft habe ich an meinem Fenſter lange dieſen roſendämmernden, verheißungsvollen Schein betrachtet, dieſes Abendroth, das zum Morgenroth wird! Man mochte es nicht leicht in einem Jahre ſo vollkommen und rein genießen wie im gegenwärtigen, bei dem ſtets unbewölkten Firmamente des Julius. Mit dieſem aber erloſchen die „hellen Nächte," deren Magie uns faſt zugleich an die Glut der Tropenländer und den äußerſten Nordpol gemahnen wollte, in wunderſamem Gemiſch; die hellen Nächte, welche bekanntlich ein Viertheil des Jahres umfaſſen, und leiſe zu- und abnehmend an Schimmer, vom Mai bis zum Juli reichen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 39. **26. September 1852.**

— Zürnſt du, wenn trunken ein Dichter dir
Ausgießt des Lobes Weihungen? Zwar es ſind
Nur Tropfen Thau's, doch keine Sonne
Macht ſie zu farbigen Regenbögen.

Platen.

Verſe von Juſtinus Kerner.

1. Nach Edenkoben in der Rheinpfalz an König Ludwig von Bayern.

Könnt' ich aus des Körpers Weh
Eine Lerche frei mich ſchwingen,
Hell ob deiner ſonnigen Höh',
Königlicher Aar, zu ſingen,

O dann ſäng' ich zu dem Rhein,
Wie zur Iſar ich geſungen:
Hört! o hört! Er iſt's allein,
Dem das hohe Werk gelungen,

Ob farbloſer, banger Zeit,
Die uns thränenſchwer umzogen,
Auszubreiten hoch und weit
Einen farb'gen Regenbogen;

Daß gedrückte Poeſie,
Müde Kunſt auf deutſcher Erden
Wieder friſch erblühend wie
In vergangnen Tagen werden.

Blicke froh hinab zum Rhein!
Horch! dir jubeln ſeine Wogen!
Ueber ihm im goldnen Schein
Wölbt ſich deiner Liebe Bogen.

Köln und Spey'r bezeugen das,
Farben ſprechen's aus und Steine,
Und hellklingend manch ein Glas,
Das ein Hoch dir bringt am Rheine.

2. Im December 1851 in München.

Wer mich in Winters ſchlimmer Zeit
Jetzt in der Iſarſtadt wird ſehen,
Denkt wohl: wie konnte der ſo weit
Nach Winterfroſt und Nebel gehen?

Ja, Nebel birgt des Himmels Licht,
Läßt ſich auf all die Wunder nieder,
Nordſtürme brauſen, Schnee fällt dicht
Auf der Bavaria Rieſenglieder.

Ich bin mir keines Froſt's bewußt,
Ich fühle warm die Pulſe pochen,
Und was ich ſprech' aus offner Bruſt,
Von Herzen warm iſt es geſprochen.

Erlöſch' des Himmels Wärm' und Licht,
Hier fühlte man doch Wärm' und Wonne.
Aus Herzen und aus Bildern bricht
Zu München eine eigne Sonne.

Die Hausliteratur in England.

I.

1. Die Hausliteratur im Allgemeinen.

Man glaube ja nicht, daß Sonntags aller Handel und Wandel todt iſt in London. Freilich der geräuſchvolle Handel, der Handel, der Mann und Wagen, Geld und Gut in Bewegung ſetzt, verſchwindet von der Straße an Sonn- und Feiertagen. Dagegen geht ein ganz ſtiller, harm- und geräuſchloſer Handel vor ſich: das iſt der Handel mit der Sonntagsliteratur, in England cheap literature, wohlfeile oder Pennyliteratur genannt. Unter dieſer Benennung begreifen wir alle diejenigen Publikationen, die meiſt wöchentlich, einige alle vierzehn Tage, in Quart oder Oktav, 16 bis 32 Seiten ſtark, regelmäßig erſcheinen und zu dem Preiſe von einem Penny oder höchſtens zwei Pence in allen Ecken und Winkeln Englands ausgegeben werden. Sie richten ſich alle ohne Ausnahme an das Haus, an die Familie, an die Million, d. h. an die Millionen Häuſer, in welche ſie alles, was ſich auf das Haus oder die Familie bezieht, geiſtig reflektirt in der Geſtalt eines eng gedruckten Bogens, niedlich zuſammen geſtaltet, hineinzubringen beabſichtigen.

Dieſe Blätter ſind jeder Intelligenz, jeder Börſe, jedem Hauſe angepaßt: materiell durch Druck, Preis und mehr oder minder angemeſſene Illuſtration; geiſtig in Bezug auf Gehalt und Darſtellungsweiſe. Sie ſind geſchrieben für jedermann, jede Frau, jedes Kind. Es iſt ſchwer zu ſagen, was ſich nicht abgehandelt findet in dieſen literariſchen Produktionen, von denen nur wenige von literariſchem Werthe, manche aber von wirklich praktiſchem Nutzen ſind für die Million, an die ſie ſich wenden. Sie handeln über alles und de quibusdam aliis, über alles und jegliches und noch über etwas, das über alles hinausgeht. Es iſt ihnen nicht genug, in alle Zweige des menſchlichen Wiſſens, der Literatur und Kunſt (die Kochkunſt mit einbegriffen) einzugehen; ſie geben noch etwas, das außerhalb dieſer Grenzen liegt; ſie laſſen ſich nämlich mit dem Leſer in eine förmliche Korreſpondenz ein, beantworten in einer eigenen Columne alle Fragen, welche an die Redaktion über jeden beliebigen Gegenſtand geſtellt werden mögen. Dem Leſer iſt es freigeſtellt, ſich an den Autor ſchriftlich zu wenden, und weitere Belehrung über die in ſeiner Publikation abgehandelten oder nicht abgehandelten Gegenſtände zu verlangen. Der Autor fordert den Leſer förmlich auf zu einer ſolchen Korreſpondenz. Und nicht zufrieden mit dieſer Privatunterhandlung, gehen viele dieſer Blätter noch weiter und wollen den Leſer belohnen, wenn er zeigt, daß er mit Frucht geleſen hat; und ſo ſchreiben ſie Preiſe aus für die beſte hiſtoriſche oder geographiſche Abhandlung, für die beſte Ueberſetzung einer beſtimmten Stelle aus einem lateiniſchen oder griechiſchen Klaſſiker, für die beſte Löſung eines gegebenen Räthſels, Schachproblems ꝛc. — Gemeinnütziges und Amüſantes ſollen in dieſen Blättern Hand in Hand gehen, und ſo werden Anekdoten und Charaden mit derſelben Wichtigkeit behandelt, als ernſtere Gegenſtände, philoſophiſche Abhandlungen, Erzählungen, Romane ꝛc.

Home, house and family — das iſt das gemeinſame Band, wodurch alle dieſe Blätter im Zuſammenhang miteinander ſtehen. Alle ſuchen dieſes Band ſogleich durch den Namen, den ſie angenommen, anzudeuten, und ſo haben wir den family friend, family herald, family economist, family tutor (Familienunterweiſer), oder den home circle, home companion, household words, household magazine, household friend, und noch eine Menge anderer Titel der Art. So wie nur eine neue Combination von home oder house oder family aufgefunden wird, kann man ſicher ſeyn, daß am folgenden Tage eine neue Zeitſchrift auftommt mit neuen Anſprüchen, und darauf ſich ſtützend, daß ſie das Meiſte und Beſte enthalte, was dem home, dem house, der Familie geiſtig dargeboten werden kann — — für Einen Penny. Erſt in den letzten Jahren hat dieſe wohlfeile Literatur dieſen ungemeinen Aufſchwung genommen, in Folge von Umſtänden, die wir ſpäter entwickeln werden, und ſie iſt heute in beſtändigem Zunehmen begriffen.

Der Sonntag iſt der Tag, wo der Handel mit der Pennyliteratur am ſtärkſten vor ſich geht. Nicht als wenn gerade an dieſem Tage der Woche die Wochenſchriften alle ausgegeben würden. Im Gegentheil, die meiſten erſcheinen während der Woche ſelbſt; aber am Sonntag, wenn aller andere Handel ruht, hat der Engländer Zeit und Muße, ſich ſein „Gemeinnütziges und Amüſantes“ auszuwählen, einzukaufen und durchzuleſen. Während alle andern Läden geſetzlich geſchloſſen ſind, genießen die »periodicals,«

die Zuckerkuchen und Cigarren das Vorrecht, zum öffentlichen Verkaufe auszliegen zu dürfen. Und nicht allein haben die periodicals ihre eigenen Kaufläden, stationer shops genannt, sondern sie liegen gewöhnlich auch in allen Läden zum Verkaufe aus, welche Kuchen oder Cigarren feil haben. Man kauft sich seine Pennyhogen ein, gerade wie man eine Cigarre oder einen Kuchen kaufen würde. Für den Penny hat man die Wahl zwischen diesen drei Artikeln und die Versuchung ist keine geringe. Der Absatz der Pennyliteratur scheint jedoch am stärksten, und dieser ungeheure Absatz allein macht es erklärlich, wie für einen Penny so ungeheuer viel gedrucktes Papier verabreicht werden kann, trotz der starken Papiersteuer, die auf englischem Papier lastet. Der family herald zahlt wöchentlich an sechzig Pfund Sterling Papiersteuer, und es setzt dies einen wöchentlichen Absatz von wenigstens 160,000 Nummern voraus. Die Papiersteuer beträgt 1½ Penny auf jedes Pfund Papier.

Die Engländer haben keinen Ueberfluß an öffentlichen Bibliotheken; wenigstens sind dieselben nicht leicht zugänglich, und wären sie es wirklich, so würden sie nicht in dem Maße besucht werden, wie die deutschen und französischen. Der Engländer will seine Literatur zu Hause haben; er will gemüthlich sitzen in seinem eigenen Hause und lesen. Das Lesen an seinem Feuerherde gehört zu seinen „Comforts,“ und diesen Comfort allen zugänglich zu machen, das ist der Hauptzweck dieser wohlfeilen Literatur.

2. Das Haus.

Um die Hausliteratur in England gehörig würdigen zu können, muß man das Haus in England mehr in dem allgemeinen Sinne von »home« nehmen, und das »home« wiederum, insofern es im Gegensatze mit »abroad« steht. Für den Engländer ist das »abroad« nicht allein der Continent. Wenn der Engländer von abroad spricht, so denkt er meist an das Weltmeer, an seine Colonien. Kein Engländer, der nicht einen seiner Angehörigen auf einer tief im Weltmeere begrabenen Colonie angesiedelt hat. Sie alle haben Freunde abroad, die dort wohnen, oder von dort zurückgekommen sind. An der friedlichen Feuerseite erinnert man sich der überstandenen Gefahren auf entlegener Küste, und so wird die Feuerseite, das »home,« doppelt angenehm und theuer. Ein großer Theil der Hausliteratur besteht aus Erzählungen vom abroad. Das home des Engländers ist somit innigst mit dem abroad verbunden, sowohl mit dem abroad, das die friedliche Feuerseite im Gegensatz von Sturm und Gefahr hervorhebt, als mit dem, von woher er seinen Kaffee und Zucker und Thee, d. h. alles, was das home comfortable, gemüthlich macht, bezieht. Die Hausliteratur bringt ihm alle diese Verhältnisse zum Bewußtseyn, und indem sie in alle Häuser eindringt, hat sie unendlichen Einfluß auf die socialen Zustände, während die frühere, die theure Literatur, höchstens der Ausdruck dieser socialen Zustände war. Und mag man noch so sehr diese Volksliteratur angreifen, der Volksappetit muß, wie der Engländer sagt, seine Befriedigung haben. »Let it be for good or for evil.« mag Gutes oder Böses daraus entstehen (da allerdings dieser Literaturzweig sehr viel Unkraut erzeugt), die Pennyliteratur ist nun einmal einer der stärksten Handelsartikel, und trade must be supplied,« die Fabrik kann nicht, darf nicht still stehen, da die Nachfrage so stark ist.

Das Haus, an welches sich diese Literatur richtet, ist die Verwirklichung der deutschen Gemüthlichkeit; das deutsche Sehnen nach allem, was gemüthlich, findet sich im englischen Hause verwirklicht vor. Der Vereinigungspunkt aller Häuser auf dem Continent ist das Stadthaus; das Stadthaus stellt im Kleinen die Stadt in allen ihren Beziehungen dar, und die Architektur des Mittelalters hat in der äußern und innern Ausstattung eines Stadthauses diesen Punkt beständig im Auge gehabt. Sieht man dagegen in London und in England im Allgemeinen die fortlaufende Reihe der Häuser, alle gleich klein, gleich niedrig, und jedes doch so getrennt dastehend, mit seiner eigenen Schwelle und geschlossenen Thüre, so hat man überall das Dorf vor sich, die Landschaft. Kommt nun noch das Gärtchen vor dem Hause hinzu, so ist die Illusion vollständig und man geht zwischen diesen beiden Reihen von Häusern spazieren, so friedfertig, so ungenirt, wie die Hühner, welche über die Straße laufen, und die Hausliteratur findet so leicht ihren Weg zum Hause. In Paris fängt die Straße erst im Hause, oben auf dem Korridor an, wo die Behausungen der einzelnen Familien ausmünden. Um den Weg zu diesem Haus, das oft Dutzende von Familien in sich schließt, zu finden, muß man sich erst durchwinden durch die allmächtige porte-cochère und am mürrischen Portier vorbei. Dabei stehen die Häuser kreuz und quer durcheinander und die Stadt selbst steht in so schlechter Verbindung mit dem Land, daß schon die Bauern gänzlich von der Hausliteratur ausgeschlossen wären, wenn es eine solche in Paris geben könnte. In England stehen Land und Stadt in engster Verbindung; ein Haus ist wie das andere, allen Häusern liegt dieselbe sociale sowohl als architektonische Idee zu Grunde, und die Eisenbahn verbindet sie unter sich in den verschiedensten Richtungen. In Deutschland, wo die einzelnen Häuser schon durch Zollbarrieren so furchtbar geschieden sind — anderer Barrieren nicht zu gedenken — ist die Hausliteratur nicht zu Hause.

In England hat das Haus der Hausliteratur den Weg geöffnet. Das engliſche Haus, dem Abſchein nach ſo abgeſchloſſen und mit eiſernem Gitter von der zu nahen Berührung mit der Straße geſchieden, ſteht mit den entfernteſten Häuſern Englands und einem großen Theile der Colonien vermittelſt eines Penny (mehr betragen die Poſtgebühren für Briefe nicht) in Verbindung. In dieſem Hauſe, in das am Ende jeder Woche die Proviſion für die ganze Woche gebracht wird, gehört die Hausliteratur mit zu den wöchentlichen Proviſionen.

Indem wir hier von dem Hauſe im Allgemeinen ſprechen, meinen wir jedoch vorzugsweiſe das Haus des Arbeiters. In England hat die Concentrirung des Kapitals eine Arbeiterklaſſe geſchaffen, die an Ausdehnung und Bedeutung die aller andern Länder bei weitem übertrifft. Hiemit iſt aber keineswegs geſagt, daß die Pennyliteratur ſich ausſchließlich an den Arbeiter und das Haus des Arbeiters richtet. Im Gegentheil, die meiſten dieſer Blätter beanſpruchen den Vorzug, für alle Häuſer und für alle Stände geſchrieben zu ſeyn. „Ein willkommener Gaſt für jedes Haus, allen gleich nützlich und niemanden Anſtoß gebend,“ ſo kündigt ſich der family herald an. „Ein gemüthlicher Geſellſchafter an der Feuerſeite iſt er für alle Klaſſen, für alle Stände, für jedes Alter und jeglichen Geſchmack berechnet, für den Reichen ſowohl als für den Armen, für den Frohen ſowohl als für den Traurigen. Er enthält etwas über Jegliches und für Jeglichen: Thatſachen und Philoſophie für den Mann, Unterhaltung und Kurzweil für die Frau, Fragen und Probleme für die Jugend; intereſſante Erzählungen, außerordentliche Abenteuer, wunderbolle Ereigniſſe, moraliſche und hiſtoriſche Skizzen, ausgewählte Poeſie, lehrreiche Biographien, komiſche Skizzen, ſinnreiche Allegorien; alles, was die Weiſeſten der Männer Weiſes ausgeſprochen; nützlichen Rath, heilſame Warnungen, wiſſenſchaftliche Entdeckungen, neue Erfindungen, Winke für Hausfrauen, praktiſche Recepte, merkwürdige Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, puzzles und riddles (kurzweilige Spiele, Räthſel), Sprüchwörter ſcherzhafter ſowohl als ernſter Natur, humoriſtiſche Einfälle, überhaupt alles was für die verſchiedenen Glieder der Familie eine nützliche und harmloſe Unterhaltung gewähren kann.“ So ſpricht der family herald.

Der »family friend« ſeinerſeits behauptet mehr als alle andern Publikationen der Art ein Magazin für die Familie zu ſeyn. „Keine Klaſſe der Geſellſchaft iſt vergeſſen, kein Glied des häuslichen Kreiſes überſehen. Es iſt ein Gentlemans-Magazin, ein Magazin für den Hausherren und die Hausfrau ſowohl als für die Hausmagd und den Hausknecht, ein Freund des Arbeiters, ein Schatz für die Mutter, eine Bildungsanſtalt für die Jugend, ein Geſellſchafter für das Kind. Es iſt, wie der Titel bereits beſagt, ein Magazin für häusliche Oekonomie, häusliche Unterhaltung, häuslichen Unterricht und praktiſche Wiſſenſchaft.“

Der »family economist« ſchreibt obenan in ſeiner Ankündigung: „Ein Magazin für „Alle.“ Es hat zum Hauptzweck: Belehrung für Alle. Es handelt über alle Gegenſtände, die mit dem Hauſe zuſammenhängen. Alles was den häuslichen Comfort zu vermehren beitragen kann, wird mit Sorgfalt in dieſer Publikation abgehandelt und beſprochen.“

3. Claſſifikation.

Um eine Ueberſicht über die verſchiedenen hieher gehörigen Blätter zu gewinnen, iſt es vor allem nothwenig, dieſelben zweckmäßig zu claſſificiren. Da alle behaupten, an alle gerichtet zu ſeyn und über alles zu ſchreiben, ſo möchte man geneigt ſeyn, jeden Verſuch einer Claſſifikation nach dem Inhalt oder nach der jedesmaligen Claſſe von Leſern, welche vom fraglichen Blatte in Anſpruch genommen wird, aufzugeben und ſich einfach an die chronologiſche Ordnung zu halten, in welcher die verſchiedenen Unternehmungen nacheinander aufgetaucht ſind. Aber auch hier ſtellen ſich Schwierigkeiten in den Weg, da die meiſten derſelben in den letzten vier Jahren ſo ſchnell nach einander in's Leben getreten ſind, daß die rein chronologiſche Unterſcheidung ebenſalls von keiner Bedeutung ſcheint. Wir müſſen uns daher darauf beſchränken, im einzelnen Blatte nachzuweiſen, welcher Stoff vorzugsweiſe darin behandelt worden iſt. Denn wenn auch Alle Alles in's Haus zu bringen und Etwas über Jegliches Jeglichem darzubringen vorgeben, ſo iſt doch dieſes „Etwas“ immer ein etwas „mehr oder weniger,“ je nachdem dieſer oder jener Gegenſtand der Hausliteratur mit mehr oder weniger Sorgfalt bearbeitet, je nachdem dieſe oder jene Claſſe der Geſellſchaft mehr oder weniger im Auge behalten iſt. Das „mehr oder weniger“ der „Miscellaneous,“ womit dieſe Pfennigliteratur ſo reichlich durchſäet iſt, die mehr oder minder angenehme „Kurzweil,“ wie Räthſel, Charaden, ſo wie die guten Lehren und Maximen, Auszüge aus Claſſikern, und überhaupt das mehr oder minder „Weiſe, welches die weiſeſten aller Männer geſagt haben,“ und das der Pennyliteratur ſo gut zu ſtatten kommt, um die weißen Stellen und Lücken zwiſchen größern Artikeln auszufüllen — dieſes mehr oder minder kann hier nicht in Betracht kommen.

Nur im Allgemeinen bemerken wir, daß Weisheit und Moral, Sentenzen und Maximen, Kurzweil und Ernſt, Gemeinnütziges und Unterhaltendes nie ſo offen auf der Straße gelegen, den Leuten nie ſo oft in die Hände gefallen und dann wieder ſo leicht den Händen entronnen, als heutigen Tages geſchieht,

gerade in Folge der allenthalben verbreiteten Hausliteratur. Die Weisheit, welche Sonntags so wohlfeil erkauft und mit so großer Wonne gelesen worden, eignet sich so gut am folgenden Tage zum Einpacken, und da das gedruckte Papier beinahe so wohlfeil ist als das weiße, so versäumt die sorgsame Hausfrau nie, dem ersteren den Vorzug zu geben und ihre Einkäufe mit „Geist und Gemüth" zu umwickeln. So zerbröckeln und zerfasern sich alle die guten Gedanken und schönen Maximen, laufen beschmutzt und zerfetzt bei dem Lumpenhändler ein, um nachher wieder frischer und glänzender, in schönerer Form oder gar als „Diamantenstaub" (wie bei Eliza Cook) zum Vorschein zu kommen. Es ist der alte Rock, der gewaschen und in Folge chemischer Operationen wieder ein ganz neues Aussehen gewonnen hat. Wenn dieser alte Rock, der neu geworden, abermals alt wird, dann bleibt auch kein Fetzen gut an ihm.

Es ist merkwürdig, mit welcher Raschheit diese Blätter in den letzten Jahren auf einander gefolgt sind und wie die beständigen Bestrebungen, diesem Theile der Presse einen besseren, gehaltvolleren Charakter zu geben, wieder von konkurrirenden Bestrebungen durchkreuzt wurden, welche bloß die gänzliche Ignoranz des Publikums auszubeuten im Auge hatten. Zu den älteren Erscheinungen, obwohl nicht über neun Jahre hinaus reichend, gehören der family herald und das London Journal. Dann tauchten wie mit einem male Reynolds's Miscellany, der family friend, family economist und family tutor und der home circle auf. Diese alle können auf literarischen Werth und Originalität keinen Anspruch machen, obgleich sie alle tief in's Publikum eingedrungen sind und einen ungeheuern Absatz haben. Nun trat Charles Dickens mit seinen household words auf und hob unstreitig die wohlfeile Literatur. Dasselbe war früher von Eliza Cook's Journal in einer niedrigeren Sphäre versucht und durch Chambers Publikationen in einem weit ausgedehnteren Kreise wirklich erreicht worden. Da kam aber wieder eine wahre Sündfluth von cheap literature, die das, was die eben genannten mit 1½ oder 2 Pfennigen zu bewirken beachsichtigten, für Einen zu leisten versprachen. Hieher gehören household magazine, der home companion und eine Menge anderer desselben Schlags. Eine Gegenwirkung wurde versucht von leisure hour (Mußestunde), dem popular educator und dem true Briton. Aber gleichzeitig traten wieder andere Blätter in's Leben, die auf geradem Wege in's Haus zu dringen und die bereits ansäßigen zu verdrängen suchten. Zu dieser Klasse gehört z. B. das Cabinet, das nicht allein eine Korrespondenz mit dem Leser anknüpft, sondern auch die Leser veranlaßt, unter sich in Korrespondenz zu treten (natürlich in eine wissenschaftliche), sich gegenseitig Fragen zu stellen und Antworten zu geben, ihren Scharfsinn gegenseitig zu üben und ihre Bedenken durch gegenseitige Mittheilungen zu beseitigen. Das »English Woman'smagazine« wendet sich an die Hausfrau und sucht sie durch glänzende Versprechungen zu bestechen. Es hat 25 goldene Uhren eigens für seine Leserinnen aufertigen lassen; der Uhrmacher selbst legt Zeugniß ab über die richtige Ablieferung der Uhren, und die Leserinnen brauchen sie bloß abzuholen im Zeitungsbureau, natürlich nachdem sie dieselben verdient haben. Und wie kann man eine goldene Uhr verdienen? Durch fleißiges Studiren des Magazins, durch Lösung der Fragen, die gestellt werden — lauter Dinge, die voraussetzen, daß man vorläufig das Magazin gekauft hat.

Fassen wir nun diese Literatur näher in's Auge, so müssen wir vorab die Blätter unterscheiden, in denen die Novelle, die Erzählung, der Roman mehr vorherrschend ist. Zu dieser Klasse gehören vorzugsweise der family herald, das London Journal, Reynolds's Miscellany, der home companion und in gewisser Beziehung Eliza Cook's Journal.

Der Roman des family herald unterscheidet sich vor dem anderer Blätter dadurch, daß in demselben das Leben von der heitern Seite dargestellt wird. Kommen Widerwärtigkeiten vor, so sind diese leicht überwunden und die Tugend siegt zuletzt. Die Intrigue ist mehr oder weniger vermieden. Der Held darf sich weder erstechen noch vergiften; er darf nie verzweifeln, sondern muß durch Arbeit die Braut gewinnen, und sollte er sich zu Tode arbeiten. Die Geschichte läuft gewöhnlich darauf hinaus, daß er sich eine sociale Stellung im Leben verschafft, eine „Situation." Diese „Situation" ist gewöhnlich commercieller Natur. Entweder wird der Held des Romans erster Kassier, erster Clerk, oder er bekömmt sogar einen Antheil an der „Firm;" wesentlich verschieden von der französischen Novelle, wo der Held immer ein angehender Künstler oder Literat ist, der mit der Noth des Lebens sowohl als mit den Schwierigkeiten seiner Kunst oder Wissenschaft zu kämpfen hat, hat die Hausnovelle des family herald es gewöhnlich mit Helden zu thun, die auf dem Comptoir oder in der „City" thätig sind, und welche im französischen Feuilleton unter dem Namen Calicots (Ladenschwengel) die komischen Figuren abgeben würden. Das business oder Geschäft ist im family herald die Hauptsache; dieses Feld ist das eigentliche Schlachtfeld, wo seine Heroen ihre Tapferkeit zu bewähren haben. Das Geschäft ist hier von seiner schönen Seite dargestellt. Der Roman »of real life,« d. h. der Roman, der aus dem Leben gegriffen, ist gerade derjenige, welcher aus dem Handel gegriffen ist, und da der family herald zu Lesern gewöhnlich solche hat, die entweder ein »comfortable home« errungen oder im Ringen nach einem

solchen begriffen sind, so muß er, um die ersteren zu befriedigen und die letzteren nicht zu entmuthigen, seinen Helden damit endigen lassen, daß er der englischen Glückseligkeit theilhaftig wird und den Antheil an der Firma erlangt. Sind die zu überwindenden Schwierigkeiten zur Erlangung einer Situation zu groß, dann spielt der Roman nach den Colonien oder nach Australien hinüber; der Held wandert aus; es entspinnt sich zwischen den Zurückbleibenden und dem Auswanderer ein sentimentales Verhältniß, das weiter ausgesponnen die Fabel des Romans bildet, bis die Vereinigung durch Heirath u. s. w. stattfindet. Von Verführung, von Ehebruch oder sonstigen nicht legalen Liebesverhältnissen darf im family herald keine Rede seyn.

Das London Journal ist in dieser Hinsicht weit weniger bedenklich; auch spielt hier die Schattenseite des Lebens eine bedeutende Rolle im Roman. Das Verbrechen wird uns in seinen verschiedenen Formen vorgeführt. Vergiften und Erstechen sind nichts Ungewöhnliches in den Romanen des London Journal, und fällt auch der Unschuldige manchmal als Opfer, so wird doch der Schuldige und Schuldbewußte niemals happy und comfortable. Das letztere ist gleichsam ein Zugeständniß, welches das Journal der sogenannten »respectability« dem englischen Schicklichkeitsgefühle zu machen gezwungen ist. Die Fatalität, von welcher der harmlose family herald nichts wissen will, tritt im London Journal entweder in der Form von Jesuiten auf, die die Wege des Helden durchkreuzen, oder in der Form von Enterbung, die seine Plane von Glück und Ehrgeiz zerstört. Der Held im London Journal hat als letztes Ziel, ein „Gentleman“ im englischen Sinne des Wortes zu seyn und zu bleiben; da aber ein Gentleman außerdem eines gewissen Estate, d. h. eines Grundbesitzes bedarf, um die Rolle des Gentleman auch äußerlich durchführen zu können, so wird sein Ehrgeiz angespannt, nach solcher Unabhängigkeit zu streben, wenn er dieselbe nicht etwa als zweitgeborner Sohn einer reichen Familie von Hause aus besitzt. Oder aber durch Großmuth, Edelsinn, oder sonstige fatalistische Umstände kommt er um sein Vermögen, um seine Unabhängigkeit. Dann sucht er, trotz aller widerwärtigen Umstände, die Rolle des Gentleman zu behaupten, und wird dann schließlich für seinen Edelsinn belohnt, indem ihm der „Estate“ in der Form von Erbschaft oder Heirath zufällt.

In Eliza Cooks Erzählungen ist das Leben mehr von der Seite aufgefaßt, wo es das Mitgefühl anderer in Anspruch nimmt. Die Heldin der Erzählung ist z. B. eine Nähterin; sie arbeitet in einer der finstern Werkstuben, wo die Mädchen zusammengedrängt sitzen ohne Luft und Licht und ihr Leben stichweise verdienen müssen — jeder Stich ein Stich in die Zeit. Allem Mangel und Elend preisgegeben, werden die Mädchen zuletzt Opfer der Verführung. Die Heldin entgeht gewöhnlich dem Untergang durch irgend einen glücklichen Zufall. Dieser Zufall führt zur rechten Zeit die Eltern oder Freundinnen herbei und sie wird gerettet. Was aus den tausend andern Geschöpfen wird, die keine Eltern, keine Freundinnen haben, davon schweigt die Geschichte. Aber durch Eliza Cooks Erzählungen öffnet sich uns doch manchmal ein Blick in das real liſe derjenigen, die keine commercielle Stelle in der City beanspruchen können.

Reynolds Miscellany spekulirt auf den Schreck. In seinen Erzählungen ist das Phantastische vorherrschend. Alles, was Furcht, Schrecken, Entsetzen einjagt, ist im reichlichen Maße dem Leser geboten. Geister und Gespenster, das sind die Hauptheldeu. Reynolds Hauptvorbild ist der Dumas'sche Monte-Christo; aber er gibt diesen Charakter nur in einer Carrikatur wieder. Die übernatürlichen Eigenschaften, welche Monte-Christo durch übernatürliches Leiden erlangt, werden den Helden Reynolds auf eine unnatürliche Weise verliehen, durch einen Bund mit Dämonen. Reynolds Helden haben alle den fascinirenden, die Menschen fesselnden und beherrschenden Blick, den die französischen Romantiker ihren Helden so gern verleihen, als das Resultat „tiefer Weltanschauung“, was zu der wirklichen englischen Welt wie eine Faust auf das Auge paßt. Reynolds hat förmlich tiefer gegraben in die seichte Tiefe der modernen französischen Literatur. In jedem andern Lande als England, dem Reiche des wirklichen Lebens, würde das Reich der Fiktionen, das Reynolds geschaffen, als höchst abgeschmackt erscheinen. Aber gerade durch den Gegensatz mit dem wirklichen Leben hat das Gespensterreich in England Anklang gefunden, jedoch immer nur bei der niedern Klasse des Volks. Das respektable Haus ist für Reynolds Blatt immer verschlossen geblieben. Zu dem bessern Theile desselben gehören die kleinen Novellen und Erzählungen, die offenbar einen deutschen Charakter haben, und die erst seit den letzten sechs Monaten erscheinen.

Unterhaltung und Belehrung sind, wie gesagt, die Hauptpunkte, welche die Pennyliteratur im Auge hat. In den obengenannten und andern ähnlichen Blättern erscheint die Unterhaltung in der Form von Erzählung und Roman. Aber damit ist die Unterhaltung in denselben keineswegs abgethan. Die Erzählung ist, so zu sagen, bloß der Leitartikel, dem die »petits faits« in der größten Mannigfaltigkeit folgen. Anekdoten und Charaden, Musikstücke und Stickmuster ꝛc. das alles fällt unter die Rubrik von Unterhaltung. Die Belehrung begreift dann philosophische und moralische Abhandlungen, Auszüge aus Klassikern, statistische Nachrichten, biographische

Notizen u. ſ. w. in ſich, jedoch immer in untergeordnetem Maße, ſo daß die Erzählung, der Roman, welcher die Nummer eröffnet, die Hauptſache bleibt.

Wir kommen nun auf die Blätter zu ſprechen, in denen die Erzählung mehr in den Hintergrund tritt, um dem raiſonnirenden, belehrenden, auseinanderſetzenden Stoff den erſten Platz einzuräumen. Zu dieſer Klaſſe gehören vorzugsweiſe household words, Chambers Edinbourgh Journal, leisure hour, und theilweiſe Eliza Cooks Journal und der true Briton. In household words und Chambers Edinbourgh Journal werden beſonders Erſcheinungen aus dem wirklichen Leben als Ergebniſſe der ſocialen Zuſtände beſprochen. Skizzen, philoſophiſch moraliſche Abhandlungen, Reiſeſcenen, das alles fällt in ihr Gebiet. In household words wird alles, was die bürgerliche Geſellſchaft als normal erzeugt, wie Bank, Börſe ꝛc. von der anomalen Seite dargeſtellt. An jedem Gegenſtande weiß Dickens, unter deſſen Leitung die household words erſcheinen, die verkehrte, die lächerliche Seite herauszufinden und ſie mit Witz hervorzuheben. In Chambers Journal dagegen wird das Anomale in der Geſellſchaft, wie Orgelſpieler, Seiltänzer, Straßenfeger ꝛc. ganz normal behandelt; die Orgelſpieler werden geordnet, klaſſificirt und auf ihren Wallfahrten durch London begleitet und beſchrieben. In household words wird uns das entfernt Liegende näher gebracht dadurch, daß daſſelbe auf uns nahe liegende Gegenſtände reducirt wird. So erſcheint die koloſſale Bank Englands mit ihren Banknoten als eine alte Dame, die eine Leihbibliothek hält. Die Stöße von Banknoten, die immer wieder in die Bank zurückfließen, werden den ausgeliehenen Büchern verglichen, die alle zehn Jahre als Makulatur beſeitigt oder verbrannt und durch neue erſetzt werden. In Chambers dagegen wird das nahe Liegende uns noch weiter entrückt, indem er an allen Gegenſtänden, an allen bürgerlichen Inſtitutionen darzuthun ſucht, daß das, was uns ſo einfach erſcheint, ſeinem Weſen nach keineswegs ſo einfach iſt. So wird uns das Poſtinſtitut mit allen ſeinen Verwicklungen auseinandergeſetzt, und der Brief, bevor er an uns gelangt, wird auf allen Wegen verfolgt, die er durch die verſchiedenen Poſtbüreaux hindurch zu machen hat. Um das Lächerliche von Reiſeſchilderungen und deren ewiges Einerlei hervorzuheben, zeigt uns Dickens, wie die Städte, welche der Leſer nur in ihren Sonntagskleidern zu ſehen gewohnt iſt, in ihren Werktagsanzügen ausſehen, d. h. ſtatt uns ſofort die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen, führt er uns durch die ſchmutzigen Wege und Gaſſen, welche zu dieſen Merkwürdigkeiten führen.

Zu der dritten Klaſſe von Blättern rechnen wir alle diejenigen, in denen das Haus im engern Sinne, die Haushaltung, Garten und Küche die Hauptrolle ſpielen, ohne daß deßhalb das übrige „Unterhaltende und Gemeinnützige“ völlig ausgeſchloſſen würde. Hierher gehören der family economist, der family friend etc. Der family economist hat es beſonders mit der Küche, dem Garten, der Kleidung und ſonſtigen zur innern Haushaltung gehörigen Gegenſtänden zu thun. Alle ſeine Erzählungen, die in keiner Nummer fehlen dürfen, laufen darauf hinaus, nachzuweiſen, wie man mit der geringſten Summe das home comfortabel machen kann. Die Hausmedicin, Hygiäne und Diätetik ſind trefflich behandelt, beſonders wenn man bedenkt, für welche Klaſſen von Leſern alles das beſtimmt iſt.

Der family friend behandelt dieſelben Gegenſtände mit größerer Affektation und ſucht beſonders der Eigenliebe des Handwerks und ſeinem Durſte nach Wiſſenſchaft zu ſchmeicheln. Techniſche Kunſtgriffe werden als Wiſſenſchaft dargeſtellt, Definitionen von Phraſen, Wörtern ꝛc., Löſung von Charaden werden als Gelehrſamkeit ausgegeben.

Zu den mehr rein didaktiſchen Blättern gehören der family tutor, familiar things, popular educator und the working man's friend. Alle dieſe behandeln mehr oder weniger Abſchnitte aus der Geographie, Geologie, Geſchichte, techniſche Gegenſtände, Kunſtgegenſtände ꝛc. die einen bruchſtückweiſe, die andern in der Form einer wiſſenſchaftlichen Blumenleſe; andere wieder geben in einer geordneten wiſſenſchaftlichen Form jede Woche einen Abſchnitt aus der Grammatik, einen andern aus der Geſchichte u. ſ. w.

Zunächſt müſſen wir nun noch ein Moment hervorheben, das allen eigen iſt und das dieſe engliſche Hausliteratur weſentlich von allen andern literariſchen Erzeugniſſen ſowohl innerhalb als außerhalb Englands unterſcheidet. Wir meinen die Notices to Correspondents.

Aus Süddeutſchland an die Adria.

IX.

Will man die Geſchichte Venedigs in ihren Glanzpunkten und dazu den ganzen Geiſt und Sinn der Venetianer ſehen, ſo muß man wiederholte Gänge durch das Innere des weitläufigen Dogenpalaſtes machen.

Treten wir durch das gothiſche Portal Foskari links am Ende der großen Weſtfronte, da wo die Markuskirche anſtößt, ein, ſo finden wir den großen Hofraum auf der weſtlichen, ſüdlichen und öſtlichen Seite von den drei Flügeln des Palaſtes umſchloſſen; auf der nördlichen ſteht der Markusdom, in welchen der Doge durch eine eigene Treppe gehen konnte. In der Mitte des Hofes ſind zwei große Brunnen, aus denen halb Venedig mit ſüßem Trinkwaſſer verſorgt wird. Die Regierung könnte die Brunnen verſchließen, wenn das Volk nicht folgen wollte. Aus den Eiſernen, zu deren ſchöngemeißelter oberer Umfaſſung etliche Stufen führen, holen die hübſchen Waſſerträgerinnen das Trinkwaſſer, das ſie verkaufen, mit einem Eimer heraus und füllen damit zwei kleinere kupferne Eimer, die ſie ſchwebenden Gangs dahin eilend auf einem ſchmalen, ſchwanken, vorn und hinten ſich überbiegenden Holze über der Schulter tragen. Dieſe Waſſerträgerinnen haben neben den Gondelfährleuten und neben den Schiff- und Fiſchweibern, welche Kopf und Oberleib in ein großes weißes, von hinten nach vorn herausgeſchlagenes Tuch hüllen, allein noch eine beſondere Tracht in Venedig. Rock, Schürze, Mieder in entſchiedenen, rothen oder blauen Farben, weiße Hemdermel, keck auf dem Scheitel ein ziemlich ſpitzer ſchwarzer Filzhut mit ſchmaler Krämpe und ſammtnem Bande, unter demſelben die rabenſchwarzen Haare mit großen hellſchimmernden Nadeln aufgeſteckt — das nimmt ſich wirklich hübſch aus.

Im öſtlichen Flügel iſt der Aufgang zum Palaſt durch die ſogenannte Rieſentreppe. Antonio Rizzo baute dieſelbe; in die marmornen Stufen und Geländer ſind ſchöne ſchwarze Arabesken eingelegt. Oben auf der Treppe ſtehen die „Rieſen,“ d. h. die großen Bildſäulen des Mars und des Neptun, des Kriegs- und des Meergottes, aus Marmor gemeißelt von dem großen Hofbildhauer der Republik Jak. Sanſovino. Eben derſelbe hat die „goldene Treppe,“ die 1793 neu geſchmückt wurde, angelegt und verziert. Die goldene heißt ſie, weil hier oben die Nobili ſich in das goldene Buch einſchreiben laſſen mußten. Unten ſeitwärts an der Treppe im Corridor iſt noch die ſchmale Oeffnung in der Mauer, in welche wie bei einer Poſtbriefladе durch einen (von den Franzoſen herabgeſchlagenen) Löwenrachen die geheimen Anklagen und Angaben geworfen wurden, welche den Staatsinquiſitoren die ſtaatsgefährlichen Vorgänge, Reden, Pläne und Perſonen im Gebiete der Republik verriethen. Da war kein Nachbar vor ſeinem Nachbar, kein Bruder vor ſeinem Bruder ſicher. Ein Zettel in dieſes Loch geworfen — welch eine furchtbare Waffe war das in der Hand der Selbſtſucht, des Haſſes, des Neides! Zwar ſollte der Angeber ſeinen Namen unterzeichnen, um für ſeine Angaben zu haften, aber was war ſchon ein durch falſche oder gar nicht unterſchriebene Namen bei der geheimen Juſtiz erweckter Argwohn werth für ein Herz voll Rache und Treuloſigkeit! Wenn eine Anzeige gemacht war, wurde in der Regel die Perſon nicht ſogleich gefaßt, ſondern erſt durch einen andern, der von der Anklage und dem Inhalte derſelben nichts wußte, umlauert, und wenn deſſen Angabe, die er in eine andere Maueröffnung weiter oben einzuwerfen hatte, mit der Anzeige übereinſtimmte, oder ſonſt gefährlich lautete, wurde der Verbrecher verhaftet und vor das geheime Gericht gezogen. Wurde von dieſem ein Angeklagter für unſchuldig befunden, ſo wurde der Angeber davon zu ſeiner Warnung benachrichtigt, denn dieſe fromme und gerechte Republik konnte falſche Ankläger und ungerechte Anklagen ja nur mit Wehmuth und Abſcheu in ihrem Reiche wiſſen.

Oben am Treppenportal halten Herkules und Atlas die venetianiſche Welt; ſie ſind über zwei Säulen von Tizian Aſpetti gemalt und tragen noch heute rüſtig dieſe längſt zuſammengeſunkene Macht. Durch die Bibliothekzimmer tritt man in den großen Rathshſaal der 1200 venetianiſchen Untergötter, der Nobili. An der öſtlichen Wand hängt das Paradies (der Ort der Seligen) von Tintoretto, das größte Gemälde der Welt, 74 Fuß breit und 30 Fuß hoch. Es enthält nicht weniger als 16,000 Köpfe — ein Engländer hat ſie gezählt. Das heißt den Pinſel führen. Jacopo Robuſti, ſo hieß eigentlich dieſer Maler, deſſen Bildern wir ſo oft in Kirchen und Sammlungen begegnen, war kein gewöhnliches Talent, ein leidenſchaftlich bewegter Geiſt voll Kraft, zu raſcher Wirkung äußerlicher Schauſtellung; mit dem breiten Pinſel

tauchte er in die dunkeln Farben, die er liebte, nicht als ob er ſie auf der Palette hätte, ſondern als ob er am Farbteſſel ſeines Vetters, der ein Färber war, arbeitete. Tintoretto hieß man ihn, „den Färber," der es von einer hohen Stufe der Ehren auch bis zum Sudler herabzubringen wußte, ſo daß ſein alter Meiſter Tizian im Zorn ihn einmal an der Kehle packte und die Treppe hinunter warf. Aber gerade dieſe nicht eben höfliche Entlaſſung aus der Schule, dazu die liebe Armuth machten den Schüler zum Meiſter. Er zeichnete nach Michel Angelo und den Antiken Tag und Nacht; den Kopf des Kaiſers Vitellius zeichnete er immer auf's neue; Tizians Werke copirte er um des Kolorits willen unermüdlich; er zeichnete die Modelle bei Laternenlicht, um ein ſehr ſtarkes Helldunkel ſich anzubilden; er machte ſich Modelle aus Kreide und Wachs, bekleidete ſie ſorgfältig und ſetzte ſie in Häuschen von Pappe und Holz, brachte in den Fenſtern kleine Lampen an für grelle Lichter und Schatten; er hing große Gliederpuppen mit Fäden an die Decke und zeichnete ſie in verſchiedenen Stellungen, um die ſelbſt einem Tizian noch nicht geläufigen Geſetze der Perſpektive zu lernen; er trieb Anatomie, er übte ſich an nackten Geſtalten in allen Bewegungen und Verkürzungen, um ſeinen Bildern reichſtes Leben leihen zu können; er zeichnete lebendige Modelle durch ein Drahtgitter, damit ihm ja die Natur nicht um ein Haarbreit entſchlüpfe. So gewann er einen Reichthum an künſtleriſchen Mitteln, mit denen er auch prahleriſch, unbeſonnen, ruheloſ verſchwenderiſch hauſte. Maſſenweiſe für die Maſſen wollte er wirken; er malte auf Schattengrund in blauen und grauen Tinten eine Fleiſchfarbe wie rothen Wein; alles ſchnell, gewaltig, ſtürmiſch bewegt, fabrikmäßig zugleich, immer ohne höhere Weihe, oft verworren, ja wüſt, aber nie ſchwächlich. Nur in ſeinen prächtigen Porträtköpfen blieb er eben ſo der geniale Schüler ſeines großen Meiſters, als der würdige Sohn wahrer, gediegener Kunſt. Tintoretto hatte auch einen Sohn Domenico und eine Tochter Marietta, welche malten. König Philipp II. lud letztere nach Madrid ein, ſie ſtarb aber in früher Jugend, ehe ſie nach Spanien kam.

Der große Rathsſaal, in welchem Tintoretto ſeinen mächtigen Pinſel am mächtigſten, obſchon nicht zum beſten geſchwungen, bot noch Raums genug für ein halb Dutzend rüſtige Hände. Dieſe großen Wandflächen waren dazu gemacht, die Thaten Venedigs zu verherrlichen. An der Decke ließ Paolo Veronese die Dame Venezia vom Ruhm gekrönt, von der Ehre und dem Frieden und der Freiheit zu Juno und Ceres, den Göttinnen der Größe und des Glücks, geführt werden. Tintoretto verſetzte ſie mit dem Dogen da Porte unter die Götter ſelbſt. Palma ließ ihr vom Siege die Krone aufſetzen und umgab ſie mit all den Tugenden, die ſie nicht hatte. An der nördlichen Wand iſt die Geſchichte von Papſt Alexander und Kaiſer Barbaroſſa dargeſtellt: wie der Doge Sebaſtiani den Papſt in Venedig mit einem Beſuch überraſcht; wie die zwei Geſandten des Raths den Papſt fragen, was man dem Kaiſer für eine Antwort geben ſolle; wie der Papſt dem Dogen eine geweihte Kerze überreicht; wie Friedrich I. den Geſandten Audienz in Pavia gibt; wie der Papſt dem Dogen ein Schwert übergibt zum Kampfe gegen des Kaiſers Sohn bei Pirano; wie der Papſt die abgelegnde Flotte ſegnet; wie der Sohn des Kaiſers, Admiral Otto, in der Schlacht von Pirano gefangen genommen wird — des Kaiſers Sohn von einem Nachfolger der Dogen, die bis zu Kaiſer Otto III. Vaſallen des deutſchen Reichs waren und dem Kaiſer einen Mantel aus Goldſtoff als Tribut ſenden mußten — wie ferner der geſangene Otto vor den Papſt gebracht wird, welcher dem ſiegreichen Dogen ſeinen letzten Ring zuſendet; wie Otto den Papſt um Erlaubniß bittet, nach Pavia zu ſeinem Vater gehen zu dürfen; wie der Kaiſer Barbaroſſa vom Papſte, der ihm den Fuß auf den Nacken ſetzt, Abſolution erhält; wie der Papſt nach Ancona begleitet wird und endlich wieder im Vatikan ankommt. Das ſind keine freudigen Erinnerungen für eine deutſche, eine ſchwäbiſche Seele, und man möchte nur dreinfahren, wenn ſo ein lumpiger Cicerone dieſe Siege über die Tedeschi in aller Welt Zungen vor aller Welt Augen und Ohren auslegt. Nun, Curtatone, Cuſtozza, Novara und ſchließlich Malghera ſind auch etwas, aber des Papſtes Fuß auf des Kaiſers Nacken — iſt er ſchon heimgegeben?

Behaglicher betrachten wir die Rückwand des Dogen Andrea Contarini nach dem Sieg über die Genueſer bei Chioggia; die Erſtürmung Conſtantinopels durch den 98jährigen blinden Enrico Dandolo; die Audienz, in welcher der Sohn des Kaiſers Iſaak um Befreiung ſeines eingekerkerten Vaters bittet; die Krönung Balduins zum Kaiſer des Orients durch den Dogen Dandolo. Deß mögen ſich die Venediger rühmen, wenn es ein Ruhm iſt für verkommene Enkel, nur von der Erinnerung an die Großthaten ihrer Väter zu zehren.

Ganz oben am Saale ringsum ziehen ſich in einer Reihe die Bildniſſe ſämmtlicher Dogen von dem erſten, Paoluccio Anafeſto, bis Ludovico Manin mit der gepuderten Perrücke, dem letzten Dogen. Das ſind 120 groſſentheils kraft- und ausdrucksvolle Köpfe. Den Zeitraum von 697 bis 1797, volle tauſend Jahre füllen ihre Namen aus, und was für einen Namen haben ſie ſich und ihrer Stadt gemacht! Nur des Dogen Marino Faliero Bildniß fehlt; ſeine Stelle iſt leer, decapitatus pro criminibus. „enthauptet als Staatsverbrecher," ſteht unter ſeinem Namen.

Der Wahlſaal der Dogen iſt wieder voll von Schlachtenbildern. Die Erſtürmung der Dardanellen

durch Giustiniano, die Schlachten und Siege von Lepanto, Acre, Zara ſchmücken die Decke. An der nördlichen Wand ſteht der Triumphbogen des Dogen Moroſini, der das Königreich Cypern, Morea und Cefalonia in einem Jahre eroberte. Dazu malte Palma ein jüngſtes Gericht, in dem er ſeine Geliebte erſt unter die Seligen, und als ſie ihm untreu wurde, unter die Teufel ſetzte. „Das iſt des Malers Fluch.“

Aus dem Saal führt ein breiter Spitzbogen hinaus auf den weſtlichen Altan, von wo zum Volke geſprochen, die Wahl der Dogen verkündet und der Gewählte ſelbſt dem Volke vorgeſtellt wurde. Wenn das geſchah, ſo fuhr dem neuen Dogen der Ring, das Zeichen ſeiner Herrſchaft, vom Markusthurme an einer Schnur herab, ohne Zweifel als von der himmliſchen Braut ihm zugeſandt, der er ſich dann jährlich feierlich anzutrauen hatte. Der Name der Maria, der Gottesmutter, der Himmelskönigin, der Weltbeherrſcherin, wurde in der römiſchen Kirche von jeher gern mit dem lateiniſchen Wort more, in der Mehrzahl maria, die Meere, zuſammengeſtellt, und wenn es bei der Schöpfungsgeſchichte in der lateiniſchen Bibel heißt: die „Sammlung der Waſſer“ nannte Gott maria, ſo konnte man ja nicht anders als an Maria denken, dieſe „Sammlung aller Gnaden.“ Gleicherweiſe wurde die Maria mit dem aus dem Meere aufſteigenden lieblichen Morgen- und Abendſtern verglichen; in dem Feſtgeſange auf die heilige Jungfrau wird ſie gegrüßt als des Meeres Stern, die hohe Mutter, die immer jungfräuliche, die ſelige Pforte des Himmels. In dem für das Concil zu Conſtanz gedichteten Geſange ſoll ſie, der lichte Stern des Meeres, arge Stürme ſtillen, das Schifflein Petri vor dem Riß behüten und als ein ſicherer Hafen für die Schiffer die Bitten ihrer Kinder gnädig hören. So wurde ſie als die Schutzgöttin der Schiffer ſelbſt verehrt und der goldene Ring, den der Doge von Venedig zum Andenken an den Seeſieg über Barbaroſſa ſeit 1177 an jedem Himmelfahrtstag als Sinnbild der Vermählung ſeiner Stadt mit der Adria, d. h. der Herrſchaft Venedigs über ſie, vom Bucentoro aus in das adriatiſche Meer werfen mußte, war nichts als ein der heiligen Jungfrau, der die maria, die Meere beherrſchenden Maria geopferter Brautring.

Dieſes herrliche Meer und dieſe herrliche Stadt darin — ein prachtvollerer Blick in dieſelben kann ſich nirgends eröffnen als an einem ſolchen Sonnentage wie heute vom ſüdlichen Balkon des Dogenpalaſtes. Die Inſeln, der Lido, draußen die Reihe der Küſtenſchiffe gleich weißen Schwänen, hier innen über dem Kanale drüben San Giorgio, die Giudecca, die prächtigen Kuppeln der gegenüberſtehenden Kirchen, dann gerade hinunter linkwärts die Menge der Gondeln und Schiffe am Ufergang bis hinab zu dem Napoleonsgarten — wie das unter dem klarſten Himmel im blauen blanken Waſſerſpiegel ſchwimmt und ſchimmert, ſtrahlt und wiederſtrahlt — ein Anblick, über alle Beſchreibung reich, groß und herrlich!

Füllen wir nur das Auge mit Licht und Duft, denn ein anderer, ganz anderer Anblick thut ſich ſofort uns auf. Vom obern Stockwerk aus überſieht das Auge die bleigedeckten Kerkerlucken auf dem Dache des öſtlichen und ſüdlichen Flügels, nächſtdem tritt der Fuß über die Schwelle des Vorzimmers der drei Staatsinquiſitoren. Hier geht durch die Mauer das Loch, in welchem die Beſtätigungen der Anklagen durch die verordneten Auflaurer eingeworfen wurden. Dann kommt das geheime Rathszimmer der furchtbaren Drei und aus ihm führet eine Thüre für die Freigeſprochenen hinab in's Freie, ein anderes Pförtlein, die porta fatale aber für die Verurtheilten hinüber zu der Seufzerbrücke und hinunter oder hinauf in die Kerker, von denen es keinen Rückweg gab. — Ehe wir unſerem Nikolo dahin folgen, müſſen wir vorher den Saal der Senatoren (der letzte Senator, Piſani Moretto, ſtarb vor vier Jahren) und darin den Ruhm und ſogar auch die Heiligkeit Venedigs, ſo wie den Kampf des (Markus-) Löwen gegen die auf dem Stiere fliehende Europa ſehen; dann den Thron- oder Audienzſaal, in welchem, von Paolo gemalt, der ſiegreiche Admiral für die Schlacht bei Lepanto dankt, wie der Doge Mocenigo für die Errettung Venedigs von der Peſt. Frömmigkeit, nirgends verabſäumt, das ſey die Hüterin der Freiheit, die Grundmauer des Freiſtaats, ſchrieben die alten Räuber und Heuchler mit goldenen Buchſtaben neben das allerdings prachtvolle Bild von Paolo Veroneſe, das den Raub der Europa durch den Vater der Götter als ſprechendes Sinnbild der kühnen Griffe des frommen Löwen darſtellt. Nun ja, auch der alte Göz von Berlichingen, auch der italieniſche Bandite wußte frommen Dank zu ſagen dem Gotte, „unter deſſen Schutze“ er ein paar Reiſende mitten im Walde niedergeworfen und ausgeplündert.

In dem Saale der Zehn kommt wieder Alexander III., wie er dem vom Sieg über Kaiſer Rothbart bei Baſſano zurückkehrenden Dogen Sebaſtiano entgegengeht, und dann nochmals das fromme Venedig, das „von Altersher fromme“ Venedig, wie es zwiſchen Italien und Karl V. Frieden ſchließen hilft. »Ad Italiae securitatem firmandum accessit prisca Venetorum pietas!«

Im Schlafzimmer des Dogen, deſſen Tonnengewölbe mit goldenen Roſetten in den Füllungen geſchmückt iſt, und deſſen prachtvollen Kamin von Sanſovino in feinſter Renaiſſancecultur wir bewundern, iſt jetzt eine kleine Sammlung von Antiken, worunter ein Ganymed, eine Leda und andere alte Bildhauerarbeiten von großer Schönheit ſind. Ein Zwiſchenzimmer enthält einen alten Plan von Venedig,

angeblich von Albrecht Dürer, eine früheſte Landkarte von Europa, Afrika und Aſien von der Hand eines Mönchs Mauro vom Jahr 1460, dazu einige arabiſche Karten, ſo wie die Landkarten des berühmten venetianiſchen Weltdurchwanderers Marko Polo.

Aber wer will alles ſehen, alles merken? Ernüchtern wir uns von der Maſſe des Geſehenen und Genoſſenen zum Schluß auf eine recht grünbliche Weiſe mit einem Gang dahin, wo das fromme Venedig dem Himmel die Sorge für ſein Wohl und ſeine „Freiheit“ abzunehmen pflegte, auf die Bleikammern hinauf, in die Kerker hinab. Die Bleidächer — da iſt die Zelle, in welcher Graf Silvio Pellico in unſern Tagen ſaß, der Dogenkapelle gegenüber; dort in der andern Ecke iſt eine der Behauſungen Caſanovas. Dieſe berüchtigten Dachkammern, außen mit Blei gedeckt, ſind innen meiſt mit Brettern gedielt, ziemlich geräumig, allerdings ſehr hoch oben für Fluchtverſuche, aber an dem heißen Junitage fanden wir ſie luftiger, kühler, als zum Theil die bisher durchſchrittenen Gänge und Säle; doch werden Juli und Auguſt ſchon einheizen. Dieſe piombi waren für Leute von Auszeichnung, welche Verbrechen begangen hatten, die niemand errathen durfte, auch ſie ſelbſt oft nicht.“

Dagegen ſteht man in dem Gewirre von Gängen, Stiegen und Schluchten enge, faſt luftdicht verſchloſſene Löcher, eben groß genug zu einem Sarg für Lebendige. Durch Maueröffnungen wurde den von allem Lichte abgeſchloſſenen Unglücklichen Waſſer und Brod hineingeſchoben. Die feuchten Wände waren übrigens mit Holz gefüttert und belegt. Als die Franzoſen kamen und die Freiheit in dieſe von der dahingeſiechten Republik lange nicht mehr benutzten Schauerſtätten bringen wollten, fanden ſie nur Einen Gefangenen, einen alten Raubmörder; die Unſchuld, die man befreien wollte, war entweder längſt in dieſen ſteinernen Gräbern geſtorben oder überhaupt in der edeln Republik nicht mehr aufzutreiben geweſen. Die Befreier legten Feuer an die hölzerne Verkleidung der Kerker, das Holz brannte weg, und Kohle und Ruß umrahmen noch die Oeffnungen, die wie ausgebrannte Cyklopenaugen uns anſtarren. „Gefängniſſe der ariſtokratiſchen Barbarei, zerſtört im erſten Jahre der italieniſchen Freiheit,“ ſchrieben die Franzoſen am 25. Mai 1797 über den Eingang zu den Kerkern.

Einige derſelben waren dreieckig gebaut mit ſchrägen Seitenwänden, ſo daß der Gefangene auf ſeinen Spaziergängen von ſechs Schuh Länge nur mitten im Gemach aufrecht wandeln konnte, rechts und links ſich ſtoßen oder kriechen mußte. Die eigentlichen rechten Strafplätze aber waren erſt unten in der Tiefe, die ſogenannten Brunnen, in die man die Fremden nicht mehr führt. Bei Fluthzeit konnte das Meerwaſſer, ſagt man, von außen hereindringen. Unſeres Führers venetianiſcher Patriotismus will das nicht zugeben; aber hat man nicht auch Huß zu Conſtanz in ein ſolches Loch tief im Waſſerthurme geworfen, daß der Rhein es durchnäßte und überſchwemmte? Die allertiefſten dieſer Rattenlöcher hat man vor der weichmüthigen Gegenwart geradezu vermauert. Lord Byron ſoll ſich einen Tag lang in ein ſolches Gewölbe haben einſperren laſſen, um ſeine Schauer recht durchzugenießen.

Wenn man auf dem Kanal unter der Seufzerbrücke, über die wir ſehr nachdenklichen Fußes hin- und zurückſchritten, in der Gondel hinfährt zwiſchen Dogenpalaſt und Staatsgefängniß, ſo zeigen ſich an letzterem die übereinanderſtehenden Reihen der Kerkerlöcher mit armdicken Eiſenſtäben vergittert. Aber was thut nicht die Luſt zur Freiheit und die menſchliche Geduld? Konnte Caſanova neben ſeinem Mitgefangenen ſich ſchlafend ſtellen, und während jener wirklich ſchlief, mit einem Sponton, den er zu verbergen wußte, gleich einer Ratte die dicke Diele unter und hinter ſeiner hölzernen Schlafſtelle durchreizen, bis er nahe am Ende der Arbeit entdeckt und ſtrenger verwahrt wurde, ſo konnte mit unhörbarer Feile ſelbſt eine ſolche fauſtdicke Eiſenſtange durchſägt werden. In der That ſieht man an mehr als einem jener Gitter breite Spuren ſolcher Verſuche, und dicke eiſerne Ringe mußten zur Unſchädlichmachung derſelben an ſolche angenagte Gitterſtäbe angeſchweißt werden.

Nun aber hervor und hinaus an's lichte, freie Tageslicht! Vom reinſten Himmel brennt die Sonne auf die Lagunen, auf die Mauern und Quadern, ſtill iſt's über den heitern Markusplatz hin, wir eilen die ſchattigen Arkaden entlang in's gaſtliche Haus zu einem ſaftigen Biſſen und ſehen auf das treffliche Mahl unter der kühlen Veranda unſerer von einem Schweizer muſterhaft gehaltenen Reſtauration ein Glas edelſten Cyperweins zur gerechten Belohnung für alle die Leiden und Freuden, die wir vor und in den unvergeßlichen Räumen des Dogenpalaſtes genoſſen haben, dieſes Palaſtes, den nach Marino Faliero's blutigem Ende kein Doge mehr bewohnen wollte und in welchem alle leuchtendſten Farben und glänzendſten Bilder die blutigen Spuren, die daran kleben, die dunkeln Geiſter, die darin umgingen, und die finſtern Schauer, die darin verſchloſſen ſind, nicht hinwegzaubern können.

Um zwei Uhr beim deutſchen Kaffeehauſe! Geſagt, gethan! Wie wir uns ſo zuſammenfinden und unſere Taſſe trinken, welch ein Wunder begibt ſich? Eine, zwei Minuten vor zwei Uhr ſehen wir eine und die andere Taube über den Platz herfliegen und auf den Dächern ſich niederlaſſen. Immer mehrere der traulichen Vögel rücken heran. „Paſſen's auf, jetzt kriegen Sie was zu ſeh'n!“ Aller Augen richten ſich auf das zu erwartende Schauſpiel. Da holen die Mohren des Uhrthurms feierlich aus mit dem großen Hammer

— Eins! und ein allgemeines Geklatter erhebt ſich, Zwei! und es rauſcht über den Markusplatz, über die Dächer her vom Flügelſchlage von hundert und aberhundert Tauben, die ſich an ein Fenſter des dritten Stocks der alten Prokuratien ſtürzen. Der verſchloſſene Laden geht auf, eine Duenna ſchüttet ein Maß Gerſte auf das breite Geſimſe. Das iſt nun ein Picken und Ticken, bis nach wenigen Minuten die wohlgefütterte Schaar luſtig wieder in alle Winde fliegt, um morgen, übermorgen, jeden Tag zurückzukehren zu der milden Hand, die ſich einer Stiftung gemäß getreulich und täglich zur ſelben Minute aus demſelben Fenſter heraus aufthut mit freundlicher Atzung. Und wirklich war es uns jeden Tag ein neues Behagen, mit dem Schlag zwei Uhr, nicht früher und nicht ſpäter, den ungezählten Schwarm der lieben flugen Thiere zur Tafel eilen zu ſehen. Die Freiheitshelden von 1848 u. ſ. w. aber mußten natürlich auch den Frieden dieſer armen Tauben ſtören, und ſo viele ſie treffen konnten, vom Dache wegſchießen.

Der Mittag iſt heiß, die Kirche iſt kühl. Alſo hinüber zum heiligen Markus, dem uns allein noch übrigen Wunder an dieſem Platze der Wunder! San Marko ſchließt den Platz gegen Oſten ab und iſt der ſtetige Augpunkt deſſelben. Wie der Dogenpalaſt, ſo bleibt auch er dem Beſchauer ein ſchweres Räthſel und Auge und Gemüth hat immer neu zu arbeiten, ſich den Geiſt, der in dieſe Bogen und Kuppeln und Spitzen hinein gebaut iſt, anzuempfinden und durchzuſchauen. Man könnte dieſen Bau als den umgekehrten Dogenpalaſt bezeichnen. Auch er iſt ein zwieſchlächtiges Weſen, ein koloſſaler Widerſpruch, eine erzwungene Vereinigung von Morgenland und Abendland, von ſtarrer Gebundenheit und freier Bewegung. Am Palaſt iſt die Freiheit, das aufgeſchloſſene Leben und Weben unten, die todte, unfreie Maſſe oben; an der Kirche iſt das ſchwer laſtende Unfreie unten, das Freie und Leichte oben aufgeſetzt. Der ernſte, abgemeſſene Rundbogen nämlich iſt die Grundform, und auf denſelben iſt die gothiſche Spitze gepfropft. Dieſer Doppelcharakter ſpielt nun zwar, wie auch am Dogenpalaſte, durch das Element der Farbe und der Lichter und Schatten immerhin in einander über, aber zu einer ruhigen, klaren Einheit kommt es nicht; es iſt das Spiel der Romantik, welche, je nachdem die Licht- und Seelenſtimmung wechſelt, bald feenartig heiter, bald geſpenſtig trübe über dieſen ſteinernen Widerſpruch hinſchwebt.

Wie das ganze Venedig und ſeine ganze Geſchichte iſt denn auch dieſer Bau voll Luſt und Laſt, voll Heiterkeit und Wehmuth, wie Tod und Leben, anziehend und abſtoßend, erhebend und niederdrückend zugleich; es gibt keinen Ausdruck dafür in der Sprache, weil es keinen einzigen Eindruck davon in der Seele gibt. Bei aller Pracht dieſer Erſcheinung, die für mondbeglänzte Zaubernächte wie geſchaffen iſt, bleibt eine Unbefriedigung für den wachen, Klarheit, Entſchiedenheit und Harmonie verlangenden Geiſt, und es bleibt dabei: den Venetianern fehlte ſichtlich die Tiefe und der Reichthum des Geiſtes, „der Geiſt des Gemüthes,“ um Orient und Occident, in deren Mitte ſie geſtellt waren, anders als eben äußerlich zu vermitteln. Es war ein glänzender Verſtand, ein Staat, der, was er hatte und ergreifen konnte, nur für einen Raub hielt, nicht zu einer neuen, ſelbſteigenen Schöpfung verarbeiten konnte durch die zeugende Kraft der ſelbſtlos ſich hingebenden Liebe. Venedig hatte alles, verſuchte und ſuchte alles Größte und Schönſte, ſuchte in allem aber nur ſich ſelbſt.

Siamo Venetiani, poi Christiani — zuerſt Venetianer, dann erſt Chriſten — ſo hat keine Nation und keine Stadt ihre Selbſtſucht zum erklärten Wahlſpruch zu machen gewagt. Der Menſchheit hat Venedig ſo gut wie nichts gegeben, dem Himmel wenig genug. In der That, wie ſein geiſtiges, ſo war ſein religiöſes Bedürfniß und Vermögen ein ziemlich mitleidserregendes. Nachdem es ſeinen heiligen Markus an ſich geriſſen, hatte es damit ſeinen Gott, und ob auch noch eine Reihe anderer Heiligen mit Kirchen bedacht wurde, ſo ſind doch die dreißig Kirchen der Stadt für eine Bevölkerung von früher 200,000 Köpfen, ſo wie für die gegenwärtige von 120,000 wahrlich nicht zu viel; eine Kirche auf 4000 Seelen, das iſt kein Luxus, und wie klein ſind dieſe Kirchen zum großen Theil!

Zu allen Zeiten war der kirchliche Sinn dieſer fürſtlichen Kaufleute und Diebe, zumal die Geſinnung gegen die römiſche Kirche, ſehr kühl und zurückhaltend. Kam ein Profit dabei heraus, wie im Kampfe gegen die Saracenen, gegen die Hohenſtaufen und gegen Frankreich, da hielt Venedig zum Nachfolger Petri, im übrigen aber genügte ihm San Marko, und die Bannſtrahlen des Vaticans fürchtete es weniger als Könige und Kaiſer. Ließ ſich das erſt kluge, dann fromme Venedig die katholiſche Kirche immerhin gefallen, das Papſtthum hielt ſich der Löwe gründlich vom Leibe. Venedig war nie ghibelliniſch, nie welfiſch, immer Venedig. Als Innocenz III. Frankreich mit dem Interdikt belegte, Johann von England und Kaiſer Otto IV. excommunicirte, trotze ihm allein der blinde vierundneunzigjährige Dandolo. Obwohl dieſer bei Gefahr von Bann und Interdikt zu einem Kreuzzug nach Paläſtina verpflichtet war, überzog er den chriſtlichen König von Ungarn mit Krieg, belagerte Zara, eroberte Conſtantinopel, bat den Papſt nicht einmal um Zurücknahme des Banns. Wiederum ſchleuderte Sixtus IV. ſpäter ſeinen Fluch auf die Stadt, die ſich weigerte, mit Ferrara, das ſie mit einander beſehdet hatten, Frieden zu ſchließen. Aller Handel mit Venedig wurde verboten, aller Gottesdienſt

unterſagt, die ganze Geiſtlichkeit abberufen, alles venezianiſche Eigenthum eingezogen, die Stadt ſollte recht-, ehr- und gebetlos ſeyn. Da unterſagte der Rath der Zehn die Bekanntmachung der Bulle, rief die landesflüchtigen Geiſtlichen zurück, belohnte die folgſamen, drohte den trotzigen mit Verluſt der Kloſtergüter, befahl im Gottesdienſt fortzufahren. San Marko ſey mächtig auch ohne Rom, Venedig habe ſeinen Heiligen im Himmel, wie jedes Volk den ſeinigen. Der Krieg gegen Ferrara wurde fortgeführt, der Friede nach eigenem Ermeſſen geſchloſſen. Papſt Sixtus ſtarb aus Aerger über ſeine Ohnmacht, ſein Nachfolger nahm den wirkungsloſen Fluch zurück.

Hatte aber die Welt, hatte Europa etwas von dieſem Auftreten gegen die Papſtmacht? Venedig ſorgte nur für ſich, es war nicht ſo romantiſch, auch für andere ſich zu opfern, wie das deutſche Kaiſerthum. Siamo Venetiani! So mußten alle Geiſtlichen auch Venetianer ſeyn, der römiſche Stuhl durfte im weiten Gebiet der Republik kein Bisthum beſetzen ohne den Senat. „Empfange Ring und Stab von Gott und dem heiligen Markus!“ mit dieſen Worten belehnte der Doge in frühern Zeiten. Als im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts nach langem Frieden die Kunſt und die Kirche zumal die Flügel heben wollten, da verbot der Senat jeden kirchlichen Neubau, jede Schenkung an die geiſtlichen Anſtalten und zog verbrecheriſche Geiſtliche vor das weltliche Gericht. Papſt Paul V. drohte, der Senat erneuerte und verſtärkte ſeine Beſchlüſſe. Da wurden 1616 Doge und Senat in den Bann gethan, und wofern nicht in drei Tagen willfahrt werde, ſollten in ganz Venedig die Kirchen geſchloſſen werden. Wieder verbot der Senat die Bekanntmachung der Bulle, zog die heimlich verbreiteten Exemplare ein, drohte dem päpſtlichen Geſandten mit Losſagung der Republik von Rom. Der berühmte Paul Sarpi vertheidigte auf Begehren den Staat gegen die Kirche, trotz den gegen ihn gedungenen Meuchlern. Als der Generalvikar von Padua erklärte, er wolle thun was ihm der heilige Geiſt eingeben werde, erwiederte der Podeſta, der heilige Geiſt habe dem Rathe der Zehn bereits eingegeben, die Ungehorſamen hängen zu laſſen. Die Geiſtlichkeit ſah ein, daß hier Gehorſam beſſer ſey denn Opfer. Nur die Jeſuiten wollten nicht Meſſe leſen. Da packte der Senat die ganze Geſellſchaft zuſammen auf Schiffe ein und ließ ſie unter dem Freudengeſchrei der Menge in die Verbannung ſegeln. Franciskaner und Kapuziner, die ſich ebenfalls unwillig bewieſen, wurden nachſpedirt. Später vermittelte Frankreich; aus Gefälligkeit für König Heinrich IV., der früher der Republik eine Rüſtung geſchenkt, wolle man zwei geiſtliche Verbrecher dem franzöſiſchen Geſandten überliefern, hieß es. Dieſer gab ſie dem päpſtlichen Abgeordneten und dieſer, „weil er ſie als weltliche Verbrecher erfand,“ gab ſie ſcheinbar freiwillig dem Rathe der Zehn zurück. Der Papſt hob den Kirchenbann auf; die Jeſuiten kehrten zurück, mußten aber wie die Juden alle drei Jahre um Verlängerung ihres Aufenthalts einkommen.

So gut katholiſch war Venetia »la dominante.« Selbſt Jeſuitin durch und durch hatte ſie für die Jeſuiten keinen Raum; ſelbſt mit der beſteingerichteten Inquiſition verſehen, bedurfte ſie der päpſtlichen Inquiſition nicht und ließ ſie nicht zu.

Das nächſtemal betrachten wir den Markusdom näher von außen und von innen.

Feuerfühler. *

Der geiſtvolle Verfaſſer der odiſch magnetiſchen Briefe hat uns neulich in der Allgemeinen Zeitung eine Weit erſchloſſen, die noch vor wenigen Jahren kaum irgend jemand ahnte. Schon jezt wird der Mann der Wiſſenſchaft und gewiſſenhaften Forſchung nicht mehr zweifeln, daß auf der Baſis jener Mittheilungen eine ganz neue Weltauffaſſung ſich entwickeln dürfte, und daß, wenn nicht alles, ſo doch das meiſte von dem, was bisher als thöricht entweder verlacht oder als unerklärlich mit geheimnißvoller Scheu betrachtet wurde, ſich auf einfache Naturgeſetze zurückführen läßt, die man bisher nur noch nicht hinlänglich kannte, um ſie eben als Geſetze hinſtellen zu können. Es iſt dieß nur ein Gewinn für die Wiſſenſchaft, wie für die Fortbildung der Menſchheit zu einer naturgemäßeren und darum höheren Weltanſchauung. Gewiß nun hängen mit jener Urkraft, welche der Verfaſſer der erwähnten Briefe „Od“ nennt, auch noch andere Erſcheinungen zuſammen, und vielleicht ließe ſich dahin die Begabung der Hochſchotten und der Bewohner mancher andern Länder zählen, theils ihr eigenes, theils anderer Schickſal genau in der Geſtalt vorauszuſehen, wie es ſie bald früher bald ſpäter wirklich erreicht. Betrug kann bei ſolchen Sehern nicht im Spiele ſeyn, da gar zu viele Beiſpiele dagegen ſprechen. Es bleibt daher nichts übrig, als eine eigenthümliche Fähigkeit bei ſolchen Perſonen anzunehmen, die doch nur in ihrer erhöhten Senſitivität ruhen kann.

Wer vermag die Zahl derer zu nennen, die mit ſo fein fühlenden Nerven begabt auf Erden wandeln! Der Gebildete, der ſich ſelbſt zu beobachten pflegt und dem etwas daran gelegen iſt, Erſcheinungen, die Anfangs überraſchen, natürlich zu erklären, ſpricht ſich gegen andere aus, wird mithin früher oder ſpäter als ein eigenthümlich Begabter erkannt. Seltener iſt dieß der Fall bei dem gemeinen Manne. Dieſer ſpricht von dem, was er ſieht, was ihm „vorkommt,“ was als unklare Ahnung ihn beunruhigt, höchſtens vorübergehend mit ſeines Gleichen, wodurch er entweder in den Ruf eines klugen, d. h. ungewöhnlich begabten Mannes kommt, oder als Geiſterſeher mehr gefürchtet als geachtet wird. Dem Gebildeten iſt er ſchwer zugänglich, am wenigſten enthüllt er einem ſolchen ſein innerſtes Heiligthum, weil er ſtillſchweigend vorausſezt, daß man ihn als närriſchen, eingebildeten Kauz verlachen würde, wenn er alles haarklein erzählen wollte, was ihm ſchon zugeſtoßen iſt in ſeinem Leben, was er noch täglich ſieht, während es den Augen anderer verborgen bleibt.

Das ſogenannte zweite Geſicht, vorzugsweiſe heimiſch in den unwirthlichen Gebirgsſchluchten des ſchottiſchen Hochlandes, zeigt ſich bekanntlich in anderer Form auch auf dem deutſchen Feſtlande, wie in Weſtphalen und in den rauhen Gebirgen Mitteldeutſchlands. Eben dahin müſſen die an den Küſten der Nordſee, beſonders auf den frieſiſchen Inſeln vorkommenden Erſcheinungen gerechnet werden, die man dort mit dem Namen „Vorſpuk“ bezeichnet. Ob dieſe Gabe des Vorausſehens verwandt ſeyn mag mit dem odiſch magnetiſchen Fluidum, wäre vielleicht einer gründlicheren Unterſuchung werth. Es iſt ferner häufig die Rede geweſen von Perſonen, welche mit Leichtigkeit, auch ohne das Hocuspocus der Wünſchelruthe, in der Erde verborgene Quellen entdecken. Man hat ſolche Perſonen Waſſerfühler genannt, und der Verfaſſer der genannten Briefe hat dargethan, daß dieſelben nur ſtark ſenſtive Naturen, daß ſie Odträger ſind.

Haben Sie auch ſchon von Feuerfühlern gehört? Erlauben Sie dem Schreiber dieſer Zeilen, daß er Ihnen ſchildern darf, was man unter einem Feuerfühler oder Feuerahner, oder wie ein ſolches Individuum zu nennen ſeyn möchte, verſteht.

Es iſt mir nur eine einzige Perſon bekannt, die ſich dieſer wunderlichen Begabung nicht bloß rühmt, die ſie auch wirklich in einem ſo merkwürdigen Grade

---

* Wir geben dieſen Artikel, ohne eine Bemerkung dazu zu machen, da in einer kleinen Abhandlung, die wir in Kurzem geben zu können hoffen, dieſe und verwandte Erſcheinungen zur Sprache kommen werden.

D. Red.

beſitzt, daß ſie in Folge derſelben ſchon höchſt unangenehme Verwicklungen zu überſtehen gehabt hat. Man könnte allerdings veranlaßt werden, die ganze Sache für Täuſchung, vielleicht ſogar für böswillige Täuſchung zu erklären, ſpräche nicht eine ſehr große Menge von Beiſpielen für das Unbeſtreitbare ihrer Angaben. Geſetzt aber auch, es liefe Täuſchung mitunter, ſo läßt ſich doch nicht behaupten, daß dieſe Täuſchung eine abſichtliche ſey.

Die erwähnte Perſon iſt eine hoch bejahrte, aber noch immer ſehr rüſtige Frau, die ſich ihr Brod als Bötin verdient. Ihr Aeußeres iſt ernſt, faſt ſtreng, ihre Sprache ſalbungsvoll. Auch liebt ſie es, in die gewöhnlichſten Erzählungen eine Menge Sprüche der heiligen Schrift einzuflechten, wie ſie denn überhaupt voll von dem Worte Gottes iſt. Dieß empfiehlt gerade nicht, auch ſpricht es weder für Offenheit noch Geradheit des Charakters. Indeß kann ihr niemand mit Grund etwas Schlechtes oder nur Unredliches nachſagen. Dieſe ſonderbare Frau nun behauptet, das Feuer, mag es nahe oder fern auflodern, ein paar Tage, wenigſtens aber einen Tag vorher zu fühlen, zu ſehen, zu hören.

Zu einer Zeit, wo theils in dem Wohnorte dieſer Frau, theils in der Umgegend ſehr häufig Feuersbrünſte entſtanden, die höchſt wahrſcheinlich von frevler Hand herrührten, glaubte ſich die Behörde berechtigt, die unſelige Prophetin gefänglich einzuziehen, denn es ward weit und breit ruchbar, daß die allbekannte Botenfrau aus .... jeden Brand vorausgeſagt, ja bei einzelnen ſogar die Häuſer bezeichnet hatte, die demnächſt von den Flammen verzehrt werden würden. Was lag näher als die Vermuthung, daß die ſchwatzhafte Alte wohl ſelbſt bei dieſen Unglücksfällen betheiligt ſeyn möge, daß ſie wenigſtens Kunde davon haben müſſe? Man ſperrte ſie alſo ein und verhörte, verhörte ſie wiederholt und ſcharf, und noch heute kann man ihre zu den Akten gegebenen Ausſagen leſen.

Das Gericht ſah ſich genöthigt, die Alte nach einiger Zeit wieder zu entlaſſen, denn die ſonderbare Perſon erklärte unumwunden, daß man ſie einſperren und in Ketten und Banden legen könne, wie man wolle, die Gabe des Feuerfühlens würde man ihr damit eben ſo wenig rauben als es verhindern können, daß heute da, morgen dort, jezt nahe, dann wieder in weiter Ferne der Widerſchein eines Brandes den Himmel röthe. Es kam ſogar mehr wie einmal vor, daß die Feuerfühlerin ihrem Verhörrichter erzählte, es werde nun bald da oder dort brennen, denn ſie ſehe ſo eben die Feuerwolke, höre das Rauſchen des Feuerwindes. Man achtete darauf, ließ die bezeichnete Gegend bewachen, um verſichert zu ſeyn, daß kein Böſewicht Urſache einer Feuersbrunſt werden könne; allein es half nichts, die Flammen brachen doch aus und verzehrten die bezeichneten Gebäude.

Es iſt Thatſache, daß die genannte Perſon im Jahre 1842 den großen Hamburger Brand drei Tage vor ſeinem Ausbruch vorausſagte, obwohl ſie kaum wiſſen mochte, daß es ein Hamburg gab, noch weniger wo es lag. Die Feuerwolke alleln, die nur ihr Auge ſah, zeigte ihr an, daß in weiter weiter Ferne eine ganze Stadt in Flammen ſtehen müſſe. Aehnliches ſagte ſie voraus bei andern großen Bränden, die fünfzig und mehr Meilen von ihrem Wohnorte entfernt entſtanden. Zu der Nähe, d. h. in einem Umkreiſe von mehreren Meilen, behauptet ſie jedes Feuer, mag es noch ſo klein ſeyn, voraus zu wiſſen, zu „fühlen,“ wie ſie ſagt, und zwar iſt es ganz gleich, ob die betreffende Feuersbrunſt böswilliger Brandlegung, bloßer Unvorſichtigkeit oder einem Naturereigniß, wie dem Zünden eines Blitzſchlages ihre Entſtehung verdankt.

Als gewöhnliches Zeichen eines nahe bevorſtehenden Feuers nennt die eigenthümliche Seherin das Aufleuchten einer Wolke, der „Feuerwolke,“ wie ſie ſpricht. Meiſtentheils zeigt ſich dieſes Phänomen ihrem Auge gegen Abend, gleichviel ob der Himmel klar oder bewölkt iſt. Sie beſchreibt ſie als ein brandroth gefärbtes Wolkengebild, das entweder über dem Gebäude, welches den Flammen verfallen ſoll, unmittelbar ſichtbar wird, oder ſich gegen daſſelbe hinzieht. Entſteht das Feuer in größerer Entfernung, ſo zeigt die Feuerwolke nur die Richtung an, wo der Brand aufleuchten wird.

Ungewöhnlicher iſt die zweite Form der Erſcheinung, welche der Seherin ſagt, daß eine Feuersbrunſt nahe bevorſtehe. Dieß iſt der „Feuerwind.“ Hört die Seherin dieſen Wind, ſo zeigt ſich die beſchriebene Wolke nicht. Der Feuerwind ſpringt auf bei tiefer Windſtille, am Tage wie bei Nacht, und iſt der begabten Perſon eben ſo wohl hörbar als ſichtbar. Derſelbe entſteht in dem Wipfel irgend eines der Seherin ſichtbaren Baumes, ſchüttelt und rüttelt deſſen Aeſte wild durch einander, unterſcheidet ſich aber von jedem andern Winde dadurch, daß ſein Rauſchen genau dem Kniſtern, Knattern und pfeifenden Sauſen verzehrender Flammen gleicht. Der Feuerwind zeigt der Seherin auch nur den baldigen Ausbruch einer Feuersbrunſt an, nicht deren Richtung oder den Ort, wo ſie zu gewärtigen iſt.

Etwas weiteres war bis jezt von der ſeltſamen Frau nicht zu erfahren. Obige Mittheilungen habe ich zum Theil aus ihrem eigenen Munde. Sie brüſtet ſich nicht damit, ſondern ſucht ſich vielmehr durch die Aeußerung zu entſchuldigen: „Ich kann nichts dafür. Wenn's irgendwo brennen ſoll, ſeh' oder hör' ich's eben, und dann läßt's mir keine Ruhe, ich muß den Leuten ſagen, daß es wieder einmal brennen wird.“

Das prophetiſche Weſen wie der prophetiſche Ton iſt ihr übrigens ſtark zur andern Natur geworden. Sie prophezeit gern und unaufgefordert, doch hat ſie bei andern Prophezeiungen, namentlich bei den Vorausſagungen der Witterung, nicht ſo viel Glück wie bei ihren unglücklichen Feuergeſichten.

Iſt dieß nun Täuſchung oder Begabung? Gehört dieſes Feuerfühlen zum second sight oder ruht es auf obiſch magnetiſchem Grund? Iſt vielleicht alles Vorahnen, Vorfühlen und Vorſehen nur der Ausfluß einer obiſch magnetiſchen Kraft? Dieſe Fragen liegen ſo nahe, daß man ſie kaum von der Hand weiſen kann. Höchſt wahrſcheinlich wäre auch bei jenen Begabten, welche das zweite Geſicht haben, die Sehergabe auf vollkommen natürliche Urſachen zurückzuführen, gäbe man ſich die Mühe, ſolche Individuen genauerer Prüfung und Beobachtung zu unterwerfen. Und da es mir ſcheinen will, als ſey das beſchriebene Feuerfühlen nur eine Abart oder Unterart des zweiten Geſichts, indem es ja ganz beſtimmt etwas ſpäter Geſchehendes vorausſagt, ſo würde wohl auch dieſe wunderliche Sehergabe auf ähnlichem Grunde ruhen, auf ähnliche Weiſe natürlich gedeutet werden können; eine Aufgabe, deren Löſung Befähigteren überlaſſen bleiben muß.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Das australische Gold.

Ganz England ist im wahren Sinne des Wortes in zwei Hälften getheilt, in solche, die auswandern, um Gold zu graben, und in solche, die zurückbleiben, um Gold zu verdienen. »Was sollen wir länger in England bleiben und uns für ein paar Silberschillinge zu Tode arbeiten? Auf nach Australien! In Australien liegt das Gold auf der Straße!« So sprechen die einen, die Goldgräber, und schicken sich zu Tausenden an, den Tausenden nachzufolgen, die bereits nach Australien ausgewandert sind. »Ganz recht, geht nach Australien!« sagen die andern, die Zurückbleibenden. »Aber was ihr thut, nehmt nur kein Gold mit. Das Gold laßt uns hier, wir geben euch dafür Kleider, Stiefeln und Werkzeuge zum Goldgraben, lauter Sachen, die ihr in Australien nicht findet. In Australien findet ihr nichts als Gold.« Und so geht ein ungeheurer Handel vor sich zwischen den Auswanderern und den »outfitters,« d. h. denjenigen, welche die Auswanderer equipiren. Alles, was nur feil geboten werden mag, wird den Emigranten als Artikel angepriesen, die zum Goldgraben und Goldfinden unentbehrlich sind, mögen dieselben auch nicht im mindesten Zusammenhange mit den Goldgruben stehen. Von zehn Annoncen fangen sieben damit an: To the emigrants. Alle Bücher, alle Zeitschriften handeln hauptsächlich von Australien. Compagnien bilden sich von allen Seiten, unter dem Vorwande, die Leute nach dem Goldlande zu expediren, während sie vorläufig den Leuten das Gold aus der Tasche eskamotiren. Es gibt ein förmliches Emigrationskostüm, ganz im Einklange mit dem abenteuerlichen Charakter des Emigranten und seinem abenteuerlichen Ziele. Wir haben Emigrantenpfeifen, Emigrantenhosen und Emigrantenröcke. Am merkwürdigsten sind die Emigrantenhüte, wahrhafte Freischärlerhüte mit breiten Rändern und spitz zulaufend. Man nennt sie im Englischen »wide-awake-« Hüte, weil sie für diejenigen gemacht sind, welche die Augen weit offen zum Sehen und die Hände bereit zum Greifen haben, zum Sehen und Greifen nach dem Golde. Zu dem Hute passen nun ganz die kurzen Röcke, die »Moses und Sohn« als besonders geeignet zum Goldgraben anpreisen, weil sie bei der Arbeit am wenigsten hinderlich sind. Dazu kommen schließlich die weißen leinenen Hosen, um recht im Koth und im Golde herumwühlen zu können. Ja, der Freischärler ist complet; es fehlt ihm nichts als die Freiheit und Gleichheit, und die findet er in Australien, wo alle gleich und frei sind vor dem Kothe, alle gleich berechtigt, aus Koth Gold zu machen. Recht auf Arbeit! Diese socialistische Phrase hat ihren Sinn verloren in Australien; von Exploitirung der Arbeit kann ebenfalls keine Rede mehr seyn, da die Arbeitgeber wegfallen, und die Exploitirung des Arbeiters durch das Kapital unmöglich geworden. Im Gegentheile, es ist hier die Arbeit, welche das Kapital exploitirt. „Gehe doch hin und hole mir meine Pfeife,“ sagte ein ehemaliger Gentleman, der neben seinem ehemaligen Bedienten mit Goldwaschen beschäftigt war und in der Emsigkeit seiner Arbeit vergessen hatte, daß das ehemalige Verhältniß durch die neue Beschäftigung aufgehört hatte. Da der Bediente auf seines Meisters Worte nicht zu achten schien, wiederholte letzterer sein Gesuch mit dem nachdrücklichen Zusatze: „Gehe schnell hin, da du doch nichts weiter zu thun hast; ich gebe dir einen Schilling.“ Der Bediente aber hatte ganz andere Dinge zu thun, als einen Schilling zu verdienen. Er hielt einen Augenblick inne, stopfte sich eine Pfeife, und mit der Pfeife im Munde und der Schaufel in der Hand wandte er sich zu seinem Herrn und sprach: „Da du doch nichts weiter zu thun hast, gehe du hin und zünde mir meine Pfeife an; ich gebe dir ein Pfund Sterling.“

Sonderbar, daß das Land der Verbrecher auserlesen war, das gelobte Land zu werden. Das Land, welches Tausende von Verurtheilten zu Colonisten hat, wird jetzt heimgesucht mit Leidenschaft von allen denen, die durch die glänzendsten Aussichten nicht bewogen werden konnten, die alte Heimath, »old England,« zu verlassen. Schon geraume Zeit lag Australien da mit seinen unendlichen Weiden, seinen fruchtbaren Ebenen, und obgleich England nur spärliche Aussichten für Kapitallose bot, konnten doch verhältnißmäßig nur wenige zur Auswanderung bewogen werden. Seit der Auffindung des Goldes wird kein Mittel unversucht gelassen, das freie Ueberfahrt verschaffen kann. Tausende wandern aus auf Kosten der Regierung, und berenen faßt, nicht früher auf Kosten der Regierung dahin gesandt worden zu seyn, als — verurtheilte Verbrecher. Sie würden jetzt in glänzenden Equipagen dahin rollen und mit ihrem Golde der alten Schande Trotz bieten. Hat nicht ein ehemaliges Dienstmädchen, das wegen Diebstahls früher nach Australien transportirt worden, ihrer alten Herrin in London ihre Dienste, ihren Wagen und ihre Pferde anbieten lassen, und ihr zugleich einen zehnfachen Ersatz für den Schaden gesendet, den sie ihr damals zugefügt hat? Laufen nicht tagtäglich junge Lehrburschе mit ihres Meisters Kasse davon, um schnell in Australien frisches Gold zu graben und dieses frisch gegrabene Gold für das gestohlene zurückzusenden?

Die Transportirten, wenn sie ihre Zeit überstanden hatten, oder in Folge ihrer guten Aufführung freigelassen worden waren, bildeten in Australien eine Klasse für sich; man mied sie in der Gesellschaft, man scheute sie als Menschen, die einen schwarzen Fleck im Blute hatten. Es hieß von einem solchen in Freiheit gesetzten Züchtling: „das ist eine alte Hand," und man traute dieser alten Hand nicht, die gewaltige Eingriffe in's Eigenthum getan und die in eiserne Bande hat geschlagen werden müssen, um sie von fernerem Thor- und Thüreinbrechen abzuhalten. Und doch war es gerade diese alte Hand, die in Australien Wunder verrichtete, wenn sie ihrer Fessel entledigt war. Viele von diesen Transportirten entfalteten nach Erlangung ihrer Freiheit eine solche Energie, daß sie in kurzer Zeit zu Besitz gelangten. Es schien, als wenn dieser schwarze Fleck ihr ganzes Blut in Gährung gesetzt hätte, und da in diesem neuen Welttheile ihrer Thätigkeit ein unendlicher Spielraum gegeben war, so warf sich dieselbe nothgedrungen auf irgend eine der vielfältigen bürgerlichen Beschäftigungen. Aber immer blieb ein gewisser Unterschied bestehen zwischen den Kolonisten von reinem Blute und den ehemaligen Transportirten, den Leuten mit dem schwarzen Fleck im Blute. Diese Grenzscheide fiel auch dann nicht weg, wenn der Mann mit „verurtheiltem" Blute, der sogenannte »convict,« es durch seine Anstrengungen so weit gebracht hatte, daß er in seinen äußern Verhältnissen, d. h. mit seinem Vermögen ꝛc. dem Manne von reinem Blute den Vorrang streitig machen konnte. Ja, es vererbte sich dieser Fleck auf die Kinder und Kindeskinder des Transportirten, und wenn sie auch in Geschäften mit den Unbefleckten zusammen trafen, so hörte doch jede Gemeinschaft auf, sobald das Geschäft abgemacht war. Die Goldgruben, durch welche allerlei Hände und allerlei Blut nach Australien gezogen werden, haben diesen Unterschied vernichtet. Die „alte" ungewaschene Hand ist eben so gut zum Goldwaschen geeignet und vielleicht besser als die reine, unbefleckte, die nie im Koth herumgewühlt hat, und unter den tausend und abermals tausend Händen, die alle im Kothe wühlen, „vergnügt und bedreckt," wie Freiligrath sagt, kann die einzelne „reine" Hand nicht mehr unterschieden werden.

Die Goldzuschüsse, welche von Australien nach England gesendet werden, müssen natürlicherweise ernstliche Besorgnisse in allen denjenigen hervorrufen, welche von anderer Seite her in Besitz von Gold gekommen sind. Jeder Zuschuß von neuem Gold ist eine Beeinträchtigung für das alte vorhandene Gold, und jeder neue Auswanderer ist von vornherein ein natürlicher Concurrent eines jeden Millionärs. Die Zahl der Auswanderer nimmt wöchentlich zu; wenn nun alle Welt auf dem Sprunge steht, Millionär zu werden, was soll dann aus denen werden, welche ihre Millionen auf dem alten Wege, durch Verdienen gewonnen haben? Wer am meisten bei dieser Frage interessirt ist, das sind die Inhaber von Staatspapieren, so wie überhaupt alle Staats- und Privatgläubiger, d. h. alle diejenigen, welche ihr Geld auf Hypothek oder gegen sonstige Sicherheit ausgeliehen haben. Es ist leicht voraus zu sehen, daß im Maaße, als das Gold weniger selten wird, dasselbe als Tauschmedium im Werthe verlieren muß. Nichts ist geeigneter, uns diesen Proceß anschaulich zu machen, als die Operationen in den Goldgruben, mittelst welcher Gold gewonnen wird. Das Goldwaschen in den Goldgruben dispensirt keineswegs vom Waschen des Leinens. Im Gegentheil, das Wühlen im Unrath macht reine Wäsche zu einem dringenderen Bedürfnisse als je. Wer wird aber jetzt für Andere Hemden waschen wollen, wenn das Goldwaschen so tausendfach einträglicher ist? Um also ein Hemd von einem andern gewaschen zu erhalten, müßte ich diesem andern gerade so viel rein gewaschenes Gold geben, als er in derselben Zeit selbst erwerben könnte, wenn er statt Leinen Gold waschen würde. So lange von Europa aus ganz neue Hemden zu den alten Preisen ankamen, war es natürlich profitabler, das Hemdenwaschen ganz einzustellen, die schmutzigen, abgelegten Hemden auf dem Goldlande vermodern zu lassen und jedesmal ein neugemachtes Hemd statt eines frisch gewaschenen anzulegen. Das konnte nur so lange währen, als die frischen Hemden aus Europa wohlfeiler waren als der Wascherlohn für ein altes Hemd. Die vermehrte Nachfrage nach frischen Hemden mußte natürlicherweise ein Steigen des Preises derselben zu Folge haben; man kehrte zum Hemdenwaschen zurück, und so wurde zuletzt die reine Wäsche von den Goldwühlern mit Gold aufgewogen. Wenn es aber so vortheilhaft ist, Hemden zu waschen, fangen nun die Nähterinnen in England an zu sagen, so stellen wir besser das Nähen ganz ein und gehen nach Australien und werden Wäscherinnen. Von den Nähterinnen geht diese Denkungsweise über auf die Spinnerinnen u. s. w., und so kommen wir zuletzt dahin, daß jeder mit seiner specifischen Arbeit so viel verdienen will, als er mit Goldgraben verdienen könnte. Dieß muß ein gleichmäßiges Steigen des Arbeitslohns und der durch die Arbeit gewonnenen Waaren in allen Zweigen der Industrie zur Folge haben. Im Grund also wird mit dem vermehrten Golde weiter nichts gewonnen als eine Verringerung des Goldwerthes. Wenn die Nationalökonomen sagen, daß Dienstleistungen gegen Dienstleistungen ausgetauscht werden, so heißt dieß nichts anderes, als daß die zur Producirung eines Dinges angewandte Zeit der eigentliche Maßstab ist, nach welchem der Austausch vor sich geht.

Für den Fabrikanten und Arbeiter kann daher die Vermehrung des Goldes weiter von keinen Folgen seyn. Eine andere Bewandniß hat es mit den Staatsgläubigern und allen denen, welche Geld, d. h. Gold auf Hypothek oder gegen sonstige Garantien ausgeliehen haben. Diese Classe von Kapitalisten ist es, welche anfängt leber neuen Ankunft von frischem Golde aus Australien und jeder neuen Abfahrt von Goldgräbern nach Australien ängstlich zuzusehen. Diese Besorgnisse thun sich in allerlei Arten von Vorschlägen kund, welche alle darauf berechnet sind, die Staatsgläubiger vor den nachtheiligen Folgen der Vermehrung des Goldes sicher zu stellen. „Was wir euch geliehen haben," sagen sie in einem der Vorschläge, der dem neuen Parlamente vorgelegt werden soll, „ist nicht Gold, sondern Goldeswerth. Zur Zeit, da wir es euch geliehen, konntet ihr mit diesem Golde so viel Hemden und so viel Korn u. s. w. kaufen. Was wir an euch zu fordern haben, ist nicht Gold, sondern Hemden und

Korn, und zwar ſo viele Hemden und ſo viel Korn, als ihr damals mit unſerem Golde angeſchafft habt.“ Wir ſehen hieraus, daß dieſe Kapitaliſten darauf beſtehen, daß in Zukunft nicht Gold, ſondern der Kornpreis der allgemeine Werthmeſſer ſeyn ſoll. Aber die Fabrikanten und Landeigenthümer erwiedern: „Ein Handel iſt ein Handel. Als das Korn wohlfeil war, habt ihr von eurem Golde dieſelben Intereſſen bezogen wie in Zeiten, wo es hoch ſtand. Wir Landeigenthümer, wir haben ſelbſt manchmal Land angekauft, als das Land ſehr theuer war. Fanden wir uns nachher in Schwierigkeiten und hatten wir Geldzahlungen zu machen, ſo würden wir ſchön angekommen ſeyn, wenn wir unſern Gläubigern ſtatt Geld Land angeboten hätten, das im Preiſe ſo ſehr gefallen war. Ihr waret damals unſere Gläubiger, wie ihr es jetzt ſeyd. Wir Landeigenthümer und Fabrikanten müſſen Taxen und Contributionen an den Staat bezahlen, damit der Staat euch die Intereſſen für das geliehene Geld bezahlen kann. Ihr habt Gold ausgeliehen und Gold ſollt ihr zurückerhalten.“ Wer alſo vorläufig am meiſten bei dem Goldgraben gewinnt, das ſind die Beſteuerten, die in dem vermehrten Golde ein Mittel ſehen, die Nationalſchuld, wenn nicht zu tilgen, doch einigermaßen zu entwerthen. Man weiß, wie furchtbar die Nationalſchuld auf England laſtet, und wie man auf allerlei Mittel ſann, ſich derſelben zu entledigen. Was weder politiſche Oekonomie noch menſchlicher Scharfſinn im Allgemeinen zu Wege bringen konnte, das ſcheint die Natur jetzt vollbringen zu wollen. Die Nationalſchuld war ein naturwidriges Produkt, ein Auswuchs, der die beſten Kräfte des Staats verzehrte; das naturwüchſige Gold in Auſtralien ſcheint gerade zur rechten Zeit an's Tageslicht getreten zu ſeyn, um die Nationalkrankheit, die Schuld, zu tilgen.

Paris, September.

I.e voyage à Pontoise. — Molière's Avare.

Fräulein Rachel hat, unmittelbar nach Ablauf ihres Urlaubs, die Bühne des Théâtre français zu wiederholten malen betreten. Leider war es mir unmöglich, den beiden Vorſtellungen beizuwohnen, und ſo gebe ich Ihnen zunächſt nur einen Bericht von einem weniger intereſſanten Abend, an welchem Molière's „Avare“ aufgeführt wurde, und, denn klaſſiſche Namen verlängnen ihre Wirkung nie, ein zahlreiches Publikum nach der Rue Richelieu geführt hatte. Vorher wurde zur Ausfüllung des Abends ein Lückenbüßerſtück gegeben, aus dem Sie erkennen werden, mit welchem Geſchmiere ſich ſelbſt das Théâtre français begnügt.

Es war ein Luſtſpiel in drei Akten: »Le voyage à Pontoise.« Es iſt der Liebesroman eines armen, aber talentvollen jungen Architekten und Ingenieurs, Albert, der ferblich verliebt iſt in die Tochter eines reichen Fabrikanten, die ſich im Hauſe ihres Oheims, eines baronniſirten Bankiers in Paris, aufhält. Alberts Bruder, Leonard, ein Mittelding zwiſchen Literat und Componiſt, iſt Muſiklehrer bei Mademoiſelle Lucile und benutzt eine Lehrſtunde, um ſie von der Leidenſchaft ſeines Bruders zu unterrichten, eine Eröffnung, die der jungen Dame nicht unangenehm zu ſeyn ſcheint. Ein Cavalier Floreſtan aus einem vornehmen Hauſe iſt der erklärte Bewerber um ihre Hand, und die Tante und der Oheim begünſtigen denſelben, da er ein moderner Anglofranzoſe iſt, und ſein Vermögen, welches aus engagirten Wetten und Rennpferden beſteht, von ihnen weit überſchätzt wird. — Albert, ein offener, gerader Charakter, macht den Verſuch, den Baron-Bankier zur Ausführung eines Eiſenbahnprojektes zu bewegen, auf welches der junge Mann die ganze Hoffnung für ſeine Zukunft baut. Den armen Ingenieur weiſt der Bankier ab, geht aber darauf ein, als der Bruder eine reiche Erbſchaft in Rußland fingirt, zu deren Hebung die Brüder ſofort abreiſen zu müſſen behaupten. — Nur ſchwer läßt ſich Albert bewegen, ſtatt nach Rußland bloß nach Pontoiſe zu gehen und dort einige Monate ganz zurückgezogen mit dem Bruder in einem einſamen Gartenhauſe zu leben, wo der letztere ſeine Reiſe nach Rußland während der Muße zeit beſchreibt und mit dem Honorar nach Paris zurückkehren will, um kurze Zeit die Rolle eines reichen Erben durchzuführen. — Am Tage vor der Rückkehr erwartet er, in Abweſenheit Alberts, den Buchhändler, und nimmt dafür den zufällig erſcheinenden Beſitzer des Gartens, der zugleich der Vater des Fräuleins iſt. Da derſelbe den Schriftſteller in ſeinem Irrthum läßt, ſo wird er zum Vertrauten gemacht und in das Geheimniß der Intrigue eingeweiht. In denſelben Garten flüchtet ſich während dieſes Tete à Tete auch der ganz ruinirte Floreſtan, da er von Huiſſiers wegen Wechſelſchulden verfolgt wird. Der allgemeine Schwiegerpapa kommt auf dieſe Weiſe in ſeinem Incognito auch hinter die Verhältniſſe dieſes Liebhabers. Nach des Cavaliers Entfernung erſcheint die Baronin mit Lucile im Garten, wo dieſe ihren Vater aufſuchen will. Leonard erklärt ſeine Anweſenheit dadurch, daß auf der Rückkehr von Rußland ſein Wagen eine halbe Meile von Pontoiſe zerbrochen ſey, wobei ſein Bruder Albert ſchwer verletzt worden. Das Erſcheinen dieſes letztern, welches ſeine Schwindeleien offenkundig zu machen ſcheint, weiß er durch neue Lügen zu erklären, und da die Damen ſich entfernt haben, beſeitigt er den Vater des Fräuleins, welcher im Begriff iſt die Intriganten zu entlarven, indem er ihn den eintretenden Huiſſiers als den verfolgten Floreſtan bezeichnet, die ihn ſofort in's Schuldgefängniß ablieferns. — Die Brüder kehren nach Paris zurück, und wir finden ſie auf einem Ball im Hauſe des Bankiers wieder, der durch Leonard von der finanziellen Lage Floreſtans unterrichtet worden iſt. Als Floreſtan erſcheint, findet er ſich auf dem Sattel gehoben, und beſchließt Gleiches mit Gleichem zu vergelten; der Bankier aber, noch im Glauben an die reiche Erbſchaft, ſetzt auf dem Ball ſämmtliche Akten von Alberts Eiſenbahn ab. Albert will jedoch keinen Vortheil aus dem Betruge ziehen, wenigſtens dem Mädchen offenen Aufſchluß über ſeine Verhältniſſe geben, in einem Briefe, bei deſſen Ueberreichung er der Geliebten für immer Lebewohl ſagt. — Gleichzeitig iſt aber auch der Vater, der ſich aus ſeiner Schuldhaft frei zu machen gewußt hat, auf dem Ball angekommen und von Floreſtan, der ihn noch für den Buchhändler hält, mit ſeinen neuen Plänen bekannt gemacht; er will nämlich gegen Abtretung eines Viertels der Mitgift 15,000 Franken geborgt haben. — Die Löſung erfolgt natürlich durch die Ablegung des Incognito; beide Liebhaber werden abgewieſen, Albert aber, in Betracht ſeines offenen Geſtändniſſes in dem Briefe, und in Folge der Bitten der Tochter und des Widerſpruchs des Bankiers, wieder zu Gnaden angenommen. Mit der Heirath fällt der Vorhang.

Ich würde ein ſo grenzenlos oberflächliches Produkt, eine ſolche Armuth der Erfindung, eine ſolche Abgeſchmacktheit der Intrigue gar nicht zu erwähnen wagen, wenn man nicht daraus nur zu deutlich erkennen könnte, mit welchen Fabrikerzeugniſſen ſich ſelbſt das Théâtre français heut zu Tage abgibt. Le voyage à Pontoise iſt natürlich wieder von zwei Compagnons in Dutzendarbeit gefertigt. Der eine gab die Idee, der andere führte ſie aus. Da iſt natürlich von einer Correktur während der Arbeit nicht mehr die Rede und jede Selbſtkritik des Autors fällt weg. Sollte es denn, wenigſtens in großen Hauptſtädten, unter ſo vielen Theatern, die über ſo bedeutende Fonds zu verfügen haben, nicht möglich ſeyn, doch auch

Eine Bühne zu einem Kunsttempel umzuschaffen und von der Beschmutzung durch solche zusammengeleimte Stücke frei zu erhalten? — Wenn ein Theater principiell nur Musterwerke zur Aufführung brächte, ich bin überzeugt, es würde sich bald, zuerst aus Affektation, später aus Geschmack daran, ein großes Publikum finden, das den Kern zur Entwicklung einer neuen Richtung bilden könnte. Wenn man aber systematisch Magen und Zunge mit solchen bunten Eierschaumschüsseln verderbt, wenn man die absurdesten Mittel nicht verschmäht, sobald sie nur den Gaumen kitzeln, dann darf man sich natürlich über den Erfolg nicht mehr wundern, und man erntet nur was man gesäet hat.

Molières Avare hatte in seinem Inhalt wenigstens noch ein historisches Interesse, indem er uns die Anfänge der modernen französischen Komödie vergegenwärtigt. In der That sind aber die damals noch neuen Mittel für uns heutzutage zu derb, zu breit angelegt, und doch dürften wahre Charaktergemälde eigentlich nie veralten, weil ja die Laster und Thorheiten, welche sie geißeln, dieselben geblieben sind. Aber wie sein Tartüffe, so ist auch sein Geiziger nicht mehr zeitgemäß. Wäre die Ausführung nicht so ungemein gedrängt und gründlich, so würden die Fehler nicht so sehr hervortreten, aber fünf Akte hindurch können wir uns nicht mehr mit der bloßen Geschichte der Komödie beschäftigen. Anselme, der im vorigen Stück den Vater spielte, gab in diesem den Harpagon. Sein volles, gutmüthiges Gesicht eignet sich wie sein Organ sehr wohl für die Väter; er war aber dieser Aufgabe nicht gewachsen, und namentlich im vierten Akt, wo er sich auf der Bühne herumwälzte und im Schreien und Brüllen den Effekt suchte, trat er fast der Koulissenreißerei nahe. Bei der Form des Stücks ist allerdings das Individualisiren, die feine Ausarbeitung schwer, aber er zeigte das Bild des Geizigen höchstens im lächerlichen, durchaus nicht im satirischen Lichte, was doch wohl eine zu schülerhafte Auffassung ist. — Regnier's Talent, als Maître Jacques, konnte nicht recht zur Erscheinung kommen, obgleich er unter den Charakterdarstellern des Théâtre français zu den ersten gehört. Ich hoffe Ihnen nächstens eine Skizze seines Spiels und seiner Persönlichkeit nach einer für ihn dankbareren Rolle zu liefern. — Mirecour, Valère, hat in Spiel und Sprache viel von Francisque, dem feinen, beliebten Komiker der früheren französischen Truppe zu Berlin. Die Unbeweglichkeit der Gesichtszüge, während die Worte ohne Absatz herauspoltern, und ein eigenthümlich instinktiver Ausdruck stehen ihm vortrefflich zu Gebote.

Ueberhaupt ist viel Typisches in den heutigen französischen Schauspielern; man findet überall dieselben Formen, Mittel und Auffassungen wieder. Die außerordentliche Einfachheit, die Gemessenheit und das Gleichgewicht im Spiel, was durch das moderne Leben mit seinem reservirten Wesen und durch das Ueberwiegen des Conversationsstücks in der französischen Kunst selbst von den kleinsten Bühnen Frankreichs die grellen Töne und Zerrbilder verjagt hat, denen wir in Deutschland gelegentlich noch auf den ersten Hoftheatern begegnen, verleugneten sich dieses mal etwas auf der sonst gerade dadurch berühmten Bühne des Théâtre français. Es wurden im ersten wie im zweiten Stück Mittel in Bewegung gesetzt, die dem feineren Lustspiel der Gegenwart fremd bleiben sollten.

Lübeck, August.

Vergangenheit und Gegenwart.

Die letzten Tage des vorigen Monats brachten ungewöhnliches Leben in die Hanſeſtadt, durch die Feier eines 1848 eingeſetzten Volksfeſtes, des Vogelſchießens, welches zwei Tage währte und große Maſſen von Menſchen, Leute aus allen Landen herbeizog. Von den altehrwürdigen Giebelhäuſern wehten die deutſchen Flaggen, tauſende von Fahnen bedeckten den Feſtplatz vor dem Burgthor, der größern Raum einnimmt als ganz Lübeck ſelbſt und bis ſpät nach Mitternacht illuminirt blieb, die wimmelnde Menge phantaſtiſch beleuchtend. — Die ſeit dem 15. Oktober vorigen Jahrs eröffnete, für den Handelsverkehr und die Zukunft dieſer Stadt ſo wichtige Eiſenbahn, mit welcher hier eine neue Epoche beginnt, da nun „Olden Lubecke,“ lange vereinſamt an der Oſtſee, mit dem innern Deutſchland eng verknüpft iſt, hat ſolches an der Trave bisher unbekannte Zuſtrömen von Menſchen begünſtigt und zum erſtenmal heroorgerufen. Gegenwärtig muß noch ein proviſoriſcher Bahnhof dienen bis zur Vollendung des eigentlichen Gebäudes, das ſtattlich emporſteigt zwiſchen zwei Waſſerbecken, welche für tiefgehende Seeſchiffe zugänglich gemacht werden. Es ſind dieß die Trave und der von ihr genährte Wallgraben, über den eine moderne Brücke voll weißer Statuen führt, wegen dieſer vom Volke ſehr bezeichnend „Puppenbrücke“ genannt. Gleich von da überblickt man das ganze Profil Lübecks. Ernſt zeichnet es ſich am Himmel mit allen ſeinen Thurmpyramiden, die ſich jahrhundertmüde, trauernd, ſäumtlich etwas ſenken, wie um die Neuzeit nicht mehr zu ſchauen. Faſt einer ſteinernen Flotte gleich liegt die alte Stadt da, höchſt originell; hinter den wie ein Schleiergewebe bildenden Maſten und Tauen, die auch Schiffen ähnlichen kühn aufſteigenden Häuſergiebel, und noch weiter hinauf, als rieſige Maſtbäume, die Zwillingsthürme der Kirchen; zuerſt links die Jakobikirche, dann die alle überragende Marienkirche, die Petrikirche, bemerkenswerth durch ihre fünf Schiffe, hinter ihr die Aegidienkirche, mehr im Vorgrunde die zwei dicken Thürme vom Holſtenthor; zuletzt rechts der Dom, deſſen Spitzen ſich faſt bedenklich neigen.

Dieſes Holſtenthor, zum Gegenſatz mit dem neuen, ebenfalls mit Bildſäulen gezierten an der „Puppenbrücke,“ auch das dunkle Thor geheißen, führt uns ſogleich auf den noch immer unverändert altertümlichen Schauplatz vergangener Größe. Alte dichte Kaſtanienbäume beſchatten die charakteriſtiſchen Bogenreihen, die Skulpturen dieſes maſſenhaften Doppelportals. Ueber die Traoebrücke, zu deren beiden Seiten ein Wald von Maſten ſich hinzieht, obwohl ſich der Strom erſt tiefer unten erweitert, um die größten Schiffe aufzunehmen, gelangt man in die Holſtenſtraße, welche nächſt der breiten als die lebhafteſte erſcheint. An der Stirne eines uns zur Linken bleibenden Hauſes ſtehen in großen goldenen Buchſtaben die Worte: „Ihr gedachtet es böſe mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.“ Es gehört einem Manne, Sievers, der vor vielen Jahren hieher kam, mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, aber großes Glück machte. Lauter Giebel, oft ganz pyramidenartig, faſt wie rieſige Grabſteine gen Himmel ragend, darüber die alten, ſpitzen, etwas ſchwerfälligen Thürme, die ſchlanken, zierlich durchbrochenen Glockenthürmlein, Blumenkelchen ähnlich — eine ſo ächt mittelalterliche Scenerie, daß man ſich beinahe wundert, wenn auch einmal ein Magazin mit franzöſiſchem Modetand kommt, wie z. B. der „Pariſer Laden.“ Dazu das ganz reichsſtädtiſche Spezereiaroma, mit Schiffsduft vermiſcht, ſchöner friſcher Schiff- und Waſſergeruch. Man kann eine Stadt ſchon nach ihrem Geruche kennen und beurtheilen, wie nach ihren Tönen; denn jede hat auch eine beſondere Stimme.

Vor den Häuſern beim „Bürgerſteig“ ſtehen häufig zwei Bäume, aber rund oder eckig geſchnitten; überall behagliche Bänke; an Gaſthöfen und andern Häuſern Glasſchirme, welche die Sitze vor dem Hauſe gleich einer Terraſſe abgrenzen; nicht ſelten Vorbuden mit allerlei Waaren an den Erdgeſchoſſen, hier z. B. eine mit Schwarzwälderuhren, oder vor den Thüren bewegliche Kaufmannsſchilde, gleich Ofenſchirmen, auf Beinen, dort z. B. einer eines Schuhmachers mit gemalten Stiefeln. An jener Kunſthandlung ſteht man nichts als Seeſtücke, Fiſcherſcenen, Waſſeranſichten, fromme Kinder- und Schutzgeiſtköpfe ausgeſtellt. Gefährlich gähnen und die weiten, wohlverſehenen Kellergewölbe mit offenen Fallthüren an. Porcellanene Blumentöpfe ſtehen überall hinter den Scheiben. Von Haus zu Haus iſt ein Blick geſtattet in die eigenthümlichen „Deelen“ mit fabelhaftem Geläſſe, und doch ſo traulich, auf welchen ſich noch heute der Familienvater Abends mit den Seinen patriarchaliſch vereint. Es ſind Säle, oft durch das ganze Gebäude ſich erſtreckend und hinten an den Garten ſtoßend, zugleich Vorplatz und Gartenſaal. —

Sobald wir rechts um die Ecke gewendet haben, wird es immer ſtiller, ein Aufſug von Gras bedeckt das Pflaſter. Wir erreichen die Raſendecke des übergrünten „Friedhofs,“ der ſeinen Namen aus der Vorzeit bewahrt hat und den prächtige Linden beſchatten bis vor die Thore des Doms. Durch die Aeſte ſchimmern die hübſchen friedlichen Häuſer der vormaligen Domherrn. Da und dort lagert eine Gruppe Pickelhauben vom hanſeatiſchen Militär. Wir mußten an gar manche Pforte klopfen, ehe wir den Eingang fanden in die Hallen Heinrichs des Löwen. Das byzantiniſche Hauptportal voll Ranken, Knoſpen, Thiergebilden verſchloß ein hölzernes Gitter,

Dem Klange eines Horels folgend gelangten wir endlich in eine zur Tischlerwerkstätte verwandelte Kapelle, wo eben ein Armensarg gefertigt wurde für das angrenzende Krankenhaus. Fortwährend, bis zur Stunde, freilich langsam genug, baut man in diesen Wölbungen (gegründet 1170), welche die Chronisten als die ältesten in „Olden Lubeke“ bezeichnen. Jede der zahlreichen Kapellen schrint aber in eine andere Rumpelkammer umgeschaffen. Hier hat man Cattundecken abgebreitet, dort zerbröckelte Steine aufgehäuft; in einer Ecke lehnt unter dem Geschütze ein dunkler Stein, darauf eine Madonna mit dem Kinde, die, im Staube vergessen, uns das holdseligste Bildwerk im Dome erschien, inmitten gräßlicher Spuren von Zopfgeschmacklosigkeit: alles getüncht, die schönsten Domherrengrabsteine, die herrlich geschnitzten Kirchenstühle mit gelber Oelfarbe angestrichen. Darf man so mit den heiligen Erdstücken der Vorzeit verfahren? Eine solche Kirche möchte man König Ludwig von Bayern zu Weihnachten schenken können.

Der Küster mit dem schwarzen Sammetmützchen auf zitterndem Haupte schlich mit starren Mienen über die ausgetretenen Leichensteine, um den Fremden alles zu zeigen, was er unter Schloß und Riegel hat. Der Junge, der ihm den Schlüsselbund nachtrug, glich mehr einem Hotelkellner als einem Sakristan. Er sperrte alle die Käfichen ringsum auf und zu, in welchen man jedes merkwürdige Bild gefangen hält, jede Leinwand, welche nur irgendwie zu einer Notiz Anlaß gibt: das große Altarwerk von Memling, die Passionsgeschichte Christi in der Greveradenkapelle; im Chor das lebensgroß hingestreckte Erzbild des Bischofs Heinrich von Bockholt, an welchem man noch Kugelspuren von der französischen Invasion her bemerkt; die Gitter zu den Grabkapellen der Fürstbischöfe und Domherren mit ihren frei in der Kirche an einander gereihten Marmorsärgen und prächtigen Erztruhen. Das herrliche deutsche Chörlein dort mit den vielen Steinbildern konnte man doch nicht einschließen, so wenig als die große künstliche Uhr, in deren riesigem Goldsonnengesichte die Augen sich beständig drehen und wo jeden Mittag der Tod heraus tritt, von vielen angestaunt, um die Sanduhr zu wenden und zwölf Schläge mit dem Hammer zu thun.

Die Marienkirche, zweifelsohne eine der edelsten Deutschlands, liegt ungefähr im Mittelpunkte der Stadt, welche so recht in ihrem Herzen die Hauptsenerie zusammen drängt. Verweilen wir am Rathhause. Welch wundersamer Bau voll Phantaste und Räthsel, ein Zögling der verschiedensten Jahrhunderte, das launigste Gewebe von Styles, und doch zum mährchenhaften Ganzen in Eine Harmonie verschlungen. Diesem dunkeln, orientalisch prachtvoll mit seinen rothen und schwarzen Glasursteinen in der Sonne glitzernden Rathhause, welches mit seinen vielen Thürmchen sammt goldenen Wimpeln selbst etwas von einem Schiffe hat, steht man es an, daß Lübeck durch die Schifffahrt so groß geworden. Erker und Treppen sind mit reichem Bildwerk bedeckt. Die „breite Straße“ vor dem Haupteingange — die Rückseite geht nach dem Markte, welchen die nicht minder wunderliche Börse und die Thürme der Marienkirche überragen — gleicht mit ihren dicken, in Theer gekochten Tannenbohlen einem Schiffsverdecke; ein ächtes Seemannspflaster, seit ein paar Jahren vor dem Rathhause gelegt, um das störende Wagengerassel zu vermeiden. Die alten Rathsherrn, die Europa Krieg oder Frieden diktirten und Gesandtschaften empfingen, nahmen es nicht so genau. Durch die Fenster im Erdgeschosse gewahrt man die Stukkaturen, die purpurnen Vorhänge mit schweren goldfeidenen Fransen des von Stephano Torelli in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts modernisirten Audienzsaales, in welchem die Senatssitzungen stattfinden. Den altehrwürdigen Hansasaal hat man zu Büreaur und andern Gemächern verbaut.

Wie gefielen wir uns in den grauen Wölbungen, wie behaglich genossen wir auf den Steinsitzen der Gastfreundschaft der Hansa! Köstliche Schiffergestalten, welt edler als Adrian v. Ostade sie zu malen verstand, der in seiner Vaterstadt Studien hätte machen können, gehen aus und ein oder warten in den Gängen. „Oberes Stadtbuch“ steht über einer der offenen Stuben; auf Tischen liegen große, messingbeschlagene Bücher. Durch jene braune geschnitzte Thüre am Ende des Corridors blickt man zu einer zweiten, und in dieser wieder durch ein alterthümliches Fensterlein mit geheimnißvollem rothem Vorhang in ein Gerichtszimmer voll ehrwürdiger Stühle, Tische, Gläser; im Hintergrunde eine Oglve mit runden kleinen Scheiben. Durch breite Spitzenbogenfenster schauen wir hinab auf den Stein am Markte unter dem viereckigten Pfeiler, die Stelle, wo der Admiral Mark Meyer enthauptet ward: „wegen schimpflicher Flucht vor den Dänen.“ Wollen wir hinunterstelgen, um das Denkmal genauer in Augenschein zu nehmen? Auf dem Würfel liegen — wie auf jüdischen Leichenmalen als Gedächtnißzeichen — kleine Trümmer von Steinchen, mit denen Kinder gespielt, auch Feldblumen, zu Sträußen gebunden, wahrscheinlich weggeworfen, aber doch noch frisch. Von zwei Seiten, von der Börse und dem Rathhause, die mit einander wenigstens eilf Thürme zählen, schauen auf Goldgrund bunte Wappenschilder zu und nieder, drei verschiedene, die sich immer wiederholen. Auf unser Befragen bedeutete uns ein vorübergehender Schiffer mit stolzem Blicke: „Das ist unser, das Lübecker Wappen. Das dort ist das Fischernetz, weil einmal die Schiffer das belagerte Lübeck befreit, das zweite ist der Adler Lübecks, das roth und weiße, das ist unsere Fahne.“

Oder treten wir hier unter den Bogen in den Stadtweinkeller? Leider ist er nicht wie zu Bremen Eigenthum der Stadt, sondern seit Napoleon an Privatleute vergeben. Die andere Seite des mächtigen Gewölbes hat ein Schlächter gemiethet. Man leuchtet uns mit Kerzen umher in dieser Unterwelt, in der man fünfundsiebzig Kreuzgewölbe zählt. Jenes hübsch geschnittene messingbeschlagene Faß von 1780 enthält allen Franzwein. Dieser Raum heißt „die Rose,“ ein anderer „die Lilie,“ von den Gesellschaften, die sich da versammeln. Auf einem holländischen Kamine steht die Inschrift, welche aus dem Plattdeutschen übersetzt etwa heißen dürfte: „Mancher Mann laut finget, wenn man ihm die Braut bringet. Wüßte er was man ihm brächte, daß er wohl weinen möchte.“ Hier wurden nämlich die jungen Ehepaare nach der Trauung von Priestern eingeführt. Unfern davon ist die Pforte eines verschütteten unterirdischen Ganges, durch

welchen, wie man behaupten will, die geiſtlichen Herrn von der Marienkirche hieher gelangten und zechten. Was iſt aber alles das gegen die Admiralstafel in gar trautem Raume, wo die Schiffer ſitzen und trinken! Die Tafel iſt aus den Planken des letzten Admiralsſchiffs des alten Lübeck gefertigt (1563—1570). Noch heute zeigt man den Ort, wo Jürgen Wullenweber und Alexander von Soltwedel ihre Humpen leerten, indem ſie über die Größe der Hanſaſtadt ſannen. Wie eigenthümlich und heimiſch dieſe Kellerſtuben, wo kein anderer Sonnenſtrahl leuchtet, als der noch im Rebenblute funkelnde!

Auch an der Marienkirche baut man bedeutend; an allen Gotteshäuſern wird hier, ſo ſcheint es, gezimmert, als wären es Schiffe, um gegen die Dänen zu fliegen. Am erwähnten herrlichen Münſter, welches lebhaft den Dom zu Köln und den von Prag auf dem Hradſchin vergegenwärtigt, arbeitet man außen am Chor. Im Innern wird die Orgel gebaut von einem Thüringer aus dem Harz, einem Meiſter von bedeutendem Ruf. Bekanntlich gehört das mächtige Denkmal der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an. Gleich die Vorhalle, die von zwei ſchlanken Monolithen getragene „Briefkapelle“ iſt ein Wunder der Architektur. In der Kirche ſelbſt, welch herrliche Verhältniſſe! das reinſte Aufſtreben! Abgeſchmackte, ſchwere, rococoprächtige Grabmäler hängen wie Stigmata an den erhabenen Pfeilern, vermögen ſie jedoch nicht in die Tiefe zu ziehen. Blicken wir weg von dieſen grauſen Paſtorenbildern — lauter Perrücken und weiße Halsſchüſſeln — nach den trefflich geſchnitzten Betſtühlen mit Baldachin und Galerie von Filigranarbeit. In der Mitte vor der Kanzel ſchaaren ſich alterthümliche Stühle zu einer Muſterkarte, lauter kleine originelle Sitze, die meiſt gleichfalls etwas Schiffmäßiges haben. Die große berühmte Uhr (1405), welche ſich aber mit der aſtronomiſchen zu Straßburg nicht vergleichen läßt, will wohl jeder geſehen haben, wo möglich Mittags Schlag zwölf Uhr, wenn der Kaiſer und ſämmtliche Kurfürſten dem Heilande ihre Aufwartung machen und mit einer Verbeugung an ihm vorbeiſchreiten. — Nahebei befindet ſich die Beichtkapelle mit ihren am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts durch den Italiener Livi zuſammengeſetzten Moſaikfenſtern aus der abgetragenen Burgkirche und Overbeks Einzug in Jeruſalem. Ein anderes Werk, das der Meiſter für ſeine Vaterſtadt gemalt, den Abſchied von dem Leichnam Chriſti, müſſen wir in der reſtaurirten Gallineakapelle ſuchen: ein paar Betſtühle ſeitwärts, ſpiegelndes Steinmoſaik, Spitzbogenfenſter mit engen Gittern, dahinter, wie hinter einem Netze, grüne Bäume des Marienfriedhofs. In der Todtenkapelle feſſeln uns die Geſtalten des bekannten Todtentanzes. Den Hintergrund des Gemäldes bildet Lübeck mit ſeinen Thürmen, die Travemündung, das Meer mit ſeinen Schiffen. Wie hold und zart iſt das Jungfräulein! der Junggeſelle blickt noch nach ihr um, während der Knochenmann zwiſchen beide tritt. Letzterer trennt auch Kaiſer und Kaiſerin; dieſe zeichnet ſich durch den hohen Bau ihres ſeltſamen Kröntleins aus und führt den Spruch:

„Alſ Zeit und Stunde da, ſo geb ich mich darein,
Und will auch herbeud dir, mein Kaiſer, ähnlich ſeyn.“

Leider daß, wie die Bilder übermalt, ſo auch die Reime moderniſirt ſind. Wie naiv ſind z. B. die plattdeutſchen Zeilen, die man zu Füßen des Wickelkindes überſinnelt hat:

„O Dot, wie ſal ick dat vorſtan?
Ick ſal dannſen unde kan nich ghan!“

Eigentlich hätte Emanuel Geibel die hochdeutſchen Sprüche für dieſe Kapelle ſeiner Vaterſtadt dichten müſſen, die er jetzt mit dem Süden von Deutſchland vertauſcht hat. Man verſteht einen Dichter erſt ganz, wenn man ſeine Heimath kennt. — Unterlaſſen wir nicht, die eroberte däniſche Fahne zu betrachten, welche in der Marienkirche aufgehängt iſt. Hier iſt alles Geſchichte, deutſche Größe. Kaiſer Rothbart ſchirmte Lübeck gegen die Dänen; jetzt ſchützt uns kein Barbaroſſa vor ihnen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 40. 3. Oktober 1852.

— O God!
How weary, stale, flat, and unprofitable
Seem to me all the uses of this world!
Fye on't! O fye! 'tis an unweeded garden,
That grows to seeds.

Shakespeare.

Pariſer Bilder.

I. Vanity fair.

Wer ſich in die Vergangenheit zurückträumen will, der ſucht den Oſten, der ſucht Italien auf, die Länder der Erinnerung und der Ruinen. Rom iſt die Hauptſtadt derſelben, die Capitale der klaſſiſchen Welt; es iſt die eingeſargte Geſchichte, ein Rieſenleib, aus dem das Leben entflohen iſt. Tauſende zieht es jährlich über die Alpen, um jene Wunderbauten anzuſtaunen, die ſelbſt in Trümmern nichts von ihrem Zauber verloren haben. — Drüben, jenſeits des Oceans, im Weſten, in der neuen Welt, da winkt uns die Zukunft aus der friſchen jungfräulichen Natur, aus der Urſprünglichkeit der Anmuth und der Fülle. Wir ahnen die werdenden Tage an der Wiege, im Kindesalter des wachſenden Geſchlechts. Und Millionen wandern heute, wie einſt die ſonnenanbetenden Völker, der Sonne nach; nicht das Vergangene, ſondern das Kommende zieht ſie an.

Die Geſchichte hat einen langen Lauf zu machen von jenen Ruinen bis zu dieſer Zukunft. Zwiſchen dieſen beiden Extremen liegen wir ſelbſt, unſere Gegenwart, unſer Leben. Mag das alte Europa im Mannes- oder im Greiſenalter ſtehen, es puſirt noch immer kräftig genug, um noch eines langen Abends gewiß zu ſeyn. Erſt wenn die Völker die Aufgabe erfüllt oder verkannt haben, welche ihnen die Geſchichte geſtellt, iſt der Zweck ihres Daſeyns erreicht und ſie werden von derſelben überſchritten. Das erſte können wir nicht annehmen, das letzte wollen wir nicht hoffen, und da jeder ein wenn auch nur unendlich kleines Theilchen dieſes Daſeyns, dieſes Lebens bildet, ſo lockt es uns ſtets zu den großen Centralpunkten des europäiſchen Lebens, wo wir den Herzſchlag deutlicher fühlen. Nicht die Ruinen, nicht die Natur verlangt uns zu ſehen, ſondern die Menſchen und ihr Treiben, die Perſonen, nicht die Dinge. Wir möchten die Fäden aufſuchen, die das Ganze zuſammenhalten, den Impulſen nachſpüren, welche daſſelbe bewegen.

Daß Paris ein Herz iſt, deſſen Pulsſchlag Europa in ſeinen fernſten Gliedern erzittern macht, das wiſſen wir aus neueſter Erfahrung. Eine Art Geheimniß umgibt dieſe wunderbare Stadt, in der heute tiefe Ruhe und Stille, morgen vollſtes Leben und Bewegung herrſcht. Welch plaſtiſche, und doch wieder ſo elaſtiſche, weich energiſche, und doch wieder ſo unſtäte Natur! Der eigenthümliche Reiz, welcher in dieſem Wechſel liegt, zieht jährlich Schaaren von Reiſenden über die Ardennen und Vogeſen. Nehmen

Sie mich für einen dieser Touristen und lassen Sie mich nach „daheim“ plaudern von diesem Gewoge an der Seine. — Alles im Leben, auch das Nichtigste, hat seine ernste Seite, auch im Kleinsten spiegeln sich die großen Gesetze der Welt; aber nicht gleich dem Professor vom Katheder mit doktrinärer Breite und systematischer Anordnung will ich von Paris und den Pariſern ſchreiben, ſondern als ein Flaneur, der ſich treiben läßt, wohin ihn die Welle führt.

Der Flaneur iſt kein Cicerone, der dem Reiſenden, welcher ſich ſeiner Führung einmal anvertraut hat, nichts ſchenkt, der alles erzählt, was ſich ereignet hat und ſich hätte ereignen können, von dem Augenblick, wo der Grundſtein gelegt wurde, bis auf den heutigen Tag, obgleich das alles viel ſyſtematiſcher und gründlicher im handbook for travellers ſteht; es ſey denn daß Mylord — bekanntlich gibt es keinen Engländer, der nicht einige Ausſicht auf die Peerage hätte, wie ein Deutſcher auf den Geheimerath — den Redefluß dadurch abbricht, daß er mit ſeinem Namen irgend ein noch freies Fleckchen des Monuments bekritzelt. So vollgemeſſene Dienſte erwarten und verlangen Sie nicht von mir. Ich denke man kann eine Sammlung geſehen haben, ohne daß hinter jeder Nummer des Katalogs ein Kreuz als Vidi ſteht.

Auch verwechſle man nicht den Flaneur mit einem „Bummler.“ Der letztere iſt ein Flaneur in's Berliniſche überſetzt, während dieſer eine ausſchließliche Pariſer Spezies iſt. Jeder Fremde wird hier unwillkürlich zum Flaneur, denn dieſer iſt keine Zugabe zum Straßenleben an der Seine, ſondern eine Nothwendigkeit, er iſt kein Paraſit, ſondern ein ganz naturwüchſiges Produkt. Bummeln kann jeder von Natur und man kann es überall; flaniren muß erlernt werden und man kann es nur in einer Hauptſtadt, wo es ein ausgebildetes großartiges Straßenleben gibt, wo die Gaſſe die Stadt iſt. Iſt in dieſem Leben nichts mehr zu errathen, wie im Süden, dann hört auch das Flaniren auf; aber hier, wo das volle Tageslicht das Leben und die Oeffentlichkeit beſcheint, birgt es ſich gleichwohl hinter einer Maske und ſpielt Verſtecken mit uns. Dem Norden fehlt dieſes alles und ſomit auch der Flaneur. Dieſer kommt der Neugierde höchſtens entgegen, der Bummler läuft ihr nach; der erſtere will ſich unterhalten, der letztere will unterhalten ſeyn; jener iſt ſtets beſchäftigt, aber nicht was und wo, ſondern wie er ſieht, unterſcheidet ihn von dieſem, der unbeſchäftigt und zwecklos ſich durch die Menge treibt. Die beſten Flaneurs ſind die Deutſchen, weil ſie gehen, um zu ſehen, die ſchlechteſten die Engländer, weil ſie gehen, um gegangen zu ſeyn. Doch flaniren wir, das iſt beſſer als jede Definition.

Wenn ein Fremder in einem Hauſe bekannt werden will und nicht bloß ſeine Karte mit der eingeknickten Ecke abzugeben beabſichtigt, ſo muß er zum erſten Beſuch die Viſitenſtunde wählen und zufrieden ſeyn, wenn man ihn zunächſt bloß im Salon empfängt. Auch mit Paris und der Gegenwart, die es bewohnt, hält man es am beſten ſo, denn was hätte man davon, wenn ſich Madame entſchuldigen ließe, bloß aus Aerger darüber, daß man ſich ohne Grund von der althergebrachten Sitte emancipirt hat? Sind wir erſt vertraut geworden und haben uns durch die nöthigen Egards dieſer Huld würdig gezeigt, dann empfängt ſie uns ſpäter wohl im Boudoir oder gar nach franzöſiſcher Weiſe im Schlafgemach. Haben die Franzöſinnen auch den Fiesko nicht geleſen, ſo wiſſen ſie doch alles, was ſich über den Werth der Negligétoilette darin geſagt findet oder ſagen ließe.

Gleich allen Hauptſtädten hat auch Paris ſeine Frontſeite, wie Berlin die Friedrichſtadt, London ſein Weſtend. Auf der Seite der elyſäiſchen Felder liegt der Triumphbogen de l'Etoile gleich dem großen Portal eines Palaſtes, durch welches man einfährt, wenn man einen feierlichen Beſuch beabſichtigt, oder zu einer ceremoniellen Geſellſchaft eingeladen iſt. Zu beiden hat der Fremde ein Recht, wenn er mit guten Empfehlungsbriefen in Geſtalt vollgültiger Wechſel verſehen iſt; durch die andern Pforten des Hauſes ſchlüpft, wer als Client erſcheint; die Dienerſchaft verkehrt dort und die vertrauten Freunde gehen dort aus und ein. Im frenggegliederten Paris vertreten die Boulevards offenbar die Beletage, wo der Reichthum, der Luxus ſich zuſammengedrängt hat, und dieſe laufen in die Champs elyſées aus, die im Corps de Logis die Staatsgemächer bilden.

Wohl keine Stadt der Welt hat ſolch prächtige Räume wie die vom Platze de la Concorde bis zum Triumphbogen, von der Seine bis zum Gardemeuble. Hunderttauſende können ſie aufnehmen, und es gibt Tage, wo es hier ſo voll iſt wie auf einem engliſchen Rout, wo ſelbſt der langjährige Freund des Hauſes nicht mehr die Gäſte kennt und dieſe aneinander gehen, ohne ſich näher gekommen zu ſeyn. Von den beiden Pferdebändigern, die am Eingange der elyſäiſchen Felder Portiersdienſte thun, bis zum Triumphbogen des Kaiſers iſt es mehr als eine engliſche Meile, und eine breite Allee, die Avenue der Champs élysées, verbindet dieſe beiden äußerſten Punkte. Bis zu ihrer Mitte dehnt ſich rechts und links ein Wäldchen von Ulmen und Linden aus, aber vom Rondpoint an treten die Häuſer wieder bis dicht an die Avenue heran. Der rechte Theil dieſes Wäldchens iſt der kleinere und elegantere, der linke, wohl dreimal größere hat mehr ein volksthümliches Gepräge.

Wenn man die Hausfrau und die Gäſte kennen lernen will und doch in der Geſellſchaft ein Fremder iſt, ſo hält man ſich am beſten zunächſt an die Ausſtattung des Salons; ſie verräth oft mehr vom innern

Wesen und Treiben als eine lange Bekanntschaft. Welche Fülle von Folgerungen kann man aus steifgezupften Rückenkissen ziehen, die so prächtig mit Perlen gestickt, aber so unbequem wie glänzend sind, besonders wenn eines in der Mitte, eines in der rechten, eines in der linken Ecke prangt, wie die Points eines Regiments, das man einrichten will! Welch steifer, kleinlicher Geist spricht aus einer Mahagoniplatte, auf der um die Urne in der Mitte die Albums so regelrecht geordnet sind wie die Fächer einer Windrose! Liest man wohl in einer Büchersammlung, deren Bände wie nach dem Lineal gestellt sind, oder schreibt man an einem kokett mit allen Utensilien versehenen Schreibtische, auf dem selbst das Löschpapier ohne Flecken und die Federn ohne Dinte sind? Welche Dokumente enthalten die Mobilien, wenn sie symmetrisch geordnet einander gegenüber stehen wie in einer Française, und wenn eine wahre Verzweiflung aus einem Lehnstuhl oder einer Etagère spricht, die kein Bisavis gesunden haben? Es wird uns unwohl in solchen Salons, die nur zum Ansehen bestimmt zu seyn scheinen, und hungrig wie in den Küchen von Broek, in denen nie Feuer brennt. Die ganze Hohlheit des modernen Lebens spricht aus diesen Divans, die nicht zum Ruhen, diesen Albums, die nicht zum Blättern, diesen Büchern, die nicht zum Lesen sind. Auf dem Parket solcher Räume trillern sich denn nun die Gesellschaftskreisel der Gegenwart, und man rechnet in ihnen auf die Abendbeleuchtung, welche das Rouge und Blanc der Wangen verdecken soll und die äußern Chiffons glänzen läßt, unter welchen man die innern Lumpen verbirgt.

Vergebens sucht man in den Champs elysées nach Denkmälern, nach Kunstwerken, nach prächtigen Palästen, nach glänzenden Gebäuden; nur die Dimension ist großartig, nicht die Einrichtung. Vom Triumphbogen bis zum Rondpoint, auf dem eine Fontaine gelegentlich springt, sind es meist Werkstätten von Wagenbauern, Pferdehändlern, Cafés zweiten und dritten Rangs und zum Vermiethen gebaute Häuser, welche die Avenue einschließen, aber sie bleiben in ihrem Aeußern, mit geringen Ausnahmen, hinter dem Durchschnittswerth der Pariser Neubauten zurück. Und doch, wer bei Nacht vom Fuße des Obelisken auf dem Platz de la Concorde bis zum Arc de l'Etoile hinab schaut, auf den machen diese prächtigen Gemächer in der vollen Beleuchtung der Hunderte von Gaskandelabern einen unbeschreiblichen Eindruck; noch mehr aber an einem schönen Sommerabend, wenn die glänzende Gesellschaft, welche die Welt der Champs elysées bildet, länger als gewöhnlich geblieben ist und über diesem bunten Gewimmel allmählig die volle Mondscheibe hinter dem Dome von Notredame empor steigt. Die tiefen Schatten, welche die üppig belaubten Bäume werfen, die glänzenden Lichter, die auf und durch die grünen Blätter fallen, und dazwischen Tausende von eleganten Damen im Lustre einer Pariser Toilette, umschwärmt von Männern, die sie bewundern oder zu bewundern scheinen, eine lange Reihe von Equipagen, die ohne abzubrechen rechts hinauf und links hinunter fahren, daneben Amazonen zu Pferde und Cavaliere, die sie geleiten oder verfolgen. Aber dieses Leben beim Lampenschein ist etwas Außergewöhnliches, die eigentliche Empfangsstunde der Champs elysées liegt dicht vor dem Untergange der Sonne und dem Beginn der Theater, vor einer späten und nach einer frühen Dinerzeit. Von dem Reiz des bunten Treibens geht vieles verloren beim Tageslicht, und auch der sonst so großartige Eintrachtsplatz erscheint uns weniger glänzend. Der Obelisk von Luxor, dieser seltsame Beweis egyptischer Kraftvergeudung und sinnloser Verschwendung, paßt nicht zum Rococo, das ihn umgibt, zu dem Marineministerium nördlich und dem großen politischen Komödienhause südlich vom Platz. Die Gaskandelaber, ähnlich denen auf der Piazza Navona zu Rom, die unschönen Pferdegruppen Coustous wollen nicht mit den prächtigen Springbrunnen harmoniren. Man fühlt es unwillkürlich, daß das Ameublement aus allen Enden der Welt zusammengeborgt ist, das der Geschmack der verschiedensten Zeitalter zur Ausschmückung des Platzes beigetragen hat.

Dieser Schmuck ist in den Champs elysées außerordentlich dürftig. Unter dem Laubdach der Bäume finden sich eine Menge kleiner, leicht gebauter Erfrischungslokale, zu beiden Seiten der Avenue ein Café chantant, nur links eine größere Restauration, aber so weit abgerückt, daß sie kaum zum elysäischen Leben gehört. Der Circus Franconi ist das einzige Gebäude, dessen Aeußeres einen stabileren Charakter trägt und von größerem Umfang ist; aber selbst bei diesem ist die Außenseite schmucklos und einfach, und man würde kaum errathen, daß gegen zweitausend Personen in demselben Platz haben. Diese Etablissements sind nach Größe und Ausstattung kaum mehr als Präsentirteller oder Büffets, an die man im Laufe des Abends flüchtig herantritt; sie bilden keinen Mittelpunkt für die Gesellschaft wie eine besetzte Tafel. Sie bieten auch nur die einfachsten, leichtesten Erfrischungen, und außer einem Glas Limonade, Gefrorenem oder einer Tasse Kaffee findet man fast nichts.

Die Cafés chantants sind eine Einrichtung neuer Erfindung, erst in den letzten Jahren entstanden. Sie bieten der Gesellschaft musikalische Genüsse, Vokalsachen mit schwacher Begleitung. Die Künstlerinnen sind meist Damen in außerordentlich eleganter Kleidung; die Musik besteht aus Arien von Verdi und den verwandten Componisten. Wie im Salonleben der Gegenwart löffelt zu den italienischen Solfeggien das Publikum seinen Kaffee und macht eine mehr

oder weniger laute Converſation. — Die glänzende Toilette der Sängerinnen ſoll, nebenbei bemerkt, meiſt dem Wirth gehören und die armen Mädchen oft nichts ihr eigen nennen können, nicht einmal eine Stimme. Wie die Compoſitionen und Stimmen ihre Armuth nur dürftig unter den Coloraturen und Schnörkeleien verdecken, ſo verbergen die mit Bändern und Spitzen beſetzten Kleider das Elend der decolletirten Damen. Die luſtigen Stoffe hüllen ſie nur wie in eine Wolke ein, und es macht einen faſt traurigen Eindruck, dieſe oft ſchönen Geſtalten an einem feuchten, kalten Abend eine glühende italieniſche Arie abfröſteln zu hören. — Die Muſik iſt im Café chantant eine Zugabe wie im Salon, um die gelangweilten Gäſte beſſer zu unterhalten; man intereſſirt ſich nicht dafür, man iſt nicht deßhalb gekommen, aber es gehört zum guten Ton, ſie zu machen und anzuhören.

Der Circus Franconi, von dem aus der Welt ganze Generationen von Kunſtreitern und Jongleurs zugeſchickt werden, iſt die Pflanzſchule aller Clowns und Harlekins, die Wiege aller Amazonen und das große Erziehungsinſtitut der Seiltänzerinnen. Auriol, faſt ein Greis, wenigſtens über ſechzig Jahre, treibt dort ſein Weſen und biegt allabendlich zum Entzücken der Pariſer ſeine Knochen in den widernatürlichſten Richtungen, als hätte er tauſend oder vielmehr gar keine Gelenke. Aber die tollſten ſeiner Verrenkungen werden von einem armen Krüppel überboten, der am Fuße der Juliſäule von ſeiner Mißbildung das tägliche Brod erwartet. An dieſen Verdrehungen iſt natürlich nur das Unnatürliche zu verwundern, und gerade darauf iſt der „Künſtler“ ſtolz. Wie aus dem Tanz der modernen Geſellſchaft, ſo iſt ſelbſt aus den Geſchicklichkeitsproben des Jongleurs Kraft und Anmuth verbannt.

Das moderne Virtuoſenthum der Seiltänzerei iſt nur eine Abart des allgemeinen, das gleich ihm auf einer Saite tanzt. Die erſtaunliche Leiſtung liegt lediglich in der Schwierigkeit. Trotz der ausdauernd-ſten Uebungen würde ſelbſt das Geſchlecht der Auriols ſolche Unnatur nie ausführen können, wenn nicht ſchon in früheſter Jugend die Gelenke gerenkt und die Bänder gedehnt worden wären; aber wie der Acrobat des Circus Franconi, ſo findet auch jedes Wunderkind ſeinen Meiſter, denn es wird ſtets Eltern geben, die noch früher als die andern die armen Weſen in's Miſtbeet pflanzen, um deſto raſcher ernten zu können. Und die ſiebzigjährige Madame Saqui, die greiſe Aeltermutter der Seiltänzerinnen, das Pendant zu den Wunderkindern, gehört ſie nicht auch zu der modernen Salonwelt, nicht ihrer Erſcheinung, aber ihrem Weſen nach?

Außer den genannten Unterhaltungen bieten die elyſäiſchen Felder nur wenige, es ſey denn man rechnete die gelehrigen Hunde, einen Batonſchläger und ſonſt der „Blague“ von Paris angehörige Dinge dazu. Aber dieſe ſind nicht ſpecifiſch, ſie ſpeculiren nicht auf die elegante Welt, die Welt der Champs elyſées.

Wenn man am Morgen oder den Tag über dieſelben beſucht, findet man außer dem gewöhnlichen Verkehr, der ſeinen Weg hindurch nimmt, alles todt und öde. Nur zu den Beſuchſtunden öffnet ſich der Salon und ſeine Räume ſind dann ſtets voll. Die Geſellſchaft bleibt, nur die Perſonen wechſeln. Was man aus den kleinen Zügen ſeiner Ausſtattung erkennt, das beſtätigt ein Blick auf die Beſucher. Die Champs elyſées ſind dem eigentlichen Volksleben von Paris fremd, ſie ſind der kosmopolitiſchen Geſellſchaft gewidmet, welche durch die Civiliſation gebildet worden iſt. Dem offenen, freien Weſen des Südländers entgegen, bewegt ſich die Geſellſchaft in den reſervirten Formen der Gegenwart. Selbſt der Epicier, wenn er mit Frau und Hund (eine Vereinigung, welche bei weitem häufiger iſt als die mit Frau und Kind) die Avenue abpromenirt, beſtrebt ſich die Sitten und Bräuche dieſer in grau getuſchten Welt anzunehmen. Der Ouvrier mit der Blouſe, der Soldat in Uniform, kurz jedes äußere Standesabzeichen fehlt oder verſchwindet wenigſtens in der allgemeinen Gleichfarbigkeit. Es iſt nicht genteel, zu früh zu kommen, noch auch über die Zeit zu bleiben, und da jeder dieſe Regel kennt, ſo ſieht man binnen wenigen Minuten die Champs elyſées ſich füllen und wieder ſich leeren, als regierte alle ein gemeinſamer Impuls, als bewegte ſie eine gemeinſchaftliche Idee. — Selbſt die Polizei ſcheint den Charakter dieſer Geſellſchaft, welche ſich täglich verſammelt, anzuerkennen. Die Polizei weiß, daß ſie ſich ſelbſt regelt und ordnet und des äußern Eingreifens nicht bedarf, und daß ſie doch nicht organiſirt iſt. Sie verbirgt keine Verſchwörungen, ſie ſchmiedet keine Plane, ſie iſt die einzige ungefährliche, unbeobachtete in ganz Paris. In den elyſäiſchen Feldern gibt es auch keine heimlichen Ecken, wo man ſich ausplaudern, keine Fenſterniſchen, in die man ſich zurückziehen könnte; alles iſt frei, offen, ſelbſt die Bänke haben keine Rückleine, und die Strohſeſſel, auf welchen ein Theil der Geſellſchaft Platz nimmt, werden nur im großen Tanzſaale hart an der Avenue vermiethet.

Die Champs elyſées bergen wie kein anderer Ort der Welt das Modeleben. Es amuſirt ſich dort eigentlich keiner, es weiß niemand, warum er gekommen, warum er gegangen, wie auf einem Rout kennt man ſeinen Nachbar nicht. Es gehört aber einmal zum guten Ton, eingeladen, es gehört zum guten Ton, dageweſen zu ſeyn. Der Schwerpunkt dieſes ganzen Lebens iſt derſelbe, welcher der Reunion der modernen Geſellſchaft überhaupt zum Mittelpunkt dient: es iſt die Eitelkeit. Die Gäſte ſind gekommen, um zu ſehen

und geſehen zu werden; die Eitelkeit iſt die einzige Schüſſel, auf welche ſie eingeladen ſind. Die einen naſchen nur heimlich davon, die andern eſſen mit vollen Löffeln, aber ganz verſchmäht ſie keiner.

In der ganzen modernen civiliſirten Welt iſt die Eitelkeit ein allgemeines Tauſchmittel, aber vorzugsweiſe hoch ſteht ſie bei den Franzoſen im Preiſe. Ich kenne keine Nation, die ſie in ſo hohem Grade beſitzt, und ſollte ich ein Charakteriſtikon für dieſes Volk angeben, ich wüßte kein bezeichnenderes als eben die Eitelkeit. Sie iſt ihm ſo eigenthümlich als den Britten die Selbſtachtung. Und was bleibt dem Deutſchen, wenn dieſe beiden ſich einander gegenüberſtehenden Elemente das Weſen der modernen Geſellſchaft begründen? Iſt es denn nöthig, daß ihm überhaupt etwas bleibt? und ſpielt er denn in dieſer Geſellſchaft eine Rolle? Aber auch die Nationalität verſchwindet im Leben der Champs elyſées, denn ſelbſt jeder Fremde beugt ſich willig unter das Geſetz der Mode.

Die bunte Menge, welche an uns vorübertreibt, bietet ſelbſt dem erfahrenen Auge keine großen Unterſchiede dar; die Geſchichte hat alle Klaſſen ſo bunt durcheinander gerührt, die Formen und Sitten haben ſich ſo vermiſcht, die Induſtrie hat die Abſtufungen des Vermögens äußerlich ſo auszugleichen verſtanden, daß nur noch die Individualität ſich deutlich abhebt, und die Bedeutung des innern Werthes dadurch geſtiegen iſt. — Der perſiſche Geſandte, ein Greis mit ſchwarzer Spitzmütze und langem, ehrwürdigem weißen Barte, fährt in einem beſcheidenen Einſpänner; ſeine Tracht verräth ihn, aber außer ihm kann man nur an wenigen in die Augen fallenden Zeichen die verſchiedenen Klaſſen erkennen. Die Miethequipagen ſind nicht minder elegant als die eigenen, die Livréebedienten mit Phantaſiewappenknöpfen tragen ihr zweifarbiges Tuch mit demſelben Stolz wie die Diener des Quartier St. Germain, und die Lionne, die Lorette, die femme entretenue ſtehen in ihrer Toilette gewiß nicht, in der Feinheit ihres Benehmens nur ſelten hinter der vornehmſten Dame zurück. — Die eintheimiſchen und fremden Induſtrieritter, die Bankiers, die Lions der Geſellſchaft ſind ſo abgeſchliffen, daß ſie in ihrem Aeußern und nach ihren Formen nicht zu unterſcheiden ſind.

Die Anglomanie iſt die Mode des Tages; ſie verlangt Vorliebe für Pferde und Sports, welche den Franzoſen ſonſt nicht natürlich iſt. Da treibt ein Herr ein Tandem im raſchen Trabe durch die Menge; wenn man nicht am Pferde und an der Führung das Gegentheil ſähe, man müßte glauben einen Engländer vor ſich zu haben, ſo hoch ſtehen die ſteif geſtärkten Hemdkragen, ſo geſucht nachläſſig iſt die Kleidung, ſo unverſchämt reckeln ſich die beiden Diener auf dem Rückſitz. Der Pariſer unterwirft ſich dieſer Narrheit contre coeur, aber niemand würde dieß an ſeinem Weſen errathen, ſo nothwendig iſt es augenblicklich für den Lion, die Anglomanie zu theilen. — Wie die Röcke der Bedienten, Paletots mit blanken Knöpfen, auf eine beſtimmte Weiſe vom Kutſchbock fallen müſſen, ſo iſt auch die Haltung, in welcher die Modedame die Champs elyſées beſuchen muß, ſtreng vorgeſchrieben. Man ſieht dieſelbe ſtets zurückgelehnt, tief in den Fond des Wagens gedrückt, dahin rollen, als nähme ſie keinen Theil am Leben, das ſie umgibt.

Man iſt blaſirt nicht aus Ueberſättigung, ſondern aus Mode, und daß ſich dieſer jeder fügt, der in der Beſuchſtunde die Champs elyſées betritt, das iſt es gerade, was das Leben in denſelben ſo eigenthümlich macht. Niemand will außerhalb der Mode ſtehen, jeder zu dem Kreiſe gehören, welchen die Mode bewegt. Je weniger die Individualität ſich erhält und bemerkbar macht, je weniger ſie auffällt, deſto beſſer iſt der Geſchmack und deſto mehr findet er Bewunderung. Die Beſucher der Champs elyſées kritiſiren ſich, ohne ſich zu kennen, ohne ſich mitzutheilen; nur das Aeußere kann natürlich dazu den Stoff liefern, und daher kommt es, daß die höchſte Vollendung in der Form liegt, von welcher ſich gerade nichts ſagen läßt. Man ſieht es den einzelnen Perſonen oft deutlich an, daß ſie wiſſen, wie vollſtändig ſie à la mode ſind, wie genau die Form ihres Benehmens wie ihrer Kleidung dem momentanen Zeitbegriff von dem, was elegant iſt, entſpricht.

Mit dieſer Verallgemeinerung der Form geht der Mangel an Originalität des Charakters in der Gegenwart Hand in Hand, und nicht bloß die Geſchichte, ſondern auch die Champs elyſées geben davon täglich die Beweiſe. Es gibt nichts, was dieſe Welt zuſammenhält und verbindet, und doch findet ſie ſich zuſammen. Indifferentismus gegen alles außer gegen ſich ſelbſt, das iſt ihr Gepräge.

In der Gegenwart, und beſonders in Frankreich, wo die „Gleichheit“ der Individuen mehr als je zur Geltung kommt, iſt es natürlich, daß auch die Volksfeſte im Salon von Paris gegeben werden. Aber ſchon die größeren Räume der linken Seite werden Veranlaſſung, daß dieſes dem ſonſtigen Charakter der elyſäiſchen Felder fremde Leben ſich links gezogen hat. Das genügt, um die rechte, die Nordſeite zur genteelen zu machen. Das Modeleben haßt alles, was den Charakter der Urſprünglichkeit trägt, was irgend Anſpruch auf Lebensfriſche macht. Links findet man auch an den Wochentagen Ballſchläger und Boulespieler, und unter den kleinen Kaffeehäuſern ſogar eines, in welchem Straßburger Bier verkauft wird. Links liegen einzelne kleine Schießſtände, wo die Gamins und Arbeiter um einen Sou nach der Scheibe ſchießen können. Links liegt aber auch die Wache, welche ſich überall findet, wo das Volk auch nur gelegentlich

einen Vereinigungspunkt finden könnte. — Rechts, unter den eleganten Herrn und Damen, die im Empfangszimmer der Modewelt nur erscheinen, um wissen zu lassen, daß sie erschienen sind, bedarf es solcher Vorsichtsmaßregeln nicht.

Dieses Treiben verändert sich aber vom Rondpoint bis zum Triumphbogen de l'Etoile; denn die Spaziergänger verlassen nur selten die schattige Partie, und die Equipagen und Reiter scheinen, wie die Tänzer im Ballsaal, des zuschauenden Publikums zu bedürfen. Die Sportsmen, auch diejenigen, welche im Auftrage der Pferdehändler dort die Pferde derselben sehen lassen, die Amazonen, welche eine etwas freiere Arena lieben, ziehen sich gelegentlich dahin zurück. Das Château des flours, der Wintergarten, Herrn Charles Menagerie verkünden, daß der Charakter der Avenue sich ändert, je mehr sie sich dem Triumphbogen nähert. In ähnlicher Weise laufen die Champs elysées seitwärts aus, nach der Seine wie nach der Straße St. Honoré zu.

Man pflegt von der eigentlichen eleganten Welt zu sagen, sie amüsire sich nie, sie langweile sich nur weniger, und die Welt der Champs elysées macht diesen Eindruck überall, selbst da wo sie ausschließlich dem Vergnügen nachgeht. Es ist dieses für sie kein Genuß, sondern ein Geschäft, und die Rastlosigkeit, mit dem sie demselben obliegt, läßt zuweilen fast glauben, sie komme einer Berufspflicht nach. Viele Equipagen erscheinen ganz regelmäßig in den Champs elysées, denn ihre Besitzer wissen nicht, wie sie die Stunde anders hinbringen sollen, welche in ihrem Zeitbudget dazu ausgeworfen ist. Der Umfang dieser Classe, welche nur dem Vergnügen lebt, ist wohl in keiner Stadt so groß als in Paris. In gewissem Sinne ist sogar „Vergnügen" der einzige Lebenszweck der ganzen Bevölkerung, und plaisir à tout prit die Devise ihres Lebens. Aber die Mode hat dieses Vergnügen vorgeschrieben, sie hat die Speisekarte aufgesetzt und geordnet, von der ein homme comme il faut nun einmal nicht abweichen darf, und an der er durchaus Geschmack finden muß. Es ist nicht möglich einen genauen Bericht davon zu geben, aber das Wesen derselben ist in jeder Richtung dasselbe. Man hat sich den Magen verdorben und wundert sich, daß nichts mehr schmecken will. Aber anstatt sich durch gesunde Diät zu heilen, hat man die erschlafften Nerven durch das Pikante von neuem zu reizen gesucht und ist beinahe dahin gekommen, die Gesundheit selbst darüber einzubüßen. Die vollkommenste Apathie ist eine natürliche Folge der Uebereizung, um so mehr da sie System geworden ist.

Wenn die Volksfeste die Champs elysées auf einmal fast fieberhaft beleben, wenn man dann die ganze Lebensfrische, die Genügsamkeit, die Elasticität der großen Massen unmittelbar an dem Orte sieht, an welchem man am Tage zuvor die elegante Welt sich in ihrer gewohnten Weise bewegen sah, dann ermißt man erst, welch ungeheure Kluft diese beiden Extreme trennt, eine Kluft, die fast unmöglich auszufüllen ist; man begreift warum die sogenannten gebildeten Schichten der Gesellschaft die Zügel der Herrschaft verloren haben.

Wenn die elegante Welt ganz das allgemeine, kosmopolitische Gepräge trägt, so ist umgekehrt das Volksleben der Champs elysées ausgesprochen und specifisch pariſisch. Aus jedem seiner Züge spricht diese seltsame Verbindung von Beschränktheit, die der Bildungsstufe entspricht, und von Universalität, die durch die vielseitigen Eindrücke eines so concentrirten und ausgebildeten Lebens hervorgebracht wird.

Der Gamin von Paris, von Jugend auf an die großartigsten Schauspiele, an den erschütternden Wechsel gewöhnt, ist gleichwohl mit wenigem zufrieden, wenn es ihm nur in einer neuen Form geboten wird. Genügsam in seinen persönlichen Bedürfnissen, sucht er den Genuß im Austausch; er spielt überall mit und weiß in der Rolle des Zuschauers einen Reiz zu finden, der dem blasirten Lion unbegreiflich ist. — Das Volk staunt nichts an, es bewundert nichts, aber es übt die Kritik des Muthwillens und des Scherzes; je mehr es zu demselben angeregt wird, desto mehr ist es befriedigt.

Ich bin Stunden lang den treibenden Massen gefolgt, welche an den großen Volksfesten der letzten Zeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Champs elysées belebten. Aber keine Blague war zu erbärmlich, keine Aufschneiderei zu grell, um sie nicht auf einige Minuten zu fesseln. Das bärtige Mädchen, der Herkules, eine Mißgeburt, ein wildes Thier, ein Taschenſpieler, alles dieß speculirt nie vergebens auf die Sous des Volks, obgleich diese Art von Unterhaltung ihm täglich geboten wird. Wenn die elegante Welt sich des Vergnügens, des Ausdrucks der Erregung schämt, die Individualität unter der allgemeinen hergebrachten Form zu verbergen strebt, so läßt sich das Volk, die Masse, frei gehen und gibt sich dem ersten Eindruck weit rückhaltsloser hin als irgend anderswo in der Welt. Für jedes Gefühl liegt das Wort auf der Zunge, für jeden Gedanken ist der Ausdruck sofort gefunden. Diese Bewegung mag vorübergehend, der Eindruck oberflächlich seyn, aber im Augenblick, wo sie vorhanden, sind die Gefühle wahr und lebhaft.

Und doch sind auch für diese den Gebildeten so fern stehenden Volksklassen die elysäischen Felder nichts als der große vanity fair, der Markt der Eitelkeit. Nur ist es nicht die individuelle, sondern die nationale Eitelkeit, die dort Befriedigung sucht. Nur was der Nation schmeichelt, spricht an, und der tollste Possenreißer,

der albernſte Harlekin wird Gehör finden, wenn er auf die nationale Eitelkeit zu ſpeculiren verſteht. Die regelmäßige Corſofahrt in den Champs elyſées entſpricht den individuellen Schwächen eben ſo ſehr, als die Volksfeſte den nationalen; durch beide geht derſelbe Grundton. Dort wie hier iſt das „geſehen werden" nächſt dem ſehen das Wichtigſte. Ohne die Zuſchauer würden die elyſäiſchen Felder keinen Reiz beſitzen. Der Lion beweifelt nicht, daß er die Blicke aller auf ſich zieht, gerade weil er ſie zu ignoriren ſcheint; die Menge iſt überzeugt, daß ganz Europa vom Feſte ſprechen wird, obgleich ſich Frankreich über das Urtheil der ganzen Welt erhaben dünkt.

Für die Geſellſchaft hat der Prinzpräſident Orden und neue Uniformen, für die Maſſen Fahnen, Adler, Illuminationen und St. Bernhardsübergänge. Beide verachten vielleicht den Geber, aber nicht die Gaben. Honneur und gloire im individuellen wie nationalen Sinne ſind die Angelpunkte, um welche ſich das Leben der Franzoſen, vorzüglich der Pariſer dreht; es ſind die einzigen Springfedern, welche ſie noch anzuregen im Stande, die einzigen Genüſſe, in deren Befriedigung ſie nicht zu erſättigen ſind. Aus vielen einzelnen Zügen in ihrer Geſchichte wie in ihrem Gebahren kann man dieß erkennen, aber nirgends ſpricht es ſich deutlicher aus als im Leben der Champs elyſées.

Aus Süddeutſchland an die Adria.

X.

Wenn Winkelmann die Kirchen Venedigs für intereſſanter hielt als die Kirchen Roms, ſo mag er an den Markusdom gedacht haben, dieſes für den forſchenden Geiſt ſo anziehende Räthſel, dieſes in das Abendland herein geheimnißte Stück Morgenland; er mag auch gedacht haben an die Menge von geſchichtlichen Denkmalen in dieſen Kirchen, wo die großen Dogen mit ihren großen Thaten ruhen; aber an und für ſich kann Venedig mit Rom keinen Vergleich aushalten in Bezug auf Kirchenbau. Gerade das Werden, das ſich Entfalten vom Keime bis zur Frucht, macht den Mittelpunkt der chriſtlichen Welt ſo intereſſant: eine Geſchichte, eine ſelbſtſtändige Baugeſchichte, eine neue, eigenthümliche Stylentwicklung hat die chriſtliche Kirche in Venedig nicht gefunden. San Marko iſt A und O, an ihm hat faſt ein Jahrtauſend fortgebaut, faſt alle Zeiten der Kunſt vom neunten bis zum achtzehnten Jahrhundert haben ſich daran beſchäftigt. Die Gründung fällt in das Dogat des Pietro Orſolo I. 977, vollendet wurde er 1071, eingeweiht 1083 unter dem Dogen Vitale Falier. Die Ausſchmückung der Giebel mit gothiſchen Spitzen geſchah im vierzehnten Jahrhundert, der Moſaikſchmuck geht fort bis in die modernen Zeiten.

Treten wir in die Mitte des Platzes vor die drei hohen Flaggenſtangen. Da zeigt ſich uns die weſtliche Hauptfeite 148 Fuß breit, bis zur Spitze der Kuppel 110 Fuß hoch. Ueberragt vom freiſtehenden Glockenthurm und ſelbſt von dem maſſigen Dogenpalaſte, erſcheint die Kirche nichts weniger als großartig. Hunderte von gothiſchen Hauptkirchen ſind viel, viel größer, und was bedeuten dieſe 148 Fuß Breite, was bedeuten dieſe 110 Fuß Höhe und dieſe 220 Fuß Länge gegen die 161 Fuß Höhe nur des Mittelſchiffes und 532 Fuß Länge (und Thurmhöhe) des Kölner Doms! Auch das Ulmer Münſter hat 486 Fuß Länge, 205 Fuß Breite und ſein Thurm wäre 520 Fuß hoch geworden. Das iſt freilich ein Flug des germaniſchen Geiſtes, den das knechtiſche Byzanz nimmer auch nur ahnen konnte. Von der Sophienkirche in Byzanz aber iſt die Grundform der Markuskirche entlehnt. Wenn jene größer iſt und originaler, ſo iſt dieſe dafür, namentlich an der äußern Schauſeite, reicher und prächtiger: venetianiſche Aeußerlichkeit, heitere Verbrämung, leichtes Licht- und Farbenſpiel über die gebundene, drückende Schwere des Ganzen hin!

Der eigentlichen Kirche baut ſich eine Vorhalle an, die ſich an der Nord- und Südſeite als Seitenumgang fortſetzt. Dieſe gewölbte Vorhalle öffnet ſich nach außen mit ſieben hohen Rundbogen, wovon die zwei äußerſten, dem Seitenumgang gehörig, ſchmaler ſind, der mittlere aber, als Hauptportal, etwas höher iſt. Dieſe ſieben Eingänge ſind überreich mit Säulen und Säulchen umſtellt. Die Halle krönt ſich mit einem ganz wagrechten ſteinernen, durchbrochenen Geländer. Hinter demſelben erhebt ſich die eigentliche Kirchenfaçade in fünf gleichſam auf die untern geſtellten Rundbogengiebeln; je die zwei äußern rechts und links ſind gleich groß und undurchbrochen, Moſaikbilder glänzen auf goldenem Grunde. Der mittlere iſt wieder etwas höher und mit einem Fenſter verſehen. Das Maſſige, Ungefüge und Unorganiſche dieſer Façade entgeht keinem Auge. Was an innerem Leben, an freiem Wuchſe fehlt, das ſuchte man zu erſetzen durch äußerlich hinzugefügten Reichthum an Säulen, Skulpturen und Moſaiken. Das Gold der Moſaikſtifte in den fünf untern und den vier obern Rundbogenfeldern wurde nicht geſpart; Säule an Säule, Säule über Säule aus allen Stylen und Ländern zu einem ganzen Wald wurde an die Zwiſchenpfeiler geſtellt. Fünf weiß gedeckte Kuppeln, die mittlere natürlich höher als die vier Nebenkuppeln, überragen die Rundgiebel und das flache Dach dahinter. Trotz ihrer ſchönen Verhältniſſe ſind dieſe Kuppeln zu maſſig und niedrig, als daß ſie dem Ganzen Schwung, Streben und freien Abſchluß gewährten. Das Ganze iſt und bleibt eine Uebereinanderaufbrückung von Halbrund auf Halbrund und die unlebendige, ſchwere Halbkugelform bleibt der Grundcharakter des mehr lauernd ſich hindrückenden als frei aufſtrebenden Baus. Dieſer byzantiniſche Kuppeln- und Rundbogenſtyl iſt gewiß ein ſehr beſtimmter Ausdruck des byzantiniſchen Despotismus, über welchen die venetianiſche Staatsverfaſſung nie ganz hinaus kam und welcher im ruſſiſchen Popen- und Czarenthum ſeinen feſten Beſtand erhielt. Die Markuskirche und der Kreml in Moskau ſtellen ſich im Geiſte immer wieder neben einander.

Als der germaniſche Geiſt und Styl ſich auch in Venedig Bahn brach, fand man dieſe ſchwere Façade unerträglich. Wie man den Dogenpalaſt, der in Freiheit volksthümlich begonnen, in Unfreiheit kaſten-

mäßig vollendet wurde, am Ende wenigſtens noch mit ſpitzen Eckthürmchen und am obern Geſimſe herum mit Zinnen verſah, ſo hat man im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auf die obern fünf Rundbogen der Kirchenfaçade gothiſche Spitzbogenenden und zwiſchen ſie hinein gothiſche Spitzthürmchen aufgeſetzt, Krappen, Fialen, Kreuzblumen und Steinfiguren hingepfropft. Das macht nun den Abſchluß belebter, kantiger und heiterer, iſt aber eben nur Aufſatz und Aufputz, unruhig, unklar und unwahr, unharmoniſch und unorganiſch, gründlich mehr verwirrend als verſchönernd.

Das äußerlich zuſammenraffende, nicht innerlich vermittelnde im venetianiſchen Weſen zeigt ſich recht offenbar an dieſem Kirchenbau. Treten wir näher und beſchauen dieſes Räuberhandwerk und Diebsſyſtem der altvenetianiſchen Hamſternatur genauer. Nur vorher noch ein Blick hinüber zu den zwei Rieſenſäulen am Ende der Piazzetta. Wie ſie daſtehen auf mächtigem achteckigtem Staffelfuße, der granitene Schaft aus Einem Stück, an den vier Seiten des Capitäls innerhalb der Raubverzierungen je ein ausgehauenes Kreuz! Der Doge Michael hat ſie um 1120 aus Syrien als Siegesbeute heimgeſchleppt. Auf der weſtlichen Säule ſteht der heilige Theodor mit dem Drachen zu ſeinen Füßen; dieſes Standbild ſoll aus Conſtantinopel geholt ſeyn. Auf der öſtlichen ſteht der Löwe, ſtracks zum Sprunge gen Oſten in's Meer hinaus gerichtet. Der heilige Markus, deſſen altes Stundbild der Löwe iſt, galt als zu Alexandrien beſtattet. Unter dem Dogen Agnello Partenipazio wurde ſein Leichnam (828 nach Chr.) zu Alexandrien geſtohlen und, nach Venedig gebracht, als Heiligthum des Staates betrachtet. Dem mußte eine würdige Behauſung erbaut werden. Dazu entlehnte man das Muſter der Kuppelkirchen zu Conſtantinopel, zog die nöthigen byzantiniſchen Künſtler herbei und ſchleppte Material aus dem ganzen Orient zuſammen. Fünfhundert Säulen aus Granit, Porphyr, Baſalt u. ſ. w. aus Kirchen und Alterthümern ſtehen jetzt ohne viel Wahl und Gewiſſen neben und über einander, außer- und innerhalb der Kirche; ſo an der Südſeite zwei viereckige Marmorſäulen, aus einer der älteſten chriſtlichen Kirchen, S. Saba in Ptolemaïs geholt, wie die vier daneben ſtehenden räthſelhaften Figuren aus Porphyr.

Auf dem mittleren Hauptbogen der Portalſeite ſind ſeltſamen Anblicks vier große ſchwere Roſſe aus vergoldeter Bronze aufgeſtellt, die urſprünglich im alten Athen geſtanden haben ſollen, nach dem Orient entführt waren und durch den Podeſta Marino Zeno nach der Eroberung Conſtantinopels 1206 aus der dortigen Rennbahn nach Venedig mitgenommen wurden. Im Jahr 1797 nach Paris geführt, kamen ſie nach dem Frieden von 1815 auf ihre jetzige Stelle zurück. Ueber den Außenpfeilern der Vorhalle ringsum iſt eine Menge zuſammengeraffter griechiſcher Marmorreliefs eingelaſſen, z. B. Herkules mit der Haut des erymantiſchen Ebers, derſelbe mit dem nemäiſchen Löwen, Bacchus auf dem Panther reitend, die Chimäre, einen Hirſch zerreißend, eine Ceres und ſo weiter. In ſolcher gut heidniſchen Umgebung ſtehen dann wieder die zwölf Lämmer (Apoſtel) um das Lamm Gottes geſchaart, oder Chriſtus, von Maria und Johannes umgeben.

Auch das Innere enthält eine Anzahl zuſammengebeuteter Kunſtwerke. Im Baptiſterium ſind ältere Skulpturen hinter dem Altar in die Wand gemauert, eben daſelbſt ſteht ein ſteinerner alter Biſchofsſtuhl aus Alexandrien mit altchriſtlichen Sinnbildern, den ſich Venedig von dem Kaiſer Heraklius „ſchenken" ließ. In der Zenokapelle iſt ein byzantiniſches Madonnenbild, ehemals ein Brunnenſchmuck in Conſtantinopel. Die acht Säulen an dem großen Eingangsthore ſind ebenfalls eine Beute aus dem eroberten Conſtantinopel. Die vier Marmorſäulen über dem Hochaltar hat der Doge Dandolo aus der Sophienkirche entführt. Vier Säulen von orientaliſchem Alabaſter dahinter ſeyen gar „aus dem Tempel Salomos," jedenfalls auch gute Beute. Die alten Opferleuchter ſind aus Athen; eine Schale aus Porphyr mit Weihwaſſerbecken, iſt aus Akre. Der Altarſtein ſelbſt iſt vom Berge Sinai. Vierhundert Jahre lang wurde kein Schiff in den Hafen eingelaſſen, bevor es angab, was es an Beute oder Beitrag für San Marko mitgebracht. So baute ſich Venedig ſeine Sophienkirche.

Wie in dieſer, ſo beſteht auch an und in San Marko der weſentliche Hauptſchmuck in den koſtbaren Steinen und in den Moſaikgemälden. Sie ſind mehr und weniger glänzend, aus allen Zeiten der Kunſt. Dieſe Moſaikmalerei beſteht aus lauter kleinen Glasſtiften, deren eingebrannter Farben- und Goldglanz der feuchten Seeluft und dem Zahne der Zeit Trotz bietet. Statt des milden Oels und des geſchmeidigen Pinſels hat hier Stift an Stift, Punkt an Punkt ſich ſcharf und eckig in unendlicher Geduld geübt; nur aus einiger Ferne fließen die Linien und Farben in einander, und wenn die uralten Moſaiken, mit denen das Innere überſäet iſt, allerdings in abſchreckendſt byzantiniſcher Dürre, Steifheit und Häßlichkeit mumienartig — man kann nicht anders ſagen als — herunterglozen, zeigen die Meiſter des vierzehnten, fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts, wie der wirklichen Kunſt keine Schwierigkeit unüberwindlich iſt. In den halbmondförmigen Giebelniſchen der weſtlichen Schauſeite ſieht man den Leichnam des Markus ſtehlen, einſchiffen, feſtlich einholen und in die Markuskirche tragen, welche denn auf dieſem Moſaik in ihrer urſprünglichen Geſtalt ohne die gothiſchen Aufſätze zu ſehen iſt.

Treten wir in die Vorhalle, die ſich, wie geſagt,

um die nördliche, westliche und südliche Seite der Kirche umher zieht, so steht unser Fuß zunächst still vor einem kleinen, rautenförmigen, in den Fußboden eingelassenen Marmorsteine. Das sey die Stelle gewesen, an der Kaiser Rothbart vor Alexander III. gekniet. Der triumphirende Papst habe dem mächtigen Kaiser den Fuß auf den Nacken gesetzt und die Worte des Psalms mißbraucht: also werde ich treten auf die Schlange und den Basilisk und gehen auf Löwen und Drachen. Der Hohenstaufe habe darauf trotzig sein Haupt erhoben: „Vor dem heiligen Petrus werfe ich mich nieder, nicht vor dir, Alexander!“ Der Papst habe ihm entgegnet: „Vor mir, wie vor Sankt Petrus!“ — Nach anderer Erzählung freilich habe der Statthalter Gottes, der geistliche Schwertträger, den vor ihm knieenden Träger des weltlichen Schwertes weinend aufgehoben und geküßt mit dem Kusse des Friedens zwischen Staat und Kirche. Welche Darstellung ist wahrer?

Heben wir nun die Augen auf und schauen rings umher. An dem Hauptportal der Vorhalle sind zum Theil hübsche Skulpturen, darunter Bilder aus dem menschlichen Kleinleben, wie sie oft an späteren Kirchenportalen vorkommen: ein Mann spaltet Holz, ein anderer wärmt sich die Füße am Feuer u. s. f. In dem Bogenfelde über der Hauptthüre in's Innere ist das prächtigste Mosaikbild der ganzen Kirche: der heilige Markus im Priesterornat schwebt segnend in die Höhe, nach einer Zeichnung Tizians. Hier hat sich das Handwerk mit der Kunst vermählt; das braune Antlitz, die leuchtende Wärme des dunkeln Auges, der Schwung und das Leben in der ganzen Gestalt, die Frische und der Zauber der rothen und blauen Farben im Gewande, die sich prachtvoll vom Goldgrunde abheben, feiern einen wahren Triumph über den todten Stoff und ziehen immer auf's neue an.

Die ganze Vorhalle ist in kleinen Kuppeln gewölbt und diese, so wie die Gurtbogen, Zwickel und Halbmondfelder sind voll alter Mosaiken, die in zum Theil sinnigsten Motiven die Geschichten der ersten Bücher Mosis darstellen. Zuerst die Schöpfung (Gott beseelt im Paradiese, dessen vier Ströme durch vier Flußgötter dargestellt sind, den aus einem Erdenklos gebildeten Adam durch eine Psyche; Adam gibt den Thieren ihren Namen, die Eva wird aus Adams Rippe geschaffen), dann der Sündenfall (Eva verführt den Adam zum Essen von der süßen Frucht; sie bekleiden sich mit Feigenblättern, fliehen vor Gott; dieser zieht ihnen Hemden an, läßt sie aus dem Paradies treiben; Adam führt tapfer die Haue). Hierauf sehr, sehr naiv das eheliche Leben der ersten Eltern, die Geburt des ersten Kindes, Kain's und Abels Opfer (Kain verstellt sein Antlitz, Abel wird durch eine Hand aus den Wolken gesegnet); Brudermord und Flucht Kain's. Dann die Geschichte Noahs und der Sündfluth; die Arche wird gezimmert, paarweise zieht das Thierreich, Männlein und Fräulein, hinein; der Rabe, die Taube fliegen aus (beim Ausgang aus der Arche geht natürlich allen Thieren der Löwe voran). Hierauf Noah's Opfer, Trunkenheit, Verspottung durch Ham u. s. w. Sodann die Geschichte Abrahams. Besonders lebendig ist Josephs Geschichte geschildert in allen ihren Einzelnheiten, und eben so die Geschichte Mosis. Das Urtheil Salomos, von Bianchini im sechzehnten Jahrhundert gefertigt, hebt sich aus allen als ein Werk völlig erneuerter Kunst trefflich hervor. Es ist unmöglich, alles Einzelne zu nennen. Aber ein Stück Bibel hat das Volkan diesen Bildern, und ich war wiederholt Zeuge, wie aufmerksam namentlich das Landvolk sie betrachtete.

Der Umgang auf der Südseite ist zu besondern Kapellen verwendet, in die man aus dem Innern der Kirche kommt. Betreten wir dieses durch den Haupteingang, oder durch eine der vier Nebenthüren. Da stellt sich der Grundplan der Kirche dar in Gestalt eines griechischen (gleicharmigen) Kreuzes. Ueber der Kreuzung ist die große Kuppel gewölbt. Ueber den vier Kreuzarmen erheben sich die vier Nebenkuppeln. Die sechs Hauptpfeiler bestehen selbst wieder je aus vier Pfeilern, die oben durch Rundbogen verbunden eine kleine Kuppel tragen und darüber erst einen massiven Pfeiler bilden. Von diesen Hauptpfeilern aus schlagen sich breite Gurtbogen zu einander und an die Wände hinüber; auf diesen Gurtbogen ruhen die fünf Hauptkuppeln. Der Chor schließt mit einer großen, halbkreisrunden, halbkuppelförmig gewölbten Altarnische und zur Seite mit zwei kleinen ähnlichen Nebennischen. Der westliche Kreuzarm ist durch einen von je drei Säulen getragenen Bogengang, auf dem sich die Frauengalerie befand, in drei Schiffe getheilt. Ohne Zeichnung ist es indessen schwer, sich eine Vorstellung von diesem an und für sich sehr einfachen System von Kuppeln, Bogen und Pfeilern zu machen.

Der Fußboden der Kirche ist durchaus in künstlichen Marmormosaikmustern ausgelegt; unangenehm ist nur, daß der Boden durch vielfache Senkungen und Hebungen theilweise ganz wellenförmig geworden ist. Man erzählt, zu den Zeiten der Republik habe ein Verbot bestanden, grobes Geschütz auf dem Platze vor der Kirche abzuschießen; die Franzosen kümmerten sich nichts darum, kanonirten im Namen der Freiheit frischweg in die Luft, und verderbten durch die Erschütterung den herrlichen Fußboden der Kirche.

Die Wände des Innern sind mit dunkeln Marmor- und Porphyrplatten von unten bis oben bekleidet; die sechs Säulen, welche die drei Schiffe trennen, sind aus derselben Steinart gehauen, ihre viereckigen, korinthisirenden Kapitäle ursprünglich vergoldet. Die Laibungen der darüber gestellten Rundbogen, so wie

sämmtlicher Gurtbogen, dazu die fünf großen und die sechs kleinen Pfeilerkuppeln, die drei Chornischen endlich haben alle Mosaikgoldgrund und auf diesem entweder Verzierungen oder Mosaikbilder aus der biblischen und Heiligengeschichte: Erzväter, Apostel, Märtyrer, die himmlischen Heerschaaren füllen alle diese Wölbungen. In der großen Mittelkuppel stehen die heiligen zwölf Boten im Kreise zwischen den Fenstern herum, die vier Evangelisten sind in den Zwickeln darunter, Erzengel schweben über den Fenstern. In der Chornischenwölbung sitzt Christus als Richter mit dem Buch des Lebens und Todes auf dem Schooße, die rechte Hand zum Segnen emporstreckend, ein großes, schauerlich starres, finsteres Riesenbild nicht der Gnade, sondern des Schreckens und der Verdammniß. Der blutrothe Glanz des Goldes umspielt diese düstern Gestalten einer völlig erstorbenen Kunst, die dem Despotismus von Byzanz und von Venedig wohl anstand, wie Widerschein des höllischen Feuers, nicht wie Abglanz des lichten seligen Himmels.

Einiges Licht fällt in die Kirche aus vier kleinen und dem großen Mittelfenster der Westseite und aus drei Fenstern der Chornische; das Hauptlicht kommt von oben aus den Rundbogenfenstern der großen Kuppeln. Eben gießt die Abendsonne ihre Strahlen durch dieselben, von den goldenen Kuppeln und Bogen leuchtet es herab in die unteren, durch die dunkle Steinbekleidung das Licht stark abdämpfenden Räume. Ein dumpfer Ernst, eine drückende, verwirrende Pracht des Goldes, die in dunkelm Glanze das Auge beunruhigt, eine starre Schönheit umgibt uns; die gemessene Ruhe dieser an sich so schönen Rundbogen, der ebenmäßige Abschluß dieser Kuppelwölbungen, diese nur runden oder geraden Linien, diese gedämpften Farbentöne und diese herben, starren Figuren, diese kostbaren fremden Steine (Verde antiko, Porphyr, Lapis Lazuli, Jaspis) an Kanzel und Baldachin; — die Grundform des griechischen Kreuzes selbst mit den gleichlangen Armen, die dem Auge keinen Vor- und Hintergrund, nirgends den Eindruck des Wachsens und Sichentwickelns, und nicht die einfache, heitere Einladung, die geöffnete Bahn zum Tische des Herrn bietet; die im Ganzen sehr mäßige Höhe und Weite des überall so bestimmt und selbstgenügsam, so fertig abgeschlossenen Raumes — alles läßt das Herz nicht weit und warm und weich werden; es staunt, es bewundert, aber es geht nicht auf, es wird nicht heimisch und wird nicht erhoben; der Geist ist durch Form und Farbe gebannt, nicht emporgezogen, nicht hingerissen in Ahnungen des Himmlischen und Ueberhimmlischen. Im Markusdome fühlt man recht, was der germanische Geist mit seinen Spitzbogen und Glasgemälden für einen unendlichen Fortschritt in der Entwicklung des orientalischen Christenthums errungen hat. Dieser byzantinische Bau aber ist gleich weit entfernt von der heitern Freiheit, mit der die griechische Säule ihren Tempel trägt, und von dem hohen, mächtigen Schwung, mit dem sich der Spitzbogen über dem reichgegliederten Pfeiler zum Himmel hebt. Die byzantinische Baukunst ist der volle Ausdruck des seit mehr denn tausend Jahren in der griechischen Kirche ohne alle Entwicklung, ohne alles freie Leben vertrockneten und erstarrten Geistes.

Es wird bald Abend werden, das Volk eilt herein zur Vesper, die Frauen knien und beten, die Männer sitzen bequem und spielen mit ihren Stöcken, da sie doch einmal zum heutigen Kirchenfeste in die Kirche gehen mußten. Während dem gehen wir links unter die Kuppel des nördlichen Seitenschiffes und erfreuen uns an den einzigen heitern und zierlichen Mosaiken, mit denen Michael San Buono (1430) die Kapelle bei Masboli ausgeschmückt hat in germanisch gemüthlicher Weise. Es sind Bilder aus dem Leben Jesu und seiner Mutter. Mariä Verkündigung; Besuch bei Elisabeth; Christi Geburt (die Magd wascht das Kind, eine andere spinnt im Hintergrunde, ein Pfau wiegt sich auf dem Geländer und wirft seinen Schatten an die helle Wand); dann die Darstellung im Tempel; auf der andern Seite der Tod der Maria. Diese Bilder wirken in der That versöhnend auf das von den übrigen Eindrücken der Kirche dumpf gedrückte und gespannte Gefühl. Der Chor ist vom Schiffe geschieden durch eine im Renaissancestyl geschmückte Wand, über welcher auf Sockeln die zwölf Apostel, in der Mitte ein prächtiges vergoldetes Kreuz mit dem Gekreuzigten, Maria und Markus zur Seite in dem edeln germanischen Style von 1393 stehen. Dahinter hat Sansovino das Leben Jesu in sechs Bronzereliefs dargestellt. An den Säulen, welche den Baldachin über dem Hochaltar tragen, winden sich Reliefs aus dem Leben Jesu im romanischen Style hinauf. Die Hauptaltartafel ist ein kunst- und juwelenreiches byzantinisches Heiligthum, voll von alt- und neutestamentlichen und Heiligengeschichten, von 1205 bis 1209 glänzend wiederhergestellt.

Aus dem auch am hellsten Tage dämmerigen Chore gehen wir in die zwei Kapellen des südlichen Seitenumgangs. Sie sind voll Mosaiken aus dem dreizehnten Jahrhundert mit bereits sichtbaren Spuren der wiederauflebenden Kunst. In der Taufkapelle, wo den Taufstein ein bronzener Deckel mit Darstellungen der Taufe Christi und mit der Statue des Täufers deckt, wurden die vornehmen Kinder getauft; in das goldene Buch eingetragen wurden sie, sobald sie das vierundzwanzigste Jahr erreicht und über 5000 Dukaten zu verfügen hatten. Da konnten sie als Zuhörer den Senatssitzungen beiwohnen; vom dreißigsten Jahre an durften sie mitstimmen. — In der Kapelle des heiligen Zeno liegt der Heilige in Erz von Pietro Lombardo

und von Campane 1515 gegoſſen; auf dem Altare thront neben den Erzfiguren des Täufers und Petrus die Madonna mit dem goldenen Vorſchuh * von Antonio und Pietro Lombardi und von Aleſſandro Leopardi (1516) — das anmuthsvollſte Werk dieſer Künſtlerfamilie, das ſchönſte der Markuskirche. Maria iſt von einer ſtillen Anmuth, einer ernſten Lieblichkeit, der Faltenwurf der Gewänder ernſt und großartig. Dieſes einzige Bildwerk gibt reichen Erſatz für die ganze unheimliche Todtenwelt, die von den Wölbungen der Kirche herabſtarrt, und die wir ganz froh ſind nicht mehr ſehen zu können vor den in der Kirche ſich lagernden Schatten des herandämmernden Abends.

Noch einen letzten, einzig erhebenden Eindruck aus der eigentlichen Kirche nehmen wir mit beim Weggang in die freie friſche Luft. Von der Kuppel des weſtlichen Kreuzarmes hängt ein, in Form eines Sterns ineinandergeflochtes Kreuz, ein großes Kreuz mit ſechs gleichgroßen, in Herzform geſchloſſenen Doppelarmen. An den zwei ſenkrechten und an den vier Querbalken ſind dichtgedrängt Lämpchen an Lämpchen, und dieſer prachtvoll leuchtende Kreuzſtern entſendet ſein Brillantfeuer durch die indeſſen nach dem Verlöſchen der Altarlichter ganz dunkel gewordenen Räume zu den goldenen Wölbungen hinauf, an die vergoldeten Säulenkapitäle hinüber, über die Häupter der aus der Kirche Wallenden hinab, beleuchtet magiſch die in ziemlicher Anzahl darunter befindlichen weiblichen Schönheiten, und hängt endlich in der leeren, ſtillen, dunkeln Kirche in ſtolzer Ruhe, wie Himmelslicht in Erdennacht.

Aus einem ſchönen Abend auf dem, wie kein anderer Ort zu nichtsthuendem Schlaraffenleben geſchaffenen Markusplatze und aus einem ſchönen prächtigen Morgenbade draußen am Meeresſtrande des Lido ward ein anderer, in der Erinnerung unverlöſchlich ſtrahlender Tag. Venedig iſt wahrlich eine Welt für ſich, und eine Welt von Eindrücken geht gewiß nicht bloß dem Wanderer aus Süddeutſchland in dieſer Königin der Adria auf. Mit jedem Tage, mit jedem Schritte, wenn der Geiſt einmal in dieſer Wunderfremde Fuß gefaßt und ſich wenigſtens ein Schlüſſelloch in ihre Räthſel erbohrt hat, wird man heimiſcher und es bewährt ſich das Wort, daß, wer im Anfang am betroffenſten hier war, am Ende am unliebſten von hier fortgeht. „Freund, du kennſt Venedig nicht“ erwiederte geſtern Abend unter dem Zelte unſerer Reſtauration ein öſterreichiſcher Offizier ſeinem als Neuling in Venedig über dieſes „unheimliche Neſt“ ergrimmten Waffengefährten; „Venedig muß man kennen lernen, die Liebe gibt ſich dann von ſelbſt.“

Und ſchöner kann man es kaum kennen lernen, liebreizender kann man dieſe Schöne kaum finden, als wir heute auf unſerer Doppelfahrt. Die Stadt ſchlief noch, als wir über den immer ſonnigen Markusplatz zwiſchen dem heiligen Theodor und dem Markuslöwen hindurch zur großen Uferſtreppe eilten, um die erſte beſte Gondel zu beſteigen. Dieſe Gondeln, ſehr lang und ſchmal, vorne und hinten anmuthig geſchnäbelt, am vordern Schnabel zur Sicherheit mit einem breiten, ſcharfen, beilähnlichen Eiſen verſehen, das dem Ganzen die Geſtalt einer mit aufgerichtetem Halſe über die See hinſchnellenden Schlange gibt, bieten dem Auge eine immer neue Freude, ſo wie man ſich einmal mit ihnen befreundet hat. Während der Fährmann auf der hintern Brücke, und weil wir bei unſerer größeren und ſchwereren Fahrt zum Lido zwei Gondoliere haben, der andere auf der vordern Brücke der Gondel mit ganzer Kraft ſich gegen das in einem Krummzapfen laufende, ſpiralförmig bewegte Ruder ſtemmt, lehnen wir behaglichſt auf prächtig ſchwellenden Kiſſen in unſerem Sarge. Ja ganz wie ein Sarg nimmt ſich die ſchwarze Gondel aus, über deren Mitte ein viereckiger, vorne mit einer kleinen Thüre, beiderſeits mit Schiebfenſtern und Vorhängen verſehener, oben engerer Kaſten geſtürzt iſt, der gegen Wind und Sonne ſchützt. Dieſer Kaſten gibt gerade zwei gegenüberſitzenden Perſonen Raum und ſichern Verſteck. Außen iſt er mit ſchwarzem Tuch überzogen, an den Kanten und Ecken iſt er mit ſchwarzen Quaſten und Knöpfen beſetzt. Förſter in ſeinem trefflichen Reiſehandbuche durch Italien ſagt: damals, als noch der Doge von allen Geſandten und Räthen umgeben auf dem Bucentauro in's adriatiſche Meer den Brautring warf, ſeyen alle Barken bunt gedeckt geweſen; allein ſeit dem Falle der Republik haben ſie Trauer angelegt und bis jezt behalten. Dem widerſpricht jedoch ein altes Bild in der Akademie zu Venedig, wo bereits in den noch guten Zeiten der Republik die Fahrzeuge ſich in ſolch dunkler Farbe zeigen. Ein anderer gibt an, der Luxus habe einſt in Gold- und Farbenſchmuck der Gondeln einreißen wollen, da habe der Senat die urcommuniſtiſche Farbe des alle gleichmachenden Todes für dieſelben geboten. Vielleicht ſey auch das Schwarz nach einer allgemeinen Staatstrauer einſach beibehalten worden. Am wahrſcheinlichſten aber iſt, daß das vornehme Schwarz, in welches die Nobili für den ſchweigſam finſtern Dienſt „der Republik“ ſich hüllten, auf die Gondeln, die im pferdeloſen Venedig einzigen Karoſſen der Reichen überging; denn das geringere Volk machte, wie noch jezt, ſeine Wege und Umwege zu Fuß durch die Gaſſen oder

* Vergleiche Juſtinus Kerners Gedicht: „Der Geiger von Gmünd,“ wo auch der goldene Schuh der Maria eine Rolle ſpielt.

ließ ſich um ein Geringſtes in Fähren und offenen Barken überſetzen.

Sanfter als in einer Sänfte, ruhiger als in einer Wiege geht's pfeilſchnell der Morgenſonne entgegen, die ihr goldenes Licht, vom friſchen Hauche des Meeres begleitet, in unſer Kutſchenfenſter hereinwirft. Die Gondelführer kennen genau die Waſſerſtraßen durch die ſeichten Lagunen, die zur Ebbezeit theilweiſe als große Schlammfelder zu Tage liegen. Die ſchwellende Fluth führt getreulich fort und fort friſches Waſſer in die ſtehenden Kanäle und nimmt im Zurückweichen den Unrath der großen Stadt mit hinaus an den Lido, deſſen alte Fruchtbarkeit dadurch bedingt iſt. Mit prächtigen Südfrüchten und mit dem wunderfüßen, braunbicken Cyprowein, mit herrlichem Obſt, das in der Seeluft gezeitigt nicht leicht faul wird, ſtattet die vier Stunden lange Inſel ihren feurigen Dank dafür ab.

Wir ſind am Ufer, die Gondler ſuchen das Laubdach der nahen Herberge, wir aber gehen inſeleinwärts den ſchmalen Weg über den mit mooſigen Grabſteinen bezeichneten Judenkirchhof, über die Sanddüne hinüber zum flachen, ſandbelegten, muſchelreichen Strande. Da iſt das große freie Meer, endlos ſchweift das Auge über die tiefblaue Fläche hin, weiße Segel glänzen, die Wogen rollen ſchäumend zu unſern Füßen. Das iſt ein Leben, ein Suchen und Fliehen, ein Werden und Vergehen, ein Murmeln und Donnern. Aug und Ohr und bald auch der entkleidete Körper im jubelnden Kampfe mit dem mächtigen und doch ſo weichen Elemente ſind dahingenommen von einem Wohlgefühl, daß das volle Herz in den ſeligen Morgen hinauſjauchzt und in den brauſenden Chor der Wogen hinein mit dem heiligen Sänger ruft: Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und viel! Du haſt ſie alle weislich geordnet und die Erde iſt voll deiner Güte!

Was iſt doch das ein anderes Bad, als das Brettergerüſte in der faulen Lagune! Die faulen Venetianer! Das halbe Stündchen zum Lido iſt ihnen zu weit, um friſche Kraft zu friſcher That von dort in täglichem Bade zu holen. Ein kleines Dampfboot Morgens und Abends zu beſtimmten Stunden für die Badefahrt, würde es ſich nicht bezahlen? Ließe ſich das nicht auftreiben, wenn die Gondeln zu langſam und zu theuer wären? Gewiß jede andere Stadt würde dieſen gottgewieſenen Oſtſtrand des Lido mit Zwanzigern pflaſtern, wenn ſie eine ſolche Quelle der Geſundheit und reinſter Körperfreude, ſolch einen Ort leiblicher Erfriſchung und geiſtiger Erhebung in ſolcher Nähe haben könnte. Aber Venedig muß Morgens ſchlafen, Abends auf dem Platze lungern, Nachts in den Theatern buhlen. Außer einigen öſterreichiſchen Offizieren vom nahen Fort mochte niemand mit uns dieſen Hochgenuß theilen, die wir gern die ganze Welt hieher zu einem Morgenlied im höhern Chor eingeladen hätten. Wir armen Laubratten „ob und unter der Steig," was entbehren wir in unſern Ebenen und Thälern gegen die glücklichen Meergebornen, Meerumrauſchten! Es bleibt dabei, das hohe Meer und die hohen Berge, das ſind die zwei einzigen Wunder der Schöpfung, die keine Menſchenhand entweihen, das einzig Erhabene, das kein elendes Menſchenpack in Staub und Schmutz zu ziehen vermag.

Die Hausliteratur in England.

II.

4. Notices to Correspondents.

In den meiſten Pfennigblättern findet ſich eine mehr in den Hintergrund zurückgedrängte Seite, die in vielen Fällen das ganze Geheimniß ihrer Proſperität enthält. Dieſe Seite lüftet ſogar manchmal den Schleier, welcher über den Urſprung dieſer oder jener Zeitſchrift geworfen iſt. In den verſchiedenen »Periodicals« iſt dieſe Seite verſchiedenartig betitelt. Urſprünglich begnügte man ſich mit dem allgemeinen Namen: »Notices to Correspondents« (Aufſchlüſſe für die Korreſpondenten). Später wählte man pompöſere Namen, wie letterbox (Briefkaſten), Editor's note book (Notizenbuch des Autors). Es war nicht genug, daß die Hausliteratur alles, was das Haus und das häusliche Glück und den häuslichen Comfort betrifft, in der Geſtalt eines Druckbogens für einen Penny in das Haus hineinbrachte, daß ſie Gemeinnütziges und Unterhaltendes dem Leſer zum billigſten Preiſe und in der zugänglichſten Form verabreichte. Der Herausgeber hatte ein beſonderes Intereſſe, daß dieſes Gemeinnützige und Amuſante jedem ſeiner Leſer wirklich zum Nutzen und zum Vergnügen gereiche, und um ſich deſſen zu vergewiſſern, eröffnet er eine Korreſpondenz mit allen ſeinen Leſern. Meine Zweifel, meine Bedenken, wenn dieſelben ſich auf einen im Periodical abgehandelten Artikel auch nur entfernterweiſe beziehen — ich kann ſie mit vollem Vertrauen dem Herausgeber vortragen und gewiß ſeyn, in der nächſten Nummer die gewünſchte Auskunft zu finden. Ja ich brauche mich ſogar nicht zu ſcheuen, mich über alle Vorkommniſſe im Leben bei ihm Raths zu erholen. Er bringt ſelbſt darauf; er gibt ſeine Adreſſe groß gedruckt an und erſucht die Leſer, ſich an ihn zu wenden. Mediciniſche, juriſtiſche und literariſche Fragen — alles beantwortet der Editor. Er iſt Arzt, Geſetzgeber, Richter und Tröſter. Er gibt Beſcheid, wie gelbe Flecken von der Haut zu vertreiben ſind, was blaſſe Mädchen zu thun haben, um rothwangig zu werden; er belehrt mich, welche Schritte ich in meinem Erbſchaftsproceſſe zu thun habe, gibt ſein Urtheil ab über meine literariſchen Produktionen, Proſa und Poeſie, die ich ihm einzuſenden für gut finde, und hält es keineswegs unter ſeiner Würde, ſeine Meinungsäußerung abzugeben über meine Handſchrift, in wiefern dieſelbe mich zu dieſer oder jener Stelle, die ich im Auge habe, befähigt. Wer möchte ſich da nicht an den Editor wenden, oder wenigſtens ſich ſein Blatt wöchentlich anſchaffen, um das Recht zu haben, ſich an ihn im vorkommenden Falle wenden zu können?

Die Antwort wird in den Notices to Correspondents abgedruckt; in dieſer Erwiederung iſt die Frageſtellung abgekürzt und vereinfacht wiedergegeben mit den Initialen des Frageſtellers, ſo daß derſelbe die auf ihn ſich beziehende Stelle leicht herausfinden kann. Gewiß, der Herausgeber iſt ſehr diskret und ſo dienſtfertig — dienſtfertig über alle Maßen. Sogar in Herzensangelegenheiten ſteht er ſeinen Leſern und Leſerinnen treulich zur Seite, und dieſes Kapitel bildet in mehreren Pfennigblättern einen beſondern Roman neben dem Roman, der in der Nummer ſelbſt ſich findet. Ganze Seiten ſind gewidmet den Beſchreibungen von Mädchen, die nach Männern ſeufzen, und von jungen Männern, die in ihrer Großherzigkeit und ihrem Sehnen nach häuslichem Glück bereit ſind, ihr Herz und ihr Vermögen mit würdigen Geſährtinnen zu theilen. Die reſp. Adreſſen können ohne Geſahr in dem Bureau des Pfennigblattes niedergelegt werden, von wo aus dann der wirkliche Roman ſich weiter entſpinnen und zum Denouement gebracht werden mag. Dem Autor war es nicht genug, auf den erſten Seiten ſeiner Nummer das häusliche Glück ideal ausgemalt zu haben; er will dieſes Glück für ſeine Leſer praktiſch begründet wiſſen; es war ihm nicht genug, im weitern Verlaufe ſeines Periodicals neue techniſche Erfindungen aufgezeichnet und beſchrieben zu haben; er will ſie für ſeine Leſer und von ſeinen Leſern ausgebeutet ſehen. Wer daher in dieſer Hinſicht des Beiſtands des Autors bedarf, hat ſich bloß ſchriftlich an ihn zu wenden, und da die Grundlagen alles engliſch bürgerlichen Glücks darin beſtehen, eine „Situation" zu haben, ſo iſt er bereit, allen Situationsloſen mit ſeinem Rath beizuſtehen. Die That hängt dann von ihnen ſelbſt ab; aber jedenfalls haben ſie bereits viel gethan, wenn ſie das Pennyblatt kaufen und leſen.

Da wir bei Beſprechung der einzelnen Periodicals genöthigt ſind, noch ſpeziell auf die in denſelben enthaltenen Notices to Correspondents zurückzukommen, um den ſpeziellen Charakter dieſer Korreſpondenzen als im Einklang mit dem jedesmaligen Pennyblatt ſtehend nachzuweiſen, ſo können wir uns hier mit

einer allgemeinen Charakteristik dieses Theils der Hausliteratur begnügen.

Wie bereits oben gesagt, verdankt ein großer Theil dieser wohlfeilen Zeitschriften die ungeheure Verbreitung, die sie in neuester Zeit gefunden, derjenigen Blattseite, auf welcher der Leser in direkte Verbindung mit dem Autor tritt. Diese Verbindung ist aber erst möglich geworden durch die Pennypost, und so sehen wir, daß der außerordentliche Aufschwung, den die Hausliteratur genommen, mit der allgemeinen Postreform zusammen fällt. Mittelst eines einzigen Penny kann ich Briefe von einem Ende Englands zum andern befördern; die Beförderung selbst ist ungeheuer rasch, die Austheilung noch rascher. Es kostet dem Leser somit nur Einen Penny, um sich mit dem Redakteur in Verbindung zu setzen. Letzterer hat dem Leser für Einen Penny bereits so viel Unterhaltendes und Nützliches gegeben; für Einen Penny weiter kann der Leser vom Autor weitere Auskunft erhalten. Und wer ist geeigneter, solche dem Leser zu geben, als gerade der Redakteur, der es unternommen, den geistigen Bedürfnissen des Hauses und der Familie Befriedigung zu verschaffen?

Die Anfragen haben nicht immer einen ausschließlich individuellen Charakter. Bei dem praktischen Sinne, der allen Engländern eigen ist, fällt das Individuelle größtentheils weg. Daneben weiß der Herausgeber diesen Anfragen, obgleich von Einzelnen ausgehend, immer einen allgemeinen Charakter zu geben. Es liegt in seinem eigenen Vortheil, was den Einzelnen interessirt, allgemein interessant zu machen. Der Leser schreibt einen Privatbrief und erhält eine gedruckte, folglich öffentliche Antwort. Das Briefschreiben ist öffentlich gemacht, der Briefkasten ist geöffnet und die Mysterien desselben liegen entschleiert allen Lesern vor. Der einzelne Briefschreiber muß die ihn betreffende Antwort unter allen übrigen Antworten herausfuchen, und die übrigen Leser finden eine Masse Antworten auf Anfragen und Bedürfnisse Einzelner, die mit ihren eigenen Bedürfnissen im genauesten Zusammenhange stehen. Nun die Freude dazu, in anderer Herzens- und Gewissensangelegenheiten lesen zu können, zu sehen, über was alles Aufklärung verlangt und welche Aufklärung in bestimmten Fällen gegeben wird!

Es läßt sich zwar keineswegs leugnen, daß der Herausgeber sehr oft diese Angelegenheiten einem Korrespondenten unterschiebt, daß er demselben die Frage in die Feder diktirt, um Gelegenheit zu haben, Fragen zu beantworten, die von andern Lesern mit Vergnügen gelesen werden möchten. Aber was liegt daran? Die Frage hätte ja doch aufgeworfen werden können und die Antwort ist bloß anticipirt, bloß dem Bedürfnisse vorgegriffen. So treten in diesen Korrespondenzen junge Mädchen auf, welche die schönsten Augen und Hände haben und denen weiter nichts fehlt als Geld und ein Mann. Das Mädchen wendet sich an den Herausgeber und gibt ihm eine Beschreibung ihrer Person und ihrer geistigen Vorzüge. Die Schöne hat in dem ersten Theil des Blattes, im Roman, von uneigennützigen Liebhabern gelesen, welche unbemittelte, aber mit Geist begabte Bräute heimgeführt; sie, die Leserin, ist selbst gerade in der Lage, in der sich die Heldin befand; sie wendet sich an den Verfasser und dringt auf Verwirklichung des Romans in ihrer Person. Auf der andern Seite wieder läßt der Autor in den Notices to Correspondents eine Schaar von Hagestolzen auftreten, die ihm zu wissen thun, daß sie bereit sind, ganz wie im Roman, von Geld und materiellen Rücksichten abzusehen, wenn sie ein Mädchen finden können nach ihrem Sinn und Geschmack, ganz wie es im Roman beschrieben ist. In wie fern der junge Mann und das junge Mädchen, die beiderseits ihre Adresse an die Redaktion zu schicken bereit sind, durch den Autor in ein glückliches Paar verwandelt werden, haben wir hier nicht weiter zu untersuchen. Aber in wie fern dieser Liebeshandel, zum Theil wirklich, zum Theil fingirt, den literarischen Handel befördert, das ist ein Gegenstand, den wir später noch besonders zu besprechen Gelegenheit haben werden.

Unter solchen Anfragen finden sich dann wieder andere, die für den Fragesteller sowohl als für den Leser von allgemeinem Interesse und aus dem Leben selbst gegriffen sind, z. B. die Anfragen über Auswanderung, über die speciellen Bedingungen dieser oder jener Auswanderungscompagnie, die Tauglichkeit des Auswandernden für diesen oder jenen Stand ꝛc. Andere Anfragen betreffen die rechtliche Gültigkeit einer Ehe — Ehen werden in England so leicht geschlossen und aufgehoben —; andere wieder beziehen sich auf Erbschaftsstreitigkeiten u. s. w. Fragen der Art haben, wie gesagt, ein unmittelbares Interesse für den Fragesteller sowohl, der auf dem Wege des Journalismus und mittelst eines Penny die sonst so theuer zu erkaufende Consultation erhält, als auch für die übrigen Leser, die, durch das Beispiel belehrt, aufmerksam gemacht werden, an wen sie sich in ähnlichen Fällen zu wenden haben. Dem Journalisten selbst wird Stoff geboten, gemeinnützige Kenntnisse zu seinem speciellen Nutzen auf sehr wohlfeile Weise zu verbreiten. Mit weit größerem Interesse als die Annoncen werden diese notices gelesen. Die Leser, wie gesagt, lernen hier, was sie alles für Einen Penny kaufen können; sie werden an ihre eigenen Angelegenheiten erinnert und über dieselben aufgeklärt. Wer anfragt, ist ein sicherer Käufer der Pennynummer, und da er die Beantwortung seiner Frage in der folgenden

Nummer erwartet, ſo wird der nothgedrungen auch ein Käufer dieſer letzteren.

Die beſſeren unter den Periodicals haben keine ſolche »notices to correspondents;« dagegen haben die minder guten in denſelben einen mächtigen Anhaltspunkt gefunden, um ihrer „Unterhaltung und Belehrung“ eine ausgedehnte Verbreitung zu ſichern. Hiemit iſt aber keineswegs geſagt, daß alle Blätter, welche »notices to correspondents« haben, ſchlecht ſind. In der letzten Zeit ſind dieſe Notizen ein ſolches Bedürfniß geworden, und das Volk hat ſich dermaßen daran gewöhnt, daß keine neue Zeitſchrift aufkommen kann, wenn ſie nicht wenigſtens eine Seite denſelben widmet. Dieſe beſondere Seite iſt meiſt vollkommen hinreichend, um daraus den ganzen Charakter des Blattes zu conſtruiren.

5. Family herald.

Nachdem wir die Hausliteratur in allgemeinen Zügen charakteriſirt haben, können wir nunmehr die einzelnen Blätter etwas näher betrachten.

Der family herald erſcheint wöchentlich auf ſechzehn großen Quartſeiten, zu Einem Penny die Nummer. Er eröffnet ſeine Columnen regelmäßig mit einer Idylle. In England beſteht die Idylle in nichts anders als in einem Lobgeſang auf das Haus, den Herd, die Familie. Der family herald wehrt ſich eifrig gegen die Vorwürfe, die gewöhnlich der wohlfeilen Literatur, und mit Recht, gemacht werden, und behauptet ſeinerſeits „ein Samenkorn für Kenntniß und ein Schößling des Frohſinns“ zu ſeyn. Wie er auf die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft einzuwirken ſucht, ergibt ſich aus folgender Stelle: „Um von nichts anderem zu ſprechen, als von unſern wiſſenſchaftlichen Notizen, Recepten u. ſ. w., ſo ſind dieſelben allein ſchon von unverkennbar praktiſchem Nutzen für den Fabrikanten, den Handwerker, den Krämer, den Landmann, den Haushälter. Viele Perſonen haben von einem einzigen techniſchen Verfahren mehr profitirt, als der family herald ihnen in ſieben Jahren gekoſtet hat.“ Der family herald beſchränkt ſich aber nicht auf dieſe Klaſſen von Leſern; er will auch das weibliche Geſchlecht für ſich gewinnen, und er ſagt deßhalb ausdrücklich in ſeiner Ankündigung: „Manche junge Perſon, die geiſtig nicht ſehr aufgeweckt ſchien, hat, nachdem ſie dieſes heitere und anziehende Magazin nur kurze Zeit gehalten, Proben gegeben von ihrer größeren geiſtigen Befähigung, zur Freude ihrer Eltern und ihrer häuslichen Umgebung.“

Sucht nun gleich der family herald auf dieſe Weiſe das Herz und den Penny des Mädchens zu gewinnen (und er gewinnt 160,000 Pfennige wöchentlich), ſo muß von der andern Seite zugeſtanden werden, daß in dem Texte ſelbſt die ſtrengſte bürgerliche Moral und jungfräuliche Keuſchheit beobachtet iſt. Er geht nicht weiter, als die Mädchen hoffen zu laſſen, daß ſie durch die Lektüre des family herald die gehörige Bildung erlangen, um einen Mann zu bekommen. „Es iſt eine Thatſache,“ heißt es an einem andern Orte, „daß junge Mädchen, die den family herald regelmäßig leſen, ſich allenthalben durch einnehmende Manieren und liebenswürdige Eigenſchaften auszeichnen. Man hat ferner beobachtet, daß die Leſerinnen des family herald gemeiniglich gute Hausweiber abgeben und ihre Männer gut zu wählen wiſſen.“ Wollte man hieraus ſchließen, daß das Blatt ſich bloß Zugang verſchafft zu Mädchen, die auf nichts denken, als gute Manieren und gute Männer zu bekommen, ſo würde man ihm großes Unrecht thun. Es dringt faſt in alle Familienkreiſe Englands und findet ſeinen Weg ſogar zu den ſogenannten „Ladies,“ das heißt zu den Mädchen höhern Standes, die bereits feine Manieren beſitzen, ohne deßhalb immer gute Hausweiber abzugeben, im Sinn des family herald. Man kann dieſes Blatt förmlich als den Typus der Hausliteratur betrachten, und daſſelbe iſt auch, wenn nicht geleſen, doch zugelaſſen und gekannt von allen Ständen.

Die erſte Hälfte des Blattes iſt, wie bereits geſagt, mit Erzählungen, Novellen ꝛc. gefüllt, die alle auf das kleinbürgerliche Leben Englands Bezug haben. Wir finden gemeiniglich eine kleinere Novelle auf drei bis vier Seiten, und eine größere Erzählung, die in mehreren aufeinander folgenden Nummern fortläuft. In neueſter Zeit hat ſich der Herausgeber veranlaßt gefunden, dieſe Erzählungen mehr als früher in's Abenteuerliche hinüber ſpielen zu laſſen, ohne ſie deßhalb ihres allgemeinen Charakters, der durchgängig ein ſentimental moraliſcher iſt, zu berauben. Offenbar hat die Goldſucht, welche durch die in Auſtralien gefundenen Minen rege gemacht worden, und in Folge davon die Sucht nach dem Abenteuerlichen auch auf die harmloſeſte Pennyliteratur und den Pennyhandel ihre Wirkungen geäußert.

Auf die Erzählung folgt ein kleines Gedicht, in demſelben lyriſchen oder ſentimentalen Tone gehalten, und wenn dann noch ein weißer Raum auf der Seite ſich findet, iſt derſelbe mit kurzen Denkſprüchen, Anekdoten, „ſchönen Gedanken“ u. ſ. w. ausgefüllt. Beiſpiel: „Das Meer. Der größte aller Gottesäcker, die Stätte aller Ruheſtätten iſt das Meer. Die dort entſchlummert ſind, haben keine Denkmale. Auf allen andern Gottesäckern kann man eine gewiſſe Unterſcheidung wahrnehmen zwiſchen dem Hohen und dem Niedern, dem Reichen und dem Armen. Aber im Meeresgrabe liegen ſie alle ohne Unterſchied, König und Hofnarr, Prinz und Bauer. Dieſelben Wogen rollen über alle, derſelbe Grabgeſang begleitet ſie alle zu dieſer letzten

Wohnung. Ueber ihrer irdischen Hülle wüthet derselbe Sturm, scheint dieselbe Sonne. Im Wassergrabe schlafen sie alle den gleichen Schlaf bis zum Tage des jüngsten Gerichts, wenn die Trompete zum Wiedererwachen bläst und das Meer seine Todten zurückgibt."

Der Kreis von Gedanken, der sich hier in Denksprüchen ausspricht, ist derselbe, worin sich der Roman, die Erzählung, „das Gemeinnützige und Amusante" bewegt. Ist noch Platz vorhanden, so wird derselbe mit Reisenotizen ausgefüllt, und da fast jeder Kapitän, wenn er von einer fernen Expedition zurückgekehrt, solche Notizen mitzutheilen hat, so kann man sich leicht denken, daß die Pennyliteratur in dieser Hinsicht keinen Mangel leidet. In wie weit der family herald dieses Gebiet mit Rücksicht auf seine Leser und Leserinnen auszubeuten versteht, mag aus folgender Stelle erhellen: „Wie junge vornehme Bräute in Tunis fett gemacht werden. — Sobald ein Mädchen in Tunis getraut worden, wird sie in einen engen Raum, wie in ein Hühnerhaus, eingesperrt, mit goldenen und silbernen Ringketten um ihre Hand- und Fußgelenke. Heirathet sie einen Mann, der sein voriges Weib verabschiedet oder verloren hat, so werden dieselben Ketten, die das frühere Weib getragen, für ihre Gliedmaßen gebraucht und sie wird so lange gemästet, bis die Ketten ihre Glieder völlig umspannen. Das zu diesem Behufe gebräuchliche Futter wird »drougke« genannt. Mit dieser Nahrung wird die Braut im wahren Sinne des Worts vollgepfropft und viele sterben unter dem — Löffel."

Mit solchen Auszügen, welche meistens an den schöneren Theil des menschlichen Geschlechts gerichtet sind, geht die patriarchalische Gelehrsamkeit für die ernstere, andere Hälfte Hand in Hand. — „Ursprung gewisser Worte. — Das Wort Bajonnet zeigt zur Genüge an, daß es zuerst als Waffe in Bayonne fabricirt worden. „Damast" kommt von Damaskus, Corinthe (Frucht) von Corinth ꝛc. Guinea (Münze) deutet darauf hin, daß diese Münze zuerst aus Gold, das von der afrikanischen Küste gleichen Namens gekommen, geprägt worden ist. So groß ist der Fortschritt des Fabrikwesens in England, daß wir unsere Calicos und Mussceline jetzt nach Indien und dem ganzen Osten senden, obgleich die beiden Namen fortwährend den Beweis liefern, daß wir ehedem diese Waaren aus eben diesen Ländern bezogen haben."

Alle diese Gemeinplätze, die übrigens im family herald auf die mannigfaltigste Weise variirt werden, gehören noch zum ersten Theile, zu demjenigen, der die Unterhaltung, das „Amusante" in sich begreift. Der zweite, der „belehrende" Theil beginnt jedesmal mit einer moralisch philosophischen Abhandlung, die zuweilen in die allgemeine Politik hinüberstreift. Es kann hier weder von einer bestimmten Parteipolitik, noch von einer bestimmten, diesem oder jenem Systeme angehörigen philosophischen Anschauungsweise die Rede seyn. Der family herald muß bei seiner ungeheuern Verbreitung darauf bedacht seyn, keiner Partei, keiner Sekte offen entgegen zu treten. Väterliche Ermahnungen, Zurechtweisungen, die an alle gerichtet sind — weiter darf er nicht gehen. Handelt es sich von anerkannten socialen Uebelständen, so weist er darauf hin, daß diesen allgemeinen Uebeln nur durch die Tugend des Einzelnen abgeholfen werden kann. „Ihr sprecht von Reform? Seht nur, was man vor zwanzig Jahren für Erwartungen von John Russels Reformbill gehegt hat! Und was ist das Resultat gewesen? Dieselben Klagen, wie wir sie vor zwanzig Jahren gehört, hören wir noch heute, dieselben Uebelstände bestehen noch immer. Eine neue Reformbill ist der Gegenstand allgemeiner Besprechung. Was kann daraus werden? Nichts, wenn nicht vor allen Dingen die Individuen sich zu reformiren anfangen. Die eine Partei will immer die andere, der eine Mensch den andern reformiren. Warum fängt man nicht damit an sich selbst zu reformiren? Und das kann bloß geschehen, indem man an die Stelle der jetzt allenthalben herrschenden Heuchelei Offenheit und Aufrichtigkeit setzt. Der äußern Reform muß die innere vorangehen, und der Anfang aller innern Reform ist Redlichkeit."

Dieß ist ungefähr die Sprache, welche der family herald in allen politischen Angelegenheiten führt. Statt sich an die Partei zu wenden, richtet er sich immer an den Menschen, und so hat er immer 160,000 Individuen von allen Parteien, denen seine Sprache gleich angemessen ist. Als die letzten Wahlen vor sich gingen und jede Partei nur darauf bedacht war, ihre Kandidaten durchzusetzen, stellte der family herald allgemeine Betrachtungen über das Unmoralische der Wahlmanöver überhaupt an. Da diese Manöver, von allen Parteien gleichzeitig unternommen, in ihren Resultaten sich gegenseitig neutralisiren, während sie auf der andern Seite ungeheure Kosten verursachen, so kann man sich leicht denken, daß Betrachtungen der Art, die, von der Moral ausgehend, am Ende auf Geldersparniß hinaus laufen, von allen Parteien gleich günstig aufgenommen werden. „Welche Fehler auch immer dem Wahlsystem und dem Wahlmodus anhaften mögen, der Hauptfehler bleibt immer ein moralischer u. s. w." Redlichkeit in allen Dingen, im öffentlichen sowohl als im Privatleben — das ist für den family herald die Hauptsache. Und so schließen gewöhnlich alle seine politischen, ökonomischen, philosophischen oder religiösen Abhandlungen mit dem alten Liede: Ueb' immer Treu und Redlichkeit.

Aber eben diese Redlichkeit, eben diese Offenheit, die der family herald allgemein beobachtet wissen will, bringt ihn manchmal in Verlegenheit. Z. B. wie

iſt es mit den Wahrheiten zu halten, die nicht für alle Ohren paſſen? Sollen ſie ebenfalls offen und treuherzig allen mitgetheilt werden? Dann müßten wir z. B. auch mit den Kindern dieſelbe Sprache reden wie mit Erwachſenen. „Stilpo, der auf der Straße befragt wurde, was er von den Göttern halte, erwiederte, von dieſem Gegenſtande könne er nicht an einem Orte ſprechen, wo er Gefahr laufe, vom Volke gehört zu werden. — Die Platoniker und Pythagoräer halten es nicht allein für recht, ſondern ſogar für preiswürdig, zu einer Unwahrheit ſeine Zuflucht zu nehmen, wenn es ſich darum handelt, die Sache der Wahrheit im Allgemeinen zu fördern.“ — Wir ſehen, in welche kritiſche Lage der family herald ſich durch Aufwerfung einer ſolchen Frage geſetzt hat. Und warum hat er dieſe Frage überhaupt aufgeworfen? Um ſeine eigene Wahrheitsliebe kund zu thun, um ſeinen Kunden zu zeigen, daß er für Alle gleich wahr iſt. Deßhalb geht er in ſeiner Entwicklung noch weiter. „Im Kampfe der gegenſeitigen Intereſſen ſcheint es wirklich, als wäre die trockene Wahrheit nicht mehr hinreichend, als müßte die Verſtellung zu Hülfe genommen werden. Ueberall finden wir Wahrheiten verhehlt; die Eltern verhehlen Wahrheiten vor ihren Kindern, die Kaufleute den wirklichen Werth ihrer Waaren vor ihren Kunden.“ — Wie löst er nun dieſen Widerſpruch, ohne weder den Kaufleuten noch den Kunden, weder den Eltern noch den Kindern — und er ſchreibt ja für ſie alle ohne Ausnahme — zu nahe zu treten? „Die Geſellſchaft ſtrebt nach Vervollkommnung. Die Vollkommenheit beſteht im freien Austauſch, im Austauſch im weiteſten Sinne des Worts, im freien Austauſch von Gedanken, der etwas mehr und etwas Beſſeres iſt als bloßer freier Austauſch von Waaren. Es wird eine Zeit kommen, wo die Geheimniſſe aller Herzen vor aller Augen aufgeſchloſſen daliegen dürfen.“

So weit über die Moral und die moraliſch philoſophiſchen Abhandlungen des family herald, die wir hier als Typus deſſelben Abſchnitts in der Hausliteratur überhaupt etwas ausführlicher betrachtet haben. An die philoſophiſche Abhandlung ſchließt ſich das Kapitel der family matters an, worin alles, was das Haus und die Küche näher angeht, wie Küchenrecepte u. ſ. w. beſprochen wird. Dann folgt ein Kapitel, überſchrieben »scientific and useful.« Wiſſenſchaftliches und Gemeinnütziges. Hier wird von Ackerbau, von techniſchen Kunſtgriffen, von den neueſten Erfindungen und von nützlichen Entdeckungen, Experimenten, von Phyſik und Chemie, in Abſätzen von zehn bis zwanzig Linien gehandelt. Beſchreibung einer elektriſchen Uhr, einer Lokomotive mit condenſirter Luft, eine kurze Abhandlung über Aether, als bewegende Kraft gebraucht, über das neue Patentgeſetz, eine neue Dinte um Linnen zu zeichnen, die Art und Weiſe, Pariſer Gyps zu bereiten, über Spinnerei und Weberei — das alles gehört zum Wiſſenſchaftlichen und Gemeinnützigen.

Die ſtatiſtiſchen Nachrichten, die dieſem Kapitel unmittelbar folgen, ſind den größern Tageblättern entlehnt. Wie viel Fleiſch und Brod die Woche hindurch verzehrt, wie viel Obſt und Eier aus Frankreich oder Belgien in England eingeführt worden, das alles wird gewiſſenhaft in Ziffern angegeben. — Das Kapitel „Mancherlei“ enthält in der That ſo Manches und ſo Mannigfaltiges, daß es unmöglich iſt, es im Ganzen zu charakteriſiren. Hand in Hand damit gehen die »random readings.« d. h. Allerlei, was rechts und links aufgegriffen und hier in der Form von witzigen Einfällen, humoriſtiſchen Antworten u. ſ. w. dem Leſer als Leſeſucht mitgetheilt wird. Nun aber folgt ein Abſchnitt, dem wir beſondere Aufmerkſamkeit ſchenken müſſen, da derſelbe vorzugsweiſe darauf berechnet iſt, der Hausliteratur Abſatz und Verbreitung zu verſchaffen.

Im »Riddler,« wie dieſer Abſchnitt betitelt iſt, werden Räthſel, Charaden, arithmetiſche Probleme u. ſ. w. aufgegeben. Die Leſer werden erſucht, ihre reſpectiven Löſungen innerhalb acht bis vierzehn Tagen einzuſenden, damit ihre reſpectiven Namen zur gehörigen Zeit veröffentlicht werden können. In der Nummer, welche die Löſungen enthält, finden wir dann die Namen der Glücklichen angemerkt, denen es gelungen iſt, eine Charade, ein Rebus oder gar ein arithmetiſches Problem zu löſen. Wir ſehen manchmal eine Liſte von Hunderten von Namen, und der Redakteur iſt ſo gewiſſenhaft, daß er in einer folgenden Nummer nachträglich die Namen aller derjenigen gibt, die wegen zu ſpäter Einſendung die ihrigen in der vorigen Nummer vermiſſen ſollten. Welch ein weites Feld iſt da dem Ehrgeiz geöffnet! Und welche Freude muß es dem entfernten Leſer machen, wenn er als Lohn ſeines Nachdenkens und ſeines Scharfſinns ſeinen Namen in einem Blatte gedruckt ſieht, das in allen Ecken und Winkeln Englands geleſen und in ſeiner eigenen Heimath, in ſeinem eigenen Flecken verſchlungen wird, da es dort als höchſter Ausdruck alles Schönen und Wiſſenswürdigen gilt! Und das alles für Einen Penny! Und für Einen Penny ſteht er da, mitten unter ſeinen Freunden und Landsleuten, als ein angehender Schriftſteller, vielleicht gar als ein großer Denker! Wer einmal die Nummer gekauft hat, in dem das Räthſel ꝛc. enthalten iſt, und wer einmal deſſen Löſung verſucht hat, wird von ſelbſt ein Käufer der Nummer, in der die Auflöſung ſich befindet, ſey es, um ſich zu vergewiſſern, daß ſeine Auflöſung die richtige iſt, ſey es, um nach fruchtloſem Sinnen ſeinem Wiſſensdrange Genüge zu leiſten. Wer vollends eine ſchriftliche

Löſung eingeſendet hat, die ihm bereits an Briefporto einen Penny gekoſtet, wie kann der der Verſuchung widerſtehen, einen weitern Penny zu ſpenden, um ſeine Eitelkeit gekrönt und ſeinen Namen gedruckt zu ſehen! Dazu laufen die Aufgaben in den folgenden Nummern fort; immer wird der Scharfſinn zu neuen Exercitien und die Eitelkeit zu neuer Ausgabe von Pfennigen gereizt. Der family herald — wir müſſen es ihm zum Lobe nachſagen — hat dieſes Weſen nicht zum Aeußerſten getrieben. Er hat auf die „Kurzweil“ nicht mehr Wichtigkeit gelegt, als nöthig war, um ſein Blatt im Gang zu erhalten. Aber ſeine Nachfolger haben dieſen Theil der Hausliteratur, die Kurzweil, bis zur Langeweile getrieben, Preiſe auf die Löſung von Charaden ausgeſetzt, einen Staatsrath von Schiedsrichtern eingeſetzt ꝛc., um auf dieſem Wege der neuen Unternehmung Eingang in's Publikum zu verſchaffen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Molière's Tartuffe und femmes savantes.

Madame Desmouſſaux, die ſchon lange von der Bühne abgetreten war, wollte ihr Gedächtniß beim Publikum des Théâtre français auffriſchen, und ſo brachte uns denn der geſtrige Abend zwei Molière'ſche Stücke: Tartuffe und les femmes savantes. Zehn Akte in einem Abend, das iſt eine reichliche, ſogar eine überreiche Nahrung ſelbſt für einen deutſchen Magen, dem man doch immer nachſagt, daß er auch im Gebiete der geiſtigen Verdauung Ungewöhnliches leiſte. Für die nächſte Zukunft habe ich mich an Molière's Muſe ſatt und müde geſehen, denn nach einem ſtündigen Queuemachen noch von 7½ Uhr bis Mitternacht Augen und Ohren in unausgeſetzter, angeſpannter Thätigkeit erhalten zu müſſen, verderbt doch etwas den Appetit.

Tartuffe und die Blauſtrümpfe umſchließen faſt den Kreis der Molière'ſchen Poeſie: die ernſte und die heitere Satire. In ihrer Vereinigung gaben ſie ein ſehr gut abgerundetes, klares Bild vom Uebergange der franzöſiſchen Kunſt aus der klaſſiſchen in die romantiſche Periode. — Ich habe einſt von unſerem letzten großen Mimen, Carl Seydelmann, den Tartuffe vorleſen hören; im Laufe der Jahre hat ſich der Eindruck etwas verwiſcht, aber ſelbſt in der Erinnerung war er noch immer weit großartiger und weit lebendiger als der, welchen die geſtrige Aufführung der Molière'ſchen Stücke im Théâtre français auf mich machte. Bei der Armuth der Mittel, welche dem Vorleſer zu Gebote ſtanden, beim Reichthum des erſten Theaters Frankreichs kann ich den Effekt nur durch die Genialität der Seydelmann'ſchen und die Nüchternheit der franzöſiſchen Auffaſſung und Ausführung erklären. — Namentlich die Rollen des Tartuffe und Orgon waren geſtern Kräften anvertraut, denen es entweder an Verſtändniß oder an Mitteln fehlte. — An den Schauſpieler werden allerdings in den Molière'ſchen Stücken große Anforderungen gemacht, deßwegen, weil der Dichter immer nur Charaktere, aber nicht im individuellen Gewande gegeben hat. Ich möchte ſagen, der Dichter lieferte nur die Farben zum Gemälde, aber nicht die Zeichnung, und je ferner die Zeit liegt, welcher dieſe Comödien angehören, deſto ſchwerer wird eine Aufführung derſelben werden, welche befriedigt. Das beſte Kolorit, die treffendſte Farbe altert und verwiſcht ſich und es bleibt zuletzt nichts übrig als unbeſtimmte, nirgends ſcharf begrenzte Töne. Wie deutlich wird das, wenn man Shakeſpeares Schöpfungen damit vergleicht, die ewig mit gleich voller, ergreifender Lebendigkeit aus ihren alten Rahmen ſchauen! Der große Dichter hat nur die Skizze, die Federzeichnung geliefert, koloriren muß ſie der Schauſpieler; ſie gleichen vortrefflichen Kupferſtichen, die zu allen Zeiten ihren Werth behalten. Wie nimmt ſich neben dem Shakeſpeare'ſchen das Molière'ſche Luſtſpiel aus! Man ſieht es ſchon den Namen Orgon, Cléante, Damiß an, wo Molière ſeine Ideen ſich geholt hat. Terenz und Plautus können ſich über ſeine Mißachtung wahrlich nicht beſchweren, man erkennt auf der Stelle, daß nicht das Leben, ſondern die Idee, das Todte, Conſtruirte den Anſtoß zu dieſen Schöpfungen gegeben hat. Die Charaktere ſind weniger empfunden als gedacht; es iſt die ſchaffende Kraft des Verſtandes, nicht die des Dichters, die aus ihnen ſpricht. Der Reichthum des Lebens, die Fülle des Körpers muß ſolchen Geſtaltungen fehlen.

Aber wenn ich auch den Einfluß der Dichtung in Abrechnung bringe, glaube ich mich doch zum Urtheil berechtigt, daß dießmal die Leiſtungen des Théâtre français höchſtens den billigen, nicht aber den gerechten Anſprüchen genügten. Die deutſche Bühne ſteht wahrlich nicht in ihrer Blüthe, aber man würde z. B. in Berlin der Rolle des Tartuffe mehr Ehre angethan haben. Geffroy war, um es mit Einem Wort zu ſagen, die gewöhnliche Alltagskoſt. Das Stereotype ſeiner Mimik, die dick aufgetragenen Farben des Ausdrucks, der vollſtändige Mangel an Uebergängen und Nüancirung erinnerte doch zu ſehr an die Provinzialbühne. Weder in ſeinem Weſen noch in ſeiner Sprache lag der einſchmeichelnde Ausdruck eines vollendeten, in ſeiner Rolle feſten, unerſchütterlichen Heuchlers. Im Benehmen gegen die verſchiedenen Mitglieder der Familie waren durchaus keine Unterſchiede; das war ein Tartuffe, der nur einen Narren täuſchen konnte. Geffroy war nichts als eine gewöhnliche Copie der hiſtoriſchen Auffaſſung der Rolle, an welche ſich die Schauſpieler zwar ſämmtlich, vorzüglich aber Geffroy und Anſelme als Orgon und Madame Desmouſſaux als Vernelle zu halten ſchienen. Dieſe drei Mitglieder des Théâtre français litten in Folge deſſen an demſelben Fehler: ihre Darſtellung war, um im Bilde zu bleiben, durchaus getüpfelt; abgeſehen davon, daß Anſelme der polternde Vater, Madame Desmouſſaux die keifende Alte, Geffroy der Intrigant nach der allgemeinen Theaterſchablone war. Eine ſolche Pietät gegen die Manen Molières mag ihre achtungswerthen Seiten haben, aber der Fremde kann denſelben keine Rechnung tragen. — Von einer Bühne erſten Rangs kann man außerdem unter allen Umſtänden Maaß im Ton und Gleichmäßigkeit im Enſemble bis zu den durch die Rolle gebotenen Grenzen verlangen, eine Forderung, die, wie neulich im Geizigen, ſo auch dießmal von Anſelme durchaus nicht beachtet wurde. In ſeinem Spiel war außerdem durchaus nichts von dem gutmüthigen, vertrauenden und deßhalb gegen Argwohn ſich ereifernden

schlichten Charakter Orgons. Er gab einen einfältigen Menſchen im dummen, ſtatt im kindlichen Sinne. Es kann durchaus nicht Molières Abſicht geweſen ſeyn, einen Pinſel auf die Bühne zu bringen, der es verdiente tüchtig angeführt zu werden; es iſt nicht Orgons Aufgabe, ſo ſich ſelbſt lächerlich zu machen. Aber Anſelme nahm es ſo. Sein Zorn ging daher nicht aus dem verletzten Gefühl eines rechtſchaffenen, ehrlichen Charakters hervor, ſondern nahm den Ausdruck eines eigenſinnigen Kindes an. Anſelmes Orgon iſt ein vollſtändiger Simpel, der mit fratzhaftem Leichtſinn, in blind dummem Vertrauen ſein Kind und Gut fremden Händen überliefert. Das kann unmöglich die Molière'ſche Auffaſſung geweſen ſeyn.

Madame Desmouſſaux übertrieb in ihrem Spiel außerordentlich im Aufzeigen der Schatten und Lichter, oder vielmehr es waren lauter Lichter, und ſtatt reich, wurde das Bild dadurch monoton. Sie gab zu viel; durch das ewige Pointiren, den fortwährenden Wechſel des Accents machte ſie zuletzt den entgegengeſetzten Eindruck deſſen, den ſie hervorbringen wollte. Die phyſiſche Lebendigkeit, das leicht Aigrirte war auch in der Seydelmann'ſchen Auffaſſung der Madame Pernelle in gleich ſtarker Weiſe zu finden; mir individuell iſt dieſe Lebendigkeit der Bewegungen und der Sprache im Vergleich mit der ſonſtigen Hinfälligkeit allerdings zu ſtark, aber ich kann nicht läugnen, daß das Komiſche der Rolle allerdings durch dieſe Contraſte gehoben wird.

Madame Denain gab dagegen die Elmire vortrefflich, und der Effekt ihres ruhigen, gewiegten Spiels würde noch größer ſeyn, wenn nicht derſelbe in den Hauptpartien, den Scenen mit Tartuffe, dadurch litte, daß die Verführung ſich wiederholt, und das Mittel ſo an Spannung und Wirkung verliert. Madame Denain zeigte in ihrer Toilette, in Wahl der Farben und des Schnittes einen ausgezeichneten Geſchmack. Es war durchaus die Toilette einer Frau in der Reife der Schönheit, für einen Mann wie Tartuffe jedenfalls lockender als die der Mariane, obgleich oder weil Madame Denain nicht vermieden hatte die Altersunterſchiede deutlich zu markiren, wozu ſich deutſche Schauſpielerinnen häufig nicht entſchließen können. Die Toilette war aber, und das ſcheint mir ein Fehler, viel zu reich und ich verſöhnte mich nur damit, weil Madame Denain ſich durchaus nicht mit derſelben beſchäftigte, obgleich ein nichts weniger als ſparſamer Perlenſchmuck dazu verführeriſchen Anlaß bot.

So unbedeutend die Rolle des Loyal iſt, ſo wußte doch Monroſe ſich in derſelben geltend zu machen. In ſeinem beſtimmten und doch ſo devoten Ton und Accent, in der unterwürfigen und doch ſo ſichern Geberde, in der ſchurkiſchen Einfalt ſeiner ganzen Erſcheinung lag der volle Inhalt eines klar gedachten und deutlich ausgeführten Charakters. Monroſe erinnert in dieſen Rollen lebhaft an den alten Weiß der Berliner Bühne, eine jener Ruinen aus der großen Zeit des deutſchen Schauſpiels. Monroſe in ſeinem langen, etwas gelockten, ſpärlichen, grauen Haar, mit dem hellgrauen Radmantel, dem gleichmäßig, mit etwas Fettglanz geſchminkten Geſicht war das einzige bemerkenswerthe Coſtüm; es war vollſtändig zur Rolle berechnet.

Die Blaustrümpfe waren mit den beſten Kräften des Théâtre français beſetzt. Das Spiel war daher auch bis zu einem gewiſſen Grade vollendet, und beſonders das Zuſammenſpiel ließ nichts zu wünſchen übrig. Wie ſchlecht hat aber der Dichter zum Theil die Schauſpieler bedacht! Welche Armuth iſt in dieſem Stücke! Für alle drei femmes savantes hat Molière, obgleich ſie im verſchiedenſten Alter ſtehen, nur Eine Form gefunden. Vorzüglich kommt dieß in der Scene mit Triſſotin zur Erſcheinung, wo dieſer den Damen ſeine Verſe vorlieſt. Wie nah lag da die Nüancirung! aber ſie ſind gleichwohl alle drei aus Einem Guß, alle drei über Einen Leiſten geformt; hätte Molière ſtatt Philaminte, Armande, Belize immer „Chor“ geſetzt, es würde in der Dichtung nichts geändert haben. Wie monoton iſt das alles und wie ſteif die Gruppirung! Vergleichsweiſe zur Unnatur des franzöſiſchen Cothurns mochte das natürlich erſcheinen, nur iſt es faſt eine Unnatur von Einfachheit geworden.

Prevoſt als Chryſale ließ allerdings dieſe Fehler der Anlage faſt vergeſſen, ſo viel Individualität lag in ſeiner Laune, in ſeiner Gutmüthigkeit, in ſeiner Schwäche, ſo viel verſtändige Abwechslung brachte er in die Einfachheit, ſo viel durchdachte Uebergänge in die Extreme. Samſon, der Lehrer der Rachel Felix, hatte leider als Vadius keine Gelegenheit, ſein reiches Talent zu entfalten, doch leiſtete er das Mögliche, und jedenfalls viel mehr als Regnier, ſein Nebenbuhler in der Verſedrechſelei. Derſelbe war nur in einer einzigen Scene auf der Höhe ſeiner Rolle, als er den blauſtrumpfigen Damen ſeine Verſe vorgeleſen hatte. Sein Spiel war vortrefflich, als er in dieſer Scene, nachläſſig im Lehnſtuhl zurückgeworfen, die Complimente ſeiner Zuhörerinnen — und ſie verſtanden vortrefflich zuzuhören — erwartete. Der Ausdruck in ſeinem Spiel, trotz der Einfachheit deſſelben, war ausgezeichnet, es war eine frappante Miſchung von Unruhe und Sicherheit, Gleichgültigkeit und Spannung, das ſich in demſelben ausdrückte. — Leroux (Clitandre) hat die trefflichſte Ausſprache unter den männlichen Mitgliedern des Théâtre français. Die Worte perlen ihm nur von den Lippen, ohne daß er ſie zu bewegen ſcheint, und dabei ſind ſie ſo deutlich, daß ſie ſelbſt das fremde, ungeübte Ohr im entfernteſten Winkel das Théâtre français klar unterſcheidet. Daſſelbe kann man von Madame Desmouſſaux nicht mehr ſagen, durch deren Zahnlücken manches Wort entſchlüpft. Sie gab auch in der Rolle der Belize im Styl wie im Spiel zu viel. So wollten die Variationen im Lachen, welche anfangs beklatſcht wurden (im zweiten Act, als ſie Clitandre's Liebe den erſtaunten Zuhörern eröffnet) gar kein Ende nehmen. Gerade bei ſolchen Mitteln thut Maß Noth, wenn es nicht eitel Poſſenreißerei werden ſoll. — Madame Denain als Armande ſpielte wieder ausgezeichnet verſtändig, auch deßhalb, weil ſie, nicht deutlicher aus dem Hintergrund hervortrat als es im Charakter ihrer Nebenrolle lag.

In den Coſtümen war nichts weder im guten noch ſchlechten Sinne auffallend; nur will ich einen Punkts im Kapitel des Schminkens erwähnen, ſo fern es ſyſtematiſch iſt. Alle Schauſpieler ſetzen nämlich das Roth unmittelbar unter dem Augliede auf und beſeitigen dadurch den Ausdruck des Schattens, welcher in Folge der Beleuchtung von unten entſteht. — Das Spiel im Théâtre

français hat einen Grundton, von dem ſich keines der Mitglieder zu emancipiren wagt. Ich rechne dazu nicht die ruhigen Abgänge, das Vermeiden alles ungehörigen Spreizens u. ſ. w., denn das verſteht ſich auf einer Bühne erſten Ranges von ſelbſt, ſondern z. B. das völlige Nichtſprechen zum Parterre, das vortreffliche Zuhören, und die gute Vertheilung der Schauſpieler auf das Bühne. — Die deutſchen Schauſpieler könnten ſich namentlich an der Darſtellung der ceremoniöſen Geſellſchaftsformen der Rococozeit ein Muſter nehmen. Auf den deutſchen Bühnen wird aus dieſer Ueberſetzung der Sitten der Chevalerie gewöhnlich eine Carrikatur. Für unſer Auge haben dieſe weitläuftigen Verbeugungen, dieſe geſchnörkelten Wellenbewegungen etwas Lächerliches, auch wenn ſie nicht übertrieben werden, ſondern ſtreng in den Grenzen der hiſtoriſchen Treue bleiben. Aber gerade weil dieſer Eindruck nicht zu vermeiden iſt, wird dieſe Rococoform auf dem Théâtre français überall, wo ſie nicht charakteriſtiſch, ſondern nur eine hiſtoriſche Zugabe iſt, mit großem Takt ſo weit modificirt, daß ſie den beabſichtigten Eindruck nicht ſtört. Dieſer modernſirte Rococoſtyl macht, ohne daß ſein Weſen geändert wird, durchaus den Eindruck der gefälligen Eleganz und ungezwungener Höflichkeit.

Was mir von neuem ſelbſt auf dem klaſſiſchen Boden des Théâtre français als ächt franzöſiſch und nicht gerade als ein Vorzug aufiel, das war das Markiren aller Zweideutigkeiten, und zwar gerade von Seiten der Damen. Mad. Desmouſſaux, wie nicht minder Madame Denain verſchmähten nicht, wo nur irgend möglich, die nicht immer zarten Doppelſinnigkeiten in einer Art herauszuheben, bei der jeder Zweifel verſchwinden mußte. Das Pauſiren und gefliſſentliche Verweilen, dazu das ſprechende Heraufziehen der Mundwinkel, kurz kein Mittel wurde verſchmäht, um den Beifall zu erringen, ein Bemühen, welches ſtets mehr als reichlich belohnt wurde. Ein italieniſches Sprichwort hat doch ſo unrecht nicht, wenn es ſagt:

Perque paga il volgo sciocco e giusto,
Scioccamente cautane per dar gli gusto.

Das Publikum ließ es aber auch außerdem nicht an Zeichen des Beifalls und des Dankes für Molière fehlen. Ein alter Herr neben mir ſprach Wort für Wort der Stücke mit, und rund herum konnte man erfahren, daß die gebildeten Franzoſen nicht bloß ihren Molière, ſondern auch ihren Racine und Corneille auswendig wiſſen. Freilich thront auch Voltaire am Eingang der erſten Bühne Frankreichs und im Foyer des Théâtre français fehlt die Büſte keines nur irgend bedeutenden franzöſiſchen Dichters der Vergangenheit. Man erinnert ſich täglich daran, was man ihnen verdankt und ſchuldet; in Deutſchland gilt aber noch heute, und vielleicht galt nie mehr als heute das Epigramm, mit dem Leſſing ſeine Sinngedichte einleitet:

„Wer wird nicht einen Klopſtock loben?
Doch wird ihn Jeder leſen? — Nein!
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger geleſen ſeyn.“

Lübeck, August.

(Schluß.)

Vergangenheit und Gegenwart.

Von der Marienkirche münden die Fischer- und die Alfstraße nach der Trave, mit den allerschönſten Häuſern, langgeſtreckt. Wenn man ſo durch die herrlichen Perſpektiven ſchaut, welche ſo ganz eigenthümlich erſcheinen, ſchmal und doch hell, wähnt man faſt Schiffe zu ſehen, hochbewimpelte; all die luſtigen ſchlanken Giebel mit goldenen oder ſilbernen Flaggen und die Stangen, mit welchen jene wie mit Tauen in ſchwindelnder Höhe gehalten werden, verſtärken den Eindruck. Ohne ſolche lange Eiſenſtangen darf man hier gar keine Giebel bauen. Auf dieſen höchſten Zinnen gewahrt man zuweilen noch eine kleine Kaſüte, Fenſter an Fenſter, ein ſeemänniſches Belvedere, welches den Giebel mit ſeinen Eiſentauen vollends zu einem im Aether fliegenden Schiffe macht. Die abenteuerlichſten Thürmchen erheben ſich überall empor; ſelbſt die Kamine ſind zu ſolchen benützt. Auf dieſen Giebeln ſchwebt hoch in freier Luft ein Adler von Stein oder Eiſen.

Lübeck iſt unnennbar reich an künſtleriſchen Anſichten: man wird nicht ſo bald damit fertig. Und dazu die wackern, gemüthlichen Leute, ſo bieder und treuherzig, noch viel von der alten Tüchtigkeit und Kraft. Nicht nur Lübeck, auch der Lübecker hat etwas Hiſtoriſches, zumal dem Hamburger gegenüber. Wie freundlich ſteht jener uns in den Gaſſen an, wenn wir ſeine Alterthümer betrachten! Man blickt in lauter gute, mitunter ſehr ſchöne Geſichter. Selbſt die ſchwarzen Cyklopengeſtalten, die eine gute Staffage abgeben, haben etwas Mildes in den Zügen. Gar hübſch ſind ſchon die kleinſten Mädchen. Es liegt auf Allem noch ein Schmelz, ein Duft von mittelalterlichem Stillleben. Lübeck iſt das Nürnberg der See.

Wenn man vom Marienfriedhof zurückbiegt in die breite Straße, fällt das Auge auf die Jakobikirche, deren weißes Glockenthürmchen wie eine Mährchenblume im blauen Himmel blüht. Dieſes Gotteshaus umſchließt u. a. die Brömſerkapelle, von dem Bürgermeiſter Brömſer geſtiftet, einem der größten Männer der Hanſeſtadt, welcher dem Chriſtiern die Auslieferung Guſtav Waſas verweigerte. Noch bewahrt man hier die Kleider, welche Waſa auf der romaniſchen Flucht getragen. — Vergeſſen wir nicht das merkwürdige Schifferhaus gegenüber der Jakobikirche, an der Ecke der Engelgrube. Auf ſeiner großen Diele hält die Schiffergeſellſchaft noch jetzt ihre Berathungen, die früher allerdings viel wichtiger waren. Dritthalb Jahrhunderte haben in dieſen Räumen nichts verändern dürfen, in welchen noch heute dem Wanderer alles offen ſteht. Ringsum die altertümlichen Sitze, an der Decke hängen vielleicht zwölf alte Schiffsmodelle, lang, ſchmal, wie die Fahrzeuge früher geweſen, beinahe als hätte man ſie aus mächtigen Fiſchen gemacht. Auch an Muſcheln iſt kein Mangel und an allerlei wunderlicher Zier. Beim Eingang ſteht ein Schiffsmann aus Holz, welcher den Hut hinbietet. Nicht bloß dieſe Compagnie der Schiffer, der Seefahrer, vertreten durch die vielen einheimiſchen Schiffskapitäne, ſondern jedes der ſechs bürgerlichen Kollegien der Großhändler, „die Junker- oder Cirkelcompagnie, Schonenfahrer, Nowgorodfahrer, Bergenfahrer, Rigafahrer und Stockholmsfahrer,“ hat ein eigenes Verſammlungshaus, nicht minder jede Zunft ihr Amthaus. Die Zünfte nämlich heißen „Aemter.“ Manches iſt ein geſchloſſenes, andere vergönnen den Eintritt von „Freimeiſtern.“ Jedem Amte verleiht der Senat eine „Rolle“ mit Gerechtſamen, welche von dem „Wettgericht“ vermehrt oder vermindert werden können. Sechs Arbeiterkorporationen, vom Handelsſtande lebend, ſtehen in einem beſtimmten Dienſtverhältniſſe zu den ſechs Kaufmannscompagnien, welche das Recht beſitzen, Großhandel zu treiben. Der Kleinhandel ſpaltet ſich in die Gewandſchneider- und Krämercompagnie. Die zahlreichen Brauer bilden eine beſondere Innung.

Alle jene Denkmale, die ganze Scenerie Lübecks, hat E. Willkomm kürzlich im Feuilleton der Hamburger Nachrichten geſchildert und die verwandte Seeſtadt den Hamburgern ſehr genau kennen gelehrt. Kein Wunder, daß ſie jetzt mit eigenen Augen ſehen wollen. Die noch nicht lang vollendete Eiſenbahn und das Vogelſchießen boten erwünſchten Anlaß, die Wanderung zu verſuchen. Schaarenweiſe ſtrömten die Nachbarn von der Elbe herbei, lieſen ſchauluſtig umher und fanden vorzüglich die Kirchen gar ſchön. Auch ſind ja gerade dieſe alten ehrwürdigen Gotteshäuſer dem Bewohner des Alſterbaſſins etwas ganz neues. Selbſt Kinder, vierteljährige ſogar, mit ſilberner Klapper am ſchwarzen Sammtbande, machten den Weg nach Lübeck mit den Eltern; abermals ein Beleg für den Familienſinn des Hamburgers.

Die Fahrt iſt auch eine kurze und angenehme, kaum über drei Stunden. Eine halbe Stunde, bevor die Uhren im Wartſaal des ſchönen Berliner Bahnhofs zu Hamburg den Moment der Abreiſe — 7½ Uhr — anzeigen, öffnen ſich recht human die Glasthüren und Wagen. Raſch ſind letztere vollgepfropft. Zwei Kinder und eine Puppe auf Einem Platze. Lebhafte Berlinerinnen haben uns gegenüber Platz genommen, Elemente, die ganz wohl thun, verſetzt mit dem etwas ſchwerfälligen Hamburger Leben. In Bergedorf erſcheinen Vierländermädchen mit zierlichen Frucht- und Blumenkörben. Es klingt ſonderbar für Süddeutſche, wenn die Leute hier ſagen: „Die Gegend iſt ſehr ſchön,“ oder wenn es von einem Hauſe am Walde heißt: „Wunderhübſch! romaniſch!“ z. B. von Reinbeck, wohin die Hamburger ihre Landpartien machen, ſo wie nach

Friedrichsruh, einem Vergnügungsort im Forste mit recht artigen Anlagen. Mittwoch und Sonntag finden wohlfeile Extrafahrten hieher statt; in einer Stunde ist man da. — In Büchen verläßt man den Berliner Zug. Hier muß man, besonders wer Abends mit dem um 5½ Uhr von Lübeck kommenden Convoi dahin zurück fährt, den Kopf beisammen haben. Vier Züge gehen dann nach einigem Harren unmittelbar nach einander ab. Viermal wird man aufgerufen: Nach Schwerin, Wittenberg, Berlin—Lübeck—Lauenburg, zulezt Hamburg.“— Goldene Häubchen mit weißen Bändern kündigen uns bald das Lauenburgische an. Der Möllnersee schillert schlangenartig in allen Farben zur Rechten der Eisenbahn, welche mitten durch das Wasser zu gehen scheint, weil links sich ein Teich anschmiegt. Das Städtchen Mölln drängt sich mit vielen kleinen rothen Häusern wie Küchlein um Kirche und Friedhof. Auf lezterem liegt Till Eulenspiegel begraben. Wie grell sind hier alle Farben, das Roth, das Silber des Wassers, der blaue Himmel und das satte Grün der Ufer! — Der Dom und die ihn zunächst umringenden Häuser von Ratzeburg gehören noch zu Mecklenburg-Strelitz. Dunkelblau, in Hügelreihen gefaßt, wogt der See. Aus ihm fließt, wie aus dem Möllnersee die mit Hamburg durch einen Kanal von dreizehn Schleußen zum Gütertransport verbundene Stecknitz, die Wackenitz nach Lübeck, auf welcher Dampfschiffe gehen könnten, wenn sie sich bezahlten. Im Vorgrunde weidende Heerden; ein Regenbogen wölbt sich über ihnen. Er bleibt uns immer zur Seite; die Regenbogenbahn geht noch schneller als die Eisenbahn. Wenn wir erst mit Regenbogenschnelle reisen, oder wenn unsere Luftschiffe die Irisbrücke passiren! Woher man auch komme, die Thürme der Hansestadt an der Travemündung sieht man vier Meilen weit. Der kleinste Finger Lübecks, eines seiner vielen Glockenthürmchen ist, was poetischen und künstlerischen Eindruck betrifft, mehr werth als ganz Hamburg.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 41. 10. Oktober 1852.

This is the prettiest low-born lass, that ever
Ran on the green-sward; nothing she does, or seems,
But smacks of something greater than herself.

Shakespeare.

Eine Erzählung aus dem Ries.

I.

Das Ries iſt ein Gau im Schwabenlande, einige Stunden nordwärts von der Donau. Der größte Theil gehört zu Bayern, der nordweſtliche Strich zu Württemberg. Man braucht in dieſem Gau nicht geboren zu ſeyn, ſondern nur in guter Jahreszeit darin verweilt zu haben, um ihn für einen der anmuthigſten und geſegnetſten in unſerem Vaterlande zu halten. Wer an einem ſchönen Juniabend auf einer der weſtlichen Anhöhen ſteht und die von bewaldeten Hügeln umſchloſſene Ebene erblickt in dem glänzenden Reichthum ihrer Feldfrüchte, die alte Reichsſtadt Nördlingen mit dem hohen Thurm, die fürſtliche Reſidenz Wallerſtein mit dem grauen Felſen, der früher die Burg der Grafen von Wallerſtein trug, hier und da ein wohlerhaltenes Schloß oder ehemaliges Kloſtergebäude und die Menge ſchmucker Dörfer, den wird ein freudiges Gefühl überkommen: er hat nicht nur eine ſchöne, fröhliche Landſchaft vor ſich, ſondern er fühlt zugleich, daß ihre Bewohner begünſtigte Menſchen waren und ſind.

Das Ries iſt eine kleine Welt und birgt eine nicht unbedeutende Mannigfaltigkeit von Lebenserſcheinungen in ſich. Daß es theils bayriſch, theils württembergiſch iſt, ſcheint zu ſeinem Weſen zu gehören. Die Bewohner zerfallen in Proteſtanten und Katholiken, die zerſtreut durcheinander wohnen. Im proteſtantiſchen Theile und namentlich unter den Geiſtlichen fanden ſich vor zwei Jahrzehnten die Extreme der frommgläubigen und rationaliſtiſch aufgeklärten Anſchauung vertreten, von denen die erſtere eine ſehr rege Thätigkeit entwickelte. Auch Juden fehlen nicht in dem wohlhäbigen Landſtrich. Sie ſitzen an einzelnen Orten, hauptſächlich in Wallerſtein, in verſchiedenen Abſtufungen des Vermögens und Anſehens, vom reichen Kaufmann und Geldverleiher an bis herab zum Schmuſer, der ſich auf Märkten durch leidenſchaftliche Verſtändigungsverſuche ſeinen Bedarf erkämpft. Der Dialekt iſt ſchwäbiſch in beſonderer Ausbildung, an einzelnen Punkten von Alters her eigenthümlich modificirt. Nördlingen und Wallerſtein liegen kaum eine Stunde auseinander, und doch iſt der ächte Nördlinger von dem ächten Wallerſteiner an Mundart und Betonung ſogleich zu unterſcheiden. In Oettingen, wie überhaupt an der nordöſtlichen Grenze, herrſcht der fränkiſche Dialekt. Der Menſchenſchlag iſt arbeitſam, gewerbthätig und von gemüthlichem, vergnügtem Weſen, ſehr geneigt zu Scherz und Neckerei. Man findet darunter noch viele Exemplare

von jenem angenehm drolligen und komischen Gepräge, das der verständigen Ernsthaftigkeit unserer Zeit immer mehr weichen zu wollen scheint. Das schöne Geschlecht macht seinem Namen alle Ehre; auf den Dörfern begegnet man nicht nur stattlichen und tüchtigen, sondern auch gar feinen und zierlichen Gestalten. Die Landestracht ist kleidsam, wenn sie mit Geschmack behandelt und von den Frauen in der Zahl der Röcke ein gewisses Maaß eingehalten wird. Uebrigens greift auch hier die französische Tracht um sich, und in dem Anzug der Frauen und Töchter wohlhabender Landleute findet sich Einzelnes derselben mehr oder minder glücklich mit der Landestracht verbunden.

Der Verfasser hängt an diesem Gau mit begreiflicher Liebe. Er ist darin geboren und hat in ihm die schöne Jugendzeit verlebt. Als Gymnasiast und Student verbrachte er hier die glücklichsten Ferientage. In dem Alter, wo man um so reicher an poetischer Empfindung und Anschauung ist, je weniger man sie noch kunstmäßig auszudrücken vermag, lebte er das fröhliche Riesenleben mit und nahm mit nie versiegender Freude seine Eigenthümlichkeiten in sich auf. Die Landschaft, von dem Duft seiner Jugendgefühle übergossen, hat für ihn einen poetischen Reiz wie keine andere.

Schon einmal, in dem ländlichen Gedicht: „Wilhelm und Rosina," das 1835 erschien und eine Dorfgeschichte in Hexametern genannt werden kann, hat Schreiber dieses seiner Heimath in Schilderung ihres Dorflebens seinen poetischen Dank abgetragen. Er versucht es zum zweitenmal in einer Erzählung. Nach den ächten Darstellungen von Zimmermann und Berthold Auerbach ist das Genre der Dorfgeschichten durch Nachahmungen bei uns in die Mode und wieder aus der Mode gekommen. Aber das kann eine getreue Schilderung wirklicher Lebensverhältnisse nicht berühren. Im deutschen Volke sind noch Schätze zu heben von eigenthümlicher Art und Sitte, von eigenthümlichen Freuden und Leiden, von besondern Verbindungen der überlieferten Stammesbildung mit der neuen Zeitbildung. Wer von einem so bestimmten Leben ein dichterisch treues Abbild zu geben weiß, der wird empfänglichen Menschen immer Freude und Nutzen gewähren können. Das Aechte wie das Ewige hat immer seine Zeit; und auch Annäherungen an das höchste Ziel, wie sie dem feischen Streben gelingen, werden nicht unwillkommen seyn.

Nun zu unserer Geschichte. Sie hat sich vor einer Reihe von Jahren zugetragen, wo durch die Ebene noch nicht der Dampfwagen brauste und das Leben überhaupt noch ein idyllisches Gepräge trug, wie es jetzt nicht mehr so ganz der Fall seyn mag.

Der Geistliche eines Dorfes in der Nähe von Nördlingen wandelte an einem schönen Sommermorgen in seinem Garten, der hinter dem wohlgebauten, zweistockigen Pfarrhause lag. Er hatte schon eine Zeitlang gearbeitet und wollte nun einen Gang in freier Luft machen und nach den Fortschritten der Gewächse sehen. Da dieser Mann in den spätern Verlauf unserer Geschichte bedeutend eingreift, so wollen wir den Leser schon jetzt näher mit ihm bekannt machen. Er war ein Sechziger, bei mittlerer Größe von stattlichem Ansehen und offenbar im Besitz einer festigen Gesundheit. Aus den regelmäßigen Gesichtszügen sprach Erfahrung, Verstand und eine heitere Freiheit des Geistes. Er hatte auf der Universität neben den theologischen allgemein bildende Studien getrieben, als Hofmeister in vornehmen Cirkeln und auf Reisen die Welt kennen gelernt und die Laufbahn eines Geistlichen von unten auf gemacht, bis er die einträgliche Stelle erhielt, wo er nun seit zehn Jahren ein ruhig glückliches Leben führte. Der Glaube an die Gründlehren der evangelischen Kirche war bei ihm ein Trieb und eine Forderung des Herzens, aber sein Christenthum war liebevoller und freundlicher Art. Die Natur mit Feuer und Schwert austreiben zu wollen, aus einer Mücke einen Elephanten zu machen und die Gemüther durch übertriebene Forderungen zu verwirren, war nicht seinem Charakter gemäß. Er rügte streng, wo es ihm klare Einsicht gebot, aber lieber schilderte er das höhere Leben in einer Weise, daß es durch seine eigene Schönheit die empfänglichen Herzen gewann. Er war milde, weil er zu unterscheiden wußte und das Gute in der Natur und in dem Gehaben des Volks erkannte. Als Seelsorger und im sonstigen Verkehr mit den Gliedern seiner Gemeinde freute er sich, jene brave Klugheit anzuwenden, welche die Menschen mit leichten Mitteln zu lenken versteht. Er war dem Scherz nicht abhold, und aus dem anmuthigen Ausdruck seines Mundes konnte man schließen, daß er freundschaftliches Gespräch selber damit zu würzen verstand.

Die Sonne schien heiß vom wolkenlosen Himmel. Dieß hielt den Pfarrer nicht ab, den Schatten der Kastanienbäume am Hause zu verlassen und geschützt durch ein schwarzes Käppchen, unter dem rechts und links ein silbergrauer Haarbüschel hervordrang, erst die Blumenbeete, dann auf dem grasigen Platz die reifenden Kirschen zu betrachten. Aus einem Gesicht, dessen bräunliches Roth sich von dem anderer Landbewohner durch einen feineren, geistigeren Ton unterschied, sah eine innere Freudigkeit, die mit der Schönheit des Sommertags ganz in Harmonie war.

Als er sich eben anschickte, unter die Kastanienbäume zurückzukehren, wurde die Thüre, die vom Pfarrhaus in den Garten führte, rasch aufgemacht und ein schlanker, blonder junger Mensch von etwa sechzehn Jahren ging eilig auf ihn zu. Es war sein Enkel, der Sohn seiner Tochter, die ihren Theodor

dem Großvater zur Vorbildung für die letzte Klaſſe des Gymnaſiums zugeſchickt hatte. Das ſonſt gleichmäßig blaſſe, durch die Sonne nur wenig gebräunte Geſicht war jetzt erhitzt und geröthet, und man ſah aus allem, daß er etwas für ihn ſehr Bedeutendes zu berichten hatte.

„Großvater,“ rief er dem alten Herrn zu, „es iſt gut, daß ich dich treffe! Drunten im Dorf — nein, es iſt zu arg!“ Er hielt inne, um zu verſchnaufen. — Der Alte kannte ſeinen Mann. Er wußte, daß der junge Kopf ſeine eigenen Anſichten vom Leben hatte, und daß manches, was damit in Widerſpruch trat, ihn oft in unverhältnißmäßige Aufregung verſetzen konnte. Er war daher nicht erſchreckt, ſondern fragte ruhig: „Nun, was iſt denn ſchon wieder?“ — „Drunten im Dorf,“ erwiederte Theodor, „beim Angerbauer gibt's Händel, Händel zwiſchen Vater und Sohn! Ich hab's ſelber geſehen!“ — Der Alte wurde ernſthaft und eine Bewegung ſeines Kopfes verrieth, daß ihm die Nachricht nicht ganz unerwartet kam. Er ſagte: „Erzähle mir, was du geſehen haſt, aber in der Ordnung!“

„Ich wollte in's Dorf hinunter, um hinter den Hecken mein Penſum zu lernen. Da ſah ich vor dem Hauſe des Angerbauers einen Haufen Leute ſtehen, und wie ich hingehe, hör' ich wüthendes Geſchrei aus der Stube. Der Alte ſchmähte den Sohn und ſchrie wie raſend. Gott, welche Schimpfworte und Flüche! Wie iſt es möglich, daß die Menſchen ſo roh ſeyn können!“ — „Es iſt manches möglich, was du noch nicht begreifſt, mein Kind,“ ſagte der Pfarrer. — „Und dieſer Angerbauer,“ fuhr der junge Moraliſt fort, „der immer ſo geſcheidt ſprach und ſich ein ſo würdiges Anſehen zu geben wußte — von dem hätt' ich's am wenigſten geglaubt!“ — „Der Angerbauer,“ bemerkte der Alte mit nachdrücklicherem Ton, „iſt ein ehrenwerther Mann, und der Sohn beßgleichen. Das wirſt du noch einſehen. Aber nun erzähle weiter! Was hat der Bauer ſeinem Sohn vorgeworfen? Oder haſt du das im Eifer vielleicht überhört?“ — „Nein, das kann ich dir genau ſagen. Ludwig will die Annemarie beim Bäcker heirathen, und der Angerbauer will's nicht zugeben.“ — „Ich dacht' es mir,“ ſagte der Geiſtliche. — „Wie ging der Streit aus? Denn du haſt doch wohl das Ende abgewartet?“ — „Wie der Alte gerast, der Sohn trotzig geantwortet und die Bäurin umſonſt ſich Mühe gegeben hatte, ſie zu begütigen, hörte man ein Knacken wie von einem zerbrochenen Stuhl, und der Vater ſchrie: „Fort! Geh aus meinem Haus und komm mir nie mehr unter die Augen!“ worauf Ludwig ſagte: „Hab' keine Sorg, du wirſt mich nie wieder ſehen,“ und aus der Stube ging. Dann wurd's ſtille und ich lief fort, um dir's zu erzählen.“

Der Geiſtliche ſchüttelte den Kopf, ſchien aber von dieſem Ausgang doch weniger beunruhigt zu ſeyn, als ſein Enkel erwartete. Er ſah eine Zeitlang vor ſich hin und nickte dann, als ob er einen Entſchluß gefaßt hätte. Der junge Menſch ſah ihn an und fragte: „Wirſt du hingehen und Frieden ſtiften?“ — Der Geiſtliche erwiederte mit einem leiſen Lächeln über dieſen Eifer: „Der Streit iſt ja aus, wie du mir ſagſt!“ — „Wenn aber Ludwig auf und davon geht?“ — „Daran werd' ich ihn nicht verhindern können.“ — „Aber, lieber Großvater“ —

„Wirſt du einen alten Pfarrer lehren, was er zu thun hat, Junge? Komm jetzt zur Großmutter!“ — Er nahm ihn wohlwollend bei der Hand und führte ihn in's Haus zurück.

Der Angerbauer war nach ländlichen Begriffen ein reicher Mann. Er hatte ſeiner Tochter, die im Dorfe vertheirathet war, ſechstauſend Gulden mitgegeben, und mehr als das Doppelte hatte er noch am Zins. Sein Sohn Ludwig ſollte eben ſo viel und das jüngſte Kind, Andres, nach der bäuerlichen Erbfolgeordnung den Hof erhalten. Die Familie lebte wohl und glücklich zuſammen. Der Vater, ein hochgebauter, ſtattlicher Mann mit ſchwarzen Augen und Haaren und gelblichbraunem Geſicht, hielt gute Zucht im Hauſe, ohne jedoch ſeinen Kindern den herkömmlichen Lebensgenuß zu verkümmern. Er war ein kluger Oekonom und ſein Stolz war, die beſtbeſtellten Aecker im Dorfe zu haben. Seine Wohlhabenheit und ſein Anſehen in der ganzen Umgegend gaben ihm ein bedeutendes Selbſtgefühl, das ſich auch in ſeiner würdigen Haltung ausdrückte. Er ſprach wenig, aber beſtimmt, und wie geſetzt er in der Regel war, ſo ſah man doch, daß er, einmal in Leidenſchaft gebracht, gewaltig losbrechen konnte. — Die Mutter war in ihrer Jugend ſehr hübſch geweſen, und noch immer machte die ſchlanke Geſtalt einen angenehmen Eindruck. Sie hielt mehr auf zierliche Reinlichkeit im Hauſe, als es ſonſt in Bauernfamilien der Fall zu ſeyn pflegt; in ihren Stuben und Kammern mußte alles wie geleckt ſeyn, und überdieß alles am rechten Platze ſtehen. Sonſt zeichnete ſie ſich in der Kunſt aus, Backwerk zu verfertigen und namentlich „Küchle“ zu liefern, die von den jeweiligen Gäſten mit entzückten Lobpreiſungen verſpeist wurden. Fröhlicher und gutmüthiger als der Vater, hatte ſie doch auch ihre Portion Stolz und hielt ſehr auf das, was ſich ihrer Meinung nach für eine reiche Familie geziemte. — Ludwig ſchlug der Mutter nach, während der neun Jahre jüngere Andres ein gemildertes Abbild des Vaters zu werden verhieß.

Die Hauptperſon unſerer Erzählung — man ſieht, daß dieß Ludwig iſt — war einer der ſchönſten und angeſehenſten Bauernſöhne im ganzen Ries. Tänzer und Sänger; wie es nur einen gab, dazu ein

lustiger Bursche voll guter Einfälle, hatte er schon in verschiedenen Dörfern Herzen erobert, wenn er bei Verwandten auf Besuch war oder als Gast eine Hochzeit mitmachte. Es war einer von den Menschen, denen alles wohl ansteht, die Arbeit wie das Vergnügen. Wenn er Sonntags in dunkelgrüner sammtner Juppe (Jacke) mit silbernen Knöpfen, schwarzen, knapp anliegenden Hosen vom schönsten Hirschleder und hohen, über die Knie gezogenen Stiefeln, die Kappe von Fischotter mit grünseidener Trottel auf's rechte Ohr gesetzt und den silberbeschlagenen Ulmer Pfeifenkopf im Munde nach der Stadt, d. h. nach Nördlingen wanderte, so hätte er einem ruhigen Beobachter wohl gefallen, den Mädchen aber, die ihm begegneten und die er freundlich grüßte, war sein Anblick ein wahres Labsal, und sie konnten sich selten enthalten, sich umzuwenden und ihm nachzusehen. Dann sagte wohl eine in heiterer Anerkennung: „Des Angerbauers Ludwig ist eben doch der schönste!“ und die andern stimmten ihr bei, vergnügt oder erröthend, je nachdem.

Auf welches Mädchen durfte ein so Begünstigter nicht Anspruch machen? Welche Schönheit wäre fähig gewesen ihn auszuschlagen? Indessen jede Lebensstellung hat ihre Pflichten, und Ludwig durfte nicht unter den Schönheiten des Rieses überhaupt, sondern nur unter denen wählen, die eben so viel mitbekamen als er. Dieser Pflicht kommen die jungen Burschen meist instinktmäßig nach. Der Bauer, am überlieferten Brauche haltend, verliebt sich in der Regel nur standes- oder wenigstens vermögensgemäß. Zu dem Ganzen, das ihn an einem Mädchen bezaubern soll, gehört auch die reiche Ausstattung, die Ehre, die begüterte Verwandtschaft. Das Mädchen muß aus einer Familie seyn, die eben so ästimirt ist wie die seinige, sonst entbehrt ihre Schönheit des rechten Nimbus oder erweckt höchstens eine gönnerhafte Empfindung in ihm. Für unsern Burschen war die Wahl einer Lebensgefährtin noch besonders eingeschränkt. Da das Stammgut an Andres übergiing, so mußte er sich einen passenden Hof kaufen, was seine Schwierigkeiten hat. Das Beste war daher, eine einzige Tochte, eine Hoferbin, zu heirathen und in eine schon bereitete Stätte als Herr einzuziehen.

Es war keine geringe Vermehrung der Zufriedenheit, welche der Angerbauer und sein Weib ohnehin empfanden, daß sie für ihren Ludwig solch einen „Anstand“ wußten. In der That war dessen Künftige schon gefunden in der einzigen Tochter eines entfernten Verwandten, der im nächsten Dorf einen der stattlichsten Höfe besaß. Die Eltern hatten darüber gesprochen; die Angerbäuerin hatte zur gehörigen Zeit merken lassen, daß die junge Base Eva eine rechte Frau für ihren Ludwig wäre, und im Vorbeigehen die Summe namhaft gemacht, die sie ihrem Sohn mitgeben könnten, worauf man sich verständigte. Ludwig hatte nichts gegen den Plan. Für einen Geschmack, der auf dem Lande viele Vertreter zählt, war Eva eine Art von Schönheit, nämlich eine große, tüchtige Person mit nicht allzukleiner, etwas gebogener Nase und runden rothen Backen, so eine, die der feinere Mann einen „Dragoner,“ die solide Anschauung der Mehrzahl aber „a rechts Mädle“ zu nennen pflegt. Ludwig fand in dem Aussehen seines Bäschens keinen Grund, sich in sie zu verlieben, aber auch keinen, sich der Heirath zu widersetzen. Ihr Hof leuchtete ihm ein und warf ein verschönerndes und verfeinerndes Licht auf die Erbin. Er spielte bei Gelegenheit mit Anstand die Rolle eines Verehrers, und die Heirath wäre ohne weiteres vor sich gegangen, wenn der Vater Evas sich hätte entschließen können, seinen Hof so früh zu übergeben. Allein die erste Person im Hause zu seyn, gefiel ihm noch zu sehr, und er wollte wenigstens warten, bis seine Tochter in die Zwanzige getreten wäre. Warum sollte er sich beeilen? Von allen Seiten war man zu einverstanden, und ob früher oder später, sein reicher junger Vetter wurde sein Schwiegersohn.

Kein Projekt der Menschen ist indessen so gesichert, daß nicht noch etwas dazwischen treten könnte. Wenn man ein gewünschtes Gut schon in der Hand zu halten glaubt, kann es noch entschlüpfen, um den Menschen erkennen zu lassen, daß es bei den Dingen dieser Erde noch auf etwas anderes ankommt als auf sein Wollen und Meinen. Als Eva neunzehn, Ludwig dreiundzwanzig Jahre alt war, ereignete sich etwas, das die Fäden, die von den zwei Familien gesponnen waren, zerriß und den Stoff zu unserer Geschichte lieferte.

Dieß war der plötzliche Tod eines braven Zimmermanns im nächsten württembergischen Orte. Die einzige Tochter desselben, ein ungewöhnlich schönes Mädchen, wurde dadurch eine Waise. Da sie erst siebzehn Jahre zählte und auf ihr Erbe nicht heirathen wollte, so machte ihr Vormund, der Bäcker unseres Dorfs, das Haus und die paar Morgen Ackerland zu Geld, legte dieses gut an und nahm das Mädchen zu sich.

Die Ankunft Annemaries brachte die Jugend des Dorfs in großen Alarm. Wenn der Bauer in Bezug auf die Wahl einer Ehehälfte praktisch denkt, so ist er doch keineswegs unempfindlich für Schönheit; ein sehr schönes Mädchen wird auf dem Lande ausgezeichnet wie ein reiches, nur auf andere Weise. Das Dorf, das eine solche Blume hegt, thut sich was darauf zu gute, und es sagt wohl einer mit einem gewissen Triumphgefühl zu einem Freund aus dem nächsten Dorfe: „So eine habt ihr doch nicht!“ Die jungen Leute, bei denen es irgend angeht, sind eifrig, sich bei ihr „wohl dran zu machen;“ denn einen

ſchönen Schatz zu haben, iſt, abgeſehen von der Freude, auch eine Ehre, und es iſt höchſt angenehm, ihn von andern loben zu hören und ſich darum beneidet zu ſehen. Annemarie fand außer einer guten Anzahl von Bewunderern und Neiderinnen raſch auch mehrere entſchiedene Anbeter; aber ſie hatte eine eigene ruhige Art, die Andringlinge zurückzuhalten oder ablaufen zu laſſen. Bald hieß es unter den Mißvergnügten: das ſey eine Curioſe, die ſich ſehr viel auf ihre Schönheit einzubilden ſcheine; und doch ſey's gar ſo arg auch nicht damit.

Wie ſoll ich aber von dieſer Schönheit einen Begriff geben? — Mir iſt es manchmal ſo vorgekommen, als ob man eine kindliche, eine jungfräuliche und eine mütterliche oder franliche Art der Schönheit unterſcheiden könnte. Ein Mädchen von der erſten Art wird auch als Frau und Mutter noch ein kindliches Weſen behalten, während die von der dritten ſchon in der Zeit des jungfräulichen Aufblühens einen mütterlichen Charakter gewinnt. Annemarie gehörte zu der dritten Gattung. Ihr Aeußeres iſt kurz beſchrieben. Sie hatte etwas mehr als mittlere Größe und eine natürlich ſchöne Geſtalt. Nichts war dürftig an ihr, alles reich, doch würde auch der ſtrenge Kenner nichts hinweggewünſcht haben. Die Farbe ihres Geſichts war nußbräunlich, mit mildem, aber entſchiedenem Roth, Haare und Augen dunkelbraun. — Allein die wahre Schönheit liegt in der Seele. Wie dieſe ſchon im Mutterſchooße auf die Formen des Leibes bildend einwirkt, ſo veredelt und verfeinert ſie ihn fortwährend. Der eigenthümliche Reiz, den Annemarie ausübte, kam von der Güte, die aus ihrem Geſichte ſprach. Wenn eine Empfindung der Freude oder des Dankes ihr Herz erfüllte, dann ging ein Glanz über ihre Züge und das ſchöne innere Leben gab ihr eine Anmuth, daß auch der Stumpfe fühlen mußte, hier ſey mehr als ein gewöhnlich hübſches Mädchen.

Als Annemarie zu ihrem Vetter überſiedelte, war Ludwig abweſend; er hatte Getreide nach Augsburg gefahren, wo dermalen der Preis höher ſtand als auf der berühmten Schranne zu Nördlingen. Nach ſeiner Rückkehr machte ihn das Lob, welches dem Mädchen von ſeinen Kameraden geſungen wurde, neugierig und er beſchloß ſogleich ſie zu ſehen, was auf dem Dorfe bekanntlich keine Schwierigkeiten hat. Mit der Leichtigkeit, wie ſie etwa ein junger Baron zeigt, wenn er ſich herabläßt, der hübſchen Tochter eines Bürgers den Hof zu machen, begrüßte er Annemarie, ſprach ſeine Freude aus, daß ein ſo ſchönes Mädchen in's Dorf gekommen ſey, und ſagte ihr mehrere Schmeicheleien in der direkten Art, die für ein feineres Gefühl nichts Angenehmes hat. Annemarie wurde ernſthaft und gab ihm kurze Antworten. Da Ludwig gutmüthig war, ſo ahnte er, worin er gefehlt hatte. Er griff es das nächſtemal beſſer an, zeigte mehr Achtung vor dem Mädchen und ſprach ſein Wohlgefallen nicht in Worten, ſondern in beſcheiden zärtlichen Blicken aus. Dieß wirkte. Die Wohlgeſtalt des jungen Bauers trat nun in ihr Recht ein; dem guten Mädchen ging bei ſeiner Huldigung das Herz auf und die Freude blickte aus ihrem Geſicht.

Ludwig mußte ſich ſagen, daß ihm eine ſolche Schönheit noch nicht vorgekommen ſey. Er wiederholte ſeine Beſuche. Bald fing er an eine Unruhe zu ſpüren, redete hie und da „aus dem Weg naus“ und ließ ſeine Geſchicklichkeit in der Anſprache ſehr vermiſſen, was ihm aber bei Annemarie gar nicht ſchadete. Die jungen Leute waren glücklich ſich zu ſehen und zu fühlen, daß eines bei dem andern etwas gelte.

Die erſte Zeit einer entſtehenden Liebe hat das Schöne, daß man noch nicht fragt, was daraus werden ſoll. Man hat ſich noch kein Ziel geſetzt, darum ſieht man auch noch keine Gefahren und Hinderniſſe. Ein Wohlgefallen an einander haben, darf man ja, man läßt daher ſeine Empfindung gewähren und freut ſich und macht Freude. Dieſe erſte Neigung wird auch noch von andern begünſtigt. Die Leute lächeln, wenn ſie ſehen, wie die beiden ſich mit den Augen ſuchen und wieder zuſammenzukommen trachten; ſie gefallen ſich, ſie gemüthlich zu plagen und eines mit dem andern aufzuziehen. Und da es noch nicht zur Erklärung gekommen iſt, ſo kann das Mädchen einem ſolchen Plagenden mit Wahrheit erwidern, er irre ſich, oder: er ſey nicht geſcheidt. — Aber in ſolchem Spiel webt ſich aus dem erſten Wohlgefallen nach und nach ein Band, durch das man ſich gefeſſelt fühlt. Es ſammelt ſich ein Schatz von Gefühlen und mehrt ſich täglich, und weß das Herz voll iſt, deß muß der Mund übergehen.

Die Gelegenheit zur Erklärung gab eine Hochzeit, die nach Dorfſitte mit Eſſen und Trinken, Spiel und Tanz im Wirthshauſe gefeiert wurde. Nach überliefertem Brauche gehört der Tanzboden von Mittag bis Abend den Hochzeitgäſten. Hat aber nach der Abendmahlzeit und nach Abgabe der Hochzeitgeſchenke der Schullehrer eine Dankrede in Verſen gehalten und mit ſeinen Zöglingen ein geiſtliches Lied geſungen, dann kündigt ein weltliches Lied, das ein kecker Burſche ſich anzuſtimmen erlaubt, die Herrſchaft der jungen Leute des Dorfes an. Die Hochzeitgäſte, zumal die aus andern Dörfern, verlieren ſich nach und nach, das Brautpaar wird von einem Theil der Muſikanten nach Hauſe begleitet: der zweite Theil der Luſtbarkeit, der „Anfing“ hat begonnen und die Jugend des Dorfs nimmt den verlaſſenen Raum ein.

Ludwig hatte der Hochzeit als Gaſt beigewohnt, aber wenig getanzt und überhaupt ein nachdenkliches Weſen gezeigt. Als er einmal allein daſaß, kam ein munteres Mädchen auf ihn zu und ſagte: „Warum

tanzst du nicht, Ludwig?“ Er wußte nichts Gescheidteres zu erwiedern, als daß es ihm nicht recht gut sey. Das Mädchen sah ihn lächelnd an und sagte: „Die rechte Tänzerin ist nicht da! Aber hab' nur Geduld, sie wird heut Abend schon kommen!“ Ludwigs Gesicht erheiterte sich; er wußte allerdings, daß er sie erwarten durfte. — Nach dem Abendessen ging er nach Hause, vertauschte den Hochzeitrock mit der Sammtjacke, kehrte in's Wirthshaus zurück und setzte sich zu einem Burschen, der Regine, die Tochter des Bäckers, zum Schatz hatte, und mit dem er daher in der letzten Zeit vertrauter geworden war. Bald erhielten die beiden einen Wink; sie gingen hinaus, und Hans führte Regine, Ludwig Annemarie unter die Tanzenden.

Wer sich den Moment vergegenwärtigt, wo er zum erstenmal die, welche er liebt, in den Arm fassen durfte, um nach dem fröhlichen Takt eines Walzers durch den Saal zu fliegen, der begreift das Glück des jungen Paares. Geflogen wurde hier freilich nicht; der Bauer bleibt beim Tanz mit seinen Füßen mehr auf dem Boden, als der Städter, und kommt langsamer vorwärts; aber die Wirkung ist dieselbe. Es war eine Freude, den beiden zuzusehen. Sie waren ohne Vergleich das schönste Paar und tanzten auch am schönsten. Dabei war Ludwig so vergnügt, daß er, wie man zu sagen pflegt, den Mund nicht zusammenbringen konnte, und Annemarie lächelte selig in sich hinein. Jene Muntere, die mit ihrem Liebhaber wieder zum Tanz gekommen war, trat einmal zu ihm und sagte: „Ist dir jetzt wieder gut, Ludwig?“ Und dieser hatte den Muth zu erwiedern: „Ja wohl, in meinem Leben wünsch' ich mir's nicht besser!“

Auf dem Dorfe tanzt man nicht Touren, sondern Reihen, und zwar deren so viel, als man wünscht und aushalten kann. Ein Bursche singt ein Lied vor — in Altbayern „Schnaderhüpfel,“ im Ries „Schelmenliedle“ genannt — und die Musikanten spielen es zum Tanz. Ist der Reihen aus, so führet der Bursche sein Mädchen gehend an der Hand, während ein neues Lied einen neuen Tanz einleitet. Diese Sitte verursacht manchmal Streit und die Spielleute kommen in große Noth, wenn zwei tüchtige Burschen verschiedene Lieder singen und jeder verlangt, daß seines aufgespielt werde. In der Regel läßt indeß einer dem andern schon beim Singen den Vorrang und wird auch wohl beim Streite noch zum Nachgeben beredet. — Während man herumging, erklärte Ludwig der Geliebten die Frage jenes Mädchens und seine Antwort; und die Glückliche, die so deutlich sah, wie viel er auf sie hielt und wie ernst es ihm war, konnte sich nicht enthalten, ihm dankbar die Hand zu drücken.

Nachdem sie sich so ziemlich müde getanzt, führten die beiden Kameraden ihre Tänzerinnen in die Stube und boten ihnen zu trinken, worauf die Mädchen, um mit Goldschmith zu reden, „den Rand des Kruges küßten.“ Man setzte sich zusammen, um zu plaudern. Ludwig hatte nicht bemerkt, daß während des Tanzes sein Vater auf der Stiege gestanden, ihn mit Annemarie gesehen und sehr verfinsterten Angesichts das Wirthshaus verlassen hatte. Ein boshafter Nachbar hatte ihm gesagt, sein Ludwig tanze heute so schön, und der Alte, dem es ganz recht war, daß sein Sohn auch darin sich auszeichnete, wollte sich das Vergnügen machen, ihn zu sehen. War es ihm nun schon sehr fatal, ihn mit Annemarie tanzen zu sehen, von der man ihm gesagt, daß sein Ludwig ein Aug auf sie habe, so ärgerten ihn noch mehr die zärtlich glücklichen Mienen des Paars. Er ging sehr verstimmt nach Hause, um zunächst der Ehehälfte seinen Verdruß mitzutheilen, am nächsten Morgen aber mit dem Burschen selbst ein Wörtchen zu reden. — Von alledem ahnte Ludwig nichts, seine Freude blieb daher ungestört. Nach einer Weile kam ein junger Bursche und forderte Annemarie zum Tanz auf. Ludwig sah ihn groß an und hatte gute Lust, ihm zu sagen, er solle sich fortscheeren und eine andere suchen. Allein er besann sich, daß er dazu kein Recht habe, und ließ sie ziehen. Er sah dem Tanzen zu und freute sich an der sittigen Haltung Annemarie's und an der Art, wie sie den etwas unbeholfenen jungen Menschen leitete. Als dieser, der sich gewaltig abgearbeitet hatte, den Schweiß von der Stirne wischte, trat Ludwig zu ihm und sagte: „Du bist müde, ich will dich ablösen.“ Ohne weiteres nahm er das lächelnde Mädchen bei der Hand und mischte sich unter die Paare.

Den ganzen Abend tanzte er nur einmal mit einer andern, nämlich mit jener Muntern, weil er sicher war, daß sie ihn mit der Geliebten aufziehen und von ihr reden würde. Er kam Annemarie beinahe gar nicht von der Seite, und sie hatte dabei ein Ansehen, als ob's nie anders gewesen wäre. Beide waren in jener Stimmung, wo man ganz in dem Lichte seliger Empfindungen lebt und das trunkene Auge in den Menschen umher nur Schattengestalten erblickt, die wie in einer andern Welt ihr Wesen treiben. Sie sahen nicht, wie man um sie her sich in die Ohren zischelte und den Kopf schüttelte; sie bemerkten nicht, wie die zwei langgewachsenen Töchter eines reichen Bauern, vor deren Augen Ludwig ebenfalls Gnade gefunden hatte und die mit Bruder und Vetter da waren, regelmäßig, so oft sie an dem glücklichen Paar vorübergingen, den häßlichen Mund verzogen, wodurch er keineswegs schöner wurde.

Endlich kam Mitternacht heran und die gesammte Jugend begab sich in die große Stube, um sich zum Schmause zu setzen. Ludwig blieb auf dem Tanzboden mit Annemarie zurück; die Talglichter waren herabgebrannt und der Raum beinahe dunkel. Er nahm die Geliebte bei der Hand und führte sie zu

einem offenen Fenſter, und beide blickten in die laue, trübe Mainacht hinaus. Nachdem ſie eine kurze Zeit ſchweigend vor ſich hingeſehen, ſagte Ludwig: „Was iſt das für ein ſchöner Anfing! In meinem Leben bin ich nicht ſo vergnügt geweſen, wie heut! Aber du,“ ſetzte er herzlich hinzu, „biſt auch die ſchönſte und liebſte Tänzerin, die man finden kann!“ — „Mach mich nicht roth,“ erwiederte ſie und wurde roth vor Freude; „du thuſt mir zu viel Ehr' an!“ — „Dir kann man gar nicht zu viel Ehr' anthun,“ rief Ludwig, um ſein volles Herz durch Lobpreiſung zu erleichtern; „du biſt das erſte Mädchen im ganzen Ries!“

Annemarie ſchwieg. Mit einem leiſen Seufzer, und als ob ſie die letzten Worte nicht gehört hätte, ſagte ſie endlich: „Wenn ich deines Gleichen wäre!“ — Sie wollte ſagen: wenn ich die Tochter eines reichen Bauern wäre! — Ludwig, den Unterſchied ohne weiteres zugebend, erwiederte: „Das iſt mir einerlei! Du biſt mir die liebſte, lieber als alle Bauerntöchter mit einander! In meinem Leben wünſch' ich mir keine Beſſere wie dich!“ — Und er bekräftigte dieſe Betheurung mit einem zärtlichen Händedruck. — Das war zu viel für das gute Mädchen. Sie erhob ſich und ſah ihn an. „Ach, Ludwig,“ ſagte ſie mit einer Stimme, die vor Freude zitterte, und mit einem Ton, als ob ſie ihre Worte keineswegs für ganz richtig hielte, „ach, Ludwig, ich bin dich nicht werth!“ — Statt aller Antwort faßte Ludwig ſie um den Hals und drückte einen herzlichen Schmatz auf die ſchönen Lippen, die nicht in der Stimmung waren, ſich zu weigern, ſondern vielmehr gleich darauf das ſchöne Geſchenk dankbar mit Zinſen zurückgaben. Niemand war Zeuge dieſes Vorgangs. Es war ganz dunkel geworden. Nur die feuchten Augen der Glücklichen leuchteten gegen einander.

Regine trat aus der Stube, ſie zu ſuchen; Annemarie eilte zu ihr und ging mit ihr zurück. Ludwig kam ſpäter nach, ſtrahlend vor Vergnügen. Er ließ in der Freude ſeines Herzens eine Flaſche Wein kommen und auftragen was gut und theuer war. Die beiden Langgewachſenen wurden geld vor Neid und Aergerniß.

Nachdem in der ganzen Stube die Meſſer und Gabeln bei Seite gelegt waren, begannen die Spielleute „auf den Tiſch hinein zu machen,“ nämlich Muſik. An jedem Tiſche pflegt der Burſche, der's verſteht, ein längeres Lied vorzuſingen; die Muſikanten ſetzen einen zinnernen Teller auf den Tiſch und ſpielen das Lied nach. Wenn dieß ein paarmal geſchehen, ſo wirft jeder Burſche mit Art ein Geldſtück auf den Teller — größer oder kleiner, je nachdem es die Ehre und der Beutel leidet — und die Muſikanten treten zu einem andern Tiſch, um eine neue Ernte zu halten. Der Meiſter der jungen Leute iſt hier derjenige, der mit einem neuen Lied auftreten kann. Denn auch auf dem Lande will man nicht immer daſſelbe, ſondern was Friſches hören und ſeine Kenntniſſe bereichern. Gewiſſe alte Volkslieder, die jetzt in gebildeten Kreiſen Glück machen, ſind bei ſolchen Gelegenheiten geradezu verpönt; und als dießmal der junge Menſch, der mit Annemarie getanzt hatte, ſich ein Anſehen gab und begann:

Es ſteht ein Wirthshaus an dem Rhein —

brach ein allgemeines Gelächter aus. „Das haſt du von dei'm Ehle (Großvater) gelernt!“ rief ihm Einer zu und eine runde Dirne an ſeinem Tiſch ſagte mit mütterlichem Ausdruck: „Beſinn dich auf ein anderes, Jakob; ſo ein junger Burſch darf kein ſo altes Lied ſingen!“ Dem verdutzten Jungen fiel jedoch nichts ein, ſo ſehr er auch in die Luft hinſtarrte, als ob es dort abzuleſen wäre. Er mußte es einem andern überlaſſen, die Ehre des Tiſches zu retten.

Die Zeit nach dem Eſſen iſt überhaupt die, wo verſchiedene Späße losgelaſſen werden. Ein anderes Bürſchchen, das zum erſtenmal bei einer ſolchen Gelegenheit war, ſang ein bekanntes Lied in herzbrechend falſchen Tönen; ein geſchickter junger Clarinettiſt copirte ihn Ton für Ton, was große Heiterkeit verurſachte und dem Muſikanten von den „Ausgelernten“ großes Lob zuzog. Der junge Burſche kam zum erſtenmal über ſeinen Geſang zur Erkenntniß und wurde roth. Ein alter Muſikus mit gemüthlicher Kupfernaſe, der das Horn blies, ſagte ſchmunzelnd: „Laß dich nicht irre machen, Mathes, und halt's nur immer recht mit den Muſikanten, dann erleb ich's noch, daß du die andern alle herunterſtichſt.“ Das Bürſchchen, das nicht dumm war, verſtand den Wink; um ſich wenigſtens auf eine Art auszuzeichnen, nahm er aus ſeinem nageleneuen ledernen Beutelchen das Doppelte heraus, was er erſt hatte geben wollen, nämlich zwei Sechsbätzner, und warf ſie in den Teller, daß es klang. „Siehſt du,“ ſagte der geriebene alte Hornbläſer, „der Ton iſt ſchon beſſer!“

Zuletzt kamen die Muſici an den kleinen Tiſch, wo Ludwig mit Annemarie, Hans und Regine ſaß, und ſpielten eine kleine Einleitung. Ueber das Geſicht des jungen Bauers verbreitete ſich ein wohlgefälliges Lächeln. Er hatte von Augsburg ein Lied mitgebracht, das wenigſtens für die anweſende Geſellſchaft vollkommen neu war, und wollte ſich nun gehörig damit zeigen. Als die Muſik zu Ende war, ſetzte er ſich in Poſitur und hub an:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide u. ſ. w.

Allgemeinſte Aufmerkſamkeit! Die Muſikanten, der Clarinettiſt voran, fanden ſich bald in die einfache Weiſe und nach einigen Miſstönen ging's. Der Erfolg war außerordentlich. Als unter vollkommener Stille das letzte „G'ſetz“ geſungen war, riefen einige

Mädchen: „Ah, das iſt aber ſchön!“ und ſahen mit einer Art von Andacht auf Ludwig. Mehrere Burſche kamen herbei und ſagten, das müßten ſie auch lernen. Der Sänger wurde der Mittelpunkt der Geſellſchaft. Er mußte auf allgemeines Verlangen ſein Lied wiederholen und erntete noch größeres Lob. Seine ſchöne Nachbarin erröthete auf's neue bei den bedeutungsvollen Worten „Jungfernkranz“ und „Freiersmann“ und zeigte die liebenswürdigſte Freude über den Sieg ihres Tänzers. Dieſer wollte nach einem ſolchen Triumph im Singen keinen neuen Verſuch mehr machen. Aber noch blieb etwas übrig, was ſeinen Effekt nicht verfehlen konnte. Er griff ruhig in die Taſche und legte, als wär' es ihm nichts, einen Kronenthaler auf den Teller. Der Kamerad mußte nun ein Uebriges thun und legte wenigſtens einen halben dazu. Die Geſichter der Muſikanten leuchteten. Sie ſetzten mit Leidenſchaft einen Marſch darauf, der wie ein Tuſch klang, und der Honiſt blies, daß ihm beinahe die Backen platzten. Als das Stückchen zu Ende war, ſtrich er das Geld ein und ſagte mit ſcheimiſchem Schmunzeln: „Bleibt geſund, bis ihr's wieder kriegt!“

Es war ein Uhr geworden und die meiſten jungen Leute fingen wieder an zu tanzen. Auch Hans zeigte Luſt dazu, aber Regine erklärte, ſie und Annemarie müßten nach Hauſe. Die Mädchen nahmen Abſchied und Annemarie dankte Ludwig gar ſchön für die Ehre, die er ihr angethan habe. Sehr gern hätten die Verliebten ihre Mädchen nach Hauſe geführt, aber die Bäckerstochter beſtand darauf, daß ſie hier bleiben ſollten. Sie durften ihnen nur auf der Treppe noch die Hand geben und gute Nacht ſagen.

Ludwig ging in die Stube zurück, um das letzte Glas Wein auszuſchlürfen. Er war aber heute zu glücklich geweſen, als daß nicht ein Dämon ſich gereizt fühlen ſollte, in den Honigtrank einige Tropfen Galle zu miſchen; und ſo trat denn ein ſolcher in der Geſtalt des Vetters der beiden Langgewachſenen zu ihm und ſagte: „Du haſt dich ja heute recht luſtig gemacht, Ludwig. Allen Reſpekt vor deinem Tanzen und Singen! Dein Vater hat dich mit der ſchönen Annemarie auch einmal tanzen ſehen, aber dem ſcheints nicht gefallen zu haben, denn er iſt gleich wieder fortgegangen.“ Dieſe boshaften Worte gaben Ludwig einen Stich in's Herz und jagten ihm das Blut in's Geſicht. „Meinetwegen!“ erwiederte er trotzig; der andere, der ſeinen Zweck erreicht hatte, ging vergnügt auf den Tanzboden. Alles, was mit ſeinem Glück in Widerſpruch trat, ſtellte ſich dem armen Burſchen geſpenſtiſch vor die Seele und eine große Unruhe befiel ihn. Allein für heute war der Strom der Freude in ihm noch zu mächtig und die Sorge wurde von ihm hinweggeſpült. Eine halbe Stunde ſpäter ging er nach Hauſe, glücklich im Nachgefühl des Erlebten.

Aus Irland.

(ſ. Nr. 37.)

II.

Die von Drogheda über Tullyallen nach Nordweſten führende Straße iſt, wie faſt alle „königlichen“ Straßen in Irland, ſehr gut angelegt und beſſer unterhalten als die meiſten, welche durch das Innere des Landes führen. So lange ich die Kirchthürme von St. Mary und St. Magdalen im Auge hatte, deutete alles auf die Nähe einer gewerbreichen Stadt mit einer Bevölkerung von 20,000 Seelen; als aber die neblige Luft die Stadt verhüllte und der Silberfaden des Boyne ſich verloren hatte, nahm die Gegend einen bei weitem weniger heitern Charakter an; ein nackter Höhenzug, der ſich in ſehr proſaiſchen Formen am grauen Himmel abzeichnete, ſchien tröſtelnd auf die fahle, wellige Ebene niederzublicken, welche ihrerſeits eben ſo kalt zu dieſen weißgelben Felsrippen emporſchaute, die der Frühling nie mit ſeinem friſchen Grün ſchmückt und in deren Klüftungen ſich nur ſelten einige Ziegen verirren, um an den ſpärlichen Heidebüſchchen, welche da wachſen, zu rupfen. Zu Tullyallen ging es ſehr ſtill her und ich glaubte bereits, das ganze Dorf ſey nach Canada ausgewandert — im weſtlichen Irland fand ich mehrere ſolche „verlaſſene Dörfchen,“ — als aus einer der letzten Hütten zwei in Lumpen gehüllte Knaben, barhaupt und barfuß, und ein ſchwarzbraunes, glühaugiges Mädchen von etwa zwölf Jahren, deſſen Toilette im höchſten Grad vernachläſſigt war, auf mich zuſtürzten und ihre faſt in allen Theilen dieſer Inſel gleichlautende »Ljodsin« (Sitanei) halb in iriſcher, halb in engliſcher Sprache herzuleiern begannen. Die Knaben erhielten grundſätzlich nichts als die eindringliche Mahnung ſich zu waſchen, zu kämmen und bei den nächſten Eiſenbahnarbeiten zu betheiligen, das Mädchen aber lud ich ein, mir den Weg nach den Ruinen der Mellifont-Abtei zu zeigen.

Da ich mich ſehr ernſt und beſtimmt ausgeſprochen hatte, zogen ſich die Knaben ziemlich raſch zurück, das Mädchen aber legte ſeine ſchwarzbraunen Hände über der nicht minder dunkel gefärbten Bruſt zuſammen und ſah mich mit ſeinen großen Augen flehend an. Ich wendete ihm den Rücken zu und ſchritt auf der Straße weiter. Im Nu war es wieder an meiner Seite. „Ein weiter Weg — drei gute Meilen, mein lieber Herr,“ ſagte es, „und ich würde in dunkler Nacht erſt unſer Dorf wieder erreichen.“ Ein Sirpencestück, welches ich dem Mädchen in ſeine ſchmutzigen Hände legte, beſeitigte, wenigſtens für den Augenblick, alle Bedenklichkeiten und wir ſchritten auf der Heerſtraße weiter. Jeſſie — ſo hieß die kleine braune Hexe — war ſehr einfyldig und ich brachte ſie nur mit Mühe dazu, mir das Vater unſer und das Credo in iriſcher Sprache herzuſagen; auch im Engliſchen trug ſie das Gebet des Herrn ſehr geläufig vor, im Credo aber konnte ſie über »Phojnt Phiolad« wie ſie den Namen des Landpflegers ausſprach, nicht wegkommen. Die neue Kirche und das Pfarrhaus von Mellifont, an welche wir nach einer kleinen Viertelſtunde gelangten, würdigte ſie als gute Katholikin keines Blickes, und als ich ſie nach dem Namen des ausgedehnten Gutes, deſſen Saum die Straße ſtreift, fragte, mußte ſie ſich lange beſinnen, ehe ihr „Townly Hall“ einfiel.

Anfangs glaubte ich, dieſe ſcheue Zurückhaltung, dieſes ſtarre Schweigen rühre von einer Art miſtiſchen Stolzes her, deſſen ſich der ärmſte Ire dem Fremden gegenüber ſelten erwehrt; dann gedachte ich der in Irland noch ſchärfer als in England hervortretenden Scheidelinie zwiſchen den beiden Geſchlechtern, welche ſelbſt in höhern Kreiſen dem weiblichen Geſchlecht einen Zwang auferlegt, der das geſellige Zuſammenſeyn nicht nur eines mächtigen Zaubers beraubt, ſondern, in den Augen des Ausländers wenigſtens, die Würde des weiblichen Geſchlechts benachtheiligt; zuletzt glaubte ich das angeborene Zartgefühl des Mädchens in Rechnung bringen zu müſſen, das ſich in einer abgelegenen Gegend mit einem fremden Manne allein ſah; ich überzeugte mich jedoch bald, daß meine Spekulationen in der Luft ſchwebten, und daß ſich hinter dieſer Sprödigkeit nur die Erbſünde der Kinder des heiligen Patricius, Schlafheit und Trägheit, zu bergen ſuchten.

Die hohe, friſchgrüne Umfriedigung des zu Townly Hall gehörigen Geländes lag hinter uns, als Jeſſie von der gerade nach Nordweſten führenden Straße ablenkte und einen rechts abgehenden Weg einſchlug, der ſich an einem aſchgrauen, unfruchtbaren Hügel empor wand. Als die Biegung dieſes Weges den etwa eine Meile entfernten Höhepunkt des Hügels gewahren ließ, blieb meine braune Schönheit ſtehen, deutete auf den Gipfel der Anhöhe und ſagte: „Wenn

der Herr dort oben ist, sieht er in ein tiefes Thal hinab, in welchem die Ruinen der Mellifont Abtei zerstreut umher liegen. Der Weg ist nicht zu verfehlen." Sprachs, drehte sich auf den nackten Fersen um und schlenderte, ohne mich eines ferneren Blickes zu würdigen, der königlichen Straße zu. Es war mir ganz lieb, das langweilige Geschöpf los zu seyn, selbst für den Fall, daß die Aussage in Betreff der Nähe der Abteiruinen in das Bereich der „milesischen Fabeln" gehören sollte. Jessie hatte jedoch die Wahrheit gesprochen.

Als ich den Gipfel des Hügels erreichte, sah ich in einer tiefen Klüftung zu meiner Linken im Vordergrund das platte Dach eines Hauses, welches sich später als eine erst in den letzten Jahren erbaute Mühle auswies; jenseits dieses Daches schauten zerfallene Thurmzinnen und Mauertrümmer jeder Art aus der Tiefe der Schlucht; zur Linken dehnten sich die Felder und Weideplätze der Gemeinde von Mellifont aus, während die Aussicht vor mir durch den in Wald gehüllten und von einem Thurm gekrönten Stanehügel und die Höhen von Collon abgeschlossen wurde, an deren parkartig angelegtem Abhang ich sogleich das Haus erkannte, welches meine Dubliner Freundin mir als den Feensitz ihrer jugendlichen Erinnerungen geschildert hatte.

Als ich von der Höhe niederstieg, lenkte ich in einen Seitenpfad ein, welcher an das Ufer des Baches Mattock führte, der die Grenze zwischen den Grafschaften Meath und Louth bildet. Das frische, saftige Grün der Wiesen, durch welche das dunkelblaue Wäßerchen dahin murmelte, that dem Auge, das stundenlang nur Sand und Heide gesehen hatte, eben so wohl, wie das Ohr dem Harfenton des Bächleins mit Vergnügen lauschte. Nach wenigen Augenblicken jedoch traten hohe Felsen auf beiden Seiten an den Bach heran und der zarte Harfenton verwandelte sich in vollen Orgelklang, der die Echo der Felsen weckte und in welchen sich die helle Stimme des Windes mischte, der durch das Buschwerk an den Seiten und auf der Höhe der Felsen strich. Der Bach trat, prosaisch zu sprechen, unter wildem Brausen in eine tiefe, dunkle Schlucht, deren östliche oder Louthseite aus rauhem Kalkstein bestand, welcher fast überall nackt hervortrat, während die westliche oder Meathseite, mit herbstlich gefärbten Laubzweigen überhangen, dreißig bis vierzig Fuß hoch senkrecht aus dem Bache emporstieg. Als ich dieses Felsenthor hinter mir hatte, erwartete ich, die Ruinen der Abtei sich vor mir ausbreiten zu sehen, der Pfad entfernte sich jedoch eine kleine Strecke von dem Bache, und als ich sein blaues Wasser wieder ansichtig ward, schien der Weg durch eine Felswand abgeschlossen zu seyn, die bis zum Ufer des Mattock vorsprang. Ich hatte mich geirrt. Bei der ersten Wendung des Pfades sah ich, daß unter einem halbverfallenen Thurme, der mit dem Felsen, wenn ich so sagen darf, zusammen gewachsen war, ein gewölbter Thorweg weiter in das Thal hinab führte. Schon von weitem hörte ich das Klappern einer Mühle und sah, als ich aus dem Thore trat, zur Rechten ein ganz stattliches viereckiges Haus mit ausgedehnten, in den Schatten von Linden gehüllten Nebengebäuden, vor mir aber eine kleine Welt von Trümmern, malerisch in dem Thale und an dem Abhang einer sanften Anhöhe zerstreut, da von Epheu, dort von flatterndem Gesträuch bedeckt, hier noch von der stolzen Pracht der altirischen Architektur, dort, wie so häufig in diesem unglücklichen Lande, von der Barbarei und der Selbstsucht, dem Fanatismus und dem Eigennutz der Neuzeit Zeugniß ablegend. Zur Linken hob sich eine kahle öde Höhe ziemlich steil und schroff über dieses „Trümmerthal" und auf ihrem Gipfel zeichneten sich die Ueberbleibsel einer alten Kirche an dem fahlen Himmel ab. Das tiefe Schweigen, welches über dieser fast schauerlichen Scene lag, wurde nur durch das ferne Klappern der Mühlräder und das Schreien der um den Eingangsthurm kreisenden Dohlen unterbrochen.

Ich war eben im Begriff in die Mühle zu gehen und nach einem Führer durch diese »valle dolorosa« zu fragen, als ich plötzlich einen ältlichen Mann, der aus der Tiefe des Getrümmers emporgestiegen zu seyn schien, vor mir stehen sah. Kleidung und Sprache schienen auf den „fahrenden Schullehrer" zu deuten, ein Charakter, welcher Irland seit Jahrhunderten eigenthümlich ist und als dessen Prototyp man den irischen Robert Burns, den „rothen Owen," wie man ihn gewöhnlich nannte, betrachten kann. Dieser Owen O'Sullivan, der Farbe seines Haares wegen „der Rothe" genannt, war in der Grafschaft Kerry zu Haus und widmete sich dem geistlichen Stande; seine nicht sehr musterhaften Sitten stellten sich jedoch der Zulassung in das Seminar zu Munster entgegen und er zog eine zeitlang als „wandernder „Kartoffelhacker" im Lande umher. Eines Tags hörte er den Sohn seines zeitlichen Dienstherrn und dessen Lehrer, den alten Dorfpfarrer, über die Erklärung einer Stelle in der Cyropädie in heftigen Streit gerathen; Owen warf sich zum Schiedsrichter auf und blieb eine zeitlang als Lehrer des Lateinischen und Griechischen in dem Dorfe, bis ihn eine leidenschaftliche Neigung zu einer Dorfschönheit, Mary Casey, zu Excentricitäten jeder Art forttriß, so daß er vom Altar als Wüstling bezeichnet ward und ein anderes Dorf im Westen aufsuchen mußte, in welchem es ihm bald erging wie in den früheren. Lässige Sitten, zügelloser Hang zur Satire, maßloser Haß gegen die Sachsen jagten ihn in den Oeden von Kerry umher, „um Kühbuben Griechisch zu lehren," wie sich mein Gewährsmann ausdrückte. „Die Verirrungen des Mannes," setze er

hinzu, „sind vergessen; aber sein Name lebt noch in dem Munde der Iren und seine zaubervollen Gedichte sind in dem südlichen Irland eben so bekannt und beliebt wie die Robert Burns' in Schottland."

Einen „fahrenden" Charakter hatte ich — um von dieser kurzen Abschweifung zu meinem neuen Führer zurückzukehren — allerdings vor mir; auch rechnete er sich zu dem „gelehrten Stande," wie er naiv bemerkte, aber er war kein fahrender Schulmeister, sondern ein „fahrender Schreiber," d. h. er ging von Dorf zu Dorf, von Pachthof zu Pachthof, um den des Schreibens überhaupt oder des Schreibens in sächsischer Sprache Unbewanderten mit seiner „Wissenschaft" hülfreich zu werden. Es war leicht zu gewahren, daß der alte Bursche sich ziemlich dasselbe Loos bereitet hatte, das den rothen Sullivan getroffen; auch war er auf die katholische Geistlichkeit in dem Süden der Insel nicht gut zu sprechen, fühlte sich überhaupt, wie er sagte, in dem nördlichen, folglich in dem mehr protestantischen Theile Irlands behaglicher als in dem „starr katholischen" Süden. Ueber seinen zeitlichen Beruf äußerte er sich in ächt irischer Weise ungefähr folgendermaßen: „Die Zusammenstellung von Rechnungen, deren Reinschreibung, die Korrespondenz mit Getreidehändlern, die Bittschriften armer Pächter an ihre reichen Gutsherren und ähnliches — das ist die Prosa meines Berufs; die Poesie aber besteht darin, daß ich das Verbindungsglied zwischen zärtlichen, treuen Herzen bin, die das Schicksal getrennt hat; denn es vergeht selten ein Tag, ohne daß ich in die Geheimnisse einer Dorfschönheit, die Tag und Nacht an einen in Ostindien dienenden Rothrock denkt, eingeweiht und beauftragt werde, ihre Seufzer, ihre Thränen, ihren Schmerz und ihre Hoffnungen in Worte zu kleiden. Die Poesie besteht ferner darin, daß meine Wissenschaft Welttheile mit einander verbindet, welche das weite Meer und seine Tücke, seine Gefahren, seine Stürme, seine Untiefen, seine Felsbänke, seine trügerischen Luftbilder trennen. Seit der massenhaften Auswanderung Irlands nach Amerika, Asien und Australien ist mein Beruf einer der wichtigsten und einflußreichsten im Lande geworden und man hat mir gesagt, ich dürfte dem Augenblick getrost entgegen sehen, wo der Vicekönig von Irland mich an seine Seite beruft, um von meinen Kenntnissen hinsichtlich der Beziehungen der Iren in Irland zu den Iren im Ausland Nutzen zu ziehen."

Ich fand keine Worte, um diese hochfliegenden Erwartungen zu nähren, fragte aber bescheiden, wie er bei diesem Uebermaß von Beschäftigung Zeit finde, in diesem alten Gemäuer herumzulungern. „Herr," versetzte er emphatisch, „ich fühle mich verpflichtet, mit meiner Wissenschaft in jeder Art zu wuchern. Die Geschichte unserer alten Kirchen, Klöster und Abteien ist vielleicht keinem Irländer so bekannt wie mir, und wenn ich meine freien Stunden dazu verwende, diese Denkmäler längst entschwundener Herrlichkeit bis in ihre kleinsten Einzelnheiten zu studiren, steigere ich meine Beschäftigung als Führer der Fremden und darf das Silberstück, das sie mir geben, mit dem stolzen Bewußtseyn annehmen, daß ich es redlich verdient habe. Die Gelegenheiten aber zu einem kleinen Verdienst dieser Art werden täglich häufiger, denn John Bull hat jetzt alle Welttheile bereist und will nun auch einen Blick auf die Insel werfen, deren Ströme und Seen er mit dem Blute der Eingebornen roth gefärbt und deren Thäler er mit den Trümmern ihrer Heiligthümer bedeckt hat."

Da der wortreiche Bursche sah, daß all sein Gerede nur geringen Eindruck auf mich machte, zog er eine augenscheinlich vielgelesene Nummer der Drogheda-Zeitung aus der Tasche und begann mir das gute Zeugniß, welches seinem Führertalent dort gespendet war, vorzulesen. „Gut, Herr!" unterbrach ich ihn, „schreiten wir zur Sache. Das erste Stück Mauerwerk hier war ohne Zweifel eine Art Wart- und Wachtthurm, welcher bestimmt war, die Abtei gegen Ueberraschungen von Seiten der heidnischen Bergbewohner zu schützen?" — „Der Herr ist im Irrthum," sagte der Führer mit Selbstgefühl; „wir stehen hier vor dem Baptisterium der Abtei, einem an sich ehrwürdigen Kunstdenkmal, dessen Berühmtheit aber dadurch gesteigert wurde, daß im zwölften und dreizehnten Jahrhundert viele Große und Mächtige dieses Landes in dem großen Marmorbecken, welches, wie das Gebäude selbst, von achteckiger Form war, die heilige Taufe erhielten, die bekanntlich in jener Zeit durch Untertauchen vollzogen ward."

Mit dem Baptisterium von Pisa mochte dieses Gebäude nichts anderes gemein haben, als daß es, was bemerkt zu werden verdient, in demselben Jahrzehnt errichtet wurde, in welchem Dioti Saivi's wundervolles Werk in die blaue Luft emporstieg. Da noch vier Seiten des Gebäudes erhalten waren, konnte man sich leicht eine Vorstellung von dem Ganzen machen. Jede der acht Seiten hatte einen gewölbten Eingang; die Ecken bildeten kannelirte Säulen, welche bis zur halben Höhe des Baus emporstiegen und hier ein vorspringendes, um die acht Ecken laufendes Karniesß stützten. Die Eingänge sind mit vier Säulen eingefaßt, welche wie die äußern Säulen kannelirt sind und Halbkreisbogen tragen. Die Bildhauerarbeiten, welche an den noch stehenden Durchgängen angebracht sind, haben sich so gut erhalten, daß man glaubt, der Künstler habe so eben erst die letzte Hand angelegt, und obgleich diese Verzierungen im Ganzen gleichförmig scheinen, herrscht im Detail die größte Mannigfaltigkeit. Die Farben und die Vergoldung, welche diese Arbeiten bedeckten, sind verschwunden

und nur da und dort läßt der rothe Granit noch eine Spur der Pracht gewahren, welche diese Taufkapelle einſt ſchmückte. Die Kuppel theilte begreiflich das Schickſal der fehlenden Seiten; doch ſieht man noch drei von den Tragſteinen, auf welchen die Rippen zu einer Krönung zuſammen liefen.

„Was haben wir dort zur Linken, Freund?“ fragte ich den Führer, indem ich mich einem Steinhaufen näherte, welcher die ſchmalen Eingänge in zwei unterirdiſche Gewölbe faſt noch unzugänglicher machte als der Epheu, der ſie umrankte. Der Mann that anfangs, als hörte er mich nicht, und deutete auf eine noch ganz gut erhaltene Kapelle, die er als das merkwürdigſte Ueberbleibſel der Abtei bezeichnete. Dieſes Gebahren reizte natürlich meine Neugierde und ich kletterte über das Getrümmer, beſeitigte die Epheuranken des einen Thürchens und ſah in ein tiefes dunkles Gewölbe hinab. „Ein Verließ, wie es ſcheint?“ fragte ich den Führer, der mir gefolgt war und mit ziemlich ſaurer Miene ein kurzes „ja, Herr,“ hervorbrachte. Ich brach durch die Oeffnung und ſtieg über das Steingeröll in die Tiefe nieder, indem ich mich an dem triefenden Gewölbe mit beiden Händen ſtützte. Als ich unten war, folgte der Führer nach und bemühte ſich nun, ſein anfängliches Widerſtreben durch Redſeligkeit und Zuvorkommenheit wieder gut zu machen. „Was weiß man von der Beſtimmung dieſer Gewölbe, Herr?“ fragte ich, indem ich mich in dem düſtern, dumpfen Gemäuer umſah und eine kleine Niſche an der einen Seite, an der andern eine Steinbank entdeckte, unter welcher augenſcheinlich ein eiſerner Ring aus einem großen Steine ausgemeißelt worden war. — „Die beiden Gewölbe, Herr,“ erwiederte der Führer, „ſehen ſich ſo ähnlich wie Bruder und Schweſter und haben als Gefängniſſe für Perſonen der verſchiedenſten Art gedient, von der ſchönen Dervorghil an, nach welcher dieſes Gewölbe benannt iſt, da ſie es zuerſt bewohnte, bis zu dem unglücklichen Mönch, welcher ſeiner ketzeriſchen Lehren wegen hier Pönitenz thun mußte, dieſe aber durch Selbſtmord abkürzte, und daher nach dem Glauben des umwohnenden Volkes noch jetzt in gewiſſen Nächten hier „feurig“ gehen muß.“

Ich unterbrach meinen Führer, um mir Auskunft über die „ſchöne Dervorghil“ zu erbitten. „Was ich davon weiß,“ verſetzte er, indem er mit möglichſter Eile vor mir her zu dem Eingang emporklomm, „will ich dem Herrn unter freiem Himmel erzählen, denn mir wird, die Wahrheit zu ſagen, ſtets unheimlich, wenn ich in die Nähe einer ſolchen Marterkammer komme.“ Während wir der früher von mir bezeichneten Kapelle entgegen ſchritten, berichtete er mir folgendes: „Die Geſchichte von der iriſchen Helena, wie man die ſchöne Dervorghil bei uns gewöhnlich nennen hört, fällt in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts, alſo in eine Zeit, wo die Kämpfe der kleinen Könige unſerer Inſel ihren Höhepunkt erreicht hatten und in Heinrich dem Zweiten von England den Gebieter reifen ließen, ſich zum Herrn von Irland aufzuwerfen. Dermot Mac-Murchad, König von Leinſter, hatte auf einem ſeiner Kriegszüge nach dem Norden ein reizendes junges Weib kennen gelernt und ihre Liebe gewonnen. Wie es kam, daß er ſie nicht als Gemahlin heimführte und daß Tiernan O'Ruarke, Herr von Breffny im nördlichen Connaught, um ihre Hand warb und dieſe erhielt, iſt unbekannt. Gewiß iſt es, daß dieſe zwei Männer Todfeinde waren und daß ſie und ihre Cianſchaften ſich Jahrelang auf das wildeſte bekämpften. O'Ruarke war erſt wenige Wochen in dem Beſitze ſeines ſchönen Weibes, als König Dermot eine wilde Horde im Weſten der Inſel gegen ſeinen Nebenbuhler aufſtachelte, welcher dieſer ſofort entgegenzog und ſie bis in die Wildniß ihrer Heimath verfolgte. Während O'Ruarke in dem fernen Weſten kämpfte, wußte Dermot den Bruder der ſchönen Dervorghil zu fixiren und ihm das Geheimniß zu entlocken, wo O'Ruarke ſein junges Weib während ſeiner Abweſenheit geborgen hatte. Melachlin, ſo hieß der kupplerische Bruder, führte den König auf eine kleine, keine zehn Meilen von hier entfernte Inſel. Die Gewalt der erſten Liebe ließ Dervorghil Pflicht und Ehre vergeſſen und Dermot entführte ſeine ſchöne Beute nach Leinſter. Nun ſtanden alle unſere kleinen Könige unter einem Oberhaupte, welches den Titel „König von Geſammtirland“ hatte und die kleinen ihm untergebenen Raufbolde zuweilen die Wucht ſeines Scepters fühlen ließ. Torbelvach, mit welchem dieſe Würde erloſch, hörte nicht ſobald von dem Vorfall, als er ſich zum Vermittler aufwarf, und da er weder bei Dermot noch bei Dervorghil Gehör fand, ſammelte er ein Heer und zog gegen Leinſter. Dermot rief ſeine Clane, ſeine nahen und fernen Freunde und Verwandten zu Hülfe, ſo daß faſt ganz Irland eines ſchönen Weibes wegen unter den Waffen ſtand. Der wilde Kampf ſpann ſich ein volles Jahr fort, bis Torbelvach endlich ſiegte. Da unſere neue Helena von Reue und Buße nichts hören wollte, übernahm die Geiſtlichkeit die Sorge für ihr ewiges Wohl und ließ ſie ihr Verbrechen in dem Verließe ſühnen, welches wir ſo eben verlaſſen haben und in dem ſie im Jahre der Gnade 1193, hoffentlich mit dem Himmel verſöhnt, geſtorben iſt.“

Der ſitinerant ſcribes hatte die Aufmerkſamkeit, welche ich ſeiner Mittheilung widmete, und das Labyrinth der von Buſchwerk und Mauertrümmern begrenzten Pfade dazu benutzt, mich unmittelbar vor das hohe Gewölbe zu führen, das ehedem den Eingang in die Kapelle bildete. „Hier,“ ſagte er, „erhob ſich einſt das prachtvolle Thor, welches das Heiligthum gegen die Außenwelt abſchloß. Es beſtand aus zwölf

Halbſäulen von der kunſtvollſten Arbeit und das ſtolze Bogengewölbe war mit reichen Blumengewinden und Zierrathen aller Art geſchmückt, während auf der Höhe des Baus ein betender Engel, der Schutzgeiſt des Heiligthums, thronte.“ — Da von dieſem Prunkbau keine Spur mehr zu ſehen war, fragte ich, was aus ihm geworden ſey. „Wenn man darnach fragt, Herr, ſo ſagen die einen, er ſey verkauft, die andern, er ſey von dem edeln Lord, welcher in den Beſitz der Abtei gekommen, im Kartenſpiel verloren worden. In einem Schloſſe am Boyne, keine zwei Meilen von „Tredagh“ (ſo ſprechen die Irländer häufig den Namen Drogheda aus) will man in der ſtattlichen Säulenhalle, welche die Vorderſeite ziert, einen Theil des Raubes aus dem heiligen Thale erkannt haben, und der wunderſchöne Kopf des Engels, welcher über dem Bau ſchwebte, ſoll ſogar in dem Beſitz eines ſächſiſchen Lords ſeyn.“

Nach dem, was ich bisher von den Ruinen der Abtei Melliſont geſehen hatte, mußte mich der prachtvolle Anblick überraſchen, welcher ſich mir darbot, als ich vor der Oeffnung, in welche das Prunkthor eingeſetzt war, das Innere der Kapelle des h. Bernhard überſchaute. Sie iſt theilweiſe in den Fels gehauen und beſteht aus einer Krypte und einem Ueberbau. Von dem Punkte aus, welcher mir vom Führer angewieſen worden, hatte ich ausſchließlich die halb unterirdiſche Kapelle im Auge. Die hochgeſprengte Wölbung des mittlern Theils der „heiligen Grotte,“ wie mein Führer die Krypte nannte, ruht auf ſechs Halbſäulenbüſcheln, die bei weitem ſchlanker und ſtolzer in die Höhe ſteigen als z. B. die in der Krypte von St. Peter zu Orford. Die Kapitäle dieſer Säulen beſtehen aus Laubwerk, das meiſterhaft gezeichnet und gearbeitet iſt. Zwei Niſchen, in welchen wahrſcheinlich Altäre angebracht waren, ſind von kleineren Säulen flankirt, eben ſo die drei Fenſteröffnungen. Die Sockel dieſer kleineren Säulen ſtellen groteske Thierköpfe vor, deren Züge ein wenig gedrückt und auseinandergezogen erſcheinen, als hätte der Künſtler dadurch andeuten wollen, daß ſie der auf ihnen ruhenden Laſt nicht ganz gewachſen ſeyen. Die ſchönen Bildhauerarbeiten, welche die Fenſter ſchmückten, ſind leider zerſtört und nur an den obern Bogen gewahrt man noch Spuren von zarter, filigranartiger Arbeit und rautenförmiger Vertirung.

„Urſprünglich ſoll,“ bemerkte der Führer, während wir von Fenſter zu Fenſter gingen, „das Grabmal des Gründers der Abtei, des heiligen Donough, ſo wie das des Erzbiſchofs von Armagh, Lucas de Netterville, hier geſtanden haben, und einige Mönche, welche in dem Ueberbau wohnten, wechſelten Tag und Nacht mit Geſang und Gebet vor der Aſche dieſer frommen Männer ab. Als die Sachſen in das Land brachen, theilte die Abtei von Melliſont das Schickſal unſerer übrigen Heiligthümer und das Ende war, daß Sir Garnett Moore mit den Beſitzungen der frommen Brüderſchaft belehnt wurde. Die Familie Moore war jedoch dieſes Geſchenks nicht-würdig, denn ſie verwandelte dieſe Hallen, welche einſt von dem frommen Geſang der Mönche widertönten, in einen Speiſeſaal und rohe Zechgelange, Schwelgereien jeder Art entweihten dieſe Räume. Ein frommer Einſiedler ſoll, als dieſes ſündhafte Treiben den Gipfelpunkt erreicht hatte, das Wort ausgeſprochen haben, ein Moore werde die Schweine da hüten, wo ſeine Vorfahren geſchwelgt, und die Prophezeiung iſt eingetroffen; denn die Spuren, daß Schweine jetzt in dieſen ſchönen Hallen wohnen, werden dem Herrn nicht entgangen ſeyn, und höre ich recht, ſo iſt die grunzende Schaar im Geleite eines Abkömmlings jener Familie im Anzug, um gemeinſam in dieſem Heiligthum die Nacht hinzubringen.“

In der That brach, als wir eben aus der Thoröffnung getreten waren, ein halbes Dutzend ſchreiender Schweine, von einem blaſſen, verlebt ausſehenden, barfüßigen und jammervoll zerlumpten Burſchen gefolgt, durch das Buſchwerk in die Kapelle. „Alles ächt iriſch,“ dachte ich bei mir; mein Führer aber ſummte wehmüthig die ſchönen Worte aus Thomas Moore's Irish Melodies vor ſich hin:

»To flies the pride of former days,
To glory's thrill is o'er,
And hearts that once beat high for praise,
Now feel that pulse no more.«

Briefe aus Paris.

(ſ. Nr. 31.)

II.

Benjamin, der Sohn der Wittwe Richer in Balence, ſeines Gewerbs ein Tapezierer, kam am ſechsten December des vorigen Jahres um ein Uhr Morgens nach Hauſe. Er findet die Mutter noch wach und ſetzt ſich neben ihr Bett, um mit ihr zu plaudern; ſie bittet ihn ſich niederzulegen. „Ich muß aufbleiben,“ ſagt er, „denn du weißt, um drei Uhr ſoll die Revolution ausbrechen.“ Der junge Mann war Mitglied der geheimen Geſellſchaft der jeune montagne. Als die beſtimmte Stunde herannaht, will er ausgehen, die Mutter hält ihn voll Angſt zurück. „Bleib, Benjamin,“ ſagt ſie; „es würde mich zu ſehr bangen, mein Kleiner, wenn du fortgingeſt.“ Er bleibt bis fünf Uhr, da kann er es nicht länger ertragen und geht aus. Nach einer Stunde kommt er zurück. Er ſagt in ſeinem Geſtändniß vor Gericht, dem ich wörtlich folge (ſiehe Sitzung des Lyoner Kriegsgerichts vom 5. April 1852), nicht ausdrücklich, daß der Aufruhr unterblieben, indeſſen erhellt dieß aus den Umſtänden. Wie er in's Haus tritt, findet er die Mutter weinend. Da kommt ihm der Gedanke, daß ſie es ſey, welche das Complott verrathen habe. „Ich ſah wohl,“ ſpricht er vor Gericht, „daß es Krokodilsthränen waren.“ Am vorigen Tage hatte er ihr das Geheimniß mitgetheilt unter der mehemaligen Drohung, daß ſie von keiner andern Hand ſterben ſollte als von ſeiner eigenen, wenn ſie ihn verriethe. Jetzt bittet ſie ihn von neuem zu Bett zu gehen. „Hatte ich dir doch gerathen,“ ſagt ſie, „dich nicht mit dieſen Dingen abzugeben; ich wußte wohl, daß nichts (gutes) daran wäre.“ Er folgt ihrem Wort und geht in die Küche, wo ſein Bett ſteht; da legt er ſich nieder und ſagt, er wolle ſchlafen. Die Mutter benutzt die Zeit, um Milch zu holen; ſie kommt zurück, bereitet dem Sohn das Getränk und bringt es ihm an das Bett. Der aber iſt voll düſtern Argwohns. Er weist es zurück, er fürchtet, ſie möchte ihn vergiften. Er will wieder hinaus, die beſorgte Wittwe bittet ihn, zu bleiben. Sie wolle ihn für alle Fälle in ihrem Zimmer einſchließen, da ſey er ſicher, was auch vorfalle, ſie ſelbſt aber ungeſtört in der Küche. Daraus ſchließt er, daß ſie das Complott an die Polizei um eine ſchwere Summe verkauft habe, und daß wahrſcheinlich etwas gegen ihn im Werke ſey.

Wie ſie hinaus geht, ſpringt er auf, nimmt ein Meſſer und legt es neben ſich in's Bett. „Ich hatte es ungefähr zwei Minuten neben mir liegen,“ erzählt er, „und war bereits entſchloſſen, den letzten Augenblick meiner Mutter zu ſehen. Sie kam wieder, öffnete die Thür, die ſie feſt verſchloſſen hatte, und näherte ſich meinem Bett, um friſche Ueberzüge aufzulegen. Dabei that ſie, als wenn ſie weine, und ſprach fortwährend mit derſelben Verſtellung, daß ich mich um meine Arbeit bekümmern ſollte und nicht um politiſche Angelegenheiten. Da ſprang ich von meinem Bett auf, das Meſſer in der Hand. Ich war raſend wie ein Löwe und kann den ſchrecklichen Kampf nicht erzählen, der ſtattgefunden hat. Ich gab ihr zuerſt einen Stich in den Kopf.“

Kurz, er verwundet die Mutter, ſie flieht die Treppe hinab, er verfolgt ſie, ereilt ſie unten, er ſtößt ſie zu wiederholten malen und trifft den Buſen, der ihn genährt, mit den Worten: „Du biſt Schuld daran, Elende, daß das Complott mißglückt iſt!“ Auf ihr Geſchrei kommen die Nachbarn hinzu, man verhaftet den Verbrecher, gegen den die Mutter, von ihren Wunden geneſen, ſelbſt als Zeuge vor Gericht auftritt. Andere Zeugen ſtellen ſeiner Entſchuldigung, er ſey leidenſchaftlich aufgeregt geweſen, die Behauptung entgegen, daß er während der That ſeinen Gleichmuth vollkommen bewahrt habe.

Solchen Beiſpielen des Wahnſinns gegenüber warf ſich das Volk faſt einmüthig in die Arme des Retters; denn die Menſchen pflegen der Kraft ohne Rechtstitel mehr zu huldigen als dem Rechte ohne Kraft. Wir, von einheimiſchen Zuſtänden befangen, wußten nicht, welche Ausſichten das Jahr 1852 Frankreich eröffnete. „Das größte Glück, das uns wiederfahren konnte,“ ſagte ein geiſtreicher Franzoſe, „iſt das Unglück des Staatsſtreichs.“ Man höre darüber eine competente Autorität. Proudhon ſagt in ſeinem jüngſt erſchienenen Buche, die ſociale Revolution: „Gegen das Ende des Jahres 1851 war nicht mehr von Reformen, von Schöpfungen, von irgend welchen Verbeſſerungen die Rede. Es kam vor allem darauf an ſich zu ſchlagen. Alle Parteien waffneten, fabricirten Pulver, bewarben ſich um die Gunſt der Soldaten u. ſ. w.“ Und nicht die Franzoſen allein. Das im November 1851 hier entdeckte und im Februar 1852 verhandelte ſogenannte fränkiſch-deutſche Complott beweiſt, daß auch Landsleute von uns mit Ungeduld den Termin erwarteten.

Es dürfte nicht uninteressant seyn, einen Blick in das Programm dieser Leute zu werfen. Mein Bericht ist aus den hiesigen Gerichtsverhandlungen gezogen, denen bei den Angeklagten vorgefundene Aktenstücke zu Grunde liegen. Aus diesen erhellt, daß das in London restdirende demokratische Centralcomité ein Filialcomité in Paris einrichtete, von dem andere in Valenciennes, Metz und Straßburg gestiftet wurden. Was beabsichtigten diese Vereine? Die Statuten sprechen sich darüber folgendermaßen aus: „Zweck der Verbindung ist, dem Proletariat zur Herrschaft zu verhelfen, die alte bürgerliche Gesellschaft, die auf den Gegensatz der Klassen gegründet ist, aufzulösen und eine neue Gesellschaft ohne Beziehung des Eigenthums zu gründen, das heißt die demokratische und sociale Republik.“ Sobald dieser glückliche Zustand herbeigeführt ist, werden consequenter Weise die Reichen vom Wahlrecht ausgeschlossen und die Armen beziehen die Wohnungen jener. Aktenstücke über den im Juli 1851 in London gehaltenen Communistencongreß geben als Verhaltungsmaßregeln während der Revolution: Verbot der Auswanderung, der Ausfuhr der edlen Metalle, Verhaftung aller Volksfeinde, Strafe der Verräther, Confiskation der Domänen und Güter der Vaterlandsfeinde, gezwungene Anleihe bei den Reichen.

Unter andern findet sich ein Brief des Pariser Comité's an das Straßburger, dessen Styl lebhaft an Thomas Münzer erinnert. Darin heißt es: „Fahret eifrig fort zu wirken, denn es liegt viel daran, für die nächste Revolution, für 1852, wohl vorbereitet zu seyn. Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren, darum wartet mit Festigkeit und Muth, beharrt bei dem einzigen Princip, Herrschaft der Arbeiter. Bewahrt in eurem Herzen die heilige Flamme, auf daß sie einzig lebe, daß sie den ganzen Erdkreis in ungeheurem Brand entzünde, daß sie roth sey wie das Feuer, roth wie das reine Blut, das in euern Adern fließt. Diese neue Fahne führe euch im Schlafen und Wachen als neuer Jehova in der Wüste der verruchten Gesellschaft unserer Zeit. Setzet die modernen Jesuiten unseres Princips, klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben. Seyet unersättlich in euerm Haß und in eurer Rache wie die Tigerin, der man ihre Jungen geraubt hat. Miniet, stürzt, unterdrückt, vernichtet bis auf den letzten Keim die Herrschaft des Kapitals. Mögen sich alle um diese Fahne sammeln, und wie einst die Türken (soll heißen die Araber) mit dem Kriegsruf: Es gibt nur Einen Gott und Muhamed ist sein Prophet! die halbe Welt eroberten, so laßt uns mit fanatischer Wuth in die Bahn der nächsten Revolution stürzen. Unser Ruf sey: „Es gibt nur Ein Recht, und die Arbeit ist seine Grundlage!“

Sind diese Worte mehr lächerlich oder schrecklich? Lächerlich — denn wer die Grundbedingungen unseres sociaien Lebens ändern wollte, müßte erst die Schraube entdeckt haben, an der sich die Welt zurückschrauben läßt, müßte es verstehen die Forderung des Archimedes zu erfüllen. Die Herrschaft aber gehört heut zu Tage nicht mehr der rohen Kraft, sondern der Intelligenz. Jene müßte erbärmlich zu Grunde gehen, wenn sie sich dieser nicht unterordnete. Schrecklich aber ist solcher Fanatismus, nicht weil er der Gesellschaft schadet, die über alle Angriffe erhaben ist, sondern weil er den Staat in Verwirrung setzt, in dem er zum Ausbruch kommt. Und wenn es in einem andern Schriftstücke heißt: der deutsche Arbeiter wird zuerst die rothe Fahne auf die Thürme von Moskau pflanzen, so kann man sich des Bangens nicht erwehren, es möchte sich die unvernünftige Drohung in das furchtbare Gegentheil verkehren.

Diese Theorien waren es, die das französische Volk in den Despotismus hineintrieben. Der gesunde Menschenverstand hat sich wieder einmal als Arznei gegen eingebildete Weisheit bewährt; denn die von den Propheten des Socialismus bedrohte individuelle Freiheit ist den Menschen so theuer, daß sie mit Freuden ihre politischen Rechte für den Augenblick opfern, um durch die concentrirte Staatsgewalt den Irrthum aus dem Leben in die Schranken der Theorie zurückzudrängen. Aber auch nur für den Augenblick. Freilich, wenn neuerdings französische Gelehrte den Socialismus aus dem Protestantismus herleiten, so dürfte es auch nicht schwer fallen durch denselben die Principien von 1789 zu schlagen. Denn die Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts gingen vom Freiheitsprincipe aus, sie unterwarfen die historischen Einrichtungen der Kritik ihres Verstandes und schlossen auf die Faulheit der Zustände in Kirche und Staat. Der Staat und die Gesellschaft mußten also reformirt werden. Und sie wurden es durch eine gewaltige Revolution. Diese ward von den erleuchtetsten Männern der Zeit nicht in Frankreich allein freudig begrüßt; ihre Principien waren Verstandesschlüsse. Man ging auf diesem Wege weiter und baute die Theorie der Negation in größerer Vollendung aus. Wenn die Voltaire und d'Alembert Recht gehabt hatten, die sich dem Bestehenden gegenüber auf ihre souveräne Vernunft stützen, warum sollten die Fourier und Cabet im Unrecht seyn, die doch das Gleiche thaten? Jene hatten das Bewußtseyn ihrer Zeit repräsentirt, diese behaupten die Apostel der Zukunft zu seyn; jene waren Fürsprecher des politisch unentdeckten, aber mächtigsten Standes, auch diese gebärden sich als die Führer eines solchen. Wenn der Staat sein historisches Recht der Vernunft gegenüber nicht behaupten konnte, warum sollte die Gesellschaft dieses Privilegium bewahren? Warum sollten die sechstausend Jahre, die Eigenthum und Familie in die Wage zu werfen haben, schwerer wiegen als die tausend des Feudalstaates?

Das ist der Grundgedanke, aus dem die jetzige

Gewaltherrschaft gerechtfertigt wird. Aber die Philosophen der Napoleonischen Autokratie mögen sich vorsehen, daß sie nicht in denselben Fehler verfallen wie ihre Gegner, die Socialisten. Das Raisonnement kann wohl die Thatsachen aufklären, aber nicht ungeschehen machen. Ein durch die Weltgeschichte bestätigtes Princip wird dadurch nicht umgestoßen, daß Thoren es übertreiben. Sonst müßte man Luther für Thomas Münzer, Mirabeau für Proudhon, oder auch Sophokles für Racine verantwortlich machen dürfen. Das heißt die waltende Vorsehung doch gar zu sehr verachten, wenn man das größte Ereigniß, das seit der Reformation die Welt erschütterte, in dessen Nachwehen Frankreich noch jüngst convulsivisch zuckte und Europa vielleicht noch Jahrhunderte zucken wird, wenn man dieses Ereigniß als unnütz oder verderblich betrachtet. Die menschliche Kraft zerbricht, wenn sie die Consequenzen der Dinge zu hindern versucht. Bedenkt diese Partei nicht, daß die Ordnung des Staates eine zeitliche Folge ist, wie ihre Gegner vergaßen, daß die der Gesellschaft ewig durch sich selbst garantirt besteht, so wird sie stürzen gleich jenen.

Die absolute Durchführung eines Princips, ohne Rücksicht auf die Thatsachen, führt stets zu seinem Gegentheil; denn es ist das Wesen der menschlichen Wahrheit, nicht absolut zu seyn, das heißt, ihren berechtigten Gegensatz zu haben. Das ist die große Bedeutung des oben erwähnten Proudhon'schen Werkchens, daß es dem Herrscher mit Kühnheit diese seine Lage vor die Augen führt und zeigt, daß ihm eine nur persönliche Politik, die Negation der Principien von 89, das Schicksal seines Oheims bereiten dürfte; freilich die Bahn, in die der Mann des Widerspruchs ihn ziehen möchte, der Antichrist, der erste Socialist Proudhons zu werden, ist ohne Zweifel noch gefährlicher. Denn man pflegt dem Retter schlecht zu danken, wenn er es ist, der uns an den Feind verräth.

Jetzt sind die geheimen Gesellschaften, das Gift des Landes, vernichtet. Man konnte ihrer habhaft werden, als sie im Decemberkampf ihre Truppen in's Feld schickten. Freilich hat die Regierung, um den constitutionell berechtigten Widerstand zu brechen, ihre Gegner sämmtlich als Socialisten behandelt, und es ist unmöglich, aus ihren einseitigen Berichten die volle Wahrheit zu finden; denn die Kriegsgerichte haben, wie ich unten zeigen werde, das Recht mit Füßen getreten; aber so viel scheint mir aus den eigenen Aussagen der Angeklagten hervorzugehen, daß die geheimen Gesellschaften es allerdings waren, die in den Provinzen die Fahne des Aufruhrs erhoben und die Bauern zur Plünderung der Schlösser und Städte führten. Sie selbst waren in Dekurien und Centurien eingetheilt, an der Spitze eine Executivcommission. Die einzelnen Mitglieder mußten sich bei Todesstrafe dem Aufgebot stellen.

Die französische periodische Presse ist ihrer Macht beraubt, das muß Gegnern und Freunden der Pressfreiheit gleichmäßig als ein Glück erscheinen. Denn diese Journale waren in allem gebunden, worin sie frei, zügellos, worin sie gemäßigt seyn sollten. Sie waren nicht, wie in England und Nordamerika und zum Theil in Deutschland, die Repräsentanten der öffentlichen Meinung, sondern die Herrscher derselben. Die öffentliche Meinung war das Stichwort in Frankreich, und doch existirte sie nicht als Produkt der Nation, sondern als angenommene Parole. Die Journalisten gaben das Feldgeschrei, das im ganzen Lande widerhallte. Die Menge besaß nicht Intelligenz genug, um sich in Ruhe eine eigene Ueberzeugung zu bilden und durch trotziges Festhalten den Journalismus zur Annahme derselben zu zwingen. Hinter der allgemeinen Begeisterung für stereotype Phrasen barg sich die allgemeine Schwäche; während man selbst nicht klar wußte, was man wollte, schämte man sich vor dem Nachbar zurückzubleiben; die Macht und Grundsatzlosigkeit der Presse beruhten auf der Furcht des Franzosen vor dem Schein.

Zu dieser ersten Ursache kamen andere. Die Hauptfragen in der Presse drehten sich nicht um den wahren Vortheil oder Nachtheil der Nation, sondern um die Macht, man suchte also nicht sowohl den Verstand des Bürgers zu belehren als seine Leidenschaft aufzuregen. So war im Jahr 1838 die Anticornnlige in England gegründet worden; im Jahr 1845, nachdem schon die ersten Siege derselben gewonnen waren, herrschte noch tiefes Schweigen über sie in Frankreich. Der leider früh verstorbene Bastiat, einer der hellsten Köpfe Frankreichs, drückt sich in seinem Werke: Cobden und die Ligue (Vorrede S. IV) folgendermaßen darüber aus: „Guter Gott, wir hatten andere Dinge zu thun, als uns mit etwas zu beschäftigen, das am Ende nur darauf ausgeht, die Gestalt der Welt zu ändern. Mußte man nicht Herrn Thiers beistehen, die Stelle des Herrn Guizot einzunehmen, und wiederum Guizot, um Thiers zu ersetzen? Und wäre es nicht sehr ärgerlich unsere Aufmerksamkeit, einen Augenblick auf den freien Verkehr der Völker zu richten, während sie durch Rukahiwa, Papeiti und Makkati so nützlich in Anspruch genommen wird?"

Die ganze Politik des Landes drehte sich um „die höchste, die ministerielle Frage." Der Kampfplatz der Parteien war die Presse. Seit der Zeit ward der Name homme de lettres, früher eine Ehre, zur Schande. Das Programm des Parteigeistes war, wie es Bastiat ausdrückt: „Ich strebe nach Macht; ich werde sie erlangen, wenn ich soviel Popularität erwerbe, als ich meinem Gegner entreißen kann: ich muß ihn also dem Auslande verkauft zeigen und mich als den Retter des Vaterlandes darstellen." Die Macht der Presse charakterisirt er so: „Ich weiß,

daß es unklug ist, sich in der jetzigen Zeit (1845) an die periodische Presse zu wagen. Sie verfügt souverän über uns alle. Unglücklich, wer sich von ihrem Despotismus befreien will. Unglücklich, wer ihren Zorn erregt und sterblich ist. Ihr die Spitze bieten ist nicht Muth, sondern Wahnsinn, denn der Muth trotzt den Zufällen eines Streites, aber der Wahnsinn allein ruft einen hoffnungslosen Kampf hervor. Und welche Hoffnung kann euch vor das Tribunal der öffentlichen Meinung begleiten, wenn ihr selbst, um euch zu vertheidigen, die Stimme eures Gegners borgen müßt, und er euch nach Belieben durch sein Wort oder sein Schweigen vernichten kann?" Dieß das Urtheil eines edlen und geistreichen Franzosen. Die Presse also mußte reformirt werden: sie befindet sich jetzt im Zustande der drückendsten Abhängigkeit.

Es scheint nichts schwerer für den Menschen, als dem Feinde gerecht zu werden. Das zeigten besonders die Kriegstribunale im südlichen Frankreich, die den ehrwürdigen Namen des Gerichts nicht verdienen. Wenn ein Angeklagter, dessen Schuld noch nicht erwiesen ist, sich über die unmenschliche Behandlung der Gensdarmen beklagt, so erwiedert der Präsident, er wundere sich nur, daß sie ihn am Leben gelassen hätten (siehe Sitzung des Kriegsgerichts zu Nièvre vom 2. Febr. 1852). In einem andern Falle handelt es sich um den Gürtel eines Angeklagten. Ein Weib wird als Zeuge vernommen. Sie hatte in der Voruntersuchung ausgesagt, sie habe sagen hören, der Gürtel gehöre dem Angeklagten, jetzt will sie sich nicht mehr darauf besinnen können. Darauf entspinnt sich folgendes Gespräch: — Präsident: Ja, Sie wissen es. — Zeuge: Gewiß nicht, Herr Präsident. — Präsident: Nehmen Sie sich in Acht. Ich habe Ihre Aussage vor Augen. Ich werde Sie als falschen Zeugen in's Gefängniß bringen lassen, verstehen Sie wohl? Keine lächerliche Angst! Es muß Ihnen einfallen. Besinnen Sie sich, zum Teufel! — Zeuge: (mehr als je verwirrt) Ja, ich habe sagen hören u. s. w. — Präsident: Das ist es ja, was wir wollen. — Andere Zeugen berichten, sie haben die Menge den Angeklagten beschuldigen hören. — „Ja," sagt der Präsident, „vox populi, vox dei." Wenn die Zeugen günstig aussagen, so meint er: „Sehr gut, Sie sagen Ihre Lektion gut her (ibid. vom 16. Febr. 1852). Besonders empörend ist die Behandlung des wackern Vertheidigers. Aber vor der Befriedigung des ersten Bedürfnisses einer Nation verstummen alle Rechte der Einzelnen. Leben ist die Hauptbedingung eines Volkes, dafür opfert es alles, und zumal das französische. Denn welches ist das Princip dieser Nation, die politisch zerrissen, in merkantiler Beziehung unter dem Druck des Monopols, in moralischer vom Scepticismus durchdrungen ist? Der Spanier glaubt an die Kirche, der Italiener an die Träume der Zukunft, der Deutsche an die Wissenschaft, der Engländer und Nordamerikaner an die individuelle Kraft — der Franzose hat nichts als das Ideal seiner Nationalität. La France heißt das Götzenbild, dem der moderne Franke opfert. Dem Juden mußte nach dem mosaischen Gesetz, wie Spinoza bemerkt, die Vaterlandsliebe zu einem Theil seiner Religion werden, dem Franzosen ist sie alles. Er liebt Frankreich nicht mit dem Kopf, er liebt es mit dem Herzen, wie der Jüngling seine erste Geliebte. Das Vaterland bedroht — und Hunderttausende würden freiwillig zu den Waffen eilen. So denkt der Arbeiter, so der Gelehrte. Der Schluß des erwähnten Proudhon'schen Werkes ist eine Apotheose des Laudes. „Beginne ein neues Leben," ruft der Verfasser aus, „Erste der Unsterblichen! Zeige dich in deiner Schönheit, Venus Urania! Verbreite deine Düfte, Blüthe der Menschheit! — Und die Menschheit wird sich wieder verjüngen, und ihre Einheit wird durch dich geschaffen werden, denn die Einheit meines Vaterlandes ist die Einheit des Menschengeschlechts, wie der Geist des Menschengeschlechts nichts ist als der Geist meines Vaterlandes."

Diese Leidenschaft war es, die der Parteigeist benutzte, um sich Popularität zu erwerben. Der Wahn des Ruhms und der Ehre waren bequeme Vorwände, das Volk über seinen wahren Vortheil zu täuschen. So lange der Staat noch nicht fest constituirt ist, bleibt dieser Enthusiasmus eine Bedingung seines Bestehens. Einem normalen Zustande ist nichts schädlicher als diese Leidenschaft. Man werfe nur einen Blick in die historischen Bücher der Franzosen, um zu sehen, wie sie aus Parteilichkeit auf jedem Blatt wider die Wahrheit sündigen.

Wird Frankreich den Weg des Heils, der bedächtigen Reform, fortsetzen, um endlich die Basis eines gesunden Staatslebens zu erlangen? Wird sich die Presse mehr und mehr der Gewissenhaftigkeit, der Parteigeist einer würdigen Uneigennützigkeit befleißigen? Die Umstände, der beste Lehrmeister, sind in voller Thätigkeit. Wird der Ernst des Denkens und der heilige Lohn der Wissenschaft das spöttische Lächeln von der Lippe bannen, die Qual seines eigenen Besitzers? Denn gleich dem unerfahrenen Zauberlehrling steht die Welt dem Errinken nahe in dem Element, das erst ihre Sehnsucht und Freude war. Der Sieg über den Autoritätenglauben ist theuer erkauft; die französische Experimentalphilosophie ist zusammengebrochen wie ihre stolze Schwester, die deutsche Speculation, und die Waffe des achtzehnten Jahrhunderts, der Zweifel, hat sich zum Herrn gemacht. Jene Zeit erfreute sich an ihm, als an etwas Positivem, denn er war ihr eine Errungenschaft, die Nachgebornen empfinden nur die Qual der Negation: Und wenn es eine Ehre war, mit einem Voltaire und Friedrich dem Großen gleicher Meinung zu seyn, wen reizte

es heute noch, den esprit fort zu ſpielen und ſich von jedem Gecken an Blaſirtheit überbieten zu laſſen? Wird die Welt in der Bahn der Ideen mit Muße den Befreiungskampf gegen den ſchrecklichſten aller Tyrannen fortſetzen? Hier öffnet ſich der bereitwillige Schooß der Kirche dem Schwachen, dort der rauhe Weg der Arbeit dem kühnen Forſcher. — Aber alle Zeichen deuten auf eine andere als die friedliche Zeit. Das franzöſiſche Volk iſt kriegsluſtig; die wunderbare Begeiſterung für den Präſidenten im Elſaß war zum großen Theil durch die Ausſicht auf den Krieg hervorgerufen, denn unter dem Kaiſer war die Blüthezeit des Elſaſſes. Die Schritte Louis Napoleons gegen die ausländiſche Preſſe ſind nur Vorläufer; das Programm des Auguſtfeſtes enthielt ein bedeutungsvolles Ende. Der wiedererſtandene Adler könnte, ſo heißt es im Gedicht,

»songer à St. Helène et venger Waterloo.«

Jezt freilich gilt es, den jenſeits des Rheins waltenden Zwieſpalt für ſich wirken zu laſſen; ſpäter wird die dreifarbige Fahne den Franzoſen vielleicht zum andern mal den Weg durch Europa zeigen und die Geſchichte an das deutſche Volk die Frage ſtellen, ob es endlich gekräftigt genug ſey, die ihm gebührende Stelle unter den Nationen einzunehmen, hinter denen es, geſchwächt von den Wunden, die ihm der dreißigjährige Krieg geſchlagen, um volle hundert Jahre zurückgeblieben iſt.

Der Goethe'ſche Fauſt iſt eine Vorempfindung des Schickſals der deutſchen Nation; vielleicht wird auch ſie in der Stunde der Entſcheidung, das Evangelium nach der Weiſe des tiefſinnigen Doktors überſetzend, das Buch mit den Worten zumachen: Im Anfang war die That.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, September.

Die todte Jahreszeit.

Wir befinden uns jezt mitten in der „todten Saiſon“ und London iſt ſo »dull,« wie es nur ſeyn kann. Die Opernmuſik iſt verſtummt, die größern Theater ſind geſchloſſen oder, wie Haymarket, in den Händen untergeordneter Schauſpielertruppen, und Dank dem Verein gegen Thierquälerei, müſſen wir nun auch die klaſſiſch romantiſchen Himmelfahrten der Madame Europa-Poitevin entbehren. Es ſind doch gutherzige Seelen, dieſe Engländer! Der ſtumme Schmerz eines Droſchkenpferdes oder die Ohnmacht eines ſchwachnervigen Ochſen kann ihnen Thränen entlocken; ſie ſegen Himmel und Erde in Bewegung, um den „Quäler des hülfloſen Geſchöpfs“ zur Strafe zu ziehen, veranſtalten eine cause celèbre und legen ſich dann zu Bett mit dem Bewußtſeyn, die Unſchuld gerächt und eine gute That gethan zu haben. Nur Schade, daß man Biersüßler ſeyn muß, um ihr Mitleid zu erregen, Schade, daß ihre Humanität, die alles umfaßt, oft gerade den Menſchen ausnimmt. Oder gehören die Needlewomen (Näthterinnen), welche dem Morning Chronicle zufolge zu gewiſſen Zeiten täglich 20 bis 22 Stunden arbeiten, um vier oder ſechs Pence zu verdienen, die in feuchten Kellern oder offenen Dachſtuben wohnen, ohne Feuer, ohne warme Kleidung, ohne ausreichende Nahrung, gehören ſie etwa in den Bereich der Volksmährchen? Und das Elend, das auf den Gaſſen herum kriecht unter tauſend Namen, in tauſend Geſtalten, und doch immer daſſelbe, bleich, zerlumpt, frierend, hungernd, iſt es nur eine Täuſchung unſerer Sinne, vielleicht das Produkt eines unverdauten Stücks Käſe, wie Scrooge zu Marleys Geiſt ſagt? Aber zu was dieſe Tiraden? Was hat das Elend hier zu ſchaffen? Was gehen die Needlewomen den Verein gegen Thierquälerei an? Haſt du nicht gehört, was der würdige Magiſtrat ſagte? „Das unvernünftige Thier kann ſich nicht ſelbſt helfen und iſt auf uns angewieſen. Der Menſch aber kann ſich ſelbſt helfen, er iſt vernünftig.“ Ganz recht; er hat nur vergeſſen, daß die Vernunft manchmal von einer Brodkruſte abhängt. Wir Menſchen können uns aber merken: es iſt nicht immer vortheilhaft, Gottes Ebenbild zu ſeyn.

Alſo London iſt dull und uncomfortabel. Mit jedem Abend, ausgenommen wenn es regnet, ſteigt der graubärtige mürriſche König Nebel aus ſeinem Themſebett empor und ſezt ſich an die Seite ſeines langweiligen Bruders, des Kohlenrauchs, um in Gemeinſchaft mit ihm die Zuchtruthe über Babylon zu ſchwingen. Glückliche Ariſtokratie, glücklicher Reichthum, der dieſem traurigen Duumvirate aus dem Wege gehen kann! Auf den Hochebenen Schottlands Haſelhühner und Schneepfen zu ſchießen, oder in einer ländlichen Grafſchaft die Ueberreſte der country party (der Protektioniſten) zu ſammeln, vor gläubigen Zuhörern den Geiſt der Protection zu beſchwören, phantaſtiſche Schlöſſer in die Luft zu bauen — das mag vielleicht unnüz ſeyn, aber es iſt doch tauſendmal amuſanter, als in Hyderpark die gelben Blätter fallen zu ſehen, oder ſich in Belgrave Square zu Tod zu langweilen. Und die Bankiers, die Krämer der City, die den Staub ihrer engen, finſtern Offices von ſich geſchüttelt haben, wie wohl mögen ſie ſich fühlen an den Ufern des Rheins, auf den Bergen der Schweiz, Murray's Handbuch vor Augen, nebſt der ſchönen Natur! Wie ihr Herz vor Wonne zittern muß, wenn ſie der höflichen Kellner mit „Lord“ anredet und wenn ihnen die Nuiſance des Markts von Smithfield nur Morgens beim Frühſtück in den Times entgegentritt!

Aber der Mangel an faſhionablen Vergnügungen und die Abweſenheit der faſhionablen Welt ſind nicht die alleinigen Urſachen dieſer entſezlichen dullness, die wie eine bleierne Laſt auf uns liegt. Das Geſchäft iſt träge, wie faſt immer im Herbſt, der Geldmarkt, der Handel, die Induſtrie unbelebt, und was allem die Krone aufſezt, im Gebiete der Politik herrſcht vollkommene Windſtille. Nicht als ob es an „brennenden Fragen“ fehlte, im Gegentheil, aber ſo lange ſie John Bull nicht geradezu auf die Nägel brennen, vermögen ſie ihn nicht aus ſeiner winterlichen Apathie aufzurütteln. Das religiöſe Thema iſt bis auf die Hefe erſchöpft, und es muß erſt einiges Gras auf den abgetretenen Wegen wachſen, ehe die journaliſtiſche Rabuliſterei von neuem beginnen kann. Der Burmeſiſche Krieg iſt zu langweilig, um Intereſſe zu erregen. Die endloſe Daumſchraube im Kafferland zwickt immer fort, aber man gewöhnt ſich zulezt an alles. Die Zerwürfniſſe mit Amerika ſind widerwärtig, aber die Yankees werden um eines Düngerhaufens willen keinen Krieg anfangen. Das künftige Parlament? die Reform? das fatale Torpiniſterium? Nun, die Zukunft wird eine Löſung bringen. Nur jezt keinen Lärm! nur jezt keine leidenſchaftliche Diskuſſion! nur keine ernſthafte Agitation! England will Ruhe haben, nicht die Ruhe des franzöſiſchen Bourgeois, der im Traum rothe Geſpenſter ſieht, und ſich vor Schreck unter die Fittiche des Adlers verkriecht, ſondern die Ruhe des Geſchäftsmanns, der eine gute Spekulation gemacht hat, und ein paar Minuten ungeſtört ſeyn will, um den Profit in goldenen Pfunden, ſilbernen Schillingen und kupfernen Pencen auszurechnen.

Der Tod des Herzogs von Wellington konnte in keine Zeit größerer Gleichgültigkeit fallen. Es war wie ein Stein, der in einen Sumpf geworfen wird. Ein Klatſch, ein kurzer Wellenſchlag, und alles wieder ſtill. | Die

Zeitungen, welche kaum wiſſen, wie ſie dem Publikum die tägliche Koſt vorſetzen ſollen, waren froh, ihre längſt fertigen Nekrologe anzubringen, hüllten ſich, von der Größe des „Nationalunglücks“ übermannt, in ſchwarze Trauergewänder, brachten den erſten Tag klagende Leitartikel, und ſtritten ſich am zweiten ſchon über die Hinterlaſſenſchaft des Verſtorbenen. Das Publikum blieb kalt, und es unterhält ſich jetzt über das Schauſpiel, welches ihm beim Begräbniſſe bevorſteht. Nur ein Theil der Geſchäftsleute iſt in Bewegung, und zwar weil ſie von der Rückkehr der Königin und der Ariſtokratie gewiſſe Vortheile erwarten, die nicht immaterieller Natur ſind. — Aber freilich, in dieſem Falle hat die Indifferenz auch noch beſondere Gründe. Wellington gehörte einer Epoche an, die im Jahr 1832 definitiv zu Grabe getragen wurde; ſeine Wirkſamkeit als Staatsmann war nichts weniger als populär, und was militäriſchen Ruhm anbelangt, ſo gibt es kein Volk, auf das er weniger Zauber ausübte, als auf die Engländer.

Das einzige, was die Gemüther theilweiſe in Aufregung erhält, iſt die Auswanderung nach den Goldfeldern Auſtraliens. Namentlich die unteren Schichten der Mittelklaſſe und ein Theil des Proletariats ſind wie vom Fieber ergriffen. Wie mächtig der Strom der Emigration iſt, erſieht man aus der Thatſache, daß in dieſem Augenblick in den verſchiedenen Häfen Großbritanniens 64 Schiffe für die Fahrt nach Auſtralien bereit liegen. Die Folgen für das Mutterland laſſen ſich jetzt ſchon fühlen. Der Mangel an „Händen“ hat den Lohn in einzelnen Gewerben, namentlich in den Bauhandwerken, bereits merklich in die Höhe getrieben. — Sie erinnern ſich vielleicht, daß die Times vor kurzem der Armenauswanderung auf Gemeindekoſten das Wort geredet haben. Der Vorſchlag fand in der Preſſe, wie im Publikum die günſtigſte Aufnahme, und er wird aller Wahrſcheinlichkeit nach über kurz oder lang in großartigem Maßſtabe ausgeführt werden. Der Gegenſtand iſt zu wichtig, als daß er von Seiten der Bürgerklaſſen nicht die gehörige Aufmerkſamkeit finden müßte. Durch die organiſirte Emigration ſchlägt England zwei Fliegen mit Einer Klappe. Es gründet das Glück von Menſchen, die in der Heimath zu ewigem Elend verdammt ſind, und öffnet ſich zu gleicher Zeit ein Sicherheitsventil, indem es eine Bevölkerung fortſchafft, die im Fall einer Kriſe gefährlich werden kann. Einſtweilen gebührt dem Kirchſpiel St. Martin's in the Field das Verdienſt, mit gutem Beiſpiele vorangegangen zu ſeyn. Es handelt ſich natürlich nur um die Auswanderung der able bodied (arbeitsfähigen) Paupers beider Geſchlechter.

Die Arbeiten an dem neuen Cryſtallpalaſt in Sydenham (ſprich Sid — nicht Seidenham) ſchreiten raſch voran, und es iſt kaum zu bezweifeln, daß die Eröffnung, wie voraus beſtimmt, im nächſten Mai ſtattfinden wird. Die Behauptung der Times, der zufolge ſich der urſprüngliche Koſtenanſchlag von 500,000 Pf. St. als bei weitem zu niedrig erwieſen haben ſollte, iſt von den Leitern des Unternehmens widerlegt und von den Times ſelbſt für irrthümlich erklärt worden. Gegenwärtig befinden ſich die Herrn Digby Wyatt und Owen Jones auf dem Continent, um Anſchaffungen, beſonders für das Kunſtdepartement, zu machen. Sie haben, wie man ſagt, Creditbriefe zum Betrag von 10,000 Pf. St.

Mannheim, September.

Sommerbegebenheiten.

Ein ganzer Sommer liegt bereits zwiſchen meinem letzten Brief und dem, den ich ſo eben beginne. Es iſt das nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß den Berichterſtattern aus weniger großen Städten nicht jeden Tag oder jede Woche ein Ereigniß vom Himmel fällt, das würdig wäre, alsbald einem Leſerkreiſe, wie der des Morgenblatts, aufgetiſcht zu werden. Wo die Quellen nicht ſo reichlich fließen, läßt man die Waſſer ſich eine zeitlang ſammeln, ehe man die Schleußen zieht. Ich gehe, ehe ich das Jüngſte berühre, über drei Monde zurück, um gleichſam an mein letztes Schreiben anzuknüpfen. Ich hatte über den rauhen, wonneloſen Mai geklagt, und ſiehe, er belehrte ſich noch in der Hälfte ſeiner Tage, ſo daß nichts mehr an ihm auszuſetzen war. Das Schauſpiel aber, das uns einer der letzten Tage deſſelben bot, wollte nicht recht zu dem blauen Himmel und dem goldenen Sonnenlichte paſſen. Es war eine Hinrichtung, die erſte wieder ſeit vielen Jahren. Auf derſelben Stelle vor dem Heidelberger Thore, auf der einſt das Haupt des unglücklichen Sand gefallen war, beſtieg ein junger Mann, den der Leichſinn zuletzt bis zum Raubmorde geführt hatte, das Schaffot, und ein junger Scharfrichter erntete von viel tauſend Zuſchauern und beſonders Zuſchauerinnen das Lob, einen Meiſterſtreich mit dem Schwerte geführt zu haben. Und doch war es eine Scene, die einem auf Wochen hinaus die lieblichen Sommertage und Nächte verderben konnte. Wie gut, daß bald darauf der kühne Luftſchiffer Green mit ſeinem großen Ballon erſchien und den Blicken, Gedanken und Geſprächen eine andere Richtung gab, und daß zu gleicher Zeit die Herren Sigmund und Rhode die Abende mit ihren in der That höchſt intereſſanten und belehrenden geologiſchen und aſtronomiſchen Lichtbildern ausfüllten. Der lange dunkle Schatten, den jener 25. Mai in die Gemüther geworfen, verſchwand vor dieſen Erſcheinungen allmählig und die bitterſüßen Freuden, welche einige neuen, elegant eingerichteten Bierkeller boten, thaten das Ihrige mit, die Phantaſie wieder in das alte ruhige Geleiſe zu bringen. Einen neuen, jedoch nur mäßigen, Schrecken brachte die Entwerthung der halben und viertel Kronen und der öſterreichiſchen Silberſechſer, welch letztere dieſen Namen kaum verdienen ſollen. Darauf trat die ſogenannte Sommerfeſta ein, jene einſchläfernde Ruhe, welche ſich in dieſer Jahreszeit über die meiſten Städte legt, die nicht das Glück haben, ein renommirtes Bad zu beſitzen. Indeſſen läßt freilich der Rhein ſammt den verſchiedenen Eiſenbahnen, die hier an ſeinem Ufer münden, die Sommerſtille nicht allzutief werden, namentlich nicht in einem Jahre, das ſo günſtiges Reiſewetter bietet, wie das heurige. Es fluthet die reiſende Welt in dieſem Sommer wieder ſo recht auf und ab, und wir haben manchen intereſſanten Beſuch geſehen. Hat doch der Großherzog von Sachſen-Weimar längere Zeit im Pfälzer Hofe gewohnt, war doch die vielbeſprochene Prinzeſſin Waſa am Hofe unſerer Großherzogin Stephanie, und dieſer Tage erſt iſt König Oscar von Schweden mit ſeiner Familie von hier weg rheinabwärts gegangen. Die Nähe der pfälziſchen Königsvilla Ludwigshöhe hat zur Frequenz aus dieſen höchſten Kreiſen weſentlich beigetragen. König Ludwig ſelbſt, dieſe intereſſante Perſönlichkeit, noch im Alter voll Geiſt und Leben, hat unſere Stadt, in der er zwar nicht geboren iſt, in der aber ſeine Wiege ſtand, von Ludwigshöhe aus mehrmals beſucht. Einmal war er allein, um möglichſt unerkannt zu bleiben. Da beſuchte er denn das Haus, in dem er ſeine erſten Kinderjahre verlebt hat, und mit ſeinem, nicht ſelten Staunen erregenden Gedächtniſſe, ſtellte er ſich die längſt nicht mehr betretenen Räume in alter Weiſe zurecht und belebkerte ſie mit den Perſonen, die ſeine Kindheit umgaben, und mit den Scenen, die damals um ihn ſpielten. Daß dieſer Mäzen der Künſtler nicht verſäumen werde, die rheiniſche Kunſtausſtellung, die während des Monats Auguſt hier ſtattfand, zu beſuchen, das ließ ſich erwarten. Er kam eines Tags herüber und unſerem alten Hofmaler Weller ward die Ehre zu Theil, ihn in den Räumen des Kunſtvereins zu begleiten. Wie fand ſein kunſtgeübtes Auge alsbald das Würdige heraus; wie lebhaft äußerten ſich Beifall und Mißfallen; wie flammte er gleichſam auf vor Bildern, deren Sujets ihn in das wohlbekannte Land der Kunſt jenſeit der Alpen verſetzten! Im Atelier des Bildhauers Hornberger, eines bayeriſchen Pfälzers und Schülers von Schwanthaler, betrachtete er das eben fertig gewordene Grabmal ſeines in Landau geſtorbenen Generals und Freundes v. Pfummern, verweilte im Wellers Atelier und ließ ſich dann durch die Galerie führen. Nach einem und dem andern Bilde, das nicht mehr an der Stelle hing, an der er es in ſeiner Jugend geſehen, fragte der König ſogleich. Kurz, es trat auf die mannigfaltigſte Weiſe heraus, daß ihm die Heimath ſeiner Kindheit noch ſehr wohl bekannt und theuer iſt. Von Ludwigshafen aus wollte dem Könige der Anblick Mannheims nicht mehr recht gefallen. „Nicht mehr ſo ſchön wie früher,“ äußerte er; „man ſieht das Schloß vor Bäumen nicht mehr.“ Und in der That dürfte etwas geſchehen, um unſere Stadt gegen die Stromſeite etwas mehr herauszubreben, wenn auch eine und die andere Partie des hübſchen Schloßgartens eine kleine Aenderung erleiden müßte.

Noch einen Augenblick möchte ich Sie in die Räume des Kunſtvereins zurückführen. Schon ehe die Ausſtellung begonnen, hatte es der Vorſtand des Vereins bei dem dem rheiniſchen Land entſtammten Künſtler Schleſinger von Berlin erwirkt, daß deſſen Kopie des Rayhael'ſchen Spasimo

di Sicilia zur Anschauung des Publikums kommen durfte. Schlesinger war nämlich aus Auftrag des Königs von Preußen nach Madrid gegangen, um dort diese herrliche Kreuztragung des großen Meisters auf das sorgfältigste zu kopiren. Er hat dieß mit der äußersten Treue gethan, und der hohe Auftraggeber dürfte mit der Ausführung vollkommen zufrieden seyn. Was die zur diesjährigen Ausstellung gesandten Gemälde betrifft, so ist deren Zahl größer als im vorigen Jahre, aber es fehlen so viele Namen von höherem Klange, und wenn neben vielem Mittelmäßigem auch manches recht gute Bild erscheint, so ist es doch als wolle die, soll ich sagen vornehme Nichtbetheiligung bedeutenderer Meister die Theilnahme des Publikums für diese Kunstvereine in etwas ankränkeln, wenn nicht gar deren Fortbestehen ganz in Frage stellen. So viel liegt auf flacher Hand: die Austritte der Mitglieder werden häufiger, die Eintritte neuer aber immer seltener. Mag auch der Grund dieser Erscheinung theilweise darin liegen, daß der Reiz der Neuheit vorüber ist, oder daß die sogenannten Staatszimmer jetzt hinlänglich mit Kunstvereinsblättern dekorirt sind und die Wände für kommende keinen passenden Raum mehr übrig lassen; genug, der Umstand, daß das bis zur thätigen Betheiligung gehende Interesse merklich schwindet, dürfte die Vorstände der Vereine, die ächten Freunde der Kunst und die Künstler selbst zu ernstlichem Nachdenken über den Schaden Josephs und dessen mögliche Heilung veranlassen. Es wäre denn doch recht schade, wenn der rheinische Kunstverein auch nur in einzelnen seiner Zweige verkümmerte und verdorrte.

Die Hoffnung, welche ich bezüglich unseres Theatergebäudes und seiner Erweiterung in meinem letzten Briefe ausgesprochen, ist bis heute ihrer Verwirklichung noch nicht näher gekommen. Es herrscht Streit darüber, ob man die erforderliche Summe dafür aufwenden oder nicht lieber alles beim Alten lassen solle. Einem Theil der Väter der Stadt däucht das Opfer zu groß, der künftige Vortheil zu klein. Und doch ist es wörtlich wahr, daß sehr viele Auswärtige von diesseits und jenseits des Rheins sich häufig vom Theaterbesuche abhalten lassen, weil sie besorgen müssen, keinen Platz mehr zu finden oder doch in unausstehlicher Weise zusammengepreßt zu werden. So wird am Ende doch die Nothwendigkeit noch durchschlagen und sich die Ueberzeugung Geltung verschaffen, daß ein solches Opfer keine nutzlose Vergeudung sey.

In sichrerer Aussicht, als die Vergrößerung des Theaters, scheint die des Hafens und seiner nicht mehr zulänglichen Gebäude zu stehen. Die Bedeutung Ludwigshafens tritt täglich mehr hervor, und wenn jüngst auch eines seiner neuen Häuser noch vor der Vollendung zusammengestürzt ist, so kann dieß keineswegs als ein Omen für die neue Stadt betrachtet werden. Ihre Zukunft scheint in der That auf festeren Grundlagen zu ruhen, und ihr Anblick dürfte unserer Verwaltung und Regierung immer ernstlicher zurufen: Caveant consules, ne detrimenti quid capiat respublica! Es wird deßhalb auch ernstlich daran gedacht, unsere Eisenbahn bis an den Hafen zu verlängern, besonders um die Verladung der Güter zu erleichtern und zu beschleunigen. Man hofft um so mehr auf die Realisirung des Projekts, als der Prinzregent für dasselbe günstig gestimmt ist.

Dem Prinzregenten gilt der Kanonendonner, der mir unaufgefordert in die Ohren tönt, während ich hier noch schreibe. Es ist der 9. September, sein Geburtstag, der mit allem Pomp gefeiert wird. Bei vielen ist die Freude um so größer, weil in diesen Tagen endlich der schon über drei Jahre dauernde Kriegszustand aufgehoben worden ist. Wohl haben wir seit lange von einem Drucke desselben nichts mehr verspürt, und was die heilsame Strenge in Handhabung der Gesetze und Verordnungen betrifft, so werden die Zügel kaum irgendwie schlaffer gehalten als bisher, und doch liegt eine Beruhigung darin, daß das Land des Ausnahmszustandes nicht weiter bedarf, weil alles in das Geleise der Ordnung zurückgekehrt ist.

Paris, September.

Die Epigonen der Poesie und Kunst. — Nadaud. — Musikalische Bestrebungen.

Die Ersten werden die Letzten, die Letzten die Ersten werden, sagt die heilige Schrift, und so kann man, wenn es erlaubt ist, beim göttlichen Worte des ästhetischen Zeitvertreibs zu gedenken, bei einem Blick auf die Kunstwelt des heutigen Frankreichs, zu dem Ausspruche sich gedrungen fühlen: die Jungen sind die Alten und die Alten die Jungen. In der That, wenn man den französischen Musenklerus der Gegenwart mustert, wird man, in welchem Bereiche des Schönen immer die Umschau statt habe, die rüchtigsten, die rüstigsten, die frischesten und fruchtbarsten Arbeiter unter den bemoosten Häuptern entdecken und die glänzendsten, so wie nachhaltigsten Triumphe von den Veteranen davon getragen sehen, während die aufstrebenden Kräfte nur geringe Hoffnungen auf eine reiche Zukunft geben. Am meisten versprischt der Nachwuchs noch in den Fächern, die nicht in selbstständiger Schöpfung, sondern in treuer und gefälliger Veranschaulichung fremder Erzeugnisse bestehen. So haben unter andern auf den verschiedenen lyrischen Bühnen mehrere junge Talente, deren Leistungen der erfreuliche Anfang zu einer ruhmvollen Laufbahn scheinen, in den letzten Jahren sich hervorgethan, und auch das recitirende Schauspiel hat manchen Anfänger gesehen, dem es nicht an Fleiß und natürlicher Fähigkeit gebricht. Anders aber steht es in der Poesie, in der Malerei, in den Künsten, wo Verdienst und Ruf auf freiem Gestalten und Hervorbringen beruhen. Hier sehen wir nur ausnahmsweise einen Nachkömmling mit einem glücklichen Wurf die wachsende Lauheit des Publikums überwinden, und fast alle seine Günstlinge auf diesen Gebieten hatten schon vor einem Viertel- oder doch Fünftel-Jahrhundert durch starke Schläge an die Pforte der Berühmtheit seine Aufmerksamkeit erregt. Im Drama hat es unter den Jüngeren der einzige Emil Augier zu ziemlicher Beliebtheit und dahin gebracht, daß man der Aufführung seiner angekündigten Stücke nicht bloß in den eigentlich belletristischen Kreisen mit einiger Spannung entgegensieht. Im Roman, der unter dem Julikönigthum, im Guten wie im Bösen, zu einer so üppigen Entwicklung gelangt war, in alle denkbaren Verhältnisse sich eingemischt und die Fragen des Tages wie die ewigen Leidenschaften unermüdlich aufgewühlt hatte, ist kein neuer Name aufgetaucht. Georges Sand, Balzac, Sue, Dumas sind noch immer die Matadore dieser Gattung und der einzige unter den Epigonen, der einiges Aufsehen macht, der junge Alexander Dumas, trägt den Namen eines längst schon berühmten Vaters. In der höheren Lyrik, die durch Lamartine's politische Phantasien in den Tagen der Februarrepublik bei der Masse nachgerade um allen Kredit gekommen ist, gelingt es niemanden mehr, sich außer den beharrlichen Freunden der Oden, Cantaten und Elegien, die lange schon dünn gesät waren und ihre Reihen von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat durch zahlreiche Abfälle sich lichten sehen, Leser und Bewunderer zu verschaffen, und man kann es als ein Wunder betrachten, daß der junge Desplanes, der übrigens seinen lyrischen Versuchen ernster Art eine Anzahl von kurzen, niedlichen Tändeleien für minder poetische Gönner beigegeben, eine zweite Auflage seiner Gedichte veranstalten konnte, wenn er auch deßwegen noch lange kein bekannter Autor ist, und sich auch, wie ich höre, es zu seyn durchaus nicht schmeichelt.

Ein in den vierziger Jahren, einige Zeit vor der Februarkatastrophe am Horizont des Pariser Parnasses erschienener Stern vierter Größe hat seitdem, und zumal seit der Widerwille gegen die Politik durch die Verstückigung so manche Chimäre den Geschmack an nichtssagender Geselligkeit und seichter Satire sehr befördert, den lebhaften und blendenden, freilich selten nachhaltigen Glanz, den die Mode verleiht, und von dem Publikum, das nach erhitzender Aufregung gerade die leichteste Kost am liebsten hat, den Rang eines Sternes wenigstens zweiter Größe erhalten. Mit diesem Sterne meine ich einen gewissen Nadaud, der früher im Handel sehr kleinbürgerlich beschäftigt war, aber durch recht hübsche Anlagen für den Vortrag munterer und bedeutungsloser Lieder erst unter guten Freunden, dann in weiteren Kreisen Beifall erwarb und daher in Abendgesellschaften, in solchen vorzüglich, von welchen das zartere Geschlecht ausgeschlossen oder doch nur durch freiere Bürgerinnen vertreten war, gern gesehen und viel gesucht ward. Die Lieder, die er vortrug, bezogen sich meist auf die uralten Ideale menschlicher Fröhlichkeit und Genußsucht, oder hatten irgend eine Tagesbegebenheit, die für harmlosen Spott sich eignete, zum Gegenstand. Sie waren meist sein eigenes Werk, nach dem alten Muster des französischen „Chanson“ regelrecht zugeschnitten, mit dem herkömmlichen Refrain versehen, aber weder in Reim und Rhythmus sehr ausgesucht, noch durch Feinheit des Tons und sinnige Grazie des Frohsinns ausgezeichnet. Sie paßten ganz für Versammlungen, in denen man sich nicht zu herzlichem Austausch der Gedanken und Gefühle, nicht zu edlem und gemessenem Streit der Ideen und der Leidenschaften, sondern zu träger Abspannung von den Plagen des Tages, zu bunter, geräuschvoller, und vor allem nicht den leisesten Flügelschlag des Geistes erfordernder Kurzweil einfindet. Wie Pierre Dupont, der politische Bänkelsänger, der seinen Ruf jedoch nicht einzig seinen demagogischen Gassenhauern, sondern auch einigen Goldkörnern ächter Poesie, einigen rührenden Nachklängen des reinsten Naturlebens verdankt, hat auch Nadaud zu seinen Versen die Musik erfunden, wenn man einen nach den Bedürfnissen des Sinns mehr oder minder beschleunigten Gang der Worte, eine Art

Hundetrab der Sprachwerkzeuge, ohne melodische Fügung, ohne behagliches Plätschern und plötzliche Flucht der Tonwellen, Musik zu nennen sich unterstehen darf. Es liegt für mich in dieser saft- und reizlosen Zwittergattung, die weder Rede noch Gesang ist, und doch an beide grenzt, etwas Cynisches, das mich anwidert, wie eine wilde Ehe, in der das Glück des Lebens traurig und poesielos, ohne Regel wie ohne Leidenschaft parodirt wird, und es ist beklagenswerth, daß sich dieselbe so zahlreicher Sympathien in Paris erfreut. Nadaud setzt nicht bloß von seinen Gesellschaftsliedern, unter denen einige recht nett und lustig sind, bei weitem die meisten jedoch von dem Schwung und dem Feuer wahrhaft dichterischen Frohsinns keine Ahnung zeigen, neue und vermehrte Auflagen ab, und er macht auch mit einzelnen Stücken, deren Text er nebst den gestochenen Noten auf Musikpapier verkauft, ganz außerordentliche Geschäfte. Diese Vernarrtheit des Publikums in solches Musenwerk zeugt eben nicht von zartem, empfindlichem Sinn für Dicht- und Tonkunst, und wenn ich auch Grund habe zu glauben, daß mancher Liebhaber dieser Waare auch an feineren, an edleren Schöpfungen Gefallen findet, so ist es immer eine schlimme Sache, daß man dem Flachen und Gemeinen so empfänglich entgegenkommt. Die Franzosen sind der Masse nach eben kein musikalisches Volk und es gibt in Frankreich gewiß viel mehr Menschen als in Deutschland, die an Musik durchaus keine Freude haben und falsche Noten von reinen Tönen schwer oder gar nicht zu unterscheiden wissen. Anlage dafür ist jedoch allenthalben, nicht bloß an den Ufern der Garonne und des Adour vorhanden; Anstalten zur Verbreitung des Geschmacks an dieser Kunst unter dem Volk und zur Entwicklung der natürlichen Fähigkeiten, die für diese Kunst namentlich bei den arbeitenden Klassen anzutreffen sind, bestehen nicht allein in den Gegenden, die, wie französisch Flandern, die Pflege musikalischer Geselligkeit einer alten, in den Stammgewohnheiten wurzelnden Ueberlieferung verdanken, sondern auch an Orten, wo musikalische Uebungen früher nicht volksthümlich waren, und besonders in Paris, wo seit etwa dreißig Jahren mit unausgesetztem Eifer, nie gebeugtem Muth, erfinderischem Geist und immer wachsendem Erfolg unter den Proletariern männlichen Geschlechts der Chorgesang nach deutscher Art zuerst von Wilhem, dem Freunde Berangers, und in der jüngsten Zeit von Chéron heimisch gemacht wurde. Dieser letztere hat zur Erleichterung des Unterrichts eine neue Weise die Noten zu schreiben erfunden, die sich der Buchstabenschrift einigermaßen nähert. Ich habe mich durch persönliche Anschauung überzeugt, wie gelehrig und gehorsam die plebejischen Zöglinge den Erklärungen, Befehlen und Winken ihres Meisters folgen. Daß auch der böse Geist der Charlatanerie von solchen Bestrebungen sich nicht fern hält, das ist kein Wunder; aber obgleich gar manches Unrechte, manches was weder durch die Absicht noch das Ergebniß dem Reiche des Guten angehört, auf diesem Gebiet versucht und vollführt wird, so ist die Summe des wirklich Gediegenen und Gedeihlichen immer noch groß genug, um das Schlechte aufzuwiegen. Auf der andern Seite bleibt die Kirche nicht zurück und sucht ihre heiligen Festlichkeiten durch die Macht und den Reiz einer immer tüchtigeren, dem Geiste der Religion immer angemesseneren Musik zu heben. Vor allem zeichnen sich auf dieser Bahn die Pfarreien St. Roch und St. Eustache aus. Die erste dieser Kirchen thut sich besonders durch das treffliche Zusammenwirken ihres musikalischen Personals, die zweite, wiewohl auch in dieser Beziehung sehr gut versehen, durch die wohlwollende Aufmerksamkeit hervor, die sie den Leistungen der Zeitgenossen in der Kirchenmusik schenkt, und öfter als irgendwo anders versammelt sich die musikalische Welt von Paris zu Anhörung einer neuen Messe in ihren schönen Räumen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 42. 17. Oktober 1852.

L'esprit peut-il demeurer froid, tandis que, passant devant chaque boutique, il est stimulé par le cri de l'art qui modifie la nature? Partout la science vous appelle et vous dit, voyez. — Que de tableaux éloquens qui frappent l'oeil dans tous les coins, et quelle galerie d'images, pleine de contrastes frappans pour qui sait voir et entendre!

Mercier.

Le boulevard entre la rue du Montblanc et la rue de Richelieu est proprement la patrie du flaneur.

Livre des Cent-et-un.

Pariser Bilder.

II. Die Boulevards.

Als unsere Altvordern ihre Städte mit Wall und Mauern umgürteten, sich nicht anders wohl fühlend, als wenn zwischen ihnen und der unbekannten Welt draußen ein mächtiges Thor mit schwerem eisenbeschlagenen Fallgatter und einige Fuß Erde und Mauerwerk sich befanden, da ahneten sie nicht, daß ihre Enkel niederreißen würden, was ihnen Schutz und Freiheit gewährte und was sie mit so viel Mühe erbaut. Aber so ändern sich die Zeiten, so wechseln die Bedürfnisse, so verkehren sich Zweck und Mittel, daß die Nachkommen jetzt als Lockmittel für die Fremden benutzen, was ihre Vorfahren errichtet, um sie abzuschrecken. Heute ist der Wall abgetragen, der Graben ausgefüllt; heitere Lust herrscht, wo man sich früher zum ernsten Waffengang versammelte; kaum weiß man noch, daß dort einst die Mauern standen, in deren Vertheidigung ganze Generationen kühner Männer fielen. — Wie manchen freien Platzes, wie vieler schattiger Baumgänge würden wir entbehren, hätten nicht unsere Väter Courtinen und Bastionen für den prächtigsten Halsschmuck einer reichen Stadt gehalten, ein Schmuck, der allerdings manches vom Stachelhalsband hat, das man den Rüden zur Wolfsjagd anlegt.

Keine Stadt hat jedoch ein größeres Recht und eine größere Pflicht, den mittelalterlichen Geschmack zu loben, als Paris: die Wälle, vor denen noch Heinrich IV. lange Zeit vergeblich lagerte und unterhandelte mit den guten Bürgern seiner getreuen Stadt, bilden heute die unter den Namen der Boulevards bekannten prächtigen Promenaden. Aber die Zeiten, in welchen sie die Grenzmarken des Verkehrs bezeichneten, sind schon lange vorüber; dieser hat sie weithin überfluthet und sie schließen nur noch das Centrum desselben ein. Am Abend besonders, wenn die Stadt in ihrer Balltoilette erscheint, kann man immerhin diese breiten, von hunderttausenden von Gasflammen eingefaßten Alleen für ein Halsband halten, das den reichsten Schmuck im kostbaren Gepränge bildet, mit welchem sich die Kapitale des Luxus und des Vergnügens umgibt. Der Platz de la Concorde mit den Champs elysées, von denen ich zuletzt erzählt habe, bilden das Schloß an diesem Geschmeide, aber dieses Schloß schließt die Enden desselben nicht harmonisch zusammen.

Links am Seineufer liegt das Quartier St. Germain und der Palast der Invaliden; es sind die Ruinen des Namens und des Ruhms, die dicht neben

einander in der Erinnerung vergangener Tage leben. Dort fließen nur ſtill und kaum bemerkbar die Aboen des Verkehrs; in dieſen abſterbenden Generationen puſſirt nicht die Gegenwart.

Es war an einem kalten, feuchten Maiabend, als ich auf der Eiſenplatte am Fuße eines Gaskandelabers am Boulevard der Invaliden ausruhte; ich kam ermüdet vom Marsfelde heim, auf dem einige Tage zuvor von Frankreich ein neues Feſt gefeiert worden war, von jenem weiten Parket, das ſtets zur Schaubühne gewählt wird, wenn dieſes wankelmüthige Volk eine andere Komödie aufführen will. Da wurde ich auf einmal aus meiner Ruhe durch die Spitze einer Militärkolonne geſchreckt, die beſtandt und beſchmuzt die Promenade herauf kam und mich zwang bis hart an die Umfaſſungsmauer zurückzuweichen.

Der Schwadron Lanzenreiter folgte ein Bataillon Infanterie, dann kam eine Doppelreihe von Fußvolk und Reiterei, die eine enge Chaine bildeten, in der Blouſenmänner paarweiſe im müden Schritte vorwärts marſchirten. Manche waren beſſer gekleidet, andere hatten ein kleines Päckchen unter dem Arm, dieſer ging barhaupt und jener ſchleppte ſich mit ſichtlicher Anſtrengung fort. Kein Laut ertönte in der langen Colonne, die vom Kommandowort der Offiziere vorwärts getrieben wurde und an deren Ende eine Reihe mit Militärpferden beſpannter Wagen folgte, von deren Inhalt man nichts entdecken konnte. Zulezt kam wieder eine Schwadron und ein Bataillon, dann eine Nachhut. Es waren Decembergefangene, die nach Breſt geführt wurden und die Nacht im Innern der Militärſchule am Marsfelde zubringen ſollten, wo vier Tage früher die Armee dem Präſidenten einen glänzenden Ball gegeben hatte.

Ich zählte mehrere hundert Paare, die den traurigen Weg nach Cayenne gingen, nach dem Lande, „wo der Pfeffer wächst.“ Der ganze Zug nahm wohl den Raum einer Viertelmeile ein; aber ſo ſtill iſt es am Abend in dieſen Theilen der Stadt, daß auch nicht Ein Journal dieſer Colonne des Todes und der Verbannung erwähnt hat. Iſt es nicht eine ſelſame Vereinigung, daß dieſe Stagnation des Verkehrs gerade hinter den Palaſten des Adels und der Invaliden ſtattfindet? Wie grell contraſtirt mit dieſem Schweigen und mit dieſer Stille der Ausgangspunkt der Boulevards am rechten Seineufer! Dort wogt es vom frühen Morgen bis lange nach Mitternacht, denn die Genießenden haben dieſen Punkt zum allgemeinen Rendezvous erwählt.

Aber laſſen Sie uns Schritt vor Schritt durch dieſe breiten Avenuen flaniren, die des Neuen ſo viel, des Wiſſenswürdigen ſo wenig enthalten. Denken Sie, wir ſehen zuſammen die Rue royale hinunter gewandert und ſtehen jezt vor der großen Freitreppe der Madelaine, wo uns zuerſt das Wort Boulevard begegnet. Dieſes Frontiſpiz, dieſe Colonnaden ringsum — würde man das wohl für eine chriſtliche Kirche halten, wenn nicht oben unter'm Giebelfelde, im Fries über dem Eingang ausdrücklich zu leſen wäre, das dieſer heidniſche Tempel der Maria Magdalena gewidmet iſt?

Gewiß iſt die erſte Anforderung, welche ein gebildeter Geſchmack an ein Gebäude ſtellt, die, daß es ſeinen Charakter an der Stirn trage. Eine Kaſerne, die wie eine Kirche, ein Palaſt, der wie ein Muſeum, ein Wohnhaus, das wie eine Fabrik ausſieht, iſt unſchön, und entſprächen die einzelnen Verhältniſſe auch noch ſo ſehr den Anforderungen der Kunſt. Form und Inhalt müſſen harmoniren, wenn das Ganze uns äſthetiſch befriedigen ſoll. Wenn dieſe Grundanſicht die richtige, dann iſt von ſelbſt klar, daß die franzöſiſche Madelaine, vom Kaiſer erbaut, um ein Tempel des Ruhms zu werden, entweder für den chriſtlichen Gottesdienſt oder für den heidniſchen der Minerva ſich ſchlecht eignet.

Wo nach Napoleons Willen die Statuen der großen Generale ſtehen ſollten, die für ſeinen und ihren Ruhm in den großen Schlachten des Kaiſerreichs gefallen waren, da ſtehen jezt Heilige und Kirchenväter. Napoleon wollte das römiſche Weltreich erneuern; nun ſind in den Tempel ſeines Ruhms ſtatt der Römer von ſonſt mit Helm und Schwert die Römer der Gegenwart mit Scapulier und Roſenkranz eingezogen. »L'empereur Napoléon aux soldats de la grande armée,« ſollte der Tempel zur Inſchrift tragen; nun, ſo ganz hat er ſeine Beſtimmung nicht verfehlt, nur iſt es eine andere Art Streiter, die ihn in Beſiz genommen haben.

Die ſeltſame Miſchung von Heiligem und Profanem, die ſich an der Außenſeite der Kirche kund gibt, findet ſich auch in ihrem Innern wieder. Es vereint ſich der antike Geſchmack mit morgenländiſcher Ueppigkeit und macht einen prächtigen, aber keinen harmoniſch befriedigenden Eindruck. Die Kuppel des Chors iſt mit Fresken ausgemalt, eine ungeheure Compoſition, die nichts weniger enthält als die ganze Geſchichte des Chriſtenthums. Von Chriſtus ſelbſt, der in der Mitte dieſes Kreiſes die Fäden der ganzen Geſchichte vereint, laufen die hiſtoriſchen Gruppen in Radien bis zu Napoleon aus, der aus Pius VII. Händen die Kaiſerkrone empfängt. Dieſe ideale Vereinigung des Stifters der chriſtlichen Kirche mit Conſtantin und Karl dem Großen, mit Gottfried von Bouillon und Ludwig dem Heiligen, mit dem Dogen Dandolo und Friedrich Barbaroſſa, Heinrich IV., dem Cardinal Richelieu und Napoleon, iſt mir, aufrichtig geſagt, zu proſaiſch und erinnert an die Stammbaumbilder der Montmorencys, wo ſchon die Arche Noäh einen Lakaien mit den Farben des Hauſes trägt. Jede Vereinigung ſo heterogener Begriffe wird ſtets einen disharmoniſchen Eindruck machen, und nun gar

dieſe wunderliche Verbindung in einem griechiſchen Tempel zu ſehen, der dem chriſtlichen Kultus gewidmet, iſt wirklich des Widerſprechenden und Widerſinnigen zu viel.

Es iſt ſeltſam, wie unſere Begriffe und Anſchauungen von der Kunſt und den Gegenſtänden, welche ihr zum Vorwurf dienen können, ſich auf hiſtoriſcher Baſis aufgebaut haben. Mir wenigſtens, der ich mich in die Malerei des Heiligen nur ſchwer finden kann, weil ich dem Künſtler nicht nachzudenken vermag, kann mich in die Darſtellung verwandter Gegenſtände durch die Sculptur noch viel weniger hineinfinden. Im Giebelfelde des Periſtyls an der Südſeite befindet ſich ein ungeheures Hautrelief: „das jüngſte Gericht.“ Meine Phantaſie iſt zu ſchwach, um mich in eine ſolche plaſtiſch dargeſtellte transcendente Welt hineindenken zu können; will mir doch ſogar die koloſſale Marmorgruppe am Hochaltar, Magdalena von Engelsſtitichen gen Himmel getragen, unbegreiflich erſcheinen. Federn von Stein und Wolken von Marmor ſcheinen mir zu widernatürlich; allerdings hat ſogar Rauch eine Flora auf ſteinerne Wolken geſtellt; ſie ſind mir aber immer wie Spritzgebackenes vorgekommen. — Zu der mythologiſchen Welt, dieſem bunten Gemiſch von ſinnlichen und idealen Vorſtellungen paßt die Sculptur vortrefflich, ſie iſt auch aus ihr hervorgegangen, aber in einem gewiſſen Sinne iſt das Chriſtenthum geradezu der Kunſt feindlich. Meine äſthetiſchen Gefühle hat wenigſtens bis jetzt jedes Bild beleidigt, welches Chriſtus am Kreuz vorſtellt; mag man nun in Silber und Elfenbein, oder in bunten Farben den Gegenſtand ausführen, es bleibt ein dem geſunden Gefühl widerſtehender Vorwurf. Daß man ſich ſo unendlich oft darüber hinweggeſetzt hat, kann für mein Urtheil durchaus nicht maßgebend ſeyn; ich gebe es aber nicht mit dem Anſpruch einer objektiven, ſondern nur einer ſubjektiven Berechtigung.

Eines wird aber auch der gebildetſte Geſchmack nicht läugnen, nämlich, daß die Madelaine der wunderlichſte Miſchmaſch iſt, der zuſammengehäuft werden konnte, dem alle Einheit und Urſprünglichkeit fehlt, ein Miſchmaſch, der daher den Eindruck der koloſſalſten Armuth der Ideen macht, trotz dem Reichthum des Details, das aus allen Enden der Welt zuſammengeſchleppt iſt.

Von der Madelaine beginnt mit dem Boulevard Madelaine die Reihe der prächtigen Avenuen. Der Glanzpunkt derſelben iſt unbedingt die Ecke der Straße de la Paix und des Boulevards des Capucines. Auf der einen Seite der Blick auf die Madelaine-Kirche, auf der andern in das bunte Getreide des Boulevards des Italiens, rechts und links die reichſten Läden, die prächtigſten Privatgebäude, und außerdem der Blick auf den Platz Vendome, welcher die Bildſäule des Kaiſers trägt. Vielleicht gibt es in der ganzen Welt keine zweite ſo günſtig gelegene Ecke als dieſe, und der Verkaufsladen der Firma Tahan kann von ſich ſagen, daß er in dieſer Beziehung „einzig“ iſt. Es iſt eine Detailhandlung, in der Caſetten und Toiletten, Schminkkaſten ꝛc. verkauft werden, welche ſich an dieſer merkwürdigen Ecke angeſiedelt hat. Von hier aus reiht ſich nun, mit wenigen Ausnahmen, die ganzen Boulevards entlang Laden an Laden bis zur Brücke von Auſterlitz. Kein Privatmann iſt, wenigſtens an der rechten Seite, reich genug, um ein Haus allein zu bewohnen, ſelbſt im Erdgeſchoß der Theater haben ſich Cafés und Reſtaurationen eingeniſtet.

Alle Pariſer Häuſer tragen denſelben Charakter wie die Stadt. Sie haben nichts von einem individuellen Ausdruck, denn ſie entſprechen nur ſelten der Familie. In ihrer überwiegenden Mehrzahl ſind es große Caravanſeraien, in denen man aus- und eingeht, ohne ſich zu kennen. Trotzdem iſt eine unendliche Abwechslung in dieſen Steinmaſſen, die nichts vom eintönigen Charakter engliſcher Straßen, noch vom regimentirten Weſen deutſcher Reſidenzen haben. In einer großen Geſellſchaft iſt man oft iſolirter als im Verein mit wenigen, und ſo iſt es in Paris. Man wohnt Wand an Wand, dicht gedrängt, über, unter und nebeneinander, aber man lernt ſich ſo wenig kennen, als wäre man tauſend Meilen von einander entfernt. Jahrelang benutzt man eine gemeinſchaftliche Thür, einen Corridor, und iſt den letzten Tag ſo fremd wie den erſten. Die Iſolirung kann in England, wo jede Familie wie hinter Zugbrücke und Graben ſich einſchließt, nicht größer ſeyn als in Paris, wo man kaum gehen und kommen kann, ohne unter den Augen von einem Dutzend Mitbewohnern zu paſſiren. Aber die Extreme berühren ſich auch hier; bei aller Gefälligkeit der Formen, bei aller anſcheinenden Zuvorkommenheit und Offenheit des Weſens, iſt der Pariſer eben ſo unzugänglich für den Fremden, ſogar unzugänglicher als der Engländer. Bis zu einem gewiſſen Grade des Bekanntwerdens bringt man es am erſten Tag, aber die Hand bleibt immer im Handſchuh, weil den Franzoſen das Bedürfniß eines näheren Austauſches im germaniſchen Sinne fehlt. Dieſen Charakter tragen auch die Häuſer. Sie haben etwas Abgeſchliffenes in ihrer Form, was dem Weſen der modernen Geſellſchaft entſpricht. Anſcheinend iſt alles mit ungeheurer Raumverſchwendung zugeſchnitten, „largement“ gebaut; ſieht man es aber genauer an, ſo bemerkt man, wie das kleinſte Eckchen in dem ſechs- und ſiebenſtöckigen Gebäude mit der ängſtlichſten Oekonomie ausgenutzt iſt. Kein Fleckchen iſt vergeſſen, und hinter der prunkendſten Ueppigkeit verkriecht ſich, nur für den erſten Anblick nicht ſichtbar, die größte Sparſamkeit.

Das franzöſiſche, das Pariſer Haus iſt ſeinem

Charakter nach dem englischen entgegengesetzt. Das letztere scheint weniger als es ist, das erstere enthält weniger als es scheint. Es gibt wenige Häuser in London mit einer Thoreinfahrt, aber viele Bewohner, welche eine Equipage besitzen. Man kann von Paris fast das Umgekehrte behaupten. Das Aeußere der Londoner Häuser ist schmucklos und unsolid, aber ihre innere Ausstattung reich und haltbar; in Paris ist der Zuschnitt der Häuser durchweg schwer, fast monumental, aber das Ameublement entspricht demselben durchaus nicht. In England ist die erste Bedingung Bequemlichkeit, in Frankreich Glanz. Die englische Gastfreundschaft öffnet nur eine schmale Thüre, aber sie öffnet sie ganz; die französische öffnet für jeden die breite Doppelthür des Salons, aber mit demselben schließt sie sich ab. In England liegen die verschiedenen Räume der Wohnung übereinander, in Frankreich im gleichen Stock. Das Londoner Fenster öffnet sich fast ausnahmslos der Quere nach, das Pariser reicht meist von der Decke des Zimmers bis zum Boden, und öffnet sich eben so ausnahmslos der Länge nach. Der Balkon ist daher ein eben so häufiges Attribut der Pariser Häuser, als er in London selten ist. In London ist aber auch allerdings eine Dame am Fenster eben so selten als in Paris alltäglich; denn der Engländer will in seinem Hause nicht gesehen werden, noch sehen was auswärts vorgeht; der Franzose will überall sehen und gesehen seyn. Die Saison ist in London im Sommer, in Paris im Winter. So finden sich die Gegensätze zwischen beiden Nationen in fast allen Sitten und Gebräuchen, in den Ansichten und Formen, im Leben der Gesellschaft wie der Familie; es gibt nirgends zwei so nahe benachbarte Völker, die gleichwohl solche geborene Antipoden sind.

Das Leben auf den Boulevards de la Madelaine, des Capucines, des Italiens und Montmartre, das Quartier der Stadt, welches zwischen der Rue nationale (royale) und der Rue Vivienne eingeschlossen ist, läßt dieß freilich nicht so grell zur Erscheinung kommen, denn dort ist das Hauptquartier der Fremden. Die „Welt“ im engern Sinne des Wortes ist so abgeschliffen und nivellirt, man ist so bemüht die Individualität wie die Nationalität zu verbergen, man sucht so um jeden Preis ein rein kosmopolitisches Gepräge zu tragen, daß nur bei genauerer Betrachtung die Unterschiede hervortreten, aber auch um so auffallender, je mehr man sie beobachtet; unter der verbindenden Decke der äußern Form ist der innere Zwiespalt der alte geblieben.

Alles was auf den vier Boulevards und in ihrer Umgebung lebt, gehört der Welt des Genusses, des Luxus an, mag der Mensch nun Producent oder Consument in derselben seyn. In jedem der eleganten Cafés und Restaurants hört man alle Sprachen der gebildeten Völker, man sieht jedem Laden auf den ersten Blick an, daß er nur dem Luxus, nicht dem Bedürfniß genügen soll. Es ist diese Gegend das Centrum der eleganten Welt, der Passagen, der prächtigen Läden, der Loretten. Auf den Boulevard des Capucines stößt von Norden her die Rue de la Chaussée d'Antin, die mit der Rue Laffitte das vorzugsweise galante Paris einschließt. An der Ecke der Chaussée d'Antin liegt das Café Foy, an der Ecke der Rue Laffitte die maison dorée. Dieß sind die beiden Marksteine für die Residenz der Damen mit den Camelien. Zwischen jenen Straßen liegt die Rue Taitbout ungefähr in der Mitte; links begrenzt sie das Café de Paris, rechts Tortoni.

Als das Palais royal aufhörte das Centrum der eleganten Welt zu seyn, weil es für die galante Welt ein verbotener Raum wurde, da flüchtete es sich nach den Boulevards. Im Modeleben sind an die Stelle von Vefour, Very, der Frères Provençaux, die Cafés der Boulevards getreten. Das Café Foy, de Paris, maison dorée, Tortoni haben die Rolle jener übernommen, und Chevet, der berühmteste aller Köche und der raffinirteste Fourrisseur aller europäischen Leckermäuler, ist seit lange von Botel und Chabot überschritten, die gegenüber der Rue Taitbout auf den Appetit der Gourmands speculiren.

Der Boulevard des Capucines hat durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, welches sich mit seiner Giebelseite, wenn man so die schmale Seite des Conglomerats von Häusern und Gärten, welche dazu gehören, nennen darf, eine historische Bedeutung erlangt. Dort wohnte Guizot, und das Bataillon Infanterie, das im Innern des Hotels zum Schutze desselben aufgestellt war, gab zu dem Conflict Anlaß, aus dem sich die französische Republik und die neue Aera des Napoleonischen Kaiserthums entwickelte. In Paris kann man keinen Schritt machen, ohne daß unser Blick auf Plätze fällt, an welche sich die Epochen der Geschichte knüpfen. Die Salve aus dem Hof des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten hat die Weltgeschichte in eine neue Bahn gelenkt. Kleine Ursachen und große Wirkungen, das scheint ein Widerspruch zu seyn, und doch, wer kann die ungeheure Wirkung der bleiernen Kugel läugnen, die Gustav Adolphs Lebensfaden auf dem Schlachtfelde zu Lützen zerriß? In der großen Kette der Ereignisse haben alle Glieder ihren Werth; wir ahnen nicht ihren Zusammenhang, wir verkennen ihre Verbindung und nennen Zufall, was nichts als Nothwendigkeit war.

Von allen Theilen des glänzenden Paris ist der glänzendste der Boulevard des Italiens von der Ecke der Rue Richelieu bis zur Rue Louis le Grand. Er schließt alles ein, was die gesteigertste Civilisation erfunden, um das Leben zu verschönern. Der Boulevard

hat seinen Namen von der italienischen Oper, die heute die Opera comique ist. Schräg derselben gegenüber, doch nur durch eine Passage mit dem Boulevard in direkter Verbindung, liegt die große Oper. Das Aeußere des italienischen Opernhauses würde niemand verrathen, daß es ein Kunsttempel seyn soll; die nach den Boulevards gerichtete Seite ist von Läden, Cafés, Etablissements aller Art eingenommen. Um dieselbe herum gruppiren sich aber die glänzendsten der Schaufenster, in welchen der Reichthum des Inhalts durch den Geschmack der Ausstellung noch überwogen wird. Alles Raffinement ist aufgeboten, um die vollen Börsen der Fremden in Contribution zu setzen, und es gehört einige Ueberwindung dazu, um so verführerischen Lockungen zu widerstehen.

Der französische Laden übertrifft durch den Geschmack der Ausstellung jeden andern auf dem Continent. Das große Uebergewicht, welches die französische Mode in der Welt errungen, verdankt sie dieser Richtung, und wir können nicht läugnen, daß die sogenannte gebildete Welt überall wenigstens äußerlich den Stempel französischer Gesittung trägt.

Wenn in einem englischen Laden das Schaufenster nichts enthält als die Musterkarte des Waarenlagers, so erscheinen hinter den Spiegelscheiben des Boulevards des Italiens die Erzeugnisse der verschiedenartigsten Industrien als ein Ganzes geordnet, etwa wie ein Stillebenmaler solche Gegenstände gruppiren würde. Die Stoffe und Shawls einer Modehandlung hängen in kunstreich gelegten Festons, und in den Stoffen entsprechender Faltenbildung und in einer Farbenvereinigung, die für das Auge des Beschauers berechnet ist. Der gelehrteste Physiker könnte nicht seiner die Nüancen ausmitzen, um durch einen passend gewählten Hintergrund auch einen schlechten, unreinen Farbenton sich vortheilhaft abheben zu lassen. Die seidenen und sammtenen Roben finden sich in Verein mit Blonden, die lustigen Sommerstoffe in Verbindung mit Spitzen und andern duftigen Stickereien ausgestellt. Diese Modeläden machen vollständige Toilette nach der Tageszeit und nach dem Wetter. Wer am Morgen an denselben vorüber geht, wird durch einen einfachen, aber eleganten Promenadenanzug gefesselt; vor Tisch sieht man die weit reicheren und anspruchsvolleren Salontoiletten und die Equipagentoiletten die Blicke der schönen Welt auf sich ziehen. Mit dem Kerzenlicht verwandeln sich Farben, Gruppirung, Faltenwurf u. s. w., und man glaubt die Garderobe einer glänzenden Soirée oder der Logen der großen Oper vor sich zu sehen. Wenn der Himmel heiter, die Luft warm ist, dann sieht auch der Modeladen ländlich und sonnig aus; aber bedeckt sich der Himmel mit Wolken, stürmt der Wind frostig daher und treibt stoßweise Staub oder Sprühregen über die macadamisirten Promenaden, dann hüllt sich auch der Modeladen in unscheinbare, unbestimmte Stoffe. Die Regenkleider in schmuzig grauen Farben empfehlen sich der Damenwelt, geköperte Seidenstoffe treten an die Stelle der glatten oder façonnirten bunten Waaren, die ausgestellten Mantillen haben einen festeren, geschlossenen Schnitt, die Volants sind minder lang und luftig, bis die Sonne wieder lächelt und der Modeladen zugleich mit dem blauen Himmel die eintönige Schlechtwettertoilette ablegt. Man könnte ein Werk über die Kunst schreiben, welche die Pariser im Ausputz ihrer Läden entwickeln, und die dem größten Theil der Fremden fast unbemerkbar, gleichwohl unter ihren Augen geübt wird. Es muß aber dem beobachtenden Flaneur bald auffallen, daß die Läden stets das vorzugsweise zu enthalten und zu bieten scheinen, mit welchem sich, den äußern Einflüssen folgend, die Gedanken der Vorübergehenden beschäftigen.

Der Pariser Laden kommt nicht bloß den Wünschen und Bedürfnissen entgegen, er kauft sie mit dem berechnetsten Raffinement zu erregen; er ist immer um einen Schritt dem Publikum voraus, auf welches er spekulirt. Am deutlichsten zeigt sich dieß in den Kunstläden, den für Moden und Delikatessen. Die ersteren schmiegen sich den wandelnden politischen Interessen des Tages an, die letzteren dem Appetit. Chevet und seine Nebenbuhler, gegenüber der Rue Taitbout, wissen nur zu gut, daß es ihnen nichts nützt, am Abend den Appetit auf ein Frühstück, am Morgen auf ein Diner zu erregen, daß an kalten, windigen Tagen die Zunge nach andern Dingen lüstern ist als bei großer Hitze. Austern und Weintrauben vereint können unmöglich dem gebildeten Auge eines Gourmand gefallen, und Krabben oder Hummern stehen in natürlicher Opposition mit überzuckerten oder eingemachten Früchten. Die in den Läden für Eßwaaren aufgebotene Kunst ist unzweifelhaft viel raffinirter, viel berechneter als in allen andern, schon deßwegen, weil der Magen und die Zunge unter allen Organen des Menschen die launenhafteste Natur haben. Liebig hat in seinen vortrefflichen chemischen Briefen nachgewiesen, wie ein Koch auf rein empirischem Wege bei der Anordnung seines Diners so richtig auf die Verdauung spekulirt, als nur der gelehrteste Chemiker und Physiolog es könnte. Es geschieht nicht ohne wissenschaftliche Berechtigung, wenn er mit dem Osmazom enthaltenden Bouillon à la reine das Diner beginnen läßt und es mit dem aus Galactin bestehenden Käse beschließt. Die Pariser Köche sind die Aerzte, aber auch die Henker eines längst gesättigten Magens, denn sie stacheln auch das letzte Leben des Zungenwärzchens noch auf. Das berüchtigte non vous disposerez sollte eigentlich als Devise über dem Etablissement jedes Pariser Kochkünstlers stehen. Wer am Morgen auf diese Läden einen Blick wirft, findet alle Bestandtheile eines Dejeuner à la Fourchette so appetitlich, so kunstreich

Digitized by Google

arrangirt hinter der großen Spiegelscheibe, daß man kaum daran denkt, daß erst die Küche diesen Rohstoffen die wahre Weihe geben muß. Um Mittag findet man in ähnlicher Weise ein Dejeuner dinatoire und am Abend ein Diner servirt; bei Nacht locken noch Austern, Hummern und die pikantesten aller Delikatessen den von der Tagesarbeit fast erschöpften Gaumen.

Die französische Küche ist wie das französische Leben; in beiden spiegelt sich das Wesen der civilisirten Welt. Die moderne Gesellschaft converstrt über Dinge, welche das natürliche Gefühl verabscheut, ja sie gefällt sich eigentlich darin, ihre ganze Kunst in der Behandlung der schlüpfrigsten Gegenstände zu entwickeln; man kann über alles reden, wenn es nur mit der nöthigen Façon geschieht. Die französische Kochkunst ist in dieser Weise nicht minder civilisirt; sie beutet vom Froschschenkel bis zum indianischen Vogelnest, vom fast noch blutigen Beefsteak des Engländers bis zum halb verfaulten Fasan alles Genießbare auf der Welt aus und macht es eßbar durch die Art, wie sie es behandelt. Es ist der Stolz der französischen Küche, die Natur des Gegenstandes, mit dem sie sich beschäftigt, vollständig zu verändern, Dinge, die dem gesunden Gefühl widerlich sind, durch die Form, in welche sie dieselben hüllt, für die „gebildete Zunge" lockend zu machen. Aber für die gebildete Zunge liegt die Verführung im Gegensatz, im Pikanten, nicht im Harmonischen und Naturwüchsigen.

(Schluß folgt.)

Eine Erzählung aus dem Ries.

II.

Nach einem unruhigen Schlaf erwachte Ludwig zur gewöhnlichen Zeit. Sein Bruder, der in derſelben Kammer ſchlief, ſchnarchte noch, obwohl er geſtern ſchon bald nach Verzehrung des Bratens, den Ludwig vom abendlichen Hochzeitmahl nach Hauſe gebracht hatte, zu Bette gegangen war. Als unſer Freund überdachte, was geſtern geſchehen war, fing ſein Herz an zu klopfen. Freude und Angſt erhoben ſich und wechſelten in ſeinem Herzen, bis die Angſt zuletzt die Oberhand gewann. Eine Zeitlang ließ er ſich ruhig von ihr quälen; dann faßte er einen Entſchluß, kleidete ſich an und ging mit feſtem Schritt, dem man aber doch das Abſichtliche anſah, in die Stube hinunter. Die Morgenſonne ſchien durch die Fenſterſcheiben und die friedliche Scene bildete einen eigenen Contraſt zu der Verwirrung in ſeinem Herzen. Er ging in „das Kanzlei," das in den Bauernhäuſern gewöhnliche Nebenſtübchen zum beſondern Gebrauch der Familie, von der Stube durch eine hölzerne, mit brauner Oelfarbe beſtrichene Wand getrennt, welche mit der einen Seite des Ofens zuſammenzulaufen pflegt. Der Vater ſaß an dem Wandtiſch mit tiefernſtem Geſicht, und die Mutter brachte eben den Kaffee. Ludwig bot ihnen mit etwas unſicherer Stimme guten Morgen und ſetzte ſich zum Frühſtück. Zu gleicher Zeit kamen die „Ehehalten" (Knechte und Mägde) in die Stube, um die Morgenſuppe zu verzehren. Der Oberknecht und die Magd waren auf dem Anſing geweſen; ſie blinzelten ſich nun zu und ſahen auf das Kanzlei mit jenem Vergnügen, welches die ſchwache menſchliche Seele zu empfinden pflegt, wenn unter Höherſtehenden ein ſcandalöſer Streit zu erwarten iſt. Allein der Angerbauer war nicht der Mann, ſich und ſeine Familie preiszugeben, wenn der Zorn über ſeinen Verſtand nicht Herr wurde. Er wartete mit der Anrede, die er Ludwig zudachte, und erſt als der letzte der Ehehalten die Stube verlaſſen hatte, begann ein Dialog, den wir, um den Leſern eine kleine Probe davon zu bieten, in dem Rieſer Dialekt wiedergeben wollen.

Der Alte ſagte mit bitterem Spott: „No, du hoſt de ja geſtert recht aufgführt! Machſt mer a rechta'n Ehr, des muß i ſaga! Aufm Aſeng, wo Bauratöchter ſend, tanzſt du da ganza'n Obed mit'r Magd! Und net gnuag damit, ſetzſt ſie o no neba de he und regalirſt ſie!" — Ludwig, der ſah, daß dem Vater ſchon geplaudert worden war, und die Thatſache nicht läugnen konnte, hing ſich an ein Wort und ſagte: „No, a Magd iſt ſie grad net!"

Der Angerbauer fuhr auf und blickte ihn mit drohenden Augen an. „Schweig, ſag i d'r! Mag ſie ſey, was ſie will, ſie iſt net dei's Gleicha, und es iſt a Schimpf und a Schand, daß du di ſo mit'r a geba hoſt! Wann du d's Nuibaurs Bäbe (die Reichſte im Dorf) ſo tractirt hättſt, ſo wärs ochickleng gweſa! Was wird die Ev' ſaga und ihr Vater? Die weara ſe recht fräa, wenn ſie höara, wie du di aufgführet hoſt, und (ſetzte er verächtlich hinzu) mit weam!"

Der Angefahrene war von dieſen Worten ſichtlich getroffen. Er wußte nichts Beſſeres zu ſeiner Entſchuldigung zu ſagen, als: „Sie tanzt ſo guat!" — „Tanzt ſo guat!" rief der Alte mit grimmigem Lachen. „Iſt des a'n Ausred? Tanzet ander Mädla net oh guat? Muaß ma borom a hergloffens Mädle mit Wei tractiera? Pfui, ſchäm di!" — Er war aufgeſtanden und wendete dem Schuldigen den Rücken zu.

Sein Zorn hatte offenbar den jetzt möglichen höchſten Grad erreicht. Ludwig, entrüſtet über den Ausdruck „hergloffens Mädle," und fühlend, daß jetzt überhaupt nicht mehr mit ihm zu reden ſey, verſtummte und ſah finſter vor ſich hin. — Nach einer Weile drehte ſich der Alte wieder zu dem Tiſch und ſagte: „I will me iatz net verzürna! Gſcheha iſt gſcheha! Der dumm Stroich iſt gmacht! Aber," ſetzte er mit drohend erhobenem Zeigefinger und mit entſprechend verſtärktem Tone hinzu, „des roth i d'r in Guatam: loß mi ſo eppes net widder höara! Denn ſonſt — — du kennſt mi!" — Er wendete ſich ab und verließ mit feſten Schritten die Stube.

Man ſieht, der Vater war nur über das öffentliche Aergerniß entrüſtet, welches Ludwig gegeben, und ſtrafte nur dieſes. Daß ſein Sohn auf Annemarie ernſtliche Abſichten haben und um ihretwillen die Eva laſſen könnte, das kam ihm gar nicht in den Sinn. Hätte er Urſache gehabt, an ſo etwas nur zu denken, ſo wäre natürlich ein ganz anderer Sturm losgebrochen.

Der Delinquent athmete auf; denn im Grunde war er noch gut weggekommen. Von der Mutter fürchtete er wenig. Er war ihr Liebling und wußte, daß Frauen ſolche Verirrungen des Herzens überhaupt glimpflicher aufzufaſſen pflegen. Er täuſchte ſich nicht. Während der Alte ſprach, hatte die Mutter zu

wiederholten malen ernsthaft mit dem Kopfe genickt, dadurch ihr vollkommenes Einverständniß an den Tag legend. Als er fort war, nahmen ihre Züge einen milderen Ausdruck an, und den Sohn bei der Hand fassend begann sie: „Aber iatz sag m'r nor, Ludwig, wie ist's mögleng, daß du di so host vergessa und deim Vater und mir so eppes athoa könna?“

Ludwig hatte seinen ganzen Humor wieder. Da er noch keinen Plan über die Zukunft gemacht hatte, nach welchem er handeln konnte, so folgte er instinktmäßig dem Trieb, sich mit seinen Eltern wieder gut zu stellen, und sagte, allerdings nicht sehr ritterlich: „Du woist ja, Muater, wie's oim got, wama lusteng ist und Bier und Wei im Kopf hot!“ — „Ja wohl,“ versetzte die schon halb begütigte Mutter, „aber was zviel ist, ist zviel! Die ganz Nacht mit oim Mädle danza, die oin ner agot! I hätt di wärle für gscheidter ghalta!“ — „I hab d'r ja scho gsait,“ erwiederte Ludwig, „sie tanzt so gnat; und,“ fügte er nicht ohne schlaue Absicht hinzu, „i hab gseha, daß sie oh geara mit mir tanzt!“

Die Angerbäuerin konnte nicht umhin, heiterer auszusehen. Sie hielt natürlich ihren Ludwig für den schönsten und geschicktesten Burschen in der ganzen Umgegend, und daß er den Mädchen so sehr gefiel, konnte ihr nichts weniger als unangenehm seyn. Sie sagte daher mit dem Lächeln einer etwas eitelu Mutter: „Des glob i, daß se so a Mädle frät, wann du mit'r tanzst; aber des ist koe Entschuldigung für di!“ — Eine bessere Regung machte sich in ihr geltend und sie fügte hinzu: „Die Annemarie ist zu guat dafür, daß so a junger Mensch 'n Spaß mit ihr macht. Sie ist brav und ordentlich und 's wird se gwiß a passender Ma für se finda. Es wär a Sünd und a Schand, wann du ihr da Kohpf verdreha und sie in's Oglück brenga thätst!“ — „No,“ sagte Ludwig, „so arg wirds net weara!“ — Mit Eifer versetzte die Mutter: „I hoff's oh net! Du host dein Vater ghört und woist, er hält, was 'r sait! I hoff, 's ist bei letzta Dummheit gwesa!“ — Ruhiger setzte sie hinzu: „So, latz gang naus zu dei'm Vater und mach'n widder gnat!“

Ludwig folgte diesem Rath. Er fand Gelegenheit seinem Vater bei einer Arbeit zu helfen, und da sie nothwendig mit einander reden mußten, so stellte sich zwischen ihnen bald wieder ein äußerlich friedliches Verhältniß her. Als später dem Angerbauer noch einige Einzelheiten vom Anfang zu Ohren kamen, hatte ihn die Mutter schon durch die Versicherung beruhigt, daß es nichts als der Narrenstreich eines jungen Menschen gewesen sey, der etwas im Kopf gehabt habe. Er verschluckte daher diese nachträglichen Pillen, so bitter sie ihm auch schmeckten. Seine Gedanken waren: „Der Mensch muß mit aus dem Haus, und das so bald als möglich! Mein Andres, das weiß ich, wird mir keine solche Streiche machen.“ Auch die Mutter faßte den Entschluß, alles zu thun, um die Heirath Ludwigs mit Eva zu beschleunigen. „Hätte der alte Narr,“ sagte sie in ihrem Verdruß, „den Hof abgegeben, so hätten wir diesen Aerger nicht!“ Sie wollte aber nun gerade aus dem Vorgefallenen die Gründe schöpfen, die den Vater Evas zum Nachgeben bewegen sollten.

Einige Tage vergingen, ohne daß etwas besonderes vorfiel. Auch auf dem Dorfe pflegt der artige junge Mann die Tänzerin, die er auszeichnete, den andern Tag gelegentlich zu begrüßen und sie zu fragen, wie ihr das Tanzen bekommen sey. Aber Ludwig mußte Scheu tragen, dieß zu thun; auch war er nicht in der Gemüthsverfassung dazu. In seinem Herzen stiegen Gedanken auf, die sich wechselseitig bekämpften, seinen Geist verwirrten und ihn zu keinem Entschluß kommen ließen.

Der guten Annemarie war sein Ausbleiben nicht so unlieb, als man denken mochte. Ihr war es ergangen wie ihm. Glückselige und bange Gefühle wechselten auch in ihrem Herzen, und die bangen überwogen zuletzt. Sie dachte an den stolzen Angerbauer, an den Unterschied des Vermögens und Standes, an das Gerede mit der Eva, und schüttelte mit betrübter Miene den Kopf. Indem die Bilder jener Nacht vor ihre Seele traten, machte sie sich Vorwürfe, zu weit gegangen zu seyn. Es lastete etwas auf ihr, als ob sie eine Sünde begangen hätte; und dieses Gefühl wurde dadurch nicht gemindert, daß einzelne Mädchen sie nun mit Ludwig in einer Weise zu plagen begannen, die nicht mehr von der Lust zu scherzen, sondern offenbar vom Neide eingegeben war. Selbst Regine sah bedenklich aus, als ob sie mit sich selber unzufrieden wäre, und der Vormund ließ Reden fallen von Leichtsinn und Hoffahrt, die zu nichts Gutem führen würden u. s. w.

Es hatte den Anschein, als ob eben durch das gesprochene Wort der Traum des Glücks für immer zerstört und die innigste Annäherung der beiden Herzen auch die letzte gewesen wäre. — Aber die Liebe, die zwei junge Seelen ergriffen hat, kann von den Bedenklichkeiten des Lebens nicht so leicht unterdrückt werden. Die bänglichen und peinlichen Gefühle mildern sich und verschwinden mit der Zeit, die Liebe bleibt. Die erst so trüben Vorstellungen verlieren nach und nach ihr Schreckendes, die Liebe gewinnt an Muth — und das Menschenkind, das glücklich seyn will, folgt wieder dem Zug des Herzens.

Als der fünfte Tag verflossen war, konnte Ludwig seinem Verlangen, Annemarie zu sehen, nicht länger Widerstand leisten. Er ging in das Haus des Bäckers, indem er sich vornahm, diesen, der am Gärtele sein Vergnügen hatte und nach Art solcher

Leute seine Liebhaberei gern weiter verbreitete, um Blumensamen zu bitten. Die Täuschung war nicht nöthig, Annemarie war allein zu Hause. Nach einigem Stottern von seiner und Gröthen von ihrer Seite waren die liebenden Herzen bald wieder einig. Man rühmte jene Nacht, wo es so schön gewesen sey; das damals empfundene Glück lebte wieder in ihnen auf und die Augen bestätigten, was sich die Lippen verkündigt hatten. Die Liebe zog wieder als Herrscherin in ihre Seelen und alle entgegenstehenden Gedanken wurden daraus vertrieben. Die Reue, welche die Geängsteten gefühlt, die Vorwürfe, die sie sich gemacht — alles war vergessen. Sie freuten sich eines am andern, und es war ihnen, als ob sie gar nichts Besseres und Schöneres thun könnten.

Für dießmal konnte ihr Zusammenseyn nicht lange dauern. Annemarie erwartete den Bäcker und mahnte den Geliebten, sie zu verlassen. Ludwig fragte, ob er sie denn nicht einmal ungestört sehen könnte, er hätte noch viel mit ihr zu reden. Annemarie sah ihn an; die blauen Augen baten so schön und blickten so treu auf sie her. Nach einigem Zögern erwiederte sie mit leiserer Stimme: „Nächsten Sonntag Nachmittag geht mein Vetter mit Regine nach Wallerstein; sie werden spät wieder kommen; in der Abendstunde, wenn's dunkel geworden ist, will ich in unserem Garten auf dich warten." Ludwig drückte ihr hocherfreut die Hand. Annemarie sezte hinzu: „Es ist vielleicht nicht recht, was ich thue, aber du willst es haben und es macht dir Freude." Was konnte Ludwig anders, als die Lippen, die so liebliche Worte gesprochen, entsprechend belohnen? — Er kam unbemerkt aus dem Hause. Wie bisher sein trübseliges, so fiel seinen Eltern jezt sein vergnügtes Wesen auf, aber sie legten es zu ihren Gunsten aus. „Hab' ich dir's nicht gesagt?" bemerkte die Mutter dem Alten. „So etwas geht bei jungen Leuten schnell vorüber. Sey nur ruhig, es wird noch alles recht werden!"

Der Garten des Bäckers war in Folge der erwähnten Liebhaberei nach dem des Pfarrers der schönste im Dorfe und der Stolz des Besitzers. Er theilte sich in Gemüse- und Baumgarten, und in dem ersteren war den Blumen ein größerer Platz eingeräumt, als es bei dem wirthlichen Sinn der Landleute sonst der Fall zu seyn pflegt. Eine ziemlich hohe dichte Hecke grenzte das Ganze von den Feldern, zunächst aber von dem Fußweg ab, der sich an dieser Seite des Dorfs hinzog und auf welchen eine hölzerne, für gewöhnlich verschlossene Thüre führte. Durch diese Thüre, die heute nur aufgeklinkt zu werden brauchte, trat Ludwig zur verabredeten Stunde in den Garten, und bald saßen die Liebenden auf einem hölzernen Bänkchen ohnweit der Hecke und des Hauses in traulichem Geplauder. Sie konnten sich diesem in der That mit einer gewissen Sicherheit hingeben, denn wie nach dem Felde zu die Hecke, so schützten gegen das Dorf das längliche Bäckerhaus und mehrere Scheunen, in denen jezt wohl kein neugieriges Auge zu fürchten war. Der Abend war sehr schön. Von dem reinen Himmel blinkten schon einzelne Sterne, während von Westen her die goldengrünliche Helle sich über ihn ergoß, die Verheißung der untergegangenen Sonne, daß sie morgen einen schönen Tag bringen werde. Die Bäume standen in voller Blüthe und hie und da glänzte einer her wie ein großer weißer Strauß. Die Luft war leicht bewegt und voller Wohlgerüche. Rings herrschte vollkommene Stille und nur Maikäfer surrten zuweilen über die Köpfe der Liebenden hin, um die größere Gesellschaft auf den Bäumen aufzusuchen. — Unserem Pärchen war es über alles heimlich zu Muthe. Ludwig rühmte den Garten, die Blumen, den schönen Abend. Sie sprachen von diesem und jenem. Bald kamen sie wieder auf den „Ansing," und Ludwig scherzte über den jungen Burschen, der mit Annemarie getanzt und „sich geplagt habe, als ob er im Taglohn arbeitete." „Der arme Kerl dauerte mich," sezte er hinzu, „darum kam ich so schnell und löste ihn ab." Das Mädchen lächelte, sie wußt' es besser. Beide erinnerten sich jezt verschiedener Gesichter, die um ihretwillen geschnitten worden waren, und die Ausdrücke von Aerger und Neid kamen ihnen sehr lustig vor. Sie übten für das Geschwätz, das über sie ergangen war, eine gemüthliche Wiedervergeltung, indem sie einzelne Exemplare durchhechelten, wie es gutmüthige Menschen in fröhlicher Laune thun. Ludwig fragte dann, ob's denn wahr sey, daß Hans und Regine bald Hochzeit machen wollten. Annemarie erwiederte, so viel sie wisse, auf den Herbst. Dieß brachte sie auf ernstere Gedanken. Nach einem Weilchen fragte sie erröthend und mit einem gewissen schüchternen Lächeln: „Ist's denn wahr, daß dein Vater will, du sollst den Kirchbauern Eva von * * heirathen?" Ludwig antwortete: „Ja wohl hat er so was im Sinn gehabt; aber mir ist's nie rechter Ernst gewesen und jezt denk ich nimmer dran." Annemarie wurde vor Vergnügen noch röther. Dann sah sie vor sich hin, wie wenn sie über etwas nachdächte, und unwillkürlich entschlüpfte ihr wieder das Wort: „Wenn ich doch ein reiches Mädchen wäre!" Ludwig faßte ihre Hand und sagte herzlich: „Es kann nicht alles beisammen seyn! Du bist die schönste und die beste und die geschickteste, die ich kenne — das ist mehr werth als Geld!"

Annemarie sah ihn dankbar an und schwieg. Dann sagte sie: „Ist dein Vater wirklich so stolz, wie die Leute sagen? Verzeih mir diese Frage!" — „Mein Vater weiß, was er ist," antwortete Ludwig, „und läßt sich nichts nehmen. Aber er ist ein braver und geschickter Mann und gibt auch andern ihre Ehre. Meine Mutter ist gut und hält alles auf mich."

Das Mädchen ſchüttelte den Kopf. Wie verliebte Herzen einmal alles fürchten, dann wieder alles hoffen, ſo war es ihr die letzten Tage her nicht ganz unmöglich vorgekommen, daß ſie doch noch Ludwigs Frau werden könnte. Sie hielt etwas auf ſich und glaubte, um ihrentwillen könnte wohl eine Ausnahme von der Regel gemacht werden. Aber nun wurde durch das Bild des Angerbauers, deſſen Stolz der Sohn zugeben mußte, ihre Hoffnung wieder ſehr erſchüttert. Sie ſeufzte und ſagte mit leiſerer Stimme: „Ich fürchte mich vor deinem Vater, Ludwig, und ſehe nicht, was aus uns beiden werden ſoll!“

Ludwig, der durch die feuchten Augen in das Herz des Mädchens ſah, wurde gerührt, Liebe und Großmuth loderten in ihm auf. Er legte wie ſchützend den Arm um ſie und ſagte mit dem herzlichſten Ton: „Mach dir das Herz nicht ſchwer, Annemarie! Ich hab dir geſagt, daß du mir die liebſte auf der Welt biſt, und ich ſag dir's noch einmal. Vertrau auf mich und ſorg nicht! Was ich mir ernſtlich vornehme, das ſetz' ich auch durch — darauf verlaß dich!“ — „Ich vertraue dir,“ ſagte Annemarie, „denn ſonſt hätt' ich das auch nicht für dich gethan. In meinem Leben bin ich noch mit keinem ledigen Burſch zu ſammen gekommen. Aber dich hab ich ſo lieb, daß ich thun muß, was dich freut — ich kann mir nicht anders helfen!“ — Entzückt über dieſes Geſtändniß, ſah Ludwig das ſchöne Mädchen an; Thränen traten in ſeine Augen; ſie mit ſeinen Armen umſchließend, rief er aus: „O du liebes, liebes Mädchen! in meinem Leben laß ich dich nicht!“

Dieſer innige Ausruf weckte ein ſeliges Gefühl in dem Herzen Annemaries, zu gleicher Zeit warf er aber Schrecken in ein anderes. Diejenige, für welche dieſe Worte am wenigſten beſtimmt waren — die Mutter Ludwigs hatte ſie vernommen, klar und deutlich vernommen. Die Angerbäuerin war im obern Dorf auf Beſuch geweſen und hatte ſich verſpätet, indem ſie zwar zu rechter Zeit in der Stube Abſchied genommen, aber auf der Hausſtreppe mit der Freundin von neuem und erſt recht wieder in's Geſpräch gekommen war. Da der Fußweg am ſchnellſten nach Hauſe führte, ſo ſchlug ſie dieſen ein. Als ſie an der Hecke des Bäckergarteus hingehend ein leiſes Reden vernahm, horchte ſie und das Ohr der Mutter erkannte gar bald die Stimme des Sohns. Die letzten Worte, bei welchen die Leidenſchaft den Ton vorſichtig zu dämpfen vergaß und von denen ihr keine Sylbe entging, ſagten ihr alles. Sie erſchrak heftig und zitterte an allen Gliedern. Hatte ſie doch ſo eben noch der Freundin verſichert, daß an dem Geſchwätz wegen der Annemarie gar nichts ſey und ihr Ludwig bald Kirchbauer ſeyn werde. Sie glaubte vor Scham und Verdruß in die Erde ſinken zu müſſen. Da ſie nicht mit ſich einig werden konnte, was ſie beginnen ſolle, und im Garten Stille eingetreten war, ging ſie weiter. Der Schrecken in ihrem Herzen machte dem Zorn Platz. Sie ſo ſchändlich anzuführen, zu dem Mädchen zu gehen wider ihr ausdrückliches Verbot und ihr ſo gottvergeſſene Dinge zu ſagen! Bevor ſie noch in ihren Hof trat, war ihr Entſchluß gefaßt. Sie ſchwieg ſtill und ließ ſich nichts anmerken, weder vor dem Vater noch vor dem Sohn, der nicht lange nach ihr heimkam.

Den andern Morgen, als der Angerbauer eben das Haus verlaſſen hatte und Ludwig ihm folgen wollte, ſagte die Mutter, ſie habe noch etwas mit ihm zu reden. Sie führte ihn in's Kanzlei zurück und ſagte, gerade auf das Ziel losgehend: „Du biſt geſtern Abend bei der Annemarie geweſen!“ — Darauf war Ludwig nicht gefaßt. Er verlor etwas die Farbe und ſtammelte: „Wie ſollt' ich“ — Aber die Mutter fiel ihm in die Rede: „Läugn' es nicht, ich hab mit meinen eigenen Ohren gehört, was du ihr geſagt haſt!“ — Und indem ſie ihn mit beſtimmert erzürntem Blick anſah, fuhr ſie fort: „Es hilft alſo kein Reden an dir, du willſt dich mit Gewalt in's Geſchrei bringen und ein unerfahrnes Mädchen durchaus unglücklich machen!“

Bei dieſem Vorwurf ſammelte ſich der Betroffene wieder. Er erwiederte: „Wer ſagt das? Ich habs ganz anders mit ihr im Sinn!“ — „Wie ſoll ich das verſtehen?“ — „Wenn ich ſie nun heirathen wollte?“ — Die Mutter, auf eine ſolche Rede gefaßt, zuckte die Achſeln und ſagte: „Du biſt nicht geſcheidt!“ — Ludwig aber verſetzte mit Ernſt: „Ich weiß es, mit keiner würd' ich ſo glücklich leben, wie mit der Annemarie. Grade die gefällt mir, und ſonſt keine andere!“

Die Augen der Angerbäuerin funkelten. „Wie!“ rief ſie aus, „das unterſtehſt du dich mir zu ſagen — du, der mit der Ev' ſo gut wie verſprochen iſt?“ — „Davon weiß ich nichts,“ ſagte Ludwig. — „So, davon weißt du nichts? — Nun merk auf, was ich dir ſag: wenn du von dieſen dummen Gedanken vor deinem Vater nur ein Wörtchen merken läßt, ſo bringt er dich um! Das iſt der Rechte, ſich von einem Kind ſo etwas gefallen zu laſſen!“

Der Sohn erkannte das Gewicht dieſer Worte und ſchwieg. Dann ſagte er in traurigem Ton: „Ich hätt' gedacht, du zum wenigſten würdeſt nicht ſo hart gegen mich ſeyn und dich meiner annehmen gegen ihn.“ — „So,“ rief die Mutter, „auf mich haſt du dich verlaſſen? Du kennſt mich alſo nicht, wie es ſcheint. Ich ſag dirs jetzt ein für allemal: nie werd' ich zu einer ſolchen Heirath meine Einwilligung geben! Ich will nicht, daß mein Sohn durch ſeinen Unverſtand ſich unglücklich macht und der ganzen Freundſchaft einen Schimpf anthut! Wenn du nicht von dieſem Augenblick an das Careſſiren mit dem Mädchen

aufgibſt, ſo ſag ichs deinem Vater, und du wirſt ſehen, was dann geſchieht! — So, jetzt kennſt du meine Meinung und kannſt dich darnach richten!“ — Nach dieſen Worten verließ ſie die Stube, indem ſie die Thüre etwas unſanfter zumachte, als gewöhnlich.

Es iſt eine bekannte Sache, daß der Widerſtand, den wir auf dem Weg zu einem erſehnten Ziel erfahren, unſern Eifer und Muth, dahin zu gelangen, oft nur ſteigert. Zuweilen bewirkt er aber das Gegentheil: er führt zu einer Erwägung, in der uns das Ziel als ein unerſchwingliches erſcheint, ſo daß wir uns, wenn auch mit ſchwerem Herzen, zum Rückgang entſchließen. Die menſchliche Seele iſt ein eigen Ding. Namentlich ſind die Weicheren für die Eindrücke des Entgegengeſetzten empfänglich, und wenn ſie eine Zeitlang ſich ausſchließlich nach einer Seite gewendet haben, ſo werden ſie dadurch nur um ſo offener für die andere. Dieß ſollte nun auch Ludwig erfahren. So erzürnt war ſeine Mutter nie geweſen, ſo heftig hatte ſie nie gegen ihn geſprochen! Er fühlte auf's tiefſte, daß er ſie nicht zum Nachgeben bewegen würde; — und wie ſollte ihm das erſt bei ſeinem Vater gelingen! — Die Gründe, aus denen beide gegen eine ſolche Verbindung ſeyn mußten, ſtellten ſich ihm dar, und er war ſo ſehr Bauer und Sohn ſeiner Eltern, daß er ihre Vernünftigkeit nicht beſtreiten konnte. Annemarie war die Tochter und die Verwandte von Söldnersleuten, d. h. ſie gehörte einem Stande an, über dem ſich der Bauer allenfalls eben ſo erhaben fühlt, wie der Adelige über dem Bürgerlichen. Der Bauer hat einen Hof mit Haus und Stadel und zuſammengehörigen Feldgütern, er beſitzt Roſſe und Rindvieh in gehöriger Anzahl und hält ſich Knechte und Mägde. Der Söldner hat nur ein Haus, wenige Grundſtücke, kein Roß, im beſten Fall einiges Vieh. Um ſich beſſer durchzubringen, lernt er ein Handwerk und hilft dem Bauer bei der Ernte, wodurch geringere Söldnerfamilien zu gewiſſen Höfen in eine Art von Clientenverhältniß kommen. Daß der Bauer ſich nun als zu einer höheren Menſchengattung gehörig anſieht, iſt beinahe ſo natürlich als das Bewußtſeyn des Ariſtokraten gegenüber dem Bürgerlichen. Das Vermögen übt freilich auch hier eine ausgleichende Macht, und wenn der Söldner empor, der Bauer heruntergekommen iſt, ſo wird die Verbindung der Familien wieder möglich. Aber auch ſo kann ſich der traditionelle Stolz noch wehren, und mir iſt ein Fall bekannt, wo ein verſchuldeter alter Bauer nur mit größter Mühe zu bewegen war, ſeinen Sohn eine wohlhabende Söldnerstochter heirathen zu laſſen, indem er den Verwandten, die ſie herausſtrichen, immer wieder antwortete: „Es iſt doch keine Bauerntochter!“ — Bei Ludwig und Annemarie kam zu dieſem Mißverhältniß noch der große Unterſchied des Vermögens, da ſie kaum den achten Theil desjenigen beſaß, was er nur vorläufig mitbekommen ſollte; endlich vollends die Anknüpfung mit Eva. — Der Kopf des jungen Menſchen brannte, nachdem er das alles überlegt hatte, und an ſeine Eltern denkend rief er mit Verzweiflung aus: „Sie thuns nicht, ſie thuns nicht!“

Das Bild des Mädchens ſtand ſo ſchön und lieb vor ſeiner Seele, wie jemals. Er hatte ihr geſtanden, wie gern er ſie habe, hatte ihr geſagt, ſie ſolle ihm vertrauen, und er wolle nicht von ihr laſſen. Aber wenn ſeine Eltern ihre Einwilligung verweigerten, ſo machte er Annemarie nur unglücklich — und durfte er das? Ein förmliches Verſprechen hatte er ihr nicht gegeben. Bis jetzt war es eben ein Liebeshandel, wie es ſo manche gibt in der Welt, ohne daß es zum Heirathen kommt; ein Liebeshandel, wo man gar vieles ſpricht, was man nicht halten kann, ja nicht einmal darf. Andere hatten ganz andere Verpflichtungen gehabt, als er gegen Annemarie, und doch zuletzt ihres Gleichen geheirathet. Auf der andern Seite, — war es denn gewiß, daß Annemarie die Sache ſo ſchwer aufnahm? Vielleicht tröſtete ſie ſich bald, heirathete einen andern und wurde glücklich. — Wenn das Herz Ludwigs dieſen Gedanken widerſprach, ſo mußte er ſie ſich doch machen, und ſie thaten ihre Wirkung.

Ein Entſchluß mußte gefaßt werden. Er hatte mit Annemarie eine neue Zuſammenkunft verabredet und er durfte ſich nicht einfinden, wenn er ſich nicht entſchieden hatte, ſeinen Eltern zu trotzen. Als er nochmals alles hin und her überlegte, ſiegte zuletzt die Macht der äußern Verhältniſſe; der Verſtand und die Einſichtigterung gewannen die Oberhand, die Liebe und die Leidenſchaft gaben ſich gefangen. — Er wollte zum wenigſten verſuchen, ob er ohne Annemarie leben könnte. Wenns ging, ſo wollte er in Gottes Namen ſeinen Eltern folgen.

Er kam nicht zum Stelldichein. Als er Annemarie einen Tag darauf mit Regine begegnete, ſagte er förmlich „guten Tag“ und ging vorüber. Das Mädchen war etwas „verhofft“ und ſah ihm nach mit fragender Miene; aber ſie entſchuldigte beides. Zu der Beſtellung hatte er nicht kommen können, und vor der Regine wollte er ſich nicht verrathen. Wie er nun aber mehrere Tage nichts von ſich hören ließ, und endlich, als ſie allein mit ihm zuſammentraf, auch nur mit gewöhnlichem Gruß und dazu noch ſichtlich verlegen an ihr vorüberging, da erkannte ſie ihr Geſchick. „So,“ ſagte ſie, indem ihr Herz zu klopfen begann, „ſo iſt's gemeint?“ Sie ſah ihm nach und bemerkte, wie er ſchneller ging, gleichſam um aus ihrem Bereich zu kommen. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen. „Das iſt der Menſch, der zu mir geſagt hat, daß ich ihm das Liebſte wäre auf der Welt! So hält er Wort! O, ich hätt' mir's denken ſollen!“ Sie ging in's Haus zurück und eilte in ihre Kammer

hinauf. Ihre Thränen ſtrömten, ſie ſah mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes und der bitterſten Kränkung vor ſich hin. Dann ſagte ſie: „Es geſchieht mir ganz recht, daß es ſo gekommen iſt! Warum bin ich ſo einfältig geweſen und hab' ihm geglaubt? Warum hab' ich mir eingebildet, ich wär' auch etwas werth? — O wie dumm!“ ſetzte ſie ſchmerzlich lächelnd hinzu. „Als ob dieſe Leute von ihrem Stolz laſſen könnten! Als ob wir ihnen zu was anderm recht wären, als zum Spielen! Ja, ganz recht geſchieht's mir! Grad ſo hat's kommen müſſen!“

Regine kam die Treppe herauf und öffnete die Thüre. Annemarie bemühte ſich nicht, ihren Schmerz zu verbergen. Die Freundin ſah ſie mitleidig an und ſagte: „Ich weiß, warum du weinſt. Ja, ja, 's iſt ſo. Beim Angerbauer hat's was gegeben. Der Alte und der Junge ſind hinter einander gekommen, und Ludwig muß die Ev' heirathen.“

„Muß er?“ ſagte Annemarie, die bei ihrem ruhigeren Weſen doch heroiſcher war, als Ludwig, und unter umgekehrten Verhältniſſen ſich ſtandhafter gezeigt hätte. — „Ja freilich muß er, wenn ſein Vater will,“ erwiderte Regine. — „Nun,“ verſetzte die Gekränkte mit Stolz, „wenn er mich laſſen kann, dann kann ich ihn auch laſſen!“ — Sie trocknete ihre Thränen und ging mit der Freundin hinunter, um ſie auf's Feld zu begleiten.

Von da an erſchien Annemarie vor andern gefaßt, ohne den Zuſtand ihres Herzens verbergen zu wollen. Die Freude des Lebens war ihr genommen, und ſie wollte nicht thun, als ob's anders wäre. Ihr Geſicht verlor nach und nach die blühende Farbe, bekam aber dafür einen eigenen feierlichen Ausdruck, und ihre braunen Augen erhielten einen Glanz, der ſelbſt dem alten Bäcker auffiel, ſo daß er den Kopf ſchüttelte und für ſich murmelte: „Es iſt Schade, Jammerſchade; aber ich kann ihr nicht helfen!“ — Ihr Schickſal, wie man es erkannte oder errieth, flößte den Leuten Achtung ein. Selbſt diejenigen, die im Dorf wegen eines „böſen Mauls“ berufen waren, unterſtanden ſich nicht in ihrer Gegenwart Anſpielungen zu machen, und kein junger Menſch fand in ſich den Muth, ihr ſchön zu thun und ihr für den erlittenen Verluſt einen Erſatz anzubieten.

Ludwig ſetzte unterdeſſen den Verſuch, ohne Annemarie zu leben, fort. Er hatte zum drittenmal gewagt, ſie zu grüßen, aber ſie war mit einem Ausdruck von gekränkter Würde an ihm vorüber geſchritten, ſo daß er es fortan unterließ. Wenn er nun bei einer unvermeidlichen Begegnung ihre Wangen ſich färben und ihr Auge glänzen ſah, dachte er wohl: ſie würde nicht ſo bös ſeyn (freilich nicht der rechte Ausdruck für das Gefühl des Mädchens), wenn ſie wüßte, wie hart es mich ankommt. — Sein Leben wurde ſehr einförmig. Er ging zu Hauſe und auf dem Felde ſtill ſeiner Arbeit nach und machte Sonntags, anſtatt mit Kameraden fröhlich zu ſeyn, einſame Spaziergänge. Auf einem derſelben ſagte er zu ſich: „Leben kann ich wohl ohne ſie, das hab' ich nun geſehen; aber was iſt das für ein Leben!“ Er ſchüttelte den Kopf und ging traurig nach Hauſe.

Am dritten Sonntag nöthigte ihn ſeine Mutter, mit ihr einen Beſuch beim Vetter Kirchbauer zu machen. Sie ſah, daß Ludwig ihr und dem Vater ein Opfer brachte und daß es dem armen Menſchen ſchwer wurde; ſie war daher auf dem Weg beſonders gut gegen ihn und gab ſich große Mühe, ihn zu erheitern, indem ſie ihm vormalte, welch einen Herrn er als Mann der Eva ſpielen könne, wo er ſchon zum Anfang einen ſchuldenfreien Hof und Geld am Zins haben würde. — Die Kirchbauerleute hatten natürlich von der Geſchichte mit Annemarie gehört. Eva konnte bei der Begrüßung ſich nicht enthalten, eine ſpöttiſche Miene zu weiſen und gegen denjenigen, der einen ſolchen Streich machen konnte, eine gewiſſe Geringſchätzung an den Tag zu legen. Indeſſen, der Sünder hatte eine Eigenſchaft, die mit Nothwendigkeit Vergebung forderte: er war der Sohn reicher Leute.

Man faßte denn auch die Sache von der heitern Seite auf. Als man beim Kaffee ſaß, verſuchte Eva ſcherzhafte Anſpielungen zu machen, die ziemlich plump herauskamen, und der arme Ludwig mußte nun ſeine Liebe verleugnen und erklären, daß ja an der ganzen Sache nichts ſey, daß er was ganz anderes im Sinn habe u. ſ. w. Er ſtrengte ſich offenbar an und wollte ſich zwingen, Eva lieb zu gewinnen. Die Folge war, daß ihm die große Perſon, die ſeinem Herzen bisher gleichgültig war, zuwider wurde. Auf dem Heimweg ſprach die Mutte davon, die Sache nun bald richtig zu machen. Ludwig bemerkte: „Mit der Zeit wird ſich alles geben; aber jetzt, ich bitte recht ſchön, laß mich in Ruh und treib nicht an mir!“ Die Angerbäuerin fühlte, daß ſie ſtill ſeyn müſſe.

Aus Irland.

III.

„Abermals ein Verließ, Freund?“ rief ich meinen „wandernden Schreiber“ an, als ich wenige Schritte von der Krypte ein gewölbtes Felsenloch erblickte, das augenscheinlich in die Tiefe führte. „Der Herr irrt,“ ſagte mein Führer: „wenn man der Ausſage der Umwohner Glauben ſchenken darf, ſo iſt dieſes Gewölbe der Anfang eines unterirdiſchen Ganges, welcher nach der Abtei von Monaſterboice, zwei iriſche Meilen von hier entfernt, und in einem noch jammervolleren Zuſtand als dieſe Ruine, hinüberführte und in den wilden Zeiten beiden Klöſtern als Zufluchtsort gedient haben mag.“ Der Führer hatte ſichtbar eine unbeſiegbare Abneigung gegen Orte, welche das Licht des Himmels ausſchloſſen, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich von ſeinen ſtark jakobitiſch gefärbten Grundſätzen und dieſem Widerwillen auf eine Begebenheit ſchließe, die ihn, wie viele andere wackere Iren, mit ſolchen unterirdiſchen Aufenthaltsorten für einige Zeit Bekanntſchaft machen ließ. In Folge dieſer Idioſynkraſie wendete er ſich nach obiger raſch herausgeſtoßenen Mittheilung einem Brunnen zu, welcher neu eingefaßt und mit einer Inſchrift verſehen war, die beſagte, dieß ſey Unſrer lieben Frauen Brunnen, welcher Jahrhunderte lang verſchüttet, durch einen „frommen Chriſten“ im Jahr 1826 entdeckt und wieder geöffnet worden ſey. Der friſche, kryſtallhelle Quell hatte ſeine ehedem weit und breit berühmte Wunderkraft noch nicht ganz verloren, denn ich glaubte nie köſtlicheres Waſſer getrunken zu haben, als das war, welches mir der Führer in dem angeketteten Blechbecher reichte.

Friſch geſtärkt und erquickt ſetzte ich nun meine Wanderung durch dieſe Trümmerwelt fort, hier die zarte Arbeit eines gefpaltenen Säulenkapitäls, dort die wunderlichen, hieroglyphenartigen Zeichen auf einem halbverſunkenen ſteinernen Kreuze näher in das Auge faſſend. Weiter thalab kamen wir an die Fundamente eines viereckigen Gebäudes, deſſen Ausdehnung mir auffiel. Der Führer war der Anſicht, es müſſe das Wohnhaus der Auguſtiner geweſen ſeyn, und als ich ihm bemerkte, dieß deute auf eine ſehr große Anzahl von Mönchen, ſagte er: „Die Abtei war ſehr reich an Ländereien und Gefällen der mannigfachſten Art; man ſagt, ſie habe auf ſechs Stunden nach Weſten hin den Zehnten bezogen und die Zahl der Mönche ſey ſo groß geweſen, daß der Abt bei einer Prozeſſion nach „Tredagh“ vor dem Eintritt in das Thor dieſer Stadt ſich umgekehrt und gefragt habe, ob nicht ſein Meßbuch auf dem Hochaltar der Abteikirche vergeſſen worden ſey. Die Frage lief mit der Raſchheit des Blitzes durch die lange Reihe der geiſtlichen Herrn, und da ſie die letzten Mönche noch an der Kirche der Abtei fand, wurde das Buch vom Altar geholt und ging von Hand zu Hand, ſo daß es den Abt erreichte, ehe er an das Thor der Magdalenenkirche kam.“ Wahrſcheinlich gibt es keine Nation auf der weiten Erde, welche die iriſche an Reichthum der Phantaſie und an Leichtgläubigkeit übertrifft.

Von der an das Wohnhaus ſtoßenden Kirche waren nur die Grundmauern des Chors zu erkennen; der ganze Raum, welchen ſie einſtenommen haben mochte, war übrigens ſo von Schutt und Gebörn bedeckt, daß es unmöglich iſt, ſich von der Ausdehnung dieſes Gebäudes eine Vorſtellung zu machen; mein Scribe gab, wie man ſich denken kann, fabelhafte Verhältniſſe an, und wenn die Vorderſeite der Kirche mit all den Heiligenſtatuen gezierl war, welche er mir herzählte, ſo ſtand ſie in dieſer Hinſicht nicht hinter der des Mailänder Domes zurück. „Ueber dem großen Portal,“ ſagte er, „ſtanden die zwölf Apoſtel kunſtreich in Stein ausgehauen. Einer der Lords — Sir Edward Moore war ſein Name und die katholiſche Bevölkerung der Umgegend nennt ihn heute noch „den Verruchten“ — ließ dieſe zwölf Statuen in ſeinem heidniſchen Uebermuthe gleich engliſchen Grenadieren in Scharlach kleiden, mit Flinten und Säbeln bewaffnen und in der großen Halle, welche der Herr geſehen hat, aufſtellen, während der heil. Auguſtinus, eine Statue weit über Lebensgröße, als „Hauptmann ſeiner Leibwache,“ wie er ſich frevelhaft ausgedrückt haben ſoll, mit gezogenem Schwert vor ihnen ſtand. Der „Verruchte“ entging aber ganz natürlich ſeiner Strafe nicht, denn die Raperees, welche den Sachſen und Sachſenfreunden ſtets auf den Ferſen waren, drangen einſt, um einen ihrer Brüder, den der Lord an einen Baum hatte aufhängen laſſen, zu rächen, in die Halle, und der Anführer durchbohrte ihm mit dem Schwerte, welches er dem heil. Auguſtin in die Hand gegeben, das Herz.“ — Da ich von dieſen „Raperees“ nie gehört hatte, bat ich meinen Führer um Erklärung. — „O Toolerè,“ ſagte er, „Rocktten, Weißbuden, Baumänner — ſtets dieſelbe Art Leute unter verſchiedenen Namen; gehorſame, treue, auf den

Wink bereite Diener einer geheimnißvollen Macht, eines geheimnißvollen Führers, der, wie sie, für das Vaterland, für den katholischen Glauben Gut und Blut opfert und die heilige Insel von den Sachsen gereinigt wissen will. Den Namen »Rapereee« — Landstreicher — haben die Engländer in den Revolutionskriegen den bewaffneten Laudleuten gegeben, welche vom Boyne bis zum Shannon hinüber die Truppen des Königs Wilhelm Tag und Nacht umschwärmten, hier wie ein Wolkenbruch von einer Höhe herabstürzend, dort zu Hunderten im Nu, wie Geister, verschwindend, und im Angriff wie auf der Flucht den Sachsen stets furchtbare Gegner. Bei Athlone ließ der englische General Ginkel eine gegen hundert Mann starke Schaar dieser Rapereeş durch seine Reiterei verfolgen; die Iren zogen sich langsam zurück, indem sie von einem Fels, von einem Busch zum andern sprangen und die Sachsen von den Pferden bliesen, bis sie das sogenannte rothe Moor erreichten, wo sie plötzlich, als hätte die Erde sie verschlungen, verschwunden waren. Nach einigen halten sie sich bis an den Hals in den Schlamm und Sumpfboden gewerfen, nach andern breitete die heilige Jungfrau ihren rosenrothen Mantel über sie aus und blendete die Sachsen, welche in vollem Galopp nach Athlone zurückjagten; gewiß ist es, daß das Moor seit jenem Tag auf der ganzen Insel „das rothe“ genannt wird.“

Je weiter wir thalab kamen, desto trostloser und einförmiger wurde die Scene, desto mühsamer der Weg durch diese wie von der Wuth der Elemente wild umhergeschleuderten Mauertrümmer. Wenn etwas diese schauerliche Oede unterbrach, war es eine da und dort an dem Saume der Schutthaufen aus den Steinen der Ruine aufgeführte, mit Stroh gedeckte Hütte, vor deren Thüre Kinder spielten oder in deren Innerem eine keifende Frauenstimme die ungeberdigen Grunzer zu Paaren trieb. „Ganz armes Volk, lieber Herr,“ sagte der wandernde Schreiber, indem er auf einen Mann und ein spärlich bekleidetes junges Mädchen deutete, die ein Häufchen Torf aufschichteten, um ihn für den Winter austrocknen zu lassen; „ganz armes Volk, aber gute Christen, welche mit frommer Liebe an diesem Erdenfleckchen hängen, das die Erinnerungen und Ueberlieferungen von sieben Jahrhunderten geheiligt haben und welches ihren Herzen theuer ist, da ihre Vorfahren hier gelebt haben und jeder Schritt das Andenken an den alten Ruhm und die alte Pracht und Größe der heiligen Insel zurückruft.“

Unter dem Schutze meines Führers, der bei Alt und Jung beliebt zu seyn schien, trat ich in zwei dieser Hütten. In der ersten sah es sehr ärmlich aus. Der Rauch des Torffeuers, an dem ein uralter Mann auf einem hölzernen, dreibeinigen Stuhle saß und unbekümmert um uns in die funkensprühende Glut sah, qualmte behaglich dem einzigen Ausgang, den er fand, der Thüre zu, so daß wir in der ersten Sekunde wie in Nacht und Nebel gehüllt standen. Der Scribe nahm einen alten Hutdeckel, der in einer Art schmaler, die Stelle eines Fensters vertretenden Oeffnung steckte, hinweg, so daß ein schwaches Dämmerlicht in das öde, niedrige Gemach brach. Die Wände waren mit rauchgebräuntem Lehm bewoffen und mit Ausnahme eines Crucifixes, das über einer in geheimnißvolles Dunkel gehüllten Schlafstätte hing, nackt und kahl; das Strohdach ließ an einigen Stellen gewahren, daß es dem Regen nicht mehr lange zu widerstehen vermöchte, und aus einer der Ecken der Hütte drang ein Geruch, welcher auf die Anwesenheit kranker Kartoffeln schließen ließ, durch den „Duft des Torfbrandes“ aber, wie mein Führer meinte, ganz unschädlich gemacht wurde. Die zweite Cottage sah schon von außen behaglicher aus. Die Thüre war mit dem Luxus einer Klinke versehen; auf beiden Seiten des Eingangs waren schmale Fensteröffnungen, deren Rahmen in Ermanglung des Glases mit farbigen Papierstreifen ausgefüllt waren; das Eintrittszimmer war ziemlich sorgfältig gedielt, diente aber, zu meinem nicht geringen Erstaunen, einem Mutterschwein mit seiner zahlreichen Sippschaft zum Aufenthalte, während der Boden des andern Gemachs — Wohn- und Schlafstube, Küche, Keller und Speisekammer — aus geschlämmtem Lehm bestand. Der Eigenthümer der Hütte und seine noch ganz junge, sehr hübsche Frau wollten sich eben zu ihrem Abendessen — vielleicht zum Mittag- „und“ Abendessen — aus Kartoffeln, die auf dem rein geschneurten, aber nicht mit einem Tuche bedeckten Tische dampften, und Salz bestehend, niedersetzen. Wir wurden in ächt irischer Weise — d. h. herzlich und gutmüthig dringend — eingeladen, Platz zu nehmen und die Kartoffeln von Mellifont zu kosten; wir dankten für die freundliche Einladung und wurden, als wir uns nach einer kurzen Unterhaltung verabschiedeten, von dem jungen Ehepaar bis vor die Thüre begleitet, wo mir beide die Hand herzlich schüttelten und die junge Frau „den fremden Herrn dem Schutz der heiligen Jungfrau im Himmel“ empfahl.

Während ich mit meinem Führer den von farbigem Gebüsch umfransten und von dem Sturz durch den Mühlgraben, wie es schien, noch erschreckten Bach entlang schritt, fragte ich, was den Cottager wohl bewogen haben möchte, seinem grunzenden Gesippe das bessere der zwei Gemächer einzuräumen. „Ganz einfach, lieber Herr,“ antwortete der Scribe, „die Rücksicht auf das Wohl der lieben Thiere. Eine Einrichtung dieser Art ist auf unserer Insel nichts seltenes, und wenn Sie fragen, warum die Familie in der Küche, Schweine, Kälber und Federvieh aber in dem »parlour« wohnen, wird überall die Antwort dahin lauten, dieses Gesippe habe das beste Recht auf eine

solche Begünstigung, da es, wie man hier sagt, »the rint« (das Pachtgeld) bezahle. Uebrigens ist gewiß jede Art Abscheidung anständiger und gesünder als die Gemeinschaft, wie wir sie in der ersten Hütte gesehen haben."

Um die nördliche Höhe mit den Trümmern einer kleinen Kirche, welche das ganze Thal überschaut, zu erreichen, mußten wir wieder bis zur Mühle aufwärts gehen, so daß wir hinreichend Zeit zu mannigfachen Nachfragen blieb. Unter andern erkundigte ich mich nach örtlichen Sagen, fand aber bald, daß die Phantasie der Bewohner von Nordirland gegen die Geschichten von Feen und Kobolden, die noch überall in den südlichen Grafschaften spucken, ziemlich abgestumpft ist, und daß die in diesen Gegenden zahlreichere protestantische Bevölkerung den Weg zu praktischeren Richtungen gebahnt hat, nicht zu gedenken, daß die rührigen Quäkercolonien, die sich in Meath ausgebreitet hatten — sie sind sämmtlich nach Amerika ausgewandert — Aberglauben und müssige Träumerei nicht zu fördern gewillt waren. Indessen ist es begreiflich, daß hundert Jahre nicht hinreichen, um all das zu vernichten, was das Volk mit kindischer Liebe und kindlicher Furcht umfangen. „Wo Sie in Irland," bemerkte mein Führer, „Trümmer einer Abtei, eines Klosters, eines Schlosses sehen, werden Sie auch Leute unter den Umwohnern finden, welche an dem Glauben festhalten, in den Tiefen der Keller und Gewölbe seyen unermeßliche Schätze verborgen, deren Bewachung sie sich eben so abenteuerlich denken, als es die Mittel sind, welche sie zu deren Hebung ersinnen. Da und dort ist von dem Gespenst eines Mönchs die Rede, welcher sein Gelübde gebrochen, und wenn der November kommt, irrlichteliren die Geister der „Ketzer und Heiden," welche die Heiligthümer des Landes in Schutt und Asche verwandelt haben, an dem Saum der Trümmer und der alte Nick peitscht sie thalauf und thalab, bis der Morgen dämmert, wo er sie in ihren Flammenpfuhl zurück treibt."

Als wir den stattlichen Mühlenbau zu Gesicht bekamen, sagte der Führer, alle diese schönen Bauten ständen kaum seit zwanzig Jahren; die alte Mühle sey ein Raub der Flammen geworden, in denen auch der hochbejahrte Müller den Tod gefunden habe. Eine mit dieser alten Mühle und ihrem Insaßen in Verbindung stehende Sage wolle er mir erzählen, wie sie ihm von alten Thalbewohnern mitgetheilt worden sey. „Doch keine Feen- oder Gespenstergeschichte?" fiel ich dem Scribe, der eben beginnen wollte, in's Wort. „Nicht einmal eine „alte" Geschichte," sagte der Führer, „sondern eine, die dem Anfange dieses Jahrhunderts angehört." Was der wandernde Schreiber zu berichten wußte, lautete ungefähr folgendermaßen.

„Vor etwa fünfzig Jahren entspann sich zwischen einem jungen Landmann im Thale und einer hübschen Pachterstochter jenseits der alten Kirche ein zärtliches Verhältniß, welches den Beifall der Eltern des Mädchens nicht hatte und heftige Scenen in der sonst so stillen, glücklichen Hütte herbei führte. Der Widerstand der Eltern reizte die schöne Ann; das junge Paar sah sich heimlich und Ann sagte eines schönen Abends dem feurigen Anbeter ihre Hand zu. Der junge Mann war nicht in der Lage, der Geliebten sofort ein Glück bieten zu können, wie sie es verdiente, und da er ihrer Treue gewiß seyn zu können glaubte, zog er es vor, eine förmliche Bewerbung hinauszuschieben, bis er eines hinreichenden Auskommens sicher wäre. Die Schönheit des Mädchens zog aber einen Freier nach dem andern in's Thal; die Eltern, die sich dem Willen des Mädchens bereits zu fügen begonnen, drangen auf eine Entscheidung, und da Ann in dem Zaudern und Zögern des Geliebten Gleichgültigkeit und Erkaltung zu sehen glaubte, wurde sie endlich mißmuthig und erklärte James, sie würde nicht länger warten, sondern dem ersten Freier, der ihr anstehe, ihre Hand geben. Der junge Mann nahm diese Erklärung für den Erguß einer vorübergehenden Laune und warf mit anscheinender Sorglosigkeit hin, sie habe ihren freien Willen, so daß die Liebenden sich nicht auf das freundlichste trennten."

„Der Müller von Mellifont war eine ehrliche, gutmüthige Seele, von nicht sehr einnehmendem Aeußern und an Jahren so weit vorgerückt, daß er nicht hoffen konnte, in einem jungen Mädchenherzen allzu leidenschaftliche Flammen zu entzünden; allein er hatte wenigstens eben so viel Geld, als dem reichsten Mädchen im Thal einst zufiel; die Mühle klapperte Tag und Nacht auf das lustigste, und so war er eben bei weitem nicht der letzte Junggeselle im Kirchsprengel, nach dem die Eltern unverheiratheter Töchter überhaupt und die der schönen Ann im besondern ihr Netz auswarfen; auch hatte ihn James, der wußte, daß Ann dem Müller nicht gleichgültig war, zuweilen im Scherz seinen begünstigten Nebenbuhler genannt. Die Scene zwischen den beiden Liebenden war kein Geheimniß geblieben; geschäftige Freunde benützen die Gelegenheit, den Hoffnungen des Müllers neue Schwingen zu leihen, und da Ann ihren Unwillen über die vermeintliche Falschheit und Treulosigkeit ihres frühern Geliebten nicht bemeistern konnte, fand die zur rechten Stunde angebrachte Bewerbung des Müllers günstiges Gehör. Ann willigte ein, den Müller zu heirathen, und da sie wünschte, daß dieß so bald als möglich geschehe, traf man ohne Zeitverlust alle Vorbereitungen zur Hochzeitfeier, und ehe vierundzwanzig Stunden vergingen, war die schöne Pachterstochter des Müllers Weib."

„Unter den Gästen, welche man zum Hochzeitschmause geladen hatte, war James nicht vergessen worden; da Ann, davon unterrichtet, keine Einwen-

dung laut werden ließ, iſt es wahrſcheinlich, daß ihre Eitelkeit ſich einen Triumph über ihn bereiten, oder daß ſie ihm recht augenfällig beweiſen wollte, ſie könne auch ohne ihn heirathen. James ſtellte ſich ein, war aber ſehr blaß und niedergeſchlagen, nahm keinen Antheil an der ſehr geräuſchvollen Heiterkeit — ländliche Hochzeiten ſind in Irland gewöhnlich geräuſchvoll im ausgedehnteſten Sinne dieſes Worts — und ſchien auf nichts von all dem, was um ihn vorging, zu achten. Der Mond ſtand längſt in vollem Glanze am Himmel, als die Braut ſich im Geleite ihrer Mutter entfernte und zur Ruhe begab. Der Müller hatte dem Whiskeyglaſe öfter als gut war zugeſprochen und mußte in einem Zuſtand völliger Bewußtloſigkeit zu Bett gebracht werden. Ann hatte nun hinreichend Muße, über ihr raſches leichtfertiges Thun und den ſchnöden Treubruch nachzudenken, deſſen ſie ſich gegen James ſchuldig gemacht, der, wie ſie jetzt ſchmerzlich fühlte, im Beſitze ihres ganzen Herzens war, obgleich ihre Hand einem andern gehörte. Mittlerweile war der Mond hinter eine ſchwarze Wolke getreten, und als er das Gemach wieder beleuchtete, ſah Ann eine Geſtalt zu den Füßen des Bettes ſitzen, und als ſie ängſtlich auffahrend fragte, wer da ſey, antwortete eine liebe, bekannte Stimme: „James iſt es, Ann; erſchrick nicht!“ Ann hielt ihm das Unpaſſende eines ſolchen Benehmens und die Folgen deſſelben für ihren guten Namen vor und mahnte ihn, ſich ſogleich zu entfernen. „Ich kann nicht, Ann, denn das Herz will mir brechen.“ Ann wurde dringend und drohte, den Ihrigen zu rufen, wenn er nicht wegginge; ſie erhielt aber keine andere Antwort, als: „Ich kann nicht, Ann, denn das Herz will mir brechen.“ Endlich ſank er erſchöpft auf das Bett; Ann ſtieß einen lauten Angſtſchrei aus, das Gemach füllte ſich plötzlich mit Menſchen, welche James leblos, gebrochenen Herzens zu Füßen des Bettes fanden.“

„Alles war jetzt Beſtürzung, Verwirrung. James wurde in ſeine nicht ferne Hütte gebracht, und da alle Verſuche ſeiner Verwandten und Freunde, ihn wieder in das Leben zu rufen, vergeblich waren, wurden alle Vorbereitungen zur Todtenwache getroffen. Der örtlichen Sitte gemäß wurde die Leiche auf eine Art Bahre, die unter einem großen Tiſche ſtand, gelegt und der Tiſch mit einem Tuche bedeckt, welches über die vier Seiten der Tafel niederfiel und die Leiche ganz bedeckte; auf den Tiſch wurden Lichter geſtellt; Pfeifen, Tabak, eine Hornbose mit „Raſenſpeiſe“ und ein ſteinerner Krug mit Whiskey fehlten eben ſo wenig wie die »Keeners.« ältliche Frauen, welche von Zeit zu Zeit die dumpfe, wehmüthige und keineswegs unmuſikaliſche Todtenklage anſtimmten. Die Todtenwache währte achtundvierzig Stunden; wie gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten waren die guten Eigenſchaften des jungen Mannes der Hauptgegenſtand der Unterhaltung, und man kann ſich denken, daß der armen Ann dabei nicht in der vortheilhafteſten Weiſe gedacht wurde. Thränenlos, in ſich verſunken, ſtarr und ſtumm, das Herz von Angſt und Gram zerriſſen, ſaß die Unglückliche in ihrer Hütte, und nur dann und wann verrieth ein tiefer Seufzer, daß ſie noch zu den Lebenden gehörte. In der zweiten Nacht wurde ſie vermißt, und da alles Suchen vergeblich war, nahm man an, ſie habe den Tod im Bache geſucht. Am folgenden Morgen trafen die Freunde des jungen Mannes Anſtalten, ſeine Leiche zu beerdigen, und als ſie das Tuch aufhoben, um den Todten in den Sarg zu legen, fanden ſie die arme Ann todt an ſeiner Seite. Sie mußte einen günſtigen Augenblick, wo eine größere Anzahl von Umwohnern in das Gemach getreten war, benutzt haben, um durch die Thüre und unter den Tiſch zu gleiten, wo ſie ihren Arm unter das Haupt des Todten, den ſeinigen um ihren Hals gelegt, und ſo allem irdiſchen Weh Lebewohl geſagt hatte. Die im Leben getrennten wurden im Tod vereinigt, denn man grub ihnen auf dem Kirchhof an der Höhe dort ein gemeinſames Grab.“

Ich fragte den Führer, ob dieſe Todtenwachen noch immer auf der grünen Inſel üblich ſeyen, und erfuhr, daß ſie in den nördlichen Theilen Irlands, ſeibſt unter der katholiſchen Bevölkerung, allmählig außer Gebrauch kämen; auch in den weſtlichen Grafſchaften ſeyen die »Wakes.« wie ſie ehedem begangen worden, jetzt ziemlich ſelten und finden in der Regel nur da ſtatt, wo Familien an all dem feſthielten, was aus der „guten alten Zeit“ ſtamme, oder wo der ausdrückliche Wille des Verſtorbenen vorliege, oder wo eine politiſche Demonſtration beabſichtigt werde, oder endlich wo die allgemeine Theilnahme an dem Hingegangenen die feierliche Todtenwache fordere. „Ich habe,“ fuhr der alte Burſche mit geſteigerter Lebhaftigkeit in Ton und Geberden fort, „manchem Leichenfeſt im Süden und Weſten der Inſel beigewohnt, keines machte aber einen ſo bleibenden Eindruck auf mich, wie das, welches jenſeits des Shannon zu Ehren eines jungen Mannes gefeiert wurde, der an der Spitze einer kleinen Schaar Bandbuben die „Saffenaghs,“ welche zum Schutze eines hartherzigen Gutsherrn abgeſchickt worden waren, zurückgetrieben, während des Gefechts aber eine Schußwunde erhalten hatte, an der er acht Tage ſpäter ſtarb. Die Nacht hatte mich auf meinem Wege nach Tulsk überraſcht und ich freute mich, als ich auf meinem einſamen Pfad über Heide und Moor ein ſchwaches Licht durch den Nebel glänzen ſah. Als ich näher kam, gewahrte ich ſogleich, daß hier etwas ungewöhnliches vorgehe. Ich wurde nach dem Woher und Wohin gefragt, und als der rauhe Geſell, welcher mich verhörte, ſich überzeugt hatte, daß kein »murdhering procthor.« kein Verräther, vor

allem kein „Sachse“ vor ihm stand, sagte er mir, ich sey weit von meinem Wege abgekommen und würde am besten thun, den Morgen bei „seinen Leuten“ in der Scheune hinzubringen. Nachdem er mir mitgetheilt, wie der „Darlin,“ bei dessen Leiche jetzt seine Freunde wachten, den Tod gefunden, führte er mich in die geräumige Scheune und sprach ein Wort zu meinen Gunsten, so daß ich mich alsbald heimisch fühlte. Am obern Ende der Scheune stand auf einer Brettererhöhung der Sarg, in welchem die in schneeweiße Leinwand gekleidete Leiche lag, das schöne blasse Antlitz des jungen Mannes unbedeckt und von zwei geweihten Kerzen grell beleuchtet. Der Deckel des Sargs war quer über diesen gelegt worden, so daß sie ein Kreuz bildeten. — Auf dem Deckel standen mehrere große Schüsseln, in welchen man irdene Pfeifen, Rauch- und Schnupftabak in Fülle für die Gäste bereit hielt. Sechs Klageweiber saßen um den Sarg und ließen von Zeit zu Zeit den Klaggesang hören. Gruppen von Männern und Frauen saßen die Wände entlang in einer Art Halbdunkel, welches das Schauerliche der ganzen Scene bedeutend steigerte. Der Punschbecher machte dann und wann die Runde und der „Leichenkuchen“ fehlte natürlich nicht. Die ältern Leute, Männer und auch ein Theil der Frauen, rauchten. Die jüngeren flüsterten einander ländliche Zärtlichkeiten zu. Zuweilen erhob sich eine Stimme zum Lobe des „Darlin“ und ließ ein Wort von Rache einfließen, welche an den Rothröcken geübt werden müsse. Gegen Mitternacht wurde für den alten Sackpfeifer, welcher, wie einer meiner Nachbarn sagte, bereits so viel Punsch getrunken hatte, daß ein Fischernachen darin hätte schwimmen können, ein erhöhter Sitz in der Mitte der Scheune hergerichtet und er begann mehrere volksthümliche Weisen, »Alloca a Roon« und »Cush-na-Breeda« u. a. mit großer Kunstfertigkeit zu blasen. Das junge Volk hatte sich um seinen Sitz geschaart, und als nach dem alten Jacobitenlied: »Staka an Varaga« eine heitere Tanzweise laut ward, faßte einer der Burſche eine schwarzäugige Dirne und begann den wirbelnden Tanz. Die andern jungen Leute folgten natürlich dem Beispiele, so daß ich eher bei einer Hochzeit als bei einem Leichenfest zu seyn glaubte. Während die Jugend von dem raschen „Jig“ ausruhte, stimmten die Klageweiber ihren Gesang an, in welchen die tiefen, gezogenen Töne des Trompetenrohrs der Sackpfeife zuweilen einstimmten. War der Gesang zu Ende, so schrillten wieder die hohen Töne der Pfeife und der Tanz begann von neuem. In dieser Art ging es fort, bis der Morgen tagte und die Mutter des Verstorbenen mit dem Geistlichen in die Scheune kam und die herkömmlichen Vorbereitungen zur Beerdigung der Leiche getroffen wurden. Da ich diese nicht abwarten konnte, drückte ich dem wilden Gesellen, der mich eingeführt hatte, die Hand und entfernte mich. Später erfuhr ich, daß eine gerichtliche Untersuchung über die Vorgänge, welche den Tod des jungen Mannes herbeigeführt hatten, angestellt wurde, die jedoch ohne Ergebniß blieb; denn,“ schloß der alte Bursche mit einem höhnischen Lächeln, „wir Iren fragen bekanntlich lieber als wir antworten.“

Die Ruinen des Kirchleins an der Höhe boten nichts Interessantes; das kleine Gotteshaus war augenscheinlich nach der Zerstörung der Abtei gebaut worden und hatte ohne Zweifel die durch die Kriegsgreuel verjagte katholische Bevölkerung des Thals wieder um seinen Altar versammelt. Die eisenfesten Wurzeln eines Eichbaums in der unmittelbaren Nähe der Kirche ließen meinen Führer, da nirgends eine Spur von einem Glockenthurm sichtbar war, vermuthen, die Glocke sey an einem Aste des Eichbaums befestigt gewesen. Er sagte: „Diese »bell trees,« wie man sie nennt, waren in frühern Tagen nicht selten an der Seite von kleinen Kirchen und Kapellen solcher Gemeinden zu sehen, welche die Kosten für die Erbauung eines Glockenthurms nicht erschwingen konnten. In der Nähe von Barris-o'-Kane, in der Grafschaft Tipperary, habe ich selbst noch einen solchen „Glockenbaum“ neben den Trümmern einer alten Kirche gesehen. Jahrhunderte mit ihren Stürmen und Wettern halten ihm arg mitgespielt, dennoch galt er bei der einfachen Bevölkerung der Umgegend noch immer für eine Art Heiligthum und niemand wagte es, einen Zweig davon abzureißen oder einen Span wegzuhauen, denn die Sage ging, das Haus, in welchem man ein Stückchen seines Holzes anzünde, gehe in Flammen auf.“

Ich wollte vor dem Kirchlein, wo ich die Ruinen der Abtei in ihrer ganzen Ausdehnung noch einmal in das Auge faßte, den Führer entlassen und meinen Weg den Mattod entlang bis zu seinem Einfluß in den Boyne fortsetzen; der wackere Bursche bestand jedoch darauf, ich müßte ihm noch auf den Gipfel der Höhe folgen, um einen Blick auf die merkwürdigen Punkte der Umgegend zu werfen. Nach zehn Minuten hatten wir den Grat der Hügelkette erreicht und der Führer hatte Gelegenheit, seine Bekanntschaft mit den Oertlichkeiten zweier Grafschaften, welche theilweise vor mir ausgebreitet liegen, zu bethätigen. „Jener Hügel, der uns die Aussicht auf den irischen Kanal verhüllt,“ begann er, „ist Slane-hill und die stolze Thurmruine, welche ihn krönt, gehört nebst den Resten der davor stehenden Kirche der glänzendsten Periode in der Geschichte der heiligen Insel an. In herrliches, trotz der späten Jahreszeit noch frisches Waldgrün gehüllt, scheint dieser riesige Bau trauernd auf das weite Land niederzuschauen, dessen Kinder er der Freiheit und Selbstständigkeit beraubt, wegen ihrer Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter verhöhnt und verfolgt, zu Tausenden aus den heimischen

Glens, von den grünen Ufern ihrer Flüsse und Seen in fremde Welttheile verschlagen sieht. Wenn die in unsern alten Chronoiken erwähnte Sage nicht trügt, so ist die Abtei von Slane schon im fünften Jahrhundert gegründet worden, und König Dagobert hat seine Erziehung in ihren Mauern erhalten. Jene Höhen zu unserer Rechten sind die Collonhügel; einst prachtvoll bewaldet, dann lange Zeit, wie so viele Höhenzüge unserer Insel, ihres grünen Schmuckes beraubt, gleichen sie jetzt wieder einem reizenden Park mit frischgrünen Glens und rauschenden Bächlein, mit schattigen Lustgängen und zierlichen Cottages, die ganz in Rosenduft gehüllt sind. Weiter rechts glänzt das Silberband des Mattock, der sich zwischen jenen grünen Abhängen in den Boyne ergießt. Nicht weit von jenem lichten Streifen, der den Lauf des hinter jenen Höhen in das Meer fließenden Boyne bezeichnet, finden sich die druidischen Denkmäler, die dänischen Hügelgräber, hohe Wallgräben, hinter denen bald fremde Eindringlinge, bald die bedrängten Landessöhne Schutz suchten, die merkwürdige Höhle oder Grotte, New Grange genannt, und manche andere Sehenswürdigkeiten, unter denen ich vorzüglich der an dem Ausgang jenes Wiesenglens hervortretenden Hütte gedenken will, in welcher einer unserer trefflichsten Dichter und Harfner, Turlogh O'Carolan, von dem Volke „der Feenharfner" genannt, weil er mit Vorliebe an den stillen, heimlichen Orten weilte, wo, wie man allgemein glaubt, die Feenkönigin Hof zu halten pflegt, längere Zeit gewohnt hat. Wie alle unsere Barden führte er ein wanderndes Leben, so daß man kaum mehr von seinem äußern Daseyn weiß, als daß er in dieser Grafschaft — in einem Dörfchen bei Nobber — geboren, in seinem achtzehnten Jahre durch die Blattern seines Augenlichts beraubt wurde, den Süden und Westen der Insel im späteren Alter seiner Heimathgegend vorzog, in seinem siebenundsechzigsten Jahre — 1737 — zu Alderford starb und von einer unzählbaren Menschenmenge, namentlich von sechzig Geistlichen, zur letzten Ruhestätte begleitet wurde, ein Beweis, daß er als Mensch in eben so hoher Achtung stand wie als Dichter, Tonsetzer und Harfner. So lange die Musik ihren Zauber auf das Herz des Iren übt, werden Carolans Lieder und Weisen mit stets neuem Entzücken gehört werden."

Als ich mich von dem wunderlichen alten Manne trennte, ließ er die überschwänglichen Segenswünsche laut werden, zu denen man überall in Irland wie in Italien für wenige Kupferstücke kommen kann, wie mir denn tagtäglich hier die Aehnlichkeit zwischen den untern Volksklassen der smaragdnen Insel und Hesperiens augenfälliger wird: dieselbe herzliche Gutmüthigkeit, dieselbe Gastfreiheit, dieselbe Redseligkeit und Redefertigkeit, dieselbe höfliche Zuvorkommenheit, wenn man ihnen in gleicher Weise entgegen kommt, dieselbe kindliche Neugierde, dieselbe Neigung zur Mildthätigkeit selbst bei den beschränktesten Mitteln, dasselbe Behagen an dem dolce far niente, derselbe Mangel an Reinlichkeitssinn und dasselbe heiße Blut, das den Italiener im Nu zum Dolch, den Irländer zu seinem Shillelagh oder zu seiner Donnerbüchse greifen läßt, während in beiden Ländern Mord und Gewaltthat von dem großen Haufen in ziemlich gleicher Weise leicht hingenommen und die Schuldigen der strafenden Gerechtigkeit oft durch verabscheuungswerthe Mittel, z. B. Meineid, entzogen werden. Auch als Matrose und auf einer stürmischen See gleicht der Irländer dem Italiener, d. h. beide sind fast gleich werthlos und versprechen wohl im Augenblick der Gefahr dem h. Antonius eine Kerze, „so dick wie der große Mast," um, wenn die See wieder glatt ist, ihren Heldenmuth dadurch zu bethätigen, daß sie behaupten, sie steckten dem Heiligen kein Schwefelhölzchen an, da er sie in so große Angst gebracht habe. Endlich sey eines Vorzugs gedacht, dessen sich beide Nationalitäten rühmen können, der Mäßigkeit nämlich; beide begnügen sich mit der einfachsten Kost und man kann, wie in Italien so jetzt in Irland — man hat dieß, wie ich höre, den Bemühungen der Mäßigkeitsvereine zu danken — wochenlang nach allen Richtungen reisen, ohne einen Betrunkenen zu Gesicht zu bekommen.

Während ich den einsamen Pfad, welcher von dem Kirchhof an den Mattock hinab führt, verfolgte, begann die Sonne, welche sich den ganzen Tag in ein dichtes nebelgraues Gewand gehüllt hatte, ihre Abendtoilette zu machen. Sie warf die dunkle Wolkenhülle zurück und zeigte einige Augenblicke ihr glänzendes Antlitz, kleidete sich dann in leichten Duftflor, den sie mit Gold und Purpur säumte, lehnte ihr müdes Haupt auf eine schwarze Wolke und —

„jez lächelt ste zum lezte mol,
jez sait ste: Schlofet alli wohl!"

Ich beschleunigte meine Schritte thalab, um vor dem völligen Einbruch der Dunkelheit eine Unterkunft für die Nacht zu finden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Kunstausstellung.

Seit vier Wochen ist die alle zwei Jahre wiederkehrende Kunstausstellung in den Sälen der Akademie der Künste eröffnet. Ein Wanderung durch dieselbe gewährt einen erfreuenden Genuß. Denn obgleich viel des Mangelhaften, Verfehlten und Mißlungenen sich unter den etwa anderthalbtausend ausgestellten Arbeiten befindet, so enthalten die Säle doch auch nicht eben wenige Werke, die einen wahrhaft befriedigenden und erhebenden Eindruck hinterlassen.

Obenan in der Wirkung stellen sich zwei Bilder, das Werk eines Deutschen und das Werk eines Belgiers: des Düsseldorfers C. Leutze Uebergang Washingtons über den Delaware, und des Brüsselers Gallait Zigeunerpaar, jenes die Krone der Geschichtsbilder, dieses ein Juwel unter den Genrebildern. — Das Leutze'sche Gemälde ist von mächtig erhebender Wirkung, das geschichtliche Motiv folgendes. Im December des Jahres 1776 fehlte es dem Heere Washingtons fast an allem, was einem Truppenkörper im Felde und bei harter Kälte nothwendig ist. Die rauhen Stürme des Nordens, zahlreiche Erkrankungen durch Entbehrung und schlechten Schutz gegen den Frost warfen den Tod in die Reihen der Amerikaner. Nur wenige Tage noch war man vom Schlusse des Jahres entfernt, und mit dem Beginn des neuen erlosch die Verpflichtung vieler angeworbenen Soldaten. An Mitteln, andere zu werben, gebrach es. In diesem kritischen Augenblick forderte Amerika von seinem Feldherrn eine entschiedene That, und er vollführte eine solche auf glorreiche Weise. Mit seinem zusammengeschmolzenen Heere erzwang er sich durch das Treibeis des reißenden Delaware eine Passage, überfiel am frühen Morgen unerwartet eine aus verkauften Hessen bestehende Abtheilung der britischen Armee, welche zu Trenton im Quartier lag, schlug sie, nahm ihrer gegen tausend gefangen und zog sich mit fast wunderbarer Schnelligkeit wieder über den Delaware zurück. Der Schlag war entscheidend. Jubel und Ermuthigung bei den Amerikanern, die kaum einen Verlust erlitten hatten, neues Vertrauen auf den mannhaften, entschlossenen, thatkräftigen Führer, und tiefe Entmuthigung des Feindes waren die unmittelbaren Folgen des kühn errungenen Sieges, die günstige Wendung des Kriegs für Amerika sein mittelbares Ergebniß. Betrachten wir nun die Darstellung, welche der Künstler dem gewichtigen Akte gab, so überrascht zuerst das Verhältniß der aufgewendeten einfachen Mittel zu der fesselnden Gewalt des Eindrucks. Wir blicken den breiten Delaware hinauf und sehen eine Reihe von starkbemannten Booten sich von einem Ufer zum andern bewegen zwischen großen Eisschollen, welche mit Rudern und sonstigen Werkzeugen aus dem Wege geräumt werden müssen. Im vordersten Boote, dem einzigen, das dem Vorgrunde angehört, steht aufrecht Washington, den einen Fuß auf eine Bank gestemmt, in der Hand das Fernrohr, und mit gespannter Erwartung auf die Feuerzeichen des feindlichen Lagers blickend. Alles andere im Bilde, auch die zahlreiche Mannschaft des Feldherrnbootes, die trefflich und in den wahrsten Stellungen und Bewegungen dargestellten Schiffer, welche gegen das Eis ankämpfen, ist eigentlich nur Staffage der Hauptfigur und zieht das Auge nicht von dieser ab. Denn keine von allen andern Figuren macht für sich einen Anspruch, über die Situation hinaus selbstständig zu gelten, alle sind nur Werkstücke zu dem einen Zwecke, dessen Gedanke in dem Haupte Washingtons lebt. Aber wie sich die ganze Bedeutung der Handlung in dieser einzigen Person vereinigt, so tritt sie auch an ihr mit einer geistigen Macht hervor, welche unwiderstehlich zum Geiste des Beschauers redet. Einfach und schlicht steht der Held da, den Mantel übergeworfen, doch vorn offen, um dem Arme Freiheit zu lassen, wenn er das Glas zum Auge führen will. Aber welche Spannung in der Richtung des Körpers, in dem charaktervollen Antlitz! Welche Energie des Wollens und des Beobachtens, und zugleich welche ruhige, feste Gehaltenheit! Es ist ein Meisterwerk im vollsten Sinne des Worts, wie hier das Verständniß eines großen Charakters — nein, wie dieser große Charakter selbst mit überzeugendem Leben von der Leinwand zu uns spricht. Daß hier und da das Gemälde noch unvollendet geblieben, würden wir kaum bemerken, wenn es der Katalog nicht sagte.

Ein geistiges Leben anderer Art, aber in seiner Weise nicht minder tief und warm, weht uns aus den wunderschön gemalten Bilde von Gallait entgegen. An einem einzeln stehenden Felsstück auf weithin gedehnter Heide hat sich ein jugendliches Zigeunerpaar niedergelassen. Das junge Weib sank vor Ermattung zu Boden, ihr blutender Fuß erzählt von einer langen, beschwerlichen Reise. Die Eltern im Arm blickt der Mann sinnend auf sie herab und lockt durch sanfte Akkorde den Schlummer auf ihr heißes Auge. Schon haucht die Dämmerung des Halbschlafs durch die weibliche Gestalt, aber unwillkürlich noch zuckt die linke Hand nach dem kranken Fuße. Wie mild und liebevoll beugt sich der Gatte über die Leidende, aus deren geschlossenen Auge noch die Thräne quillt, wie wahr, wie schön athmet Mitgefühl durch sein Antlitz und seine Gestalt, und wie fern doch ist der ernsten Rührung, die uns ergreift, jede Beimischung von Sentimentalität! Der Künstler hat es verstanden, dem leidenden und mitleidenden Ausdruck des Paars zugleich jene Herbigkeit des entschlossen ertragenen Trauerloses zu verleihen, wodurch

der Eindruck seines Bildes ein rein tragischer wird. Nichts von Vergärtelung, nichts von abschwächender Idealisirung in Form und Kolorit, sondern die volle Kraft realer Wahrheit.

Unter den beachtenswerthen Bildern mit geschichtlichem Gegenstande nimmt auch Schrader's Tod Leonardo's da Vinci, von dem ich Ihnen schon in einem frühreren Briefe eine Schilderung entworfen, eine ehrenvolle Stelle ein. Nicht geringeres Interesse erregt Kretzschmar's Prinz Waldemar von Preußen in der Schlacht von Feroszeha gegen die Schis, über das ich ebenfalls schon früher Ihren Lesern berichtete. Neu ist Adolf Menzels Concert auf Sanssouci im Jahre 1750, ein historisches Genrebild, das durch geistvolle Composition und meisterhafte Charakteristrung der Werken Leutze's und Gallait's ebenbürtig ist, ja sie in diesen Eigenschaften übertrifft, wenn es auch jenem an Mächtigkeit des historischen Eindrucks, diesem an Fülle und Schönheit der Farbe nachsteht. In der Mitte des Bildes sehen wir den jungen König Friedrich den Zweiten von Preußen am Notenpult die Flöte blasen. Auf einem Clavier ihm zur Seite begleitet ihn Philipp Emanuel Bach, auf Saiteninstrumenten der Kapellmeister Benda und einige andere Kammermusiker. Weiter rechts lehnt Quanz, des Königs Lehrer, aufmerksam horchend an der Wand. Links im Vorgrunde Graf Gotter, Baron Bielfeld, Kammerherrn, in lebhaft an den Tag gelegter Theilnahme, weiter zurück Maupertuis, dessen Ohr die Töne nur auszufangen scheint, um sie wieder abzustoßen. Seine Blicke schweifen an der Decke und scheinen an den Malereien des Plafonds oder an der Architektur des Gesimses ästhetische Studien zu machen. Neben ihm in musikalischer Erregung der jüngere Graun. Alle bisher genannten Personen, mit Ausnahme des Spielers am Clavier, stehen. Im engeren Halbkreis um den König sitzen dessen Schwestern, die Prinzessin Amalie mit dem runden, vollen Gesichte, das an den flämmigen Bau Friedrich Wilhelms des Ersten erinnert, und die Markgräfin von Baireuth, eine feine, schmächtige Gestalt mit geistiger Blässe im Antlitz und melancholisch gedankenvollem Ausdruck des Auges, das mit dem Blicke innigster Theilnahme auf dem geliebten Bruder ruht. Einige Hofdamen vervollständigen die Gesellschaft und ein leerer Platz auf dem Sopha neben der Markgräfin von Baireuth deutet die Stelle an, wo der König zu sitzen pflegt, wenn er selbst nicht musicirt. Sämmtliche Personen sind lebenstreue Bildnisse; Friedrich ist in voller Hingabe an die Töne, welche er dem Instrument entlockt, zugleich in männlicher Frische und geistvoller Genialität aufgefaßt. Das Ganze versetzt uns mit zauberhafter Gewalt in jene Zeit und in die Atmosphäre des damaligen Hofes von Berlin, zeigt uns den Kunstenthusiasmus des Königs, der sich zum Theil auch auf seine Umgebung erstreckte, zum Theil aber auch durch die musikalischen Cirkel eine gewisse Tyrannei ausübte, wie jedes Vergnügen, zu dem wir gezwungen werden. Wenigstens den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, Maupertuis, scheint der Künstler gestissentlich als einen geistig Abwesenden bezeichnet zu haben, dessen Gedanken mit etwas ganz anderem beschäftigt sind als mit dem was er hört. — Das Bild ist ein neues Zeugniß der originalen Schöpferkraft Menzels. Er verbindet in seiner Auffassungsweise der Personen wie der Situationen das Pikante im besten Sinne mit den strengsten Grenzen der Wahrheit und der vollendetsten Korrektheit und ist durch und durch ein deutscher Maler. Man sehe nur, wie alles auf seinem Bilde sich natürlich bewegt, wie die Gruppen sich schließen, als könnte es gar nicht anders seyn.

Mitten in das Getöse des dreißigjährigen Krieges versetzt uns L. F. Oeffing mit seinen „Schützen, die einen Paß vertheidigen.“ Wir haben einen Engpaß vor uns, den eine Schaar trefflich bewaffneter Schützen von der Höhe einer Felsenplatte vertheidigt. Im Grunde bemerken wir Reisige, auf welche die tödtlichen Geschosse gerichtet sind. Diese sehen wir blitzen, und gewiß wird keine Kugel ihr Ziel verfehlen, denn die Männer legen mit unerschütterlicher Sicherheit ihre Büchsen an und nehmen die Menschenleben in der Tiefe mit Kaltblütigkeit auf's Korn. Unter dieser Ruhe aber zuckt doch ein mächtiger Grimm, der sich auch dem bewaffneten Weibe mittheilt, welches zur Seite den gefangenen und gebundenen Ritter bewacht. Die Gruppe ist im knirschenden Zorn des Gefesselten wie in der von Haß durchdrungenen, gespannten Aufmerksamkeit des Weibes von kräftigem Eindruck. Nicht minder belebt sind die Gruppen der Männer im thatsächlichen Kampfe, in der Beobachtung desselben, im Erschwingen einer höheren Felsenkuppe, von der aus sie ihr todbringendes Werk fortsetzen wollen u. s. w. Die Situation spricht sich in jeder Hinsicht charakteristisch aus, und wenn wir die brennende Burg im Hintergrunde zu dem Gefangenen, wie zu dem Haß seiner Wächterin in Beziehung setzen, so unterliegt es für uns keinem Zweifel mehr, daß wir es hier mit einem Ständekampf, mit einer jener socialen Episoden des großen Glaubenskrieges zu thun haben, in denen sich der Arm des Landmanns gegen den adeligen Herrn bewaffnete. Die Wildheit des Kampfes, das historische Kostüm, der Felsen und die ihn bedeckende Vegetation, jede einzelne Gestalt in ihrer selbstständigen Thätigkeit, der von Einer Stimmung oder doch sehr verwandten Stimmungen durchglühte und wieder an individuellen Charakterzügen so reiche Wechsel im Ausdruck der Köpfe, alles verräth den Meister, den das deutsche Volk vor allen zu feiern berufen ist als den Verherrlicher der größten deutschen That, der Reformation.

Ziehen wir uns aus den Wettern des Krieges zurück in die heimliche Stille des gemüthlichen Daseyns und des Friedens, wer kann uns dann anmuthigere Augenblicke bereiten als F. E. Meyerheim mit seinen reizenden, graziösen Genrestücken? Seine „Morgenstunde“ zeigt uns das Erwachen eines nackt im Bette kugelnden Säuglings, mit dem die jugendliche Mutter schäkert; ein ungemein liebliches Bild. Wie das kindliche Lachen des Kleinen Antlitz verklärt, ist unnachahmlich wiedergegeben. Auf einem andern Meyerheim'schen Bilde ertheilt die Großmutter einem kleinen Mädchen Unterricht im Stricken. Mit Wangen, die der Eifer röthet, nach Knäuel mit heißer Aufmerksamkeit drückend, schaut die lernbegierige Schülerin auf der Alten kunstfertige Hände. Nicht immer gedeiht das Werk der Belehrung so friedlich und schmerzlos; daran erinnert uns ein drittes Bild desselben Künstlers. Aus einer Dorfschule treten die Schüler, Knaben und Mädchen, in's Freie, unter ihnen ein trotzender

Junge, der sich heulend den Rücken reibt und auf die tröstenden Worte seines Kameraden nicht hören will. Sämmtliche Meyerheim'sche Bilder, auch der Kirchgang im Dorfe, sind so einfach im Gegenstande, daß eben allein in der poetisch gemüthvollen Auffassung und der wundervoll zarten und sauberen Ausführung ihr hoher Reiz besteht. Man hat wohl nicht ganz unrecht, wenn man dem Künstler einwirft, daß z. B. in einem Dorfe schwerlich lauter so allerliebste, wahrhaft schöne Kinder sich finden werden wie auf seiner Dorfschule; aber dann hat er das Recht, zu erwiedern, er wolle nun einmal nur das Schöne sehen. Und Niemand wird bestreiten wollen, daß jede einzelne Meyerheim'sche Gestalt in sich selber die vollste Lebensfähigkeit trägt, daß alles, was der Staffage angehört, in überraschend realer Wahrheit erscheint, und daß in allem angiehenden Detail es immer die menschliche Beseelung bleibt, welche vor seinen Bildern unsere Theilnahme fesselt.

Unter den Genrebildern zeichnen sich ferner aus Bilder von Ludwig Burger, E. Flüggen, Louis v. Hage, Karl Hausmann (aus Hanau, in Paris), Meyer von Bremen, Hasenclever, Rud. Jordan, Steffeck und andern. Burgers Scene aus dem Mittelalter, ein dickbäuchiger Pfaffe auf einem Esel und ein spindeldürrer Ritter mit der Laute im Arm auf magerem Roß, beide von einer „Magzia" auf Lebensmittel kommend und einander im Korn begegnend, ist eine glücklich ausgeführte Satire auf den Geist des Mittelalters und seiner bevorrechteten Stände. Flüggens Erbschleicher, drei Jesuitenpatres, welche eine Sterbende zur Abtretung ihres Vermögens halb überreden, halb zwingen, darf man höher stellen, als derlei Tendenzbilder häufig zu stehen pflegen. Es ist Maß im Andruck darin, Verständniß seelischer Zustände, und in der Malerei eine feine Technik. Ein genialer Bild würde ich die Pariser Gamins von Hausmann nennen, hätte sich der Künstler nicht allzu sehr dem Schmutze in der Farbe hingegeben. Auf dem Straßenpflaster spielen zwei Jungen Karten, und jeder sucht den andern zu überlisten, während mehrere Knaben zuschauen. Die Verschmitztheit, Schlauheit, sittliche Verkommenheit und körperliche Verwahrlosung in ihren Physiognomien, ihren Gebärden, Stellungen, Anzügen, ist mit meisterhafter Wahrheit wiedergegeben, aber selbst der Schmutz läßt sich so malen, daß nicht, wie es hier der Fall ist, das Bild selber schmutzig erscheint.

Unter den Landschaften können wir diesmal unserem Hildebrandt den Preis nicht zuerkennen, wenigstens nicht für sein „Nilufer," das er wieder mit feurigen Kohlen gemalt hat, um die Gluth eines egyptischen Sonnenuntergangs darzustellen. Möglich, daß ein solches Phänomen sich dort zuweilen ereignet, aber die extremsten Erscheinungen der Natur sind nicht immer die schönen und malerischen Momente derselben. Wie ganz anders und tiefer fesselt uns Max Schmidt durch seine Tetralogie: Morgen, Mittag, Abend und Nacht! Auch hier ist es wesentlich die Stimmung in Luft und Licht, was unsere Sinne zuerst ergreift, aber was uns dann innig befriedigt und erfreut, ist zugleich das edle Maß der Wahrheit und die reiche, schöne Formbildung, in der sich die Natur ergeht. Bei Hildebrandt vernichtet der hervorstechende Farbensinn fast allen Sinn für schöne Form und treibt sein Talent in einseitige Virtuosität und in das Effekthaschen des Koloristen; Schmidt dagegen verbindet mit tiefer, warmer Farbe einen wahrhaft klassischen Sinn für die natürliche Anmuth der Landschaft, für die schöne Gestalt des irdisch Festen, für das eigenthümliche Leben der Pflanzenwelt. Pape's Vierwaldstädter See, mit dem letzten Schreidekuß der Sonne auf den Wipfeln hochstämmiger Fichten, stellt sich den Werken von Max Schmidt mit ähnlich poetischer Wirkung zur Seite. Vortreffliche Arbeiten sind ferner Beltermann's Abend an der Küste von Laguayra (Südamerika), Graebs Theater von Taormina, Triebels Eichenlandschaft und zahlreiche andere, deren Aufzählung ermüden würde. Bilder, namentlich aber Landschaften, muß man sehen. Der Baumschlag, die Beleuchtung, die Spiegelungen im Wasser, die kecke oder sanfte Formation der welligen Hügel oder himmelanstrebenden Gebirge und hundert andere Dinge, die eine Landschaft interessant machen, lassen sich schlecht erzählen.

Zu den Kabinetsstücken der Ausstellung gehört noch ein herrliches Architekturbild von Aurel Robert: innere Ansicht der Markuskirche von Venedig. Bildnisse von Begas, Magnus, Krüger, Richter, Arons u. a. füllen ganze Wände, sind zum Theil Meisterwerke in ihrer Art und erwecken die Theilnahme des Publikums nicht minder durch ihre Gegenstände: Berühmtheiten aller Gesellschaftsklassen, hochstehende Persönlichkeiten, würdige Männer, schöne Frauen. Eines der vollendetsten Bildnisse ist das der Prinzessin von Preußen, von Winterhalter gemalt. Blumen- und Fruchtstücke von Elise Wagner, Erdm. Schulz, St. Jean in Lyon, Thierstücke von Viskorius, Steffeck, Verboeckhoven, Backhuyzen vervollständigen endlich den Kreis der Meisterschöpfungen auch für diese besonderen Gattungen der Malerei. Kurz, die Ausstellung reiht sich den besten an, welche ich in den Sälen der Berliner Akademie zu sehen Gelegenheit hatte, und liefert namentlich das erfreulichste Zeugniß von dem bewußten und glücklichen Weiterstreben der deutschen Kunst.

Paris, September.

(Fortſetzung.)

Adam. — Berlioz. — G. Sand und die Montagskritiker.

Unter den Tonſetzern, deren fromme Schöpfungen die Feuerprobe der erſten Aufführung in St. Euſtache beſtanden, treffen wir auch Adolph Adam, den muſikaliſchen Schöpfer des Poſtillon von Lonjumeau. Der Mann, der durch ſeine bekannteſten und beliebteſten Erzeugniſſe dem Publikum als eine Art Paul de Kock der Oper vorſchwebt, hat ſich auch an die heiligſten Myſterien der Meſſe gewagt, und der glückliche Meiſter, deſſen Singſpiele für die zuchtloſeſten Maskenbälle eine Fundgrube lüſternet Motive geworden ſind, hat den Aufſchwung der Gemüther bei dem Sanctus, den Wiederhall von dem Jubel der himmliſchen Heerſchaaren und die Schauer der gläubigen Seelen bei Emporhebung der Hoſtie und des Kelches in dem Idiom eines Paläſtrina, Mozart und Orlando Laſſo zu verantſchaulichen unternommen. Weit entfernt, daß hieraus ſich ein Aergerniß ergeben hätte, fand die Kühnheit des vielſeitigen Künſtlers Anerkennung und die Kritik zeigte ſich im Ganzen nachſichtig gegen ſein Werk. Adams Talent und Name waren mit den Schickſalen der ſogenannten komiſchen Oper in dem abgelaufenen Vierteljahrhundert eng verwachſen, und wenn auch andere Größen auf dieſer Bühne neben und ſelbſt über ihm glänzten, ſo ſchien doch keine derſelben ſo ganz wie er ihr anzugehören. Durch ihre Faßlichkeit und ihren komiſchen Gehalt waren ſeine Melodien ein der Maſſe ſehr willkommener Ohrenſchmauß und ſeine Arbeiten ſtanden in hohem Anſehen an der Kaſſe. Auch den feineren, gebildeten, heikleren Liebhabern wollte er es recht machen, und ſeine Semmhütte, den äußern Umfang nach wohl das unbedeutendſte ſeiner Singſpiele, iſt in der That durch Friſche und Grazie eine wahre Perle, deren Verdienſt ſelbſt die ſchwierigſten Kunſtrichter nicht zu verkleinern ſuchten. Seitdem hatte er ſtrichweiſe dieſe Ader des höheren Frohſinns wieder gefunden; aber eins in's andere gerechnet, ſchien doch die gemeine Luſtigkeit ſeine Hauptſtärke und ſeine Muſe eher eine Prinzeſſin der Chaumière oder eine beleibte rothbackige Hausmagd, höchſtens eine feiſte, blühende Bächterin, als eine ſchlanke Hirtin der Pyrenäen oder eine Fee der großen Welt. Man gab ihm zu, daß er eben ſo viel Leben und Bewegung, eben ſo viel Geſchick und Reichthum an muſikaliſchen Einfällen beſitze als der Tondichter des Fra Diavolo und des ſchwarzen Domino; allein man meinte, Auber habe zu alle dem etwas Edles (un cachet de distinction), was Adam abgehe: ein Urtheil, das zwar ſo richtig iſt, daß es wohl von niemanden beſtritten wird, aber auffallenderweiſe im Widerſpruch mit dem äußern Erſcheinen der beiden Männer ſteht, indem Adam eher eine ariſtokratiſche, Auber eher eine plebejiſche Miene und Haltung hat.

Einen erfolgreicheren Verſuch, ſich über die gewöhnliche Linie ſeiner Naturanlagen zu erheben, hat Adam durch ſein neueſtes Werk gemacht, das im Laufe dieſes Monats auf der dritten Opernbühne, auf dem noch nicht amtlich unterſtützten Théâtre lyrique zum erſtenmal gegeben wurde. Das Textbuch iſt ein morgenländiſches Mährchen, das nach den Recepten der franzöſiſchen Theaterküche dramatiſirt, mit einer Sittenlehre ausgeſtattet, durch allerlei Beimborium den alten Gemeinplatz erneut, daß die Verwirklichung unſerer Wünſche von Ehren und Würden, Pomp und Schimmer oft nur eine Enttäuſchung und die Sehnſucht nach unſerem erſten Zuſtande hervorruft. Es iſt eine ernſte, jedoch nicht langweilige Kinderei, welche die Mühe einer Nacherzählung nicht verlohnt. Ein Gänſeblümchen mag wohl durch allerlei verborgene Merkmale von dem Gänſeblümchen, das neben ihm ſteht, ſich unterſcheiden, allein es wird keinem vernünftigen Menſchen einfallen, dieſe Unterſchiede nachzuweiſen. Die morgenländiſchen Mährchen mögen ſich von einander ſo gut unterſcheiden als die Gänſeblümchen, aber ich halte es für überflüſſig zu entwickeln, wodurch ſich dieſes oder jenes von ihnen kennzeichnet oder auszeichnet. Genug wird es ſeyn, wenn ich ſage, daß Adam über dieſe Geſchichte des fernen Oſtens eine ſehr hübſche abendländiſche, geiſtreiche, gefällige und durchaus nicht gemeine Muſik geſchrieben hat, die in das ſonſt größtentheils von der plebejiſchen Einwohnerſchaft der anliegenden Stadtviertel beſuchte Theater die Bevölkerung der reichſten, gebildetſten und vornehmſten Theile von Paris zu führen anfängt. Dieſer Triumph iſt für Adam gleichſam eine Feier der Verjüngung, denn Adam hat graue, ja weiße Haare; er iſt mit Auber unter den franzöſiſchen Tonſetzern den Jahren nach einer der älteſten, der ſchöpferiſchen Kraft nach immer noch einer der jüngſten. — Adam iſt auch als muſikaliſcher Kunſtrichter ſehr geſchätzt und ſeine Urtheile ſind anſpruchslos gefaßt, aber wohl begründet, gleich frei von bellettriſtiſchem Flitter und pedantiſchem Prunk mit gelehrten Fachworten, dem großen Publikum eben ſo zugänglich als ſeine Melodien, und dabei durch den Ton der Ausſprüche und das Maaß in der Form des Lobs und der Rüge untadelhaft gehalten. Er ſticht in dieſer Hinſicht ſehr vortheilhaft gegen Berlioz ab, der im Journal des Débats das muſikaliſche Scepter ſchwingt. Berlioz iſt in der Kritik ſeiner Kunſt, was er in der ſchöpferiſchen Ausübung derſelben iſt, ein energiſcher, ſcharfer, gut gerüſteter, aber kalter und

der Zeugung unfähiger Geist, der wie Alfieri durch sinnreiche Mühe seine natürliche Unfruchtbarkeit zu überwinden trachtet. Er konnte daher wegen seiner Tondichtungen gepriesen, bewundert werden, und sein Verdienst konnte einige Augenblicke selbst der Menge, die sich manchmal aus Eitelkeit Empfindungen eintredet und aufdringt, Kundgebungen des Beifalls entreißen, aber der Herzen konnte er sich nicht bemächtigen; er mochte begriffen werden, allein er wird nicht gefühlt; wie eine Leiche lassen sich vielleicht seine Werke bei der Zergliederung wegen des kunstreichen Baus anstaunen, aber sie lassen sich nicht lebendig genießen und man kann sagen, sie haben nie gelebt, sie waren stets nur leiblische Mechanik und hatten niemals eine Seele. Als Kritiker entfaltet er dieselben Eigenschaften wie als Tondichter, allein sie thun ihm hier ungleich bessere Dienste; der Witz, eindringende, einschneidende Verstand kommt in dem Style seiner kritischen Polemik häufig als treffender Witz und lichtvolle Entwicklung zum Vorschein, und die Energie seines Temperaments gibt sich in dem Reliefgepräge seiner charaktervollen Schreibart zu erkennen. Allein der Mangel an Leichtigkeit im Hervorbringen, die Armuth an Quellen in seinem Innern wird durch die Schattenseiten seiner literarischen Leistungen auch bestätigt. Er ist nur zu oft gesucht und absichtlich; seine Scherze sind manchmal glücklich und schießen frei aus dem Versteck des Humors hervor, meist aber scheinen sie mit Anstrengung abgedrückte Pfeile, und seine Bosheit sieht nicht wie Muthwille, sondern wie Aerger aus. In der ernsten Darlegung seiner Ideen und Meinungen ist Verlioz gewöhnlich klar, kräftig, stets darauf bedacht, seine Ansicht auf sein Wissen zu stützen, hie und da schlagend, mitunter jedoch sophistisch und paradox; er kokettirt mit seinem persönlichen Dafürhalten und prahlt mit technischem Kram und allerlei anderem Erwerb. Er ist hierin das schnurgerade Gegentheil Adams, der sich streng an die praktische Seite des Gegenstandes hält, der ihm vorliegt, und den lyrischen, ästhetischen, historischen Ausflügen nur so viel Recht und Raum zugesteht, als es die Sitte des Feuilletons strikt und gebieterisch fordert. Er gleicht hierin seinem Collegen Eduard Thierry, der in demselben Blatte wie er, in der Assemblée nationale, die dramatische Wochenkritik in Händen hat. Eduard Thierry geht, ohne Seitensprünge, Citate und Boudoirpredigten, wie Jules Janin, ohne exotisch phantastisches Arabeskengewühl, wie Théophile Gauthier und seine Gesellen, auf die Neuigkeiten, welche die Woche seiner kritischen Feder überliefert, oder die älteren Stücke, die sie wieder an's Licht gezogen, gewissenhaft und mit achtsamem Geiste ein, hebt scharfsinnig die Schwächen und Vorzüge derselben heraus, steht vor allem auf die Elemente der dauernden Wirkung, schreibt schmucklos, würdig, korrekt und ist daher, wenn auch nicht der gelesenste, was gerade diese Tugenden unmöglich machen, doch der gediegenste Vertreter der Pariser dramatischen Kritik.

Die Matadore sowohl als die zwitschernden Sperlinge dieses zunftlosen Schwurgerichts wurden durch einige Ausfälle, die sich eine Person des neuesten Theaterstücks von George Sand gegen das Zeitungsvolk [les gazetliers] erlaubt hatte, in gewaltige Aufregung versetzt. Die Befähigung dieser sonst so hochbegabten Dichterin für das Theater ist mir, selbst in der Periode ihres hellsten Bühnenglanzes, immer sehr problematisch vorgekommen und ihre letzten dramatischen Spenden scheinen auch bei den ehemaligen Bewunderern ihrer Comödien ungalante Zweifel über diesen Punkt erweckt zu haben. Diese Zweifel hatten in den Berichten der Wochenfeuilletons

durch das Bild einer echten Hellenin begegnen wollte, wie gewöhnlich, mit Geschmack, Correktheit des Vortrags und plastischer Anmuth, aber auch ohne jene sittsame Würde, ohne den Verein von Keuschheit und Wärme, welcher dieses edle Geschöpf den sophokleischen Mustern so nahe bringt und ihm da selbst, wo das französische Theater in geringem Ansehen steht, Theilnahme gewonnen und Freunde erworben hat. Monime gefällt namentlich den Deutschen von allen Heldinnen des französischen Theaters am besten, ich habe mich dessen mehrere male persönlich versichert, und ich traute daher meinen Augen nicht, als ich in einer der zahlreichen Pariser Theaterzeitungen die Behauptung las, das Auftreten der Rachel in dieser ruhigen, wahrhaft antiken Rolle sey eine Galanterie, welche die kluge Künstlerin ihren Pariser Stammgästen gemacht habe; denn so feine, so leise und anspruchslose Vorzüge sey nur ein Pariser Publikum zu würdigen im Stande; die rohen Völker an der Spree und der Donau hätten nur für den Ungestüm und die lärmende Furie Sinn, die in den leidenschaftlicheren Rollen Rachels am Platze seyen. Gott, wohin geräth man, wenn man mit vorgefaßten Meinungen blind in die Welt hineinfährt und von dem schwellenden Gedanken ausgeht, daß man das Monopol des attischen Geistes und attischer Feinheit habe, und noch dazu im ausschließlichen Besitz der Innigkeit und des Gemüthes sey!

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 43. 24. Oktober 1852.

This is the very ecstasy of love,
Whose violent property foredoes itself,
And leads the will to desperate undertakings.
Shakespeare.

Eine Erzählung aus dem Ries.

III.

Die zweite Hälfte des Juni war herbeigekommen und mit ihr die Nördlinger Messe. Diese dauert vierzehn Tage und ist ein Fest für das ganze Ries. Die ländlichen Hausfrauen kaufen sich auf ihr den Bedarf an Kleidungsstoffen, Hausgeräthen und Spielzeug, und an manchem Tag sieht man auf den Hauptplätzen mehr Bauern als Städter. Namentlich ist dieß bei den Hafnern der Fall, wo die klugen Bäuerinnen durch wiederholtes Klopfen die Güte der Geschirre prüfen und an großen und kleinen ein Gemisch von Tönen hervorbringen, daß man ein wahres Concert zu hören glaubt. Hat man gehörig eingekauft, so exquickt man sich an den berühmten Nördlinger Brat- oder geräucherten Groschenwürsten, trinkt Bier dazu oder gar ein Schöppchen Wein, und wandert in der Dämmerung, trotz des gefüllten, wachstuchbezogenen „Donauregens," den man zu tragen hat, vergnügt nach Hause. Die Sonntage sind für die „Ledigen," die namentlich am zweiten, der eben deßwegen der „Bauernsonntag" heißt, von allen Dörfern nach Nördlingen strömen, um in verschiedenen Wirthshäusern der Lustbarkeit nachzugehen.

Ludwig hatte acht Tage vergehen lassen, ohne sich um die Messe zu kümmern. Sein melancholisches Aussehen machte die Mutter besorgt und selbst den Alten bedenklich. Als er gar am Bauernsonntag keine Anstalt machte in die Stadt zu gehen, da hielt sich die Mutter nicht länger. Sie nahm eine kleine Rücksprache mit dem Vater, dann ging sie zu Ludwig, der in seiner Kammer war, und redete ihm mit mütterlichem Ernst in's Gewissen: was denn das wäre, daß er gar nicht mehr unter die Leute gehen wolle? Wenn andere ledige Bursche sich lustig machten, sitze er da und sinnire; ob das eine Art sey für einen jungen Menschen? „Da," fuhr sie fort, indem sie einen Beutel voll Kronenthaler aus der Tasche zog, „da nimm, geh nach Nördlingen, mach dir einen vergnügten Tag und laß etwas drauf gehen! Du weißt ja, wir haben's!" Ludwig, den Beutel in Empfang nehmend, sagte mit trübem Lächeln: „Nun gut, Mutter, ich will dir folgen." Das Gesicht der Angebäuerin erheiterte sich. Sie wußte, daß Eva in der Stadt seyn würde und hoffte, daß die beiden jungen Leute sich treffen, mit einander tanzen und sich vollends verständigen würden.

Ludwig kleidete sich trotz seiner Melancholie festlich an, wie sich gebührte, und schlug nach der Stadt einen weiteren und weniger begangenen Fußweg ein,

der durch Getreidefelder und Wiesen führte. Der Tag war ausnehmend schön und klar. Die Nachmittagssonne schien warm vom Himmel, aber ein frisches Lüftchen, das von Osten kam, milderte ihre Wirkung. Still, zuweilen ein rührendes Lied summend, wanderte Ludwig den heimlichen Gang durch das hochgewachsene Korn. Als er auf die Wiese heraustrat und die Augen aufschlug, bot sich ihm ein höchst erfreulicher Anblick. Etwa noch eine halbe Stunde entfernt lag die Stadt Nördlingen da, von grünenden Gärten umgeben. Der von grauen Quadern erbaute Thurm der St. Georgienkirche — einer der höchsten und stattlichsten in Deutschland — erhob sich in dem klaren sommerlichen Duft freundlich über die Häuser und bildete mit ihnen ein Ganzes, dem man die Eigenschaften der Solidität und Wohlhäbigkeit von weitem ansah. Und rechts und links, auf Straßen und Feldwegen, zu Wagen und zu Fuß erblickte man gepuzte Leute in ländlicher oder städtischer Tracht, welche dem einen Punkte zustrebten. Die Landschaft trug vielleicht eben jezt ihr farbenschönstes Kleid. Ueberallhin wogende Getreidefelder in mannigfacher Abstufung des Grüns und Wiesen mit Blumen geziert, besonders mit der weißen „Meßblume," die den Nieserinnen dazu dient, das „Er liebt mich von Herzen" ꝛc. vorzunehmen, und die in größerer Anzahl darüber verbreitet den Gründen einen besonders heitern Charakter gibt.

Auf Ludwig machte das alles freilich nur traumhafte Eindrücke. Seine Seele lebte in sich selber. Er war in einer Stimmung, wo man traurig ist, aber sich nicht ganz unglücklich fühlt, wo man zugleich mit der Trauer eine Lust der Ergebung empfindet, die alles Schmerzliche in gemildertem Lichte sehen läßt. In dem Menschenherzen sind wunderbare Quellen des Trostes, die sich aber nur öffnen, wenn es bedrückt wird. Dann erhebt sich eine Kraft in ihm, die in sanfter Strömung Linderung bietet, und die, wenn sie die früheren Hoffnungen nicht mehr beleben kann, doch wenigstens ihr Grab verschönt. — Als Ludwig die Erfahrungen der lezten Zeit an seiner erweichten Seele vorüberziehen ließ, regte sich leise und leise sogar die Hoffnung wieder. Die Sehnsucht erblickte in weiter Ferne Bilder des Glücks, und das junge Herz fand ihre Verwirklichung nicht mehr so ganz unmöglich.

In der Stadt angekommen, ohne recht zu wissen wie, ging er zuerst auf den Markt beim Rathhaus und hatte dort kurze Ansprachen mit verschiedenen Kameraden. Dann trieb er sich in bunter Menschenwoge bei den Meßständen umher und kaufte einiges zu Geschenken. Als er müde war, suchte er den „goldenen Ochsen" auf, wo die jungen Leute seines Dorfes einzukehren pflegten. Fröhliche Musik erschallte von den Fenstern des ersten Stocks. Er fühlte keine Neigung, sich unter die Jugend zu mischen, trat in die untere Stube, ließ sich einen Krug Bier geben und sezte sich in eine Ecke. Nach und nach regten die wohlbekannten Töne des Horns und der Clarinette doch eine Neugierde in ihm an, und er ging in den Saal hinauf, um dem Tanze zuzusehen.

Das erste, was ihm in die Augen fiel, war Hans, der sich mit Regine im Tanze drehte. Sein Herz klopfte; er spähte im ganzen Saal umher, um die zu erblicken, die er liebte. Endlich sah er sie in einer Ecke stehen, den Blick auf die Tanzenden gerichtet, die Gedanken aber sichtlich anderswo.

Das Hierseyn des verlassenen Mädchens war dadurch veranlaßt, daß Hans erklärter Hochzeiter der Regine geworden war. Als solcher wollte er Regine zur Messe führen, aber diese, die das arme Kind gern wieder bei einem Vergnügen gehabt hätte, erklärte, sie gehe nicht ohne Annemarie. Das gute Mädchen, wenn sie kein Störenfried seyn wollte, mußte dem Paar nun wohl Gesellschaft leisten.

Ludwig blieb wie angewurzelt stehen und betrachtete sie, ohne von ihr gesehen zu werden, in erschreckter Freude. Ihr Gesicht war nicht nur blässer, sondern auch etwas schmaler geworden; aber wie schön und fein war es! Die Trennung von ihm machte ihr mehr Herzeleid als ihm selber, das mußte er sehen! Sie hatte ihn nicht vergessen, sie hing treu an ihm, sie grämte sich! Reue, Mitleid, Liebe, Bewunderung stürmten auf ihn ein, seine Wangen glühten, ein unendliches Verlangen ergriff ihn, mit der Geliebten zu reden. Plötzlich faßte er einen Entschluß. Er ging auf sie zu und fragte: ob es erlaubt wäre mit ihr zu tanzen.

Das Mädchen schrack zusammen und starrte ihn an. Sie zog die Hand, die er ergriffen hatte und die in der seinen bebte, zurück, aber er ließ sie nicht los. Mit dem herzlichsten Tone sagte er: „Ich bitte dich, Annemarie!" und sah sie mit einem Blick so voll Liebe, Reue und Ergebung an, daß die Kraft zum Widerstand ihr versagte. Erröthend, zitternd, in tiefster Verwirrung ließ sie sich von ihm zum Tanze führen.

Was soll ich weiter sagen? Ludwig fand Gelegenheit, sich gegen Annemarie über alles auszusprechen: wie Vater und Mutter drohend von ihm verlangt, von ihr zu lassen, wie er versucht habe, ihnen zu folgen, wie es ihm aber unmöglich sey, da er keine andere liebhaben könne als sie. Er wolle nun mit seinem Vater sprechen, gleich morgen. Sie müsse sein Weib werden, geh' es wie es wolle. Er versprechе es ihr hoch und heilig, und so wahr ein Gott im Himmel sey, er werde sein Versprechen halten.

Annemarie glaubte ihm: sie fühlte, wie jedes Wort von Herzen kam. Sie verzieh ihm das Vergangene, da sie einsah, welch einen schweren Stand er hatte; sie bewunderte und theilte seinen Muth.

Was fragte ſie nach der Welt? Er gehörte ihr wieder, ihr Leben, ihr einziges Glück! — Sie glänzte in ſeliger Schönheit. Die Freude hatte ihre Wangen nicht nur wieder geröthet, ſondern ſchien ſie auch plötzlich runder gemacht zu haben. Ludwig hatte ſie nie ſo hold geſehen.

Die jungen Herzen erhob ein Gefühl, das ſie vorher nie in dieſer Stärke gekannt hatten: der Heldenmuth der Liebe. Sie ſahen, was ihnen drohte, aber ſie empfanden keine Bangigkeit. Die Kämpfe, die ihrer harrten, waren ihnen beinahe lieb; denn ſie wollten ſich bewähren, ſie wollten zeigen, was wahre Liebe vermöge, und daß man einer ſolchen nichts anhaben könne. Es war ein Schwung in ihren Seelen, daß ihnen nichts unmöglich erſchien. Mögen ſie nur kommen, mögen ſie nur reden — dachten ſie — wir wollen ſehen, wer das Feld behauptet! — Mit dem Glück leuchtete nun auch dieſes heroiſche Gefühl aus den Geſichtern und gab ihnen einen eigenen rührenden Ausdruck. Wer ſie ſah, der wußte, daß ſie einig waren und daß man ſie nicht mehr auseinanderbringen würde. Die einen ſchüttelten den Kopf, andere dagegen nahmen frohen Antheil. Ein ſtattlicher Burſche ging auf das Paar zu, klopfte Ludwig auf die Schulter und ſagte: „Brav ſo! Laß dich nicht irre machen — der Alte muß nachgeben!“ — „Ja, Bruderherz,“ erwiederte der Entſchloſſene, „das muß er, ich kann ihm nicht helfen!“

Ludwig führte ſich nun gerade am ſchönſten auf, er ſtrampfte am geſchickteſten nach dem Takt vor ſeiner Tänzerin, er ſang Lieder vor, die ſich auf ihr Verhältniß bezogen, darunter einige, die er offenbar ſelber gemacht hatte — er zog die allgemeine Bewunderung auf ſich.

Nachdem ſie genug getanzt hatten, nahmen die befreundeten Paare in einer kleinen Stube Platz und ſetzten ſich zum reichlichen Mahle. Ludwig folgte ſeiner Mutter: er ließ etwas darauf gehen, und mehrere von den ſchönen Kronenthalern, die er erhalten hatte, um damit vor Eva zu prangen, blieben im goldenen Ochſen. Gegen eilf Uhr machten ſie ſich auf den Heimweg. Ludwig führte die Geliebte und Regine hielt Hans mit Fleiß etwas zurück, damit die beiden ſich recht ausreden konnten. Die Nacht war ſo ſchön wie der Tag; der Mond, beinahe voll, ſchien hell in's Land, und ſilberne Nebel zogen ſich über die Wiesgründe hin. So wanderten die Glücklichen in dem Feldweg fort, ſich wieder und wieder betheuernd, wie lieb ſie ſich haben, wie glücklich ſie ſeyen und wie ſie ſich treu bleiben wollten bis in den Tod. Vor dem Hauſe des Bäckers nahmen ſie Abſchied, und nochmal ſagte Ludwig an dem Halſe der Geliebten: „Verlaß dich auf mich!“

Den andern Morgen erſah Ludwig ſeine Zeit und ging entſchloſſen in die Stube, wo ſeine Eltern allein waren. Er trat vor ſeinen Vater und ſagte: „Ich hab' etwas mit dir zu reden.“ Der Alte machte ein grimmiges Geſicht, welches zeigte, daß ihm von dem geſtrigen Thun des Sohnes bereits etwas zu Ohren gekommen war. „Das trifft ſich gut,“ erwiederte er, „ich hab' auch etwas mit dir zu reden.“ Und indem er ihn mit verachtenden Blicken maß, fuhr er fort: „Nun ſag mir, was ich mit dir anfangen ſoll! Du haſt alſo wirklich alle Scham verloren? Während ich und deine Mutter glauben, daß du bei Leuten biſt, die dir Ehre machen, verbankettirſt du dein Geld mit einer —“

„Schimpf nicht!“ fiel ihm Ludwig in die Rede; „die Annemarie iſt das draufſte und ordentlichſte Mädchen! Und weil's doch heraus muß, ſo ſag ich dir jetzt: die und keine andere wird mein Weib! Ich hab' euch folgen wollen, ich hab' mir die gröſte Müh' gegeben; aber es geht nicht — ich kann ohne die Annemarie nicht leben! Und ich hab' ihr's geſtern geſagt, und ſie hat mir's geſagt, und wir haben uns verſprochen vor Gott im Himmel, daß wir uns treu bleiben wollen, und wir halten unſer Wort!“

Der Alte war erſtarrt. Er hatte in der Geſchichte auch jetzt noch nichts als eine ärgerliche Liebelei geſehen und fürchtete im ſchlimmſten Fall einen Ausgang, der den Buben in's Geſchrei bringen und die Heirath mit Eva verderben konnte. Daß ſein Sohn, der Sohn des Angerbauern, daran denken könnte, ein Mädchen wie Annemarie zum Weib zu verlangen, das hätte er ſich nicht im Traum einfallen laſſen. Er ſah ihn ordentlich erſchreckt an, wie einen plötzlich Tollgewordenen, und brachte mit Mühe die Worte heraus: „Was — willſt du thun?“ — Ludwig erwiederte mit entſchloſſenem und zugleich bittendem Tone: „Ich will die Annemarie heirathen, ich kann nicht anders, Vater!“

Der Angerbauer zuckte und ſeine Fauſt ballte ſich. Noch hielt er die Wuth, die in ihm aufkochte, zurück, aber mit ſolcher Anſtrengung, daß ſeine Glieder zitterten. Er fragte: „Wovon wollt ihr denn leben?“ — Ludwig verſetzte: „Die Annemarie iſt nicht ſo arm, ſie hat auch etwas, beinahe tauſend Gulden, und mit dem, was ich kriege —“ — „So?“ ſagte der Alte, „wer gibt dir denn etwas?“ — „Nun,“ verſetzte Ludwig, „du würdeſt mir doch —“ —

Der Alte lachte mit bitterem Hohn. „Wie!“ ſagte er, „bildeſt du dir ein, daß ich Geld ausgebe, um eine ſolche Söhnerin zu bekommen? Biſt du von Sinnen? Nicht einen Heller bekommſt du von mir!“

„Laß ab, Ludwig!“ rief die Mutter, die geängſtet zur Seite geſtanden hatte, „laß ab, um Gotteswillen! Er thut's nicht, er kann's nicht thun! Haſt du denn allen Verſtand verloren?“ — „Nein,“

verſetzte Ludwig feſt, „ich hab' meinen Verſtand noch ganz, und ich laß nicht ab, denn ich hab's wohl überlegt, was ich thu'. Die Annemarie wird mein Weib, mag geſchehen was da will — das iſt meine letzte Rede!"

Nun war die Kraft, mit welcher der Angerbauer den Ausbruch ſeiner Wuth niedergehalten hatte, zu Ende. „Wie!" ſchrie er den kecken Sohn an, „du unterſtehſt dich, mir zu trotzen? So weit treibſt du die Unverſchämtheit? Du nichtsnutziger Burſche! Du frecher Bube! Heirathen willſt du ſie? eine Bettlerin? Du Dummkopf! Siehſt du nicht, daß die ſchlechte Perſon nur nach deinem Geld angelt?"

Ludwig hatte die Schmähungen, die ihn betrafen, ruhig über ſich ergehen laſſen; aber bei den letzten Worten fuhr er auf. „Die Annemarie iſt das rechtſchaffenſte Mädchen unter der Sonne! Wer anders ſagt, iſt ein Lügner!" — Der Alte erhob den Arm und that einen Schritt gegen den rebelliſchen Sohn, um ihn niederzuſchmettern; aber die Mutter fuhr dazwiſchen. „Um's Himmelswillen," rief ſie dem Raſenden zu, „thu' das nicht! Siehſt du nicht die Leute, die draußen ſtehen?" Der Vater ließ den Arm ſinken, aber nur um den Sohn deſto grimmiger mit Worten zu treffen.

Ich verzichte darauf, dieſe Scene weiter zu ſchildern. Der Zorn iſt eine Art von Wahnſinn. Hat er einmal die Dämme der Vernunft und der Sitte durchbrochen, dann kennt ſein Wüthen keine Grenzen mehr. Er will den Gegner vernichten und greift darum zu den gröbſten Schmähungen, weil ſie die tödtlichſten ſind. Der Zornige kann mit dem ehrlichſten Ingrimm und mit der wahrſten Empfindung Dinge ſagen, deren Ungerechtigkeit er bei ruhigem Blute beſſer einſehen würde, als irgend ein anderer. Nur die Ungerechtigkeit kann ihm genug thun, er lebt von ihr, er ſchwelgt in ihr. Die Worte, die dem Angerbauer angreifend und dem Sohn abwehrend an dieſem Morgen noch in den Mund kamen, würden in dieſer Darſtellung keinen Platz finden. Noch einmal ging der Alte auf Ludwig los, um ihn niederzuſchlagen; noch einmal trat die Mutter dazwiſchen und hielt ihm den Arm. Endlich rief er mit ſchäumendem Munde: „Fort, fort! Aus meinem Hauſe! Du biſt mein Sohn nicht mehr! Fort!" Und Ludwig verſetzte: „Sorg' nicht, ich geh', und nie wirſt du mich wieder ſehen!" Er öffnete die Thüre und ging hinaus. Die Mutter wollte ihm nach, aber der Angerbauer hielt ſie mit eiſernem Arm. „Laß ihn, er ſoll fort und mir nie wieder unter's Angeſicht kommen!"

In einer Art von heroiſcher Trunkenheit ging Ludwig in ſeine Kammer, packte die nothwendigſten Kleidungsſtücke in ein Tuch und wanderte mit dem Bündel durch den Garten auf's Feld hinaus. Es war ihm ordentlich wohl zu Muthe. Er wollte ſich an ſeinem Vater rächen, und er wußte, wie er das konnte. Geſtern hatte er zufällig gehört, daß ein weitläufiger Anverwandter im untern Ried einen Knecht brauche. Zu dem wollte er gehen und ſich bei ihm verdingen. Er wollte als Knecht dienen, zur Schande ſeines reichen Vaters, und ſo lange aushalten, bis dieſer ihn ſelber bäte, wieder zu ihm zu kommen und — Annemarie zu heirathen. Dieſer wollte er ſchreiben, ihr ausführlich berichten, wie tapfer er ſich gehalten und dadurch gewiß alles wieder gut gemacht habe. Er fühlte ſich recht als Mann und war mit ſich und beinahe auch mit ſeinem Schickſal zufrieden.

Das Dorf, in welches er zu wandern gedachte, war etwa drei Stunden entfernt. Auf dem Feldweg, den er zunächſt einſchlug, begegneten ihm mehrere Leute, die ihn verwundert anſchauten, zuletzt auch ſein Bruder Andres, der ihn fragte, wo er hingehe. „Fort, in die weite Welt," rief ihm Ludwig zu. — „Wie ſoll ich das verſtehen?" fragte Andres. — „Der Vater braucht mich nicht mehr: geh' heim und ſag' ihm, wo du mich getroffen haſt!" Und fort eilte er. Andres ging etwas raſcher nach Hauſe, als er ſonſt gethan hätte, und richtete den Auftrag aus. Der Mutter traten auf's neue die Thränen in die Augen; der Alte aber rief: „Mag er laufen, wohin er will, der nichtsnutzige Burſche! — ich werde nicht nach ihm ſchicken!" Der ruhige Andres ging zur Mutter und ſagte tröſtend: „Er wird ſchon wieder kommen."

Nach einer heißen Wanderung langte Ludwig im Hofe des Vetters an. Er unterdrückte das Schamgefühl, das ihn anwandelte, und trat äußerlich entſchloſſen, aber doch mit der Schüchternheit eines Menſchen, der ſich anträgt, in die Stube. Der Bauer, ein geſundbagerer, ſonnverbrannter Mann mit angehenden grauen Haaren, war allein da und rief auf den Gruß des Ankömmlings: „Ludwig! Sieh da! Was führt dich zu uns?" Auf das Bündel blickend, ſetzte er hinzu: „Bringſt du mir etwas?" — „Kann ſeyn," erwiederte Ludwig. „Ihr braucht einen Knecht?" — „Ja wohl. Weißt du mir einen?" — „Ich weiß einen." — „Nun?" — „Ich bin's ſelber." — „Du? Mach keinen Spaß!" — „Ich mach keinen Spaß, Vetter, ſondern ſag' Euch die reine Wahrheit." Und er erzählte ihm das Vorgefallene.

Um den Mund des Schmidtbauern (ſo hieß der Mann, vom Hofe) ſpielte ein behaglich ſchadenfrohes Lächeln. Er war einer von denen, die ſich für beſonders geſcheidt halten und denen es höchſt fatal iſt, wenn ſie Einen treffen, der noch mehr Verſtand zu haben glaubt als ſie. Dieſen Verdruß hatte dem Schmidtbauern zu verſchiedenen malen der Angerbauer gemacht, indem er ihm zu Nördlingen, wenn ſie nach einer „guten Schraune" beim Bier ſaßen, ſeine feiner kühneren Behauptungen durchgehen ließ und ihm hie und da ſogar übers Maul fuhr. Den Sohn dieſes

stolzen und hoffärtigen Mannes nun als Knecht im Hause zu haben und dem Alten gelegentlich einmal vor den Leuten sagen zu können, wie er sich mache, war für ihn ein köstlicher Gedanke. Er beschloß Ludwig zu dingen. Zu seiner Beruhigung sagte er sich: „Wenn ich ihn nicht nehme, geht er vielleicht nach Augsburg, um sich als Hausknecht zu verdingen, oder unter die Soldaten, oder Gott weiß wohin, so daß man ihn am Ende gar nicht mehr findet. Bei mir aber lebt er in der Nähe und kann am ersten wieder zur Vernunft gebracht werden."

„Ei, ei, ei, ei!" rief er endlich aus, indem er vergnügt den Kopf schüttelte, „was sind das für Sachen! — Nun," fuhr er nach einer Weile fort, indem er sich zusammennahm und die Miene des Vetters allmählig in die des Herrn übergehen ließ, „wenn du's nicht anders haben willst, so will ich dir nicht entgegen seyn. Du sollst mein Handknecht werden und so viel Lohn haben, wie der vorige. Aber eins muß ich dir sagen: ich ding dich nicht zum Spaß. Ich brauch einen Knecht, der ordentlich schafft und nichts vor andern voraus haben will." — Ludwig versetzte etwas empfindlich: „Ich schaff wie ein anderer und verlang nichts als was mir gehört." — „Nun, mit dem Beding sind wir Handels eins."

Michel, des Schmidtbauern einziger Sohn, ungefähr in gleichem Alter mit Ludwig, kam in die Stube und grüßte den Vetter überrascht und freundlich. „Was sagst du dazu," redete der Alte ihn heiter an, „daß Ludwig unser Handknecht wird?" — „Was nicht noch?" versetzte Michel ungläubig. Der Alte erklärte ihm den Handel, worauf der Haussohn den neuen Knecht mit einem schelmischen und selbstzufriedenen Lächeln betrachtete. Man sah ihm an, daß plötzlich das Gefühl des Höherstehenden in ihn gefahren war. Er eilte in die Küche, um seiner Schwester Madlene, welche seit dem Tode der Bäuerin die Wirthschaft führte, die Neuigkeit mitzutheilen. Als Madlene mit dem Nachmittagskaffee in die Stube trat, grüßte sie den Vetter nur obenhin und mit etwas verzogenem Mäulchen; sie konnte einen Burschen nicht begreifen, der wegen eines geringen Mädchens sich so herabzuwürdigen vermochte. Der Alte sagte zu Ludwig: „Setz dich zu uns; heute kannst du noch mit uns Kaffee trinken. Später freilich —" — „Ich dank' schön," erwiederte Ludwig rasch, „mich dürstets, ich trink Wasser lieber." — „Das kannst du dir draußen am Brunnen selber pumpen," sagte der Alte, vergnügt über die Empfindlichkeit des jungen Burschen, „und trinke so viel als dir schmeckt." — Die Familie setzte sich im Kanzlei zum Kaffee. Ludwig verließ die Stube, ging zum Brunnen, trank tüchtig und nahm sich vor, muthig auszuhalten und alles, was sein neuer Stand natürlicherweise Beschwerliches hatte, mit Geduld zu ertragen.

Nach zwei Tagen wurde an Annemarie von einem Hausirer ein Brief abgegeben, worin der Liebende berichtete, was uns bekannt ist. Der Schluß lautete: „Es geht mir hier recht gut. Ich muß tüchtig arbeiten, aber das ist mir lieb. Bleib mir nur treu wie ich dir, und alles, was geschehen ist, wird zu unserem Glück seyn."

Das gute Mädchen hatte eine seltsam gemischte Empfindung. Die standhafte Treue, die Ludwig bewiesen, erfreute und rührte sie innniglich; aber der Gedanke, daß sie an der Uneinigkeit einer solchen Familie Schuld seyn sollte, fiel ihr schwer auf's Herz. Sie ergab sich für jetzt in ihr Geschick und tröstete sich mit der Hoffnung, daß der Himmel zwei so treu liebenden Herzen zuletzt doch aus ihrer Noth helfen werde.

Im Dorf hatte natürlich das Davongehen Ludwigs den größten Rumor gemacht, und die beiden Tage lang wurde in den Häusern und auf dem Felde, beim Bier und Nachts auf der Gasse von nichts anderem gesprochen. Alle die gegen die Familie des Angerbauers etwas hatten oder sie beneideten, thaten sich von Herzen gütlich und sorgten dafür, daß die Geschichte mit gehörigen Zusätzen weiter verbreitet wurde.

Unser junger Freund Theodor brachte die Nachricht mit einem gewissen Selbstbewußtseyn dem Großvater, indem er ausrief: „Hab' ich's nicht gesagt?" Der alte Pfarrer sah ihn freundlich an und sagte: „Ja, du bist ein ganzer Mann und großer Prophet!" Theodor machte ein etwas verdutztes Gesicht; seine Erwartung, ein mit seinen Gefühlen sympathisirendes „schrecklich! was es doch für Menschen gibt" ꝛc. zu hören, war auf's neue getäuscht. Dieselbe Erfahrung machte er, als er die Kunde brachte, daß Ludwig sich als Knecht verdingt habe. „So?" sagte der alte Herr, „ist die Nachricht gewiß?" — „Ich habe sie von einem Hausirer, der Ludwig selber gesehen hat," erwiederte Theodor. Und ihn ansehend, fragte er: „Was soll nun geschehen? was willst du thun?" — „Wir wollen ihn dienen lassen," antwortete der Pfarrer und begab sich in seine Studierstube. Theodor sah ihm kopfschüttelnd nach; bei dieser Gelegenheit konnte er seinen Großvater nicht begreifen.

(Die Fortsetzung folgt in einer der nächsten Nummern.)

Pariſer Bilder.

(Schluß.)

II. Die Boulevards.

Die Kunſtläden tragen eben ſo den Stempel der Civiliſation, des modernen Salonslebens; ſie folgen der Mode, in welcher Richtung ſie ſich auch bewegt, ſie kennen kein anderes Geſetz als den Geſchmack des Publikums. Heute bringen ſie Porträts und Bilder aus der Revolutionszeit, morgen zeigen ſie nichts als Erinnerungen an die Bourbons oder die Kaiſerzeit, jetzt friedliche Landſchaften und Bilder aus dem Kriegsleben, dann induſtrielle Unternehmungen und Genrebilder aus dem Leben der Roués und Lionnen. Wie ein Kaleidoskop uns bei jedem Drehen ein anderes Muſter, aber immer aus denſelben Elementen zeigt, ſo die franzöſiſche Kunſt, ſo weit ſie auf das Publikum ſpekulirt. Nicht der innere Werth, nicht der äſthetiſche Maßſtab bilde die Skala, ſondern lediglich der vorübergehende Tagesgeſchmack. Es iſt das Luncheon, das déjeûner dinatoire, das Diner, die Promenaden, die Salon, die Balltoilette, nur auf einem andern Felde.

Eines charakteriſirt dieſe Richtung der Civiliſation: das iſt der gänzliche Mangel an Poeſie. Wie es in der Mode als ſchlechter Geſchmack gilt, irgend wie den Charakter, das Weſen im Aeußern zu verrathen, wie dem conventionellen Begriff des Anſtändigen alles untergeordnet wird, wie ſelbſt das Urſprüngliche, Natürliche nur dann erlaubt iſt, wenn die Mode es geheiligt hat, ſo iſt auch die franzöſiſche Kunſt, wie die franzöſiſche Küche nichts als eine im Grunde inhaltsleere Form, die ſich bemüht, durch Extravaganzen die erſchlafften Nerven von neuem zu reizen. Die pikanten Saueen, die ein ſchon in Verweſung begriffenes Wild noch genießbar machen, die Schilderung der raffinirteſten Ueppigkeit, der berechnendſten Grauſamkeit, die ſelbſt die erſterbenſte Phantaſie noch zu erſchüttern vermögen, die Darſtellung des Elendes in ſeiner gräßlichſten Form — im Grunde iſt das alles daſſelbe, es beruht auf demſelben Zuſtand der Geſellſchaft. Der moderne, civiliſirte Reiſende verlangt ſelbſt unter Gletſchern noch Auſtern und Champagner, und auch in der Natur die künſtliche Färbung, welche ſeine ermatteten Augen noch ertragen können.

Der Boulevard des Italiens zeigt das Modeleben in ſeiner höchſten Blüthe und Vollendung, in dem vollen Glanz des Reichthums, ungeſtört von Eindrücken der Außenwelt, welche im Widerſpruch damit ſtehen. Aber freilich auch nur in ſolcher Umgebung kann es die Augen blenden, nur in dieſer Vereinzelung kann es die Hohlheit ſeines inneren Weſens verbergen. Auf dem Boulevard des Italiens iſt alles käuflich, was nur die Sinne zu reizen, was die Leidenſchaften zu verlocken vermag. Jeder Genuß iſt feil, jeder Wunſch zu befriedigen; aber wie mancher verläßt dieſe Perle der Boulevards, ohne ſich etwas anderes als Reue erkauft zu haben!

Beſonders in den frühen Nachmittagsſtunden und am Abend drängt ſich hier alles zuſammen, was Anſpruch darauf macht, zur galanten oder eleganten Welt zu gehören. Die Lions und Lionnen nehmen hier ihr Diner und ihren Kaffee ein, oder ſchlürfen nachher Sorbet und Gefrorenes bei Tortoni, dem erſten Glacier der Welt. Der Fremde wird ſich im Anfang darüber wundern, warum der Beſitzer dieſes berühmten Lokals noch heute, nachdem er ein Millionär geworden, die Räume deſſelben nicht erweitert hat. Aber in dieſem Gedränge liegt gerade einer der Hauptreize des Lokals. Böte daſſelbe für die zehnfache Anzahl Platz, könnte man dort aus und eingehen, ohne Revue zu paſſiren vor dem kritiſchen Blicke der Modewelt, dann würde es lange aufgehört haben, in den Augen der franzöſiſchen Faſhion für elegant zu gelten. — Während in England die Abgeſchloſſenheit in den Kaffeehäuſern eine Grundbedingung iſt, um ſich wohl zu fühlen, jede Bor, wenn ſie einmal beſetzt iſt, als das unverletzbare Aſyl deſſen gilt, der ſich in ſie geflüchtet, um ſich dem Auge der übrigen Geſellſchaft zu entziehen, ſucht im Gegentheil die franzöſiſche Modewelt die Aufmerkſamkeit derſelben zu erregen, überall wo ſie nicht durchaus die Verborgenheit ſuchen muß.

Vor dem Café de Paris und dem Café Cardinal an der Ecke der Rue Richelieu finden ſich immer Maſſen von Flaneurs und Spazlergängern, die die bunte Menge vor ſich vorüberziehen laſſen; aber ſchon die andere Ecke der Rue Richelieu, mit dem Café Frascati, läßt einen Unterſchied in dem Treiben bemerken.

Von dort bis zur Rue Vivienne geht die Modewelt nur noch vorüber, aber sie verweilt nicht mehr. Elegant ist allerdings noch der Boulevard Montmartre bis zur Straße gleiches Namens, der Boulevard Poissonnière und der Boulevard Bonne Nouvelle bis zur Porte St. Denis; aber das Leben hat den eigentlich kosmopolitischen Anstrich, das ächt pariſſiſche Gepräge verloren. Das Théâtre du gymnase dramatique iſt das letzte Zeichen jenes Treibens, welches für die franzöſiſche Capitale als ſolche charakteriſtiſch iſt. Das Leben der Geſellſchaft verſchwindet und das des Volkes beginnt. Die Lorette, die femme entretenue, welche ſich wohl noch auf den Boulevard Montmartre verirrt, zeigt ſich nie jenſeits des Bogens von St. Denis; die Rue Clery, welche dort mündet, grenzt die ſybaritiſchen Genüſſe, welche an die Zeiten des Verfalls des römiſchen Kaiſerreichs erinnern, ab.

Die Porte St. Denis trägt oben ein Hautrelief, Ludwig XIV. im Coſtüm eines römiſchen Triumphators darſtellend; am Ende des anſtoßenden Boulevards findet ſich auf der Porte St. Martin der König ſogar als Herkules mit der unvermeidlichen Perrücke. Die klaſſiſche Zeit mit dem Haarbeutel, das Antike mit der Perrücke gibt einen ſchlagenden Beweis, welche unglaubliche Macht Paris über die gebildete Welt von jeher ausgeübt hat. Heutzutage iſt es nicht mehr der Hof, der die Mode regiert, es ſind die Kreiſe, welche an die Stelle deſſelben getreten ſind. Die Courtiſane des Hofes führt nicht mehr das Scepter, aber die Maitreſſen des Quartier Breda haben die Zügel der Herrſchaft in die Hand genommen. Es fragt ſich, ob die Welt ſich bei der Alleinherrſchaft doch nicht noch beſſer ſtand als heute bei der Verallgemeinerung.

Die Boulevards St. Denis und St. Martin ſind die Promenade der Epiciers. Während hinter den früher genannten die Straßen der Bankiers und Börſenmänner ſich lagern, kreuzen ſich hier die Gaſſen, an welchen die Gewölbe der Großhändler liegen, denen die Eiſenbahn oder der Kanal St. Martin die Waaren zuführt. Das Theater der Porte St. Martin iſt ſchon ein entſchiedenes Volkstheater, aber ein Volkstheater der Hauptſtadt. Die Läden ſind auf leichtere Börſen, auf genügſamere Gemüther berechnet. Das Café de France auf dem Boulevard Bonne Nouvelle war das letzte Etabliſſement dieſer Art von ungewöhnlichem Maßſtab und Luxus; die Cafés auf den Boulevards der Epiciers entbehren des Modetons ſchon gänzlich, ſie dienen nicht mehr den Flaneurs und Spaziergängern, ſondern nur noch den Habitués der Nachbarſchaft und den Theaterbeſuchern. Die Modewaarenläden pflegen ſchon auf die Neugierde ihres Publikums, ſie empfehlen ihre Waare, ſie markiren die Preiſe, was auf den eleganten Boulevards nicht Sitte iſt.

Mit dem Boulevard du Temple beginnen die Boulevards des Volks. Ein ganzer Haufen von Volkstheatern hat ſich hier zuſammengeballt: das Théâtre des delassemens comiques, des Funambules, de la Gaieté, des folies dramatiques, das Théâtre lyrique und das Théâtre national. Statt der eleganten Reſtaurants haben ſich hier Patiſſiers etablirt, die Karren mit Früchten, die Cocoverkäufer, welche jenſeits der Porte St. Denis ſich faſt nie zeigen, ſind hier ſchon ſtationär. Es finden ſich hier die letzte Paſſage und die letzten Spiegelſcheiben; die Remiſen, welche weiter weſtwärts zu Dutzenden halten, ſieht man nur noch ſpärlich, einer Equipage vor den Läden begegnet man faſt nie. Die Häuſer ſind aber noch fünfſtockig und die Dächer faſt ohne Ausnahme mit Manſarden; im Erdgeſchoß aber nehmen die Läden, welche ſich weiter aufwärts mit Einem Fenſter begnügen, ſchon die doppelte Breite ein. Auf dem folgenden Boulevard, des Filles du Calvaire, ſinken auf der Schattenſeite die Häuſer um einen Stock zuſammen; ein neuer Circus verräth, daß man für die Beſucher und Bewohner dieſer Gegend einen neuen Hippodrom mit volksthümlicherem Charakter errichten will; ſonſt hört der Boulevard auf, das Vergnügen auszubeuten, der Genuß weicht dem Bedürfniß. In den Kunſtläden ſind faſt überall an die Stelle der Kupfer- und Stahlſtiche Lithographien getreten; Heiligenbilder und Porträts erſcheinen ſtatt der Landſchaften oder hiſtoriſchen Gemälde. Der Charakter aller Läden iſt kein allgemeiner mehr, ſondern durchaus lokalfirt. Der Boulevard des Filles du Calvaire beſtimmt nicht mehr den Typus des Quartiers, ſondern empfängt von demſelben das allgemeine Gepräge.

Der Boulevard Beaumarchais, mit dem Theater gleiches Namens, der ſich bis zur Juliſäule erſtreckt und auf der rechten Seineſeite die Avenuen abſchließt, hat durchaus den dieſen Promenaden ſonſt eigenthümlichen Charakter eingebüßt. Es ſind nicht die Fronten, ſondern die Rückſeiten der Häuſer, welche auf der innern Linie den Boulevard begrenzen, zum Theil ſchließen auch kleine, unregelmäßig geſtaltete Buden denſelben ein. Auf der Sonnenſeite, wo die Spekulation lange Reihen vierſtockiger Häuſer mit Manſarden, ganz in der Form der modernen Pariſer Bauart errichtet hat, läßt ſich das tumultuariſche dieſer Bauten noch deutlich aus den Lücken erkennen, welche ſich zwiſchen ihnen finden. Große Holzplätze erinnern an die Vorſtädte und auf der andern Seite ſpricht ſich dieß noch deutlicher aus durch die Trödelläden und die Erziehungsinſtitute für Mädchen, welche ſich daſelbſt finden. Ueberall, wo man dieſen begegnet, kann man ſicher ſeyn, ſich an der Grenze des eigentlichen Luxuslebens zu befinden. Billigkeit iſt die Grundbedingung

der einen, Stille und Abgeschiedenheit ist für die andern erforderlich. Man würde ohne den Namen nicht errathen, daß man auf einem Boulevard sich befindet, so still ist das Leben, so regelmäßig bewegt es sich vom Morgen bis zum Abend. Nur in der Nähe der Julisäule erhält es eine leichte Färbung durch den Platz, auf dem einst die Bastille stand. Die Hauptpassage nach dem Faubourg St. Antoine und nach Vincennes, welche hier durchgeht, hat dem benachbarten Theile des Boulevard Beaumarchais einiges Leben abgetreten. Das Theater Beaumarchais ist fast ganz für die Arbeiter berechnet, etwa so ausschließlich wie das Odeon beim Luxembourg für die Studenten.

Der Boulevard Bourdon, zwischen der Julisäule und der Seine, trägt seinen Namen uneigentlich, denn selbst seine Entstehung knüpft sich nicht an die Stadtbefestigung, sondern an die Bastille, er wird nicht von Häusern, sondern auf der einen Seite durch den Kanal St. Martin, auf der andern durch die Mehlmagazine der Pariser Bäcker eingerahmt. Es fixirt sich also auf ihm, da der Kanal in diesem Theil nicht zum Ausladen dient, keinerlei Leben; er ist eine Straße des Verkehrs, aber er enthält keinen ihm eigenthümlichen. Desto typischer ist dagegen der Boulevard de l'Hopital, der auf der andern Seite der Seine sich vom Platz Walhubert bis zur Barrière de l'Italie erstreckt.

So wie man die Brücke von Austerlitz überschritten hat, spricht aus allen Formen des Lebens, daß die linke Seineseite von einem ganz andern Geiste bewegt wird als die rechte. Schon der weitläuftige Jardin des Plantes verräth, daß Grund und Boden hier vergleichsweise geringen Werth hat. Weitläuftige industrielle Anlagen, die Salpetrière, leer stehende Häuser, provisorische Holzschuppen findet man überall rechts und links des Boulevards. Es ist das Hinterhaus, das Hofgebäude von Paris, die sich hier breit machen. Den Stallungen, den Hundehütten, den Düngergruben u. s. w. entsprechen der Pferde- und Hundemarkt und die Lohgerbereien, welche hier dem Flüßchen Bièvre entlang liegen. Das Leben stagnirt hier vollständig, nur der Sonntag und die beiden Markttage des Marché aux Chevaux verhindern, daß diese Gegend nicht aller auf die Lokalbedürfnisse berechneten Anstalten baar ist.

Am Mittwoch und Sonnabend Nachmittag beginnt gegen zwei Uhr der Markt und ist gegen die Dämmerung beendigt. Es werden hier jedoch nur schwere Arbeitspferde und kleine Ponys, so weit sie nicht zu Luxuszwecken dienen, so wie Esel und Maulthiere zu Kauf gebracht. Die schweren Picards, große den flamändischen Rossen verwandte Karrengäule, und die gleich ihnen größtentheils weißen Porcherons aus der Bretagne überwiegen auf dem Markt. Es ist eine Seltenheit, daß man einem Hut auf demselben begegnet; die Mütze und die Blouse dominiren. Kärrner, Gärtner, Pferdehändler bilden wesentlich das Publikum. Rundum haben sich einige Wagenbauer für Arbeitsfuhrwerk, Riemer, Peitschenfabrikanten, Winkelsattler u. s. w. angesiedelt. Aber der Umsatz von vielleicht je 4 bis 500 Pferden ist zu gering, um ein concentrirteres, ausgebildeteres Lokalleben nähren zu können. Am Sonntag sind allerdings die Schenken voll, wie überall diesseits und jenseits der Octroimauer; aber natürlich findet sich hier nur das Blousenpublikum ein, die Bewohner der Rue Mouffetard und des Pantheonviertels. Eine Cigarre ist hier schon, selbst am Feiertage, ein Luxus, die kleine Thonpfeife und eine Kanne Straßburger Bier oder „Petit-Bleu" das Höchste, was der Geldbeutel vermag.

Auf den Boulevards der rechten Seineseite findet man überall ambulante Verkäufer von Näschereien, sey es auch nur, wie an der Julisäule, ein Stück Gerstenzucker oder Honigkuchen; aber auf dem Boulevard de l'Hopital ist selbst nach Coco, jenem matten Süßholzwasser, keine Nachfrage mehr. Statt dessen werden, besonders an den Markttagen, hie und da in Fett gesottene Fleischscheiben und ein Stück Brod dazu feil geboten; es gilt lediglich den Hunger zu befriedigen. Das Leben der Hauptstadt in ihren äußersten Extremitäten hat alles Specifische verloren; es unterscheidet sich nicht mehr von seiner Umgebung, sondern verschwimmt langsam in derselben.

Die Boulevards von der Barrière d'Italie bis zur Barrière d'Enfer sind die ödesten und stillsten unter allen. Die innern und äußern Boulevards fallen hier zusammen, sie verlieren daher selbst als Communikation an Bedeutung. Der größte Theil von Paris kennt kaum den Namen dieser Boulevards, auf denen man selbst am Tage oft nicht Einem Menschen begegnet. Da wo die Bièvre durch die Stadtmauer tritt, hat man wenigstens noch den Blick auf einiges Leben, denn hier haben einige große Wäschereien sich angesiedelt und der Fremde kann sich durch eigene Beobachtung überzeugen, warum die Wäsche in Paris so außerordentlich rasch verbraucht wird. Sonst sind aber selbst die industriellen Anstalten aus dieser Gegend verschwunden und Gärtnereien an die Stelle derselben getreten.

Vom Boulevard der Invaliden, dessen ich Anfangs erwähnte, zieht sich der Boulevard du Mont Parnasse zur Barrière d'Enfer herauf, aber nur am Sonntage, in der Nähe der Grande Chaumière, entwickelt sich auf demselben ein eigenthümliches Leben, sonst wird er vom Verkehr nur durchkreuzt, aber nicht bewegt. — Unweit der Barrière d'Enfer liegt hart am Boulevard die Sternwarte von Paris. Sie bildet den Knotenpunkt für die Oede und Stille dieser Gegend. Fast diametral dem Boulevard des Italiens gegenüber

gelegen, iſt der Charakter des Obſervatoriums auch der grellſte Gegenſatz der Maiſon dorée und jener glänzenden Anſtalten des Luxus und des Genuſſes. Das Leben an beiden Orten erſtirbt erſt, wenn die Sonne von neuem ihren Kreislauf beginnt; die Bewohner machen hier wie dort die Nacht zum Tage, nur durchleben ſie die einen im üppig geſchmückten Cabinet particulier, die andern auf der hohen Warte, die ſich einſam in die Luft erhebt.

Das Obſervatorium hat ein faſt melancholiſches Aeußere, ſo kalt ſehen dieſe Steinmauern aus, ſo trübe die wenigen Fenſter, welche das Gebäude erhellen. Es iſt ein würdiger Palaſt für jenen großen Forſcher, für jenen ehernen Charakter, der ſich allein rein und unbefleckt erhalten in der ſturmbewegten Gegenwart. Arago hat auf die großen Geſetze des Weltalls vertrauen gelernt, an deren Erforſchung er ein halbes Jahrhundert gearbeitet; die Ereigniſſe eines Tages haben in ſeinen Augen keinen Werth. Die Nachtwachen haben den klaren Blick ſeines Geiſtes nicht getrübt, ein Leben der Arbeit und Entſagung, der bitterſten Täuſchungen jeder Art hat die eherne Feſtigkeit ſeines Charakters nicht gebrochen. Wie das Obſervatorium, das er bewohnt, hart an dem äußerſten Umkreis von Paris liegt, auf dem einſamſten der Boulevards der wankelmüthigen, beweglichen Stadt, ſo umgibt eine Art Stille alle Handlungen Aragos. Er lebt nicht für die Gegenwart; er ſieht ſich als den Bevollmächtigten künftiger Zeiten an. Wie ſo häufig wird auch ihn die Welt ſchätzen lernen, wenn ſie ihn verloren hat.

Aus dem Thüringer Walde.

I.

Viele ſind der Beſorgniß, daß der Thüringer Wald binnen kurz oder lang aufhören könnte ein Wald zu ſeyn, ſo unabläſſig dröhnt die Axt an ſeinen Berggeländen; die Stämme der mächtigſten Tannen und Fichten rollen die ſteilen Bahnen hinab, und Wagen und Schlitten wälzen und ſchleifen das gefällte Holz in die Ebenen und Städte gen Norden. Andere hegen nicht dieſe Furcht. Denn wenn der Wanderer die uralte Straße, den Rennſteig oder Rinnſteig, der vom Inſelsberg ſich über den Kamm des Waldes bis an die Saale und das Frankengebirg hinzieht, und deſſen Name ſo dunkel und myſteriös iſt als die Entſtehung und Beſtimmung der Straße ſelbſt, wenn er ihn verfolgt von ſeinem Anfang im Nordweſten bis wo er ſich im Südoſten verliert, ſo ſieht er links und rechts unermeßliche Waldlehnen, wenn auch nicht Urwald, doch ſo kräftigen, bunten Jugendwuchs aus Tannen, Fichten, Eſchen, Ulmen, Eichen, daß noch ſpäte Generationen unter ihren Schatten ſich lagern, in ihren Schlägen ſich verirren können. Ja ein gelehrter Wanderer, der ohne Führer, aber mit Karte und Kompaß dieſen ganzen, ſchon oft verlorenen und überwachſenen Weg aufgeſucht, verſicherte mich, daß er hie und da durch Wildniſſe gekommen, wo beide Hülfsmittel nebſt ſeinem ſcharfen Auge ihm kaum geholfen, um die Richtung zu behalten, und wie Cäſar vom hercyniſchen Walde gewußt, daß ein Deutſcher neun Tage gebraucht, um ihn von Süden nach Norden zu durchwandern, ohne auf Anſiedlungen zu treffen, ſo ſey ihm Aehnliches auf beinahe eben ſo viel Stunden begegnet. Das iſt viel und beweist eben nur, daß man in Deutſchland, wenn man will, der Kultur noch immer aus dem Wege gehen kann.

Auch ſchützt die Natur ſelbſt vor einer zu raſchen Ausrottung der Wälder, weil ſie dem Gebirge zwar nicht die Quellen, doch die rauſchenden, mächtigen Gebirgsbäche verſagt, auf denen das Holz ſchnell und in Maſſe nach den Thalgegenden geſtößt werden kann. Das hält der Thüringer, und wir mit ihm, freilich für keinen Vorzug, und gern würde er ſeine Berge gehoben ſehen, damit ſie die Wolken küßten und aus der Umarmung nie verſiegender Waſſervorrath erwüchſe. Das aber iſt ihnen verſagt. Es fehlt zwar nicht an einzelnen Moräſten, aber an jenen nie austrocknenden Hochmooren, aus denen in höheren Gebirgen die Quellen beſtändige Nahrung ſchöpfen. Sie ſickern hier aus den Kalkſteinſchichten, oft in der Tiefe, unter waſſerloſen Felslagerungen, die den Berg über ihnen bilden, anſpruchslos hervor; aber die dörrende Hitze andauernd heißer Sommer dringt auch durch dieſe Schichten und läßt ſie zum Leidweſen der Umwohner verſiegen. Die Thüringer Waldbewohner haben in dieſem Jahrhundert traurige Jahre erlebt, wenn der Waſſermangel ſo groß ward, daß die Dorfobrigkeit genöthigt war, den letzten Quellbrunnen zu verſchließen, und den Berechtigten ihr Quantum Waſſer zugemeſſen werden mußte. Es kam mehr als einmal vor, daß die Bewohner der auf den nackten Bergrücken gelegenen Dörfer ihr Vieh in die Thäler hinabtreiben mußten, um ſie in den kleinen Flüſſen zu tränken. Oft, wo dieß nicht thunlich, koſtete es die letzten Kräfte des Zugviehs, das Waſſer in Fäſſern für die verkommenden heraufzuſchleppen. In dieſem Juli drohte dieſelbe Noth; die Gewitterregen im Auguſt erſchienen als eine Erlöſung zur rechten Zeit.

Dem Walde kommt noch zu Hülfe, daß er größtentheils Kammergut iſt. Dieß würde zwar nicht unbedingt die Abholzung hindern, im Gegentheil muß in vielen Fürſtenthümern Thüringens der Holzſchlag den leck gewordenen Kaſſen in der Reſidenz aufhelfen, und die Bewohner des Berglandes ſehen mit unverholener Betrübniß, wie das Mark ihres Landes nach den Städten waudert und der Hungrigen viele im Flachlaude ſpeiſt. Sie ſind auf den Troſt angewieſen, daß eine verbeſſerte Forſtwiſſenſchaft ihren Enkeln und Urenkeln Ausſichten eröffnet. Es iſt ein magerer Troſt, der die Hungrigen nicht ſatt macht; und der Hungrigen werden in dieſen Diſtrikten immer mehr. Ganz kann man ihren Klagen an den Tiſchen der regierenden Herren auf die Dauer das Ohr nicht verſchließen. Sie bitten und fordern, daß wenigſtens von einem geringen Theil des Holzerlöſes ihnen Mittel geboten werden, den Kulturzuſtand ihres ſterilen Bodens zu verbeſſern und ihnen Nahrungsquellen zu eröffnen. Doch wird freilich von der andern Seite erwiedert: „Was hilft es, wenn wir für ſie da oben ſorgen, wo ſie nicht ſelbſt für ſich ſorgen mögen? Die Induſtrie hat dort oft angeklopft, aber es iſt ein verſeſſenes Geſchlecht, das hinter der Ofenbank nur hervor will, um das zu thun, was ihre Väter gethan und nicht mehr.“ — Dem Walde kommt noch zu gut, daß die fürſtlichen Kammern für das zu verkaufende Holz

sehr hohe Preise stellen, Preise, die oft in der Nähe des Waldes höher sind, als in den großen Marktstädten, wo die Concurrenz den Werth des angefahrenen Holzes zuweilen nicht unbedeutend niederdrückt. In manchen armen Gebirgsgegenden, z. B. Schlesien, war der einzige Comfort und Luxus der dürftigen Bewohner — die warme Stube. Sie heizten auch im Sommer, sie waren stolz darauf, es zu können. In Schlesien ist das schon lange nicht mehr der Fall, das Holz ist auch dort sehr theuer. Die Anwohner des Thüringer Waldes dürfen es auch schon lange nicht mehr zu ihrer Lust und Freude verbrennen, obwohl der Sinn für Sparösen bei ihnen darum noch nicht erwacht scheint.

Der Thüringer Wald, obgleich er sie trennt, ist keine hermetische Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland. Das Kreuzerland macht Streifzüge und Eroberungen nach Norden; steht doch der Staat Schwarzburg-Rudolstadt, obgleich er gar nicht über die Berge hinausreicht, seit einigen Jahren auf dem Guldenfuße, und seit wie lange ist das bayerische Bier in Thüringen eingedrungen! Ueberhaupt ist der Rennsteig so wenig eine Mauer mit Zinnen und Schanze, als die Päße des Waldes längs jäher Abgründe durch tiefe Thäler führen, überhangen von Felsen, auf denen Sommerschnee lagert. Es geht, reitet und fährt sich ganz bequem hinüber, wie dieß die Völker- und Kriegsgeschichte seit Jahrhunderten bewiesen hat. Ein Wall sollte der Thüringer Wald im Jahr 1806 der preußischen Armee werden, um auf der Flanke durch ihn gesichert, frei gegen den Rhein operiren zu können; er ward für Napoleon nur das Netz und die Schlinge, durch welche vorbrechend er seine Gegner umgarnte, im Rücken angriff und vernichtete. Die Geschichte weiß von keinem Fall, wo der weithingestreckte Gebirgszug ernsthaft gegen andringende Kriegs- und Völkerschaaren vertheidigt worden wäre. Auch in den Kriegen des frühen Mittelalters, des Wogens und Wallens der Völkerstämme gegen einander, bildet er erweislich keine Mauer, noch ward hüben oder drüben der Versuch gemacht, daß man einen Völkerstrom daran stauen wollte, wie dieß allerdings mit der Saale geschehen ist, um die germanischen Gauen vor dem Anprall der Sorbenwenden zu schützen. In grauer Vorzeit ward einmal die kleine Unstrut traktatenmäßig die Grenze des Thüringer Reiches gegen Norden; der Thüringer Wald ist es faktisch so wenig geworden, daß, wie in der Vorzeit das alte Thüringen weit südlich darüber hinaus reichte, in einer spätern fränkischen Recht und fränkische Einrichtungen vielfach in seinem Norden galten.

Bei allen Theilungen der sächsisch-thüringischen Fürsten ist keine der Art zu Stande gekommen, daß die Besitzungen diesseits und die jenseits in den Gesammtbesitz eines oder mehrerer Herren gekommen wären. Es waltet hier die uralte bunte Zerstückelung des deutschen Reiches noch im Kleinen ob, und der Fuß des Wanderers mag in wenigen Stunden Frist durch sehr vieler Herren Länder eilen; aber wie instinktartig behielt jeder, der es konnte, einen Strich diesseits und jenseits des Gebirges, um mit einem Fuß im Süden, mit dem andern im Norden zu seyn. Die im Herzen Deutschlands zu Hause sind, können am wenigsten eine Trennung der Glieder wünschen.

Dem Herzog von Coburg-Gotha sind zwei schöne Länder diesseits und jenseits zugefallen. Nach manigfachen Convulsionen der sächsischen und fränkischen Natur wird man endlich eine gemeinschaftliche Verfassung, wenigstens eine Vertretung Aller in Einem zu Stande gebracht haben; aber wie fern im Norden liegt Gotha, wie fern im Süden Coburg, der Hochwald zwischen ihnen! Und auch von seiner höchsten Spitze konnte man weder nach der Hauptstadt und Residenz im Norden, noch nach der im Süden sehen. Dieß soll nun geschehen, und ist vielleicht in Ausführung gebracht, wenn diese Zeilen gedruckt sind. Der Herzog von Gotha läßt auf dem Schneekopf, der zu seinem Territorium gehört, einen hohen Thurm aufmauern, welcher dem Thüringer Waldgebirge endlich eine von allen Seiten erkennbare Spitze gibt. Schon sieht man aus der Erfurter Ebene und von den fränkischen Bergen einen schwarzen langen Streifen wie einen Fahnenmast in den Horizont ragen. Warum fehlt die Fahne daran? Und wird sie je auf dem Gipfel des Thurmes flattern, die Fahne der Einheit, sey's auch nur der Einigkeit, der deutschen Stämme, die in die Lüfte ruft: weder die Berge noch die Ströme trennen ein Volk, was nur Einen Willen, Ein Streben hat? — An dem Fürsten, welcher den Thurm aufrichten läßt, hat es nicht gelegen, daß die Fahne dort oben nicht in den Lüften rauscht. Es steckt wenigstens ein Wahrzeichen auf: so niedrig ist die Mauer, die euch trennt; nur den Arm braucht es auszustrecken, und ihr seht euch und seht, daß ihr Brüder seyd. Euch den Arm zu reichen und die Hand zu schütteln, das ist eure Sache. — Die von Coburg und Gotha werden es thun, aber dennoch mit wie verdrießlichen Gesichtern! Wie glaubt jeder, daß er verlieren, zu viel nachgeben könnte!

Auch landschaftlich ist die Aufrichtung des Thurms von Bedeutung. Die weichen Linien des lang hingestreckten Bergzuges enthehren, bis auf den Ausläufer gegen Norden, den Inselberg, der seinen Namen von der Sache selbst trägt, einer legend heraustretenden Spitze. Eine blau verschwimmende Masse, gewähren sie dem Auge einen nebelhaften Hintergrund, aber es verlangt doch auf die Länge nach Formen, Unterscheidungspunkten. Man will, wenn man länger verweilt, sich orientiren; so wird der aufsteigende Thurm schon jetzt von den Umwohnern

als ein wichtiges Merkzeichen mit großem Interesse betrachtet, und von Süd und Nord eilt man hin, um der immer weiteren Aussicht sich zu erfreuen. Unter den überwachsenen Bergrücken konnte man nur von dem nächstgelegenen Bärberge das wogende Meer der fränkischen Vorgebirge übersehen, die nördlichen Abhänge blieben auf dem Hauptzuge des Thüringer Waldes fast ganz unsichtbar. Die Aussicht vom Thurme, wenn er seine höchste Höhe erreicht hat, wird sehr weit nach beiden Seiten reichen und zum Theil eine schöne bleiben. Man meint, der Thurm würde schon jetzt diese Höhe erreicht haben, wenn es nicht im Interesse der Arbeiter läge, die Gerüste noch zu erhalten, um die kleinen Geschenke der Fremden einzuziehen, welche, ehe das Werk fertig ist, sehen wollen, was sich zur Zeit sehen läßt.

Unfern zu Füßen dieses Schneekopfs, der nun bald ein Berg werden soll, genannt und berühmt im Centrum von Deutschland, liegt ein Wirthshaus, ehedem nur ein Försterhaus, nunmehr eine Bergschenke; es ist vielleicht bestimmt, einst ein europäisches Hotel zu werden. Die Schmücke — der Name scheint ursprünglich einer Wasserrinne anzugehören — verdankt ihre zeitweilige Berühmtheit nicht ihrer schönen Aussicht, denn man übersieht von hier nur einige Bergkuppen und Thalmündungen nach der fränkischen Seite zu, sondern ihrem Wirthe und dem Drange der Umwohner links und rechts, von Abend und von Mittag, sich durch das Gebirge nicht trennen zu lassen, sondern bei froher Gelegenheit einander in's Auge zu sehen, die Hand zu schütteln, mit einander zu singen und — wir sind Deutsche — zusammen zu trinken. Da seht ihr sie, wenn Pfingsten gekommen, „das liebliche Fest," an schönen Sonn- und Festtagen, vereinzelt, paarweise, in Rotten und in Schaaren, die steilen Bergsteige hinaufklimmen, auf den Wegen, die immer gebahnter werden, marschiren, fahren — nur die Maulthier- und Eselritte fehlen noch — um oben in Gottes Natur sich zu freuen. Franken und Sachsen und Thüringen senden ihre Söhne, oder es treibt diese Söhne vielmehr selbst nach der lustigen grünen Höhe, durch das Rauschen der mächtigen Gebirgstannen, durch das Plätschern der stillen, bescheidenen Quellen, um aus sich und der Gewohnheit des Alltags heraus einen Feiertag zu feiern unter Gottes freiem Himmel.

Was geht mich das Wie an, wie sie ihn feiern, ob mit Bier oder mit Wein, ob das Faß zu tief ausgestochen wird und die Gläser zerspringen, ob die Lieder, die sie singen, mit dem Ort und der Weihe, welche die Natur ihm aufgedrückt, stimmen oder nicht? Es bleibt doch immer eine Sabbatfeier innerlich religiöserer Art, als die, welche die englische Kirche ihren gepreßten Anhängern aufdringt. Der altgermanische Charakter schlägt immer wieder durch, durch alle Einimpfungen und Angewöhnungen; wenn ihm wohl seyn soll außer der Ordnung, zieht es ihn nach den Berggipfeln, die frei ausschauen in's Land, und an die dunkle Sagen, historische Erinnerungen sich knüpfen. Was bietet der Brocken eigentlich dem Reisenden? Unter allen schönen Harzpunkten ist er der mindest interessante; aber trotz der Kritik, die jeder sich selbst macht, ist sein Gipfel, das Brockenhaus, täglich so voll Reisender, daß für den Herensabbat gar kein Platz mehr wäre. Wo alte Burgen auf Felskegeln und Bergspitzen verfallen, sie bleiben das Ziel der feiernden Umwohner, trotz des Krieges, den der Radikalismus auch den Ruinen des Mittelalters erklärt hat. Der Sinn des Deutschen verlangt da oben, draußen im Freien, im Wehen der Lüfte der Vorzeit, eine Weihe, die ihm in der Werkstube, am Schreibtisch fehlt. Er gesteht es sich nicht immer ein, aber der unbewußte Drang ist da, und nicht etwa nur bei dem gebildeten und überbildeten Touristen. Es sind in den Gebirgsgegenden die Männer der Werkstube, es sind auch die, deren Hand Werkeltags den Besen führt, dieselben, welche Faust auf dem Spaziergange sieht, die aus der Gassen dumpfem Gedränge hier heraufpilgern. Sogar mit Blechinstrumenten kommt eine Jünglingsschaar mühsam den gewundenen Weg herauf, lockt mit Waldhorntönen die Stimmen des Waldes heraus und jauchzt die Frische und Freiheit an.

Auf einer Wiese steht ein graues hölzernes Haus mit dem Bleianstrich, welchen die Witterung den hölzernen Baulichkeiten auf sturmumfegten Gebirgskämmen so bald zu geben pflegt. Was haben sie da, wenn es das Bischen Aussicht nicht ist, das zwischen einem oder einigen Durchhauen im Tannenwald sich aufthut? Allerdings eine Silberquelle, die ihr eiskaltes Wasser aus dem Rohr in den Trog rieseln läßt, Tag und Nacht, und für den Feinschmecker köstliche Forellen; auch fehlt es der Speisekammer und dem Keller seit Jahren nicht an leckereren Genüssen, als sie in der Regel eine Gebirgsschenke gewährt. Aber den Schwerdruck gibt der Schenke ihr Wirth.

Herr Joel ist eine Rarität aus der Zeit, wo die Wirthe seiner Art es noch nicht waren. Nur im Süden, in den Ausläufen der Alpen, und auch da nur in den bayerischen und österreichischen Provinzen, sind Exemplare dieser breiten, runden Gasthaltern mit glänzendem Vollmondsgesicht, blinzenden schelmischen Augen und gebieterischem Blicke noch zu Hause; die da sitzen auf eigenem Grund und Boden, durch Generationen ererbtem, welche die Hände im Gurt oder in den Seitentaschen, den Gast sich ansehen und dann erst gnädig ihm zunicken: nun ja, er könne wohl Aufnahme finden! die Herrn sind über ihr Gesinde, Tyrannen in der Familie, mit Augenzwinkern und hingeräusperten Worten gebieten; die sich nicht vom Tisch oder Glase rühren, wenn der Gast zur

Thür eintritt, am wenigſten wenn er es als Herr thut und gebieten zu können glaubt, weil er das Geld gibt und der andere es empfängt. Dieſes ſtolze Geſchlecht iſt auch dort im Ausſterben, denn die Induſtrie muß nach dem unwandelbaren Naturgeſetz über das Ureigene ſiegen, und wo die Gaſtgeberſchaft vom Grundbeſitz ſich trennt und in die Hände von Pächtern und Miethern übergeht, wird es von ſelbſt anders. Es wäre ſogar unnatürlich, wenn es ſo bliebe; grobe Traiteurs ſind nicht auszuſtehen. Wer dem Erwerb nachgeht, muß ſich ſchmiegen, er ſoll darauf lauſchen, was denen gefällt, von denen er lebt.

Herr Joel auf der Schmücke iſt auch nur ein Pächter, obwohl einer, der keinen Pachtſchilling zahlt, und wenn wir in ihm den behaglichen Wirth der alten Zeit wieder finden, iſt etwas Kunſt dabei untermiſcht. Seine Treuherzigkeit und gelegentliche Grobheit hat eine Unterlage von Schlauheit; aber das ſchadet nicht, wo die Rolle gut durchgeführt wird. Sie ſteht ihm wenigſtens ſo gut, daß man ſagen kann, ſie iſt ihm zur andern Natur geworden. Wer fordert mehr? Er ſchreibt etwas höhere Zechen an als die Wirthe unten; aber der Transport der Lebensbedürfniſſe iſt durch die Iſolirung und Höhe des Orts ſchwierig und koſtſpielig, und in wenigen Monaten muß der Verdienſt des Jahres herausgebracht werden. Wenn „Herrſchaften“ den hohen Ton auf die Höhe mitbringen, ſoll Joel auch mit doppelter Kreide ſchreiben können; wenn aber Schüler und andere Wanderer ängſtlich nach der Rechnung fragen und ihren ſchmächtigen Beutel vorziehen, kommt es auch vor, daß er ihnen nur die eigenen baaren Auslagen anrechnet.

Aber weder das Vollmondsgeſicht und die Aſſurance, noch Wohlbeleibtheit und Grobheit machen allein den vollkommenen Wirth der alten Zeit. Zur Herſtellung der Behaglichkeit gehört auch ein derber Witz, der Scharfblick des Pſychologen, der ſofort an ſeinem Manne erkennt, was bei ihm angebracht iſt, was nicht. Der gute Wirth vom Hofenband, in dem Shakeſpeare einen Prototyp dieſer Klaſſe hingeſtellt, vielleicht nur nach andern Vorgängern ausgebildet hat, kennt ſeine Leute, ſeine Zeit, trotz der bombaſtigen Großſprecherei, in der er alle und jeden zu überfluthen ſcheint. Er muß in einem gewiſſen Kreiſe ganz zu Hauſe ſeyn, ſeine Fühlhörner aber weit hinaus ſtrecken, und wenn er einen geiegentlichen Schlag damit in Regionen verſetzt, wo er nicht zu Hauſe iſt, doch den Schein bewahren, daß er es iſt. Mit dieſem Witz iſt der Wirth der Schmücke ausgeſtattet, und der Ruf, daß er es ſey, hilft ihm nach. Man erzählt ſich weit und breit ſeine glücklichen Impromptus.

Ich kam übermüdet von einem ungewöhnlich langen Wege über die Berge; es war einer der heißeſten Julitage geweſen. Die alte Bergſtraße, deren Erbauer in den Mythus verſunken ſind, war todteinſam. Aus den Schluchten verſuchte ſchon der Abendwind ſchlüchtern ſeine Rechte in der glühenden Luft geltend zu machen, einzelne Raubvögel kreiſten über den Tannenwipfeln, als das erſte Anſchlagen der Hunde die Nähe der Schmücke verrieth. Aufſteigende Rauchwirbel zeigten den Ort an und bald lag das graue Gehöft im Wieſengrunde vor mir. Mein Verlangen nach einem ſtillen Ruhelager, nur umrauſcht vom Nachtwinde in den Waldkronen, war groß und begreiflich; ich hatte von Engländern gehört, welche, ihre heimiſchen Begriffe von Comfort aufgebend, der Natureinſamkeit wegen hier Tage und Wochen verbracht. Die Silberquelle rauſchte zwar ſtill und einſam vor der gaſtlichen Thür, aber der erſte Blick durch dieſelbe überzeugte, daß die Stille und Einſamkeit drinne nicht war. Die Talglichter brannten nur düſter durch den Tabaksdampf, Bierglöſer und Krüge füllten die Tiſche; es koſtete einige Mühe, über die ausgeſtreckten Beine den Weg zum Wirth zu finden. Er verſtand meine ſtumme Frage. „So geht's bei uns alle Tage.“ — „Alle?“ — „Wenigſtens vom Sonnabend zum Sonntag.“ — Aber ich war doch ſo erſchöpft! Ein Nachtquartier jedem Wanderer, und ſey er noch ſo verſpätet! Die heiligen Rechte der Gaſtfreundſchaft dürfen nicht verletzt werden; und ich ſollte mit zwanzigen oder noch mehr, wenn ſie ausgetrunken oder geſungen, im Speiſeſaal liegen! Zur Zeit der Romantik — und die iſt in jedem Jünglingsleben einmal da — wäre das communiſtiſche Strohlager ein annehmbarer Vorſchlag geweſen; aber ich war dieſer Zeit in jeder Rückſicht entwachſen. — „Wäre denn kein Kämmerchen auf dem Boden, wo es ſey, zu ermitteln?“ — „Unmöglich.“ — Und ich hätte alles darum gegeben, dieſe Nacht ruhig zu ſchlafen. Kaum waren Gedanken in Worte übergegangen, als Herr Joel mit freundlicher Theilnahme ſeine Hand auf meine Schulter legte: „Da tröſten Sie ſich. Es kommen noch Muſikanten aus Jimenau herauf, zwanzig oder dreißig. Die ganze Nacht wird geblaſen und gepfiffen, und wo Sie auch lägen, Sie würden doch kein Auge zuthun.“ Trotz dieſem rationellen Troſte, wußte der praktiſche Wirth indeß doch Rath. Die Jimenauer Muſici bliesen umſonſt ihre Harmonien oder Diſharmonien in die Luft. Ich habe nichts davon gehört. Und der erſte Morgengruß der Sonne hier und ein Trunk aus der Quelle hätten auch eine ſchlafloſe Nacht vergeſſen laſſen.

Die Schmücke iſt auf obrigkeitlichen Befehl zum Wirthshaus geworden. Der Herzog von Gotha ſetzte den Wirth hier in einer ehemaligen Förſterei ein, mit der Verpflichtung, die verirrten Fremden aufzunehmen. Aus der Verpflichtung ward ein recht einträgliches Recht. Das alte Bretterhaus war zu klein, es mußte ein Stockwerk aufgeſetzt, bald angebaut werden. Es fehlte an Möbeln. Herr Joel, der ſein Auge überall hat, machte ausfindig, daß eine alte Burg im Gebirge

viel Mobiliar, aber keine Bewohner habe. Die fürſtlichen Tiſche, Stühle, Betten, Schränke wurden in's Wirthshaus herüber geſchafft. Im Winter, wenn der Schnee bis an's Dach liegt, mag der Aufenthalt in der Schmücke zwar ſeine Romantik haben, aber Herr Joel fand heraus, daß eine ſolche gezwungene Einſamkeit für den Staatsdiener ein Opfer ſey, das den Staat verpflichte, ihm wieder Opfer zu bringen. „Im Sommer habt ihr mir die ſchöne Natur gegeben, um davon zu leben, wollt ihr, daß ich im Winter verhungern ſoll?“ ſchrieb er nach Gotha, und die herzogliche Kammer war noch in der Laune, ihm für ſeinen Opferdienſt ſo und ſo viel Malter Getreide zu bewilligen. Auch klagt er jetzt officiös über den vielen Beſuch. Er ſtört ihm ſeine Waldeinſamkeit, die Schneyſenthaler Schüler brauchen ſo viel Stroh zum Schlafen und zertreten ihm ſeine Haferfelder; er fordert ein Stückchen Land mehr — zur Nothdurft, und es wird ihm wohl gewährt werden.

Inzwiſchen kam man doch auf den Gedanken, daß der Opferdienſt allmählig zu einer ſehr einträglichen Pfründe geworden, und die Rechengenies vermeinten, daß Herrn Joels Anſtellung als eine Pacht anzuſehen ſey. Gegen dieſe ſo ganz irrige Anſicht ſträubte ſich Herrn Joels Rechtsgefühl, und man erzählt ſich, daß er die erſten an ihn abgeſandten Commiſſäre der Regierung, die ſich mit ihm verſtändigen ſollten, in einer Art zurecht gewieſen, welche an die berühmte wenigſtens erinnert, wie Götz von Berlichingen den Herold der Reichsarmee becomplimentirte. Er nahm ſo wenig Vernunft an, heißt es, wie eine ſtreitſüchtige Frau. Endlich fand ſich ein höchſter Regierungsbeamter gedrungen, mit ihm perſönlich zu unterhandeln. Es geſchah anſcheinend gelegentlich bei einer anſcheinend gelegentlichen Reiſe. Der Präſident, welcher von den vorangängigen Verhältniſſen nicht genau unterrichtet ſeyn mochte, ſprach human, ernſtlich und gebietend: ein ſo vernünftiger Mann wie Herr Joel werde wohl ſelbſt einſehen, daß es nicht länger gehe wie es gegangen; der Staat müſſe für ſeine Präſtationen Gegenpräſtationen fordern, der große Verdienſt des Schmückewirths ſey notoriſch; es müßte daher einen übeln Eindruck im Lande machen, wenn derſelbe wie bisher bevorzugt würde; es ſey deßhalb für ihn ſelbſt, um böſes Gerede und Aufſehen zu vermeiden, räthlich und klug, daß er freiwillig ſich zu einer höheren Pacht verſtehe, und wenn er ſelbſt darauf antrage und ſelbſt zu einem angemeſſeneren Pachtſchilling ſich erbiete, werde das ſeiner Sache und Reputation ſehr förderlich ſeyn. Mit ſchlauen Augen der Rede des Präſidenten folgend, hatte Herr Joel zugehört. Er ſchien überzeugt; mit einer raſchen Bewegung, das ſchöne Reſultat eines innern Kampfes, ergriff er des Präſidenten Hand und ſagte: „So laſſen Sie ſchreiben, Herr Präſident: ich will das Doppelte zahlen, was ich bisher gegeben!“ — Der Mann der Regierung war überraſcht, gerührt und zufrieden. Den Moment einer ſo edlen Aufwallung darf man nicht vorübergehen laſſen. Er ließ ſofort ein Protokoll und Joels Erklärung darin aufnehmen. Der Wirth, welcher einen Augenblick hinausgegangen war, — man ſchrieb es auf Rechnung ſeiner eigenen Gefühle, — zauderte keinen Augenblick, als er zurückgekehrt, das Papier zu unterſchreiben. — „Wie hoch wird ſich denn nun die Pachtſumme belaufen?“ fragte der Präſident; „ich meine, wie viel haben Sie bis jetzt gezahlt?“ — „Nichts, Herr Präſident,“ war die Antwort. — Dabei verblieb es. Joels Antwort lief durch das Land, und weit über das Land hinaus. Es iſt ſeitdem nicht davon die Rede, ihm eine Schatzung aufzulegen.

Viele kommen jetzt auf die Schmücke, nur um den Mann kennen zu lernen, der einen ſo praktiſchen Nutzen aus dem Saz gezogen, daß zwei mal Null Null iſt. Man erwartet, man verlangt von ihm Impromptus. Das iſt ſchlimm. Sein Fürſt erſchien einſt unerwartet und forderte ihn auf, vor ſeiner Gemahlin, der Fürſtin, ſeinen Wiz zu zeigen. Da, ſagt man, ſey er verſtummt.

Devisen und Mottos

auf den Reiterfahnen im dreißigjährigen Kriege.

Wie traurig auch das Bild der deutschen Zustände während der Auflösung des Mittelalters zu Ende des sechzehnten, und besonders in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts seyn mag, so bietet es doch neben einzelnen glorreichen Zeugnissen ritterlicher Aufopferung und altbürgerlicher Selbstverleugnung, die hier nicht in Betracht kommen sollen, manche Erscheinungen dar, welche das in frühern Zeiten mehr hervortretende Streben einer sinnigeren und man möchte sagen buntfarbigen Gestaltung vieler in der folgenden Zeit sehr einförmig und farblos gewordenen Lebenseinrichtungen kund geben. Hiebei ist nun auch des Heerwesens des dreißigjährigen Krieges zu erwähnen, das trotz der Ausartung und Verwilderung, durch welche unser reich gesegnetes Vaterland auf lange Zeit elend gemacht wurde, doch noch, besonders in der äußern Ausstattung, vieles erhalten hatte, was im Gegensatz der prosaischen Lebensauffassung der späteren Generationen auf eine sinnlich kräftigere und poetische Richtung des älteren Volksgeistes hinweist.

Es war bekanntlich seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts unter germanischen und romanischen Völkern Sitte geworden, daß bedeutende und unbedeutende Männer und Frauen, auch ganze Gemeinden und Korporationen ihres Lebens und Strebens Aufgabe und Richtung, oder was sonst für sie von besonderer Bedeutung seyn mochte, in wohl gewählten Bildern (Devisen, Emblemen) mit einem erklärenden kurzen Spruche oder Motto anschaulich machten. Herr von Radowitz hat vor einigen Jahren eine Sammlung solcher theilweise auch geschichtlich merkwürdigen Devisen herausgegeben. Ein altes Manuscript mit sauber gemalten Bildern der Fahnen der sächsischen Reiterregimenter, das mir mitgetheilt worden, weist auf eine eigenthümliche weitere Verbreitung dieser Sitte hin, die in jener Zeit gewiß nicht bloß auf das kurfürstlich sächsische Heer beschränkt war. In diesem wenigstens hatte die Fahne (Cornet) jeder Abtheilung eines Regiments eine andere Devise nebst Motto, die von den damals viel selbstständiger Obersten gewählt worden war.

Die Farbe dieser Fahnen war bei allen Abtheilungen (Compagnien) eines Regiments gleich, bei jedem Regimente verschieden, z. B. schwarze Fahnen mit goldenem Schilde und goldenen Fransen, schwarz mit Silber, weiß oder grau mit Gold, roth mit Gold, orange mit Schwarz, blau mit farbigen Bildern u. s. w. Die darauf befindlichen Devisen sind theilweise charakteristisch und sinnig, und eine Auswahl daraus scheint mir auch deßhalb der Mittheilung werth, da sie sich in der Radowitz'schen Sammlung nicht finden.

Die religiöse und andächtige Richtung der Zeit spricht sich z. B. in dem hebräischen Namen Gottes aus: יְהוָה, über welchem sich ein Regenbogen und unter dem sich Gewölk findet mit dem Motto: „Mit Gott.“ Ferner ein Schiff im Sturme, am Ufer die aufgeschlagene Bibel, von einem Anker festgehalten: »Spes mea Christus.« Ein Reiterkampf: »Potius cessero vita,« und dabei deutsch: „Eher das Leben als den Glauben.“ Ein Kreuz mit der Umschrift: „Das Kreuz und Widerwärtigkeit vermehret meine Freud.“ Auf den Kampf insbesondere beziehen sich ein aufspringender Löwe ohne Motto, ein Helm mit einer Eule: „Nicht ohne Rath;“ dann ein gepanzerter Arm mit einem Schwert, worauf eine Feder liegt: „Nicht Glimpf nichts aus, folgt Ernst daraus.“ Ein Todtenkopf mit dem Lorbeerkranz: „Mit Ehren.“ Eine Schlange, die auf dem Rücken liegend nach dem auf ihr sitzenden Adler sticht, mit der Inschrift: »Ergone pugnandum,« vielleicht eine Anspielung auf die damals vom Kaiser bedrängten Protestanten.

Sittliche Mahnungen liegen in vielen Devisen, z. B. ein Herz, worauf ein Cirkel steht: „Ohne Falsch;“ ein Richtscheit: „Mit Gewissen;“ eine Wage: „Nach Billigkeit;“ ein verschlossener Kasten: „Mit Bestand;“ ein Löwe im Netze: „Untreue schlägt den eigenen Herrn;“ zwei verschlungene Hände, darin ein Stab mit zwei Schlangen: „Mit Treu und Rath;“ eine kleine, mit einem Kreuze bezeichnete Pyramide, auf der Spitze ein Herz, darin ein auf beiden Seiten gleich weit hervorragender Stab: „Weder zur Rechten noch zur Linken;“ ein Pfeilbündel, von einer Hand gehalten und von der Sonne beschienen: »Concordia res parvae crescunt« (Eintracht gibt Macht); eine verbrennende Kerze: „Ohne Eigennutz,“ letzteres eine beliebte sinnige Devise, die sich mit dem Motto: »Aliis inserviendo consumor« (andern dienend verzehre ich mich) auch in Radowitz's Sammlung findet. Etwas seltsam macht sich dagegen das Lamm im Dorngebüsch mit dem Motto: „Geduld überwindet Alles,“ wenigstens auf einem Kriegszeichen. Die gewöhnliche Lebensklugheit der Weltkinder bezeichnen

ein Schwert, ein Lorbeerkranz und ein Sack mit Goldstücken und darüber: „Mit dieſen wag' ich's," auf einer Fahne des Oberſten Kalckſtein, der hier ganz offen zur Schau trug, was damals die meiſten Krieger trotz allen ſchönen Sprüchen doch am liebſten hatten.

Beſonders ſind aber zwei ſchöne Deviſen hervorzuheben, welche eine tiefere Bedeutung haben, nämlich ein Roſenſtock mit zwei blühenden Roſen und einer Knoſpe mit dem Motto: „Zu rechter Zeit," und eine Pflanze mit vollen Blüthen, deren Blätter ſich ſchon ſenken: »Hodie, cras nihil« d. h. ſo noch heute, morgen nichts. Der Namenszug des Kriegsherrn, des Kurfürſten Johann Georg, ſteht auf einer einzigen Standarte des Oberſten von Vitzthum mit der Unterſchrift: „Treu Herr, treu Knecht;" ein hübſcher Spruch, der das frühere Verhältniß zwiſchen dem Kriegsherrn und ſeinen Dienern wohl bezeichnet.

Unter den Fahnen, deren Inſchriften hier zum Theil angeführt worden ſind, zeichnen ſich die des Oberſten Taube beſonders durch ihre Schönheit und durch die Wahl ſinniger Deviſen aus. Sie ſind ſämmtlich ſchön hellblau und die Deviſen ſind in bunten Farben geſtickt. Derſelbe hatte ein Regiment Dragoner, deren ausgezackte, unſern Uhlanenfähnlein ähnliche, aber natürlich viel größere blaue Fahnen in buntfarbiger Stickerei Fabeln anſchaulich machten. Da ſah man einen Wolf, der Schafen aufſpielt: „Sicherheit gebahr die größte Gefahr." Ferner wird eine Eule auf der Stange von kleinen Vögeln geneckt: „Einer Eul' allzeit nichts ſchadet der Neid." — Der Fuchs mit einer Larve jagt Hunde: „Fremde Geſtalt erſchrecket bald." — Ein Fuchs in der Tracht eines Jeſuiten predigt aufmerkſamen Hühnern: „Das falſch gehöret, hat viel bethöret." — Krebſe faſſen einen Fuchs bei den Beinen: „Zum öftern die Liſt auch zu betrügen iſt." — Eine Katze ſtürzt ſich auf Mäuſe, die ſich harmlos um ſie verſammelt: „Wer allzuviel vertraut, verlieret drob die Haut." Ja auf einer Fahne wird die Satire gegen die Unſittlichkeit der Mönche und Nonnen ganz in der derben Weiſe des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts in einem obſcönen Bilde mit entſprechendem Motto anſchaulich gemacht. Hier muß dieſe Andeutung genügen, denn an einer weiteren Ausführung dürfte unſere zwar nicht reinere, aber doch feinere Sitte Anſtoß nehmen.

K. G. Helbig.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Kreuznach, September.

I.

Vergangenheit und Gegenwart.

Die Kurzeit iſt vorüber und die Redaktion der Kurliſte hat bereits vor mehreren Tagen feierlich Abſchied genommen von ihren Abonnenten und bei dieſer Gelegenheit das tröſtliche Verſprechen gegeben, daß ſie im nächſten Jahre nach der Winterruhe zu neuem Leben und zu neuer Thätigkeit auferſtehen werde. Wir haben keinen Grund zu zweifeln, daß dieſes Verſprechen gehalten werden wird. Die Zahl der Kurgäſte beträgt für die verfloſſene Saiſon in runder Zahl 3400. Zieht man in Erwägung, daß Kreuznach nur von ſolchen beſucht wird, die wirklich krank ſind, alſo nicht ein Sammelplatz der vornehmen Welt iſt, um ſich daſelbſt einmal recht gründlich zu langweilen, ſo iſt jene Zahl nicht unbedeutend zu nennen. Die Phyſiognomie der Stadt iſt in den letzten Tagen eine vollſtändig andere geworden. In Wiesbaden z. B. gehen die Fremden nur allmählig fort, ein Stamm von Söhnen Albions bleibt ſogar dort den Winter über; von hier iſt dagegen alles fortgegangen, Kind und Kegel, Mann und Maus. Die Muſikanten in den Kuranlagen ſpielen zwar noch wie vor auf und werden auch ferner aufſpielen bis zum 1. Oktober, aber ſie ſehen bereits ſehr abgedankt aus und die Töne klingen auch abgedankt, und die ſpärlichen Wanderer, auf die man heute noch in den Anlagen ſtößt, ſehen eben auch nicht darnach aus, als ob ſie morgen wieder in die Anlagen zu gehen gedächten. Die Bewohner von Kreuznach dagegen haben längſt den Vortheil berechnet, den die dießjährige Kurzeit ihnen gebracht hat, und dieſen Vortheil ſehr ſorgfältig mit dem Vortheil des Nachbars verglichen; jetzt beſchäftigen ſie ſich mit etwas anderem, zwar nicht mit den Händen, aber mit dem Kopfe, mit der Phantaſie. Nicht ſuchen ſie darüber in's Klare zu kommen, woher der Menſch und wohin er fährt — das ſcheint ihnen vielmehr höchſt gleichgültig zu ſeyn — ſondern damit, „was für einen Wein wir machen,“ ob einen ſechshundvierziger, woran im allgemeinen gezweifelt wird, ob einen achtundvierziger, neunundvierziger oder — gar keinen. Aber wie einfältig! Wie darf ſich der Weinbau zum Gewerbe rechnen und von „machen“ reden? Iſt hier nicht vielmehr der Erfolg, wie beim Landbau, abhängig von Wind und Wetter? Indeſſen werden bei der Bereitung des Weins ſo viele Kniffe und Piffe in Bewegung gebracht, wird ſo häufig an die Stelle des X ein U geſetzt, daß in der That hier vielleicht von einem Gewerbe die Rede ſeyn kann. Fahrt alſo fort, ſtatt den Himmel zu fragen, ob der Wein heuer gedeihen wird, euch unter einander zu berathen, was für einen Wein ihr machen wollt. Ich werde gegen dieſe Berathung nicht proteſtiren, werde es nicht machen wie Herr Venedey, als er gegen die Einverleibung Krakaus proteſtirte.

Kreuznach iſt eine Stadt an der Nahe, 286 Fuß über dem Meeresſpiegel, zwei Meilen ſüdlich von Bingen, vier und eine halbe Meile ſüdweſtlich von Mainz, und zählt etwa zehntauſend Einwohner. Von der Hardt tritt ein Ausläufer dicht an das linke Ufer der Nahe, gipfelt in dem Kauzenberge und ſenkt ſich ſchnell zur Nahe und zu dem hier in die Nahe mündenden Ellerbach herab. In einem Halbkreiſe um dieſen Kauzenberg liegt nun die Stadt; die Altſtadt am rechten Ufer der Nahe, die »nova civitas« oder Neuſtadt am linken. Ueber die Nahe führt eine ſteinerne Brücke mit acht Bogen, die ſchon in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts allen Urkunden zufolge vorhanden geweſen iſt. Ein merkwürdiges Bauwerk, dieſe Brücke! Auf jedem Bogenpfeiler der einen Abtheilung der Brücke ſteht ein Haus, unten ſchmal und mit jedem Stockwerk ſich nach allen Seiten weiter ausdehnend. Sieyes behauptete beim Ausbruch der erſten franzöſiſchen Revolution, daß die franzöſiſche Geſellſchaft einem Thurme zu vergleichen ſey, der auf ſeiner Spitze ſtehe. Das müſſe anders werden; man müſſe den Thurm umdrehen und auf die breiteſte Grundlage ſtellen, dergeſtalt daß das ſouveräne Volk im Könige gipfle. Ich kann mir ganz wohl denken, daß ein unpraktiſcher revolutionärer Baukünſtler auf ähnliche Gedanken kommen muß wie jener revolutionäre Staatsmann, wenn er die Häuſer auf den Brückenpfeilern der Nahe betrachtet. Freilich würde bei einem ſolchen Umdrehen die Brücke ungangbar gemacht werden und die Häuſer würden ſich in ein Chaos verwandeln, aber das Princip wäre doch gerettet, ähnlich wie ja auch jetzt die Volksſouveränetät in Frankreich in der höchſten Blüthe ſteht. Es lebe Louis Napoleon! Der Mann hat doch noch, wie ſoll ich es gleich nennen? »rigueur,« Gedanken, die ſich ſcharf und beſtimmt dem Auge darſtellen wie Metall. Ich liebe „Herrn Bonaparte,“ wie ihn die Elberfelder Zeitung anredet, gerade nicht beſonders, aber dieſe Gedanken von Metall ſind doch in unſerer verwachſenen Zeit etwas Wohlthuendes. Wie verwegen, wie aus Einem Guß iſt ſchon der Beweis des Moniteur, den Louis Napoleon ſelbſt geführt haben ſoll, daß England das Land der Sklaverei, Frankreich das Land der Freiheit ſey. Ich will gar nicht von der verwegenen That des 2. December reden, ſondern nur von den verwegenen Gedanken. Unſere deutſchen Gedankenfürſten, etwa ein Humboldt, haben auch großartige Gedanken, aber Gedanken, die unſer Herrgott längſt als ewige Geſetze der

Natur gedacht hat; bei Lichte besehen, sind diese Gedanken mithin nichts Neues, nichts Unerhörtes. Louis Napoleon dagegen denkt Neues, Unerhörtes, novum atque inauditum, wie Cicero das Gebahren des Catilina bezeichnet; ein Humboldt ist genau genommen nur reproduktiv, Louis Napoleon produktiv; fertig wie Minerva aus dem Haupte des Jupiters springt ein neues Gedankengeschöpf aus seinem Haupte hervor.

Doch ich will von der Einverleibung Krakaus, von Sieyes, Humboldt und Herrn Bonaparte auf Kreuznach zurückkommen; Sie möchten sonst am Ende glauben, mein Denken sey im Begriff „durchzugehen," und die Polizei möchte mich wegen ungeregelter Ideenassociation für confiskirbar halten, was um so schlimmer wäre, als das Martyrium so außerordentlich im Werthe gesunken ist. Kreuznach liegt also, wie bereits gesagt, an der Nahe, und zwar sowohl am rechten wie am linken Ufer derselben. Am rechten Ufer liegt die Altstadt, einige Minuten von derselben, Nahe abwärts, die „Heidenmauer," die Ueberreste eines alten römischen Castells, erbaut unter Claudius Drusus. In Bingen war das Hauptcastell, von da führte die Heerstraße, von der sich ebenfalls noch Ueberreste finden, nach Trier; Kreuznach war mithin eine Mittelstation. Bangionen wohnten in dieser Gegend von der Nahe bis Worms. Unter dem Trierer Fürsten Tutor schlossen sie sich der Empörung des Claudius Civilis an und erlitten mit diesem die Niederlage am Rupertsberge, Bingen gegenüber. Konstantin baute an der Nahe eine Kapelle zu Ehren des heiligen Kreuzes. Die Endsylbe „nach" in Kreuznach ist nicht die Präposition nach, wie das eine Erzählung für die „liebe Jugend" von der Endsylbe nach in Andernach („ich voran, andere nach") behauptet, sondern die Endsylbe lautet „ach" und Ach bedeutet nichts anderes als aqua, zu deutsch Wasser. Der Römerherrschaft folgten die Fluthen der Völkerwanderung. Wie Armonius schreibt, verließ der König Krock unter Kaiser Honorius mit Schwaben und Alanen die Heimath, um sein Glück in Gallien zu versuchen. Zuvor aber fragte er seine Mutter, wie er am sichersten sein Andenken verherrlichen könne, und diese antwortete ihm: „Mein Sohn, willst du deinen Namen verewigen, so ziehe hin, reiße nieder, was andere mit vielen Kosten erbaut haben, und rotte aus die Völker, die deiner Stärke unterliegen müssen; denn schönere Werke kannst du nicht aufführen, als die Römer aufgeführt haben; auch kannst du ihren Kriegsruhm nicht besser verdunkeln, als durch eine allgemeine Zerstörung ihres Reichs." Der Mutter Rath galt als Götterspruch. Bei Mainz ging es über den Rhein und fengend und brennend in Gallien hinein. Was die erste Woge nicht zerstört hatte, das zerstörte eine zweite, indem die Hunnen durch das Land der Vangionen bis zu den catalaunischen Gefilden vordrangen. Allmählig legten sich die Stürme, es wurde still im Lande und Kreuznach tauchte nun als fränkische Domäne wieder auf. Das die vorsündfluthliche Geschichte von Kreuznach.

Eine ausführlichere Geschichte der Stadt wird Ihre Leser wenig interessiren, selbst nicht einmal diejenigen unter ihnen, die als ehemalige Kurgäste der Stadt ab und zu zurückdenken an die Ufer der Nahe, an ihre Porphyrfelsen, an die Ebernburg und an den Rheingrafenstein. Ich begnüge mich daher zu erwähnen, daß keine bedeutende Epoche in der deutschen Geschichte spurlos an der Stadt vorübergegangen ist. Der fränkische Palast, den Karl der Große und Ludwig der Fromme mehrere male bewohnten, wurde 893 von den Normannen so gründlich zerstört, daß kein Stein mehr die Stätte anzeigt, wo er gestanden. Die Reichsritterschaft des Mittelalters hatte hier und in der Umgebung zahlreiche Burgen, die Geistlichkeit eben so zahlreiche Klöster, Kirchen und Abteien. Als Vorbote von stürmischen Zeiten und empfohlen von Franz von Sickingen, wurde 1507 Johann Georg Sabellicus Faust, geboren in dem schwäbischen Städtchen Knittlingen, Rektor des Gymnasiums zu Kreuznach. Nachdem er eine Zeit lang der Stadt Kreuznach und seinem Gönner Sickingen allerlei vorgeschwindelt hatte, mußte er ob schändlicher Streiche bei Nacht und Nebel entfliehen. Noch heute zeigt man die Wohnung des Erzschelms, der in Wittenberg seine Schulbildung, in Ingolstadt den Doctorhut und endlich in der deutschen Volkssage die Unsterblichkeit erhielt. Uebrigens wird Kreuznach als Stadt zuerst genannt in einer Urkunde aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts; später entstanden unter dem Schutze der Burg auf dem Kauzenberge die Neustadt, die erwähnte Nahebrücke, eine steinerne Ringmauer mit sechs Thoren und Gräben. Pest, Feuer und Wasser entvölkerten darauf die Stadt, die indeß beim Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs noch 9000 Einwohner hatte. Was verschont geblieben war, wurde nun heimgesucht von der Noth des Kriegs. Die Spanier hausten hier 1620 unter Spinola, Gustav Adolph nahm die Stadt 1631 und erstürmte an der Spitze seiner Schweden den Kauzenberg, 1636 zogen die Kaiserlichen unter Gallas ein, 1639 kam Bernhard von Weimar, 1641 wiederum die Spanier, 1644 die Franzosen. Dem dreißigjährigen Kriege folgte der orleansche Erbfolgekrieg und die Mordbrennereien in der Pfalz. Niemals bin ich so häufig und lebhaft an das französische Kannibalenthum erinnert worden, als in der Zeit meines Aufenthalts in Kreuznach. Zu Nutz und Frommen derer, die jenes Sengen und Morden nicht genauer kennen gelernt haben, erwähne ich, daß die Franzosen in Kreuznach unter andern auch die schöne gothische Wörthkirche (nur noch wenige Ueberreste bezeugen ihr früheres Daseyn) zerstörten, den Simmerischen Palast und das Schloß auf dem Kauzenberge. Von den umliegenden Burgen wurden gesprengt, verbrannt oder sonst zerstört: der Rheingrafenstein, gegenüber der Ebernburg, Residenz der Wild- und Rheingrafen, die gräfliche Burg Altenbaumburg, der Moschellandsberg, der Gutenberg, das Schloß Böckelheim, in dem Kaiser Heinrich IV. gefangen gehalten wurde, Burg Sponheim, die Fürstenburg und der Goldenfels, die Burg Sobernheim, das Schloß Dhaun, Kirburg, Steinkattenfels und Wartenstein, endlich die Kloppe bei Bingen. Sie sehen an diesen zahlreichen Ruinen, daß der Nahegau eine Prunkader des mittelalterlichen Lebens war, und daß der Uebergang vom mittelalterlichen Staat zum modernen sich nirgends prägnanter bei der Gestaltung der Landschaft geltend gemacht hat als im Nahegau. Uebrigens reihen sich die Franzosen der Jahre 1794 bis 1796 würdig an ihre Vorfahren an. Jourdan ließ zum Beispiel zwölf Tage und zwölf Nächte in der Stadt auf die unmenschlichste Weise sengen, plündern und morden. Schließlich

erwähne ich noch aus der Geschichte Kreuznachs, daß hier Maler Müller geboren wurde, so wie im Jahr 1751 der später in den Grafenstand erhobene Johann Heinrich von Carmer. Als Carmer von der Universität nach seiner Vaterstadt heimkehrte, ging sein Ehrgeiz dahin, eine Schreiberstelle im Kirchenrath oder Ehegericht zu erhalten. Sie wurde ihm abgeschlagen. Da schüttelte er den Staub von seinen Füßen und wanderte zu Friedrich dem Großen. In Preußen wurde er Justizminister, und so lange die Erinnerung an das preußische Landrecht dauert, wird auch der Name Carmer unsterblich seyn.

Im Jahre 1794 huldigten die Mainzer der neuen Freiheit, die von Frankreich aus die Runde um die Welt machte, und luden zu dieser Huldigung freundnachbarlichst auch die Stadt Kreuznach ein. Zwei Jahre später hatte Kreuznach die Ehre eine französische Stadt zu seyn, bis sie 1815 an Preußen kam. Als Kurort ist sie erst in den letzten Decennien in Aufnahme gekommen. Es war der hier noch lebende Sanitätsrath Pringer, der im Jahre 1817 die Soole der benachbarten Saline bei strophulösen Krankheiten in Anwendung brachte und bald darauf in einer Schrift auf die Bestandtheile und die Bedeutung derselben für Hautkrankheiten, Drüsenverhärtungen, Auflockerung der Knochen, Hämorrhoidalleiden u. s. f. hinwies. Die Soolquellen der Salinen waren bereits im Jahr 1478 entdeckt worden; 1832 wurde auf der Spitze einer südlich von der Stadt gelegenen Rabeninsel die Elisenquelle entdeckt und im Jahre 1834 von einer Actiengesellschaft angekauft. Seit der Zeit hat die Stadt eine vollständig andere Physiognomie erhalten. Eine neue Stadt mit großen und geräumigen Häusern ist auf dieser Insel entstanden, „Badewörth" genannt, der sich zwischen die beiden älteren Stadttheile drängt. Die Südspitze dieser Insel nehmen die Anlagen und das sogenannte Kurhaus ein. Der südliche Theil der Altstadt, der an den Badewörth grenzt, hat ebenfalls einen andern Charakter angenommen, indem hier zahlreiche, oft palastartige Gasthöfe bereits entstanden oder noch im Entstehen begriffen sind. Jetzt geht man sogar damit um, auf dem Badewörth ein Theater zu erbauen, und es würde dieser Plan sicher schon diesen Herbst ausgeführt werden, wenn das Geld dazu vorhanden und man über den Bauplatz einig wäre. Die Neustadt ist nämlich ganz im Klaren darüber, daß das Theater in der Neustadt erbaut werden muß, wenn es der Stadt überhaupt frommen soll; die Bewohner des Badewörths besitzen nicht Einsicht genug, um das begreifen zu können, und erachten ihre Insel für den tauglichsten Ort; die Gastwirthe der Altstadt endlich sind der unmaßgeblichen Ansicht, daß ein Theater die Stadt ruinire, weil die Kurgäste alsdann statt in die Wirthshäuser in's Theater gingen. Kreuznach aber sey die Heimath der Wirthshäuser, die Gefährdung der Wirthshäuser mithin eine Gefährdung der Stadt. Vor einigen Wochen wurde eine Versammlung berufen und man beschloß Actien zu zeichnen; mit diesem Beschluß wird wohl vor der Hand die Sache auf sich beruhen bleiben, da der Geist zwar willig, aber der Geldbeutel schwach ist.

London, Oktober.

Die Lancette. — Allsopp und Liebig.

Man mag ein noch ſo großer Politiker oder Gelehrter ſeyn, ſo kann man doch nicht immer der Anwandlung widerſtehen, zu Zeiten einen Blick in denjenigen Theil eines Journals zu werfen, der nichts weniger als politiſch und literariſch iſt, ſondern ſich einzig und allein an die materielle Seite des Lebens hält; wir meinen die Anzeigen. Man iſt hier wie auf einen großen Marktplatz verſetzt, wo die verſchiedenartigſten Gewerbe ſich mit betäubendem Geſchrei ankündigen. Wenn nun auf einem ſolchen Markte Einem plötzlich der Name des Freiherrn von Liebig entgegen tritt, ſo ſtutzt man unwillkürlich und forſcht neugierig nach dem Inhalt einer Annonce, in welcher des Namens des großen Chemikers in jeder Zeile Erwähnung geſchieht. Die Annonce betrifft eine Bierſtreitigkeit, die jetzt ganz England beſchäftigt und in welcher ein mitgetheilter Brief Liebigs eine bedeutende Rolle ſpielt. Die Umſtände, unter denen, und die Zeit, in welcher der Brief erſchienen, haben demſelben eine außerordentliche Wichtigkeit gegeben, und dieſe Umſtände ſind es, die wir hier zuſammenfaſſen wollen.

Eines Tags fiel es der „Lancette,“ einer mediciniſchen Zeitſchrift, ein, Beſuche in verſchiedenen Kaufläden abzuſtatten, um die Kolonialwaaren einer Unterſuchung zu unterwerfen. Die Aufmerkſamkeit der „Lancette“ richtete ſich zunächſt auf den Kaffee; ſie kaufte in den beſten Läden kleine Quantitäten gewahlenen Kaffee ein, verſiegelte ſorgfältig die einzelnen Pakete und begann ihre Operation. Das Reſultat derſelben war, daß der als reiner Mocca verkaufte Kaffee zu zwei Drittheilen aus reiner Cichorie beſtand. Nur in einer ſehr geringen Anzahl von Muſtern ſtellte ſich der Kaffee als ächt heraus. Die Lancette veröffentlichte das erhaltene Reſultat mit genauer Angabe der Adreſſen, wo der gute und wo der gemiſchte Kaffee zu haben ſey. Sie war ſo genau und ſo ſpeciell in ihren Angaben, daß ſie bei jedem Pakete die fremden Beſtandtheile, aus denen der vorgebliche ächte Mocca beſtand, in Bruchtheilen angab. Man kann ſich leicht vorſtellen, welches Aufſehen eine ſolche Veröffentlichung machen mußte. Daß man mit dem Kaffee ein wenig Cichorie einſchlürfte, davon war man halb und halb überzeugt; aber man wollte es nicht glauben, daß in den beſten Kaufläden dieſer Unterſchleif getrieben werde; am wenigſten wollten es dieſe Kaufläden Wort haben, daß ſie in ihren »dealings« nicht »faire« ſeyen, das heißt, daß ſie nicht den alten redlichen engliſchen Handel vertreten. Auch mußte es ihre Intereſſen nicht wenig ſchmälern, auf ſolche Weiſe an den Pranger geſtellt zu werden. Denn wie man ſich leicht vorſtellen konnte, hatte das Publikum nichts Eiligeres zu thun, als ſich von dieſen alten Häuſern abzuwenden und ſeine Kundſchaft denen zu geben, die von der Lancette beſſer behandelt wurden. Ein mediciniſches Blatt hat immer eine gewiſſe Autorität in Angelegenheiten der Art, und das Publikum gab dem Journaliſten dem Boutiquier gegenüber Recht. Letzterer, um dieſe Autorität zu ſchwächen, nahm natürlich zu allerlei Mitteln ſeine Zuflucht. Das Publikum, behauptete er, wolle Cichorie haben; die Cichorie verbeſſere den Geſchmack des Kaffees, und die Erfahrung habe gelehrt, daß jedesmal, wenn er, der Krämer, ſeinen Kunden ächten Kaffee verkauft habe, dieſe ihm denſelben als ſchlecht und untrinkbar zurückgeſchickt haben. So ſehr ſey das Publikum an Cichorie gewöhnt. Und wer hat denn das Publikum ſo ſehr daran gewöhnt? warf mit Recht die Lancette ein: kein anderer als der Krämer ſelbſt. Und durch den erſten Erfolg ermuthigt, nahm ſich die Lancette vor, den Geſchmack des Publikums zu läutern. Sie ſetzte eine förmliche Commiſſion ein, aus ihren Redakteuren beſtehend, und dieſe mußten wöchentlich in allen Läden herum gehen, Einkäufe ebbarer und trinkbarer Stoffe machen und unterſuchen, ob ſie preiswürdig ſeyen. Vom Kaffee ging man über zum Thee, vom Thee zum Zucker, Eſſig, Brod, Mehl u. ſ. w. Und was war das Reſultat? Hätte man ſich begnügt, wie beim Kaffee, bloß unſchädliche Stoffe von geringerer Qualität als ächte zu verkaufen, ſo hätte man ſagen können, die Kunden werden eben betrogen. Aber die armen Kunden lieſen Gefahr, für ihr Geld vergiftet, gemordet zu werden; denn die Unterſuchungen der Lancette hatten herausgeſtellt, daß die honneten engliſchen Kaufleute ſich ſogar nicht ſcheuten, giftige Subſtanzen anzuwenden, wenn die unſchädlichen nicht hinreichten, ihren Waaren die gehörige Würze zu geben, oder eine gewiſſe Aehnlichkeit mit den ächten Produkten hervorzubringen. Die Verfälſchung ſchien allgemein. Hätte man Eier und Fleiſch künſtlich nachbilden können, man würde es ſicherlich nicht unterlaſſen haben. Mit banger Erwartung ſah das Publikum wöchentlich dem Erſcheinen der Lancette entgegen, wo immer neue Thatſachen der Art aufgedeckt wurden. Und nun denke man ſich die Krämer, die ihre Namen und Adreſſen mit dem jedesmaligen Reſultate der chemiſchen Zerlegung hier aufgezeichnet fanden. Die Lancette hatte ihr Glück oder ihren Ruin in Händen. Die Handelsſtirne eines engliſchen Gewürzkrams hing an einem Faden, an einem Journal. Die armen Epiciers zitterten förmlich, wenn ſie einen ſchwarz gekleideten Gentleman in ihren Laden treten ſahen, der ſich die eingekauften Waaren in ein Paket ſiegeln ließ. Konnte der ſchwarze Gentleman nicht ein Abgeordneter der Lancette

seyn? Die Lancette selbst stieg natürlich immer im Ansehen, nahm immer mehr an Bedeutung zu, und als Gebieterin über das Schicksal so vieler Handelsfirmen konnte es nicht fehlen, daß sie selbst zum Range einer vornehmen Handelsfirma emporstieg. Von allen Seiten wurden ihr Muster zur Untersuchung eingeschickt; sie mußte jeden Essig kosten, jedes Bier anstechen, jeden Zucker analysiren. Ein Wort aus ihrem Munde war genügend, um Tod oder Leben dem Consumenten, Prosperität oder Bankerott dem Producenten zu bringen. Die Reihe der gewöhnlichen Gewürze durchlaufend, kam die Lancette zuletzt beim Pfeffer an, und nun denke man sich das Staunen des Londoner Publikums, als die Lancette nachwies, daß sogar dieser wohlfeilste aller englischen Kolonialartikel sich ebenfalls in den meisten Magazinen verfälscht vorfand, nein, mehr als verfälscht, zu zwei Dritheilen mit giftigen Substanzen versetzt! Wir sprechen hier vom Cayennepfeffer, der in England in weit größerer Quantität genossen wird als auf dem Continent. Für die große Anzahl derjenigen, die längere Zeit in Indien verweilt hatten, ist derselbe zum Bedürfniß geworden, um die schweren Brechtreats verdauen zu helfen. Als nun die alten cholerischen Gentlemen erfuhren, daß sie statt Pfeffers die ganze Zeit über eine rothgefärbte Präparation von Blei, Merkur, und Schwefel zu sich genommen, da kannten ihr Zorn und ihre Furcht keine Grenzen mehr. In ihrem Zorn gingen sie so weit, daß sie den ganzen Handel verstuchten, Freihandel wie Protektion, und in ihrer Furcht wunderten sie sich bloß darüber, daß sie nicht schon längst geforben sehen in Folge aller dieser vielfältigen Vergiftungsversuche. Entweder mußte ihre Constitution sehr stark seyn, oder das Gift zu der Klasse derjenigen gehören, die langsam, aber desto sicherer wirken. Zu ihrer Beruhigung suchte man ihnen zu beweisen, daß sich ihre ganze Constitution vermaßen mit dem Gifte assimilirt habe, daß sie ohne Gift sterben würden, und daß eine ätzende Substanz durch lange Gewohnheit nicht allein unschädlich, sondern sogar für cholerische Personen heilsam sey.

Die Lancette war also beim Pfeffer angelangt und hatte alle im selben enthaltenen schädlichen Stoffe aufgezählt, als es plötzlich hieß, ein französischer Chemiker habe im »pale ale,« dem »bitter ale,« dem besten der englischen Biere, das feinste der Gifte, Strychnin, aufgefunden. Hätte es geheißen, in allen Bieren habe man Gift gefunden, alle Biere seyen vergiftet, so hätte man sich wahrscheinlich nicht ärger geängstigt. Man war bereits daran gewöhnt, vergiftet zu werden. Aber „pale Ale,“ das Bier der Aristokraten, das Bier, das allen Invaliden anempfohlen ward, und das allgemein als ein tonisches Getränke galt, das Bier, das nach Indien versandt wird und einen starken Zweig des Ausfuhrhandels bildet — das war mehr, als ein Engländer, der auf tonische, zur Ausfuhr geeignete Artikel so ungemein viel hält, ertragen konnte. Unter diesen Umständen war es, daß die berühmte Brauerei der Herrn Allsopp u. Comp. sich an Professor Liebig wandte. Allsopp hatte früher schon mit Liebig in Verbindung gestanden; er hatte bei verschiedenen Anlässen, wo es sich vom Brauverfahren handelte, den berühmten Chemiker zu Rathe gezogen. Im gegenwärtigen Falle war nichts natürlicher, als daß der Fabrikant des besten Bieres die gegen ihn und gegen alle Bierfabrikanten im allgemeinen vorgebrachte Verläumdung vor den Richterstuhl des in England so hochgeschätzten Chemikers brachte. Liebig antwortete in einem Briefe an Allsopp, er habe immer das „bitter Ale“ als eines der gesundesten Getränke für Invaliden sowohl als für robuste Personen betrachtet, und er stimme vollkommen der Ansicht der englischen Aerzte bei, die dasselbe für jedes Alter, jedes Temperament, jeden Magen und jede Constitution empfehlen. Die Angabe, daß sich Strychnin in demselben finde, beruhe auf einer Chikane. Was ihn selbst anbetreffe, so sey er persönlich ein großer Freund des englischen „bitter Ale.“ Wenn Liebig so sprechen konnte, wenn Liebig sagen konnte, bitter Ale sey dem menschlichen Organismus heilsam, und es sey eines seiner Lieblingsgetränke, welcher Engländer konnte da noch anstehen, bitter Ale in doppelter Quantität zu trinken, die eine Hälfte als das gewöhnliche und angewöhnte Quantum, die andere Hälfte als tonisches Getränke, so wohlthuend für den menschlichen Organismus! Der Brief Liebigs wurde in allen Journalen veröffentlicht; das englische Bier war gerettet und das Glück des Herrn Allsopp gemacht. Ein so ungeheures Resultat mußte natürlich die andern Bierfabrikanten eifersüchtig machen. Zwar bezog sich das Urtheil Liebigs auf das bitter Ale im Allgemeinen, auf die Species bitter Ale. Aber da einmal der Brief an Allsopp gerichtet war, so begreift es sich, daß er speciell die größten Vortheile davon zog.

Zu derselben Zeit hatte sich ein anderes medicinisches Journal aufgethan, das medical Circular, das, eifersüchtig auf das Glück der Lancette, sich der eifersüchtigen Bierbrauer annahm. Schon vorher hatte dieses Journal sich aller derjenigen Krämer angenommen, die von der Lancette als Verfälscher oder Vergifter mit Recht an den Pranger gestellt worden. Man kann wohl sagen, daß dieses Journal in der Absicht, von den gekränkten Handelsfirmen subventionirt zu werden, gegründet wurde. „Tod in den Topf!“ so lautete die Ueberschrift, unter welcher das medical Circular die Resultate seiner chemischen Untersuchungen dem Publikum vorlegte, die natürlich ganz anderes lauteten als die der Lancette. Als nun aber der Brief Liebigs veröffentlicht wurde, da trat die Polizei des von den eifersüchtigen Bierbrauern unterstützten medical Circular ans volle Tagesliecht. In der Unmöglichkeit, die Vortrefflichkeit des Allsoppschen Biers anzugreifen oder den in England so hoch stehenden Namen Liebigs herabzuziehen, geifert das Journal gegen die Zusammenstellung der beiden Namen, eifert dagegen, daß Wissenschaft und Handelsfirma Hand in Hand gehen, und veröffentlicht die schmählichsten Artikel gegen Allsopp, Liebig u. Comp. Das Resultat ist ganz einfach: das Bier des Herrn Allsopp wird nur desto mehr getrunken und der Name Liebigs dringt nun sogar in die untersten Volksklassen Englands.

Bei den Franzosen nehmen die Verfälschungen und Vergiftungen eine andere Form an. Verfälschungen der Kolonialwaaren kommen in Paris weniger vor. Der Profit der Krämer ist so groß und das Papier, das sie auf die Wagschale legen, so dick, daß sie nicht zu Giften zu greifen brauchen. Dabei ist der Handel, der

von Hand zu Hand geht, ganz anderer Natur. Im täglichen Verkehr wird der Handel gleichſam mit Glacéhandſchuhen betrieben; man berührt ſich fein, und damit die Berührung auch ohne Handſchuhe fein vor ſich gehen kann, iſt es nothwendig, daß die Hand recht fein und weiß erſcheine. Die Parfümeurs kennen ſehr wohl die Bedeutung einer feinen, weißen Hand, und da die Seife, auf natürlichem Wege fabricirt, dieſes Reſultat nicht immer zu Wege bringen kann, nehmen ſie keinen Anſtand, derſelben ſeine Gifte beizumiſchen. Die Vergiftungen durch Waſchen waren zu Zeiten ziemlich häufig in der faſhionablen Welt, und es iſt noch nicht gar lange her, daß man ſogar in den Wachslichtern, die in den Salons gebraucht werden, Arſenik gefunden hat. Helles Licht in den Salons, wo Damen und Diamanten ſchimmern, das war unſchätzbar. Aber dieſes helle Licht verbreitete bald unter den Damen und Diamanten einen Geruch nach Knoblauch, der alle Schönheit zu Schanden zu machen drohte. Da war man freilich genöthigt, auf den Arſenik zu verzichten, und man mußte auf Mittel ſinnen, um die Schönheit im hellen Glanz ſchimmern zu laſſen, ohne die Nerven zu tödten. Aber das Gift iſt heutigen Tages noch nicht aus der Toilette verbannt, und hätten die Franzoſen eine Lancette, welche alle Toilettengeheimniſſe ausplauderte, ſo würde die Welt mit wunderbaren Aufklärungen und Enthüllungen überraſcht werden.

Paris, September.

(Schluß.)

Rebers Vater Gaillard. — Der römische Preis.

Sehr günstig wurde von der Kritik wie von dem Publikum ein neues Singspiel, Text von Sauvage, Musik von Henri Reber, das die sogenannte komische Oper zur Darstellung brachte, aufgenommen. Das Stück, „Vater Gaillard“ genannt, ist sehr lustig, sehr komisch, was nachgerade in der komischen Oper eine Seltenheit geworden. Die Handlung geht in einer Weinschenke vor sich. Die meisten der auftretenden Personen gehören dem Hause des jovialen, gesangreichen Wirthes an, und die Eröffnung eines Testaments, wodurch der erste Geschichtschreiber der Franzosen im siebzehnten Jahrhundert, Mezeray, besagten Schenkwirth Gaillard zum Universalerben, mit Umgehung seiner Seitenverwandten, einsetzt, ist das Ereigniß, aus dem die dramatische Verwicklung sich entspinnt. Vater Gaillard, obgleich in seinen Geschäften und häuslichen Verhältnissen glücklich und zufrieden, obgleich, trotz des Namens Vater, den man ihm freundschaftlich gibt, noch in den besten Jahren, obgleich von Natur stets aufgeräumt und guten Muths, ist doch kein lachender Erbe, ist im Gegentheil gerade in Folge des ihm so günstigen Testaments trübsinnig, unruhig und verstört geworden. Was ist wohl die Ursache dieser eigenthümlichen Erscheinung? Sind es Bedenken wegen einer so unerwarteten, ungebührlichen Bevorzugung zum Nachtheil der weit mehr berechtigten Seitenverwandten? Wohl war der gelehrte Mezeray in Gaillards Schenke wie eingebürgert, besaß gleichsam seine Penaten in ihr, und war eher ein Hausfreund als ein Kunde, aber das schien doch kein hinlänglicher Grund zur Hintansetzung derjenigen, die zu bedenken er durch die Bande des Blutes verpflichtet war. So konnte ein zartes und ängstliches Gewissen zur Ablehnung der Erbschaft gelangen; allein Vater Gaillard nahm die Sache nicht so genau, und nicht das war es, was er anstößig fand. Fürchtete er einen Prozeß, oder die Feindschaft der Ausgeschlossenen? Ein Prozeß konnte wohl unternommen, aber nicht gewonnen werden; ein so gründlich unterrichteter Mann wie Mezeray konnte kein Testament mit einem Verstoß, der die Ungültigkeit nach sich ziehen würde, hinterlassen haben, und schon das mußte für die Enterbten ein Beweggrund seyn, den Versuch gar nicht zu wagen. Feindschaft, von wem auch immer, fürchtet Gaillard eben so wenig; er hat Herz und führt eine derbe Faust, er hat einen Knecht im Dienst und einen Hund im Hofe, die es mit einem Dutzend blasser Neidharte aufzunehmen im Stande gewesen wären. Das alles ist es also nicht. Was ist es denn? Die ausgeschlossenen Seitenverwandten haben, sey es um sich zu rächen, sey es um Gaillard zur Nichtannahme des Testaments zu bewegen, ein anderes, ein satanisches Mittel ersonnen. Madame Gaillard ist hübsch und war noch hübscher vor sechzehn Jahren, als ihre artige, jetzt fünfzehnjährige Pauline in ihrem Schooße sich zu regen anfing. Mezeray, schon damals der Schenke stehender Gast und Freund, war ein galanter Herr und bewies sich, wie dessen Gaillard sich noch wohl erinnert, sehr aufmerksam gegen die schmucke Wirthin. Die artige Pauline, Gaillards Augapfel, ist also nicht das Eigenthum ihres vermeintlichen Vaters, sondern muß den sämmtlichen Werken des galanten Geschichtschreibers beigezählt werden. Diese Idee, einmal in das Verwußtseyn des armen Leichtgläubigen geworfen, wurzelt rasch und tief und breitet sich in riesigem Wachsthum mit ungeheurer Schnelligkeit über die ganze Gedankensphäre des Mannes aus. Alles was er hört, sieht, erfährt, die dunkeln Angaben seines Gedächtnisses, die Reden seiner Frau, die Züge seines Kinds, alles wird ihm zur Bestätigung seines Verdachts, alle seine Freude wird ihm zur Pein, alle Süßigkeit zum Gift. Francine, seine Frau, sezt diesen Phantomen ihren unbescholtenen Ruf und ihr reines Gewissen nicht ohne beschwichtigende Wirkung entgegen. Aber ein Umstand kommt hinzu, der dem gequälten Vater und Gatten seine ganze Heiterkeit und Ruhe wieder gibt. Gaillard, ohne männliche Nachkommen, hat auf der Landstraße vor langer, langer Zeit einen armen, verlassenen Knaben aufgerafft, und dieser Knabe, der jezt zwanzig Jahre zählen mag, ist, wie aus einem Schreiben des Geschichtschreibers an des Waisen Mutter, das dem guten Gaillard in die Hände gespielt wird, hervorgeht, des galanten Mezeray galantes Werk. Dieß klärt alles auf, die enterbten Seitenverwandten ziehen mit langer Nase ab, der junge Mezeray heirathet die artige Pauline und Vater Gaillard umarmt beschämt, gerührt, in Thränen seine treue Francine. Diese Geschichte wurde von Sauvage, einem geschickten Arbeiter, dem die Opéra comique schon mehrere schätzbare Textbücher verdankt, sehr lebendig, sehr unterhaltend dramatisirt und in jener tugendsamen, mit etwas gewagten Späßen gesalzenen Empfindsamkeit, die den ehrsamen Mittelbürgern in ganz Europa so wohl gefällt, eingewicht. Die Musik Henry Rebers ist dieser Gattung vorzüglich angemessen; sie sticht und brauscht zuweilen wie neuer Wein, dann girrt sie wieder und seufzt und stöhnt, hat Ueberfluß an Weisen, die in's Ohr gehen, ist instrumentirt mit Geist und mit der Sicherheit eines Künstlers, der seine Griffe nicht ohne Wahl, nicht ohne technisches Wissen thut, seine

eigenthümliche Kraft durch das Studium der früheren Meister genährt und berichtigt hat, und es verſteht, die Mittel, die ihm zu Gebot ſtehen, die Ideen, die ſich ihm darbieten, in glücklicher Wechſelwirkung zu gebrauchen. Ueber iſt noch ein angehender Tonſetzer, der vor ſeinem neueſten Erfolge erſt durch eine einzige Partitur, die Chriſtnacht, ſich bemerklich gemacht hat. Der Titel dieſer Arbeit, ſo wie der Name des Mannes könnten auf eine deutſche Abkunft ſchließen laſſen, aber ich habe bis jetzt nichts Sicheres hierüber zu ermitteln vermocht. Auber wurde auch lange Zeit für einen Deutſchen ausgegeben; ſchlecht berathene Landsleute Mozarts, Beethovens, Gluck's und Weber's nahmen dieſes ſo durch und durch franzöſiſche Talent für Deutſchland in Anſpruch, als wenn die Heimath der genannten Heroen den Ruhm des ärmeren Auslands zu ſchmälern nöthig hätte, und wollten in dem franzöſiſchen Auber eine Verdrehung des deutſchen Ober, mit etwaiger Weglaſſung einer bezeichnenden Nachſylbe, ſehen; allein, was Aubers Muſik von vorn herein beweiſen, daß Auber Franzoſe iſt, ward ſeitdem durch authentiſche Lebensbeſchreibung zur Genüge erhärtet.

Mindere Ehre als die Muſik haben die plaſtiſchen Künſte und namentlich die Malerei in dem abgelaufenen Monat ſich erworben. Es iſt bekannt, daß Frankreich ein Inſtitut zur Bildung junger Künſtler in Rom beſitzt und jedes Jahr drei Jünglinge, von denen der eine ein Pouſſin, der andere ein Puget, der dritte ein de l'Orme oder Perrault zu werden vorhat, auf Staatskoſten in die heilige Stadt ſchickt. Um nun einen Kunſtjünger, der dieſer Gunſt würdig ſey, herauszufinden, werden von der Akademie der ſchönen Künſte zur plaſtiſchen Bearbeitung durch die jungen Liebhaber einer unentgeltlichen Reiſe in die alte Hauptſtadt der Heiden- und der Chriſtenwelt mehr oder minder paſſende Gegenſtände ausgeſucht und nach Durchſicht der eingeſandten Skizzen eine Anzahl von Bewerbern zur Anfertigung von definitiven Verſuchen in abgeſchloſſenen Kabinetten einzeln zugelaſſen. Die Ergebniſſe des Conkurſes werden im ſogenannten Palaſte der ſchönen Künſte ausgeſtellt, bleiben dem Publikum einige Tage zur Beſchauung und Beurtheilung überlaſſen, werden hierauf dem akademiſchen Künſtlergericht unterworfen und die des Preiſes werth befundenen Erzeugniſſe nebſt den Einſendungen der nach Rom geſchickten und in Rom weilenden Künſtler in denſelben Sälen dem Publikum von neuem vorgeführt. Dieſe Einrichtung, die nur ſehr wenige der in den letzten dreißig Jahren zu Berühmtheit gelangten Maler und Bildhauer in die Höhe gebracht hat, flößt den Pariſern fortwährend große Theilnahme ein. Der Zudrang war dieſer Tage wieder ganz außerordentlich, aber nur zu den Bildern für den römiſchen Preis, denn nur der Malerei, nicht den andern Zweigen der Plaſtik ſchenkt das größere Publikum ſeine Aufmerkſamkeit, und dennoch waren die dreißſährigen Proben der Malerei, nicht der Skulptur, ſo mittelmäßig, daß keine derſelben den erſten Preis erhielt und keiner von den jungen Malern, die um die Palme warben, dießmal nach Rom gehen wird. Aber man liebt hier einmal alle akademiſchen Feſte und Schauſpiele; alles, mag es noch ſo ſchlecht ſeyn, was unter den Auſpicien der Regierung geſchieht, wird für etwas Bedeutendes angeſehen und wird höher als das Vortrefflichſte erachtet, was ein Privatmann auf ſeine eigene Gefahr und unter ſeiner eigenen Fahne in die Welt einführt. Unter dem Patronat des Präſidenten hat daher auch die hieſige Gärtnerſippe die Ausſtellung ihrer Schätze in einem luſtigen Gebäude der Champs elyſées, das zu den letzten napoleoniſchen Feierlichkeiten gedient hatte, veranſtaltet. Es war das ein wunderbares Gedränge von zarten, farbigen Kleinodien der blühenden Natur in der ganzen Entfaltung ihres Jugendſchmucks, eine Verſchmelzung köſtlicher Düfte, ein Wettſtreit der mannigfaltigſten Formen, gewiſſermaßen eine Inhaltsüberſicht des Frühlings in den verſchiedenſten Zonen der Erde. Unterdeſſen war es auch draußen wieder lenzig, der Himmel, der ſo lange über Laune geweſen und uns mit regneriſchen, windigen Tagen jeden heitern und ſanften Moment vergalt, iſt wieder ſtandhaft in der Freundlichkeit geworden; die Luft iſt rein und mild, und wenn auch in Folge der vielen Näſſe die früh zerfreſſenen, früh gewelkten Blätter herbſtliche Trauer allenthalben verbreiten, ſo iſt es jene paradiſiſche Schwermuth, durch die das Spätjahr oft lieblicher wird als der holde Mai, und dabei liegt in dieſem ſchönen Wetter, nach dem wir faſt den ganzen Sommer hindurch uns vergebens ſehnten, etwas wie die Friſche des Morgenroths, wie ein Gefühl der Auferſtehung; es zieht Einen fort in die Ferne, fort zu den blauen Bergen, um den erſten Schnee und das letzte Grün zu ſehen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 44. 31. Oktober 1852.

Wo steuert hin das Schiff im Wogentanz?
Wie Menschenfracht ist überladen ganz.
Auswand'rer sind's, die fern an Westens Strand
Jetzt suchen, was sie fliehn, ein Vaterland.

A. Grün.

Ein Auswandererschiff.

(Nach Tagesbuchblättern.)

Es war am 7. Juli 1851. — Dreimal schon war aus Abend und Morgen ein anderer Tag geworden und noch immer lag unser Baltimore, der tannenholzgezimmerte, gichtbrüchige, auf der Weser, der erbssuppenfarbenen, uferbeschlämmenden. Drüben im Süden schritt, im fetten Grase der Marsch sich nährend, eine Heerde breitwandelnder Rinder — Segen und Symbol des glücklichen Volkes von Oldenburg. Einen Spitzkugelbüchsenschuß von uns hob sich der schwarze Rumpf des Waſhington aus der graugelben Fluth. Weiterhin begrüßte Brommys Flotte den nach Wangerooge in's Bad dampfenden Göuner Ernſt Auguſt mit einer Salve, zu der, wenn unser Lootse recht berichtet war — miserere domine! — das Pulver geborgt worden. Hier blinkte auf der Höhe des Kastells das Bajonnet der hannöverschen Schildwache; dort führten uns freistädtische Gensdarmen in brüderlichem Zusammenwirken mit großherzoglichen und königlichen den rechten Sinn der deutschen Einheit zu Gemüth, indem sie einen armen Teufel einfingen, der nach Amerika gewollt, weil ihm der Rock des Königs von Preußen zu eng gewesen war. Da hinten, durch ein Gewirr von Maſten, Raaen und Tauen versteckt, streckte sich Bremerhaven, das nicht weiß, warum es sich mit dem B schreibt und warum die tugendsame Frau Mutter die Fülle ihrer Ahalas und Ahalibas gerade in seine weißen Häuserchen verbannt hat. Hier endlich rechts ragte das Emigrantenhaus, der große Speicher, welchem Roland von Bremen, der schmucke Dampfer, auf seinem Rücken eben wieder ein paar hundert Centner lebendiges Menſchenfleisch zutrug, daß es dort seine Verladung nach Peru abwarte und sich inzwischen von Papa Raſtis Methodistensendlingen würde machen lasse für die Haifische, denen es möglicherweise beschieden seyn könnte.

Wie anmuthig spielte der Nordweſtwind, der lustige Fahnenschwenker, mit den bunten Panieren auf den Zinnen des imposanten Gebäudes! Die Handelsflagge der Weserrepublik, das Sternenbanner Uncle Sams, die Farben des deutschen Parlaments — wie prächtig wehten sie neben einander, was für Geschichten erzählten sie mit einander, wie hübsch stimmten sie zu einander, und wie gern hätten die vierhundert Augen auf der Bark Baltimore es gesehen, wenn ein frischer Oſt sie plötzlich der Gegend zugedreht hätte, wohin unser Sinn stand!

Wind machen aber ist nun einmal nicht jedermanns Sache. Unter den Köpfen, aus welchen jene

vierhundert sehnsüchtigen Augen schauten, verstand sich leider nicht Einer darauf, und so hatte der Philosoph sich mit Hoffen und Träumen zu trösten. Das that er denn auch, und ich hoffte und träumte mich hinweg über die grüne Nordsee und den dunkelblauen Ocean nach der fernen Atlantis, die ja trotz Box und Raumer noch immer eine halbe Fabel und trotz Yankeedoodle und Yankeeknilfen ein Land der Sehnsucht selbst für Chateaubriand und Lenau war. Und der Abend sank und ich träumte fort, schlief und träumte von der Blume des Abschiedsglases und den Blumen der Korallenbäume, die aus versunkenen Schiffen wachsen, und den Blumen der Prairien im Grasmeere des fernen Westen. Auf that sich der Urwald und heraus trabten, auf schwarzmähnigen Mustangs reitend, geschmückt mit Scalp und Wampun, bewaffnet mit Bogen und Tomahawk, eine Schaar tättowirter Sioux, um den Büffel zu jagen, dessen Höcker ich dem Leipziger Junggesellenclub zum Entgeld für einen splendiden Abschiedsschmaus versprochen. Mächtigen Tritts tappte der steinerne Roland, der Polizeicommissarius im Bremerhaven geworden war, und eine weiße Halsbinde mit steifen, steifen Vatermördern trug, durch das Zwischendeck, um uns mit einer Stimme, vor deren Donner die Schiffsrippen bebten, die Pässe abzufordern. Und kaum war das unholde Riesengebild vorüber, so sandte der Dämon ein anderes Schrecken; in die Koje herein langte, gelb mit blauem Aufschlage, der gespenstige Arm eines sächsischen Postboten, und in seiner Hand war ein schwarzgesiegelter Brief. — — —

Und abermals hatte mich Morpheus unter Hickorybäumen, Waschbären und Yankees versetzt, und schauerlich war es zu sehen, wie der Niagarafelsen sammt dem Thürmchen, genau wie die Zeitung geweissagt, Brocken auf Brocken in die wüste Tiefe des Hufeisenfalles hinunterpolterte, und lustig scholl durch die Lucke, unter der ich träumte, in das Ohr des Erwachenden, Schwerenaufathmenden, Frohenttäuschten der Gesang der Matrosen, die den Anker aufwanden:

„Die Katze saß im Zweischenbaum —
Hurrah, my boys, hurrah!“ etc.

Der Morgen war wirklich und leibhaftig da und aus den Pforten des Goldwolkenpalastes, die er aufgestoßen, um den Wagen der Königin Sonne herauszulassen, wehte uns ein frischer Zugwind in die halbentfalteten Segel, günstig genug, um uns, ehe der Tag verflossen, über die Untiefen, wo die Loreley der Weser wohnt, hinaus in's Gebiet Allvater Poseidons zu treiben.

Und wieder lagen wir vor Anker, acht Wochen älter und tausend Meilen weiter von der Heimath, als das letzte mal. An die Stelle des Traumes war die nüchterne Wirklichkeit getreten, und statt zu hoffen, konnte ich nun im ersten Kapitel meiner Erfahrungen lesen. Vergessen war die endlos scheinende Qual, die ein noch nie zur See Gewesener in stetem Wechsel von Erwartung und Enttäuschung erduldet, verflogen der finnlose Grimm, der sich bei feurigen Geistern an dem Bewußtseyn entzündet, von den Launen der Luft, des willkürlichsten und charakterlosesten Elements, abhängig zu seyn, verschwunden Verdruß, Mißmuth und Langeweile, Ekel und Niedergeschlagenheit, und nur die Lehren, welche die Seereise unter solchen Umständen ertheilt, und die Bilder, mit denen sie dieselben begleitet hatte, waren im Gedächtniß geblieben.

Es war Nacht und wir befanden uns in der Bay von Newyork. — Am zehnten des Heumonds hatte der Sturm uns an Helgolands rothen Felsen zum vierten und letzten mal vorüber gejagt. Neun Tage später waren uns bei der Fahrt durch den tristen Archipel der Orkneys die letzten Spuren Europas in Nebel zerflossen. Am Morgen des 28. August konnten scharfe Augen sich vor Nomansland über das erste Zeichen des westlichen Continents freuen, und wir begrüßten im Lootsen, dessen Cutter uns bis auf diese Höhe entgegengesegelt war, den ersten Yankee. Endlich nach drei Tagen, die mir vierundzwanzigmal vierundzwanzig Stunden zu haben schienen, tauchten das Hochland von Neversitz und die Hügelvorsprünge Long Islands, die Ecksteine der langersehnten Rhede, vor uns am Horizonte auf. — Welch ein Freyleuerleben auf dem Raume, den diese vier Wegweiser einschlossen! Welch ein unseliger Zickzack zwischen Weser und Hudson! Welch eine Litanei mit den bangen bangen Fragezeichen des Sturmes und den langen langen Gedankenstrichen der Windstille!

Und näher und immer näher kreuzten wir uns dem Lande. Wie ein Bienenschwarm summte es auf dem Verdecke. Die Seekranken waren gesund, die Widersacher Freunde, die Feigen tapfer geworden, und das bleierne Phlegma geberdete sich wie das rührigste Quecksilber. Alle wollten das purpurblaue Hochland zur Linken des Bugspriets sehen, dessen Name in der Sprache des Lootsen so tröstlich wie „Heiland“ klang, und mit Mühe nur trieben die Steuerleute, denen diese Lust lächerlich und lästig zugleich war, die „Satans,“ welche des Zwischendecks Hölle entsiegen waren, in die Lucken zurück.

Ich stand, um die Scene zu genießen, ohne dem Schiffsvolke im Wege zu seyn, unter den Segeln des Besanmastes. Eine der schönsten Nächte meines Lebens dämmerte heran und verkündigte sich durch eine Stimmung, die ich beinahe Andacht nennen möchte. — Immer näher und immer deutlicher sahen wir die Küste sich vor uns strecken. Zum letztenmal ertönte das nur zu oft gehörte „Wende! Wende!“ vom

Quarterdeck. Die Matrosen hoben mit Gesang die Ankerkette aus dem untern Raume; die Farbe der See wurde apfelgrün; Segel auf Segel, die heute erst den Hafen verlassen, kamen uns wogenspaltend entgegengeschwommen.

Und die Sonne ging unter. Ein prächtiger Feuerball, umgeben von fleckenlos reinem, tief blutrothem Dufte, der nach oben und zur Seite in Violet verschwamm, sank sie, wie Jovis Gold in Danaes Schooß, in die rings erglühende Bay. Dunkel und dunkler wurden Meer und Land. Die Feuerschiffe auf den Untiefen und die Leuchthürme auf den Bergen zündeten ihre Lichter an. Die prunkenden Farben des Abendrothes wichen von dem blaßblauen, gelblich angehauchten Himmel. — Fort, vorwärts! ihr drei weißen Rosse des Klüvers! Hurrah, weiter! thut eure Pflicht, Bramsegel und Marssegel!

Ein Geruch wie von frischgemähtem Heu wehte uns von unsichtbaren Wiesen entgegen. Weiter, weiter! Schon vernahm ich deutlich das Thalatta Thalatta der Fluth, die an die nachtverschleierte Felsenküste zur Linken schlug. Eine andere Minute und noch eine und eine dritte — siehe da lachten erleuchtete Fenster, kaum einen Steinwurf weit, so schien es, von dem schwarzen Ufer aus schwarzen Häusern in schwarzen Baumgruppen auf uns hernieder. Ich hörte einen Hund bellen und von fernher antwortete ein zweiter. Eine Kutsche mit zwei hellen Laternenaugen kroch wie ein Leuchtkäfer am Ufer hin. Musik von munterem Klange quoll rauschend aus dunkel verhüllten, halb errathenen Gärten und Hainen, als wollte sie den meermüden Fremdling an diesem Gestade willkommen heißen. Vor uns in der Ferne verkündigte ein lichter flimmernder Dunst die Nähe einer großen Stadt. Neben uns plätscherten geheimnißvolle Boote aus dem Schatten der Küste in die hellere Mitte der Wasserfläche, und unter Kanonendonner brauste ein mächtiges Dampfschiff in der Finsterniß an uns vorüber. Fische wie Silber glänzend hüpften um die Spiegelbilder der Sterne, die rings um uns auf leichtgekräuselten Wellen gaukelten — da plötzlich rollte der Anker mit wuchtendem Sturze hinab zum Grunde und gebot den Spielenden Ruhe. — Es war eine wunderbare Nacht, diese Nacht in der Bay von Newyork, klar und lau, süß und reizend wie ein Liebestraum, hold wie das holdeste Mährchen Scheherezadens. Wie schön mußte das Bild seyn, das sie verschleierte, wie lieblich der Morgen, den sie in ihrem Schooße trug, wie erquickend die Wirklichkeit, die sie ahnen ließ!

Groß war die Erwartung, größer und freudenreicher die Erfüllung. Wie einer Seele, die aus dem Traumleben des Todesschlafes zum Anschauen des Paradieses erwacht, ward mir zu Muthe, als der Tag den Schleier von dem Geheimnisse hob und herrlich wie eine der seligen Inseln, unter einem tiefblauen Himmel eine saftig grüne Landschaft mit nebelrauchenden Hügeln, thaufunkelnden Rasenplätzen, reich schattirten Baumgruppen und Hainen, geschmückt mit niedlichen Landhäusern und weißen heitern Säulenpalästen, umschwärmt von Schiffen und Booten, überflattert von Fahnen und Flaggen — das köstliche, das unvergleichlich schöne Staaten-Island vor uns lag.

Statt zu träumen, konnte ich im ersten Kapitel meiner Erfahrungen lesen, und in der That, unter den Tagen der Fahrt, die ich auf Listen und Planken in mein Gedenkbuch abgezeichnet, befand sich mehr als ein saubered Bild; ja selbst das Grau in Grau der Langeweile sah hier nicht so trostlos aus, als diese selbst sich empfunden hatte. So wage ich es auf die Gefahr hin, den eigenen Geschmack mit dem des Lesers zu verwechseln, einige dieser Skizzen aus den übrigen herauszugreifen, hoffend, daß sich aus ihnen eine Art Gemälde des Lebens auf unserem Auswandererschiffe, wie es sich im Verlaufe der Reise gestaltete, zusammensetzen werde.

Johnson bezeichnet das Leben an Bord als imprisonment with a chance of being drowned, und mancher mag ein gutes Recht haben, die ganze Seereise vom deutschen Dieseits bis an's Gestade des transatlantischen Jenseits als mit diesen sieben Worten erschöpfend beschrieben zu betrachten. Wer wäre zu tadeln, wenn er von einer dreiwöchentlichen Einsperrung in der Kajüte des Hermann oder Washington nicht mehr zu berichten wüßte, als daß er sich in dem eleganten Kerker über Maß und Gebühr gelangweilt habe? Anderd hatte, wie die vorhergehenden Blätter zeigen, ich gewählt, und anders in mancherlei Beziehungen war in Folge dessen meine Erfahrung von der Sache. Allerdings nimmt sich weder die Nordsee noch die spanische, wie meine guten Freunde, die Matrosen, das atlantische Meer der Geographen getauft haben, von einem Dampfer betrachtet anders aus, als von einem Segler gesehen; aber eben so unbestreitbar schien mir's, daß die Männer und Weiber auf einem jener Fahrzeuge, auf denen alljährlich ein Stück deutsches Leben nach dem andern sich vom Vaterlande lostrennt, um nach dem westlichen Continente hinüberzufluthen und dort einen Boden zu besuchten, auf dem keine Stammbäume ihre Schatten werfen, mehr Stoff und Gelegenheit zu Beobachtungen für den Menschenkenner darbieten würden, als die Herren und Damen, die auf dem Washington dämpften.

Mit dieser Ueberzeugung ward mir der Entschluß, die Bequemlichkeiten der nobleren und schnelleren Reisegelegenheit zu opfern, nicht schwer, und da die Ausführung desselben im Allgemeinen meiner Erwartung entsprach, hatte ich ihn auch nicht zu bereuen. Freilich war unter dem „Volke," mit dem ich aus Einem

Kessel speiste, ein wenig zu viel von jenen Ingredienzien der Gesellschaft, die sich bei gewissenhafter Wahl der Ausdrücke nicht wohl anders als mit dem berüchtigten Worte „Canaille" bezeichnen lassen, und Pöckelfleisch vom bedenklichsten Hautgout gehört eben so wenig zu meinen Leibgerichten wie Erbsen mit Hafer, die unser braver Koch gelegentlich mit Kautabak würzte. Der Unrath und die Unzucht, der infernalische Qualm und Brodem des Zwischendecks ferner waren keineswegs über dem Troste zu vergessen, daß es auf andern Schiffen noch schlimmer sey. Endlich hätte ich eine Zwiebel statt eines Herzens haben müssen, um mich bei der Behandlung, welche einzelnen Mitpassagieren von Seiten der Steuerleute widerfuhr, behaglich fühlen zu können. Nichtsdestoweniger aber und trotz aller hieran sich knüpfenden pia desideria war das Stück echtweichendes deutsches Leben, das Herr Potrantz in das gute Schiff Baltimore verfraut hatte, selbst für einen nur mittelmäßig starken Magen erträglich und auf alle Fälle nichts minder als langweilig. Will man solchen Geschmack als barockes Gelüste tadeln, so thue man es immerhin. Denn war sie überhaupt wunderlich und sonderbar, die Absicht, einmal auf etliche Wochen im Strome der modernen Völkerwanderung zu schwimmen, so tröste ich mich über den Vorwurf, der darin liegen könnte, schon mit dem Besitze der hübschen Rockenstubenlieder, die ich meinen sanglustigen Hessen und Thüringern abgelernt, ganz ungerechnet die Fülle von Carrikaturen, welche sie und die vierundfünfzig Mitpassagiere orientalischen Geblüts in die Bildermappe meines Gedächtnisses lieferten.

Wir schrieben den 15. Juli und waren nun gerade eine Woche in See. Wie schnell hatte ich mich an die völlig veränderten Verhältnisse gewöhnt! Die letzte Plackerei der deutschen Polizei, eine Pasvisitation an Bord, die ersten Unannehmlichkeiten des Zwischendecks-Orcus, der Abschied von den Endspitzen des alten Vaterlands, sie waren überstanden. Selbst ein stürmisches Quos ego, womit uns der mürrische Beherrscher der Nordsee beim Einlaufen in sein Gebiet empfing und schließlich zum Umweg um die Nordküste Schottlands zwang, war ohne andern Schaden als den Verlust der Tafeln, auf denen über der Gallion der Name des Schiffes stand, überlebt worden. Die Seekrankheit hatte sich eingestellt, aber nur, um alsbald wieder abzuziehen, da ich ihr, vernünftigem Rathe folgend, keine Nahrung reichte. Kurz, ich hatte mich mit allem, was Blick und Stimmung trübte, leiblich abgefunden und sah mich schon seit einigen Tagen in der Verfassung, eine Rundschau zu halten, Bekanntschaften zu eröffnen und den Bleistift zur Zeichnung von Ort und Persönlichkeiten zur Hand zu nehmen.

Um mit dem Orte anzufangen, so war unsere Bark ein altes Schiff, das, in Rußland gebaut und auf seiner letzten Reise nach der Levante von den Launen des Mittelmeers arg zerzaust, so eben wieder nothdürftig aufgezimmert worden war. Allein so gebrechlich und so mangelhaft ausgerüstet Großvater Baltimore auch seyn mochte, lief er doch bei gutem Winde seine reichlichen eilf Meilen die Wache, und außerdem war sein Zwischendeck eines der höchsten unter den sieben Auswandererschiffen, die mit uns die Rhede verließen; Grund genug, mir Glück zu wünschen, daß mein Stern mich hieher geführt hatte.

Die Bremer fahren, mit den Engländern und selbst mit den Hamburgern verglichen, in der Regel mit verhältnißmäßig wenigen Leuten, und das mag sein Gutes haben, wo nicht für den Geldbeutel des Rhederes, doch für den des Kapitäns. Aber bei der Bemannung unserer Bark war dieses Princip weiser Sparsamkeit, wie Sachverständige urtheilten, doch etwas zu weit getrieben. Wir hatten außer dem Kapitän und den übrigen Ober- und Unteroffizieren an Seeleuten nicht mehr als vier Vollmatrosen an Bord, ein Mangel, der fühlbar genug war und durch sechs oder sieben leichte Matrosen, so wie durch fünf Jungen, die lediglich da zu seyn schienen, um geprügelt zu werden, höchst dürftig ausgeglichen wurde.

Deutlich wurde man bei einem Blick auf diese Mannschaft inne, daß das Meer nichts weniger, als was es auf der Karte scheint, d. h. nichts weniger als ein Hinderniß des Verkehrs der Länder, die es trennt, sondern vielmehr ein Bindemittel der Völker des Erdballs und somit recht eigentlich ein kosmopolitisches Element ist. Da verspeiste an dem Klapptische der „Logis" neben einem Dänen aus Eckernförde ein Holländer aus Ostfriesland seinen sonntäglichen Pudding. Dort stand auf der großen Raa, ungeschickt das ungewohnte Werk verrichtend, ein desertirter Kosakenoffizier, der unter Mieroslawski in Polen und unter Bem in Siebenbürgen gefochten hatte, von dort nach Konstantinopel gekommen, und von da nach Bremerhaven verschlagen worden war, von wo er sich nun als Matrose zweiter Klasse nach Newyork „hinüberarbeitete," um Cuba befreien zu helfen. Ihm zur Rechten mühte sich ein anderer der Sieben, die als leichte Matrosen eingeschrieben waren, ein wackerer Tischlergeselle aus dem Hessenlande, dem es schwerlich an der Wiege gesungen worden, daß er sich einst mit Segeln und Tauen plagen würde, vergeblich mit Einreffen ab. Dem Unterthanen des weißen Czaren zur Linken gaukelte, auf schwankem Seile stehend, ein flinker Engländsman, außer dem neben ihm arbeitenden Hamburger der einzige Seemann gediegenen Schlages auf unserem Fahrzeuge. Der Kapitän war ein Helgoländer, der Obersteuermann aus Memel, der Kajütenjunge, der beide bediente, ein Kopenhagener Kind, welches im letzten Kriege bei seines Vaters Compagnie

das dänische Kalbfell gerührt und nachher, „der Abwechslung halber," wie der Taugenichts sagte, in das schleswig-holsteinische Horn geblasen, sodann in Bremen gesteinmetzt, hierauf Pfefferdüten gedreht und schließlich, als seiner Protеusnatur auch diese Beschäftigung nicht mehr behagt, sich ein Paar „Seebeine" angeschafft und auf dem Bremerhavner Ämte „gemuntert" hatte, eine Formalität, die ihn nicht hinderte, in Newyork mit einem halben Dutzend anderer davon zu laufen. — „Aus dem Schlingel wird noch einmal ein Räuber, wenn er nicht als Dieb gehenkt wird," weissagte der Bootsmann, als Severinchen zum dritten mal wegen schlechter Streiche Prügel bekommen hatte.

Ich bemerke hier, daß ich unvermuthet in's Charakteristren gerathen bin, und so möge denn fortgefahren werden. Von den Matrosen überhaupt ist zu rühmen, daß sie sammt und sonders Leute waren, mit denen sich's leben ließ. Es waren biedere, treue, offene Bursche, ein wenig liederlich, wie's das Handwerk mit sich bringt, ein wenig zu frei mit Fluchen und Schwören, auch wo diese Kräftigung der Sprache nach binnenländischen Begriffen nicht nothwendig ist, ein wenig zu eilig, wenn Schiffsjunge Dietrich, ihr Ganymed, durch sein „Beson stot an" zur morgendlichen Nektarspende aus dem Fuselkruge einlud, sonst aber untadelig rechtschaffen und über die Maßen gutmüthig. Eine interessante Figur war ihr unmittelbares Oberhaupt, der Bootsmann, ein magerer, sonnenverbrannter, dünnbärtiger Ostfriese, der sanguinistische Gesell, der gewandteste Kletterer, der beste Erzähler, der genauesте Kenner amerikanischer Sitten, die beliebteste Person auf dem ganzen Schiffe. Wo er nicht zugreift und die Arbeit durch Anstimmen eines seiner hundert Lieder belebte, ging es nicht halb so schnell. Nie hörte ich, daß er einem der Leute ein hartes Wort gesagt hätte; nie ertheilte er einen unklugen Befehl, nie faßte er an unrechter Stelle an. Wie eine Katze war er die Leitern hinauf, wenn es galt. Manche Nacht hielt er uns wach durch lebhafte Schilderungen von seinen Reisen nach China und Indien, oder durch Mittheilungen über die Zustände in Newyork und Neworleans, wo er mehrere Jahre als Commis und Agent und später als Besitzer eines eigenen Geschäfts gelebt hatte. Nach ihm unterhielt ich mich am liebsten mit dem Engländer, der mir auch seinerseits eine ungemeine Anhänglichkeit bewies, obwohl ich noch heute nicht weiß, ob der Name Peter Patterson, den ich ihm auf seine grüne Matrosenlade schnitt, sein rechter, oder gleich dem, den er beim Bombardement von Alexandrien, oder dem, den er als Kapitän eines Kohlenschiffs von Newcastle, oder dem, den er als Steuermann zwischen Hull und Hamburg, oder dem endlich, den er im grünen Jäger geführt, als er durch Weiber und Wein zum Davonlaufen auf die deutsche Marine verlockt worden, ein des Incognito halber angenommener war.

Von dem Holländer ist nur zu sagen, daß er eine Art Tartüffe war, der gottfelige Reden liebte, aber, wenn die Lampen im Zwischendecke erloschen, den Indennächchen neben der Logis mehr huldigte, als es seine Bibel erlaubte. Der Däne endlich zeichnete sich durch die Fülle romanischer Endungen, mit denen er seine Ausrufungen beim Aufhissen und Wenden der Segel zu zieren verstand, und durch den Geschmack aus, mit dem er sich Rumpf und Gliedmaßen tättowirt hatte. Der Mensch hatte in seiner Weise Sinn für die tönende sowohl wie für die bildende Kunst, nur war dieser Sinn bei ihm zur Carrikatur umgeschlagen. Es war in der That ein komisches Schauspiel, ihn mit Berserkerwuth, die Stirnadern geschwollen, die Augen halb aus den Höhlen gequollen, an einem Taue ziehen zu sehen, und spaßhaft genug war es zu hören, wenn er jeden Ruck mit einem langgedehnten, mannigfach modulirten „Ritentweio!" (Reiß entzwei), oder „Streckimolo!" (Streck dich einmal), oder „O-o-o-o Brassimehro!" (Brasse noch mehr) begleitete. Mit den Figuren, Arabesken und Buchstaben, mit denen er sich das Kleid Adams vor dem Falle zu verschönern bemüht gewesen war, konnte er recht füglich ein wandelndes Bilderbuch genannt werden. Auf dem linken Arme standen, mit Blumen und Laub umgeben, die Namen aller der Schönen, die der hellblonde Don Juan schon glücklich gemacht hatte. Auf dem rechten saß unter einem fußlangen Crucifix ein dicker rother Neptun mit einem blauen Fischschwanze und einer Fahne, die, ich erinnere mich nicht mehr ob den Danebrog oder die Flagge Schleswig-Holsteins vorstellen sollte. Am Gelenke des einen Daumens befand sich ein Anker, und auf der Brust trug Friedrich das Bild eines Vollschiffes unter Segel, ein Meisterstableau, zu dessen Vollendung der Künstler, der es geschaffen, vier ganze Wochen bedurft hatte. Dabei war der Besitzer dieser kleinen Galerie noch nicht älter als vierundzwanzig Jahre, und es ist deshalb zu befürchten, daß er, wofern seine Passion für Ausschmückung der annoch leeren Wände am Tempel seines Leibes fortdauert, im Alter aus Mangel an Raum sein Augenmerk auf Theile wird richten müssen, deren Flächen, wie Personen von Glaubwürdigkeit versichern, von den alten Seebären der englischen Flotte nicht selten ebenfalls mit derartiger Hieroglyphenschrift bedacht sind. Immerhin, es muß auch solche Käuze geben. Vielleicht kauft ihm einst ein Museum die so zubereitete Haut ab, um sie als Beispiel aufzubewahren, was menschliche Beharrlichkeit selbst auf den entlegensten Punkten zu leisten vermag, und er sichert sich auf diese Art mindestens die Begräbnißkosten.

Der Kapitän hatte erfahren, daß ein Doktortitel

an Bord ſey, und ſo ſtattete er mir gleich nach Ausbruch der Seekrankheit einen Beſuch ab, wobei er mich trotz meiner Einwendungen und Verwahrungen aus der philoſophiſchen in die theologiſche Fakultät zu verſetzen geruhte, um mich bei der hierauf meinerſeits gemachten Gegenviſite zum Schiffsarzte zu ernennen. Die mit dieſer Promotion verbundene Anſtellung als Verwalter der Medicinkiſte, die beiläufig nur im Fache der private diseases und der Laranzen vollſtändig verſehen war, führte mich täglich mehrmals in die Kajüte, erwarb mir das Vertrauen Aller mehr, als mir im Grunde lieb war, und gab mir in verſchiedenen Fällen Gelegenheit, den Vermittler zwiſchen den Commandirenden einerſeits und Mannſchaft und Paſſagieren andererſeits zu ſpielen.

Kapitän Hinrich Erichs war ein freundliches altes Herrchen, das von der Pike auf gedient hatte, das Plattdeutſche für die einzige zum Schiffskommando taugliche Sprache hielt, alle Krankheiten, Lungenleiden nicht ausgenommen, mit Epſomſalz (und zwar in Doſen von zwei Loth auf einmal) kurirt haben wollte, eine ſouveräne Verachtung vor allen Schnurrbärten hegte, gern von ſeinen Abenteuern auf dem mittelländiſchen und ſchwarzen Meere „ſnakte,“ und wenn es bei ſchlechtem Wetter in ſeinem langſchlotterigen Theerrocke, die Hoſen in die Stiefeln geſteckt, den Südweſter mit der halbelligen Nackenklappe auf dem Kopfe und die zehnmal geflickte Türkenpfeife im Munde, über das Deck ſchlurfte, ſich ziemlich poſſierlich ausnahm. Mit Bereitwilligkeit ließ er mich ſeine Seekarten und ſeine kleine Bibliothek nautiſcher Bücher ſtudiren, gern ſtand er Rede, wenn ich über den Längen- und Breitengrad, auf dem wir uns befanden, über den Wind, über die Schnelligkeit, mit der wir ſegelten, Auskunft wünſchte, und wohl oder übel, jede Unterhaltung zwiſchen uns fand ihren Gipfelpunkt in der Aufforderung, „einen Kleinen zu nehmen,“ womit ein Glas aus der mächtigen Cognacflaſche unter dem Spiegel gemeint war, deren Inhalt einen beſonders romantiſchen Beigeſchmack hatte, da er bei der letzten Reiſe des Baltimore an der ſpaniſchen Küſte unter den herumſchwimmenden Reſten eines geſtrandeten Kauffahrteiſchiffes aufgefiſcht worden war. Kapitän Erichs war zweifelsohne ein tüchtiger Seemann. Seine Bildung freilich beſchränkte ſich auf ein ſehr beſcheidenes Theil. Ein freundliches Verhältniß zwiſchen ihm und den „Kerls“ in der Logis war auch nicht vorhanden. Wollte aber die Mannſchaft den „Alten“ der Knickerei und Zwackerei anklagen, ſo könnte ſie wenigſtens mich nicht zum Zeugen aufrufen. Die beiden Steuerleute dagegen danken mir es wohl, wenn ich ihr Porträt, wie es, mit allerhand Emblemen umgeben, in meinem Tagebuch ſteht, nicht mittheile. — Und nun hinab zu einem Beſuche in den unteren Regionen!

Kunſtbriefe aus Berlin.

I.

Dieſe Briefe ſollen von dem großartigen und prachtvollen Kunſtunternehmen reden, das an den Ufern der Spree als ein Werk aller bildenden Künſte emporwächst und von den techniſchen Fortſchritten und herrſchenden Kunſtrichtungen unſerer Zeit der fernen Zukunft ein vielſeitiges Bild überliefern wird. Ich meine das von Stüler im Plane entworfene und unter ſeiner Leitung erbaute neue Muſeum, den Nachbarbau des berühmten Schinkel'ſchen Muſeums mit ſeiner herrlichen joniſchen Säulenhalle, die glänzenden Räume, in denen die Erzeugniſſe aller Kunſtperioden ſich encyklopädiſch vereinigen, Wiſſenſchaft und Kunſt einen Bund der Ehe feiern werden, in denen der Meiſter Kaulbach ſein wunderbar durchdachtes Epos der Weltgeſchichte in Formen gliedert und in Farben ſingt. Ich ſchicke meinem Gegenſtande kein langes einleitendes Vorwort voraus, ſondern begebe mich mit den Leſern, die meine Briefe als an ſich gerichtet betrachten wollen, ſogleich in medias res, da ich wohl vorausſetzen darf, daß eines der intereſſanteſten Bauwerke der Gegenwart mit ſeinem noch viel intereſſanteren Inhalt meinen Worten ohne alles Verdienſt ihres Schreibers die gewünſchte Theilnahme zuwenden wird. Es ſoll nur mein Beſtreben ſeyn, dieſe Gunſt eines bedeutenden Gegenſtandes durch meine Darſtellung nicht zu verſcherzen.

Der Bau, von dem ich ſpreche, enthält im Aeußern wie im Innern eine mannigfaltige Miſchung verſchiedenartiger Gedanken und Zwecke. Er hat bereits das früher im Luſtſchloſſe Monbijou aufbewahrte, ſehr reichhaltige egyptiſche Muſeum nebſt vielem neuen, was Profeſſor Lepſius vor einigen Jahren aus Egypten uns zugeführt, in ſich aufgenommen; eben ſo eine umfangreiche Sammlung von Gypsabgüſſen nach der Antike, welche man bisher in ungenügenden Räumen der Akademie der Künſte vorläufig untergebracht hatte und die durch zahlreiche neue Abgüſſe nach Kunſtwerken des klaſſiſchen Alterthums, des Mittelalters, der Zeit der Wiedererweckung antiker Kunſt, ſo wie der Neuzeit anſehnlich vermehrt worden; eben ſo drittens das aus verſchiedenen Sammlungen gebildete, neben den Kupferſtichen Miniaturen, Handzeichnungen und Kunſtdrucke enthaltende Kupferſtichkabinet, eines der reichſten in Europa. Das Gebäude wird ferner in ſich aufnehmen: eine Sammlung vaterländiſcher (ſlaviſch-germaniſcher) Alterthümer und die gegenwärtig noch auf dem königlichen Schloſſe befindliche ſogenannte Kunſtkammer, ſo wie das ethnographiſche Kabinet.

Durch die auf drei Bogen, unter denen der Straßenverkehr hindurch zieht, ruhende, einfach und edel konſtruirte Galerie, welche die Skulpturen- und Gemäldegalerien des älteren Schinkel'ſchen Muſeums mit dem Mittelgeſchoſſe des Stüler'ſchen in Verbindung ſetzt, gibt ſich das letztere gewiſſermaßen als einen Filialbau des erſtern. Indeſſen wird dieſer Eindruck der Architektur ſpäter minder auffallend wirken, ſobald erſt die bedeutende Façade des Neubaus von den einengenden Gebäuden befreit ſeyn wird, welche dem Untergange beſtimmt ſind, um hier einer projektirten großartigen Bauanlage Platz zu machen. Das neue Muſeum iſt in der That nur als Theil eines mächtigen und umfaſſenden Ganzen gedacht, das mit dem Neubau des Doms und der daran ſtoßenden Friedhofshalle, durch Wegreißung des dazwiſchen liegenden, ſehr geſchmackloſen alten Börſengebäudes, in Verbindung treten ſoll. Es wird beabſichtigt, drei große, architektoniſch umſchloſſene Höfe anzulegen und auf dem vordern Haupthofe, den bereits vorhandene Bäume rings um zu erbauende Säulenhallen zu einem bei jeder Witterung angenehmen Spaziergang ſchaffen ſollen, ein freiſtehendes, hohes Gebäude, das in zwei untern Geſchoſſen die Säle einer Kunſtakademie und in dem von Säulen, gleich einem griechiſchen Tempel umſchloſſenen Oberbau eine große Aula enthalten ſoll. Mächtige Freitreppen würden zu der letzteren emporführen, während die beiden untern Geſchoſſe ihr Licht von den Seiten und von der Rückſeite empfingen. Von dieſer in edlen Formen und hauptſächlich wohl im Sinne eines verſchönernden Schmucks gedachten Geſammtanlage würde dann das neue Muſeum den ſüdweſtlichen Flügel bilden, mit dem Ganzen verbunden durch die an ſeiner Oſtſeite ſich entlang ziehenden ſchon erwähnten Säulenhallen.

Da dieſe Hallen noch völlig im Reiche der Ideale ſchweben, da ferner die Trümmer der alten Geſundheitsgeſchirrniederlage und eine Reihe von Privatgebäuden die Façade des Muſeums großentheils verdecken, ſo läßt ſich von der äußern Architektur noch kein vollſtändiger Eindruck empfangen. So viel jedoch darf man zur Charakteriſirung derſelben bereits ausſprechen: wie der Inhalt in den verſchiedenen Abthei-

lungen des Museums das ganze Gebiet der Kunst in ihren geschichtlichen Erscheinungsperioden durchmißt, so scheinen auch im Aeußern mit wohl überlegter Absicht sich verschiedene Baustyle wiederzuspiegeln. Die äußere Anlage der Façade besteht aus einem hervorragenden Mittelbau mit sanft abgeschrägtem Giebel und aus zwei etwas niedrigeren Flügeln von je drei Geschossen über einander und je fünf Fenstern in der Breite. Jeder Flügel endigt mit einem breiten, fensterlosen, kuppelgekrönten Eckbau. Der flache Giebel des Mittelbaus bildet mit der darunter befindlichen obern Fensterreihe (drei schmale hohe Fenster, durch zwei korinthische Säulen getrennt, durch zwei Pilaster derselben Ordnung mit der Mauermasse verbunden) die Façade eines antiken Tempels. Im Mittelgeschosse bemerken wir eine ähnliche Fensteranlage mit Säulen dorischer Ordnung und darunter im Erdgeschosse den zur Treppenhalle führenden Haupteingang. Die architektonische Zusammenstellung von rein griechischem Giebeldach und Kuppeln, welche der spätrömischen oder byzantinischen Zeit angehören, zeugt schon von der Verbindung verschieden entwickelter kunstgeschichtlicher Style, wie sie durch alle Theile des Gebäudes, im Innern wie im Aeußern sich erstreckt. Man hat den Baumeister deßhalb viel und herb getadelt, aber nach meiner Ansicht war jeder *persönliche* Angriff auf den Künstler, der sein reiches Wissen mit geläutertem und edlem Geschmack, wenn auch nicht mit ursprünglich genialer Erfindungskraft in's Werk gesetzt, ein Unrecht.

Freilich würden wir alle vielleicht ein Werk, das in einheitlich nationalem und aus der Gegenwart ursprünglich erwachsendem Style an das Licht träte, freudiger, ja mit Jubel begrüßen, aber ein solches Werk läßt sich nicht erzwingen. Man soll darüber das Schöne und Geschmackvolle, das der kunstwissenschaftliche Eklekticismus unserer Zeit, wenn auch nicht ohne die unvermeidlichen Mängel dieser Richtung, hervorbringt, nicht übersehen, nicht mit kritischer Pedanterie verwerfen. Unser Zeitalter ist nun einmal kein geniales. Bedeutend aber ist es durch eine große Herrschaft weit verbreiteter und vielseitiger Kenntnisse. Das Beste unserer Zeit ruht auf ihrem theoretischen Besitz. Das reine Naturgefühl, der Takt des Herzens scheint unter dem Scepter der idealen und industriellen Spekulation gelitten zu haben, und wo heutigen Tages die Praxis ohne theoretisch principielle Leitung naturwüchsig auftreten will, fällt sie nur allzuleicht in rohe Verirrungen. Aus jenem besten Schatze der Gegenwart nun, aus ihrer reichen und fein entwickelten theoretischen Kultur erwuchs das prächtige *Stüler*'sche Bauwerk. Ist es nicht einheitlich geworden in der sinnlich wahrnehmbaren Gestaltung, so lag es doch im Gedanken des Künstlers als eine ideelle Einheit, für die er in den Schachten seines Wissens die Erscheinungsformen suchte. Wenn wir das Werk einer Betrachtung unterziehen, müssen wir daher die Idee, welche darin zu architektonisch plastischem Ausdruck strebte, stets gegenwärtig behalten. Und diese Idee besteht kurz in folgendem. Den Erbauer des Museums leitete bei der Anlage des Ganzen wie der einzelnen Theile der Gedanke, das Gebäude als *entsprechende Form eines mannigfachen Inhalts* hinzustellen und alle Räume in möglichster Harmonie mit dem besondern Charakter der in ihnen aufzubewahrenden Gegenstände zu halten. Wir werden sehen, mit welchem Reichthum an Kenntnissen, geist- und geschmackvollen Combinationen überall nach Durchführung dieser Idee gestrebt wurde.

Die Wanderung durch das Innere beginnen wir mit dem Untergeschoß, das in dem einen Flügel die Sammlung der slavisch-germanischen Alterthümer und die gegenwärtig noch nicht eingerichtete ethnographische Sammlung, im andern das egyptische Museum enthält. Dann steigen wir durch die große Treppenhalle im mittleren Giebelbau zu dem Mittelgeschosse empor, dessen Säle in geschichtlicher Folge die berühmten Werke der Bildhauerkunst verschiedenster Zeiten und Völker in Abgüssen aufzunehmen bestimmt sind. Und endlich gelangen wir im Obergeschoß zum Kupferstichkabinet und zu den Räumen, in welche die Kunstkammer übersiedelt werden soll.

II.

Für die vaterländischen Alterthümer genügte der Raum eines einzigen Saales. Noch sind die darin aufgestellten eichenen Schränke, welche die verschiedenen Ausgrabungen aus norddeutschem Boden, aus Hünengräbern u. s. w. empfangen sollen, leer, und wir können uns also nur mit der Architektur und den Wandgemälden des Saales beschäftigen. Die letzteren sind von eigenthümlichem Interesse. Die flachgewölbte Decke des länglichen Saales wird von zwei Reihen freistehender dorischer Säulen getragen. Die beiden schmalen Seiten sind durch je eine Mittelthür unterbrochen, jede der beiden langen Seiten durch vier Fenster, von denen die zur Rechten nach dem Platze des großen Bauprojekts, die zur Linken nach einem der beiden inneren Höfe des Museums hinausschauen. Den obern Theil der Wände, neben und über den Thüren und Fenstern, nimmt ringsum ein Fries von Wandgemälden ein, die durch eine zusammenhängende Darstellung der deutschen Göttermythe die Bestimmung des Saales bezeichnen. Die Entwürfe rühren von dem Göttinger Maler Robert *Müller* her, die Ausführung von ihm und zwei jungen Berliner Künstlern, *Heidenreich* und *Richter*.

Der Mythencyklus beginnt mit der Geburt des Bösen oder der bösen Götter, der Erschaffung der Welt und der Geburt des Guten oder der guten

Götter, drei bis jetzt unvollendeten Darstellungen, welche auf der ersten Schmalseite ihren Platz finden sollen. Daran schließt sich der schon vollendete Fries der linken Seite, und hier begrüßt uns zuerst die Göttin der mütterlichen, fruchtbaren Erde. Hertha fährt auf ihrem, von milchweißen Kühen gezogenen Wagen über dem lieblichen Herthasee daher. Eine Spende von Blumen und Früchten wirft ihre Hand hinab zu den Ufern, auf denen ihre Verehrer wohnen. Dagur, der Tag, und Roth, die Nacht, jener ein freundlich lichter Jüngling mit strahlendem Haupte, diese eine tief verschleierte weibliche Gestalt, stürmen auf dem glanzmähnigen Donnerrosse Skinfar und dem thaumähnigen Nachtrosse Hrinfar in die Weite, verfolgt von der nie rastenden, gefräßigen Zeit in vierköpfiger Wolfsgestalt. Daneben aber und der segenbringenden Hertha gegenüber thront Wodan auf seinem goldenen Königssessel Hlidskialf, bewaffnet mit Helm und Schild und mit dem Speer Gungnir, mit welchem er die Helden zum Siege weiht. Ihn umrauschen die geflügelten Sendboten seiner Weisheit, die tausendjährigen Raben, welche die Geschehnisse der Welt zu seinem Ohre tragen, und zu seinen Füßen ruhen seine Tischgenossen, die zeitbedeutenden Wölfe Geri und Freki. In Wodan dachten sich unsere Urväter den Verein aller höchsten Tugenden und Güter des Menschengeschlechts, die alles durchdringende Macht schaffender und bildender Kraft, den Ursprung aller Gestalt und Schönheit, den Lenker des Kriegs und des Sieges, den Herrn der Natur und des Menschen, welcher dem mit zahlreichen Beschwerden ringenden Menschen die milde Gabe der sanft beruhigenden Dichtkunst verlieh.

Ein Schritt weiter, und der Fries zeigt uns den Lichtgott Baldur, den vorzugsweise guten und milden Gott, der im leuchtend weißen Gewande, die Harfe im Arm aus dem Sonnenschlosse tritt. Dort erblickt ihn der tückische Schütze Hödr, der auf Baldur's Brust den Pfeil mit dem magischen Mistelsteine abdrückt, von Loke, dem Geiste des Bösen, dazu angeleitet. Des verrätherisch Getroffenen Gattin, Nanna, ist unselige Zeugin der That und breitet verzweiflungsvoll die Arme gegen Baldur aus, während Wodans Gattin, Frigg, sie zu trösten sucht. Zur Seite dieses tragischen Vorgangs erhalten wir das anmuthige Schauspiel der gemüthvollen Kinderpflegerin Frau Hulda am Hollebrunnen, welche, fleißig mit dem Spinnrocken beschäftigt, mit liebender Sorge auf die im klaren Gewässer der Quelle spielenden Kinder blickt. So reich an innigen Beziehungen verband sich im Glauben der alten Deutschen die sinnvolle Anschauung der Natur mit dem Einblick in die Befriedigung des menschlichen Gemüthes. — Weiterhin sehen wir Froh oder Freir, den schönen Gott des Frühlings, auf seinem goldborstigen Eber Gullinbursti, dem Sinnbilde der Fruchtbarkeit, dem Durchleuchter der klaren Sommernächte, über die Bifrostbrücke, den farbenschillernden Regenbogen, reiten. Eine Regenschale leert er auf die unter ihm ruhenden Felder aus, denn er beherrschte den Wechsel von Sonnenschein und Regen. Vor ihm her zieht der kleine Luftgeist aus dem Geschlechte der Wanen, von denen Froh und seine Schwester Freia stammen, und bläst die letzten Winterwolken vom lächelnden Frühlingsblau des Himmels. Neben ihm bauen geschäftige Zwerge Freir's Wolkenschiff, auf dem er die Götter führte, jenes Schiff, das sich ausdehnte, je mehr Lustreisende es in sich aufnahm, das die ganze Götterwelt zu fassen vermochte und sich wieder zusammenzog zur unscheinbarsten Gestalt, sobald nur ein geringer Raum von ihm gefordert wurde; ein metaphysisches Räthsel, welches der früh zur Abstraktion geneigte Verstand der Deutschen sich selber aufgab. —

Die nächste Gruppe führt uns mit einem Sprunge in die Wildheit der Schlacht. Auf schnaubenden Rossen brausen die Walkyren, die furchtbar schönen Kriegsjungfrauen, über die Wahlstatt hin. Sie pressen in ihren Händen die Herzen erschlagener Recken und besprengen mit dem herabträufelnden Blute diejenigen, welche noch fallen sollen. Weiterhin geleiten vier andere Schlachtjungfrauen die tapfer und ruhmvoll Gefallenen nach Walhalla. Voran geht ihnen eine ihrer Schwestern mit der Harfe und preist im Gesange die Heldenthaten der Verblichenen. Der Kriegsgott Tyrr aber, angelockt durch den Lärm der Schlacht, eilt herbei, um den Sieg zu entscheiden.

Wir stehen der zweiten Schmalseite gegenüber, auf der sich, wie dann ferner auf der zweiten Fensterseite rechts der mythische Inhalt des Frieses fortsetzt. Wir sind in Walhalla, dem Aufenthalte der Seligen, angelangt, und erblicken die Tafel der Götter, auf welcher der sich fortwährend selbst erneuernde, gebratene Eber dampft und um die der gefüllte Becher kreist. In der Mitte des Raumes thront Alvadurs ehrwürdige Gestalt, und jenseits von ihm öffnet sich für die unselig, unrühmlich Gestorbenen der Eingang zur Hölle. In diese einzusiehen sind eben Baldur und Nanna im Begriff, denn der dem Verrath ergegene, schmachvoll getödtete Sonnengott theilt durch Loke's Heimtücke den Aufenthalt der über die Bialabrücke zur Hölle gesendeten Schatten, bis einst der Tag der Götterdämmerung anbrechen und ihn erlösen wird, damit als einige Gottheit das Gute die Welt beherrsche. Am Eingange sitzt Mudguddur mit den Höllenmädchen, und an ihr vorüberschreitend betreten wir die Hölle, das Reich der Hehl, eines grauenvollen Hexenweibes, das auf dem Haupt eine Krone von Eisen und in der Hand einen Knochen als Scepter trägt. Ihr zur Seite grinst der Höllenhund, und eine Strecke weiter schwebt der Höllendrache

Nidhöggr über den fauligen Gründen, in ſeinen Krallen das Aas menſchlicher Leichen, von denen er ſich nährt. Von beiden Seiten bewegt ſich der Zug der Schatten herein, und ihrer harrt über Utgards, des Höllenfluſſes, ſiedheißen Quellen der Höllenfürſt Loke, den Dreizack in der Hand, Haupt- und Barthaar von hölliſcher Lohe umflammt, im wilden Blick des Auges teufliſche Bosheit. Umringelt von Schlangen, halb erſtickt von ſcheußlichem Qualm ſchmachten neben und unter ihm die Seelen von Mördern und Meineidigen im Sumpfe der Fäulniß, durch den eine Strömung zweiſchneidige Schwerter wälzt.

Einen vom Drucke des Entſetzens befreienden, wenn auch ernſten Anblick bietet uns die nächſte Gruppe: die Schickſalsgöttinnen oder Nornen. Ur oder die Urzeit, die Vergangenheit, ſitzt über dem Urda- oder Nimusbrunnen der Weisheit und füttert die heranſchwimmenden Schwäne. Auf ihrem Schooße ruht der Schild, in deſſen Fläche ſie die Schickſale der Menſchen und der Götter gräbt, deren Fäden die neben ihr ſitzende Schweſter, Werdanda, die Werdende, die Gegenwart, ſpinnt. Skuld, die Zukunft, begießt die Wurzeln des Weltenbaumes Yggdraſil, der Götterеſche, damit ſie fortgrüne und nicht allzu bald verdorre. Die Zweige dieſes Baumes, in denen der Adler niſtet, umfaſſen die drei Himmel, ſeine Wurzeln, an denen der Drache Nidhöggr nagt, erſtrecken ſich hinab bis in die Unterwelt. Sobald letztere zernagt ſeyn werden, fällt die Welt und die Götterdämmerung beginnt.

Haben wir in den bisherigen Gruppen des Frieſes geſehen, wie die beſtimmenden Mächte des Lebens ſich zu leitenden Gottheiten geſtalteten, ſo folgen nun zum Schluſſe noch die mährchenhaften Bewohner der Elemente Waſſer, Erde und Luft, wie des Gebirges. Am Ufer eines Sees ſpielt im Sonnenſchein die verlockende Geſtalt einer Nixe, und auf einem Felſen hockt der Vogel Fafnir oder Greif und bewacht die Schätze der Götter und Heroen gegen die herandringenden Rieſen, welche ſie erklämpfen wollen. Dann zeigt ſich das liebliche Truthwauge, über deſſen mondbeglänzter Wieſe Titania, die Elfenkönigin, von ihren Geſpielen begleitet, zu dem Hügel emporſchwebt, auf dem der Elfenreihen getanzt wird. Thor oder Donar, jene gewaltige elektriſche Geburt von Luft, Waſſer und Feuer, fährt auf ſeinem von Steinböcken gezogenen Wagen über den Bergkuppen einher und zerſchmettert ſie mit ſeinem Hammer.

Es iſt das erſtemal, daß die deutſche Mythe in ſo ſinniger und ſchöner Weiſe künſtleriſch geſtaltet wurde, und ſo harmoniſch einerſeits dieſe Gemälde im Gedanken dem Zwecke des Raumes, in dem ſie ſich befinden, ſich anſchließen, ſo belebend wirken ſie zugleich nach einem inſtruktiven Ziele, indem ſie durch die Anſchauung dem Studium vorarbeiten, indem ſie durch maleriſche Darſtellung Zeugniß davon ablegen, welch poetiſche Tiefe in dem Glauben der vaterländiſchen Vorzeit ruht. Ich wünſche von Herzen, daß unſere Skulptur, eine Kunſt, welche der Allegorie und Symbolik, alſo auch der Mythologie, niemals völlig ſich entſchlagen kann, ebenfalls ihren Vortheil ziehe aus dem Gebiete, das hier die monumentale Malerei eigentlich der bildenden Kunſt erſt erobert hat. — Der vaterländiſche Saal enthält außerdem in einer — Thürniſche noch zwei landſchaftliche Gemälde von Bellermann, eine Darſtellung von Hünengräbern an der Oſtſee und eine Anſicht von Stubbenkammer mit dem dort befindlichen alten Opferaltar.

Eine durchaus andere, faſt geiſtig antipodiſche Welt nimmt uns auf, wenn wir nun durch die Vorhalle des Treppenhauſes nach dem jenſeitigen Flügel des Erdgeſchoſſes ſchreiten und das egyptiſche Muſeum betreten. War es im deutſchen Kultus das friſche, duftige Leben der Natur, auf der Höhe die kräftige Freiheit, im Heimlichen die innige Gemüthlichkeit, was ihm ſeinen Inhalt gab, herrſchte ſelbſt im Schauerlichen immer noch die menſchliche Beziehung vor, wie umgibt uns plötzlich nun der ſchwermüthige Ernſt einer ſtarr gewordenen Kultur, einer zwar ungleich fertigeren, reiferen, aber mit düſteren Anſchauungen des Lebens verwobenen Bildung, welche für des Menſchen leibliches Bedürfniß mit feinem Raffinement zu ſorgen verſtand, aber ſeinen Geiſt zur Anbetung des Unbegriffenen, zur bewußtloſen Heilighaltung des Thieriſchen zwang. Statt des grünen Haines ein Wald ſchwerfälliger Säulen, ſtatt der rührigen Pflanzenwelt eine wunderbar mächtige und großartige Welt von Stein.

Im egyptiſchen Muſeum zeigt ſich die charakteriſirende Tendenz der Architektur in der ganzen räumlichen Anlage am auffallendſten. Durch einen kleinen Vorraum, in welchem Kapitäl und Obertheil einer ächten altegyptiſchen Säule aufgeſtellt iſt, gelangen wir in einen mit Glas überdeckten Hof, welcher das Atrium eines egyptiſchen Tempels bildet. Die ihn umgebenden Säulenſtellungen mit ihren dicken Kelchkapitälen ſind zwar nur aus Backſteinen erbaut, aber mit Figuren und Hieroglyphen gleich dem Geſimſe, das ſie tragen, faſt im Uebermaaß bemalt. (Ueber dem Geſimſe befindet ſich eine Galerie, auf der Abgüſſe aſſyriſcher und perſiſcher Bildwerke Platz finden ſollen.) Vor dem Eingang der an das Atrium ſich anſchließenden Halle, welche das Hypoſtylon des Tempels bildet und in welcher die vorhandenen Papyrusrollen unter Glas und Rahmen aufgehängt ſind, ſind zwei koloſſale ſitzende Götzenbilder aus ſchwarzem Granit aufgeſtellt, in der Mitte des Hofes liegen zwei Widder, zwiſchen denen ein Altar mit altegyptiſcher Skulptur aufgeſtellt wurde. Wem dieſes Modell eines egyptiſchen Tempelhofes von der Mächtigkeit altegyptiſcher Bauwerke noch keinen

rechten Begriff geben will, der trete in die Säulenhalle, welche den Hof rings umgibt. An ihren Wänden wird er eine Reihe von Pape, Schirmer, Biermann, Graeb und Max Schmidt trefflich ausgeführter Gemälde erblicken, die ihm in perspektivischer Verjüngung die Großartigkeit jener alten Kunst vor die Sinne rücken. Da zeigen sich zuerst die kleinen Pyramiden von Meroe und die großen von Memphis, jene gewaltigen Steinkolosse, welche auf dem riesigen Trümmerfelde dieser ungeheuren Stadt wie scharf geschliffene Bergspitzen emporragen; im nachbarlichen Vorgrunde jener wunderbare Tempel in Gestalt einer Sphinx, welche vorne an der Brust dem Eintritt eine Pforte öffnet. Wir blicken dann in's Innere der Pyramide des Cheops, in einen von Fackelglanz düster erleuchteten Gang, dessen Formen sich erst allmählig bei anhaltendem Hinblicken dem Auge enthüllen. Es folgen der Hathortempel und das Typhonium zu Dendera, das Rameſſeum zu Theben, die Memnonsſtatue bei Monbeleuchtung, welche in dem Waſſer glitzert, das der Nil in die Ruinen des alten Theben getrieben; ferner der Hypoſtyl des Tempels zu Karnak und dieſer Tempel ſelbſt, die Tempel und Felſentempel von Gerf Huſſên, wo Abu Simbel und Edfu, die Gräber von Beni-Haſſan, der Berg Barkal, die Steinbrüche von Silſilis, die Obelisken im Vorhofe von Karnak, die Inſel Philae im Nil mit einem trefflich erhaltenen, zierlichen und faſt völlig offenen Tempelbau. Unter dieſen Gemälden ſind altegyptiſche Skulpturen aufgeſtellt mit ſcharf eingegrabenen Umriſſen und flacher Ausmeiſelung der Leibesformen. Sie tragen noch, gleich der in Bildern dargeſtellten Architektur, die Spuren der Bemalung.

Das Hypoſtylon, deſſen Wände mit zahlloſen Figuren nach altegyptiſchen Vorbildern in friſcher Buntheit bemalt ſind und durch allerlei Darſtellungen gewöhnlicher Vorrichtungen von dem Kulturleben der Egypter eine Vorſtellung geben ſollen, der begreiflicherweiſe ein ausführlicher Kommentar vorhergehen müßte, endigt in drei Zellen. Die mittlere derſelben hat eine ſitzende Koloſſalſtatue des König Horus aufgenommen. Links ſchließt ſich daran ein Saal zur Aufſtellung hiſtoriſcher Denkmäler und kleiner Kunſt- und Gebrauchsgegenſtände. Eine ſchöne Statue der Iſis, verſchiedene Pharaonenhäupter, andere Geſtalten, heilige Sperber in Stein, ausgeſtopfte heilige Katzen u. dgl. m. finden ſich hier, auch zwei ſehr ſchöne Köpfe in weißem Marmor, offenbar aus ptolemäiſcher Zeit und von den edelſten griechiſchen Formen. Sehr reich iſt dieſer Saal, wie das Berliner Muſeum überhaupt, an Gegenſtänden, welche dem täglichen Gebrauch gewidmet waren. Wir bemerken allerhand Geſäße, Löffel, Pfeile und Bogen, Schaalen mit gedörrten Früchten und Gemüſen, Ringe von Metall und Steinen, Halsketten, geflochtene Sandalen und Lederſchuhe, Hausapotheken und Toilettenkaſten, einen Malerapparat u. ſ. w., vornehmlich aber eine Menge von kleinen Götzenbildern, die überall im Hauſe angebracht wurden und auch als Amulete dienten. Im rechts gelegenen Mumienſaal finden wir auch Perrücken, welche die altegyptiſche Mode den Alongeperrücken ähnlich, gebildet, und hunderterlei andere Dinge. Die Malereien, welche die Wände unter Nachahmung der unentwickelten Formen altegyptiſcher Darſtellung bedecken, geben geſchichtliche und Kulturmomente in der Auffaſſung der alten Anwohner des Nils.

Rechts iſt den Tempelzellen ein quadratер Eckſaal benachbart, welcher die von Profeſſor Lepſius mitgebrachten Grabkammern enthält, ſämmtlich reſtaurirt. Ein Fehler in der Anlage des egyptiſchen Muſeums ſcheint es mir überhaupt, daß man im Allgemeinen zu viel reſtaurirt hat. Man hatte dabei freilich einen inſtruktiven Zweck, indem man der Anſchauung etwas Ganzes darbieten wollte, aber für den wenig Eingeweihten entſteht daraus große Unklarheit über das, was denn nun eigentlich dem Alterthum wirklich angehöre und was nicht. Uebrigens finden wir ſehr ſchöne ächte Stücke, z. B. einen in den Farben der Bemalung noch ſehr gut erhaltenen Sims. Noch weiter rechts enden die Räume des egyptiſchen Muſeums in dem Saal der Mumien, der außerdem einige Schränke mit Schmuckſachen, fein geflochtenen Körben, hölzernen und ſteinernen Geſtellen für Nackenkiſſen u. dgl. aufgenommen hat.

III.

Wir kehren aus dem egyptiſchen Muſeum in die Vorhalle zwiſchen den beiden Flügeln des Untergeſchoſſes zurück. Sie bildet den erſten Raum, den man ſpäter durch die Haupteingänge betreten wird. Die Statuen Winkelmanns, Schinkels und anderer Berühmtheiten werden ihre Stelle darin finden. Von der Vorhalle führt eine breite Treppe aus ſchleſiſchem Marmor, deren Wangen ein Abguß des herrlichen Amazonenfrieſes von Phigalia ſchmückt, zu der mächtigen Halle empor, welche den ganzen Mittelbau einnimmt und bis unter den Giebel deſſelben aufſteigt. Wir gelangen zu einer erſten Galerie, die mit dem Mittelgeſchoß in gleicher Höhe liegt und deſſen Gemächer verbindet. Von ihrem Grunde erheben ſich ſchlanke joniſche Säulen aus weißem carariſchem Marmor mit graziöſen Kapitälen und tragen eine zweite Galerie, welche das Obergeſchoß verbindet. Dieſer obern Galerie an der nordweſtlichen ſchmäleren Seite des großen Treppenraumes liegt an der entgegengeſetzten Seite eine gleich hohe, ebenfalls das Obergeſchoß verbindende Galerie gegenüber, nach welcher, zu beiden Seiten der untern Treppe, zwei Treppen an den Langſeiten emporführen. In der

Höhe der obern Galerien entsteht an den Wänden der beiden Langseiten das wunderbare epische Gedicht der Weltgeschichte, das Kaulbachs geistig tiefe und unerschöpflich reiche Phantasie in Formen und Farben dichtet. Diese Gemälde sollen mich in der zweiten Abtheilung dieser Briefe beschäftigen, da sie nicht mit dem Raume, den sie schmücken, abgehandelt werden dürfen, sondern die ganze Sorgfalt einer selbstständigen Betrachtung in Anspruch nehmen.

In der Mitte der zuletzt erwähnten obern Galerie, an der Stelle, wo die beiden Treppenarme zusammenstoßen, steht eine Nachahmung des Pandroseions, jenes bekannten erkerartigen Anbaus am Erechtheum auf der Akropolis von Athen. Es ist ein kleines Tempelstück, das in der Façade von vier Karyatiden, im Rücken von vier kantigen Pilastern getragen wird. Die ihrer Bestimmung gemäß in einfacher Fläche aufsteigenden Seitenwände der Halle tragen das in griechischer Giebelform gebildete Dach, dessen bunte Bemalung, im Verein mit den auf Querbalken stehenden vergoldeten phantastischen Thiergestalten, die Decke dieses weitgespannten Raumes jetzt außer Verhältniß schwer erscheinen läßt. Man hat dieß dem Baumeister wiederholt vorgeworfen, man bedenke jedoch, daß die Färbung der Decke nicht in Harmonie mit leeren oder doch halbleeren Wänden, sondern mit einer reichen Fülle von Farben gedacht ist. Erst wenn hier alles Gemälde seyn wird, dann beurtheile man die Uebereinstimmung des Ganzen. Die Decke ist übrigens nach einem Entwurfe von Schinkel construirt. — Kolossale Bildsäulen werden in der Treppenhalle aufgestellt werden; auf der ersten Galerie z. B. die beiden Rossebändiger, auch Kastor und Pollux genannt, vom Kapitol zu Rom, in Abgüssen natürlich, wie ja das ganze mittlere Geschoß der Aufstellung einer möglichst vollständigen Sammlung von Gypsabgüssen nach der Antike und nach den besten Werken des Mittelalters und späterer Zeiten gewidmet ist. Diese Tendenz schließt sich der Skulpturengalerie des Schinkel'schen Museums an, welche nur Werke aus Marmor oder Erz enthält, darunter aber der berühmtesten entbehrt.

Von der untern Galerie der Treppenhalle führen zwei Thüren in die Säle des mittleren Geschosses, deren Fußböden aus zierlichen Mosaiken bestehen. Treten wir durch die Thür rechter Hand in den ersten der griechischen Säle, so erblicken wir einen langen, flach gewölbten Raum, dessen Wände in zwei Reihen über einander ein Abguß des großen Frieses vom Parthenon schmückt. Leider hat jedoch der Wandraum nicht ausgereicht und man sah sich genöthigt, den Saal durch zwei niedrige Wandarme in drei Theile zu schneiden, um den Fries vollständig anbringen zu können. Die Wand der Eingangsseite, durch deren Thüre wir in den Saal getreten, trägt ein schönes Wandgemälde unseres trefflichen Graeb: eine Ansicht von Athen mit der Akropolis, nach einer Composition von Klenze. Eine Reihe anderer Gemälde, ausgeführt von unsern besten Landschaftern, Graeb, Pape, Schirmer, Biermann, Max Schmidt, zieht sich an der Langseite über dem plastischen Friese hin. Wir schauen in den Tempel des Zeus mit der Statue des Donnerers in Gold und Elfenbein, wie sie aus der Hand des Phidias hervorging; die Statue ist von Muhr, einem der hier anwesenden Schüler Kaulbachs, gemalt. Dann zeigt sich uns das Innere der Akropolis von Athen: rechts das Erechtheum mit dem Pandroseion, in der Mitte die kolossale Statue der Pallas Athene, rechts das Parthenon, im Hintergrunde die Propyläen. Es folgt der Minerventempel von Aegina auf waldiger Höhe, vom Dufte eines griechischen Morgens umflossen; und weiter Olympia mit dem dortigen Tempel des Zeus und dem berühmten Haine, in welchem wir die Statuen der Kämpfer, Rossebändiger und Wagenlenker, der Sieger in den olympischen Spielen, erblicken. Die untergehende Sonne taucht den Obertheil der Gebäude noch einmal in prachtvolle Glut. Ferner: der Apollotempel von Phigalia, das Amphitheater von Syrakus mit dem Ausblick auf das Meer, die Gräberstraße in Lycien und der Altar des Zeus in Kleinasien. Man wählte also zu Gegenständen dieser Bilder diejenigen Orte Griechenlands, Großgriechenlands und des griechischen Kleinasiens, welche der Kunst und der Alterthumsforschung der neueren Zeit die größte und schönste Ausbeute gewährten.

Der Eingangsthür gegenüber ist in die Wand der zweiten schmäleren Seite das nachgeahmte und polychromatisch ausgeführte Giebelstück eines griechischen Tempels, und zwar des Minerventempels von Aegina mit der sogenannten Aeginetengruppe, eingemauert. Es befindet sich hier freilich in einer sehr gedrückten und wenig ästhetischen Lage, welche seinem Zwecke auf das Augenscheinlichste widerspricht, und man kann diese ästhetische Unzweckmäßigkeit nur allenfalls mit dem instructiven Zwecke, der dabei leitend war, entschuldigen. Doch fragt sich immer, ob man ein solches Giebelstück nicht besser freistehend zur Anschauung gebracht hätte. Der Grund des innern Feldes (des Tympanon) ist dunkelroth; die davorstehenden Statuen bewahrten die weiße Naturfarbe des Gypses; die Giebelbalken sind roth und blau verziert, die Triglyphen weiß und blau, die Metopen sternartig in goldigem Gelb auf braunem Grunde.

Ein kleines Kabinet, ganz einem Abguß der Laokoonsgruppe geweiht, bildet den Durchgang zum nächsten Saal, der eine geräumige Fensternische und zwei kleinere Rundnischen einander gegenüber enthält. In den letzteren stehen die Diana von Versailles und der Apoll von Belvedere; in der Mitte des Saals

ein wundervoller Abguß des farnesischen Stiers; außerdem in diesem so reizvoll ausgestatteten Raume die mediceische Venus und andere Meisterwerke des Alterthums.

Wir gelangen nun in den nordöstlichen Kuppelsaal. Die Kuppel desselben ist eine sehr schöne, hoch geschwungene Wölbung, welche durch mattgeschliffenes Glas von oben her erleuchtet wird. In den kleinen Feldern der Kassettirung befinden sich Maiereien, Darstellungen von Amoretten in verschiedenen Situationen, namentlich im Spiel mit den Attributen der Götter. Die Wölbung ruht auf acht Rundbogen, welche vier flache und vier Rundnischen umfaßnen. Das obere Halbrund jeder Fiachnische ist mit einem Gemälde, die Halbkuppel jeder Rundnische mit architektonischer Färbung auf blauem Grunde nach Art der Kassettirung ausgefüllt. Die Wände zwischen den Nischen und deren Untertheile sind mit grünem englischem Stuck bekleidet, in den Nischen stehen kolossale Bildsäulen. Der folgende Raum ist wieder ein langer Saal mit fünf Fenstern in der Façade; pompejanisches Roth deckt seine Wände. Er soll die großentheils so wohl erhaltene Gruppe der Niobiden aufnehmen, oder hat sie vielmehr schon aufgenommen, doch bis jetzt noch als zerstreute Bruchstücke ohne jene Zusammenfügung, welche das geistige Band der herrlichen Composition ausmacht. Die prächtigen Thürsimse dieses Raumes werden von je zwei Karyatiden getragen. Es folgt der bacchische Saal, halb Saal, halb Galerie, indem zwei Porphyrsäulen, welche das darüber errichtete Pandrofeion im Treppenhause tragen, ihn in der Mitte theilen. Seiner Bestimmung, bacchische Denkmäler aufzunehmen, gemäß hat man feine innere Hälfte in eine Laube mit Rebengeländern umgewandelt und die übrigen Wände mit Darstellungen des Bacchos, der Ariadne und verschiedener Bacchantinnen und Bacchoszüge bedeckt.

Beim Eintritt in den nächsten Saal fallen uns zuerst zu beiden Seiten der Eingangsthür zwei prächtige Mosaikſäulen in das Auge. Die feine Ausführung bewundernd nähern wir uns ihnen und schauen aufmerksam die Fügung der Theile an; da erkennen wir, daß wir es mit einer Attrape zu thun haben. Die Säulen bestehen nicht aus wirklicher Mosaikarbeit, sondern sie tragen nur ein Gewand von gemalter Mosaik; ein künstlerischer Scherz. Das Gleiche gilt von dem Mosaikfries unter dem geschmackvollen Thürsims, der den Zug des Poseidon mit Nereiden und Tritonen darstellt. Indem wir uns noch an den vortrefflich in grüner Bronze ausgeführten Deckengemälden erfreuen und besonders an der geschickten Technik, mit welcher ihr schillernder Goldrand gerade so aufgesetzt wurde, daß er, je nach dem Standpunkt unseres Auges, das aufgefangene Licht der Fenster in wechselnder Weise reflektirt, durchschreiten wir den Saal und gelangen in den zweiten, nordöstlichen Kuppelsaal. Vier hohe und breite Bogen tragen dessen flache Wölbung, von welcher goldige Sternverzierungen in rothem Grunde herabglänzen. Die Kolossalbüsten der Kaiser Titus und Hadrian, der bekannte Hermaphrodit, schöne Kandelaber und andere Werke der Plastik schmücken diesen Raum. Zwei der Bogen öffnen sich, der eine weit und frei gegen die Verbindungshalle der beiden Museen, der andere, durch einen Pfeiler in zwei kleinere Bogen getheilt, gegen einen Seitensaal. Marmorstufen führen zu der reizvoll schönen Halle der Verbindungsgalerie empor. Sie ist in einfachen, aber ungemein edlen Verhältnissen erbaut. Die zierlich, weiß in blauem Grunde kassettirte Decke ruht auf zwei Reihen korinthischer Pilaster von weißem italienischem Marmor, zwischen denen nach beiden Seiten hinaus die Fenster blicken. Die zwei runden Mittelsäulen der beiden Schmalseiten sind in der weißen Marmormasse wundervoll schwarz geädert. Im Raume selber stehen mehrere Bronzestatuen. Eine Mitteltreppe führt jenseits hinab in die alte Skulpturengalerie, zwei schmälere zu beiden Seiten aufwärts in die Gemäldegalerie des Schinkel'schen Museums. Durch den anderu, ebenfalls offenen, doch zweigetheilten Bogen treten wir in einen noch leeren Saal mit mehreren Nischen und daran stoßenden kleineren Gemächern. Waren die beiden zuletzt vor ihm betrachteten Säle der römischen oder nachgriechisch antiken Skulptur gewidmet, so macht nun er den Uebergang zu jener plastischen Kunst, welche als eine Wiedererweckung der römischen im mittelalterlichen Italien zuerst erstand. Der nächste Saal zeigt daher in seiner Architektur den Charakter des romanischen Prachtstyls. Zwölf Säulen, in zwei Reihen frei neben einander aufgestellt und durch je drei Rundbogen unter sich und mit den Seitenwänden in Verbindung gesetzt, theilen ihn in drei gleiche Längenabschnitte oder Schiffe, wenn man es nach Analogie des romanisirten Basilikenbaus mit diesem Ausdruck bezeichnen will. Sieben Deckengemälde stellen in leuchtenden Farben die erzeugenden und bildenden Gewerbe und Künste des Menschen dar: Ackerbau, Viehzucht und Weinbau, Bergbau, Skulptur und Maierei, die Baukunst, die Goldschmiedekunst, die Eisen- oder Waffenschmiede und den Maschinenbau, alle in anmuthig charaktervoller Gruppirung des menschlichen Lebens, des Lokals und der Staffage. Schon befindet sich in diesem Saale ein wundervoll gelungener Gypsabguß von einer der berühmten florentinischen Bronzethüren, auf denen die biblische Geschichte plastisch abgebildet ist. Es sind deren im Ganzen drei von je zwei Flügeln, und von jeder wurde ein Abguß genommen, doch erst der eine aufgestellt.

Die Ausgangsthür des eben geschilderten Saales

führt uns, nach vollendetem Rundgang durch das Mittelgeſchoß, in die Treppenhalle zurück, und zwar dem erſten Eintritt in den Parthenonſaal gegenüber.

Beim Durchwandern konnte ich nicht überall des in einer Fülle graziöſer Erfindung ſchwelgenden Details erwähnen. Die prächtigen Säulenkapitäle, die mannigfaltig geformten Thürſtmſe, die ganze reiche Ornamentik an Frieſen und Simſen, Arabesken, Leiſten und Bändern — alles dieß zeugt von der umfaſſenden Kenntniß und dem fein gebildeten Geſchmack des Erbauers. Man mag mit dem früher erörterten Grundprincip, das ihn leitete, mit der Vielfältigkeit aller Style, die allerdings zuweilen, wie etwa in der Anlage des egyptiſchen Muſeums, zu einigen Spielereien führt, ſich einverſtanden erklären oder nicht, die Schönheit vieler einzelnen Räume in ihrer Geſammtheit, die Grazie und den Reichthum des Details wird jeder anerkennen müſſen. Und nun erſt der Zweck der Sammlung, welche das Mittelgeſchoß enthält! Da wir die Originale aller jener unübertroffenen Werke des Alterthums nicht beſitzen können, war es ein höchſt glücklicher Gedanke, treffliche Abgüſſe derſelben in allen berühmten Muſeen und Galerien zu ſammeln und hier an Einer Stelle zu vereinigen. Wenn man dieſe Welt edelſter Kunſtſchöpfungen durchſchreitet, geht einem der Sinn auf für die Größe und den Adel der alten Kunſt, und man wird geſättigt durch eine unbeſchreibliche Befriedigung des Schönheitsgefühls.

Aus dem Thüringer Walde.

II.

Noch in keinem Jahr war die Schmücke ſo voll als in dieſem; in keinem hatte die Reiſeluſt ſolche Schaaren von Touriſten über Thüringen ausgeſtreut. Bäder und Sommerwohnungen feſſeln eine große Anzahl der nördlichen Gäſte auf längere Zeit. Das Land und ſeine Bewohner haben noch ſo viel Naturwüchſiges; möge es, was davon gut, bei dieſer Ueberfluthung ſich erhalten. Es war bisher davor geſchützt, weil ſeine Reize nicht zu den eigentlich pikant pittoresken gehören, welche die haſtigen und die jugendlichen Reiſenden anziehen. Es hat keine Kataraften und jähen Felsſegel; ſeine weichen Thal- und Berglinien, ſein Wieſenſchmelz und der Duft ſeiner Tannenberge machen keinen Anſpruch, mit den Schauerbildern und barocken Felsbildungen des Harzes und der ſächſiſchen Schweiz ſich zu vergleichen. Aber mit den wachſenden Jahren ändert ſich unſer Sinn; das Schroffe, Kühne und Gewagte wird von uns als das Abnormale gewiſſermaßen hiſtoriſch, als zur Jugendbildung nöthig und ihr angehörig, reponirt, und wir verlangen nach ſanfteren Schönheitslinien. Und nicht wir allein, unſere geſammte Generation iſt eine alternde.

Manches, was ſonſt ſpurlos verwiſcht wäre, mag auch die Zerriſſenheit des Landes und Volkes in ſo viele kleine Staaten unter ſo verſchiedenen Fürſten erhalten haben. Aber das Volk iſt gut und die Fürſten milden Sinnes; es tritt das der Zeit Widerſtrebende nicht ſo ſtörig und verletzend heraus wie in der alten Schweiz und noch in der neuen. Zum Exempel erfährt der Reiſende nichts von der obſoleten Banngerechtigkeit, die noch die neueſte Geſetzgebung im Kanton Bern heiligt, wornach der mit der Poſt angekommene Reiſende 48 Stunden warten muß, bis er ſich einen Lohnkutſcher zur Weiterbeförderung miethen darf. Durch andere günſtige Beſchränkungen weiß man ſich verſtändig durchzuwinden und drückt ein Auge zu. Auf den Punkten, wo hartnäckig die Fremdenſtrömungen zum Stauen kommen, haben die Wirthe allerdings ſchon die primitiven Naturpreiſe aufgegeben, und an manchen Orten, namentlich an den Hauptübergangspunkten, verſucht man ſchon den Schweizerpreiſen ſich zu nähern; Thüringen iſt aber dafür glücklicherweiſe von einem Uebel noch ziemlich befreit, von den Führern, den Ciceronen, die ſich anderwärts den Touriſten auf Schritt und Tritt aufdrängen und mitten in einer ſchönen Gegend den Genuß dem Wanderer vergällen. Im Gegentheil, die Führer, wo man ſie braucht, fehlen, und an manchen ſchönen Punkten, wo es in uns ruft: verweile! hat ſich noch kein Mephiſtopheles eingefunden, der eine ſchattige Laubenbank aufſchlägt und Küche und Keller zur Erfriſchung aus der Erde ſtampft. Auch das wird nur zu bald kommen, wenn, wie es den Anſchein hat, Thüringen von den nördlichen Hauptſtädten aus ganz überzogen ſeyn wird.

Ehe noch die Induſtrie Eſel und Maulthiere eingeführt, hat ſie ſchon Chauſſeen gebaut, die bequem nach den ſchönen Hochpunkten führen. So erreicht man jetzt auf langgewundenen Kunſtſtraßen die Schmücke von dem ehemals berühmten Ilmenau aus und dem jetzt berühmt werdenden Elgersburg. Der mächtige Tannenhochwald, von Quellen durchſickert, von Meilern dampfend, bleibt mit wenigen Unterbrechungen der Reiſegefährte; durch ſeine Ausbaue gewährt er Ausſichten auf tiefe Schluchten, auf die Felder, welche Eroberungszüge in die Forſten hinauf unternehmen, und in die blaue Ferne des ebenen Landes. Elgersburg wird erſt genannt, ſeit es durch ſeine Waſſerheilanſtalt einen Ruf erworben. Die Ritterburg, nicht ſchön, aber doch maleriſch aus behauenen Quadern aufgeſchichtet, inmitten eines höheren Bergamphitheaters ſelbſt auf einem Berge, war noch nicht Ruine, als ein wohlhabender Bauer ſie erwarb und zu ihrer jetzigen Beſtimmung umwandelte. Welcher ſaſſiſche Freie oder thüringiſche Burgmann ſie in grauer Vorzeit gegründet, mitten in dem undurchdringlichen Gebirgswald, iſt unbekannt und vom ritterbürtigen Manne Elger nichts als ſein Name in dem Steinhaufen erhalten. Dann beſaßen die Mitleben durch Jahrhunderte das Schloß. Ihre vielen Beſitzthümer, durch ganz Thüringen bis über die goldene Au, ſind zerſplittert, vielleicht ſchon durch hundert Hände gegangen; dennoch iſt mehr von ihnen übrig geblieben als ihr ehemaliger Reichthum und ihre Macht. Daß Bauern Rittergüter kaufen, iſt kein ungewöhnliches Ereigniß; iſt ja faſt das ganze Tyrol eine friedliche Eroberung der Bauern geworden, die jetzt durch Kauf in Beſitz der Burgen und Güter des Adels ſind. Aber ein Bauer mußte hier auch der Vertreter der Induſtrie werden und auf ſeine Koſten das berühmte Kaltwaſſerbad begründen. Seine romantiſche Lage, die Silberquellen, die aus den Felſen rauſchen, die reine Bergluft, die ſchönen mannigfaltigen Spaziergänge,

die Fernsichten in's Gerathal von den höhern Punkten bis in die Ebene, und eine geschickte ärztliche Leitung haben Elgersburg schon seit Jahren mit Badegästen gefüllt. Weil aber doch manches fehlte, wo ein sonst ehrenwerther Besitzer, der sich aber außer seinen Bergen nicht weit umgeschaut, das meiste nach eigener Eingabe eingerichtet hatte, sahen alle Theile ein, daß eine Besitzveränderung wünschenswerth sey. Der bisherige Arzt, Dr. Pinty, übernahm käuflich die Burg, die Baulichkeiten, die Quellen, Wasserkufen, die Wirthschaft und die Badegäste; und letztere sind, wie verlautet, damit daß sie verkauft wurden, ganz zufrieden.

Ja, eine Leibeigenschaft ist jede Wasserheilanstalt, die Gäste werden, wenn nicht glebae adscripti, doch Hörige im vollen modernen Sinne. Wenn der Geist eines der alten Burgherrn in den hallenden Gängen umzugehen verdammt wäre, was sähe er? Im Erdgeschoß brumut und summt es durch die stille Nacht, als klagte wirklich ein Spuckgeist seine Leiden den Nachtlüften; es ist der Wiederhall der gebändigten Quelle, die ihre Silberfluthen durch ein feuchtes Mauerloch und eine enge Röhre lichtlos in die große Wasserkufe gießen muß. Sonst Todtenstille in Hallen, Gängen und auf Treppen; die Anstrengung der passiven Tagesarbeit hat die Patienten in Todtenschlaf niedergeworfen; nur ihre Stiefeln und Schuhe vor den Zellen zeugen von menschlichen Bewohnern. Und beim Tagesgrauen schleichen riesige Männer in die Zimmer. Wenn er das Reiben, das leise Aechzen, Stöhnen, Plätschern drinnen hörte, möchte der Geist auf Vampyre oder Würgengel schließen, die es sich zum Geschäft machen, die armen Gefangenen zu quälen. Und dann, in späterer Stunde, öffnen die Thüren sich wieder leise, die Geqnälten schleichen herunter zu neuer Marter, ihr Quälgeist hinter ihnen. Rasch hat er sie umfaßt und taucht die vom Schlafe Dampfenden unbarmherzig in die eiskalte Wasserkufe. Auch daran gewöhnen sich die Leibeigenen, sie schreien und stöhnen nicht mehr, mit einer Art freudigen Opfermuthes untergehen sie ihre Qualen. Aber sonst ist der freudige Muth dahin. Selbst wie Gespenster schleichen sie am Morgen, in ihre Laken gehüllt, den Kopf turbanartig mit weißen, nassen Tüchern umhüllt, theilnahmlos der Blick, blaß das Gesicht, nur die Nase geröthet vom innern Feuer. Ihr sollt freudig seyn und heiter, und spielen wie die Kinder, dann werdet ihr gesunden! lautet das Gebot der neuen Offenbarung. Mit welcher Wunder-, welcher moralischen Kraft will man es erzwingen? Alle menschlichen Preß- und Zwangsmaßregeln haben nicht ausgereicht, die Menschen zu zwingen, jenen Geboten zu gehorchen; welche Mittel stehen den neuen Propheten zu Gebote sie zu nöthigen, daß sie den Körper durch die Seele gesund machen? Sie sollen Holz spalten, Kegel schieben, Schach spielen, harmlos heiter sich unterhalten und mit den Spirituosen auch aller Affekte, und was dahin führt, sich enthalten. Wenn sie das vorher gekonnt und gewollt, wären sie jetzt nicht in der Wasserheilanstalt. Auch wo sie der Methode einen geistigen Aufputz geben, etwas Pietismus, etwas Philosophie, sie zwingen es nicht. Welche Monotonie und Einsylbigkeit an den Mittagstischen, die Tafeln der brüderlichen Liebe seyn sollen, welch verdrüßliche Gesichter! Sie thun es par ordre, als Geschäft, in der Hoffnung, daß es bald abgethan ist. Statt der Einigkeit und Brüderlichkeit in diesem modernsten Klosterleben bilden sich Coterien, Parteien, das Band reißt, statt sich zu verschlingen. Wie will man die aus allen Gegenden, Ständen, Bildungsstufen, Altern Zusammengewürfelten zu einer einträchtigen Gesellschaft verbinden, wo kein anderer Bindungsgrund ist, als daß alle krank sind und wieder gesund werden möchten, so schnell als möglich! — In diesem Jahre soll es zu einem förmlichen Schisma gekommen seyn, und ein großer Theil der Badegäste wanderte aus dem reizenden Elgersburg nach dem uninteressanten Ilmenau, nicht aus Unzufriedenheit mit Kur und Kost, Wohnung und Behandlung, sondern weil die Leidenden sich untereinander nicht leiden konnten.

Ilmenau ist unsterblich im Gesange; ob seine Quellen unsterblich machen, weiß ich nicht. Eine Wasserheilanstalt ist jetzt auch dort; unter einer Quelle, die aus dem Felsen in ein antikes Becken sprudelt, steht es angeschrieben: ὑδωρ μεν ἀριστον! und die Gäste sind in keine graue Feudalburg mit ellendicken Mauern eingesperrt, sondern dem Anschein nach in freundlichen Wohnungen und zierlichen Landhäusern. Aber ein Elgersburg ist Ilmenau nicht, die Quellen plätschern nicht wie dort ringsum aus umbüschten Felsen, neckende Nixen, die uns die Lippen zum Kuß entgegen halten; sie verstecken sich und man muß sie aufsuchen. Die modernisirte Stadt, eigentlich nur eine gekrümmte, lange Straße, liegt zwar überragt vom Hochgebirge, aber nicht in demselben; man muß die steilen Wände hinauf klettern, um das Rauschen der Gebirgstannen zu hören, oder eine Stunde Weges, aber einen schönen Weg an der Ilm, hinaufsteigen nach dem malerisch in einem Kessel gelegenen Dorfe Manebach. Dort ist Gebirgsnatur unter dem Glückelhahn im vollsten, reichen Maße.

Aber Achtung, Wanderer! hier ist jeder Fußbreit klassisch. Und wenn es dir oder den Einwohnern noch nicht so zu Sinn ist, so wird der Sinn dafür kommen, wenn die Erinnerungen der Lebendigen erst verschwunden sind. Alsdann wird der Historiograph und Antiquar suchen und conjecturiren nach den Fußstapfen, wo die Heroen unserer Dichtung und Humanität gewandelt sind. Sie fangen jetzt schon an, aber noch

schüchtern, zweifelhaft, ob denn die goldene Zeit wirklich schon hinter uns liegt, ob das Morgenroth der Humanität und geistigen Freiheit, das aufzugehen schien, denn wirklich nur ein falsches gewesen, und wir rückwärts suchen müssen, was vor uns golden zu strahlen schien?

Aber nicht Ilmenau allein, ringsum der ganze Thüringer Wald, die Ufer der Ilm und Saale hinauf bis über Weimar und Jena sind klassischer Boden. Wenn es uns gerade in Ilmenau selbst am wenigsten beikommen will, so bedenke man, daß dieses nicht mehr das Goethesche ist. Eine Feuersbrunst hat inzwischen die alterthümliche Stadt zerstört, und die leicht und rasch neu aufgezimmerte trägt so wenig mehr den Stempel der alten Thüringer Bergstädte, als die wunderbar schöne Vision des Gedichtes „Ilmenau“ die Zustände des heutigen Weimar abspiegelt. Elgersburg ist so gut klassisch als Ilmenau. Unter die Schatten seiner Tannen gehören jene Riesengestalten der Mährchennacht eben so gut als an jenen Ort, von dem das Festgedicht den Namen trägt. Hier prangt in Gold von einer Felsenplatte der Name Goethe, weil er hier seinen letzten Geburtstag verbracht. Wenn man jeden Stein mit einer Inschrift zieren wollte, wo ein Gedanken, ein Bild des Dichters zu einem unsterblichen Ausspruch sich gestaltete, wie würde der Wald von goldenen Buchstaben flimmern! Sage ist's schon, daß Goethe auf dem Gebirgswege zwischen beiden Orten auf einem übermoosten, kolossalen Stein, der vom Berggelände wie eine Tribüne oder Kanzel vorragt, den vierten Akt der Iphigenie in stiller Einsamkeit gedichtet habe. Die stille Einsamkeit ist noch da, der Stein an sich von merkwürdigem Bau, und wohl möchte ein Alterthümler darin einen heidnischen Opferstein erkennen; aber wenn Goethe wirklich hier seinem hellenischen Gedichte nachgesonnen, so kam ihm damals gewiß eine freie Aussicht zu Hülfe. In den siebenzig Jahren sind die Tannen umher dermaßen in die Höhe geschossen, daß sie ihm wohl ein Bild der heiligen Schatten des alten, dicht belaubten Haines geliefert haben möchten, aber nimmermehr jene hellenische Klarheit und Durchsichtigkeit, welche die gewaltige Schöpfung in allen ihren Theilen athmet.

Wir steigen von Elgersburg einen Bergpfad hinan, um den Höhenweg zu erreichen, der uns im Halbkreise nach Ilmenau bringt. Auf einem Seitenweg finden wir die **Marienquelle**, die das reinste und schönste Wasser den Badegästen von Elgersburg liefern soll. Ihre zierliche Einfassung, ihr Name bekunden, welchen Werth man ihr beilegt. Sie entspringt unterhalb des Hochweges und rieselt aus ihrer Umfassung auf eine grüne weite Matte, die wie ein Teppich ihr zu Füßen gebreitet ist, abwärts aufgerollt, denn er stürzt sich in den Ilmgrund. Es ist nicht das Wasser allein, was uns an diese Stelle fesselt, Natur und Kunst haben einen Aushau hier gemacht, der den lieblichsten und erhabensten Charakter der Thüringer Waldgegend wiederspiegelt. Zu Füßen tief der grüne Ilmgrund, an beiden Ufern des Flüßchens die Dörfer Manebach und Kammerberg, wohlbekannt aus Goethes Leben als Dichter und Staatsmann, und gegenüber erhebt sich massenhaft der Gücklhahn mit seiner gekämmten und geschorenen Mähne, die ihn von weit her kenntlich macht.

Die Ansicht des Berges ist belohnender als die Aussicht. Und doch wird er das Ziel vieler Pilgerfahrten, und auch auf ihn führt schon eine gebahnte Straße. Nach der Hütte, wo Goethe und sein fürstlicher Freund Stunden, Tage und Nächte verbrachten, ausruhend von der Jagd, auf den Bergen, wo „der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual,“ wo Freiheit ist, auch wenn Feudalzwang und Polizeiherrschaft auf dem Lande lasten sollte, die Freiheit, von der der Dichter sang, daß sie der Mensch besitzt, „und wär' er in Ketten geboren.“ Viel hat man darüber gelächelt und sich geärgert, und doch war es die Freiheit, welche einen Schiller und Goethe, einen Kant und Herder, einen Fichte und Jean Paul in's Leben rief. In jenen Ketten waren sie geboren, und sind doch die Väter der Freiheit, die einmal segensreich ihre Schwingen entfaltete über das deutsche Land, und die, nachdem sie übergeschäumt hat und jetzt zertreten wird, nun in der Erinnerung unser alleiniger Trost ward. Jene in Ketten geborenen Männer allein haben Deutschland zusammen gehalten, daß es mehr wurde als ein Begriff, eine Idee, die sie wieder mit eisernen Keilen spalten und nur mit Ketten zusammen fassen wollen, je nach Belieben. Aber die Idee ist nicht untergegangen, und wenn nicht das Ende aller Tage kommt, ein byzantinischer Marasmus, muß sie einst in's Leben treten, wie alle Ideen, die in unserem Vaterlande geboren sind. Nur ist das Wachsthum langsam in Deutschland, und die Knospen schießen noch langsamer wieder auf, wo ein verfrühter Frühling den Keim schon zu Blüthen und Früchten trieb. Wenn aber die Stämme nur gesund sind, treiben sie wieder.

In einer Hütte auf dem Gücklhahn dichtete in einer lauen Sommernacht Goethe sein: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“ — das Lied, das dauern wird, so lange die deutsche Sprache nicht von der Erde verschwunden ist; sie hat nie so süße Laute gefunden. Die Hütte steht noch, und an der Wand hat Goethe selbst das Lied niedergeschrieben, wie es im Säuseln der Tannenwipfel die Geister der Berge ihm zuflüsterten. Es enthält einige Variauten, verglichen mit dem in seiner Gedichtsammlung aufgenommenen. Wenn dein Auge an einem stillen Abend, in einer Mondnacht, die klaren Gipfel und die ruhenden Wälder verfolgt,

iſt's dir, als riefen ſie es dir zu, mit einer Melodie, die ſich von ſelbſt macht. Der wahre Dichter findet nur die Worte, nach denen wir andern ſuchen, und dann iſt es die Geſchichte vom Ei des Columbus.

Die Antiquare, ſagten wir, werden bald nach den Spuren und Fußſtapfen der Heroen ſuchen. Warum das Futurum? Wäre es nicht gerade jezt an der Zeit, wo die Erinnerung noch lebendig iſt, aber einer nach dem andern von den Männern, die ſie noch aufbewahren, die Augen ſchließt? In ihren Papieren werden ſie nicht alles niederlegen, was uns zu wiſſen intereſſirt; nur das, was ihnen merkwürdig dünkt, nicht was auch uns, vielleicht noch mehr unſern Kindern und Kindeskindern — die topographiſchen Monumente. Wie zerſtreut ſind ſie in den bereits herausgekommenen Briefwechſelſammlungen! Adolph Stahr hat in ſeinem geiſtvollen „Weimar und Jena“ einiges davon aufgenommen; zugleich gibt es uns Kunde, wie ſchon die Tradition an den Orten ſelbſt die Erinnerungen verrückt. Das Buch, das allen Deutſchen empfohlen ſey, dient aber zu ganz anderem Zwecke; eine weit geringere geiſtige Kraft, ein pietätvoller Sammler müßte ſich daran machen, alphabetiſch oder itinerariſch, das durch die Heroen illuſtrirte Thüringen zu durchwandern und zu beſchreiben. Ein ſolches Buch, in möglichſter Vollſtändigkeit und Kürze, würde, wenn es zugleich die andern Merkwürdigkeiten des Landes aus ſeinem Alterthum aufnähme, bei der erwachten Reiſeluſt dahin, ein großes Publikum haben und zugleich einen dauernden Werth. Es iſt aber keine leichte Arbeit, die chablonenmäßig abzuthun wäre.

Wir ruhen in Ilmenau, im Schatten des Berges, von deſſen Gipfel uns das ſüßeſte Ruhelied erklingt. Ein andermal wandern wir in das alte hiſtoriſche burgen- und ſagenreiche Thüringen, wo überall die Dichtung mit der Wirklichkeit verſchlungene Hände gemacht zu haben ſcheint.

Korrespondenz-Nachrichten.

Schwerin und Ludwigslust, Oktober.

Eisenbahnen. — Schwerin. — Ludwigslust. — Auf dem Lande.

Nicht genug zu loben ist die gediegene Freigebigkeit, mit welcher die Mecklenburg durchschneidenden Eisenbahnen ausgeführt sind; schöne Bahnhöfe, elegante Salons, treffliche, äußerst geräumige Coupés, bei Nacht auf sämmtlichen Stationen das Zifferblatt der auf einem Thurme angebrachten Uhr vollmondartig erleuchtet; überdieß sehr höfliches Personal. Wer indessen nicht mit den großen, zwischen Hamburg und Berlin, oder Hamburg und Leipzig her und hin sausenden Zügen das Land durcheilen, vielmehr es in der Richtung nach Norden bereisen will und auf raschen Transport rechnet, steht sich getäuscht und der Flug der Lokomotive verwandelt sich nur zu oft durch geduldserschöpfendes Verweilen an einzelnen Punkten in Schneckenschritt. So haben wir einmal einen ganzen Tag gebraucht von Hamburg nach Rostock, fast mehr in Wartsälen als in Waggons stzend. Bei Büchen, wo Zweigbahnen nach Lauenburg und Lübeck abfallen, betritt man das Großherzogthum, das sich durch die gelben Felder voll Heerden und weidender Rosse ankündigt. Hat man über Boitzenburg Hagenow erreicht, so beginnt die erste Probe, stundenlanges Harren auf den Berliner-Hamburger Zug, während der Hamburg-Berliner, welcher uns hier in den Sand geschüttet, längst wieder dem Ziele entgegen saust. Um die Pause auszufüllen, bleibt uns nichts übrig, als zum Behufe von Stamm- und Charakterstudien unsere Leidensgefährten zu betrachten, indeß sich der Hauptstrom der Wanderer bereits nach Preußen und Sachsen abgelenkt hat.

Da machen sich denn gleich, wie zwei grelle Farben, die man hart neben einander auf die Palette setzt, die Kontraste zwischen dem plebejischen Hamburg und dem torystischen Mecklenburg geltend. Nehmen wir Einen Moment aus vielen. Ein Mann von reifen Jahren, in welchem sich die Ritterschaft stark ausprägt, hat für sich und seine Familie, die sich mit ganz allerliebsten aristokratischen Näschen, so hoch als nur irgend möglich getragen, um ihn gruppirt, einen Frühstücktisch gegründet und denselben vervollständigt durch das Hervorziehen der umfangreichen Hamburger Nachrichten. Nach geraumer Weile, in welcher sein Auge gemächlich die Spalten eingefogen, naht sich dem Herrn ein kleiner, wohlgenährter, wohlgekleideter Mann mit der höflichen Bitte, einen Blick in das Blatt werfen zu dürfen, welches bereits auf der Ecke neben dem Kaffeebrett lag. „Nein!“ stößt jener heraus, ein so absolutes Nein, wie wir noch niemals eines vernommen. Wir hätten nie gedacht, daß man das Nein so verschärfen könnte, wie man es in diesem Gebiete der Ostsee erfährt. Der kleine Mann stottert bescheiden ein unverständliches Wort. „Ich habe zwei Schillinge dafür bezahlt,“ entgegnet der andere. Der kleine Mann, vermuthlich ein Krämer, greift flink in die Tasche, präsentirt zwei Schillinge und muß abziehen, nachdem man ihm in's Gesicht geworfen: „Ich will Ihre Schillinge nicht!“

Neben solchen Typen stellt sich aber das Mittheilende, das gesellige Talent, die feine Form des Mecklenburgers liebenswürdig dar. Vor den Glasthüren, wo die Stände mehr in einander rinnen, verallgemeint sich auch die Beobachtung. Hier versammelt ein aus Ostindien heimkehrender Landsmann, ein Soldat in holländischer Uniform — blauer Rock mit dicken gelben Bouillonepauletten — der auf drei Monate beurlaubt ist, vierzehn Jahre dort gedient hat, ohne Briefe, ohne ein Wort der Nachricht aus dem Vaterlande, ein ganzes staunendes Publikum um sich. Dort vertraut ein junger Solbarbeitergefelle seinen Nachbarin, einer blondgeschleiften Zofe aus Schwaben, daß er in der Altonaer Lotterie etwas gewonnen und nun davon, saumt einem sehr schönen Kranze, zum Grabe seiner Mutter reise, sechs Stunden noch hinter Rostock.

Befinden wir uns endlich wieder in Bewegung, so wird auch alsbald die Hauptstadt erreicht. Möglich wallt ein blauer See, aus großartigen Baummassen schießen stolze, hochbethürmte Zinnen licht empor; ein prächtiger Moment. Man sieht nichts als Schloß, Wasser und Grün, nichts was eine Stadt ahnen läßt, bis zuerst der ernste alte Dom über dem neuen Denkmale vorragt, dem im mittelalterlich deutschen Styl aufgeführten Palaste, der nach seiner Vollendung zu den bedeutendsten in Deutschland gehören dürfte und sich dem von Wallenstein gebauten Flügel anschließt. Die Leute sprechen: „Der Hauptarchitekt des Schlosses ist gestorben — der Großherzog Paul.“ — Auf der andern Seite des Schienenwegs erblickt man die neue Irrenanstalt. Die Lage von Schwerin zwischen Wäldern und Seespiegeln hat viele Reize. Der Schweriner vergleicht etwas kühn seine Paulsstadt um den Pfaffenteich mit dem Alsterbassin in Hamburg. Das um ihn gelagerte Quartier ist allerdings ein sehr elegantes, ganz modernes mit schönen Altanhäusern voll Blumen, recht villenähnlich. Ueberraschend steigt das ausgezeichnet hübsche neue Arsenal in die Höhe, welches man wohl für den Residenzsitz halten könnte, ebenfalls im altdeutschen Geschmack aus röthlichen Steinen.

Dieß alles, nicht zu vergessen die slavischen Alterthümer auf dem Inselschlosse, hat selbst der rasch Durcheilende zu bewundern Muße, wenn er nicht auf dem glänzenden Bahnhofe die Stunden hinbringen will bis zur Ankunft des von Rostock heraufahrenden Zugs, dem der hinunterzugehende nicht ausweichen könnte. Wie sorgfältig werden inzwischen unsere anhaltenden Waggons gepuzt!

Alles ist hier schmuck, militärisch blank und knapp. Da Gruppen von Cavalieren, dort von stattlichen Kriegern; auch der gemeine Mann ist voll Anstand. Bei den Weibern aus dem Volke bemerkt man eigenthümliche Bordenstrohhüte. Die Weiterreise bringt uns an die Ufer des prächtigen, weitgedehnten Schweriner See's und durch das „Schweriner Holz." Oft zeigt sich nur ein mürrischer brauner Thurm, oder eine Windmühle neben der Hütte mit Strohdach, und Pferdeschaaren auf der Weide. Bei Kleinen biegt die Seitenbahn links nach Wismar ab. In der Nähe der einstockigen Edelsitze oder Herrschaftshäuser wird manches stolze Mecklenburger Pferd geritten, Roß und Reiter vornehm anzuschauen. Links Warin, dessen Drostenhaus weiß herschimmert, rechts der Tempziner See. Bei Bühow, das mit seiner alten Thurmkappe auftuckt, wendet sich rechts die Zweigbahn nach Güstrow. Viel Volk ist da versammelt, unter dem sich besonders die Postillons mit den rothen Aufschlägen und den gelben Hörnern lustig ausnehmen, nicht zu vergessen einzelne schmucke Dragoner aus Ludwigslust. Noble Equipagen halten hier zwischen Postkaleschen und Omnibus. Nicht lange und Schwaan zeigt sich, von dem das Sprüchwort geht: „Du sollst nach Schwaan in die Ochsenschule." — Hier hat man in mittelalterlichen Kampfestagen einen Bürgermeister des oft mit den Herzogen im Streit liegenden Rostocks enthauptet. Ringsum smaragdgrüne Wiesen voll üppiger Heerden, meist schwarz und weiß gefleckt; über dem glänzenden Rücken der Rinder fliegen Störche mit ausgebreiteten Schwingen. Zu immer nördlicherer Melancholie spannt sich der klare Himmel aus. Zulezt gelangen wir an ein schmales blaues Band, die Warnow, hier noch ganz klein und doch dem Meere so nahe, denn schon schweben geisterbleich die Thürme Rostocks am Himmel.

Will man hingegen in der Richtung nach Süden das Großherzogthum wieder verlassen, so fällt man abermals dem unvermeidlichen Hagenow zu maßlos ausgesonnenem Warten in die Klauen. Es erscheint überhaupt den meisten als Mißgriff, daß die Hamburg-Berliner Bahn über Hagenow und nicht in geradem Striche nach dem eine Station entfernteren Ludwigslust gezogen wurde, worin sie eine Beeinträchtigung Berlins zu Gunsten der Hansestadt erkennen. Die erwähnte Sommerresidenz verlassend, schnaubt der Zug an dem von der schiffbaren Elde umnesselten Städtchen Grabow vorüber, dessen gastliches Drostenhaus sich in hohen Wipfeln birgt. Hinter Wendisch Warnow, der letzten mecklenburgischen Station, spalten sich die nach Berlin und Leipzig laufenden Aeste bei Wittenberge, das mit dem Anblick seiner mächtigen, aus rothen Steinen gewölbten Elbbrücke, dem eben vollendeten preiswürdigen Werke, für die Drangsale der Zollvisitation entschädigen muß. Tag und Nacht sausen Züge her und hin zu immer mehr gesteigerter Communikation. Der Einzelne muß sich dem Ganzen opfern lassen. Viele Klagen vernimmt man über Tödtung des Verkehrs durch die Eisenbahn an den Zwischenorten. In einer kleinen Stadt, welche sonst fünf Miethkutscher ernährte, bringt sich nun kaum einer fort, und wo ehemals vier Gasthöfe gut bestanden, erhält sich jezt nur einer schlecht.

Ohne das feindliche Hagenow wäre von Schwerin aus Ludwigslust, das hiesige Sanssouci und Potsdam, sehr rasch zu erreichen. In diesem schönen Schlosse, dem Lieblingsaufenthalte der jungen Großherzogin, waltet große Freude über den kleinen, zweitgeborenen Prinzen, durch dessen Erscheinen sich viele Wünsche erfüllen, weil bisher die Thronfolge nur auf wenigen Häuptern ruhte. — Nichts fürstlicher als die Einrichtung des Schlosses. Das Appartement der jungen Großherzogin, eben jezt vor ihrer Ankunft wieder frisch montirt, ist sehr reich, mit den blendendsten Damaststoffen und Tapeten; nicht minder die Gemächerreihe des Großherzogs, voll jüngst restaurirten Rococogeräthes, reizend geschnizt, wunderliche Tabouretchen und hochlehnige, ganz schlanke Stühle, mit dunkelrothem Sammt bekleidet und im Garde-meuble zu Schloß Neustadt aufgefunden. Dort soll viel Werthvolles der Art verborgen und Ludwigslust eine Weile überschwemmt gewesen seyn mit diesen Dingen, welche man äußerst billig kaufen konnte, bis bei dem Regenten selbst die Neigung dazu erwachte und nichts mehr weggegeben werden durfte. Ueberraschend ist der durch seinen Glanz berühmte „Goldsaal," zu Festen gebraucht, häufig auch zu Bällen. Schon der großartige herrliche Park, in welchem man das kräftigste Mecklenburger Gespann müde fahren kann, verdient, daß der Tourist nicht bloß vorüberrollt an diesen poetischen, mitten in den Sand gezauberten Waldhallen mit ihren lustigen, domhohen Wipfeln, Wasserspiegeln, Cascaden, Fontainen. Besonders merkwürdig waren uns die zwei Kirchen von Ludwigslust. Die protestantische mit ihrer antiken Colonnade liegt gerade dem Schlosse gegenüber, jenseits einer wie Silberstoff herabwallenden Cascade. Durch die Hauptthüre tritt man in die das Gebäude beherrschende fürstliche Loge, alles Gold und rother Sammt. In einem Sarkophag von grauem Marmor ruht in der Mitte des Gotteshauses dessen Erbauer, Großherzog Friedrich. Die Kanzel ist unmittelbar vor dem Altar, und hinter diesem breitet sich auf Wachstafft über die ganze Wand bis zur Decke ein Gemälde, die Hirten, denen die Engel erschienen, darüber der offene Himmel voll beschwingter Engel. Dieser feste Vorhang oder diese spanische Cherubinwand verdeckt einen großen Chor und die Orgel. Man rühmt hier höchlichst die Wirkung, wenn die Klänge und der Gesang plötzlich so unsichtbar beginnen, „wie aus dem Himmel selbst heraus," meinen die Leute. — Rechts von den Schleiern der großen Gaskade, die sich in ein Granitbecken senken, und von der stolzen Fronte des Schlosses, auf dessen flachem Dache Götterstatuen in blauer Luft schwimmen, in den Park und vertiefend, gelangen wir zu einem kleinen Eilande, auf dem wie auf einem grünen Teppiche das Kirchlein steht, welches der Großherzog Friedrich Franz, ein Freund der Katholiken, denselben erbaut hat. Der Glockenthurm erhebt sich jenseits des schmalen Wasserstreifens, in deutschem Styl, aus rothen Glasursteinen, so fromm und schlank aufstrebend, ein lieblicher Bau. Eben so harmonisch sind die innere Wölbung, die Gemälde auf Goldgrund, der Altar, auf dessen Brüstung Vasen stehen mit frischem Asternstor; rechts vom Eingange ist eine Kapelle, in welcher hinter Gittern der Sarg des Sohnes des Stifters, Herzog Adolphs, sichtbar wird, der in den Schooß der römischen Kirche zurückgekehrt. Indem wir von außen rückwärts um das kleine Heiligthum

wandeln, freuen wir uns an dem schönen Blicke in lauter Grün, und wie alles rundum so glücklich gruppirt ist, Bäume, Gebüsch, Aue, vom Wasser umschlungen, weltab, weltvergessen, unberührt vom Staube. Hinter dem Chore, im Rasen, ist ein Kreuz hingelegt, aus der Erde emporblühend, ein Kreuz von Rosen, lauter süßduftende, glühende Monatrosen, von Epheu umfaßt; ein vielsagendes Symbol.

Wie viel anch in der letzten Zeit über die Stellung der beiden Glaubensbekenntnisse zu einander in diesem Lande gesagt und geschrieben worden, man darf nur jene zwei Kirchen von Ludwigslust in ihrer sprechenden Charakteristik gegen einander halten, um Geschichte und Wesen der hiesigen Confessionen zu kennen; mehr bedarf es nicht. Die Verhältnisse zeichnen sich ganz treu von selbst. Liegt es nicht in der Natur des Menschen, sich aus einem Gegensatze in den andern zu retten? Wer die uns hier umgebenden Zustände kennt, mag in ihnen die Erklärung von mancher Erscheinung der Gegenwart zu finden wissen, und begreifen, daß, wo das Positive vorherrscht, der Realismus, das Behagen und materielle Genießen, sehnende Gemüther leicht aus der Convenienz und dem trocken Rationellen in die Sphäre der Phantasie und Idealität gedrängt werden. So darf es nicht überraschen, daß gerade im kühlen, reflektirenden Norden heiße Athemzüge südlichen Glaubens wehen. Bekanntlich haben vorzugsweise zwei mecklenburgische Edellente durch ihre Conversion Aufsehen erregt, Klettenburg und Paul Suckow. Letzterer suchte und erhielt seine Entlassung aus großherzoglichen Diensten, um in den Orden Loyolas zu treten. Ersterer gerieth mit der Regierung in Conflikt wegen des Gottesdienstes in seiner Hauskapelle, dessen Verbot alle Unbefangenen, wenn auch sonst noch so entschieden von der andern Partei, nicht umhin können als Beeinträchtigung der Religionsfreiheit zu betrachten. Wir trafen mit dem von Herrn von Klettenburg auf seinen Gütern angestellten Priester bei seiner Landesverweisung auf der Eisenbahn zusammen. Man sah ihn im geistlichen Ornat, gleichsam auch dadurch Protest gegen eine Gewaltthat einlegend, von seinem Patronatsherrn und Freunde begleitet, in der ersten Wagenklasse zwar, aber doch immer von einem Gensdarmen bis zur Grenze gefolgt.

Statt auf das allzureiche Thema kirchlicher Wirren weiter einzugehen, wollen wir neben sie eine Thatsache reihen, die ebenfalls der Kulturgeschichte angehört. Wer sollte glauben, daß es hier noch Hexenprozesse gibt, umgekehrte gewissermaßen? Die Justiz hat wirklich alle Hände voll davon. Das Volk hält hier noch die Hexen nicht nur für eine Möglichkeit, sondern selbst für eine Gewißheit. Ein Sohn hat seine Mutter umgebracht, weil er sie für eine Hexe erkannte und der ihm daraus erwachsenden Schande entgehen wollte. Es war eine fixe Idee bei ihm, in der er sich selbst bei den Gerichtsverhandlungen förmlich irrsinnig erwies, fest behauptend, jene verhexe ihm seine Kühe und alles. Aus ähnlichem Verdachte mordeten Vater und Sohn gemeinschaftlich Tochter und Schwester. Die untersten Klassen leben und sterben darauf, in Ludwigslust wohne eine Hexe, welche allen vortigen Damen und Offizieren nach Gefallen Gutes oder Böses bereiten könne.

Neben solchen mittelalterlichen Schatten breitet sich andererseits die glänzendste Modernheit hin, ein unbändig gesteigerter Luxus. Häufig dient er der Gastfreundschaft, durch die sich Mecklenburg auszeichnet, und welche auf Gütern, Amtssitzen u. s. w. nicht selten im größten Style geübt wird. Es hat etwas an das Feenhafte Grenzende, wenn man sich so plötzlich aus all den Wirren und Mühen der Reise, mitten in der Einsamkeit der Felder in eine kleine schimmernde Welt entrückt steht, in ein Eldorado von Eleganz und Bequemlichkeit. Da bist viele Stunden, vielleicht Tage, auf Eisenbahnen gerüttelt, wie eine Sache umhergestoßen, in Wartsäle gelenrt worden, zuletzt in der Finsterniß dahingerollt. Da athmet die Locomotive schwer auf, sie hält, du fleigst in den harrenden Wagen, fährst durch das Thor eines Gartens, auf dessen Baumgruppen blendender Glanz aus einer Fensterreihe fällt. Auf der Schwelle im Vorsaale unter Blumen begrüßen dich Vasageien; eine ganze Perspektive von Zimmern öffnet sich, im Lampenlichte schwimmend; die weichsten, buntesten Teppiche, Divans, Fauteuils und Causeusen aller Art, Stickereien, Gemälde, aus vergoldeten Spiegelwänden zurückgestrahlt, Arom von fremden Blüthen, hundert Spielereien, auf Marmortischen die neuesten Erzeugnisse der Literatur aller Sprachen gesäet. Man glaubt sich nicht in der deutschen Provinz, von Kraut- und Rübenäckern umringt, man glaubt sich in Paris. Beim raffinirten Souper umgeben uns heitere Geselligkeit, ritterliche Sitte und jener Witz, der, mehr reflektirend, sich vom Sprudeln des südländischen Humors unterscheidet.

Man findet hier allgemein gewählte Formen, die Leute sämmtlich, was man sagt, „gut erzogen," bei den Frauen in bemerkenswerther Weise Anstand, Repräsentation, geistige Bildung bis auf einen gewissen Grad, mit höchst rühmlicher Virtuosität in der Wirthschaftlichkeit verbunden. Der eigentliche an seiner Scholle klebende Landadel hat eine Physiognomie für sich, vieles Spezielle und einiges Schroffe. Um so mehr freut man sich der da und dort leuchtenden kosmopolitischen Elemente, dadurch hinzugemischt, daß manche Familien ihre Söhne in den trefflichsten Anstalten großer Hauptstädte, namentlich Dresdens, erziehen lassen. Hamburg hingegen trägt durch die verführerische Nähe seiner von allen Ehemännern gefürchteten Modemagazine nicht wenig zum gesteigerten Aufwande bei, zu dem Erstlichen gleichsam in Sammt, Seide und Spitzen, weßhalb vom hiesigen Leben, wie überall, wo man Aeußeres überschätzt, der Ausspruch gelten dürfte, daß man nicht viel hat um viel Geld. Auch in den mittleren und geringen Klassen herrscht großer Kleiderstaat. Nicht minder als durch den Verkehr mit der Weltstadt an der Elbmündung wird der Luxus jeder Art durch die glücklichste Zollfreiheit begünstigt. Man kann dabei, wenn man sich z. B. in der Nachbarschaft der preußischen Grenze befindet, kaum eine Meile von Ludwigslust, und gegen Abend hyazieren geht, auf das Gemächlichste Bekanntschaft mit der Schmuggelei machen. Auf breiter, mit hohen Schwarzpappeln bepflanzter Landstraße, der Chaussee nach Berlin, bevor die Schienen lagen, begegnet man vielen Männern, welche Säcke und Päcke schleppen, Kolonialwaaren, welche die Leute Nachts über die Grenze tragen und viel dabei gewinnen

So kostet der Zucker hier nur vier Schillinge, und wenn jemand einen „Anker" Wein hinüber bringt, hat der Schwärzer drei Thaler Profit, abgesehen vom Nutzen, den der Kaufmann, der das Getränke absetzt, daraus zieht. Neuerdings sind fortwährend viele Wagen mit Silberbarren, die nach Oesterreich gehen, durch das Land gezogen. Es lassen sich nicht uninteressante Beobachtungen anstellen über manche hier waltende wunderliche Grenzverhältnisse. So gibt es einen Ort, Namens Wolde, von dem nicht ermittelt werden kann, ob er diesseits oder jenseits der Grenze liegt. Schon lange streiten sich Preußen und Mecklenburg darum. Allermittelst gehört er weder dem einen noch dem andern, das Volk zahlt keine Abgaben, der Gutsherr ist souverain. Auf einer zweiten Besitzung geht die Grenze mitten durch die Küche des Schlosses, und auf einer dritten durch den Saal, wo auf der einen Seite das preußische, auf der andern das mecklenburgische Wappen gemalt ist.

Wir haben eben gesehen, welche Vortheile die Zollfreiheit für Keller und Küche schafft, deren letztere doppelt bedarf, da sie hier eine große Rolle spielt, und mit der Hamburger bekanntlich um den ersten gastronomischen Rang in Deutschland streitet. Man sieht wohl, daß der Zucker nur vier Schillinge kostet. Der Verbrauch ist ungeheuer. Das Krystallglas mit gestoßenem Zucker auf der Tafel ist so unvermeidlich wie das Salzfaß. Bohnen, Hammelskeule, Wildpret, alles wird mit Zucker bestreut. Die Mecklenburger Küche hat Excentricitäten, gegen die sich ein süddeutscher Magen empören müßte. Zum Hasenbraten, und man bereitet denselben trefflich, nicht gebeizt, nur bevor er zum Feuer kommt mit siedendem Essig übergossen, wodurch er viel zarter bleibt — zum Hasenbraten genießt man als Sauce faure, dickgestandene Schafmilch. Zum Ueberflusse wird noch ein Compot von Pflaumen dazu servirt. Ist das nicht kulinarischer Humor? Wild gibt es noch genug. Man muß staunen über die Beute einer kleinen Morgenjagd des Gutsherrn, und nicht minder fein als Freund Lampen weiß die Köchin Feldhühner, Birkhühner u. s. w. zuzurichten. Der Triumph der Küche sind jedoch die verschwenderischen Constituren, wie wir denn auch Neigung fühlen, die beliebte Nationalspeise, „die rothe Grütze," unter die Essengerichte zu zählen. Bei der äußerst praktischen Tendenz unserer Zeit dürfen wir es ja wohl wagen, das gewissenhafte Receipt „der rothen Grütze," nach welchem wir uns genau erkundigt, zu geben: Nimm Reismark (in Ermanglung auch auf der Kaffeemühle gemahlenen Reis), rühre es mit Himbeerensaft an, nach Willkür mit Wasser verdünnt, mit Zucker versüßt; lasse es unter fleißigem Rühren so lange kochen, bis du es in eine Form füllen kannst; stürze diese nach dem Erkalten am folgenden Tage um, was du dir im Nothfalle dadurch erleichtern magst, daß du sie vorher in kaltes Wasser stellst und endlich zum Behufe des Purzelbaums mit einer feuchten Servolette umschlingst. Die rothe Grütze, welche gallertartig zittert, serwirst du mit gestoßenem Zucker und süßem Rahm, der darüber gegossen die schönste Mischung von Kolorit erzeugt. Diese vielbelobte rothe Grütze wird als Crême zum Nachtisch oder Thee, am häufigsten als süße Suppe aufgetragen. Ueberall findet sich nämlich neben der Terrine mit Fleischsuppe, nicht selten voll Klößen mit Rosinen und Zucker, zur Wahl noch eine mit kalter Suppe, z. B. Kirschensuppe. Gewisse in Schmalz gebackene Küchlein heißen „Ochsenaugen." Dazu ißt man mit Zucker und Wein angemachte Apfelsinen, die man Dank der Nähe der See im Ueberfluß hat, so daß im Frühling die prächtigste dieser Goldfrüchte nur einen Schilling kostet. Mit blauem Kraut, selbst mit Sauerkraut, kocht man einige Aepfel, die es gar lind und mürbe machen. Aber kaum läßt sich vertheidigen, daß man die gebratene Gans mit Aepfeln, Mandeln und dürren Pflaumen füllt. Wer kennt nicht die breitbrustige Spickgans? Wer hat nicht vom Spickaal vernommen? Wenn du jedoch nach Salat fragst, entgegnet man dir: „Sollen wir Gras essen?" und gestattet ihn höchstens mit Zucker. „Mustantentisch" heißt, was in andern Gegenden „Katzentisch," die Tafel für die Kinder.

Paris, Oktober.

Fremde Dichter auf der franzöſiſchen Bühne.

Mit den meiſten der berühmten Stücke Shakespeares waren ſeit den letzten Decennien von Voltaires Leben, zu großem Mißvergnügen des Patriarchen von Ferney, Bearbeitungsverſuche für die franzöſiſche Bühne vorgenommen worden, unter denen die Beſtrebungen des weichen und ängſtlichen Ducis den nachhaltigſten Erfolg hatten und namentlich für Talma eine Gelegenheit bedeutender, berühmt gewordener Leiſtungen abgaben. Allein dieſe Behandlung des Shakespeare'ſchen Dramas behielt von den Shakespeare'ſchen Dichtungen nur die Grundlinien der Fabel und der Hauptcharaktere, die größten Gedanken und die ergreifendſten Momente bei, verwiſchte aber gänzlich die Farbe, zerſtörte das eigenthümlich engliſche Gepräge und ſchnitt Shakespeares wilde und großartige Welt nach den damals ſo eng als je gefaßten und enger als je verſtandenen Regeln der franzöſiſchen Tragödie, die Bruchſtücke eines ungeheuren Urwaldes nach dem Muſter eines abgezirkelten Holzgartens zu. Die ſo hergerichteten Stücke galten auch gar nicht als Shakespeare'ſche Schöpfungen, ſie traten unter der Firma Ducis an das trübe Bühnenlicht, wurden von dem gläubigen, unwiſſenden Publikum als Meiſterwerke des neuen franzöſiſchen Corneille betrachtet, und Ducis ſelbſt hielt ſeine Erzeugniſſe ſo wenig für Nachbildungen Shakespeare'ſcher Werke, die er, ſo viel ich weiß, nicht einmal in der Urſchrift zu leſen im Stande war, daß er ganz gemüthlich und ehrlich, ohne Verſtellung und Aufgeblaſenheit von ſeinem Lear, ſeinem Hamlet, ſeinem Othello ſprach. Es iſt überdieß ein in Frankreich allgemein herrſchender Gebrauch, von dem urſprünglichen Autor eines auf das franzöſiſche Theater aus der Fremde verpflanzten Stücks möglichſt geringe Notiz zu nehmen und die Ehre des Erzeugniſſes, wenn es Beifall hat, ausſchließlich dem Bearbeiter oder Ueberſetzer beizumeſſen. Es hat dieſe Erſcheinung noch mehr in der Unkenntniß als in der Nationaleitelkeit der Leute, die jedoch dabei nicht unthätig iſt, ihren Grund, und kommt der Bequemlichkeit ganz außerordentlich zu ſtatten. Von wem iſt dieſes Stück mit den ſpaniſchen Perſonen? wird gefragt; es iſt von Hippolyte Lucas wird geantwortet. Daß die Arbeit des beſagten Lucas eigentlich von Calderon herrührt, dieſes Nebenumſtandes wird nicht gedacht, obgleich Lucas ſelbſt kein Geheimniß daraus macht, obgleich es in allen Theaterzeitungen ſteht und die Wochenfeuilletons die Sache entweder ausführlich abgehandelt oder doch im Vorbeigehen erwähnt haben. Aber wer iſt der Calderon, wer iſt die unbekannte Größe, die im Raum und in der Zeit dem heutigen Pariſer Geſchlecht unabſehbar ferne liegt? Das weiß man nicht, man kennt ihn nicht durch die Klatſchgeſchichten der Cafés, nicht durch Zeitungs- und Couliſſengeplauder, man hat nichts von ſeinen Maitreſſen zu erzählen und iſt nicht im Stande eine Perſonalbeſchreibung von ihm zu geben; und doch beſitzt Calderon den großen Vortheil eines Namens, der ſich ſehr leicht franzöſiſch ausſprechen läßt; er kann daher ganz gut, für einen Bürger der großen Nation genommen werden, wie dieß dem Citoyen Kotzebue trotz eines für Franzoſen gewiß barbariſchen Namens widerfuhr. Aber Menſchenhaß und Reue hatte Furore auf dem Théâtre français gemacht; ausnahmsweiſe war Kotzebue ſelbſt als der Verfaſſer des rührenden Thränenſtücks dem Publikum geoffenbart worden, folglich mußte er ein Franzoſe ſeyn. Wie mächtig der Drang iſt, alle auf einer franzöſiſchen Bühne mit Erfolg gegebenen, wenn auch noch ſo ausländiſchen Stücke auch franzöſiſchen Urſprungs zu glauben, davon mag Ihnen folgender Zug, deſſen Wahrheit ich als Augen- und Ohrenzeuge erhärten kann, unter tauſenden als Beiſpiel dienen. Ich weiß einen Advokaten in den mittleren Jahren, doch der Jugend näher als dem Alter, aus der Franche Comté, einer der mindeſt ſanguiniſchen Provinzen Frankreichs, in ſeinem Fache wohl zu Haus, ſonſt in verſchiedenen Dingen, zumal in Politik und Literatur, für einen Franzoſen, der keine andern Bildungswerkzeuge hat als die, welche die mittleren und höheren Schulen des Staates fordern, ziemlich unterrichtet, im Lateiniſchen ſtark genug, um eine Ode von Horaz lateiniſch mit einiger Geläufigkeit zu leſen, ſehr geneigt die poetiſchen Schätze der fremden Völker, die ihm freilich nur durch Uebertragungen zugänglich waren, anzuerkennen, und äſthetiſch befähigt, ihre Verdienſte zu würdigen. Er rühmte ſich ſogar, daß er von patriotiſcher Befangenheit in ſeinen literariſchen Urtheilen ſich nicht beſtimmen laſſe, und liebte es, ganze Stellen aus Schillers Räubern mit der ihm eigenen Stentorſtimme herzuſagen. Er hielt ſehr viel auf Schiller, nur meinte er, ſeiner Einſprache gegen den Vorwurf patriotiſcher Befangenheit ungeachtet, Schiller ſey eben ein Deutſcher geweſen, hochherzige Kraftſtellen und philoſophiſche Zergliederungen der Elemente einer wüſten, dämoniſch erregten und verheerten Seele hätten ihm, als ächt deutſchem Denker und Gemüthsmenſchen, überaus gut gelingen müſſen, aber jenes harmoniſche Zuſammenwirken von Aufwallung und Würde, aus dem das edle Pathos entſtehe, habe ihm eben, weil er ein Deutſcher geweſen, nicht gelingen können, und mancher franzöſiſche Bühnendichter dritten Rangs ſey dem Heroen des deutſchen Parnaſſes darin überlegen. Auf mein Befremden über dieſe Aeußerung nannte er die Maria Stuart von dem Akademiker Lebrun, in der Mademoiſelle Rachel eben Furore machte, und verwies mich gerade auf die Stellen, die am allerunverfälſchteſten aus der Schiller'ſchen Tragödie, von der ſich Lebrun

überhaupt nicht himmelweit entfernt, beibehalten waren. Er hatte keine Idee davon, daß Schiller eine Maria Stuart geschrieben, und daß diese Maria Stuart im Wesentlichen dieselbe sey, wie die des Akademikers Lebrun. Die Tragödie wird stets unter dem Namen von Lebrun, mit Weglassung des Namens Schiller auf dem Theaterzettel angezeigt, und niemand hat das Geringste gegen dieses Verfahren einzuwenden. Mein Advokat, der, schon dem Geiste seines Handwerks gemäß, nicht gern von einer einmal gefaßten Meinung abließ, machte anfangs Schwierigkeiten, auf meine Berichtigung seiner Ansicht einzugehen, und brachte skeptische Sachwaltergründe gegen meine Behauptung vor, daß Lebrun sein Bestes von Schiller habe; allein als ich ihm hierauf nachdrücklich betheuerte, daß es sich wirklich so verhalte, ergab er sich in seine Niederlage, und mit einem Witze über französische Unwissenheit wie mit einer Fanfare zu Ehren Schillers schloß er lachend die Debatte.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 45. 7. November 1852.

— Der Ringe schaute des Mädchens
Stillen Verdruß und gehaltenen Schmerz und Thränen im Auge.
Da befahl ihm der Geist, nicht gleich die Verwirrung zu lesen,
Sondern vielmehr das bewegte Gemüth zu prüfen des Mädchens.
Goethe.

Eine Erzählung aus dem Ries.

(s. Nr. 43.)

IV.

Das Leben des Bauern hat dadurch einen besondern Reiz, daß seine Thätigkeit an das Leben der Natur gebunden ist und seine Arbeiten in Folge davon sehr mannigfaltig sind. Im Frühling wird beim Singen der Lerchen das dampfende Feld gepflügt und besät und auf den Wiesen die Streu — die rein gewaschenen Ueberbleibsel des Strohdüngers — zusammengerecht. Gemüse- und Baumgarten erhalten ihre Pflege. In den Sommer und einen Theil des Herbstes fallen die Ernten des Heus, des Winter- und Sommerkorns, des Grummets (im Ries „Ohmab" genannt), des Flachses, Hanfs, der „Erdbirn," der Rüben und des Krautes, die alle gar verschiedene Fertigkeiten in Anspruch nehmen und insbesondere dem rüstigen Burschen Gelegenheit geben, sich als „Mahder" (Mäher), Schnitter, Garbenbinder, Wagenlader und Pferdelenker auszuzeichnen. Die Einsammlung geschieht in fröhlicher Gesellschaft, die Familienglieder, Knechte und Mägde helfen zusammen und erleichtern sich die Arbeit durch lustige Reden; denn gewöhnlich fehlt in einem Hause weder ein humoristischer Bursche, der Späße machen kann, noch eine gemüthlich einfältige oder unbewußt drollige Person, die ihm dazu den hauptsächlichsten Anlaß gibt. Die Hausfrau schickt zu rechter Zeit Speise und Trank auf's Feld und bewirthet die Arbeiter zum Schluß der großen Ernten festlich mit „Schneckennudeln" oder „Küchlein": mit den verschiedenen Arbeiten sind auch verschiedene herkömmliche Ergötzungen verbunden. — Ackern und Pflanzen hat sich von Zeit zu Zeit wiederholt, bis zuletzt noch die Wintersaat bestellt wird. Der Herbst und der Winter bringen das Dreschen, für die Frauen und Mädchen das Spinnen, womit in wohlgeheizter, schneeumflogener Stube unter dem Hinzutritt unterhaltender Bursche die langen Abende ausgefüllt werden. Durch alle Jahreszeiten hindurch erfordert die Viehzucht, die Besorgung der Rosse, des Rind- und Federviehs, der Schafe und der Schweine besondere Arbeiten und Geschicklichkeiten. Dann ist der Bauer auch Fuhrmann und Handelsmann. Er fährt in Waldungen (im Ries oft in ziemlich entfernte), um Holz zu holen, er fährt sein Korn zur Schranne, er fährt die Seinen und für Geld oder gute Worte auch Andere zu nähereu und weiteren Besuchen. Er verkauft, kauft und tauscht, und verbringt auf Märkten, den Reiz der Handelschaft genießend, keine geringe Zeit. Er wird endlich verlockt oder genöthigt, in verschiedene Künste zu pfuschen und sich mit allerlei

Werkzeugen bei kleinen Verlegenheiten ſelber zu helfen.

Natürlich ſind die Arbeiten ausgetheilt und an Einen kommen nicht alle Arten; doch iſt es nicht möglich, jeden einzelnen ſtreng in ſeinem Kreiſe zu laſſen, und immer bleibt für ihn noch eine Mannigfaltigkeit übrig, durch die er ſich von dem Handwerker und zumal von dem Fabrikarbeiter zu ſeinem Vortheil unterſcheidet. Auch der Knecht hat eine erfriſchende Abwechslung von Beſchäftigungen, und wenn er die hauptſächlichſten Arbeiten vom Ausbund verſteht und ein „rechter Schaffer“ iſt, ſo kann er ſich fühlen und genießt eines rühmlichen Namens.

Jede Exiſtenz in der Welt hat indeß ihre Kehrſeite. Unter den mannigfaltigen Geſchäften ſind ſolche, die weder ſehr leicht, noch ſehr reinlich genannt werden können. In glühender Hitze Korn ſchneiden, iſt eine Arbeit, ergötzlicher anzuſehen, als ſelber zu thun, indem das ſtets wiederholte Hinabbrümmen des Oberleibes zur Erde eine ſehr unbehagliche Empfindung im Rücken zur Folge hat. In kalter Winterzeit Morgens um vier Uhr aufſtehen und beim düſtern Schein einer Laterne dreſchen zu müſſen, würde ebenfalls für viele nichts Einladendes haben. Den Acker zu beſtellen, wenn es tüchtig geregnet hat, bringt mit der Mutter Erde in eine Berührung, die man weniger innig wünſcht. Indem der Bauer die extremen Aeußerungen der Natur nicht ſo zu dämpfen vermag, wie der Städter, und nicht auf gebahnte, ſondern auf Wege gewieſen iſt, die meiſt noch in urſprünglicher Schlechtigkeit vorhanden ſind, kann er die Eigenthümlichkeit eines „wüſten Wetters“ von Grund aus genießen. Zu der Erntezeit gefällt ſich die Natur zuweilen, den Fleißigen zu necken, indem ſie die getrocknete Frucht durch einen gehörigen Regen neßt, um neues Umwenden nöthig zu machen, und dieſes Manöver ſo lange wiederholt, bis zuletzt auch dem Gutmüthigſten der Geduldfaden reißt.

Wie jeder weiß, ſpielt die größte Rolle in der Landwirthſchaft der Dünger oder Miſt. Denſelben in gehöriger Fülle und Fettigkeit zu erzeugen, iſt die Hauptſorge des umſichtigen Bauers. Und wo dieſer wunderſam nährende Stoff hinkommt, da wächſt das Gras, da blühen die Blumen, da grünt das Korn und ſprießt in die Höhe — da ſteht die Poeſie der Landwirthſchaft vor unſern Augen. Kein Wunder, daß der Hofbeſitzer mit beſonderem Stolz auf ſeinen Miſthaufen ſieht und über dieſen Gegenſtand mit Begeiſterung zu reden vermag. Wenn aber die ſegensreichen Wirkungen dieſes Stoffes jeder zugibt, ſo iſt es doch weniger erfreulich, ſich mit demſelben unmittelbar zu befaſſen. Ihn auf einem dazu beſtimmten Karren vom Stalle zum Haufen zu fördern, ihn, von Jauche getränkt, auf einen Wagen zu laden und feſtzupatſchen, ihn auf Aecker und Wieſen zu führen und dort herumzubreiten, iſt eine Arbeit, welche gern zu thun eine beſondere Liebhaberei erforderlich iſt.

Natürlich geht es hier wie überall. Die Berufspflicht und die Gewohnheit verſöhnen mit Beſchwerlichkeiten, die andern groß, ja unerträglich erſcheinen. Wer es gewohnt iſt, der ſingt und pfeift bei der genannten Arbeit und iſt auf keine Weiſe davon belaſtigt, da ſie, genau genommen, in der freien Landluft auch weniger Uebelſtände mit ſich führt, als Unkundige ſich vorſtellen mögen. Wer ſie aber nicht gewohnt iſt und ſich überdieß zu gut dafür fühlt, den muß ſie freilich ſehr hart ankommen.

Die Geduld unſeres verlorenen Sohns wurde auf eine ſchwere Probe geſtellt, als die mühſeligen und für ihn demüthigenden Arbeiten nach einander anrückten. Er hatte zwar alle Bauernarbeiten gelernt, die beſchwerlichen und unreinlichen aber ſeinen Knechten überlaſſen, und für das, was die übrigen noch Läſtiges mit ſich führten, wurde der Liebling der Mutter reichlich entſchädigt. Nun mußte er ſich nicht nur zu einer jeden hergeben, er mußte ſie, ſeiner eigenthümlichen Lage und ſeinem Verſprechen gemäß, auch mit beſonderem Fleiß und Eifer verrichten und den andern mit gutem Beiſpiel vorangehen.

Dieß war indeß noch nicht das Schlimmſte. Als Handknecht ſtand er unter dem Befehl des Bauern und ſeiner zwei Kinder, in gewiſſem Sinn auch unter dem des Oberknechts. Dieſer war zufällig ein brummiger Kerl und machte ſeine Rechte um ſo mehr geltend, als er beinahe das doppelte Alter Ludwigs hatte. Wenn es nun hieß: „Komm her! — thu' mir das! — hol' mir jenes!“ ſo mußte der arme Burſche laufen, die Ausrufungen der Ungeduld anhören und Tadel hinnehmen, auch wo er ihn nicht verdiente, ſondern wo der Befehlende nur zeigen wollte, daß er ſich das Ausgeführte noch beſſer denken konnte. Seine Herkunft und ſeine Vetterſchaft nützen ihm dabei gar nichts. Der Schmiedbauer hatte ſeinen Kindern den Plan mitgetheilt, den er in Bezug auf Ludwig befolgen wollte und der ſo ſehr mit ſeiner Herzensneigung übereinſtimmte; die würdigen Sproſſen fanden ihn gut und handelten treulich darnach, Michel, um ſich einen übermüthigen Spaß zu machen, Madlene, um die Genoſſenſchaft der Bauerntöchter an ihrem Beleidiger zu rächen. Der Oberknecht, der in frühern Dienſten von reichen Bauern gehunzt worden war, benutzte die Gelegenheit, bei dem Sohn eines ſolchen es wieder hereinzubringen. Er that nicht nur ſo viel als er konnte, ſondern mehr als er durfte, und Ludwig, der nicht rechten wollte und überhaupt einmal in der Selbſtverläugnung begriffen war, ließ ſich möglichſt viel gefallen.

Tief in der menſchlichen Natur liegt der nicht ſehr lobenswerthe Trieb, die Gutmüthigkeit zu necken, die Hülfloſigkeit zu mißbrauchen und dem, der den

Schaden hat, auch noch den Spott in den Kauf zu geben. Sogar beſſere Menſchen können dem Reiz dazu nicht widerſtehen, wenn der Schaden nicht zu arg iſt und der Betroffene ihn zu verdienen ſcheint. Als Ludwig einmal den Roßſtall ſäuberte und durch etliche Karrenfuhren den Düngerhaufen vergrößerte, kam eben Michel herbei. Er konnte ſich nicht enthalten, lächelnd ſtehen zu bleiben und dem Burſchen zuzurufen: „Du kannſt ja miſten, Ludwig, als ob du nie etwas anderes getrieben hätteſt!“ Dann ging er zum Stall, ſchaute hinein und rief aus: „Sapperment, haſt du ſauber gemacht! du biſt ein Handtecht, wie wir keinen beſſern hätten kriegen können!“ Ludwig erröthete und ſchwieg; er fühlte, daß er den Spott entweder hinnehmen oder in einer Weiſe beantworten mußte, die zum Bruch führte. Michel trollte ſelbſtzufrieden ſeiner Wege. Da er nicht ſehr erfindſam war, ſo wiederholte er dieſe Anrede mit geringen Variationen auch bei andern Arbeiten, und ſein Vater ſtand ihm mit ähnlichen Späßen bei, ſo daß Ludwig ſich mehrmals nur mit größter Mühe enthielt, den Spöttern ein paar tüchtige Ohrfeigen zu langen. Der Oberknecht brach die Gelegenheit vom Zaun, auf ein verzogenes Muttersöhnchen zu ſchelten und dem Untergebenen zu ſagen: mit ihm ſey wenig ausgerichtet und er könnte nichts Beſſeres thun, als wieder zu ſeinem Vater heimgehen. Am unbarmherzigſten fuhr aber den Unglücklichen Madlene an, wenn er nach ihrer Meinung etwas nicht recht gemacht hatte. Sie zeigte offenbar den meiſten Eifer, den Sünder zu beſſern. Wenn dann Michel ſcherzend zu ihr ſagte: „Hör einmal, du machſt's ihm doch zu arg,“ ſo wurde ſie roth und erwiederte: „Was da! es gehört ihm nicht beſſer!“

Das Eſſen, das Ludwig erhielt, ſtand mit den Arbeiten, die er verrichten mußte, nicht im Verhältniß, oder wenn man will, es ſtand damit im Verhältniß; denn in der Regel bekommt ja doch gerade der, welcher die ſauerſten Arbeiten thun muß, die magerſte oder wenigſtens die gröbſte Koſt. Im Hauſe des Schmiedbauern, der ſich keineswegs durch Freigebigkeit auszeichnete, erhielten die Ehehalten Waſſerſuppe, ſehr einfach bereitete Gemüſe in möglichſt geringer Abwechslung, grobe Mehlſpeiſen und allenfalls Speck und Salzfleiſch, das vor Alter grün und gelb geworden. Die andern, die es nicht beſſer gewohnt waren, verſchlucken ſolche Koſtbarkeiten mit ſtets lebhaftem Appetit, der Bauernſohn mußte ſich aber, wie man zu ſagen pflegt, „einen Zorn einbilden,“ um ſie hinunter zu bringen. Da ſeine Mutter ſich beſonders als Köchin auszeichnete, ſo war er mehr verwöhnt als andere ſeines Gleichen: Fleiſchbrühſuppe, gutes Ochſenfleiſch, ſchmackhafte Gemüſe, Eierſpeiſen und an feſtlichen Tagen Braten, das war es, was er zu genießen pflegte. Nun mußte er die rohe Koſt eſſen und dabei ſehen, wie die Herrlichkeiten, die ihm die Mutter früher mit aufmunternden Worten vorgeſetzt, von Madlene in's Kanzlei getragen und dort unter fröhlichem Discours verſpeiſt wurden.

In der erſten Zeit erduldete er alle dieſe Unbilden mit großer Standhaftigkeit. Vor allem hielt ihn ſein Trotz oben und er dachte wirklich mit jenem Jungen, der aus Mangel an Handſchuhen die Finger erfror: es geſchieht meinem Vater ganz recht, warum hat er mich aus dem Hauſe getrieben? Viel mehr aber ſtärkte und erhob ihn die Liebe und das Bewußtſeyn, wie mannhaft er ſeine Treue bewährte und wie viel er um der Geliebten willen ertrage. Wenn ſie mich jetzt ſähe, dachte er, wie viel ich mir gefallen laſſe um ihretwillen, ein Menſch wie ich bin, es würde ihr gewiß an's Herz gehen! Wenige Tage nach Abſendung ſeines Briefs war von Annemarie eine Antwort gekommen, ein liebliches Echo ſeiner Gedanken und Verſicherungen. Das Vorgefallene beklagend, ſprach ſie dem, der ihr Muth zugeſprochen, wieder Muth zu und ſchloß mit der ſichern Hoffnung auf eine endliche glückliche Wiedervereinigung. Ludwig freute ſich innig, von der Geliebten zu hören, was er ihr ſelber geſchrieben hatte. Er malte ſich aus, wie es ihnen wohl noch gehen und unter welchen glorreichen Umſtänden ſie wieder zuſammen kommen möchten; und ſolche Gedanken machten ihn allerdings hie und da bei der Arbeit etwas zerſtreut und ließen ihn kleine Fehlgriffe begehen, auf welche ſich ſeine Tadler mit einigem Recht berufen konnten.

Wenn Ludwig mehr innerlichen Lebens fähig war als viele ſeines Gleichen, ſo war er doch kein Mann der Einbildungskraft von Profeſſion und keineswegs beſtimmt, ſich durch bloße Vorſtellungen über den Verluſt reeller Güter tröſten zu laſſen. Die Wirklichkeit riß ihn oft ſehr grob aus ſeinen Träumen, dieſe verloren überhaupt nach und nach ihre Kraft, und er fühlte die Erniedrigung ſeiner Lage, ſo wie die Klemme, in der er ſteckte, doppelt und dreifach. Im Hauſe des Schmiedbauern und im Dorfe fand er keinen Troſt. Seinen Mitehehalten blieb er fremd. Ein dritter Knecht und die Mägde hatten ihn zuerſt mit einer gewiſſen Rückſicht behandelt, weil ſie glaubten, ſein Vater würde bald kommen und ihn abholen. Als das aber nicht geſchah und Ludwig ſtill fortarbeitete, verlor ſich ihr Reſpekt; ſie nahmen ihn für einen wirklichen verlorenen Sohn und für ihres Gleichen. Wenn er gewollt hätte, ſo würde ihm ſein „feines Geſicht“ bei den Mägden gutes Spiel bereitet haben. Die ältere, eine paſſabel hübſche Dirne, glaubte, ſo viel wie eine Zimmermannstochter könne ſie auch noch vorſtellen, und ſchickte dem Traurigen theilnehmend ſüße Blicke zu; da er aber nicht in der gewünſchten Art darauf antwortete, ſo erklärte ſie ihn für einen Hausnarren und wurde um ſo „ſchnöziger“

gegen ihn. — Nicht viel beſſer erging es ihm mit den übrigen jungen Leuten des Dorfes. Es hätte ſich unter ihnen wohl ein Kamerad gefunden, wenn er ihn geſucht hätte. Allein eine ſtolze Scheu hielt ihn zurück und man ließ ihn gehen. Zuerſt hatte ſein Auftreten als Knecht ein mächtiges Gerede veranlaßt; man begaffte ihn, ſchüttelte den Kopf und einzelne erlaubten ſich mit ihm zu ſcherzen und ihm zuzurufen, daß ſein Dienen nicht lange dauern werde. Nach und nach aber gewöhnte man ſich an ſeine Stellung und es kam ihm endlich vor, als ob die Leute ſie ganz in der Ordnung fänden. Das ärgerte und verletzte ihn noch am meiſten. Durch die Tagesarbeit tüchtig ermüdet, ſuchte er früh das Bett, gegen deſſen Reinlichkeit er ſonſt ſehr viel einzuwenden gehabt hätte, und wenn er nicht ſüß träumte, ſo ſchlief er wenigſtens.

Als er in der vierten Woche ſeinen Zuſtand und ſich ſelber in's Auge faßte, fand er den Geldbeutel leer, den einzigen Anzug, den er mitgenommen, abgeriſſen, ſeine Hände viel ſchwieliger und ſein Geſicht viel verbrannter als vorher. Er mußte ſich ſagen, daß es doch ſeine großen Bedenken habe, mit ſeinen Eltern zu brechen und ſich ohne ihre Hülfe von ſeiner Hände Arbeit zu ernähren. Es kam ihm vor, als ob er gegen den Vater vielleicht etwas weniger hitzig hätte ſeyn können; allein dieſen Gedanken verwarf er gleich wieder und ſagte: „Nein, ſo hab' ich handeln müſſen!“

Die Sehnſucht, die Geliebte zu ſehen, war unterdeſſen höher und höher gewachſen. Er konnte ihr zuletzt nicht länger widerſtehen und ſchrieb ein Briefchen, worin er Annemarie bat, am nächſten Sonntag Nachmittag um vier Uhr nach Nördlingen in einen vor dem Reimlinger Thor gelegenen Wirthsgarten zu kommen, er müſſe ſie wieder einmal ſehen und mit ihr reden. Dann ging er zum Bauer und bat ihn um drei Gulden von ſeinem Lohn. Der Schmiedbauer benutzte die Gelegenheit, ihm zu bemerken, daß er ſich doch beſſer gemacht habe, als er anfänglich geglaubt, und wenn er ſich nur das viele Sinnirren abgewöhnen könnte, ſo würde er mit der Zeit noch ein ganzer Knecht werden. Nach dieſer Anerkennung ſchloß er ein Wandſchränkchen auf, nahm aus einem Käſtchen eine wohlgetrocknete, mit Geld gefüllte Schweinsblaſe oder „Blotter“ heraus und zählte dem Burſchen in kleiner Münze drei Gulden vor, indem er ihn ermahnte, damit hauszuhalten, da er jetzt nicht gleich wieder mit Geld herausrücken würde. Ludwig, von dieſer Rede hinweggeſehend, empfand ein ungewohntes Vergnügen, als er das ſelbſtverdiente Geld in der Hand hatte, und ſein Muth ſtieg bedeutend. Er beſchloß, einen Gulden auf Ausbeſſerung ſeiner Kleider zu verwenden, mit den beiden andern aber, wenn's nöthig wäre, ſeine Geliebte zu regaliren wie ehedem.

Im Hauſe des Angerbauers ging indeß das alte Leben ohne Ludwig ſtill weiter. Das Geſchwätz im Dorf, das Staunen, Vermuthen und Lügen über dieſen Gegenſtand hatte, wenn nicht aufgehört, doch nachgelaſſen, und ſchadenfrohe wie theilnehmende Freunde ließen die Familie mit ihren Fragen und den Verſicherungen ihres Bedauerns ſo ziemlich in Ruhe. Der Angerbauer hatte dafür geſorgt, daß er für ſeine Perſon ganz unangefochten blieb, indem er ein paar vorwitzige Frager auf eine Weiſe abfertigte, daß ſie ihm über die Grobheit ordentlich erſtaunt nachſchauten und ihren Bekannten den Rath ertheilten, ihn gehen zu laſſen, ſie wären verflucht heimgeſchickt worden. Sonſt hatte er die würdige Ruhe wieder angenommen, die ihn auszeichnete, und nur ein größerer Ernſt und eine gewiſſe Freudloſigkeit in ſeinen Zügen deuteten auf den Vorfall. Die Arbeiten der Heuernte — des „Heuets“ oder rieſeriſch „Hoats“ — zogen ihn von ſeinen Gedanken ab, und da es Heu in Fülle gab, wurde er ſogar wieder ein wenig aufgeheitert. Es hatte den Anſchein, als ob er das abgefallene Glied der Familie ohne Umſtände liegen laſſen und ſeinen Weg fortſetzen wollte, als hätte es nie exiſtirt. Er verbot den Seinen, mit Einſchluß des Schwiegerſohns, auf's ſtrengſte, dem Ungerathenen Botſchaft zu thun oder ihm gar Geld zu ſchicken, und da alle ſeinen Zorn fürchteten und dem Entlaufenen mehr oder weniger zürnten, ſo gehorchten ſie ihm. Die Mutter wagte nur, ſich durch eine Freundin nach ihrem Ludwig erkundigen zu laſſen, wie's ihm gehe.

Ein Makel haftete indeß an der Familie des Bauers, wie er, ſo weit ſeine Kenntniß reichte, nie in derſelben vorgekommen. Wenn er unter die Leute ging, ſo drohten ihm wenigſtens Anſpielungen, die ihn beſchämten und quälten. Er mußte Geſichter ſehen, die viel kränkender durch ein Lächeln ausdrückten, was der Mund nicht zu ſagen wagte. Das ſtolze Daſeyn des reichen Mannes war ein gepanntes, verkümmertes geworden; ſeine Zufriedenheit, die ſo ſehr auf der Geltung ſeiner Familie bei andern beruhte, war dahin. In der ruhigeren Zeit, die nach dem Heuet eintrat, ſtellte ſich ihm wieder alles recht vor die Seele. Er bedachte, wie verſtändig ſein Sohn ſich immer aufgeführt, er konnte nicht begreifen, wie er es vermochte, eine ſolche Schande über die Familie zu bringen, und der Gedanke, daß Annemarie ihn in eigennütziger Abſicht verführt, daß ſie eine ſchlaue Dirne ſey, die ſich nur ſo brav anſtellen könne und die Leute bisher getäuſcht habe, drängte ſich ihm in neuer Stärke auf. „Er kann ſich nicht ſo mir nichts dir nichts geändert haben,“ ſagte er dann zu ſich, „es muß etwas Beſonderes dahinter ſtecken.“ In einem frühern Jahrhundert hätte er das Mädchen vielleicht für eine Hexe ausgegeben und ſie durch einen Proceß verfolgt; jetzt glaubte er wenigſtens, daß ſie

alle natürlichen Mittel eines liſtigen, zu ſeinem Unglück ſchönen Weibsbildes angewendet hätte, um ſeinen gutmüthigen Ludwig zu bethören. Dafür ſchienen ihm namentlich auch die geheimen Zuſammenkünfte zu ſprechen, von denen ihm die Mutter geſagt hatte. Er dachte ſich, wie es gegangen ſeyn könnte, und nachdem er ſich's recht deutlich vorgeſtellt hatte, zweifelte er nicht länger, daß es wirklich ſo geweſen. Als er ſeine Gedanken der Ehehälfte mittheilte, trat dieſe — froh, die eigentliche Schuld von ihrem Sohn genommen zu ſehen — eifrig ſeiner Meinung bei. „Ja ja," ſagte ſie, „ſo wird's ſeyn. Sie macht zwar eine Miene, als ob ſie die Beſte und Frömmſte im Dorf wäre; aber ſtille Waſſer gründen tief. Solche Verführerinnen ſind gerade die ſchlimmſten, und nur ſo eine konnte den Ludwig ſo weit bringen!" In der ſtillen Hoffnnng, daß der Sohn nach kurzer Zeit doch wieder zu ihnen kommen würde, getäuſcht und über ſeinen fortdauernden Trotz aufgebracht, entlud ſich das Ehepaar nun ſeines Verdruſſes und Zorns nach der Seite des Mädchens. Sie habe das Unglück angeſtiftet, das über die Familie gekommen, von ihr ſey's ausgegangen, das wüßten ſie nun gewiß, und was jetzt noch Schlimmes daraus entſtehen würde, das hätte man ihr zu danken. Sie ſey eine Scheinheilige, die's hinter den Ohren habe und vor der man jeden jungen Menſchen von Vermögen warnen müſſe. Solche Dinge ſagte man zu den Vertrauten; dieſe ſagten es hernach wieder ihren Vertrauten, und in zwei Tagen war das ganze Dorf davon erfüllt. Man erzählte ſich, daß die Angerbäuerin ihrer Freundin im obern Dorf weinend geklagt habe, welcher Jammer durch dieſes fremde Mädchen über ſie gekommen und wie ſie verzweifeln müſſe, wenn ſie ihren Ludwig nicht wieder ſähe.

Annemarie hatte ſeit dem Tage, wo ſie den Brief des Geliebten erhalten und beantwortet, entſagend weiter gelebt und die Geſchäfte des Tages verrichtet. Man ſah, daß etwas auf ihr laſtete, aber auch, daß ſie entſchloſſen war, die Laſt zu tragen. Der alte Bäcker hielt ihr einmal vor, welche ſchlimme Folgen ihre Bekanntſchaft mit dem Ludwig gehabt habe, und wie grauſamunlieb ihm dieſe Geſchichte ſey. „Vetter," erwiederte das Mädchen mit beſcheidenem, aber feſtem Ton, „ich weiß, was ich Euch ſchuldig bin, und ich vergeß' es nicht, darauf verlaßt Euch; aber in der Sache handle ich, wie ich's vor meinem Gewiſſen verantworten kann, und ich bitt' Euch, redet mir nicht weiter davon." Der gutmüthige Vormund, von dem Ernſt ihres Tones betroffen, verſetzte: „Nun meinetwegen! Aber nimm dann auch die Folgen auf dich!" Seit dieſer Zeit hatte ſie Ruhe vor Einreden von dieſer Seite, und ſonſtiges Geklatſch war ihr gleichgültig.

Als die Vorwürfe, welche die Familie des Angerbauers ihr machte, an ſie kamen, wurde dieſe Feſtigkeit doch erſchüttert. Eine Freundin ſagte ihr, welch eine Traurigkeit in jenem Hauſe ſey, nun man ſehe, daß Ludwig es ernſt gemeint habe mit ſeiner Rede vom Nichtwiederkommen. Regine erzählte nach gehöriger Einleitung, daß man ſie eine Verführerin heiße, die nach einem reichen Manne geſiſcht habe und an allem Unglück Schuld ſey. Bei dieſer zweiten Meldung goß ſich eine Röthe über das Geſicht des Mädchens und ihr Mund verzog ſich zu dem Ausdruck ſtolzer Verachtung. Bald aber faßte ſie ſich wieder und ſagte mit traurig ergebenem Ton: „Dieſe Leute dauern mich. Wenn ſie ſolche Dinge über mich ausdenken, ſo wackere Leute wie ſie ſind, dann müſſen ſie wirklich unglücklich ſeyn." — Sie wurde durch dieſe neue Erfahrung in eine ſeltſame Aufregung verſetzt. Es that ihr weh, daß ſie eine Uneinigkeit zwiſchen Eltern und Sohn geſtiftet haben ſolle, deren Ende nicht abzuſehen war. Dann aber ſagte ſie ſich: „Dieſe Leute ſehen alſo die Heirath zwiſchen mir und Ludwig für eine ſolche Schande an, daß ſie lieber unglücklich ſeyn wollen, als ſie zugeben! Sie heißen mich ein ſchlechtes Mädchen und ſagen Lügen über mich; ſie halten es alſo in gar keiner Art für mich möglich, daß ich einmal ihre Schwiegertochter werden könnte!" Ein Gedanke durchzuckte ſie, ſie ſtand auf und that einige Schritte. Plötzlich hielt ſie an; eine Erwägung hatte ſich dem Vorſatz entgegengeſtellt, ſie ging ſtill wieder zu einer Arbeit. — Ihre Seele war von da an eine Beute des Zweifels. Man ſah ſie in Unruhe umhergehen oder tief in Gedanken ſtehen. Regine überraſchte ſie einmal, wie ſie bittere Thränen weinte.

Die einzige Perſon unſerer Bekanntſchaft, welche bei dieſer Verwicklung ihre Ruhe behielt, war der Pfarrer. Dieſe Ruhe war jedoch gegründet auf wahre Theilnahme und auf den Entſchluß, das zu unterſtützen, was er für das Beſſere hielt. Noch hatte er ſich nicht entſchieden, wie er eingreifen ſollte. Aber er unterrichtete ſich fortwährend über die Lage der Dinge und lebte des feſten Glaubens, ſeine Pflicht werde ſich ihm deutlich vor Augen ſtellen, ſo daß er über ſie und über die Art ihrer Erfüllung nicht mehr in Zweifel ſeyn könnte.

Eines Morgens überdachte er eben dieſe Dinge, als an die Thüre ſeines hellen, im obern Stocke gelegenen Studierzimmers geklopft wurde. Auf ſein „Herein" erſchien Annemarie. Sie ſah angegriffen aus, wie wenn ſie wenig geſchlafen und viel quälende Gedanken gehabt hätte; aber in ihrem ganzen Weſen drückte ſich die Ruhe eines gefaßten Entſchluſſes aus. Nachdem ſie mit ernſter Anmuth einen Knix gemacht und den Morgengruß geſprochen hatte, ſagte ſie: „Ich hätt' was mit Ihnen zu reden, Herr Pfarrer, wenn ich Ihnen nicht ungelegen komme." — Der alte Herr,

innerlich erfreut, erwiederte freundlich: „Nein, mein Kind; sag mir, was du auf dem Herzen hast!“

Annemarie, durch ihren Vorsatz über die einem jungen Mädchen gewöhnliche Schüchternheit erhoben, begann mit nur leiser Erröthen: „Sie wissen, Herr Pfarrer, was es bei dem Angerbauer gegeben hat und wie ich dabei in's Geschrei gekommen bin. Ich will Ihnen die Geschichte nicht wieder erzählen; sie wird Ihnen bekannt seyn — man hat ja so viel darüber gesprochen! Nun hab' ich aber dieser Tage gehört, sie sagen beim Angerbauer, ich allein sey an allem Schuld und ich habe den Ludwig verführt. — Herr Pfarrer,“ sagte sie, indem ihr Ton sich verstärkte und ihre Wangen sich höher rötheten, „ich kann Gott zum Zeugen aufrufen, daß das nicht wahr ist! Wir haben uns eben beide von Anfang an gern gesehen, und — — Sie wissen ja, wie's geht, wenn man sich gern sieht und eine Person einem die liebste ist auf der Welt. Ich hab ihn halt liebhaben müssen, grad wie er mich, und so ist's gekommen, daß wir uns endlich gesagt haben, wir wollen nicht von einander lassen und uns treu bleiben, bis wir mit Gottes Hülfe endlich zusammenkommen. Wegen diesem Versprech ist Ludwig mit seinem Vater in Streit gerathen und dient jetzt als Knecht. Ich hab' das nicht vorausgesehen, aber wenn ich's vorausgesehen, was hätt' ich thun können? Ich will Ihnen bloß sagen und will's vor Ihnen beschwören, daß ich ihn nicht verleitet habe. Er hat sich einmal seinen Eltern zu lieb fremd gegen mich gestellt und mich nicht mehr angesehen, und ich bin ihm zu dieser Zeit nicht nachgegangen, wie jeder weiß, sondern ich bin ihm ausgewichen. Ich hab' ihn nicht wieder gesucht, er hat mich gesucht — und das ist die Wahrheit!“

Der Pfarrer betrachtete theilnehmend das Mädchen, dessen Augen in dem Feuer gerechter Selbstvertheidigung erglänzten, und sagte: „Ich glaube dir und weiß es, mein Kind.“ — Annemarie, ihn dankbar anschauend, fuhr fort: „Ich hab' das nicht gesagt, als ob ich gar keine Schuld haben wollte. Ich hab' jederzeit empfunden, daß es Verdruß geben würde, recht viel Verdruß, und daß die Angerbauersleute recht bös auf mich seyn würden. Aber, Herr Pfarrer, wenn Sie gesehen hätten, wie gut der Ludwig gegen mich war und wie er mich ansah, — wenn Sie gehört hätten, was er noch auf der Nördlinger Messe zu mir gesagt hat, Sie würden mir's gewiß nicht so übelnehmen, daß ich ihm zur Antwort gegeben hab': ich wolle ihm gehören und die Seinige bleiben, so lang ich lebe! — Es ist eben,“ setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „etwas in uns, das mehr Gewalt hat, als unser Wille und unsere Sorgen!“

Der Pfarrer nickte mit ernster Miene, die Thatsache zugebend. Dadurch ermuthigt ging das Mädchen in ihrer Rede weiter und sagte mit liebenswürdigem Selbstgefühl: „Ich will's Ihnen aufrichtig bekennen, Herr Pfarrer: ich denke nicht so gering von mir, sondern halte auch etwas auf mich. Ich komme von braven Leuten her und glaube, daß ich keiner Familie Schande machen würde. Ich hab' etwas gelernt und bin ein ordentliches Mädchen gewesen mein Lebenlang. Da hab' ich nun gedacht, wenn ich auch keine Bauerntochter und nicht so reich bin, so bin ich doch diejenige, mit welcher der Ludwig am glücklichsten leben würde. Und ich hab' gedacht, sein Vater würde das am Ende einsehen und nachgeben. Aber“ — fuhr sie nicht ohne eine gewisse Bitterkeit fort — „das ist eben der Gedanke, den ich mir nicht verzeihen kann. Ach, Herr Pfarrer! das Geld ist alles und der Stand ist alles, und die Tugend ist nichts! Man redet wohl so, als ob die Tugend und die Liebe auch etwas wären, aber wenns drum und dran kommt, gelten sie doch nichts. Wenn ein Mädchen keinen Verstand und keine Art hat, aber Geld und Gut, dann ist sie die rechte. Wenn eine sich aber auf andere Dinge etwas zu Gute thun will und mecken läßt, daß diese eben so viel werth sind, als Gut und Geld, dann hält man sie für verrückt!“ — Ueber ihren Eifer und den letzten starken Ausdruck erröthend setzte sie hinzu: „Verzeihen Sie, Herr Pfarrer!“

Der alte Herr lächelte und sagte: „Du hast nicht ganz Unrecht, Annemarie. — Aber nun sage, was begehrst du von mir? Worin kann ich dir helfen?“ — „Herr Pfarrer,“ versetzte das Mädchen, indem sie sich augenscheinlich zusammennahm, „ich bin zu Ihnen gekommen, weil ich Ihnen sagen möcht', was ich bei mir ausgemacht habe. Der Ludwig hat mir Lieb und Treu versprochen für alle Zeit. Er hat's freiwillig gethan und mir's zugeschworen bei allem, was heilig ist. Ich könnte also ruhig seyn und zusehen, wie der Streit ausginge. Ich hätte nur mein Versprechen zu halten, wie ich's ihm gegeben hab', und könnte das andere Gott überlassen. Aber,“ fuhr sie bewegter fort, „ich will diese Leute nicht in's Unglück bringen, wenn sie's dafür nehmen, und ich bilde mir viel zu viel ein, als daß ich mich einer Familie aufnöthigen möchte, die mich nicht haben will. Ich kann's nicht ertragen, Herr Pfarrer, daß die mich verachten, die ich allzeit lieb und werth gehalten hab', und darum will ich jetzt thun, was ich mit gutem Gewissen thun kann.“

Sie hielt ein wenig inne, nahm sich nochmals mit offenbarer Anstrengung zusammen und sagte dann mit einem Tone, dem sie vergebens die erste Festigkeit zu verleihen suchte: „Ich will dem Ludwig sein Wort zurückgeben, er soll von mir aus frei seyn und thun können, was er will. Er soll noch einmal die Wahl haben, ob er mich lassen und seinem Vater nachgeben will oder nicht. Ich will durchaus nichts dagegen thun und ihm in keiner Art hinderlich seyn, wenn er

glaubt, daß er mit einer andern sein Glück findet. Wenn das iſt, dann will ich fortgehen von hier, daß ich ihn nicht mehr ſeh' und er mich nicht mehr. Ich hab' einen Vetter bei Stuttgart, der wird mich zu ſich nehmen. Ich will nichts mehr von mir hören laſſen, und es ſoll grad ſo ſeyn, als ob ich nicht mehr auf der Welt wäre. Ich will für meinen Theil" — — Aber damit war die Kraft des guten Mädchens zu Ende. Ihr Mund zuckte, die Stimme verſagte ihr, Thränen waren in ihre Augen geſtürzt. Sie gab ſich Mühe, das Weinen zu verhindern und kämpfte ſichtlich dagegen an, aber doch rollten ein paar große Thränen über ihre Wangen. Indem ſie ausführte, was gekränkter Stolz und Großmuth ſie thun hießen, glühte die heißeſte Liebe zu ihrem Ludwig in ihr auf; indem ſie den Geliebten freigeben wollte, klammerte ſie ſich an ihn an mit einem ſchmerzlich innigeren Gefühl als je vorher.

Der Pfarrer erkannte das und ſah mit Rührung auf ſie, wie ſie daſtand und ihre Thränen fließen ließ. Er wußte das Herkommen, den Brauch der Welt zu ſchätzen, denn er kannte die guten Gründe, auf denen er ruht. Er wußte, daß am beſten ſich Gleiches zum Gleichen geſellt, daß das gleiche Vermögen und die gleiche Stellung mit dem gleichen Gefühl davon ſehr bedeutende Mittel zu einer guten Ehe ſind. Aber er wußte auch, daß das Recht der äußern Ordnung ſeine Grenzen hat, und daß es Dinge gibt, vor welchen ſie ſich beſcheiden zurückſtellen muß. Er war nicht raſch geweſen, die Partei des Liebespaares zu nehmen, weil er Fälle kannte, wo das Kind reicher Leute den Eltern es ſpäter Dank wußte, daß ſie dem erſten verliebten Drängen nicht nachgegeben. Allein wie er ſah, daß er in Annemarie eine wahrhaft gute Natur vor ſich hatte, wie ihr Gemüth ſich vor ihm enthüllte in ſeiner ganzen Bravheit und Schönheit, da dachte er, erfreut und bewegt: „Die Sitte der Welt mag dießmal die Segel ſtreichen! Hier iſt mehr als ſie und ihre Herrlichkeiten. Der Geiſt und das Gemüth, die ſich ſo erproben, ſind mir Bürgen für alles; und wenn ichs machen kann, ſollen ſie dießmal die Oberhand behalten!" Er ſtand auf, trat zu Annemarie und nahm ſie väterlich bei der Hand, indem er ſagte: „Faſſe dich, gutes Mädchen! Du haſt recht gehandelt und der Lohn dafür wird nicht ausbleiben, in welcher Form er die auch kommen mag! — Wirſt du das alles auch Ludwig zu wiſſen thun?" — „Ja, Herr Pfarrer," antwortete Annemarie, die ſich wieder gefaßt hatte. „Ganz das Nämliche, was ich Ihnen geſagt habe, will ich ihm ſchreiben."

Der alte Herr ſah ihr forſchend in's Auge und über ſein gerührtes Geſicht verbreitete ſich ein faſt unmerkliches Lächeln. Er glaubte aus der Art, wie das Mädchen dieſe Antwort gab, ſchließen zu dürfen, daß der Schritt, den ſie that, auch zugleich eine letzte Probe ſeyn ſollte für Ludwig, und daß ſie die Hoffnung hegte, er werde ſie beſtehen. Er ſagte: „Thu das, mein Kind, und erwarte das Uebrige in Geduld. Haſt du ſonſt noch was auf dem Herzen?"

„Nein, Herr Pfarrer," erwiederte Annemarie, indem ſie ſich die letzten ſtehen gebliebenen Thränen von den Wangen wiſchte. „Ich dank' Ihnen, daß Sie mich angehört haben, und bitte Sie nur noch darum, daß Sie dem Angerbauer, wenn Sie ihn treffen, ſagen, ich ſey nicht das Mädchen, für das er mich hält. Sie, Herr Pfarrer, kennen mich beſſer, und das iſt mein Troſt. Ich dank' Ihnen nochmals recht ſchön für Ihre Güte — ich werde ſie immer im Gedächtniß behalten!" — Ihre weichen Züge verklärte, indem ſie dieß ſagte, ein ſchönes Bewußtſeyn und Dankgefühl. Sie machte einen tiefen Knix und verließ die Stube, nachdem ſie noch einen Blick inniger Verehrung auf den Pfarrer geworfen.

Dieſer ſah ihr mit wahrer Freude nach. „Ja, ja," ſagte er dann zu ſich, „das iſt eine beſſere Schwiegertochter für den Angerbauer als Eva; und wenn er nicht ganz verhärtet iſt, ſoll er ſie bekommen."

Ein Auswandererſchiff.

(Nach Tagebuchblättern.)

II.

Daß unſer Zwiſchendeck mancherlei Vorzüge hatte, iſt bereits mit Dank gegen meinen Schickſalsſtern gerühmt worden, und wären alle Paſſagiere mit ſo viel Sinn für gute Sitten und ſo viel Liebe zur Reinlichkeit begnadigt geweſen, wie diejenigen, welche in der Koje „zum weißen Hemde“ logirten, ſo hätte der Aufenthalt für genügſame Leute erträglich genannt werden können. Da dieſe Eigenſchaften jedoch in bedenklich geringem Grade vorhanden waren, und es andererſeits kaum gut gethan ſeyn möchte, ſich zu ſehr auf die ſtarken Nerven des geneigten Leſers zu verlaſſen, der mir jetzt in die dritte Lucke hinabzufolgen bereit iſt, ſo wird man es mir Dank wiſſen, wenn ich mich in der Schilderung dieſer Partie kurz faſſe und der Wahrheit nur in Andeutungen die Ehre gebe.

In der That, im Bereich der erſten Kojen, die ſich uns präſentiren, iſt es ſo ganz übel nicht. Wir gewahren, nachdem ſich unſere Augen an das Dämmerlicht, das hier herrſcht und weiterhin in darmherziges Dunkel übergeht, gewöhnt haben, einen etwa neun Schuh breiten und ungefähr gleich hohen Raum, den man mit einem in den Keller getragenen Hausboden, oder, wenn das angenehmer klingt, mit einem hausbodenartig eingerichteten Keller vergleichen kann. Ein Haufen übereinander geſchichteter Kiſten und Koffer nimmt die Mitte ein und ſcheidet das Ganze in zwei lange ſchmale Gänge, neben denen ſich, hüben rechts, drüben links, von rohen Brettern zuſammengezimmert, in zwei Etagen die Schlafſtätten oder Kojen erheben. Dieſe Verſchläge, in denen die Paſſagiere je vier und vier zuſammen liegen, haben in dieſer Gegend, welche ſich zu den übrigen Partien des Zwiſchendecks ungefähr wie das Londoner Weſtend zum Quartier St. Giles verhält, von dem Humor ihrer Nachbarn gewiſſe Namen bekommen. Dem „weißen Hemde,“ worin ein Braumeiſter aus Heſſen, ein Hutmacher aus Bayern und ein Förſter aus dem Weſtphäliſchen mit dem Verfaſſer dieſer Beſchreibung abgeſtiegen ſind, liegt zur Linken das „Butterhörnel,“ worin ein böhmiſcher Zuckerbäcker mit dem Fräulein v. R., die für ſeine Gemahlin paſſirt, dem getäumten Glücke in Newyork entgegen fährt. Ihnen gegenüber ſchaut das bärtige Geſicht eines Hildesheimer Metzger-Altgeſellen über die Bretterbrüſtung ſeiner Koje, die, weil ſich ein anderer Inſaſſe derſelben von ſeinen Nachbarn nur durch Fauſtſchläge von den Folgen zu langen Liebäugelns mit der Rumflaſche kuriren ließ, die Firma „zum blauen Auge“ führt. Unter dem weißen Hemde und dem Butterhörnel wohnt die zahlreiche Familie eines Maurers aus dem Meiningenſchen, und das Parterre des blauen Auges hat ein katholiſcher Tiſchler aus der Gegend von Darmſtadt mit Frau und Kindern inne.

Die Einrichtung in dieſen Gaſthöfen iſt, wie man ſich denken kann, der Triumph der Einfachheit und nach dieſer Seite hin eine recht geeignete Vorbereitung auf ein Blockhüttenleben im Weſten. Die Kojen ſind Schlafkammer, Empfangszimmer, Speiſeſaal, Ankleidegemach und für den, der's bedarf, Studirſtube, alles in Einem. Strohſäcke und Decken bilden die Flur. Die ſchwarzen Schiffsrippen, an denen blecherne Speiſegeſchirre einträchtiglich neben Gefäſſen mit unnennbarem Inhalt und Zweck, Waſchbecken neben Hutſchachteln und wohlgeſchmierte Stiefelpaare neben Mettwürſteln und Butterdoſen hängen, geben den Plafond ab. Die Truhen und Kaſten werden als Tiſche und Stühle benutzt, und wer ein Freund von Gemälden iſt, darf ſich nur umſchauen, um in den Bretterrahmen der gegenüberliegenden Kojen naive Murillos, in der ausſtoßenden Vorrathskammer, wohin der Stewart ganz ungenirt mit einem Talgſtumpfe ohne Leuchter geht, Teniersſche und Wouvermanſche Lichteffekte, in den entlegeneren Schlafſtätten, wo unſere Hebräer hauſen, Jagdſcenen, von ſorgſamen Müttern auf den Köpfen ihrer Kleinen aufgeführt, Breughelſche Gruppen von Kobolden, die einen ihrem Anſehen entſprechenden Spektakel machen, und die ungezwungenſten Nuditäten zu bewundern. Vor der einen Koje ſitzt auf ihrer buntblumigen Truhe eine alte Bäuerin und ſtudirt mit der Brille auf der Naſe

den Magister Benjamin Schmolke. Gleich daneben liegen ſich etliche Judenbuben in den Haaren und fluchen ſo gotteslaͤſterlich dazu, daß der Schlachter-Altgeſell ſie mit noch kraͤftigeren Blasphemien zur Ruhe verdonnern muß. Aus einer dritten ſchallt ein Lied, deſſen Dichter ſtatt aus der Hippokrene aus der Jauchengrube des heimathlichen Viehhofs getrunken haben wird. In einer vierten macht ein Matroſe ſeiner Auserwaͤhlten das Begehr ſeines Herzens verſtaͤndlich. In einer fünften — nein, hier im Finſtern iſt's nicht mehr geheuer, und es iſt hohe Zeit abzubrechen und hinauszufluͤchten aus dieſem ſchwimmenden Winkelgaͤßchen Sodoms an die friſche, freie, unſchuldige Luft.

Uff! Wie ſüß ſchmeckt die Atmoſphäre auf dem Bugſpriet! Wie ſchnell und wie gruͤndlich fegt der Wind, der aus dem Segel des Fockmaſtes niederſchlägt, den gaſtigen Dunſt von drunten ab! Wie luſtig ſchießen die Tummler und Kraumfiſche durch die Wogen am Schiffe hin, und wie unbeſchreiblich prachtvoll geht die Sonne unter! Eine ſchwarze, oben goldig geraͤnderte Wolke lagert wuchtend am weſtlichen Horizonte. Unter und mitten in ihr gluͤht, gleich der Muͤndung einer rothen Höhle in einem Zauberbergebirge, ein Stuͤck Sonne. Sie verſchwindet in dem matt fluthenden Meere, auf deſſen Wellenkaͤmmen Lichtreflexe tanzen, und das Bild zeigt nun eine maͤchtige, durch und durch feurige Wolkenwand, über welcher auf blaßblauem Himmel orangefarbige und gruͤnliche Windſtreifen ſchweben, waͤhrend unter ihr, feierlich ſchweigend, die leicht gerippte, ſilbergeſchuppte Salzfluth wogt. Langſam gleitet das Schiff vorwärts, dem erſehnten Weſtlande zu. Die Fiſche, die es begleiten, haben ſich zu einer langen Kette geordnet, die mit ihrem Auf- und Abtauchen an die Schlange erinnert, welche die Schiffer Norwegens in dieſen Breiten geſehen haben wollen. Ein ſeltſam gebautes holländiſches Fiſcherfahrzeug wiegt ſich zur Rechten an ſeiner Ankerkette. Moͤvenſchwärme ziehen dem Südoſten zu, und meine Gedanken ziehen mit ihnen, um ſie auf der Klippe, die ſie ſuchen, zu verlaſſen und weiter zu eilen nach der alten theuren Heimath.

Vorüber ſchon, ſie ziehn vorüber,
In kreiſenden Schwunges Bewegung!
Was kümmert ſie die innere herzliche Regung?
Ach, nähmen ſie mich mit hinüber!

„Nun, Doktor, das nenn' ich mir aber zu unartig! Erzähle hier die ſchönſte Geſchichte und Sie hören nicht einmal mit halbem Ohre darauf!“ — Es war der Metzger-Altgeſell, der mich mit dieſem Zuruf vor weiterem Schweigen in empfindſamer Stimmung bewahrte und nun der auf dem Bugſpriet verſammelten Geſellſchaft eine ſeiner Münchhauſaden, eine Fabel vom letzten Schützenfeſte in Hildesheim zum Beſten gab, wo er mit etlichen guten Freunden, „lauter Kerlen von der rechten Sorte,“ einen ganzen gebratenen Ochſen verſpeiſt haben wollte. Die Geſchichte war nur für Leute von ſtarker Einbildungskraft; für dieſe aber hatte ſie ihr Gutes, denn ſie konnten ſich das unermeßliche, von dem Erzähler mit Sachverſtand und homeriſcher Umſtändlichkeit geſchilderte Fett, welches von den Rippen und Nierenſtücken herabgetraͤufelt war, im Gedächtniſſe aufbewahren und es ſich zu der ungeſchmalzenen und ungeſalzenen Reisſuppe denken, die uns am kommenden Mittag erwartete.

Die Geſellſchaft, welche ſich unter dem Vorſitze des Negers conſtituirt und wegen ihres bald hervortretenden ausſchließlichen Charakters den Namen des bürgerlichen Caſino erhalten hatte, erinnert mich mit ihren zum Theil ziemlich curioſen Phyſiognomien daran, daß ich dem Leſer auch einige Charakteriſtiken von Paſſagieren ſchulde. Der Baltimore hatte 104 männliche Erwachſene, 66 Frauen und ungefähr 30 Kinder an Bord, und war unter dieſen tauſendfältige Noth, viel Leichtſinn, viel offenbare Einfalt, viel unverſtändiges Hoffen und vor allem viel Liederlichkeit vertreten, ſo fanden ſich hier, wie überall, auch mehrere kluge und rechtſchaffene Gemüther, denen in der neuen Heimath Erfolg und Gedeihen zu wünſchen und zu weiſſagen war. Sie waren indeß meiſt zu anſpruchlos und traten darum zu wenig in den Vorgrund, um Gegenſtand der Schilderung werden zu können. Dagegen machten ſich unter den übrigen bald verſchiedene Originale bemerkbar.

Da war zuerſt ein Nürnberger, der auf dem geraden Wege geweſen war, ſich als Bildgießer unſterblich zu machen. Er hatte mit allen Koryphäen der Kunſt auf Du und Du geſtanden und redete von Schwanthaler und Rauch, von Rietſchel und Cornelius wie von Seinesgleichen, obwohl er in ſeinem Leben ſchwerlich mit einer andern Kunſt als derjenigen zu ſchaffen gehabt hatte, der wir unſere Pfeffermörſer und Bierbähne danken. Was ihn zur Auswanderung bewogen, ließ ſich nur vermuthen; denn über ſein Vorgeben, als bayeriſcher Landwehrlieutenant Demokratie getrieben, einen Kameraden wegen ariſtokratiſcher Aeußerungen vor die Klinge gefordert, als dieſer ſich nicht geſtellt, ihn auf der Parade geprügelt und deßhalb ſich geflüchtet zu haben, waren wohl die meiſten ſeiner Zuhörer einerlei Meinung. Ein Seitenſtück zu dieſem miles gloriosus bildete ein Berliner Kind, ſeines Zeichens ein Büchſenmacher und ſeiner Natur nach der unerquicklichſte Flunkerer und Beſſerwiſſer, der jemals in einer Demokratenverſammlung von Anno 1848 ſeine Ungewaſchenheiten zu Tage gefördert hat. Ein nettes Bild dagegen war ein munteres Fuhrmännlein aus dem Heſſenlande, dem ſein vielknöpfiger ſchwarzer Sammtſpencer im Verein mit dem rothen Halstuche, den lebernen

Kniehosen, der silberbeschlagenen Maserpfeife und den wunderlichen Schnürstiefeln in Newyork manchen Loaferwitz auf den Hals gezogen, dessen Lieblingsgedanke aber, in Wisconsin, wohin er wollte, mit einem Viergespann so stattlicher Gäule, wie er auf den Chausseen zwischen Kassel und Leipzig gehabt, fahren zu können, sich kaum verwirklicht haben wird, wie es dem harmlosen Männchen zu gönnen gewesen wäre. Ein recht lieber Junge ferner war ein katholischer Schullehrer aus dem Münsterlande, der Empfehlungen nach Cincinnati hatte, leider aber nicht die nöthigen Mittel besaß, dorthin zu kommen, und deßhalb in Newyork trob seyn mußte, als ein Drechsler sich bereit erklärte, ihn als Lehrburschen anzunehmen. Ein dänischer Schuster, der es für nöthig erachtete, jedermann Versicherung und Beweis zu geben, daß er keinen einzigen Pfennig Schulden zurückgelassen habe, und der sich zur Reise nach Ohio so unverständig vollständig ausgerüstet hatte, daß seine Effekten nicht weniger als neun große Kisten füllten; ein Schneider aus Kassel, der alle Welt mit Vorlesen aus der seligen Hornisse marterte; ein Herr Adler, der aus Amerika zurückgekehrt war, um seine Familie aus Deutschland zu holen, und dem sich die gesammte Judenschaft unseres Schiffes als Schweif angehängt hatte, wofür er als schlauer Profitenmacher reichliche Procente genommen hatte, spielten die Nebenrollen in den Komödien, welche den Tag über, und in den Singspielen, welche Abends auf dem Bugspriet oder in dem großen Boote von den Mitgliedern des bürgerlichen Casino aufgeführt wurden.

Die wichtigste Person aber von allen war unstreitig der Schlachter-Allgefell aus dem blauen Auge. Er war bloß sowohl durch seine herkulische Kraft, welche beim Braffen und Aufhissen zwei Vollmatrosen ersetzte, als auch durch seine stets fließende Quelle selbsterlebter Anekdoten. Zwar hörte ein halbwegs kritisches Ohr aus den letzteren ziemlich kühne poetische Licenzen heraus; auch waren die meisten von der Art, welche Oswald Marbach bei seiner neuen Ausgabe des Eulenspiegel ausmerzen zu müssen geglaubt hat. Aber bei alledem hörte es sich dem Vielgewanderten gut zu, und mochte er nun von seinen Großthaten bei Kandern oder von seinen unparitaren Kolbenschlägen beim Sturm auf Friedrichstadt erzählen, mochte er seine Freuden und Leiden im Rosengarten der Liebe schildern, mochte er von seinen Abenteuern auf der Dresdener Polizei oder auf dem Hamburger Berge reden, mochte er sich in der Beschreibung urväterlicher Handwerksgebräuche oder im Preise des Butjadinger Landes und seiner Bauernschmäuse ergehen, oder seinen ungeschlachten Liebling, den „groten Fritz von Bremen“ charakterisiren, oder den behaglichen gediegenen Haushalt seines Vaters in der altersgrauen Bischofsstadt, oder endlich „seinen guten Freund Weinhagen“ und die demokratischen Kränzchen Hildesheims zum Gegenstande seiner Darstellung machen: immer geschah es mit eben so viel Humor als Phantasie, und jeder rückte näher, wenn er mit der unabänderlichen Einladung: „Hört, da wir gerade bei diesen Geschichten stehen, will ich euch mal 'nen schönen Spaß erzählen,“ eine seiner Historien ankündigte. Gehörte er im Allgemeinen zum Genus Wühlhuber, so war der Schalk, sobald die Rede auf's Handwerk kam, der eingefleischteste Aristokrat und der feurigste Lobredner alter Institutionen. Mit Verachtung sprach er von Bönhasen und denen, welchen einiger schnöder Thaler halben die Ehre einer lobesamen Fleischhauerzunft so gering gegolten habe, daß sie bei Juden gearbeitet hätten. Mit feierlichem Tone gedachte er der Geheimnisse der „Lade“ und der mysteriösen „Bruderschaft,“ die in seinem Munde von der Glorie der hellenischen Hetärien umflossen war. Ein süddeutscher Gesell, der nicht zu diesem erhabenen Bunde zählte, war in seinen Augen dasselbe unteergeordnete Wesen, welches, durch die Brille eines Halle'schen Corpsburschen gesehen, der nicht commentfähige Student österreichischer Universitäten ist. Diese aristokratische Gesinnung war aber auch nicht ohne gute solide Grundlage. Heinrich ** war der Metzger-Allgefell, wie er seyn soll, d. h. er verstand und übte sein Handwerk, das er eine Kunst zu nennen geneigt war, aus dem Grunde. Und das Handwerk war ihm dankbar für die Liebe, die er ihm zugewendet. Sogleich nach unserer Ankunft in Newyork fand er Beschäftigung, und als ich mich auf der Rückreise nach ihm erkundigte, zeigte er mir auf dem Stiele seines Schlachtbeils zweihundert und etliche und vierzig Kerbschnitte, eben so viele Rinder bedeutend, die er seit dem Beginne seiner Wirksamkeit in Amerika vom Leben zum Tode befördert hatte.

Von den übrigen Passagieren, welche meist aus Landleuten und Dorfhandwerkern bestanden, ist nur der Umstand als bemerkenswerth zu erwähnen, daß nach der Schiffsliste fast zwei Drittel von ihnen in Newyork zu bleiben gedachten — ein Entschluß, der mehr als einen so bitter gereut haben wird, wie den böhmischen Bäcker, der sich einbildete, die Yankees werden ihn zum Danke für die Einführung seiner Rumburger Butterhörnel zum Krösus machen, aber, unbekannt mit der englischen Sprache wie er war, froh seyn mußte, wenn er hin und wieder auf eine Woche als Gesell angenommen wurde.

Die Juden, welche der orthodoxen Schule angehörten und deßhalb ihre eigene Küche hatten, mußten wegen ihrer Ungeselligkeit von den übrigen manchen schlimmen Fluch und manchen derben Schlag leiden, obwohl es immer mißbilligt wurde, wenn Böswillige ihnen deßhalb Speck und Wurstschalen in die

Kojen warfen. Sie folgten mit wenigen Ausnahmen dem blauen Rocke ihres Aaron, des würdigen Herrn Adler, nach Ohio, wohin das Volk des Schachers, wohl erkennend, welche Bedeutung das Land zwiſchen den Seen und dem Miſſiſſippi für den Handel hat, in hellen Haufen zieht.

Ueber das weibliche Geſchlecht endlich, ſo weit es unverheirathet war und nicht unter der Aufſicht wachſamer Eltern ſtand, darf ich mir nur eine kurze Andeutung erlauben. Die Zeiten Fieldings und Smolletts, wo man das Kind beim rechten Namen nennen konnte, ſind vorüber. Ich wußte, daß es für viele beim Hinabſteigen in die Zwiſchendeckshölle geheißen hatte: Laſſet alle Scham und Ehrbarkeit dahinten! und ich hatte auch anderswo gefunden, daß es in dem Kreiſe des niedern Volkes ſo gut wie unter der haute volée pſychologiſche Räthſel gibt, an die unſere Moralphiloſophie häufig nicht einmal denkt. Aber nimmer hätte ich geglaubt, daß die weibliche Würde in ſo monſtröſem Grade in ihr Gegentheil umſchlagen könnte, wie ich es an Bord erlebt.

Aus dem Thüringer Wald.

III.

Ein engliſcher Lord kommt faſt Jahr um Jahr, um Schwarzburg zu ſehen, und verſichert, verſicherte mich der Wirth, es gebe doch keinen Punkt in der Welt, der ſo ſchön ſey! Der Wirth in der Bergſchenke oben iſt ein Ehrenmann, das ſteht in ſeinen blauen Augen, ſeinen verſchwimmenden Vollmondszügen geſchrieben, und es hat etwas auf ſich, wenn er ſich von ſeinem Schemel erhebt und den Mund öffnet, um etwas zu verſichern, das der Verſicherung nicht mehr bedarf. Denn wäre es nicht ſo, wäre das Wirthshaus da oben noch eine kleine Bergſchenke auf einer Nebenſtraße über den Thüringer Wald, ſo würde der Ehrenmann nicht ſo gemüthlich nachläſſig am Tiſche ſitzen, nicht mit halboffenem Hemde, unter dem die Bruſt ſich dann und wann convulſiviſch nach Athem hebt und ſogar den natürlichen Ringkragen, der ſich, ein Uebel, das die Bergbewohner für eine Zierde halten, wulſtig um ſeinen Hals ſchlängelt, in zitternde Bewegungen verſetzt. Er würde nicht gleichgültig mit dem Auge blinzeln, wenn die Equipagen mit Livréebedienten und die Extraposten vorfahren, und die Angelegenheit nicht den verſchiedenen Kellnern und Hausknechten zu arrangiren überlaſſen. Es muß ſehr ſchön hier ſeyn, ſonſt hätte ſich die Schenke nicht ausgedehnt nach rechts und links, und gegenüber wäre nicht ein Salon als Speiſeſaal aus der Erde gewachſen, und dahinter ein Garten mit Lauben, Niſchen, Bänken und Stühlen für Kaffeegäſte. Es geht nun wie es geht und hat ſich von ſelbſt gemacht. Der Wirth hat es nicht in die Zeitungen ſetzen laſſen: „Hier iſt Romantik und Waldeinſamkeit zu finden, wie nirgendwo!“ Die Natur hat alles allein gethan und der Wirth nichts hinzugethan, als daß er ſeine Speiſekarte verlängert und in ſeinen Keller neben den Fäſſern des würzigen Schwarzburger Biers auch Fäſſer mit Würzburger Wein und ſogar Champagnerflaſchen gelagert. Er ruft aber in ſeiner großen Thüringer Wirthsſtube dem Schornſteinfeger und dem Wanderburſch, der ſein Seidel Bier fordert, noch immer ſein Willkomm ſo gaſtlich zu als zur Zeit, wo noch keine Livréebiener, Schawls und Enveloppe ihrer Herrſchaft über dem Arm, auf ſeiner Schwelle ſtanden.

Der Wirth, der es bezeugt, iſt ein Ehrenmann, und der engliſche Lord, der es betheuert hat, mag es ebenfalls ſeyn; doch iſt ein Dictum noch keine abſolute Wahrheit, wenn es auch von den Lippen des zuverläſſigſten Ehrenmanns kommt. Es wird viele Punkte auf der bewohnten Erde geben, die ſchöner ſind als Schloß Schwarzburg an der Schwarzach; aber ein Punkt iſt und bleibt es, in welchem der deutſche Charakter in der ganzen Fülle und Innigkeit ſeiner Naturanſchauung ſich ausgeprägt hat. Es ſind nicht die deutſchen Mönche, nicht die fleißigen Ciſtercienſer allein, die durch ihre Kloſterruinen uns das unzweifelhafte Zeugniß von dem Geſchmack und Naturſinn unſerer Vorfahren hinterlaſſen haben. Auch unter den vielgeſcholtenen und verredeten Dynaſten und Feudalherrn des frühen Mittelalters hat dieſer Sinn gelebt. Man unterſcheide nur wohl die Raubſchlöſſer, welche nach der Zeit der Hohenſtaufen, nachdem der Minneſang verklungen, in der wüſten Periode des Fauſtrechts, an den Klippenhöhen der ſchiffbaren Ströme und auf den die Landſtraße beherrſchenden Bergen ſich aneinſtellten. Wenn da vom Lug in's Land zugleich eine ſchöne Ausſicht und eine romantiſche Anſicht der gethürmten Zinnen ſich herausſtellte, war's Zufall. Wer die Schwarzburg erbaute, that es freilich nicht der ſchönen Ausſicht wegen, noch weniger, damit der Reiſende, der durch das Schwarzachthal ſich nach der Höhe des Bergwaldes hinauf wand, von der ſchönen Anſicht überraſcht werde; es war das Sicherheitsgefühl, das hier auf dem vorragenden Hügel im tiefen Thal die erſten Beſitzer die Felſen behauen, die Mauern thürmen und ein warmes, feſtes Haus erbauen ließ. Sie ahnten gewiß nicht, die alten freien, ehrenfeſten Männer, daß der Anblick ihres gethürmten Hauſes nach ſo viel hundert Jahren den Wanderer feſſeln, daß es das Ziel ſeyn werde ſo vieler Pilgerfahrten; ſie träumten nicht, daß ein Magnat von der Themſe herunter kommen werde, um alljährig die Schönheit ſeiner Lage zu bewundern.

Aber ein Inſtinkt, ein unausgeſprochener Gedanke hat auch ſie dabei geleitet. Ein Raubſchloß kann die Schwarzburg nie geweſen ſeyn, um die Gauen ringsum in Schrecken zu verſetzen, eben ſo wenig ein Zollſchloß, um die eiſerne Fauſt auf die durchpaſſirenden Waaren zu legen. Was war in der Waldwildniß weit umher zu rauben? Die Krämer zogen es vor, durch das breitere und bequemere Saalthal von Nord nach Süd zu ziehen. Indem die alten Burgherren in dieſer abgelegenen Waldſchlucht zuerſt eine feſte Reſidenz ſuchten, wählten ſie doch im altgermaniſchen Sinn den Punkt, wo die Schauer der grünen Waldnatur an jene Schauer mahnten, unter denen ihre heidniſchen Vorfahren die Götter ſich dachten, ihnen nahten.

Wie manchem Maler ein Bild gelungen, von dem man sagt, daß es über ihn hinaus gehe, so kann man auch von der Landschaft um Schwarzburg sagen, daß sie über die Natur des Thüringer Waldes hinaus geht. Komme man das Schwarzachthal langsam herauf, oder den geschlungenen Weg, der von Königsee, durch die majestätischen Weißtannen des Schwarzburger Thiergartens bis an den Rand der Schlucht führt, der erste Anblick des alten Schlosses, schroff, wohnlich und geisterhaft zugleich, auf seiner Felskante, hat etwas eben so Ueberraschendes, Imposantes als einladend Gastliches. Jetzt steigt überall umher der Rauch aus Dörfern, Gast- und Wirthshäusern, die Wege sind, wo nicht Kunststraßen, doch gangbar, man trifft auf Ackerleute, Jäger; aber in jener Zeit, als der Wald unbewohnt und undurchdringlich schien, muß das erste Erblicken dieses kühn aus der dampfenden Thalschlucht vorspringenden Schlosses und jenseits wieder die mächtigen, schroffen Waldlehnen, die in den Himmel ragen, etwas Ueberwältigendes gehabt haben. Die Baukunst hat wenig dazu gethan; wenigstens in der Gestalt, wie es sich uns jetzt präsentirt, erscheint es eben nur als ein schwacher Abdruck von Formen aus der Renaissancezeit über verbauten gothischen Substruktionen. Was dabei ergreift, ist der Wille, der Gedanke, es gerade hieher zu setzen, und die glückliche Ausführung, die Harmonie zwischen dem Werk von Menschenhänden und der umgebenden Natur. Schöner unter Verwandtem ist in Deutschland nur Heidelberg, ähnlich in der Lage nur die Burg von Siegmundskron in Tirol, jenes mährchenhafte Smaragdbild, in dem sich das frühe Mittelalter wiederspiegelt, voller Kindlichkeit, Poesie und Naturweihe, voller Heiterkeit und Spiel mitten unter den Schrecken der Natur; und mit diesen Mährchenbildern glaubt es die Rohheit und Barbarei fern halten zu können, die schon ihre Faust darnach ausstreckt. So, tief unten in der gewaltigen Alpenschlucht, erhebt sich zwischen den grünen Alpenseen der zierliche Hügel, mit der verfallenen, von Tannen und Buschwerk überwachsenen Burg umkränzt; aber darüber hinaus gipfeln sich bis in die Wolken die starren, zerrissenen Felswände der Alpen, von ewigem Schnee bedeckt. Wenn sie in ihrem starren Ernst lächeln könnten, würden sie es über die zierliche Pygmäenarbeit des Kindergeschlechts da unten. Und doch war es eine stattliche Fürstenburg.

Die steile Berglehne über der Schwarzburg macht diesen Anspruch nicht, auch ist sie oben mit dichtem Föhrenwald gekrönt. Deßhalb erscheint die Schwarzburg als für sich bedeutsamer, ihre Schwester in den Alpen dagegen mehr wie ein zierlicher Edelstein, der sich in diese Natur verloren hat. Aller Gedanke an Spiel ist bei der Thüringer Burg weit entfernt; sie athmet nur deutschen Ernst, sie ladet zur Beschaulichkeit ein. Wenn überhaupt ein Mährchen, so könnte hier nur eines spielen, ein düster tragisches, wo die Naturgeister mit agiren. Wenn du dich über die Brüstung lehnst und in das weite, grüne, eingeschlossene Thal blickst, durch das die Schwarzach, den steilen Schlossberg umspülend, an den Wurzeln uralter Bäume leckt, wirbelt dir der Rauch aus den Häusern des Dorfes Schwarzburg entgegen; aber auch diese schiefergedeckten Hütten haben ein gleich mährchenhaftes Ansehen; es könnten hier stumme Gnomen wohnen. Und wenn die Hirsche im Grase spielen und durch den Bach schwimmen, gemahnt es dich, daß Genovefa mit ihrem Kinde Schmerzenreich in dieser Wildniß könnte gelebt haben.

Man glaubt jetzt die Schönheit und Eigenthümlichkeit der Scenerie nur von dem berühmten Trippstein, der noch hoch über Burg und Wirthshaus liegt, recht würdigen zu können, und nach Fürst Pücklers Anweisung ist oben eine Borkenhütte gebaut, aus der, eingeschachtelt in einen Rahmen, man allerdings die reichste und malerischeste Uebersicht hat. Aber ich ziehe der Uebersicht die Ansicht von unten vor. Ja, das Gemälde dort ist etwas Vollkommenes, Abgeschlossenes, und es gibt weniges, was ihm gleicht; aber wer das Schwarzachthal herauskommt, scheint hier in diesem lieblichen und großartigen Spaziergang die erste Weihe zu empfangen zu dem Schauspiel, das sich ihm aufthun soll. Der Gebirgsstrom murmelt das Präludium, nun die erste Wendung der Landstraße, und urplötzlich steht es vor dir, was alle Beschreibung dich nicht erwarten ließ, und keine Beschreibung, wenn du es gesehen hast, dir wieder gibt. In dem Schauspiel, das du anstaunst, stehst du mitten inne, du bist ein Theil davon, wie der Verzauberte im Zauberkreise. Auf dem Trippstein sind wir weit darüber, und mögen in objektiver Ruhe bewundern, prüfen, vergleichen und urtheilen. Aber auch der Bewundernde ist ungenügsam. Weil uns die Scenerie an die großartige Alpennatur erinnert, möchten wir sie noch großartiger und über dem höchsten Bergkamm Schneegipfel sich erheben sehen.

Im Schlosse selbst hat sich das Alterthum, wie ich sagte, mehr in dem winklichten Bau als in den Formen erhalten; die spätern Jahrhunderte haben nichts Schönes und Besonderes über den alten Grundmauern aufzurichten gewußt. Ist doch die Erscheinung des Schwarzburger Kaisers, so bedeutsam in der deutschen Geschichte, nur eine Erscheinung geblieben — ohne Folgen. Wir sprechen von der Zeit der Habsburger, Luxemburger, Bayern, der Schwaben, Sachsen, Franken, von der Schwarzburger Zeit ist nicht die Rede. Sie war zu kurz, das ist richtig. Er war auch nur ein Gegenkaiser! sagen andere. Aber eben dieses siegreiche, auch im Tode gekrönte Gegen-

kaiserthum, war und ist an und für sich von Wichtigkeit. Legitim war er nicht, denn Karls IV. Wahl ist unbestritten, aber er war, wenn auch nur durch eine Intrigue der Fürsten aufgestellt und gewählt, doch der Mann des Volks, der Vertreter der Mannheit und Ehrenhaftigkeit in der Nation, gegenüber einer Politik, welche die Nation verabscheute, um ihr doch zu erliegen. So gewaltig war er anerkannt, so begeistert der Zuruf von allen Seiten, daß sein kluger Gegner, der über alle Mittel gebot, ihm im Leben weichen mußte und noch im Tode wich. Die Geschichtschreiber lassen den Unüberwundenen an Gift sterben, aber der letzte Zug des Sterbenden, von Eltwyl am Rhein nach Frankfurt, ist ein Triumphzug. Mit Blumen bestreuen sie seinen Weg, die Bahre, auf der er getragen wird. Als Kaiser wird er in die Gruft gesenkt und nach seinem Tode von neuem gekrönt, denn der legitime Karl läßt sich noch einmal von den Fürsten zum Kaiser wählen. Eine bessere Legitimirung des erkorenen Todten läßt sich nicht denken. Karl that es aus Klugheit, erwiedert man. Freilich, aber aus der Klugheit, welche vor dem allgemeinen Willen sich beugt, vor der Ehrfurcht der Nation für eine wahrhafte Größe. Er hätte nicht klug gehandelt, hätte er den Deutschen mit der hochmüthigen Stimme der Autorität beweisen wollen: Günther kann kein rechter Kaiser gewesen seyn, denn er war nicht legitim. Unsere Vorväter hätten das nicht verstanden. Auch die nachfolgenden Kaiser, ihre Regierungen, selbst der Hofrath in Wien erkannten die Regierungsakte des Schwarzburgers an. Er war nicht legitim, aber es war etwas, was sich der Legitimität näherte? Nein, keine Quasilegitimität, es war ein Numen, weit darüber hinaus. — Aber Günther von Schwarzburg ward in die Gruft gesenkt, und es ist nichts von ihm geblieben in Deutschland als der Doppeladler auf dem Wappen seiner Familie. — Das Gemeinwesen hätte nicht bestehen können, sagen sie, wenn man die Kaiser nach Tüchtigkeit und Werth gewählt hätte. Aber es hat auch nicht Bestand gehabt, obgleich man sie auch ohne Tüchtigkeit und Werth nahm, wie man sie fand, wie die Geburt sie gab.

Wir müssen, um aus der Schwarzachschlucht herauszukommen, den Weg abwärts machen, und der murmelnde Bergstrom bleibt unser Begleiter. Schön ist er auch so, aber wer es irgend kann, gehe dem Strom entgegen. Zwei Stunden ein sanftes Ansteigen, und vor dir und hinter dir, zur Rechten, zur Linken, eine Feld- und Waldnatur, die ihres Gleichen in Deutschland sucht. Wie am Rhein scheint sich das Thal kesselartig zuweilen zu schließen, daß wir um den Ausweg verlegen sind. Aber die kleine Schwarzach hat ihn vor uns gefunden. Dort vor Blankenburg hat sie das hochgethürmte Felsgebirg durchrissen und in der Vorzeit einen See gebildet, der wieder lange stand, bis er den Ausweg in die Saale fand, um in vielfachen Krümmungen mit ihr den Weg gen Mitternacht einzuschlagen.

Hier, dicht am Eingang in den Paß, unmittelbar unter der gewaltigen Bergnatur, liegt ein patriarchalisches Wirthshaus, der Chrysopras im Volksmunde, officiell der Schwarzburger Hof genannt. Es wird einst berühmt werden, und dann vielleicht nicht mehr angenehm seyn. Jetzt geht es darin sehr ländlich und gemüthlich her, der Comfort umschließt noch nicht alles, was man anderwärts von ihm verlangt, z. B. noch nicht die Reinlichkeit; aber eine schöne junge Wirthin und ein gutmüthig munterer Wirth erheitern den Aufenthalt der vielen Badegäste, die freilich mehr des Luftbades als des Fichtennadelbampf- oder Kaltwasserbades wegen hier den Sommer durch sich aufhalten. Aerzte preisen den Aufenthalt als den specifisch gesundesten im Thüringer Walde, weil die Waldluft hier am ursprünglichsten uns beschleicht und umrauscht. Botaniker und Maler haben hier ihre Station.

Aber es ist auch der Rückblick auf das lachende Blankenburg, das zerstreut über Hügel und Thal zu Füßen der alten Bergveste Greifenstein daliegt, was dem Aufenthalt seinen Zauber leiht. Blankenburg mit seinen Gärten und Berggeländen erscheint mir wie die Brianza Thüringens. Man muß es freilich in der heitern Bläue des Sommers gesehen haben, um den Vergleich nicht phantastisch zu nennen.

Der Fußpfad, der über die Berge von Blankenburg nach Rudolstadt führt, gilt für einen der schönsten; die Rückblicke in das Blankenburger Thal sind reizend wie die Ansichten der Greifensteiner Bergveste. Aber die Fahrstraße an der Saale, in die beim Dorf Schwarza die Schwarzach sich ergießt, ist doch eigenthümlicher. Jenseits der Saale, auf ihrer rechten Seite, läuft ein Gebirgszug hin, in so malerischen weichen Formen und Abdachungen, mit Weilern, Dörfern, Häusern und Gärten besäet, im mannigfaltigsten Schmuck des verschiedenartigsten Laubwerks, daß man nur die Ulme vermißt, an die der Weinstock sich rankt, um an Italiens weichste und schönste Landschaften gemahnt zu werden.

Es ist nur eine kurze Strecke, sie fängt dicht hinter oder vor der großartigen Thalmündung an, in welcher Rudolstadt prangend am Licht sich sättigt, aber sie wird zum klassischen Boden, denn hierhin richtete der jugendliche Schiller von den umbüschten Felsen über Volkstedt seine Schritte, als er seinen Spaziergang dichtete. Die Bewohner Rudolstadts haben die Spuren seiner Tritte geheiligt. Selbst sein ehernes Brustbild hat die Pietät eines Mannes aus dem Volke dahin gestellt.

Diese Landschaft in ihrer Lieblichkeit ist der schroffe Gegensatz zu dem wehmüthig schauerlichen Ernst der wenig über eine Stunde davon gelegenen Schwarzburg.

Es ist der deutsche Charakter: die Kontraste begegnen sich im Raume weniger Schritte. Aber auch wenige Schritte von dieser Gegend, die nur zu lächeln scheint, begegnet uns eine Trauersäule, das Denkmal des gefallenen Prinzen Louis Ferdinand. Noch leben alte Leute, die genau erzählen zu können glauben, worüber die Geschichtschreiber im Unklaren sind. Das Denkmal steht nicht, wo der ursprüngliche Stein liegt, den man dem Gefallenen gesetzt. Sie erklären: dort traf ihn der erste tödtliche Schuß, hier sank er vom Pferde unter den Säbeln seiner Verfolger nach dem unglücklichen Satz über einen verwachseuen Graben.

Den Deutschen ging es schlimm, wo sie durch Mauern, Wälle und Gräben sich gegen den Feind von draußen schützen wollten. Er stand unerwartet in ihrer Mitte, wie das Wasser durch eine Oeffnung im Damm gedrungen, während die Schleuße unberührt blieb. Keine Barrieren, Flußlinien, Gebirge sollten Deutschland Schutz geben, wenn es ihn nicht in sich selbst, seinem Muthe, seiner Einigkeit fand. Was war der Rhein in den Franzosenkriegen, was die Kette des Schwarzwaldes, was die Alpen! Durch's Saalethal war der Feind 1806 den Preußen in den Rücken gedrungen, mit nicht geahnter Schnelligkeit und Macht; weil man auf die Bergwälle gerechnet, hatte man ihm nur Vorposten entgegen geschickt. In der grauen Vorzeit ging es nicht besser. Welche Kette von Felsenburgen hatten die Deutschen längs der Saale von Saalburg bis Wettin und Giebichenstein in die Wolken gethürmt! — vergebens. Die vielen wendischen Namen diesseits der Saale bis tief in Thüringen hinein, und darüber hinaus, bekunden, wie der Slave dieser Wehren spottete; zwischen ihnen hindurch drang er in's Herz der deutschen Marken und besiegelte seinen schlauen Einbruch durch feste Ansiedelungen. Es bedurfte anderer Volkskräfte als Zwingburgen, ihn wieder hinauszuwerfen oder deutscher Sitte zu unterwerfen. Chinesische Mauern keiner Art haben sich und wollen sich in Deutschland bewähren. Aber das will man nicht lernen. Die Saalburgen erwarten noch ihren Geschichtschreiber. Es ist nicht die Tradition der einen oder der andern, was Interesse gewährt; in ihrem ganzen Zusammenhange sind sie ein Theil unserer Geschichte, aber noch ein undeutlicher. Die Wendenkriege in den brandenburgischen Marken und der Lausitz, nachdem die Saalgrenze gesichert war, sind uns durch Zeugnisse der Zeitgenossen weit näher gerückt.

Dieses Heldenalter der germanischen Stämme, ihr Wiedereroberungskrieg gegen die slavischen Völker, hat keinen Sänger gefunden. Etwa weil in der blutigen, grausamen Vertilgungswuth der Heroismus unterging? Sage und Gesang wenden sich nur auf die Kämpfe der Stämme unter einander, auf das frühe Ringen des Germanenthums mit der romanischen Welt, oder den gemeinschaftlichen Weltkampf gegen die Hunnen. Selbst die letzte Bearbeitung der Nibelungensage, so reich an Erinnerungen, findet nur für gut, des Kriegs der Franken mit den Sachsen zu gedenken, für die blutigen, weit länger dauernden Wendenkriege hat sie kein Wort. Die Chronisten sind allein unser Leitfaden, hie und da eine dürftige Sage. So müssen wir die Steine ansprechen, und sie geben deutliche Antwort, wie ernst diese Kriege gewesen. Die Burgen an der Saale waren nicht Ritterschlösser, um von den Schifffahrern Zoll zu erpressen; es gab keine Schifffahrt, wenigstens keine, die solche Veranstaltung lohnte. Auch bezeichnet der Volksmund keine dieser Burgen mit dem Namen Raubschloß, womit er doch sonst sehr freigebig ist, auch da wo erweislich das feste Haus nur einem fürstlichen Diener und Burgmann angehörte. Die Sorbenburg innerhalb der Mauern von Saalfeld trägt noch heute den Namen von ihrer Bestimmung, eine Grenzfeste zu seyn gegen die wendischen Stämme über dem Flusse. Ein weit in die Wolken schießender breiter Thurmbau hat sich erhalten. Sein geisterhaft graues Ansehen spricht von einem höhern Alter als die Mehrzahl der übrigen Burgen am Strome.

Wo das Gerathal sich nach der Erfurter Ebene mündet, muß einst ein lustiger Schauplatz gewesen seyn ritterlicher Macht, Pracht und keken Uebermuths. Da lagen Burgen an Burgen, doch nicht um Thüringen vor einem Nationalfeinde zu schützen, sondern um die eigene reiche Ernte einzuscheunen, gelegentlich auch wohl die des Nachbarn zu besorgen und in sichern Verwahrsam zu bringen. Auch ging schon damals hier eine Straße durch das Thal von Ilmenau und Elgersburg; sie mag auch weiter her geführt haben von und nach Franken. Kaufleute mochten hier geschatzt werden. Auch war Arnstadt, das am Ausbruch der Gera sich an den Berg lehnt, eine eben so alte Stadt, als sie früh schon einer gewissen Wohlhabenheit sich erfreut haben muß; denn Kaiser hielten hier Hof und die Urkunden sprechen von vielen hier erlassenen placita regia. Der Handel blühte, es war ein Stapelplatz für die Erzeugnisse des Waldes, was es auch geblieben, so lange nicht die Kunststraße bis Erfurt geführt ward. Ihre uralten Kirchen, Thürme, Mauern, die Substruction der Häuser, ihre Portale sprechen von der ehemaligen Herrlichkeit, und die Urkunden und Chroniken weisen nach, wie Krummstab und weltlicher Arm sich um ihren Besitz neideten und bekrieten.

Noch vor des heiligen Bonifaz Ankunft in Deutschland war nämlich von dem alten Thüringer Herzog Heden, der in Würzburg residirte, sein Hof zu Arnstadt mit allem Zubehör an Menschen und Vieh dem Bischof Willibrod von Utrecht urkundlich geschenkt

worden, wohl ſchon in der Abſicht, daß er die frommen Heidenbekehrer damit ausſtatte, die aus England erwartet wurden und in Thüringen ihr Werk beginnen ſollten. So geſchah es, und Arnſtadt, das bald zu einer blühenden Stadt anwuchs und von dem Wildwaſſer, der Weiße, an dem die erſten Höfe gelegen, ſich bis zur Gera ausdehnte, kam durch mehrere geiſtliche Vermächtniſſe an die Abtei Hersfeld, die lange ihr urkundliches, unbeſtrittenes Recht darüber ausübte. Aber inzwiſchen hatten auch die mächtigen Grafen von Käfernburg das Recht der Schutzvogtei darüber erworben. Ein ſtolzes Geſchlecht, auf ſeinen vielen Burgen feſthaft, die das Land überſchauten, wußte es ſein Recht beſſer geltend zu machen als der ferne Abt, der immerwährend proteſtiren und um Hülfe rufen mußte, damit ihm etwas von dem bleibe, was auf dem Pergament und durch die Tradition ſein war. Aber wenn es dem Krummſtab ſchlimm ging in jener wüſten Zeit, die der Herrſchaft der Hohenſtaufen folgte, wie viel mehr den armen Unterthanen, die nicht immer den Spruch beſtätigt fanden: unter dem Krummſtab iſt gut wohnen! Die Geſchichtſchreiber berichten wenig über die tauſendfachen Trübſale jener Zeit; aus einzelnen Urkunden aber mag man ſie entnehmen. Aus einer, die aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts erhalten iſt, kann man vieles leſen. Kaiſer Rudolf von Habsburg hielt zu Erfurt Hof, um die Klagen zu hören, die kein Ende nehmen wollten. Da trat auch der Abt von Hersfeld auf mit einer Klageſchrift gegen den übermüthigen Käfernburger, Punkt für Punkt die Unbilden herzählend, und ſie waren nicht klein und nicht wenig. Nichts von Rhetorik iſt in der Schrift, er malt das Uebel nicht aus, er lamentirt nicht und verwünſcht nicht, aber die Thatſachen ſelbſt ſprechen laut. Eine ganze Reihe noch exiſtirender Dörfer wird namhaft gemacht, ſo im Thal als auf den Bergrücken, die einſt reich und blühend geweſen und nun wüſt lägen. So lange hatte der Graf mit Mann und Roß darin gelegen und gehaust.

Kaiſer Rudolf verurtheilte den Grafen. Auch dieſes Urtheil exiſtirt, aber — es ſtand zwar auf Pergament geſchrieben und der Habsburger war ein ſtarker Exekutor — die Käfernburger waren mächtige Territorialherrn, in uraltem Beſitz, und blieben, wenn ſie die Strafe gezahlt, um ſo gefährlichere grollende Nachbarn. Kaiſer Rudolf war ein willensſtarker und thatkräftiger Fürſt, gewählt um ſeiner Tüchtigkeit und ſeines Werthes willen, aber er war ein ſterblicher Menſch. Wer ſagte dem Abt, ob ſeine Nachfolger auch um ihrer Tüchtigkeit und ihres Werthes willen die Krone tragen würden? Die Aebte von Hersfeld ließen ſich mit dem Urtheil, ſo ſcheint es, genügen und vertrugen ſich unter der Hand mit ihrem Gegner. Durch Tauſch oder Kauf kamen die Hersfelder Güter um Arnſtadt in die Hand der Käfernburger Grafen. Sie aber waren eine der vielverzweigten Stammlinien der Schwarzburger, und ſo kamen Land und Leute am Durchbruch der Gera durch das Gebirge unter die Herrſchaft des gräflichen, dann gefürſteten Hauſes Schwarzburg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Der Einzug des Prinz-Präsidenten.

»Ah! — c'est joli — c'est charmant! — Vive l'empereur!« sagte und rief mein Nachbar, ein Bewohner der Vorstädte, in steigender Ekstase, als der Prinz-Präsident, von seinem glänzenden Generalstabe gefolgt, durch die ungeheure Menschenmasse ritt, die kaum durch die in langen, ununterbrochenen Reihen zu beiden Seiten aufgestellten Linientruppen und Nationalgarden so weit zurückgehalten werden konnte, um einen schmalen, nicht zehn Schritte breiten Weg frei zu lassen. Der Anblick dieser Menge goldbedeckter Reiter auf schäumenden, caracollirenden Rossen, umgeben von den Guiden in bunter Husarentracht auf kleinen, aber raschen Pferden, und der zwei Carabinierregimenter auf ihren ungeheuern normannischen Gäulen, welche die Elite der französischen Cavallerie bilden, war wirklich so prächtig, daß er selbst Augen blenden mußte, die, wie die der Pariser, gegen das gewöhnliche Gepränge öffentlicher Feste seit lange abgestumpft sind. In den Details dieser öffentlichen Kundgebungen der Franzosen laufen viele Geschmacklosigkeiten, ja Abgeschmacktheiten mitunter, im Großen, Ganzen aber versteht es keine Nation besser, einer Feierlichkeit, welcher Art sie seyn mag, einen grandiosen Zuschnitt zu geben. Dieses mal hatte die Regierung alles aufgeboten, alle Hebel in Bewegung gesetzt, um dem Prinz-Präsidenten und dem Volke ein glänzendes Schauspiel zu geben. Und so geschickt waren die Drähte gezogen, daß unzweifelhaft Hunderttausende der Mitspielenden nicht einmal wußten, daß sie selbst zu den Acteurs gehörten. Auch ein schlechtes Stück gewinnt durch ein volles Haus, und wenn die Claque ihre Schuldigkeit thut, vermag etwas Erfolge zu erlangen, was im Grunde die Zuschauer gleichgültig ließ und nur durch die Umgebung getragen wurde.

Ich stand am Fuß der Julisäule auf einem etwas erhöhten Punkte, so daß ich die Köpfe übersah, welche den Platz der ehemaligen Bastille dicht erfüllten. Rund um mich her waren die Arbeiter des Faubourg St. Antoine gedrängt, bei denen die Sympathien für den Prinz-Präsidenten vorzugsweise gering sind. Aber bald Einzelne, bald Gruppen brachen dennoch dann und wann in ein vive l'empereur aus, wenn gleich die Majorität stumm blieb. Ich hatte so unmittelbar Gelegenheit zu beobachten, was denn eigentlich den Anstoß zu diesem »es lebe der Kaiser« gab. Einen bestimmten Sinn legten wohl nur die Ueberreste der alten Napoleonischen Armee in diesen Zuruf; man hatte deßhalb auch sorgfältig diese Trümmer der vergangenen Herrlichkeit des Hauses Bonaparte zusammengesucht, und sie mochten noch immer einige Tausende ausmachen, die nur in geringer Anzahl uniformirt waren, aber ihre Regimentsnummer als Erkennungszeichen an der Kopfbedeckung trugen. Vielleicht dachten sich bei ihrem vive l'empereur wenigstens zum Theil auch die Deputationen etwas, die mit dreifarbigen Fahnen, geführt von ihren Maires und allen von der Regierung abhängigen Beamten bis zum Flurschützen herab, herbeigeeilt waren, um dem rasch erstandenen Retter Frankreichs und der Civilisation ihre Huldigungen darzubringen. Aber die Mehrzahl der Zuschauer folgte bei ihren Acclamationen nur dem Beispiel und dem durch den Glanz und die Pracht des Festes gegebenen Impuls.

Die Regierung hatte in der That niemand zu dem Feste zu citiren vergessen, über den sie Gewalt hatte, glänzende Beschreibungen hatten die Neugierde der übrigen im voraus gereizt und bei vielen auf's Höchste gespannt; selbst von den Gegnern des gegenwärtigen Regiments werden sich daher schwerlich viele von der Feierlichkeit fern gehalten haben. Ich bin wenigstens überzeugt, daß die Summe aller Zuschauer bei weitem die Million überstieg, welche die Octroimauer von Paris einschließt. Sehen und gesehen werden, dieß verläugnete seine magische Wirkung auch dießmal bei den Parisern nicht; ich glaube sie würden um diesen Preis alles opfern, was ihnen lieb und werth ist. Die Macht der Verwaltung, welche an tausend Fäden das öffentliche Leben gängelt, ist ungeheuer, und von je war bekanntlich die Administration in Frankreich noch besser geschult, noch besser centralisirt als selbst in Rußland. Die im Grunde geringe politische Bildung, die Gleichgültigkeit gegen die Angelegenheiten und Interessen der engeren staatlichen Kreise hat nur in den letzten Ausläufern der politischen Hierarchie, in den Kammern, in der Nationalversammlung ꝛc., eine Art self government aufkommen lassen; in allen andern Gebieten, in den Departements, in den Communen, hat seit Jahrhunderten keine Art der Selbstverwaltung bestanden; dort hat die Regierung immer fast unumschränkt geherrscht, und sie hat dort unten an Autoumie gewonnen, was sie oben verlor. — Die geringe Ausbildung der Presse, der mangelhafte Verkehr, die weiten Entfernungen machen selbst in Rußland die Centralisation der Regierungsgewalt weniger merkbar als in Frankreich. Hier ist jeder Beamte streng überwacht, nicht bloß durch die Regierung, sondern auch durch die, welche auf seine Stelle spekuliren. Der politische Maßstab ist der einzige, nach dem sie gemessen werden, aber die Absetzung folgt auch dem Vergehen auf dem Fuße, und so sind sie ganz unbedingt in der Hand

der Regierung, die sie durch das Band der persönlichen Interessen fesselt, denn es gibt gegen ihre Beschlüsse keine Appellation an ein Gericht.

Es bedurfte kaum eines mit diesen Zuständen vertrauten Blickes, um sofort diese Verhältnisse aus der Gliederung der Deputationen herauszulesen, die beim Fest als Vertreter der Volksstimme erschienen waren. Ausnahmslos standen die Autoritäten, d. h. die von der gegenwärtigen Regierung direkt oder indirekt gewählten Vorstände der Korporationen, an der Spitze, führten das Wort für sie, und waren also in so fern nur der Ausdruck des Willens der Gewalt. Es ist durchaus nothwendig, wenn man an den Gesetzen des Lebens und der Geschichte nicht irre werden soll, überall die Ursachen jener Wirkungen aufzusuchen, die uns so sehr staunen machen, nach ihren Quellen den Werth der ganzen gegenwärtigen politischen Bewegung Frankreichs zu würdigen. Für den, welcher nicht absichtlich den Kopf in den Sand steckt, kann allerdings die sogenannte öffentliche Meinung nie ein besonderes Gewicht gehabt haben, aber nirgends ruht sie wohl auf so hohlen Unterlagen als bei den Franzosen. In religiöser, und wohl auch in moralischer Beziehung steht unter den drei großen Kulturvölkern keines so tief, über kein Volk hat die vorübergehende Stimmung des Augenblicks eine größere Gewalt, keines läßt sich leichter von der momentanen Richtung des Stromes treiben. — Die großen philosophischen Wahrheiten der Geschichte bewähren sich oft da, wo man es am wenigsten vermuthet. Da sich über Nacht kein Volk ändern kann, eben so wenig wie ein Individuum, so können auch die in Vorurtheilen und individueller Beschränkung ergogenen und befangenen Völker unmöglich die Träger wahrer, gesetzlicher Freiheit seyn; momentan mag [es] so erscheinen, aber auf die Dauer wird sich stets bewähren, daß gesetzliche Freiheit nur die Folge geistiger und sittlicher Bildung ist. Bei der Durchschnittsbildung der Massen aller Kulturvölker wird sich die vox populi überhaupt stets für den aussprechen, der die Gewalt hat; aber vorzugsweise wird sie ihm in Frankreich nicht fehlen, vorausgesetzt, daß er von der Macht, welche die Umstände ihm in die Hand geben, den schonungslosesten Gebrauch zu machen sich nicht scheut. — Solche Personen, welche freiwillig oder gezwungen im politischen Leben Hazard spielen, müssen nothwendig stets den Gewinn zum Einsatz auf die Karte setzen, bis sie gesprengt sind oder die Bank; sie müssen alles daran wagen, bis sie das Spiel ganz gewonnen oder ganz verloren haben. Die Furcht vor der schonungslosesten Consequenz des Sieges gibt natürlich dem bestehenden Regiment in Frankreich noch eine imaginäre Macht, die vielleicht kaum geringer ist als die wirkliche. Aus tausend kleinen Zügen des öffentlichen und Privatlebens kann man diese Furcht erkennen, welche die natürliche Folge aller gewaltsam gegründeten politischen Zustände ist. Daß der Prinz Zeit seines Lebens dieses hohe Spiel wird spielen müssen, darüber kann man keinen Augenblick in Zweifel seyn. — Ich bezweifle, daß dieser Einzug „in seine getreue Hauptstadt“ Louis Napoleon eine neue Unterstützung zugeführt hat; das Fest zeigte nur, daß er nicht verloren, was er schon vorher besessen. Es blieb ein officieller Akt, in dem sich nur ein Parteiinteresse aussprach, die Größe dieser Partei ist aber nicht nach Köpfen zu schätzen, weil ihr nur eine kleine Zahl unbedingt angehört, der übrige Theil sich nur nach dem Erfolg richtet. Bleibt dieser aus, dann tritt der Umschlag ein. — Wann? — Wer weiß es!

Schon um Mittag des 16. Oktobers, der einer der schönsten Herbsttage in den letzten Wochen war, hatten sich die Boulevards von dem Platze de la Concorde bis zur Halle der Eisenbahn nach Orleans unweit des Jardin des Plantes dicht mit Menschen gefüllt. Auf der zwei Stunden langen Promenade waren alle Fenster und Dachlucken, Altane und Balkone dicht mit Köpfen bedeckt; nie sah man glänzendere Toiletten, verführerischere Schönheiten in reicherer Fülle. Es war dieß zwar der schönste, zugleich aber auch meist der einzige Schmuck der Häuser, denn nur die Café's, die Häuser der Fournisseurs des Prinzen und seiner Minister, die Theater u. dgl. hatten Theil an den eigentlichen Demonstrationen genommen; sonst blieben diese wesentlich auf die zahlreichen Triumphbogen und die hohen Flaggenbäume beschränkt, welche mit den Devisen des Kaiserreichs und der Namenschiffre des Präsidenten geziert waren. Schwerlich hätte der Anblick der Häuser durch äußere Ausschmückung bedeutend gewinnen können; die Menschenmenge, welche sie belebte, ließ alles andere übersehen. — Die mehr oder weniger geschmacksollen Triumphbogen waren außer dem allgemeinen Vive l'empereur Napoléon III. mit gekrönten Adlern überladen und fast an keinem fehlte das auf Pappe gemalte Brustbild Louis Napoleons und seines großen Oheims. Dreifarbige Fahnen mit ähnlichen Devisen flaggten überall und selbst in der Hand der Kinder fehlten sie nicht, da alle Schulen und Institute, deren Lehrer oder Vorsteher direkt oder indirekt von der Regierung abhängig sind, aufgefordert waren, an der Spitze ihrer Pflegebefohlenen beim Feste zu erscheinen. Für sentimentale Gemüther mag etwas Rührendes in diesen Demonstrationen der Unschuldigen für den Kaiser aus dem Hause Bonaparte liegen, für andere hatte ihr Jauchzen zuweilen etwas Lächerliches.

Die Pfiffterer, die Straßenkehrer, die Beamten und Arbeiter aller Eisenbahnen, aller großen Werkstätten, welchen Namen sie immer haben mochten, die Angestellten der Messagerien, sogar die Markthelfer und Hallendamen waren in Verbindung mit den Deputationen aller Gewerbe zum Empfang des Prinz-Präsidenten erschienen. Sie würden zwar unter allen Umständen gekommen seyn; auch wenn sie der politischen Sympathien baar wären; aber daß sie geordnet und geglieder überall als geschlossene Korporationen, als die officiellen Abgeordneten ihrer Körperschaften auftraten, das war wohl weniger die Wirkung freien Willens, als jener Kräfte, welche die Regierung in Bewegung gesetzt hatte. Die Anordnung des ganzen Festes war so meisterhaft getroffen, daß auf dem stundenlangen Wege, welchen der Präsident zurücklegen hatte, dem künftigen Kaiser die Huldigungen unausgesetzt und zum Theil sogar in gesteigertem Maße dargebracht wurden.

Der Prinz-Präsident ist nicht als Herrscher geboren, sondern wenig mehr als ein glücklicher Abenteurer; Persigny steht ganz anders zu ihm als Messerode zu Kaiser Nikolaus. Trotzdem wird die Schweichelei ihm vieles in

einem falschen Lichte darstellen, und nur das persönliche Interesse seiner nächsten Umgebung dürfte vielleicht hie und da den Schleier hinreichend lüften, um ihm zu zeigen, wer eigentlich „die Kaisermacher“ sind. Jedenfalls kann nicht alles, was hinter den Coulissen vorgeht, dem Präsidenten bekannt seyn, und wenn er es nicht durch einen Zufall erfährt, so ist sein Standpunkt zu fern, um auch nur die gröbste Täuschung zu entdecken. Louis Napoleons Kopf müßte von seltener Nüchternheit seyn und er aus seinen Erlebnissen einen ungewöhnlichen Nutzen gezogen haben, wenn dieser Jubel ihn nicht täuschen sollte, und dieser Jubel war sogar zum Theil natürlich, nur galt er dem Fest und nicht dem Festgeber. Es ist bekannt, daß der Präsident felsenfest an seinen „Stern“ glaubt; und die Ereignisse dieser letzten Jahre haben jedenfalls zur Stärkung seines Glaubens viel beigetragen. Ich zweifle nicht, daß er in diesem Augenblick sich wirklich für das Idol der Franzosen, wenigstens der unendlichen Majorität hält, daß er selbst glaubt, vom Volke zum Kaiserthum, sogar wider seinen Willen, gezwungen zu werden. — Und doch ist unzweifelhaft, daß morgen dasselbe Volk ihn verlassen würde, wenn die Umstände, welche den Präsidenten heute begünstigen, sich änderten, daß es jauchzend den Götzen zerschlagen würde, den es heute auf sein hohes Fußgestell gesetzt hat. Nichts ist werthloser als dieser momentane Jubel, diese Eintagsgunst der französischen Nation; man mag sie benutzen, aber man darf ihr nicht vertrauen; man kann sie gewinnen, aber man darf nie auf ihren dauernden Besitz rechnen. Sie ist leichter zu gewinnen als irgendwo anders, aber auch leichter zu verlieren. Wer aber der Eitelkeit des Volks zu schmeicheln versteht, kann sicher seyn, daß die Massen diesem Lockmittel nicht zu widerstehen vermögen.

Es war zwei Uhr, als hundert und ein Kanonenschuß Paris verkündeten, daß der „Retter Frankreichs und der Civilisation der Gegenwart“ endlich in seiner „getreuen Hauptstadt“ angekommen war. Ich übergehe die Vorgänge im Orleaner Bahnhof und am Triumphbogen vor der Brücke von Austerlitz; sie sind bekannt. Auf dem Boulevard der Contrescarpe, zwischen der Brücke von Austerlitz und dem Bastillenplatze, mußte der Präsident einen zweiten prächtigen Triumphbogen passiren, von dessen Höhe zwei an Drähten aufgehängte Ballettänzerinnen mit einem Lorbeer- und Eichenkranz in den Händen auf den Besieger Frankreichs herabzuschweben schienen. Vierzig weiß mit Myrthen gekleidete Mädchen streuten Blumen auf den Weg, und ein mächtiger Ballon trug gleichzeitig einen riesengroßen pappenen Adler in die Lüfte. Bei Napoleons I. Krönung war bekanntlich auf ähnliche Weise der Welt der feierliche Augenblick verkündet worden, und ein seltener Zufall hatte den Ballon noch an demselben Tage bis nach Rom geführt. Die Hauptstädte des alten und des modernen Kaiserreichs erhielten so gleichzeitig die Kunde vom seltenen Ereigniß. Dieses mal wurde das Sinnbild der Napoleonischen Herrschaft rasch von einem starken Ostwinde nach Westen geweht und verschwand bald in den Wolken. — An diesem Triumphbogen soll auch „die heilige Schaar,“ das „bataillon sacré,“ der Ueberrest der kaiserlichen Armee, aufgestellt gewesen seyn; jedenfalls konnte es nur ein kleiner Theil derselben seyn, denn ich bin ihnen an den verschiedensten Orten bald in kleinen Haufen, bald zerstreut begegnet. Von den Grenadieren der alten Garde habe ich nie mehr als zwei gesehen, die stets in Uniform den öffentlichen Festen dieser Art und den Leichenzügen der alten Kaiserfoldaten beiwohnen. Ungewöhnlich groß kann schon wegen des engen Raumes der Jubel auf der Contrescarpe nicht gewesen seyn; der Lärm desselben reichte wenigstens nicht bis zur Julisäule. Erst auf dem Platz derselben konnte sich das ungeheure Gefolge des Prinzen in seiner vollen Pracht entwickeln, und es war wirklich so glänzend, daß die schaulustigen Pariser schon dadurch in eine Art begeisterter Stimmung versetzt wurden. Den Zug eröffnete eine Schwadron Nationalgarde zu Pferd, dann folgte der General en Chef derselben mit seinem Stabe, dann die fünf übrigen Schwadronen der berittenen Nationalgarde, dann das Generalkommando der Armee von Paris, der Generalstab, der Kommandant und Stab der ersten Militärdivision, der Kommandant von Paris mit den Beamten des Militärhaushaltes, die Generalstabsschule, das sechste Husarenregiment, die vierten und siebten Jäger zu Pferd, die ersten und siebten Lanciers, die ersten und siebten Dragoner. Jetzt kam endlich der Prinz, der um zwei Pferdelängen seinem Stabe voraus ritt. Er trug die gewöhnliche Uniform der Generalität und das Großkreuz der Ehrenlegion. Der Präsident hatte den Hut in der Hand und grüßte nach allen Seiten, sein schönes Pferd bald rechts, bald links wendend. Auch die Damen an den Fenstern bekamen ein reichliches Dankestheil, und zuweilen verbeugte sich der Prinz tief vor ihnen. — Dem überaus glänzenden Stabe von Generalen und Adjutanten folgten die zwei Regimenter Cuirassiere und eine Batterie reitender Artillerie, dann die zwei Carabinierregimenter, welche gewöhnlich die besondere Leibwache des Prinzen bilden. Geschlossen wurde der ganze Zug durch eine Schwadron der Gendarmerie des Seinedepartements.

Denken Sie sich zu diesem glänzenden Gefolge die Million Zuschauer auf den Gassen, den Plätzen, an den Fenstern und auf den Balkonen, Kopf an Kopf dicht gedrängt, hunderte von Fahnen und Bannern, auf denen das „vive l'empereur“ glänzte, aus tausenden von begahlten und unbezahlten Kehlen derselbe jubelnde Zuruf, geschwungene Hüte und wehende Tücher, Blumensträuße, Kronen vor die Hufe der Pferde geworfen, Trompetenstöße und Symphoniemusik, Siegesmärsche und Glockengeläute rundum, und Sie werden es natürlich finden, wenn dem Erwählten von 7,500,000 bei dem Schauspiel etwas schwindlig wurde. Wenn der Prinz glaubt, daß er eine besondere Mission (das linke Rheinufer?) für Frankreich zu erfüllen habe, dann kann nach solchen Erfolgen in einem phantastischen Gemüthe der Glaube zum Fanatismus wachsen.

Der Triumphbogen am Ausgange des Boulevard Beaumarchais auf den Bastillenplatz war der einzige, dem alle Anspielung auf das Kaiserreich fehlte, er enthielt einen einfachen Zuruf an den Prinz-Präsidenten. Das ist in sofern nicht ohne Bedeutung, als selbst die bloße Abwesenheit imperialistischer Gesinnung unter den gegenwärtigen Verhältnissen auffallend erscheinen muß. Jeden antikaiserlichen Ausdruck hat natürlich die Regierung überall verhindert, sogar der Gebrauch allegorischer

Figuren war nicht gestattet. Es war also der Gegenpartei faktisch unmöglich gemacht, ihre Meinung auf irgend eine erkennbare Weise zu äußern. — Auf der ganzen Länge der Boulevards bis zum Palast der Tuilerien wiederholten sich im Allgemeinen dieselben Auftritte. Aus den Coulissen der zahlreichen Theater, welche in dieser Gegend liegen, hatte man eine Menge geschmackvoller Ehrenpforten gebaut, die sich in ihren Devisen kaum von einander unterschieden; nur mischten sich einige der Versprechungen des Präsidenten in die verschiedenen Zurufe, z. B. »l'empire c'est la paix, oder la guerre ne se fera que par nécessité« u. s. w. Das vox populi, vox dei mit den 7,500,000 Stimmen spielte aber nur an dem Triumphbogen des Ambigu eine Rolle, sonst hatte der Takt der Erbauer überall diese Inschrift mit richtigem Gefühl vermieden. In der That paßt das suffrage universel auch gar nicht zu Napoléon III., das Erb- und das Wahlrecht liegen sich ihrer Natur nach feindlich gegenüber. Wenn sie jemals wieder in Conflikt kommen sollten, dann wird es, wie immer, die Gewalt seyn, welche über das Recht entscheidet. — An diesen verschiedenen Ehrenpforten des Boulevard des filles du Calvaire, des Ambigu, der Porte St. Martin, des Boulevard St. Denis, des Italiens, der Madelaine, empfingen den Prinz-Präsidenten nach einander die verschiedenen Corporationen von Paris, die Lyceen und Collèges, die Börse, die Kornhalle, die Abgeordneten der verschiedenen Arrondissements u. s. w. Die Halledamen hatten es sich natürlich nicht nehmen lassen, ihre Huldigungen dem Prinz-Präsidenten persönlich darzubringen. Eine jugendliche Schöne, wahrscheinlich eine Enkelin einer jener Halledamen, die mit Philippe Egalité so befreundet gewesen, redete den Prinzen sogar im Namen der Forts und der Dames de la Halle in Versen an, in denen sich gloire und histoire, industrie und patrie in schönster Weise zu Ehren des erlauchten Neffen reimten, der über Frankreich ein „goldenes“ Zeitalter herbeiführen sollte. Uebrigens sind diese Ausdrüke noch gelind gegen den wirklich etwas schamlosen Weihrauch, den die Socialisten und die Socialdemokraten den Robespierres, Marats und Dantons streuen. Bei der leidenschaftlichen Ausdrucksweise der Französinnen hielten die heutigen Halledamen sich noch immer in den Schranken der Mäßigung. — Je mehr der Prinz sich dem Boulevard des Italiens näherte, desto mehr steigerte sich der Jubel, denn das ist das eigentliche Quartier seiner Anhänger, d. h. der Anhänger jeder bestehenden Regierungsgewalt. Zu diesen gehören alle kleinen und großen Kaufleute und namentlich alle selbstständigen Handwerker, die für die Bedürfnisse des eigentlichen Luxus arbeiten. Dieser ist hier zusammengedrängt, und so war hier auch die Begeisterung aufrichtig und lebhaft. Nach den Champs elysées zu nahm der Jubel wieder ab; nur an der Madelainekirche und vor dem Marineministerium erhielt er neuen Anstoß.

Auf dem Eintrachtsplatze war von den „dankbaren Arbeitern“ die letzte Ehrenpforte errichtet, auf der die Wohlthaten verzeichnet standen, mit denen der Prinz sie überhäuft; darunter war auch die Umwandlung der Renten aufgeführt. Ich hätte kaum so viel nationalökonomisches Verständniß bei den Arbeitern von Paris vermuthet. — Die Terrassen des Tuileriengartens und der Platz de la Concorde waren weithin mit Menschen überdeckt. Hier verließ endlich der Prinz seine getreuen Pariser und die Ketten des Fußvolks der Linie und der Nationalgarde, zwischen denen er bis dahin geritten war. Durch die breite Pforte ging der Triumphzug dem Palast zu, und erst dort wurde das ungeheure Gefolge entlassen. Im Pavillon de l'Horloge empfingen den Kaiser — denn nach diesem Erfolge ist er es wirklich — die Großwürdenträger, namentlich seine eigene Familie. Die Gitter schlossen sich und schon wenige Minuten nachher war man in der Nähe der Tuilerien mit Demolirungen beschäftigt. An der Eisenbahnhalle folgten die Möbelwagen, die den erborgten Schmuck wieder in die Magazine lieferten, unmittelbar dem Zuge, und wenige Stunden darauf war der größte Theil der kaiserlichen Herrlichkeit wieder verschwunden.

Am Abend hätte, dem Programme zufolge, eine glänzende Erleuchtung der ganzen Stadt das Fest krönen sollen. Sofern aus diesen äußern Zeichen überhaupt eine Folgerung gezogen werden kann, würde eine allgemeine Illumination allerdings den Beweis allgemein verbreiteter imperialistischer Sympathien geliefert haben. Der Mangel dieses äußern Merkmals läßt zwar nicht auf das Gegentheil schließen, aber im Ganzen bestätigte doch die spärliche Illumination, daß der ganze Triumphzug lediglich eine officielle und Parteidemonstration gewesen. Es waren wieder fast allein die Theater, die öffentlichen Gebäude, die Häuser der Fournisseurs des Prinzen und der Minister, die ein meist sehr dürftiges Lampenfeuerkleid angelegt hatten. Bunte Papierlaternen und artige Festons zierten einzelne Kaffeehäuser auf den Boulevards zu Ehren ihrer Habitués; aber darauf beschränkte sich auch die „freiwillige“ Leistung. Die ganze linke Seitenseite blieb in tiefes Dunkel gehüllt, und auf der rechten bemerkte man eigentlich nur auf den Boulevards etwas ungewöhnliches. Einzelne Fabrikanten hatten allerdings auch im Innern der Stadt diese Gelegenheit benuzt, sich auf wohlfeile Weise bekannt zu machen. Sie hatten die allgemeine Aufmerksamkeit durch Transparente zu fesseln gesucht, die so gewählt waren, daß die Parteijournale sie unmöglich unerwähnt lassen konnten; z. B. »s'ils ne crioient pas, tes pierres crieraient.« Es ist gewiß, daß auf diese spekulative Weise das Geld für zahlreiche Anzeigen gespart wurde.

Eine große Menschenmenge belebte bis spät in die Nacht die Straßen, namentlich die Boulevards; ich habe aber nirgends politische Aeußerungen irgend einer Art, sondern lediglich die der Neugierde vernommen. Paris trug allerdings an diesem Tage ein Festgewand, aber ohne durch einen innern Impuls dazu getrieben zu werden; der 16. Oktober war und bleibt eine reine Demonstration der herrschenden Partei, unternommen und durchgeführt mit dem ganzen Aufwand von Mitteln, über die der Besitz einer so centralisirten Gewalt, die durch keinerlei moralische Bedenken beschränkt wird, gebieten läßt. — Sie sehen, ich bin ein sehr nüchterner Beobachter der Ereignisse in Frankreich, faisch wäre es aber darum die Bedeutung des 16. Oktobers zu verkennen, und die Macht der Regierung zu leugnen, von der er gerade ein Beweis ist. Daß Louis Napoleon nach allen Vorgängen solche Schritte wagen kann, beweist die Stärke seiner Gewalt und die Ohnmacht seiner Gegner.

In einer Republik, die nicht bloß den Namen trägt, ſoll die Regierung im Allgemeinen nur ſo viel Gewalt von der Summe der Einzelwillen erhalten, als ſie zu ihrer Exiſtenz, zur Erfüllung der nothwendigen Pflichten für die Allgemeinheit bedarf. Natürlich darf aber dann der Einzelne nur ausnahmsweiſe etwas von dieſer Regierung verlangen, er muß in der Ueberzeugung, daß keine künſtlichen Hinderniſſe ſeine Kraft beſchränken, nur auf dieſe vertrauen und von ihr Erfolge erwarten. England iſt in dieſem Sinne vollſtändig republikaniſch organiſirt, ſeine Bürger denken und fühlen frei und unabhängig. Es gibt dagegen kein Volk, das mehr von der Regierung verlangt, das ſich unmündiger benimmt als das franzöſiſche. Im Grunde iſt daher das Kaiſerreich durchaus keine Syſtemänderung, ſondern nur eine andere Benennung für die abſolute Regierungsgewalt, die das Bedürfniß ſchon lange vorher dem Präſidenten eingeräumt hat. Das franzöſiſche Volk verlangt von ſeiner Regierung, daß ſie die Vorſehung jedes einzelnen ſey, daß ſie für ihn denke, ſchaffe, von ihr erwartet jeder Arbeit, Verdienſt, und je ſocialiſtiſcher die Färbung, deſto extremer ſind die Forderungen, und natürlich kann nur ein ganz abſolutes Regiment denſelben einigermaßen wenigſtens genügen. Unſere Bedürfniſſe ſind Folgen unſerer Gewohnheiten, kein Volk aber war von je der Selbſtverwaltung ſo entwöhnt wie das franzöſiſche, und das Traumbild des Socialismus iſt bekanntlich nichts als der Abſolutismus in ſeiner widrigſten Form. — Louis Napoleon hat die ihm ſich darbietende abſolute Gewalt angenommen, er gebraucht ſie vernünftig und vertraut blind auf jenes gewohnte Bedürfniß des Volks; er weiß, daß dem heutigen Frankreich der Abſolutismus unentbehrlich iſt. Gegen ſeine Gegner kämpft er daher nach rein militäriſchen Geſetzen; er kennt nur einen Erfolg, den Enderfolg, und bis jetzt hat ihm dieſer noch nie gefehlt. Der geringe Widerſtand, den er gefunden, beweiſt, daß die politiſchen und ſocialen Ziele der Parteien nirgends den Bedürfniſſen der Maſſen entſprachen, daß Mittel und Zwecke in gar keinem Verhältniſſe zu einander ſtanden. Das neue Kaiſerthum iſt nur eine Entwicklungsphaſe in der Geſchichte der Franzoſen, wie der Gegenwart überhaupt. Das allgemeine Stimmrecht iſt nichts wie eine großartige Farce, denn es wird, nachdem es dem Präſidenten erſt die abſolute Gewalt, dann die Kaiſerkrone gegeben, dazu benutzt werden, um das allgemeine Stimmrecht ſelbſt wieder zu ſtürzen. Das Volk wird in der letzten großen Frage, welche ihm geſtellt wird, aufgefordert, durch das suffrage universel zu beſchließen, daß das suffrage universel ferner nicht mehr auszuüben ſey. — Auch dieſer Wunſch wird dem neuen Kaiſer erfüllt werden; aber gerade dieſer Widerſpruch wird beweiſen, daß in Frankreich der materiellen Gewalt alles möglich iſt, weil es keine moraliſche mehr geben kann.

Berlin, Oktober.

Kunſt. — Theater. — Der Sommer. — Der Zollverein. — Die Wahlen. — Rektor Stahl. — Die Cholera und die Jeſuiten.

Wir haben eine Ausſtellung, die ihres Gleichen an Reichthum mannigfaltiger Bilder ſucht; zu den Theatern, die da geweſen ſind, florirend oder nur vegetirend, iſt ein drittes hinzugekommen, das königsſtädtiſche redivivum; Kroll, der Abgebrannte, iſt, ein Phönix, wieder aus der Aſche erſtanden und hat durch eine lebendige, naturwüchſige Chineſenfamilie die allgemeine Theilnahme erregt; wir haben einen ausgezeichneten, einige ſagen nie dagewеſenen Sommer gehabt, eine geſegnete Ernte, der Nachherbſt läßt ſich auch mild und freundlich an; die Cholera, die man mit Bangen kommen ſah, tritt ebenfalls verhältnißmäßig milde auf; die Eiſenbahnen haben außerordentlich rentirt und verſprechen anſehnliche Dividenden; es iſt Friede geblieben; die Regierung bleibt feſt in ihren Entſchlüſſen bezüglich auf den Zollverein, was der Wunſch von neunundneunzig Hunderteln der Nation iſt, da in dieſem Punkt alle Parteien einig ſind; endlich ſtehen die Neuwahlen zu den Kammern vor der Thüre, womit die Furcht vor einer octroyirten Auflöſung der Verfaſſung beſeitigt iſt — alſo alles ladet zur Freude ein, und es iſt doch kein Frohſinn da.

Die Ausſtellung, von der wir ſpäter reden wollen — ja, ſie iſt reich und es ſind viele ausgezeichnete Bilder da, aber es fehlt an Käufern. Wer hat Muth, wenn er Luſt hätte, Gemälde zu ſammeln? Auch die Zahl der Theilnehmer an den Kunſtvereinen, die faſt allein noch Beſtellungen und Ankäufe machen, nimmt ab. Und wenn Käufer ſich wieder fänden, der Sinn für die Kunſt lebendig wäre, wie ehedem, ſo fehlt der Kunſt doch etwas. Wo iſt ihr Medium, ihre Seele, ihr Ziel? Die neue Kunſt, von der man gefabelt, als ſie den Völkerfrühling träumten, iſt ausgeblieben; die communiſtiſch-ſocialiſtiſchen Bilder haben ſich ſchon überlebt, und Carl Hübner ſelbſt hat gefühlt, daß verhungernde Weberfamilien, Holzdiebe und erſchoſſene Wilddiebe die Liebe für die Kunſt um kein Haar weiter bringen. Aber wohin? Der Rückmarſch zu den Legenden und Heiligengeſchichten ſteht zwar offen, aber auch die Muthigſten ſcheinen von der Ueberzeugung überkommen, daß da nicht mehr die Wahrheit zu holen iſt. Nun werfen ſich die Strebenden auf die Geſchichte. Aber wie? Den Belgiern iſt's gelungen, ſie haben eine Geſchichte und jetzt wieder ein Land, wo Freiheit und Verfaſſung eine Wahrheit ſind; auch der Franzoſe Laroche hat glücklich einige Momente der Geſchichte aufgefaßt, die Geltung und Intereſſe für alle Zeiten haben. Aber unſern Malern ſieht man es an, wie ſie in allen Geſchichtsbüchern umher blättern, damit ſie etwas erhaſchen, und während ſie dem flimmernden Schmetterling nachflattern, haben ſie den Grund und Boden, auf dem ſie feſt ſtehen ſollten, verloren. Da haben wir ein buntes Quodlibet von Anekdoten, aus allen Zeitaltern und Ländern zuſammengeleſen, aber ſo wenig eine Geſchichte in der Kunſtproduktion, als zur Zeit des ſeligen Bernhard Rode, der, ich weiß nicht wie viel vergeſſene Tableaux aus der römiſchen Geſchichte ſeinen Brandenburgiſchen Landsleuten hinterlaſſen hat.

Das neue Theater, von dem man aber noch nichts ſagen kann, als daß es einige bunte oder graue Federn aus den bis da beſtandenen ausgerupft hat, wird und will ſo wenig eine neue Epoche für das deutſche Theater heraufbeſchwören, als es die ältern jetzt auch nur verſuchen. Das Beſte iſt, daß man aufgehört hat, ſo etwas Thörichtes zu verſprechen. Ja, wenn man zurückdenkt an das goldene Morgenroth, das mit dem alten königsſtädtiſchen Theater aufgehen ſollte! an jene glücklichen Illuſionen, daß man nur die Hand in den Geldbeutel ſtecken dürfe, die Feder eintauchen und kommandiren: es ſoll ein deutſches Volkstheater entſtehen! Davon iſt nun nicht mehr die Rede; die Einſicht hat ſich von ſelbſt gemacht. Aber auch der Traum, daß man nur in der Vergangenheit zu ſchöpfen und die geiſtigen Keime von ehemals in wohlgeheizten Treibhäuſern zu pflegen brauche, um ein würdevolles Nationaltheater wieder zu erziehen, wohin ſind ſie! Was iſt aus Ludwig Tiecks jahrelanger Arbeit in Dresden geworden? was hat ſein gelegentlich erbetener Rath in Berlin gefruchtet? Wo iſt nur eine Spur geblieben von des edlen Immermann Theater in Düſſeldorf? Wo ſind die Wirkungen von dem, was Eduard Devrient gewünſcht, geſchrieben, gethan? Und doch wollte Auguſt Lewald, der alte Kenner des realen Theaters, noch vor dem Völkerfrühling einen für das geiſtige Theater erzielen, und rief uns zu: nur in den neuen Elementen ſey der Stoff, die glimmende Kohle, die man zur Flamme anblaſen müſſe. Die Paladine des Mittelalters haben, inſtinktartig oder in richtiger Erkenntniß, das Theater faſt ganz aus der Beachtung gelaſſen. Dieſes läuft nun in Deutſchland ſeinen Weg fort wie ſo vieles andere, wie ein mächtiger Strom, der ſein Bett verloren und im Sande ſich weiter arbeitet. Aber er arbeitet ſich fort bis in's Meer, denn nach dem Naturgeſetz muß er irgendwo bleiben. Es iſt ein Ringen um die Exiſtenz, das Nahrung ſucht, wo es ſie findet, darum kein Koſtverächter ſeyn darf. Und wer will's ihm verargen, unbeſchadet der edlen elegiſchen Liebhaberei, die jeden Sonnenſtrahl in einem Brennglaſe aufgreift, um den Verſuch zu machen, ob ſich der Boden nicht zu edlerer Frucht erwärmen läßt? Iſt darauf doch unſer Treiben und Denken auch für alle andern öffentlichen Zuſtände hingewieſen. Wir müſſen nach Nahrung haſchen, um nicht einen Selbſtmord zu begehen.

Selbſt der Wundersommer unterliegt einer Kritik, welche das Zufriedenheitsgefühl nicht aufkommen läßt. Die Sonne brannte zu ſehr, darum hat ſie viele Felder und Wieſen verbrannt; die Wärme war zu andauernd,

darum entſpricht die Qualität und die Quantität des gewonnenen Korns nicht den Erwartungen! Und doch iſt reicher Segen da, und dennoch ſteigen die Preiſe der erſten Lebensmittel, ſtatt zu ſinken. Es iſt nur der Werth des Geldes, der geſunken iſt, will man uns tröſten, die Wirkung aus der Ferne, der Segen Californiens und Auſtraliens, der auf die alte Welt zurückſtrömt. Das iſt die wahre, nothwendige, durchgreifende Revolution, rufen uns die Producenten vom Lande zu; das Produkt ſteigt zu ſeinem wahren Werthe, das Kapital ſinkt von ſeinem erkünſtelten, erzwungenen herab. Was, wenn dem ſo iſt, wird der Troſt ſeyn des hungernden Proletariats? Und wenn der Arbeitswerth, wenn ſelbſt die freiwilligen und erzwungenen Abgaben für die Armuth verhältnißmäßig ſteigen, welches neue Proletariat muß ſich bilden aus denen, die auf ihr Aktenheft eines beſtimmten, knappen Geldeinkommens angewieſen ſind? Aber dieſe Revolution iſt uns ja längſt angekündigt, der Krieg iſt der Herrſchaft der Ideen, dem Geiſte erklärt; die Agrikulturintereſſen ſollen die herrſchenden ſeyn, und dann wird Friede ſeyn und Wohlgefallen auf der Erde, vorläufig auf dem Continent des alten Europa — wie Friede und Wohlgefallen iſt in dem alten Aſien, wo für die Ideologen allerdings alles und jedes Terrain ſeit Jahrhunderten verſchwunden iſt, lauter patriarchaliſche Naturzuſtände.

Auch iſt Friede geblieben und die Weisheit der Regierung hat für den Fall vorausgeſorgt, daß Preußen iſolirt ſtehen, nach allen Winden Front machen und ſich in den Mantel ſeiner Würde und Reſignation hüllen wird. Wäre dieſer Mantel noch von dem feſten Tuche des alten Zietheniſchen Huſaren, der dazu ſein: Schier dreißig Jahre biſt du alt! getroſt ſingen konnte, ſo würden auch wir uns getroſt in denſelben hüllen. Aber wer ſagt uns, ob das Tuch nicht doch morſche Stellen hat? fragen viele, die den Muth zwar billigen, ſich aber doch noch nicht freuen mögen. — Die meiſten Eiſenbahnen haben eine ungeheure Frequenz gehabt; ſie würden im Verhältniß zu der erwarteten Dividende im Courſe bedeutend ſteigen, aber wenn Deutſchland in drei, oder auch nur in zwei Theile zerſchnitten wird, von denen der eine im Zickzack um die gegenwärtigen Grenzen unſeres Staates läuft, was heſſen dann die geraden Schienenſtränge, wenn überall Barrièren den Schnellauf der Lokomotiven hindern? Die Frage: was iſt Berlin ohne Leipzig? iſt zwar nicht von der Bedeutung wie die entgegengeſetzte: was iſt Leipzig ohne Berlin? aber ein durch Jahrhunderte gekünſtelte Band zerreißt man nicht leichten Herzens, und wenn auch die eigene Induſtrie ſich in letzter Zeit wunderbar entwickelt hat und für neunzig Dinge unter hundert das Gebiet der Coalition nicht aufzuſuchen braucht, ſo wirkt doch ſchon die Verkehrsſtörung durch die Rückſtauung der zehn übrigen auf das Ganze ſehr ſtörend zurück. Baares Geld iſt zur Zeit im Ueberfluß an den Orten, wo es ſich ſammelt, vorhanden; aufs Land, in die entfernten Provinzen wird man es aber erſt dann tragen, wenn die große Frage zur Löſung gekommen iſt.

Auch ſtehen wir vor den Wahlen. Eine Bangigkeit vor dem Ausfall iſt nicht merklich. Nur beſchäftigt ein doppelter Zweifel: ob die Theilnahme daran groß ſeyn, oder die Apathie und Muthloſigkeit auch da ſich zeigen wird? Der zweite: was eigentlich die Regierung will und wünſcht? Sie ſchweigt noch; auch die untergeordneten Organe machen ſich nicht laut. Ihre Stellung nach außen, ſo ſchließt eine vernünftige Logik, macht ein ſtarkes, unabhängiges Parlament wünſchenswerth, eine Macht, auf die ſie ſich ſtützen kann, Kammern, die weder aus einer principiellen Oppoſition beſtehen, noch aus unterwürfigen Beamten, noch aus trotzenden Junkern, die mit kaum verhüllten Worten ihr zurufen: „unſer iſt die Macht, und daß wir ſie einſtweilen euch laſſen, iſt nur die Folge von Conjunkturen oder einer Gefälligkeit, von der wir erwarten, daß ihr ſie zu ſchätzen und zu berückſichtigen wißt.“ Aber ein dunkler Vorhang ruht über den Beſchlüſſen, und daß man zuwarten zu wollen ſcheint, wie ſich die Kammern bilden, wie ſie ſich entwickeln, trägt nicht dazu bei, die Stimmung zu beruhigen und zu erheitern. Aber Stürmen ſehen wir doch nicht entgegen.

An der Univerſität hat Stahl mit einer Rede am königlichen Geburtstag ſein erſtes Rektorat angetreten. Man hat der Wahl dieſes Mannes, des entſchiedenen Führers einer Partei, welche den preußiſchen Staat, wie er iſt und hiſtoriſch geworden, umgeſtalten und auf verlorene, faſt vergeſſene Zuſtände zurückführen will, eine große Bedeutung beigelegt. Wohl nicht ganz mit Recht; der atmoſphäriſche Druck, der ſich einmal der lebendigen Bewegung mitgetheilt, geht auf alle Theile über. Sie fügten ſich an der Univerſität nur der Wucht, der zu widerſtehen ſie keine elaſtiſche Kraft hatten, keinen Beruf empfanden. Es war keine Zuſtimmung zum Princip. Aber ſcheint es doch faſt, daß ſelbſt dieſer Parteiführer vor dem raſchen Conſequenzengange ſeiner Theorie erſchrickt. Darauf deuten wenigſtens Worte in ſeiner Antrittsrede. Er ruft zum Feſthalten auf, wie gegen den Fanatismus der Demokratie, ſo gegen die abſolute Gewaltherrſchaft, welche auch das germaniſch chriſtliche Inſtitut der Univerſitäten bedrohe. Der Satz: Autorität, nicht Majorität, iſt allerdings ein ſchöner Satz, ſo lange man ſelbſt die Autorität iſt, er wird aber unbequem, wenn eine andere Autotität der unſern ihren Stempel aufdrücken will. Uebrigens iſt beachtenswerth, daß von allem Vergänglichen, was ſich für ſtabil und ewig hält, die deutſchen Univerſitäten am längſten und kräftigſten den Stürmen, von woher ſie auch kamen, widerſtanden haben. Sollte es dem gegenwärtigen gelingen, auch ihren Bau an der Wurzel zu knicken und die deutſche Univerſitas allüberall zu einer obligaten Schule herabzudrücken, ſo wäre das eine geiſtige Revolution von unberechenbaren Folgen; ob zum Vortheil derer, welche die Operation in ihrem momentanen Intereſſe verſuchen, iſt mehr als zweifelhaft.

Auch an dem großen Streit über die Jeſuitenmiſſionen nahm das Publikum nur ſporadiſch Antheil, wo entzündbare Maſſen waren, freilich deſto heftigeren. Aber die Apathie ſenkt auch über die kirchlichen Angelegenheiten ihre bleiernen Fittiche. Selbſt der Schreck vor der Cholera wirkte bei dem allgemeinen Luftdruck nicht ſo intenſiv wie bei ihren früheren Wiedererſcheinungen. In Poſen nur war es anders, weil ſie mit bligartiger Schnelle und Heftigkeit ihre Opfer, und zwar aus den höchſten Kreiſen holte. Eine Rückwirkung übte dieß auch hier und man entſchloß ſich darauf, ſie officiell anzuerkennen. Dießmal

hat es den Anſchein, als habe die öffentliche Anerkennung ihre Wuth gedämpft. Die Hoffnung, daß man aus Frankreich eine Art Radikalmittel gegen die Krankheit erhalten werde, hatte ſich einigen eingeflößt, welche die perſönliche Bekanntſchaft des lebhaften Reiſenden gemacht, der das Arcanum angeblich mit ſich brachte. Ein katholiſcher Prieſter aus der Nähe von Lille, ein Curé Petitjean, reiste mit ungemeiner Haſt durch die preußiſchen Staaten, um Berlin bei Zeiten zu erreichen. Er ſchien nichts mit ſich zu führen als ſeinen Prieſterrock, ein Brevier und eine Flaſche mit einer dunkelgelben Flüſſigkeit, die er mit ungemeiner Sorgfalt behandelte. Denen, welche die Flaſche mit einigem Lächeln betrachteten, verſicherte er, es ſey zwar ein Spiritusſum, aber nicht zum trinken, ſondern eine Medicin. Auch zögerte er nicht lange mit der Erklärung, es ſey ein von ihm entdecktes Arcanum gegen die Cholera; er habe es in ſeinem Domicil und den benachbarten Diſtrikten mit ungemeiner Wirkung verſucht, und wolle nun nach der preußiſchen Hauptſtadt, um auch dort, im Beiſeyn der Aerzte, es zu prüfen. Seine Beſorgniß war nur, daß er in Berlin nicht auf die eigentliche Krankheit ſtoße, und ſeine Abſicht ſey, für dieſen Fall ſchnell nach Danzig und den benachbarten Dörfern, wo ſie am heftigſten wüthe, zu reiſen. Der lebhafte Franzoſe trat mehr in ihm hervor als der Cleriker. Er verbrachte die Stunden auf der Eiſenbahn nicht, wie ſeine Confratres zu thun pflegen, im eifrigen Leſen des Breviers, ſondern erfreute ſich an der Unterhaltung, bei der ſeine außerordentlich deutliche Ausſprache half. Er muß ein guter Kanzelredner ſeyn. Seine politiſchen Anſichten verbarg er nicht, er war ein Mann der Ordnung und hielt Louis Bonaparte für den Helden derſelben, dem deßhalb alle Freunde der Ordnung zuſtimmen müßten, alſo auch der Clerus und die Legitimiſten, wobei er aber merken ließ, daß er Napoleon, ob Präſident oder Kaiſer, nur für einen Uebergangspunkt in einer noch beſſern Ordnung halte. Indeß bewilligte er ihm doch eine zehnjährige irdiſche Friſt. In eigentliche Wärme gerieth er aber nur, wenn er auf die Vernünftungen der Cholera, auf die Mißverſtändniſſe der Aerzte, auf ſein eigenes Mittel zu ſprechen kam. Seine Darſtellungsart hatte nichts Charlatanartiges, man konnte ihm Glauben ſchenken. Das Epidemiſche der Krankheit ließ er auf ſich beruhen, beſtritt aber, daß es verſchiedene Choleraarten gebe, der Unterſchied liege nur in der mehr oder mindern Stärke der Ausbildung. Das Weſen ſey die Stockung des Bluts, die, wenn ſie das Herz erreicht, auf dem höchſten gefährlichen Grad angekommen; ihre Symptome kenne dann jeder Arzt und wirke dahin, die Stockung zu heben, den Blutlauf zu befördern, die Tranſpiration wieder hervorzubringen; denn bei vollkommener Tranſpiration keine Cholera. Die Mittel aber, im letzten Stadium Blutumlauf und Schweiß zu erzeugen, ſeyen noch ungenügend; ſein Elixir ſey nun nichts als ein unſchädliches Compoſitum aus Stoffen, die er überall finde, um die Stockung zu heben, das Blut raſch in Circulation zu ſetzen und den Schweiß hervorzurufen. Es klang ſo rationaliſtiſch, ſo beruhigend, daß den Zuhörern der Glaube weit mehr durch ſeine Entwicklung der Krankheit als durch die Erzählung der vielen hunderte von Wunderkuren kam, die ihm gelungen ſeyen. Die Aerzte hatten ihn in Frankreich verfolgt, denuncirt, aber die Maires und Präfekten hatten ihn geſchützt; wenn die Aerzte eingeſtanden, daß ſie nicht mehr helfen können, müſſe jeder das Recht dazu haben. Herr Petitjean läugnete auch nicht, daß er neben dem ſchönen Beruf, ein Menſchenwohlthäter zu ſeyn, gern an einen Vortheil für ſich ſelbſt denke, und ſey ſeine Methode erſt geprüft und anerkannt, werde er keinen Augenblick zögern, ſie zu jedermanns Nutzen bekannt zu machen. In Berlin, wohin er einen halb eingeweihten Freund vorausgeſchickt haben wollte, hat man indeß nichts von ihm gehört; aber aus Danzig kam jüngſt die Kunde, man habe nun einen Choleradoktor mehr, der gegen die Krankheit notoriſch nichts ausgerichtet, aber auch einen Jeſuiten mehr zu den vorhandenen, von deren Wirkſamkeit man eben ſo wenig wiſſe, allein deſto mehr vermuthe. Die Sache iſt durch dieſen Zeitungsartikel wohl noch nicht erledigt. Allerne Furcht ſteht überall Jeſuiten, aber wo dieſe ein Recht und die Freiheit erlangt haben zu erſcheinen, wie ſie geſehen ſeyn wollen, und von den Dächern und auf den Märkten zu predigen, iſt nicht wohl abzuſehen, weßhalb ſie ſich in der Maske von Wunderdoktoren präſentiren ſollten.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 46. 14. November 1852.

Verflucht Beschnarr! Man muß sich dran gewöhnen.
Komm mit! komm mit! Es kann nicht anders seyn.
Ich tret' heran und führe dich herein.

Goethe.

Coelum, non animum mutant.

Horat.

Laterna magica auf dem Rigi.

Seit tausend und aber tausend Jahren trägt nun schon der Titlis seinen breiten Talar und noch immer schimmert er so blank und weiß, als hätte er ihn eben von der Wäscherin erhalten. Auch nicht erst seit gestern schaut die verschämt erröthende Jungfrau über die Schultern des Mönchs herüber dem Lever der Sonne zu. Die Thürme der Musegg spiegeln sich nun schon etliche Jahrhunderte lang Tag für Tag im blauen See von Luzern, und es grünen die Matten und Obstbäume von Arth heuer nicht minder üppig als andere Jahre. Mich kurz zu fassen — die ganze Bescheerung, die man vom Belvedere des hôtel du Rigi-Kulm aus sieht, wenn man nicht gerade mitten im dichten Nebel steckt, strahlt leider immerfort im nämlichen frischen, unverwüstlichen Schönheitsglanz. Ich sage leider vom Gesichtspunkt des korrespondirenden Touristen aus. Es wäre fürwahr ein undankbares Geschäft, die neunhundert neun und neunzig mal beschriebene, besungene und gemalte Schönheit dem ungeduldigen Leser zum tausendsten male schildern zu wollen.

So will ich mich denn von vornherein bescheiden und keinen einzigen Pinsel voll Farbe weder an das Azur der bekannten vierzehn Seen, noch an das Silber des Firnenschnees, oder an den violetten Duft der Unterwaldner Berge, oder an die goldbesäumten Abendwolken, die über dem blaßblauen Jura schweben, verschwenden, sondern mich lediglich an das Geschlecht langbeiniger Cicaden halten, das „immer fliegt und fliegend springt und gleich im Gras sein altes Liedchen singt," trotzdem aber dem Beobachter stets wieder neue interessante Seiten bietet, besonders dann, wenn man es an langen Bergstöcken über die grünen Rigiweiden hüpfen sieht.

Die Geologen lehren uns, daß jede im Verlauf der Erdgeschichte ausgestorbene urweltliche Species des Thier- oder Pflanzenreichs durch einen analogen, den veränderten Zuständen der Erdrinde angepaßten Stellvertreter ersetzt worden ist. Gleiches Gesetz herrscht in der Geschichte der Menschheit. Die Zigeuner kommen fast nur noch als Petrefakten im Diluvium jener Romanliteratur vor, welche sich in den staubigsten, finstersten Winkeln der Leihbibliotheken abgelagert hat; dafür hat Gott das heimathlose, unstäte Volk der Touristen werden lassen. Gleich den Zigeunern haben die Touristen ihre besondere Sprache, mit der sie durch die ganze Welt kommen; auch sie säen nicht und ernten nicht und finden dennoch überall einen

gedeckten Tisch; die Touristen freuen sich gleich den Heimathlosen der besondern Obsorge der Polizei, die mittelst Paßvisas und Fremdenbüchern jeden ihrer Schritte überwacht; wie die Zigeuner, Störche und Schwalben erscheinen sie „mit jedem jungen Jahr," und verschwinden wieder, sobald die rauheren Lüfte wehen und die Blätter fallen. Freilich verkaufen die Touristen nicht Mäusefallen, oder flicken Pfannen, oder geben sich mit Wahrsagen ab, sondern schreiben Reiseeindrücke oder zeichnen Skizzen in ihre Albums; auch kehren sie nicht um Gottes Willen bei reichen Bauern ein und lagern in der Tenn auf der Streu oder draußen im grünen Wald auf dem Moos, sondern logiren in comfortabeln Hotels, schlafen in eleganten Zimmern und guten Betten, speisen an der Table d'Hôte und bezahlen vor der Weiterreise ihre Rechnung. Letzteres ist eben die durch die Umgestaltung der Oberfläche unseres Planeten veranlaßte neue Lebensbedingung, woran die alten Zigeuner zu Grunde gehen: man kommt nicht mehr durch die Welt, ohne Morgens seine Rechnung zu bezahlen. — Es ist keine bloße Phrase, wenn ich sage, der Rigi sey das allgemeine Sommer-Stelldichein unserer modernen Zigeuner. Alladendlich klimmen sie zu Hunderten von allen Weltgegenden her den jähen Berg hinan. Zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang wimmelt es auf der hohen Kuppe von Mephistos langbeinigen Cicaden, die, sobald das Tagesgestirn wieder höher steigt, nach allen Richtungen der Windrose auseinander stäuben, um neuen Schwärmen Platz zu machen.

Wie unsere heutigen Zigeuner, die Touristen, mit ihren Macintoshes, Impermeables, Slips, Shawls, mit ihren Cabriolets und Parasols, mit ihren Lorgnons, Binocles und Feldstechern, mit ihren Murrays, Bädekern und Albums mehr zu den Kunst- und Industrieerzeugnissen als zu den Naturprodukten gehören, so ist auch der Rigi kein eigentlicher Naturberg mehr. Er ist zu einem kolossalen Belvedere und Diorama geworden für jene Blasirten, welche zwischen Oper und Ballet zur Abwechslung einmal einen Sonnenauf- oder Untergang, d'après nature aufgeführt, mit ansehen wollen. Dieses Monster-Diorama hat gleich andern ordentlichen Theatern seine Zufahrten, seine Haupteingänge mit Thürschweizern und Logenschließern, sein Parterre, seine Logen und sein Paradies, seinen Foyer mit Zettel- und Lorgnettenverkäufern und seine Theaterrestaurants. In Zug und Luzern, in Brunnen und Flüelen harren des Touristen elegante Dampfschiffe und führen ihn so schnell als bequem nach Arth oder Weggis, nach Küßnacht oder Gersau, wo die Eingänge zum Diorama sich befinden. Dort treten sie einen Augenblick in die Loge des Portiers, welche den Namen „Concordia" oder „zum Löwen" oder „zum Schwert" oder dergleichen führt. Der Portier ist angelegentlichst um sie besorgt. Wünschen Sie die etwas steilen und langen Logentreppen auf einem sichern Saumthier zu ersteigen? In Weggis stehen vierzig Pferde gesattelt und gezäumt, eben so viele in Arth, vielleicht zwanzig in Goldau und fünfzehn in Küßnacht, nach Belieben mit Herren- oder Damensätteln ausgerüstet. Oder beliebt es Ihnen, auf bequemem Lehnstuhl nach Ihrem Platze getragen zu werden? Die Tragisessel stehen schon zur Stelle — setzen Sie sich hinein — zwei, drei, vier, ja sechs Träger, je nachdem Sie zu den mehr oder minder gewichtigen Leuten, zur mehr oder minder leichten Waare gehören, sind bereit, Sie den Berg hinan zu schleppen. Aber Sie sind rüstig, Sie ziehen es vor, den Berg zu Fuß zu besteigen? So ergreifen Sie den sechs Fuß langen Stock, welchen Ihnen einer der dienstbaren Berggeister entgegen streckt und auf dem der Stempel des Berges, die vier Buchstaben RIGI, bereits aufgebrannt ist. Ein anderer Geist ladet sich Ihren Reisesack, wenn's seyn muß, Ihren Reisekoffer auf den Rücken. Ein dritter, flüchtig, als hätte er von den berühmten amerikanischen Heuschreckschuhen angezogen (und doch ist er barfuß), eilt voraus, um Ihnen für die nächste Nacht ein comfortables Bett zu bestellen. Und nun munter die zwei bis drei Stunden lange Treppe hinan, die zu Ihrem Logenplatz führt!

Das „Paradies" unter den Zuschauerplätzen des Rigidiorama ist eigentlich ein umgekehrtes, nämlich unten statt oben. Man nennt diesen Platz das Klösterli und man sieht daselbst nicht viel mehr als Tannen und Weide und, wenn man auf dem Rücken liegt, etwas Himmel. Dafür zahlt man aber auch nicht mehr als drei Franken für vierundzwanzig Stunden, gute Verköstigung und Schlafstelle mit inbegriffen. Das „Klösterli" besteht aus einigen patriarchalischen, aus Holz construirten Gasthöfen, deren Kern ein Kirchlein und Kapuzinerkloster ist, tief in jener engen Bergschlucht verborgen, durch welche der Pfad von Arth, Goldau und Lowerz her nach der Spitze des Berges führt. Diese Wirthshäuser dienen eigentlich mehr zu Nutz und Frommen andächtiger Wallfahrer, welche bei unserer lieben Frau, „Maria zum Schnee," Trost und Hülfe suchen, als jener weltlichen Pilger, die der schönen Aussicht und reinen Luft zu lieb den Berg besteigen. Doch gibt es immer noch Leute, welche eine Kur auf dem Rigi (oder, schöner gesagt, der regina montium die Kur) machen wollen, und haben leider nicht mehr als drei Franken per Tag dafür aufzuwenden. Diese Leute sind aber in der Regel nicht in London, Paris oder Petersburg zu Hause, sondern in Arth, Schwyz oder Zug und treffen zwei Fliegen mit Einem Klatsch, eine himmlische und eine irdische, schauen zwar etwas weniger fashionabel, aber nicht minder vergnügt aus, als die blasirten Großstädter, die auf den Sperrsitzen und der galerie noble sitzen.

Als „zweiter Rang“ qualificiren ſich die Staffel und Rigi-Scheideck und koſtet ein Platz daſelbſt im Abonnement per Tag vier Franken. Die Staffel iſt ſowohl zum Studium des Schauſpiels als der Zuſchauer ein beſonders günſtiger Punkt. Den effektvollen Abgang der Sonne von der Tagesbühne zu bewundern, iſt man hier ſo gut placirt, als irgend wo, und um die Prachtdekoration des Sonnenaufgangs recht genau zu ſehen, darf man ſich nur auf das Belvedere des Rothſtocks bemühen, kaum ein Viertelſtündchen von der Staffel entfernt. Und welcher von den tauſend Touriſten, die von Arth oder Goldau herkommen, kann ſich, wenn er den letzten Schritt auf den Kamm des Berges macht und dann mit einem mal, wie durch Zaubergewalt, das Prachtpanorama vor ſich aufgerollt ſieht, eines Ausrufs, einer Gebärde erwehren, die ſelbſt in das zugeknöpfteſte Herz einen tiefen Blick werfen läßt! — Die Staffel wäre alſo ein ſo guter Platz wie einer, wäre nur der fatale Zugwind nicht, der einem hier zu jeder Stunde durch Mark und Knochen bläst, und der ſaure Bettliner des Wirths und die hölzernen Wände und Decken der Gaſtzimmer, welche nach Lichterlöſchen die vollſtändigſte Illuſion hervorbringen, es gehe im Hôtel du Staffel gar keine Wände und Decken, da man aus den ſechs oben und unten und zu den Seiten angebauten Zellen jedes vorkommende Kniſtern, Flüſtern und Rieſeln hört, als geſchehe es im eigenen Zimmerchen, was beſonders für Damen etwas zu viel Oeffentlichkeit ſeyn dürfte.

Rigi-Scheideck möchte ich die ſüdöſtliche Ecklogе des Rigitheaters nennen. Die Schweizerfamilie iſt hier unter ſich und freut ſich der guten Tafel des Wirths und der vortrefflichen Rundſicht, in welche der Doſſen gegen SW. und der Kulm gegen NW. nur ganz unbedeutende Einſchnitte machen, ungeniert und ohne Glacéhandſchuhe. Dagegen läßt ſich von hier aus blutwenig von der übrigen Zuſchauerſchaft erblicken. Der Weltverkehr berührt die Scheideck nicht und der Touriſtenſtrom, der Tag für Tag den Rigiberg überfluthet, berührt kaum den Fuß dieſes ſtillen Vorgebirgs.

Etwas theurer als die vorgenannten Plätze iſt die niedliche, wohnliche und comfortabel eingerichtete Parkettloge „das kalte Bad.“ Seinem froſtigen Namen zum Trotz freut ſich das kalte Bad vor allen Kurorten und Gaſthöfen des Rigi der mildeſten und freundlichſten Lage. Seine Ausſicht iſt zwar etwas beſchränkt und öffnet ſich nur gegen Süden; da haben ſich aber gerade jenſeits des grünen Sees die Urner und Unterwaldner Berge und die Schneemänner des Berner Oberlandes hingeſtellt, und zu unſern Füßen blickt aus dunkeln Kaſtanienwäldern das weiße Kirchlein von Fitznau, und dort drüben ſonnen ſich die ſtattlichen Häuſer von Beckenried, und darüber weg gucken neugierig Seelisberg und Emmatten mit ihren hellgrünen Weiden — ein hübſches Stück von Fern- und Nahſicht, womit man ſich zum täglichen Hausgebrauch ſchon begnügen kann. — Das kalte Bad führt bekanntlich ſeinen Namen von einer eiskalten Quelle, die aus einer Felsſpalte entſpringt, welche zunächſt eines zwiſchen tannenbewachſenen Nagelfluhblöcken verſteckten Kirchleins ſich befindet. Kranke und Preſthafte kamen vor Zeiten hieher, im Kirchlein zu beten, tauchten dann mit ſammt den Kleidern in das Eiswaſſer und ließen ſich ſchließlich an der Sonne trocknen, woraus die Moral zu ziehen, daß die Hydropathie ſchon vor Prießnitz hier oben im Gange war. Heutzutag finden wir an derſelben Stelle, wo ehemals die Waſſerkuriſten an der Sonne lagen, fünfthalbtauſend Fuß über dem Mittelmeer in einem eleganten Kurhauſe das meiſte, was zum Comfort des Lebens erforderlich iſt. Vor kaum mehr als drei Jahren ſtand da ein Haus von Holz, mit Schindeln gedeckt. Es war im Spätſommer 1849 und nur noch wenige Gäſte oben, welche eines ſchönen Tages eine gemeinſchaftliche Excurſion unternahmen. Gegen Abend wollten ſie ihr Quartier wieder aufſuchen; — ſiehe da! es war unterdeſſen abgebrannt und von der ganzen Herrlichkeit nur noch ein Haufen Aſche zu ſehen. Ein Glück, daß der Brand Mittags und nicht Mitternachts ausbrach, ſonſt hätten die Kurgäſte nicht nur die Schlöſſer ihrer Nachtſäcke, ſondern ihre eigenen Knochen in dem Aſchenhaufen ſuchen können. Der Eigenthümer des kalten Bades, Herr Segeſſer aus Luzern, unternahm es, ein feuerfeſteres Gebäude herzuſtellen. Es war dieß keine leichte Arbeit. Weder die Nagelfluhfelſen noch die knorrigen Tannen des Rigi können als Baumaterial benutzt werden; jedes Brett, jeden Bauſtein, jeden Ziegel mußte man auf Menſchenſchultern hinauf ſchaffen. Als im Jahr 1850 die Rigiſaiſon begann, ſtand das neue Kurhaus des kalten Bades der Gäſte harrend fix und fertig da. Der Bau war im Verlauf von acht Wintermonaten begonnen und vollendet worden, während die Winterdecke ſechs bis zehn Fuß hoch auf dem Berge lag und über derſelben die Schneeſtürme „gurten.“ Ueber die beſchneiten und beeisten Pfade hatten die Männer von Weggis vierzigtauſend Centner Material vom Fuße des Berges auf den Bauplatz getragen. Jetzt können wir im kalten Bad ruhig unſer Haupt hinlegen, ohne Gefahr zu laufen für unſern Naturenthuſiasmus den Märtyrertod in den Flammen zu ſterben. Breite ſteinerne Treppen führen bis in die oberſten Stockwerke, das Ziegelbach wird von Blitzableitern überragt, und klopfen wir an die ſaubere Tapetenwand unſeres Schlafzimmers, ſo antwortet uns keineswegs der helle Ton der Bretter, ſondern der dumpfe Schall des Mörtels. In Anbetracht der Umſtände gehört der Bau des Kurhauſes zum kalten Bad zu den architektoniſchen Kraftſtücken,

welche in die Annalen der Baukunſt verzeichnet zu werden verdienen. *

Wir haben nun noch des Platzes im Rigi-Diorama zu erwähnen, welchen jene große Mehrzahl der Beſucher frequentirt, die nur einer einzelnen Vorſtellung beiwohnt und nicht gerade ein Abonnement nehmen will. Auf dem höchſten Höcker des Rigiberges ſteht das Hôtel du Rigi-Kulm, ein wirkliches Hôtel, viele Stockwerke hoch, mit flachem Dache, zurückſtehendem Hauptgebäude und vorgeſchobenen Flügeln, — ein Hôtel, welches ausſieht, als hätte man es aus der erſten beſten modernen Stadt herausgehoben und auf den kahlen Gipfel eines hohen Berges geſtellt, — ein Hôtel, welches zu den mit Wachholderſträuchern und verkrüppelten Föhren bewachſenen Weiden und dem Kuhglockengeläute nicht beſſer paßt, als etwa ein natürlicher Senn mit ſeiner Heerde in einen teppichbelegten Stadtſalon. Im Hôtel du Rigi-Kulm ſind wir recht eigentlich im Foyer des Rigitheaters. Da iſt kurz vor dem Aufrollen des Vorhangs — ein paar Viertelſtunden vor Sonnenuntergang und Sonnenaufgang — ein Getriebe und Gewimmel, dem Foyer der Pariſer Oper zum Trotz. Da ruft einer die »analyse de la pièce« aus, das Rigipanorama, ein anderer den Text, betitelt »souvenirs du Rigi;« ein dritter handelt mit Opernglaſern und Feldſtechern, ein vierter mit Gemshörnern, die irgend eine kultivirte Ziege getragen hat, was übrigens viel bedeutſamer iſt, als wenn es ächtes Gemshorn wäre, da auf dem Rigi wohl viele Ziegen weiden, aber durchaus keine Gemſen; der bietet uns Bergſtöcke an, jener Pfeifen, theils aus Pſeudogemshorn, theils mit Kokalfarbe, d. h. wie ſie die Sennen und Aelpler des Rigi rauchen. Jetzt ertönt das Orcheſter. Wir erwarten die zwar etwas rauhen und patriarchaliſchen, aber dennoch eigenthümlich anſprechenden, langgezogenen, dumpfmelancholiſchen Töne des Alpenhorns zu hören. Weit gefehlt! Der Verfertiger und Bläſer des Inſtruments hat in einer glücklich inſpirirten Stunde ſeine Birkenrinde in Form einer Trompete gewunden und erfreut unſer Trommelfell mit einem heiſeren, kreiſchenden Poſthornſtückchen, welches er mit der ganzen Kraft ſeiner Lunge herausſtrompetet. Nun, es wurde ſchon manch ſchönes Stück nach einer miſerabeln Ouverture aufgeführt, und die Sonne iſt mindeſtens eben ſo klaſſiſch als die Nachel und verſteht ſich gleichfalls auf Effekte. Doch laſſen wir das. Ich wollte ja das Theater und die Zuſchauer und nicht das bekannte und ſogar etwas veraltete Stück an meiner laterna magica vorüberziehen laſſen. —

Wir haben uns ein vierzehntägiges Abonnement im kalten Bad genommen. Dem um zwölf Uhr eingenommenen copiöſen Mittagsmahl zum Trotz ließen wir uns um Vier den Milchkaffee mit Butter und Honig nicht deſto minder ſchmecken. Das macht die Rigiluft. Nun ſchlendern wir bergaufwärts der „Staffel“ zu und ſetzen uns dort vor das Haus auf die hölzerne Bank. In blauer Ferne erhebt ſich wie ein niederer Wall der Jura, zur Rechten noch ferner der Schwarzwald. Das zwanzig Stunden breite Thal zwiſchen uns und jenen Bergen erſcheint uns von unſerm hohen Standpunkt aus ſo eben als eine Schiefertafel; ein Duft, ein halbdurchſichtiger Nebel ſchwebt darüber von der ſich neigenden Sonne roſig überhaucht. Vor uns, wie einen Spiegel, den man in die Wolken hing, ſehen wir den Sempacher See. Ein goldgligerndes Band durchzieht die Emme im Weſten das Luzerner Biet, während nördlich die ſilberne Reuß ſich in's Aargau hinüberſchlängelt. Kornblumenblau ſchaut der Zuger See aus der Tiefe viertauſend Fuß unter unſern Sohlen. Zug, Immenſee, Küßnacht glänzen noch im Sonnenſchein, während Luzern und ſein Buſen ſchon von den Schatten des Abends umflort werden.

„Ah!“ — Ein paar Männer ſtehen neben uns, blond, bärtig mit grauen Schlapphüten. Sie kamen zu Fuß, den Weg von Arth oder Goldau her. Unerwartet, urplötzlich lag das große Panorama vor ihnen ausgebreitet; ſie finden keinen andern Ausdruck ihrer Ueberraſchung und Bewunderung, als jenes tief herausgeholte, langgedehnte „ah!“ — Da kommt eine Caravane zu Pferd, fünf bis ſechs, Männer mit fein geſchnittenem Profil und wohldreſſirten Schnurrbärten, Damen, die mit keckem Blick in die Welt hinaus ſchauen und unruhig in den Sätteln rutſchen. Die Saumpferde, von jeher ſo dreſſirt, ſtellen ſich vor der Ausſicht in Front auf. »Ah, que c'est joli! — quel charmant spectacle!« und nach zwei Minuten ſchon: »allons, en avant — bup!« Führer, Treiber, Pferde eilen mit den ungeduldigen Touriſten fürbaß. »Comme à l'opéra!« hören wir noch eine der davon reitenden Brünetten rufen.

Noch immer ſtehen die blonden Bärtigen in ſtummer Verzückung, als, dießmal von Weggis her, eine zweite Gruppe von Reitern ſich nähert, deren Pferde ſich wieder vor die Ausſicht in Front poſtiren. Voran reitet ein langgliedriger Herr mit ſtark convexem Profil; bis auf zwei Büſchel dicht unter den Backenknochen iſt er glatt raſirt, hat eine Lorgnette in's Auge gekniffen und trägt den ſchwarzen Cylinder ziemlich weit hinten auf dem Kopf. Ein Frauenzimmer folgt, blaß, blond, ſchmachtlockig, gerade wie ein Ausrufungszeichen im Sattel ſitzend. Beide leſen eifrig in ihren

* Xaver Segeſſer, obgleich kein gelernter Architekt, ſondern bloß Autodidakt, hatte ſchon früher ſein Meiſterſtück gemacht; von ihm rühren die Pläne zum Schweizerhof in Luzern her, dem ſchönſten Gaſthof der Schweiz, der jetzt Eigenthum ſeines Bruders, des Oberſten Eduard Segeſſer iſt.

Reisehandbüchern. Nebst den Trägern und Treibern der Saumpferde befindet sich ein Führer in ihrem Gefolge, eines jener Faktotum, die sich schon in Bern, Basel, Zürich oder Genf reichen Touristen anhängen, sie während der ganzen Dauer der Schweizerreise begleiten und je nach Bedürfniß bald die Rolle des Cicerone, bald jene des Couriers oder Kammerdieners spielen. Der Führer bemüht sich seiner Herrschaft die Tellskapelle und die hohle Gasse bemerklich zu machen, die zwischen Immensee und Küßnacht zu unsern Füßen liegen, wobei er ihr in einigen kecken Umrissen die ganze Tellengeschichte zum besten gibt. Der Herr im Cylinder hört gemüthruhig zu, bis der Führer zu Ende ist, sagt dann trocken: »moa je ne croa pas,« und wendet sein Pferd dem Kulme zu.

Ein — zwei Tragsessel! Vier Männer, denen der perlende Schweiß über die Stirne und die braune Brust rinnt, schleppen eine wohlbeleibte Dame den Berg hinauf. Im zweiten Sessel sitzt ein junger Mensch — ein selteuer Fall, daß ein Mann sich des Tragsessels bedient. Blasirt, theilnahmslos schauen Mutter und Sohn in's Blaue hinaus. Zwei Livrèebedienten mit Kalmückenphysiognomien traben neben den Tragsesseln her. Die Träger wollen abstellen; „fort, vorwärts!“ herrscht die dicke Dame, aber die keuchenden Männer schauen sich lächelnd an: „erst ein wenig verschnaufen!“ — »Quelle impertinence!« ruft die Mutter dem Sohne zu; »ça devrait nous arriver en Russie!«

Kaum sind wir ein Viertelstündchen auf der hölzernen Bank gesessen, so haben wir schon vier Nationalitäten an uns vorüberziehen sehen. Aber mehr und mehr schwillt der bergauf drängende Strom, die Gruppen zerrinnen, die Nationalitäten vermischen sich. Pferde, Fußgänger, Tragsessel bewegen sich in ununterbrochener Schlangenlinie bergaufwärts. Folgen wir und versuchen im Hinansteigen eine ungefähre quantitative Analyse des bunten, vor uns her eilenden Getümmels.

Suchen wir zuerst die Deutschen heraus. Von den Engländern unterscheiden wir sie leicht am üppig wuchernden Bartwuchs, von den Franzosen am schlichteren Kleide, vom Italiener am blonden Haar; am leichtesten sind sie mit den Schweizern zu verwechseln, welche letzteren, wenn sie nicht sprechen, an der ein klein wenig potenzirten Bierschrötigkeit zu erkennen, es schon eines geübten Auges bedarf; sprechen die Schweizer, so können sie freilich ihre Nationalität unter keinen Umständen verläugnen. Nahezu die Hälfte der Masse stellt sich als Deutsche heraus. Das bewirken die deutschen Eisenbahnen, die Am Bodensee und bei Basel ausmünden. Von den meisten Punkten Süd-, West- und Norddeutschlands gelangt man jetzt in längstens zwei Tagen nach der Schweizer Grenze. Welcher Gebildete versagt sich da noch das Vergnügen einer Schweizerreise? und wie groß ist in Deutschland die Zahl der „Gebildeten!“ — Aber selbst bei der kleinsten Schweizerreise von Norden oder Osten her sucht der Tourist mindestens bis auf den Rigi zu gelangen.

Nach den deutschen Bundesstaaten ist old England am stärksten vertreten. Wer kennt nicht den Engländer beim ersten Blick? »Starch is the thing,« schrieb jener englische Modelöwe, von welchem uns Semilasso erzählt, in seinem Testament. Stärkemehl ist das äußere Wesen des Engländers. Stärke ist in des Engländers Hemdkrägen, in seiner Halsbinde, in seinen Nackenwirbeln und in seiner Conversation. Die Söhne Albions mögen etwa den vierten Theil der Rigitouristen ausmachen. Darunter mögen jedoch einige Procente Neuengländer mitlaufen, jener »would be Aristokraten“ aus Newyork, Boston und Philadelphia. Ich getraue mir nicht, sie auszuscheiden; Alt- und Neuengland sind rasirt, beide haben Stärke. Nach einiger Uebung ließe sich vielleicht der Gentleman aus Newyork daran erkennnen, daß seine Stärke noch etwas steifer ist.

Folgen dann in quantitativer Beziehung die Franzosen. Wir erkennen sie an der geschmeidigen Leichtigkeit, mit welcher sich selbst der Dickwanst bewegt, und an den Glacéhandschuhen, in denen er den Gebirgsstock handhabt. Letztere sind dann freilich nicht immer die reinsten. In die restirende Bruchzahl theilen sich die übrigen Nationen der Erde, unter denen es wenige gibt, welche noch niemals einen Repräsentanten nach dem Rigi geschickt haben. — — —

Halt! machen wir diesem verspäteten jungen Paare Platz. Ich glaube es lohnt sich der Mühe, den Reiter und die Reiterin etwas genauer in's Auge zu fassen, dieweil sie an uns vorüber eilen. Finden Sie die Dame hübsch? — Ihre Lippen dürften etwas weniger voll, ihre Nase griechischer seyn, und dennoch kann man sich nicht erwehren, ihr mit besonderem Interesse nachzuschauen. Die broncirte Blässe des Gesichts, die kohlschwarzen Seidenhaare und diese Glut der feuchten Blicke sagen uns, daß diese Frucht unter einer wärmeren Sonne gereift ist. Mit welcher zierlichen Rouchalance sitzt sie im Sattel, und welches niedliche Paar von Miniaturfüßen schaut unter dem bunten, mit rothem Sammt ausgeschlagenen Kleide hervor! — Und dann der junge Mann — das heißt man zu Pferde sitzen! Das ist kein Sonntagsreiter aus dem Boulogner Gehölz! Wir haben Mühe, das feine blasse Gesicht mit dem wohlgepflegten schwarzen Bärtchen und dem stolzen wilden Blick in eine der uns geläufigen Nationalitäten einzureihen. Höre ich aber recht, so sprechen die Leute spanisch. Der Führer keucht hintennach; an diesen will ich mich halten. „He da, guter Freund, woher Eure Herrschaft?“ und biete ihm meine Cigarrenbüchse dar. Solcher Bestechung hat ein Führer Mühe zu widerstehen. „Rette

Leutchen, nicht wahr? kommen aber weit her. Mußte ihnen in Bern den Paß besorgen, sind in Neu-Granada daheim, dahinten irgendwo in Amerika, wo die Affen und Papagaien wild wachsen." Und zieht, über seinen eigenen Witz sich schüttelnd, mit der eroberten Cigarre seiner Herrschaft nach.

Wir haben uns vergafft. Zum Sonnenuntergang kommen wir heute zu spät. Wir wollen uns dafür an der Table d'Hôte entschädigen, die Herr Bürgi, der Wirth auf dem Kulm, gleich nach heruntergelassenem Vorhang servirt, damit der Magen mit dem nun befriedigten ästhetischen Sinn in ein wünschbares harmonisches Gleichgewicht versetzt werde.

Uebrigens hat diese Abendtafel auf dem Rigikulm, selbst abgesehen von unserer durch die zehrende Bergluft geschärften Eßlust, eben so gut ihr Interesse und ihren Reiz als jenes heute von uns versäumte himmlische Feuerwerk. Ueber den Blumenkohl, den Rheinlachs und die frischen Feigen 5500 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeeres wollen wir uns nicht wundern; unsere Gastwirthe haben uns längst an solche Wunder gewöhnt; haben wir erst Schienenwege bis in's Herz der Schweiz, so werden wir auf dem Faulhorn frische Austern essen können und am Rhonegletscher Ananas zum Nachtisch erhalten. Was an der Abendtafel auf dem Rigikulm uns zumeist auffällt, das ist die pyramidale Sprachverwirrung, die daran herrscht. Ein ähnliches sprachliches Durcheinander kann höchstens beim letzten Festessen der Aktionäre des babylonischen Thurmhaus seines gleichen gehabt haben. Englisch, französisch und deutsch behaupten freilich gewissermaßen ihre Triarchie, mein Nachbar zur Rechten jedoch schwazt mit seiner Frau flämisch, während zu meiner Linken zwei Nordländer sich in einem skandinavischen Dialekt sehr angelegentlich über den angekündigten Besuch ihres Königs Oskar zu besprechen scheinen. Gegenüber sitzt das Pärchen von den Ufern des Magdalenenstroms und flüstert mit einander in der Sprache des Cid. Wäre Monsignor Mezzofanti nicht Cardinal gewesen, er hätte Oberkellner auf dem Rigi werden müssen. — Dem babylonischen Sprachgemenge entspricht die Weinkarte, welche von Hand zu Hand wandert. Hier ruft ein Bordelaise nach einer Flasche Chateau-Lafitte, dort eine englische Theerjacke nach Sherry; jener Piemontese verlangt Asti, dieser Rheinländer Rüdesheimer; die Russen an der Ecke trinken nichts als Champagner, während ihr Nachbar, dessen gerösthetes Riechwerkzeug am Ufer des Leman zu Hause zu seyn scheint, nach seiner Lebensmilch, dem flüssigen Golde des Yvorne schmachtet. Nur Geduld! Jedem das seine, aber der Reihe nach. Chateau-Lafitte, Sherry, Rüdesheimer, Asti, Champagner und Yvorne — dieß alles und noch viel mehr birgt der Keller des Rigikulm in seinen geheimnißvollen Räumen, und zwar in ganz guter, ächter Qualität.

Das sind die Gelage, welche allabendlich während der Sommerzeit unsere modernen Zigeuner auf der Spitze des Rigiberges feiern. Dazu leuchten ihnen Stearinkerzen zu einem Franken das Stück und ein Dutzend lampes-régulateurs aus der bekannten Pariser Fabrik, welche Alexander Dumas illustrirte Romane gratis mit in den Kauf gibt. Aber kaum sinds zwei Stunden, daß die Sonne zur Ruh gegangen, so leert sich der Saal und jedermann sucht in einem der hundertzwanzig disponiblen Betten unterzukommen, um es dort der Sonne nachzuthun. Denn man will früh aufstehen des andern Morgens, man will die Primadonna im Strahlenkleide draußen auf dem Belvedere erwarten; man will es sehen, wie sie mit ihrem ersten rosigen Hauch die silberne Nadel der Jungfrau und die Gletscherkrone des Tödlis vergoldet. Die Töne des Alpenhorns werden die Faulenzer schon um vier Uhr erwecken — also zu Bett!

— Mit welchen ellenlangen Gesichtern blicken sich des andern Morgens die im düster beleuchteten Frühstückssaal versammelten Touristen an! „Warum haben Sie mich nicht geweckt?" schilt hier ein ärgerliches Pariser Kind. „Dreitausend Meilen weit hergekommen und nun das Spektakel verschlafen!" flucht dort ein Yankee aus Pittsburg oder Philadelphia. Die Kellner zucken die Achseln: „Unendlich leid — aber die Sonne geruhte heute gar nicht aufzustehen." Die Pariserin wischt den Thau von den schwitzenden Fensterscheiben — graue, dicht am Hause vorüberziehende Nebel, schwerer niederprasselnder Regen! — Wir müssen den Leuten von Weggis, Arth und Küßnacht recht geben, welche ihren berühmten Berg „die" nennen und zum schönen Geschlechte zählen. Die regina montium ist trotz ihrer hohen Stellung eben doch ein sehr capriciöses Frauenzimmer, welches sich einen Spaß daraus macht, seine Verehrer und Kurmacher zum besten zu halten. Da sehen wir nun deren wieder ein volles Hundert beisammen, die sich gestern durch ein kokettes Lächeln verlocken ließen und nun heute von der allerschlimmsten Laune der Dame des Teufels geneckt werden.

Lassen wir die geprellten Liebhaber ihrem Aerger Luft machen und jeden in seiner Sprache die ihm geläufigsten Flüche der mit Löschpapier überzogenen Natur in's Angesicht schleudern. Unsereins hüllt sich in den wasserdichten Paletot des Gleichmuths und steigt, den Regenschirm der Ergebung in der Hand, nach dem kalten Bade hinunter, wo ein behagliches Kaminfeuer, munter Gesellschaft, Lektüre, Karten und Abends gar Dilettantenconcert, improvisirter Ball oder „unschuldige Spiele" unser warten. Sollten wir auch ein paar Tage den Grillen unserer Königin der Berge opfern müssen, so wird uns deßhalb die Zeit

nicht lang werden. Ein anderes ist's freilich mit den guten Leuten, deren genau abgecirkelter Reiseplan der Besteigung des Rigi einen einzigen Tag zugemessen hat. Von Tausenden solcher Touristen, welche jährlich diesen Berg besteigen, erfreut sich kaum der zehnte Theil einer ganz hellen, unumwölkten Fernsicht, nur ganz wenige des Schauspiels eines ganz gelungenen Sonnenaufgangs. Die Hälfte derselben wird mit einer wolken- und nebeldurchspickten halben Aussicht abgefunden, welcher freilich eigenthümliche phantastische Reize nicht abzusprechen sind. Ein gutes Viertheil besteigt im Nebel oder Regen den Berg, sieht, oben angelangt, nicht weiter als die Nase, kehrt des andern Morgens in Regen oder Nebel wieder um und hat für seinen verlorenen Tag und seine zwanzig bis fünfzig Franken Auslage nichts davon getragen als die Devise des berühmten Apothekers in Epinal, „Schnupfen, Husten, Heiserkeit.“

Nach Regen folgt auf dem Rigi nicht immer Sonnenschein, sondern öfters Nebel, und nach dem Nebel wieder Regen, und dann wieder Nebel. Schließlich fällt dann doch wieder einmal ein Sonnenstrahl auf das Kirchlein von Fignau herunter und der gleich einem Pfau grünvioletts schillernde Bürgenstock spiegelt sich wieder im silberblauen Kreuztrichter, und vom ganzen Nebelheer, das uns belagerte, jagen sich nur noch einige Nachzügler und Marodeurs um die Gipfel des Dossens und Rothstocks.

Wir schlenderten auf der großen Absyhaltterrasse des kalten Bades, sonnen behaglich unsere Glieder und warten auf unsere gewöhnliche Morgenunterhaltung, den Zug der Touristen, welche nach aufgegangener Sonne und vertilgtem Frühstück sich vom Kulm nach Weggis hinunter begeben und dicht neben dem Geländer der Terrasse vorbei passiren müssen. Ein höchst pittoreskes Anblick, diese Gruppen von Reitern und Fußgängern mit klafterlangen Stöcken, diese Tragsessel mit den in bunte Tücher eingehüllten Gestalten, diese mit den Peitschen knallenden Treiber und hochbepackten Träger den schmalen gewundenen Pfad über die grüne Weide herunter kommen und dann Mann für Mann an sich vorüberziehen zu sehen. „Fast wie ein Uebergang über die Anden, oder eine Caravane, welche an den Abhängen des Himalaya herunter zieht,“ bemerkt mein Nachbar, ein aus den Geschäften getretener Hamburger Kaufmann, der in allen fünf Welttheilen zu Hause ist.

Sieh, da kommt eine Cavalcade von nicht minder als fünfzehn Pferden, von einem ganzen Trosse von Fußgängern, Führern, Trägern und anderem dienstbaren Volke umschwärmt. Da stürzt ganz athemlos Aloys aus dem Haus, unser Ganymed, oder nach heutigem Sprachgebrauch Kellner, euphemistisch Oberkellner genannt. „Es ist der König von Schweden und sein Gefolge!“ Wie ein Lauffeuer verbreitet sich diese Nachricht unter den Gästen und in einem Nu sieht die ganze Bevölkerung des kalten Bades, mit Brillen, Lorgnetten und Opernguckern bis an die Zähne bewaffnet, auf der Terrasse. — Das wäre also Se. Majestät Oscar I., der Sohn des glücklichen Soldaten Bernadotte! Wie schlicht er sich trägt! ein dunkler zugeknöpfter Ueberrock, ein schwarzes Kepi, aber nichts desto minder eine schöne martialische Kriegergestalt, mit dem kohlschwarzen Schnurr- und Zwickelbart im blassen Gesicht. Durchaus nichts nordländisches, jede Faser ein Kind des Südens, und zwar fast noch mehr Spanier als Franzose. Hinter dem König reiten ein paar Frauen in Mänteln von gewürfeltem schottischem Zeug. Eine davon sey die Königin, die andere eine Tochter des Königs, ein hübsches Mädchen. Folgt ein junger Mann, der im Herunterreiten ganz gemüthlich einen Jodler einübt; es muß ein Sohn des Königs seyn, wer dürfte sonst wohl die Etikette so sehr bei Seite setzen? Der königliche Zug reitet keine drei Schritte weit an uns vorbei; der König grüßt höflich, wir erwiedern eben so höflich den Gruß; bald verschwinden Mann und Roß, König und Treiber unter uns in der Tiefe. In Weggis wird Se. Majestät das Dampfboot besteigen, um die klassischen Stellen der Urschweiz zu besuchen, das Grütli, die Tellsplatte, den Altorfer Markt und Bürgeln, wo unseres schweizerischen Palma-Toke bescheidene hölzerne Hütte stand. — Auf seiner Schweizerreise hat sich König Oscar eine ganz besondere Popularität zu erwerben gewußt. Man erzählt sich eine Menge von Anekdoten von der Leutseligkeit, mit welcher er sich überall unter das Volk gemischt, und seinem Eifer, sich über unsere Zustände durch eigene Anschauung und aus dem Munde des Volks selbst Belehrung zu verschaffen. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dem eidgenössischen Lager in Thun, wo er einigen Feldmanövern als Zuschauer beiwohnte. Im Dorfe Langnau im Emmenthal, wo die hohe Reisegesellschaft eine Nacht zubrachte, sammelten sich die Einwohner vor dem Gasthofe, „um auch einmal einen König zu sehen.“ Als der König davon hörte, kam er heraus und unterhielt sich lange und lebhaft mit den Leuten über Landbau, Käsefabrikation u. dgl. (Langnau ist einer der Hauptplätze des schweizerischen Käsehandels). Dann hörte er den Jodlern der Kühe zu und versuchte sich, als alter Musiker, selber in diesem naturwüchsigen Volksgesang — „aber si Bub heig's besser chönne.“ Begreiflich flossen bei solchen Gelegenheiten namhafte Beweise königlicher Munificenz, „sogar die Stallknechte hätten seine Gesundheit in Champagner getrunken.“ — Nicht minder freigebig erwies sich König Oscar gegen die Logenschließer und Zettelverkäufer des Rigidiorama. Der Panoramamann setzte nicht weniger als zwei Dutzend Exemplare ab; ich glaube, sogar der Pfeifenhändler, der seine

Waare zu fünfzig Centimes das Stück verkauft, machte Geschäfte. Nur der Gemeindebettler von Arth mit der Blechbüchse und der auf Pappdeckel gezogenen Urkunde eines hohen Gemeinderaths, worauf zu lesen, daß der Mann nicht auf eigene, sondern auf Gemeinderechnung bettle, wollte nicht rühmen. Wem fiele es auch ein, jenem zu unsern Füßen liegenden Stück von irdischem Paradies, Arth genannt, Almosen zu reichen! Freilich sieht es vielleicht in jenen Häusern und Hütten dort unten von nahem besehen anders aus, als wenn man sie aus der Vogelperspektive des Rigi betrachtet.

Ein anderes Bild! — „Haben Sie heute Mittag die Dame im grauen Lüstrekleid und Strohhut mit blauseidenem Cabriolet bemerkt, welche von Weggis heraufgeritten kam?“ fragte mich Freund Aloys mit einer Miene, hinter welcher etwas stecken sollte. Lieber Himmel! trägt nicht alles graue Lüstrekleider und Strohhüte mit blauseidenen Cabriolets, mit Ausnahme vielleicht der schönen Welt von Zug, welche es sich nicht nehmen läßt, en grand gala, in Balltoilette, mit sämmtlichem „beeindruckenden“ Geschmeide beladen, den Rigi zu besteigen! Wie viele hundert graue Lüstrekleider passirten nicht dieser Tage an uns vorbei! Da soll sich Einer achten! — „Schade, daß Sie die Dame nicht besser in's Auge gefaßt haben,“ erwiederte Aloys. „Es war die schwedische Nachtigall, Jenny Lind — Madame Goldschmidt wollt' ich sagen, welche ein paar nachträgliche Flitterwochen zu einer Schweizerreise verwendet.“ Ich zuckte die Achseln. Wer sieht es dem stumm vorüberhuschenden grauen Vögelein an, daß es eine Nachtigall ist? Was hätt' ich übrigens davon gehabt, Jenny Lind zu sehen? Als wenn einer sich grämen wollte, ein Feuerwerk oder einen Regenbogen nicht gehört zu haben! Nichts desto minder schrieb ich in mein Notizenbuch: „Heute Vormittag um ein Viertel vor zwölf die schwedische Nachtigall vorbeipassiren gesehen; trug ein graues Lüstrekleid und einen Strohhut mit blauseidenem Cabriolet;“ denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.

„Wie sich doch alles verwischt in unserem nivellirenden Zeitalter der Pariser Moden und Schienenwege!“ bemerkte mir ein älterer Kurgenosse von der historischen Schule. „Wer hätte dieser Dame die Schwedin angesehen? Eben so gut hätte man sie für ein Berliner- oder Petersburger-, für ein Antwerpner-, Kopenhagner- oder Triesterkind, für eine Französin oder Amerikanerin halten können. Die Nationaltrachten haben sich aus den Städten in die versteckteften Gebirgsdörfer geflüchtet; der Gebildete will nichts seyn als Kosmopolit. Und nicht nur die nationale Kleidung, auch der nationale Gesichtsschnitt verschwindet. Bald werden alle Menschenköpfe sich gleich sehen, wie ein Kürbis dem andern.“ — Eben defilirte wieder ein Zug von Reitern, von Weggis herkommend. „So gefährlich sieht es mit dem Verschwinden nationaler Gesichtstypen noch nicht aus,“ bemerkte ich dem grauen Romantiker und bat ihn den hinterstehen der eben passirenden Reiter zu betrachten. „Freilich, freilich,“ erwiederte derselbe mit innerer Befriedigung. „Dieser Mann kann das Land seiner Väter nicht verleugnen, durch welches der Jordan strömt. So keck biegt sich diese Nase, so schlau zwinkern diese Augen, so dunkel kräuseln sich Bart und Haar, wie bei den Männern, die vor dreitausend Jahren unter den Weiden von Babylon trauerten. Doch was seh' ich unter dem flatternden Paletot funkeln? Bänder, Kreuze, Sterne — ich glaube gar, der Erlöserorden schaut unter dem Ueberrock des Kindes Israel hervor!“ — „Baron James Rothschild,“ flüstert Aloys, der eine geheime Polizei unter den Führern, Trägern und Pferdebuben organisirt zu haben scheint.

Und wieder eine orientalische Physiognomie, nur von anderem Charakter. Der Bart beschränkt sich keineswegs auf die beiden fashionablen Bocksels unter den Backenknochen, sondern hat als Urwald das ganze kulturfähige Areal der untern Physiognomie überwuchert. Die buschigen Augenbrauen und das krause dunkle Haar überschattet ein zimmtbrauner Mazzinihut. Die Gestalt ist stark und kurz und breitschultrig und sezt sich in Gesellschaft einer hübschen Dame zu uns an die Mittagstafel, wo sie mit dem Appetit eines Löwen von Juda uns die reichlich aufgetragenen Lebensmittel vertilgen hilft. — „Was machen Sie aus diesem Mann, Sie angeblicher Menschenkenner?“ frage mich nach Tisch Fräulein W., ein munteres Frankfurter Bürgerkind und Mitkurgast im kalten Bad. — „Einen Rheinweinreisenden aus Mainz, oder einen Gutsverwalter, der im Auftrag irgend eines großen Herrn aus Deutschland auf einer Kunstreise durch die Schweiz begriffen ist, um den Viehstand seiner Ställe mit ächter Schwyzer, Freiburger- oder Simmenthalerrace zu completiren.“ Das Frankfurter Kind machte eine Pirouette und schlug die kleinen weißen Hände zusammen. „Ein Weinreisender oder ein Viehhändler sagen Sie! Himmlisch — göttlich! Das werde ich gleich dem Dichter der Dorfgeschichten, der das Lorle und den Tolpatsch gemacht hat, zu wissen thun.“ — Das sollte der Verfasser „des neuen Lebens“ seyn? Doch warum nicht? Hatte ich ja erst vor kurzem die schwedische Nachtigall für eine ganz gewöhnliche Meise oder Bachstelze gehalten. Um meinen argen Verstoß einigermaßen zu sühnen, ließ ich dem verkannten Dichter durch das Frankfurter Kind einen Materialienbeitrag zu einem neuen Schulmeisterroman übermitteln; ich ließ ihm nämlich die pikante Thatsache mittheilen, daß unser Aloys nur Sommers als premier sommelier à l'hôtel du Kaltbad funktionirt, Winters aber wohlbestellter Schullehrer in Weggis ist, was ihn gewissermaßen mit Eugen Baumann,

gewesenem Grafen von Falkenberg, auf die gleiche Linie stellt, da einer wie der andere freiwillig von der erklommenen Höhe niedersteigt, um in verborgener Tiefe dem stillen bescheidenen Beruf eines Volkslehrers zu leben; es ist als einziger Unterschied hervorzuheben, daß Aloys mit jedem kommenden Lenz wieder emporstelgt, Graf Falkenberg dagegen, einmal heruntergeklettert, in der Tiefe bleibt und ein Weib nimmt, was freilich dem Aloys früher oder später ebenfalls einfallen dürfte.

Es ist Abend geworden. Die Felsen am Fitznauer Stock glühen dunkelroth wie flüssige Lava; in der Tiefe über dem See brodeln weiße Nebel; über den Dossen erhebt sich in bläulichem gelsterhaften Lichte leuchtend die Mondscheibe. Da kommt auf dem wenig begangenen Pfad, der vom „Klösterli“ herführt, auf den Arm einer blassen Frau gestützt, scheu, schweigsam ein kranker, gebrochener Mann. Diese Züge sind mir nicht unbekannt; im Jahr Achtundvierzig sah man dieses Gesicht an allen Bilderläden hängen, in den illustrirten Zeitungen und Almanachen prangte es unter den Koryphäen der Paulskirche. Jetzt sucht der Mann, der einst eine Kaiserkrone vergeben half, ein Plätzchen auf, wo keines Menschen Blick ihn verfolgt; dort jetzt er sich auf einen verwitterten Fels und betrachtet mit geheimem Grauen die gespenstigen unheimlichen „Gestalten,“ die aus dem Nebel auftauchend vom Abendwind an den Bergwänden hingetrieben werden und um die grauen Nagelfluhblöcke einen lautlosen Reigen tanzen.

Der Mann der Paulskirche hatte Recht. Die „Gestalten“ bedeuteten Unwetter und Sturm. Wir sind schon wieder um und um von jenem grauen Blüschenmeer umhüllt, das uns hier als Nebel erscheint, aber vom Thal aus gesehen jene löschpapiernen, trostlosen, unversieglichen Regenwolken bildet, die des Touristen größter Schrecken sind. Wir sind schon wieder in's Zimmer gebannt. Greifen wir wieder einmal nach Zeitungsblättern. Da liegt die Allgemeine Zeitung, die in allen Klimaten und Höhen zu finden ist, unter Palmen, Eukalypten, Pinien, Eichen und zwischen Alpenrosengesträuch. Kurios! mag's noch so viel regnen, so will doch in der Journalistik die trostlose Dürre nicht enden. „Zollconferenzen — Darmstädter Allianz — preußische Propositionen — Wiener Ultimatum — —“ — „Neigen sich, beugen sich. Eine Herenzunft! — Vorbei, vorbei!“

Halt! Festberichte von der Reise des Prinzen-Präsidenten. Da findet sich vielleicht etwas pikantes. — „Die ganze Bevölkerung war versammelt — der Jubel grenzenlos — die Begeisterung unbeschreiblich — Millionenfach wiederholte sich der Ruf: vive l'empereur! — Da sprach der Prinz, die Begeisterung steigerte sich zum Wahnsinn, das Volk zerriß die Stränge der Pferde, spannte sich selbst an den Wagen Sr. kaiserlichen Hoheit und zog den Angebeteten durch die mit Fahnen und Guirlanden geschmückten Straßen der Stadt. Vor der Präfektur las man das sinnige Transparent: „Gott schuf Napoleon und ruhte aus!“ — Da unterbrach mich mein Nachbar in meiner interessanten Lektüre, indem er mir das Fremdenbuch vorlegte. „Lesen Sie da!“ — »Le colonel Bontems de Genève avec deux élèves.« — „Was soll's?“ — „Wissen Sie, wer diese beiden Zöglinge des Obersten Bontems waren? Der Graf von Paris und sein Bruder, der Herzog von Chartres.“ — „Ganz richtig,“ bestätigte Aloys; „die Prinzen kamen zu Fuß, die Bergstöcke in der Hand und den Tornister auf dem Rücken, und verzehrten an diesem Tisch mit großem Appetit ein Gabelfrühstück.“

Die „Allgemeine“ entfiel meiner Hand. Ich mochte nicht weiter lesen. Es war mir, als sähe ich — ein verschwimmendes Nebelbild — an's Ufer des blauen Leman hinüber nach Lausanne, wo im bescheidenen Pfarrershaus die edle Mutter des im Purpur geborenen, nun das Brod der Verbannung essenden Knaben auf dem Schmerzenslager liegt, — nach Vevay, wo der kleine Thiers am Wasser sitzt, fischt und lauscht, was ihm die Westwinde in die Ohren flüstern. — Genug. Der Deckel meiner laterna magica klappt zu.

Eine Erzählung aus dem Ries.

V.

Die erſte Sorge des alten Herrn war nun, es ſo einzurichten, daß der Angerbauer ihn ebenfalls zu ſeinem Vertrauten machte. Dieß mußte geſchickt angefangen werden, wenn es gelingen ſollte. Denn der Rieſerbauer von der Art des unſrigen will ſich nicht bevormunden laſſen, er hält ſich für geſcheidt genug, ſein eigener Rathgeber zu ſeyn, und es verdrießt ihn über die Maßen, wenn man ihn über Dinge belehren will, die er ſelber am beſten zu verſtehen glaubt. Natürlich kann er auch geführt werden, aber nicht ſo geradezu wie dieſer und jener. Wäre der Pfarrer zum Angerbauer in's Haus gegangen und hätte mit einer gewiſſen beichtväterlichen Miene gefragt, wie es ſich denn mit dem Streit zwiſchen Vater und Sohn verhalte, was der Vater nun zu thun gedenke u. ſ. w., ſo wäre dieß das beſte Mittel geweſen, ihn verſtockt, wo nicht gar unhöflich zu machen. Aber zu dieſer Art von Seelſorgern, die im Eifer ihres Herzens Gott mit Unverſtand dienen, gehörte der erfahrene alte Herr nicht. Er konnte warten und ſeine Zeit erſehen. Dießmal erreichte er übrigens ſeinen Zweck leicht. Er hatte ein Stück Vieh zu verkaufen, und als er dem Angerbauer einmal begegnete, lud er den Sachverſtändigen ein, es anzuſehen und zu tariren. Der Bauer folgte ihm ſehr bereitwillig, denn er wußte den „braven und geſcheidten Herrn" ſehr zu ſchätzen und hätte gerne ſchon einmal von ſeiner Noth mit ihm geſprochen, wenn es ſich nur „gut geſchickt hätte."

In dem kleinen Stalle des Pfarrers angekommen, unterzog er ſich dem Taxirungsgeſchäft ſehr ernſthaft. Er begriff das Stück an den geeigneten Stellen, betrachtete es von allen Seiten und ſagte dann genau, wie viel der Pfarrer dafür fordern könne. Dieſer dankte und rühmte ſeine Kenntniß. Er ſelber, obwohl er immer einige Stück Vieh haben müſſe, ſey doch unſicher, weil ihm die gerade üblichen Preiſe nicht recht bekannt wären. Der Bauer verſetzte höflich: „Wenn Sie ſich damit abgeben wollten, Herr Pfarrer, würden Sie's geſchickter machen als unſer Einer; aber Sie haben was Beſſeres zu thun." Der alte Herr fragte hierauf mit unbefangener Freundlichkeit, was die Angerbäuerin mache und ob bei ihm zu Hauſe alles geſund ſey. Der Bauer erwiederte mit einem Seufzer: „Geſund wären wir alle, Herr Pfarrer; aber Sie können ſich denken, wie's uns zu Muth iſt nach dem, was bei uns vorgefallen iſt." — „Ja, ja," ſagte der Pfarrer, „ich habe davon gehört und euch recht bedauert."

Der Angerbauer, der ſein Herz erleichtern wollte, ſagte hierauf: „Ich kanns noch immer nicht begreifen, ſo viel ich auch darüber nachgedacht habe. Luſtig und ein bischen auf's Vergnügen aus iſt er immer geweſen, aber in der Art und mit ſeines Gleichen. Ruintergegeben hat er ſich niemals, was ich gehört hab'. Und nun iſt er auf einmal ganz wie verhext und will ein Mädchen heirathen, die — nun, ich will mich nicht ausdrücken vor Ihnen, Herr Pfarrer. Wie ich nicht gleich Ja ſage, lauft er davon und verdingt ſich als Knecht. Und das thut er in dem Augenblick, wo er einen Hof und ein Weib haben könnte — ein Weib und ein Gut — ein anderer würde Gott auf den Knieen danken, wenn er's kriegte!"

Der alte Herr war verſucht, über dieſen ſtarken Ausdruck zu lächeln, aber er hielt an ſich und machte ein ernſthaftes Geſicht, das der Bauer für zuſtimmend halten konnte. Dieſer, einmal im Zuge, bewies, daß er wohl auch reden konnte, wenn's ihn drückte. „Ach, Herr Pfarrer," rief er aus, „die Welt muß anders geworden ſeyn, als ſie zu meiner Zeit geweſen iſt. Ich bin auch jung geweſen und bei der Luſtbarkeit grad nicht der Letzte; aber wie meine Zeit zum Heirathen gekommen iſt, hab' ich mich unter rechten Mädchen umgeſehen und gottlob ein Weib gefunden, mit der ich nun glücklich gehaust habe volle neunundzwanzig Jahr. Wenn ich nun verlange, daß meine Kinder mir nachſchlagen und ihr Glück auf dem Weg ſuchen ſollen, wo ich's gefunden hab', iſt das nicht in der Ordnung? muß ich als Vater nicht ſo handeln?" — „Ja," ſagt der Pfarrer mit nachdrücklicher Beiſtimmung, „das iſt Eure Pflicht!"

Der Angerbauer, dem dieß wohl that, fuhr fort: „Sehen Sie, Herr Pfarrer, in der Familie muß ein Zuſammenhalt ſeyn, alle müſſen helfen, wenn man weiter kommen ſoll. Ich hab' von meinem Vater einen ſchönen Hof bekommen und mein Weib hat mir

Geld in's Haus gebracht; wir haben ordentlich gewirthschaftet und unser Vermögen vermehrt, daß wir nun wohlhabende, und ich darf wohl sagen angesehene Leute sind. Ich kann's meinen Kindern besser machen als es uns gemacht worden ist, und nun will ich auch haben, daß sie's noch weiter bringen als wir und daß sie für ihre Kinder noch mehr thun können. Sie müssen sorgen und immer darauf aus seyn, in rechter Art etwas zu erwerben. Nur so kommt man empor, man findet ein sicheres Glück und Ehre in der Welt und kann sich im Wohlstand seines Lebens freuen."

„Wohl," sagte der Pfarrer, „und es ist nicht bloß der Besitz, der Einen erfreut, sondern das Streben und die Thätigkeit selber. Der Mensch muß sich ein Ziel stecken, das über den Platz, auf den man ihn gestellt hat, hinaus geht. Dann werden seine Tage ausgefüllt mit Arbeit, mit Dichten und Trachten, mit Hoffen und Erwarten, und Schritt für Schritt mit der Freude des Gelingens. Und indem er glücklich ist und sein Leben verschönert, trägt er bei zur Verschönerung und Verbesserung der Welt. Auf die Größe des Besitzes kommt es da nicht an. Der Kleine freut sich am kleinen Gewinn, der Größere am größeren; jeden erquickt das verhältnißmäßige Wachsen und Gedeihen, und so sind alle glücklich, die ein verständiges Ziel vor sich haben. Wer aber nicht vorwärts strebt, der kommt neben den Strebenden zurück und geht dem Mangel und der Unlust zu."

Der Bauer war dieser Rede mit Aufmerksamkeit gefolgt und rief nun erfreut aus: „So ist's, Herr Pfarrer, grad so ist's, wie Sie sagen! Darum" — fuhr er mit Bedeutung fort — „soll eben jeder in seinem Stand bleiben, namentlich nicht unter seinem Stand und Vermögen heirathen, sondern gleich da so gut als möglich anzukommen suchen. Ich will gern zugeben, daß andere mit Wenigem auch glücklich seyn können; aber wer von vermöglichen Leuten herkommt, braucht mehr, weil er's nicht anders gewohnt ist. Und, Herr Pfarrer, Sie wissen's ja selber, um ein rechtes Vermögen ist's halt eine schöne Sache! Wenn ich das habe, so kann ich mich sehen lassen, ich brauch mich nicht zu ducken und nicht um das und jenes zu betteln, und wenn gute Freunde in der Noth sind, kann ich ihnen helfen. In ein Gelump hineinkommen, wo ich nothig thun und knickern müßte, um nur zu bestehen, müßte unser einen desperat machen. — Und," fuhr er nach kurzem Innehalten fort, indem seine Miene den Ausdruck erzürnter Bekümmerniß annahm, „dieser leichtsinnige, tollgewordene Mensch will sich schlechter stellen, als seine Geschwister, während er's viel besser haben könnte als sie! Er will eine Lumpenwirthschaft anfangen, wo er sich quälen müßte und wo doch nichts herauskommen würde, als ein Haufen von Bettlern!"

Der Geistliche hütete sich wohl, einzuwenden, daß im gegenwärtigen Falle, wenn nämlich der Vater dem Sohn seinen gebührenden Vermögenstheil zukommen ließe, von einer „Lumpenwirthschaft" doch nicht die Rede seyn könnte. Er wußte, daß den Erzürnten nichts mehr verdrießt, als wenn man ihm den Grund seiner Klage verkümmern will, und schwieg daher nachdenklich stille. Endlich sagte er: „Vielleicht geht diese Sache doch noch besser aus, als Ihr denkt." — „Wie so?" fragte der Angerbauer. — „Die Annemarie," versetzte der Pfarrer, indem er den andern scharf ansah, „ist vor einigen Tagen bei mir gewesen, ertrat um mir zu sagen, daß sie nicht Schuld seyn wolle an der Uneinigkeit einer solchen Familie, wie die Eurige, und daß sie zuviel auf sich selber halte, um sich da aufzudrängen, wo man sie nicht haben wolle. Sie habe sich entschlossen, dem Ludwig sein Versprechen zurückzugeben, und wolle sich in keiner Art dawidersetzen, wenn er sein Glück mit einer andern finde."

Der Angerbauer horchte hoch auf und wußte nicht was er sagen sollte. Er fragte dann in zweifelndem Tone: „Hat sie das wirklich zu Ihnen gesagt?" — Der Pfarrer erwiederte mit einem Ernst und einem Nachdruck, der jeden Zweifel niederschlagen mußte: „Es sind ihre eigenen Worte, Angerbauer! Sie hat mir versprochen, das Nämliche Eurem Ludwig zu schreiben, und ich verbürge mich dafür, daß es geschehen wird."

Der Bauer verstummte; er war in die Seele getroffen. Ein im Grunde seines Wesens ehrenwerther Mann, der in der That jedem das Seine gab, konnte ihn nur der Zorn und der tiefe Verdruß zu ungerechtem Absprechen hinreißen. Nun mußte er sehen, daß ein Mädchen, die er eine heuchlerische, gefährliche Person gescholten, brav und rechtschaffen, ja weit über alles Erwarten rechtschaffen gegen ihn handelte. Es zeugte für seine gute Natur, daß ihn diese Nachricht mehr rührte, als erfreute, daß er sogleich sein Unrecht fühlte und seiner stolzen Seele eine gewisse Achtung vor einem solchen Benehmen abgenöthigt wurde. Endlich sagte er mit sehr ernsthaftem Gesicht: „Wenn sie das gethan hat, dann ist sie besser, als ich gedacht habe. Sie mag ein ordentliches Mädchen seyn, ich will's nicht bestreiten."

„Man muß jedermann Gerechtigkeit widerfahren lassen," versetzte der Geistliche. „Die Annemarie ist brav, geschickt, verständig, wohlerzogen, und würde jeden glücklich machen —" — „Von ihrem Stande!" fiel der Bauer ein. — „Das ist's, was ich sagen will," erwiederte der Pfarrer: „wenn die äußern Verhältnisse zustimmen." — „Gut," sagte der Bauer. „Bei meinem Ludwig ist das aber nicht der Fall, drum kann hier von einer Heirath nie die Rede seyn."

Der alte Herr schwieg. Dann fragte er leichthin: „Wie soll's nun mit Ludwig werden? Was habt Ihr beschlossen?“ — Der Bauer konnte sich nicht enthalten, ein wenig aufzufahren. „Beschlossen?“ rief er. „Ich glaube, da ist nichts zu beschließen, Herr Pfarrer. Dieser Mensch mag bleiben, wo er will, und gehen, wohin er will! Soll ich ihm nachlaufen? Soll ich ihn vielleicht bitten, daß er wiederkommen und die Zimmermannstochter heirathen soll? Soll ich nachgeben, der Vater dem Sohn?“

„Nein,“ erwiederte der Pfarrer mit Ernst, „das sollt Ihr nicht, Angerbauer! Er muß nachgeben, er muß wiederkommen und dem Vater das Recht lassen, das ihm gebührt!“ — „Freut mich,“ versetzte der Bauer, „daß Sie so denken, Herr Pfarrer. So ein neustudirter Herr hätte vielleicht gemeint, ich sollte meinem Buben seinen Willen lassen; warum? weil die Leute in einander verliebt sind und die Annemarie doch ein ordentliches Mädchen ist. Aber Sie kennen die Welt, Herr Pfarrer, Sie wissen, daß es beim Heirathen noch auf ganz andere Dinge ankommt, und daß der Vater für den Sohn denken und Verstand haben muß.“ — Nach diesen Worten lüpfte er die Alltagskappe, an welcher der sonst werthvolle Pelz etwas röthlich geworden war, und fragte: „Kann ich Ihnen sonst noch was dienen?“ — „Nein,“ versetzte der alte Herr, „ich danke Euch für Eure Gefälligkeit.“ — „So wünsch' ich Ihnen guten Nachmittag,“ sagte der Bauer und entfernte sich mit langsam würdigen Schritten.

Das Gespräch hatte theils im Stalle, theils in dem heimlichen, mit einer Mauer umgebenen Pfarrhof stattgefunden. Der alte Herr ging in seine Studirstube zurück, mit der Unterredung sehr zufrieden. Er hatte des Bauers Vertrauen gewonnen und wußte, daß dieser nun unter schwierigen Umständen ihn von selber um Rath angehen würde. Dann hatte er mit der Nachricht über Annemarie einen Keim in seine Seele gesenkt, der wachsen und gute Früchte bringen konnte. Er sah voraus, daß der Angerbauer seinem Weib und seinen nächsten Verwandten davon sagen würde, und daß diese, die sich auf ihr Geld und ihr Ansehen allerdings etwas mehr einbildeten, als recht war, in Annemarie ein ihnen ebenbürtiges Gemüth erkennen mußten. Auf die wackern Leute mußte die Rechtschaffenheit, auf die stolzen das Selbstgefühl des Mädchens einen günstigen Eindruck machen.

Als er, solchen Gedanken hingegeben, behaglich auf seinem Lederstuhl sich dehnte, stürmte plötzlich sein Neffe in die Studirstube. Dieser hatte schon erfahren, daß Annemarie bei seinem Großvater gewesen, aber nichts Bestimmtes über die Unterredung aus ihm herausbringen können. Nun sah er auf dem Heimweg von einem Spaziergang den Angerbauer aus dem Pfarrhofe kommen und glaubte aus seinen Mienen auf eine Entscheidung, sa auf eine glückliche Beilegung des Streites schließen zu können. Von Neugier und gutmüthiger Theilnahme getrieben, eilte er zu dem Großvater und rief aus: „Der Angerbauer ist bei dir gewesen und ganz zufrieden fortgegangen! Ich bin ihm begegnet! — Hast du ihn herumgebracht?“ — „Wie so?“ fragte der Alte. — „Will er den Ludwig zurücknfen und ihn die Annemarie heirathen lassen?“ — „Ei, ei,“ erwiederte der Alte heiter, „du hast dich also ganz auf diese Seite geschlagen und willst aus Ludwig und Annemarie durchaus ein Paar machen?“ — „Ja,“ versetzte der Jüngling bestimmt, „das will ich. Die Zwei sind nicht nur die schönsten im Dorf, sondern auch die braavsten. Sie passen so zusammen, als ob sie extra für einander geschaffen wären, und es kann nicht seyn, daß sie wegen einer so gemeinen Sache, als das Geld ist, nicht zusammen kommen sollen!“ — „Du gehst rasch und machst die Sache kurz ab,“ erwiederte der alte Herr. „Wenn aber der Angerbauer nicht will?“ — „Der muß,“ entschied der Jüngling, — „Wer wird ihn zwingen?“ fragte der Alte. „Willst du vielleicht zum Gerichte gehen, einen Befehl auswirken, daß der Angerbauer sich fügen müsse, und die Sache mit Gendarmen abmachen?“

Theodor, der die heiter fragende Miene des Großvaters nicht aushalten konnte, sah zu Boden. „Ich habe gemeint,“ sagte er dann, „du würdest einmal mit ihm reden, wie sich's gehört, würdest ihm klar machen, daß die geistigen Vorzüge viel höher stehen als die weltlichen, würdest ihn überzeugen und ihn zwingen durch deinen Zuspruch.“ — „Der alte Angerbauer,“ erwiederte der Pfarrer, „ist ein sprödes und zähes Metall; das bischen Feuer, das ich noch besitze, würde ihn nicht zum Schmelzen bringen. Du siehst ja, ich bin alt und theilnahmlos geworden und kann mich einer so schönen Gluth, wie du sie hast, nicht mehr rühmen. Wie wär's?“ — fuhr er gemüthlich fort — „wenn du der Sache dich annähmest? Du willst ein Pfarrer werden und wirst als solcher gewiß gar vieles geschickter anfangen und besser hinausführen als ich. Wenn du beim Angerbauer dein erstes Probestück machtest? Wenn du hinginzest, ihm und der Bäuerin eine Rede hieltest über das Verhältniß der ewigen und zeitlichen Güter und ihn durch begeisterte Worte dermaßen in's Feuer brächtest, daß er den Ludwig zurückriefe und ihm sein Liebchen zur Frau gäbe? — Wie?“

Theodor wurde roth und schwieg. Er hatte den Rieser Bauer vom Schlage des in Rede stehenden doch schon zu gut kennen gelernt, um nicht ihm gegenüber seine Unzulänglichkeit zu empfinden und sich zu sagen, daß ein solcher Versuch schmählich scheitern

würde. Noch deutlicher erkannte er freilich, wie sein Großvater mit ihm spielte. Er sagte endlich mit gutmüthiger Empfindlichkeit: „Du haßt mich zum Besten und behandelst mich wie ein Kind; und doch bin ich kein Kind mehr, sondern ein Mensch, der's gut meint und haben will, daß es andern wohl gehe, wenn sie's verdienen." — Der Pfarrer sah ihn freundlich an, stand auf, zog ihn zu sich und schloß ihn in zärtlicher Liebe in seine Arme. „Du bist ein Kind," sagte er, „aber ein gutes Kind, und mit Gottes Hülfe wirst du auch ein guter Mann werden. Gib dich zufrieden! Wenn es deinem alten Großvater möglich wird, sollst du deine Wünsche noch erfüllt sehen."

Der Angerbauer hatte, bald nachdem er in sein Haus zurückgekehrt war, die Bäuerin in's Kanzlei gerufen und ihr von seiner Unterredung mit dem geistlichen Herrn erzählt. Die Nachricht über den Entschluß des Mädchens wirkte auf sie wie auf ihn. Sie sah ein wenig beschämt aus und sagte: „So hätten wir dem Mädchen also doch Unrecht gethan! Ich muß dir jetzt nur sagen: so ganz von Herzen hab' ich nie dran glauben können. Es ist mir immer wieder gewesen, als ob sie am Ende doch nicht so schlimm wäre." — Das Muttergemüth wußte nun auch auf das umgekehrte Verhältniß eine Entschuldigung für Ludwig zu gründen. „Wenn die Annemarie," bemerkte sie nach einigem Bedenken, „so gesinnt ist, dann begreif' ich freilich, warum der Ludwig so viel auf sie hält, daß er nicht mehr von ihr lassen will. Die Schönste im Dorf ist sie ohnehin, und wenn sie noch dazu so rechtschaffen ist und solche Gedanken im Kopf hat — das hat ihn eben verführt. — Was meint denn der Pfarrer, daß wir thun sollen?"

Der Angerbauer, dem diese Rede bedenklich mild vorkam, erwiederte streng: „Der Pfarrer ist ganz einverstanden mit mir. Gehen lassen sollen wir ihn, bis er von selber kommt, und nachgeben sollen wir ihm in keiner Art. Ich hab' den Herrn immer für gescheidt gehalten, aber das muß ich sagen, daß er in der Sach' ganz meiner Meinung ist, hat mich besonders gefreut." — Die Bäuerin, an den Absagebrief des Mädchens und seine Wirkung auf Ludwig denkend, sagte: „Wir wollen das Beste hoffen." — Dann setzte sie hinzu: „Die Annemarie dauert mich eigentlich. Wenn man nur einen passenden Mann für das Mädchen wüßte! Ich kann mir's aber schon denken, nach dem Ludwig wird ihr keiner mehr gefallen." — „Bah," erwiederte der Angerbauer, „bild' dir nicht so viel auf deinen verrückten Buben ein! Es gibt noch Mannsbilder in der Welt, die so ein Mädchen trösten können!" — Nach diesen Worten verließ er die Stube.

Die Mutter hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu ihrer Tochter, der Schmalzbäuerin, zu gehen und ihr das eben Erfahrene mitzutheilen. Beide rühmten Annemarie und bedauerten, daß sie keine Bauerntochter sey, indem sonst nichts an ihr auszusetzen wäre. Bald war die ganze Freundschaft in Kenntniß gesetzt und alle sangen das Lob des Mädchens, natürlich unter der Voraussetzung, daß sie's ganz ernstlich meine und jeden Anspruch auf Ludwig aufgebe.

In der Freundschaft war jedoch eine Person oder vielmehr ein Persönchen, das für die Familieninteressen wenig Sinn hatte, desto mehr für das Glück des Liebespaares. Dieß war „Johannesle," das älteste Kind der Schmalzbäuerin. Dem Ludwig gewogen von seinem ersten Denken an, weil er sich am schönsten mit ihm abzugeben wußte, hielt er auch besonders viel auf Annemarie. Bald nach ihrer Ankunft im Dorf hatte sich diese nämlich in ein Gespräch mit ihm eingelassen und ihn zum Lohn für seine hübschen Antworten so schön gestreichelt, daß er's ihr nicht vergessen konnte. Als das Verhältniß zwischen den beiden sich entspann, erhorchte und erfragte er so viel, daß er darüber so ziemlich unterrichtet war, und ärgerte sich dann in der letzten Zeit nicht wenig, daß man zwei so nette Leute nicht zusammenlassen wollte. Zu wiederholten malen versicherte er seiner Mutter, die zwei müßten sich kriegen, und endlich trug er ihr auf, sie solle mit dem Großvater reden. Die Mutter antwortete, er möge es doch selber thun. Und Johannesle faßte sich ein Herz, trug dem Großvater die Bitte vor und schloß damit: es ginge nicht anders, die zwei müßten sich heirathen. Der Alte sah ihn verwundert an und fragte, wer ihm diese Dummheit in den Kopf gesetzt habe. Johannesle versetzte ernsthaft: „Ich selber, Nehml," und wiederholte sein Gesuch. Der Angerbauer, um solche Gedanken im Keim zu ersticken, machte ein böses Gesicht und sagte in erzürntem Ton: „Du bist ein naseweiser Bursch! Diese Dinge gehen dich gar nichts an, und wenn ich dir gut zum Rath bin, so laß mich so was nicht wieder hören!" Eine gewisse Bewegung des Arms ergänzte den Sinn dieser Antwort. Der Knabe, den Großvater angaffend, ging einige Schritte rückwärts, murmelte dann aber, ein zweiter Galilei: „Sie krlegen sich doch!" — Von da an machte er verschiedene kindische Pläne, wie er den beiden helfen wollte. Auf dem Dorfe nämlich, wo man gar vieles offen verhandelt und auf etwa anwesende Kinder nicht immer Rücksicht nimmt, bekommen diese früh von menschlichen Verhältnissen eine Art von Begriff. Der Dorfbube lernt bald die erklärten Liebespaare in seinem Orte kennen, das natürliche Gemüth findet es in der Ordnung, daß der schönste Bursche auch den nettesten Schatz habe, und nimmt an ihrer

endlichen Verbindung einen naiv poetiſchen Antheil; ſo wie ihm auch früh klar wird, daß zwei Verliebte ſich treu bleiben müſſen und nicht von einander laſſen dürfen. Als Johannesle von ſeinem Oberknecht hörte, die Annemarie habe ſich anders beſonnen und dem Ludwig geſchrieben, er könne eine andere nehmen, erwiederte er beſtimmt: „Ich glaub's nicht!“ Und als der Oberknecht bei ſeiner Behauptung blieb, wurde der kleine Mann ganz hitzig und rief: „Es iſt nicht wahr!“

Nachdem der Entſchluß des guten Mädchens ſo in den Häuſern der Freundſchaft beſprochen war, kam er bald im ganzen Dorf herum. Der alte Bäcker, der ihn auch erſt auf dieſem Wege erfuhr, nahm ſein Mündel bei der Hand, ſah ſie mit gerührtem Blicke an und ſagte: „Du haſt brav gehandelt, Annemarie! Laß dich's nicht reuen und bleib dabei! Man muß dieſen eingebildeten Leuten zeigen, daß man auch ſeinen Stolz hat.“

Ein Auswandererſchiff.

(Nach Tagebuchblättern.)

III.

Der Kalender, den unſer Förſter mit Kreide an die Schiffskrippe aus zu Häupten improviſirt hatte, zeigte den 24. Juli, und die zweite Woche in See war überſtanden. Am 17. hatten wir die felſige Küſte Schottlands, am 18. und 19., wenn die Sonne den oſſianiſchen Nebel durchbrach, die Inſelgruppen der Orkneys geſehen, und am 20. waren wir aus der kurzwelligen Nordſee in den atlantiſchen Ocean mit ſeinen viertelmeilenlangen Wogen eingelaufen. Man war jetzt völlig an das Seeleben gewöhnt, aber auch der Reiz der Neuheit war verflogen. Die häufige Windſtille erzeugte Langeweile, der unaufhörliche Nebel gebar Trübſinn. Schlaff hingen die Segel, niedergeſchlagen die Köpfe der Paſſagiere. Kein Buch wollte munden, die Unterhaltung ſtockte; die abendlichen Geſangskränzchen, die kleinen Bälle vor der Kajüte fanden keine Theilnehmer mehr. Die allgemeine Trägheit ſteckte ſelbſt die Lebendigſten an. Die Thiere des Schiffs ſogar ſchienen es nicht mehr aushalten zu können. Die Hühner hatten vor Melancholie das Glucken vergeſſen, eine Katze nach der andern war geſtorben, heute fiel der junge Hund des Kapitäns, der letzte wohlgelittene Vierfüßler an Bord, in's Meer, um ſogleich von einem der beiden Haifiſche verſchlungen zu werden, die uns ſeit zwei Tagen nachzogen; nur die Ratten ſprangen noch ſo munter durch's Zwiſchendeck wie zuvor. Es war eine unausſtehliche Exiſtenz. Höchſtens ein halb Dutzend Pfeifen brannten noch, und wo dem deutſchen Manne die Pfeife erliſcht, iſt's auch mit der Gemüthlichkeit Mathäi am letzten. Nur die Ziehharmonika des erſten Steuermanns ließ noch ihre klägliche Stimme ertönen. Es war mir zu Muthe, als ſähe ich mit dem einen Auge nur Prediger Salomos „Alles iſt eitel," mit dem andern nur das »Nil admirari« des Horaz, und mehr als zehnmal glaubte ich die Siebenſchläfer beneiden zu müſſen. Vergebens ſuchte der Himmel bald durch ein anmuthiges Morgenroth, bald durch einen ſchönen Mondaufgang Abwechslung in die Einförmigkeit der Schweſter See zu bringen. Was kümmerte ich mich um die Sonne, was ſchor mich der Mond! Wind, guter Wind war's, wornach unſer Herz verlangte, Wind, herzhafter Oſtwind, um den wir alle Stunden unſere Orakel, die Wimpel und den Kompaß befragten. Kaum wollte Einer noch den Kopf wenden, wenn ſich in der Ferne ein Schiff oder waſſerſprizend und von Vögeln umſchwärmt ein kleiner Wallfiſch zeigte.

Da ſprang am geſtrigen Morgen eine friſche Briſe gerade von Oſten her auf, blies in die Segel, daß der alte Baltimore acht Meilen die Wache lief, blies auf's Meer, daß die Wogen tanzten und der Geſichtskreis ſich verengte, blies in die Herzen, daß die halb erloſchene Flamme der Lebensluſt hell wieder auflohete. Luſtig ſprudelte der Hiſtorienquell aus des Altgeſellen bartbeſchattetem Munde; Flöte und Cither ſpielten wieder zum Tanze auf, und am Abend, wo das Schiff zehn Meilen in der Wache zurücklegte, wurde ein Singſpiel aufgeführet, wie es noch nicht da geweſen war. Hätten die Sänger geahnt, daß wir uns in dieſem Augenblick ganz nahe bei der gefährlichen Rokollippe befanden, ſo wäre zweifelsohne manchem ſein Lied in der Kehle ſtecken geblieben.

Und der gute Wind dauerte fort, alle Welt mit Hoffnungen erfüllend, die — eben windig waren. Pfeilſchnell ſchoß, weißen Kräuſelſchaum im Kielwaſſer zurücklaſſend, unſere wackere Bark durch die dunkelblaue See. Herüber und hinüber ſchwankte die große Wiege mit ihren zweihundert Menſchenkindern. Im Zwiſchendeck klirrt das aufgehangene Blechzeug, knirſtert das Bretterwerk der Koſen, purzeln und kollern die Kiſten, wanken und ſtolpern die Paſſagiere. Hier ſteht ein Bube verblüfft vor ſeinem verſchütteten Linſengerichte, dort verliert ein Schläfer das Gleichgewicht und rollt von ſeinem Strohſacke in einen Kehrichthaufen. Da ergießt ſich ein dunkler Kaffeeſtrom unverſehens über ein lichtes Kleid; hier wieder auf dem Verdecke kutſcht ein unvorſichtiger Geſell mit unbeſchreiblich lächerlichen Grimaſſen von der Luv- nach der Leeſeite unter Fäſſer und Gebälk, und dort bekommt ein anderer von einer Sturzwelle ſo unvermuthet die Seetauſe, daß er vor Schreck das eben in der Kombüſe erhaltene Mittageſſen fallen läßt.

Es war zu ſchön, um mit den andern das Bett zu ſuchen, und ſo wachte ich die ganze Nacht mit den Matroſen am Klüver. Der Zufall fügte es, daß die dort verſammelten vier Leute vor der Steuerbordswache vier verſchiedene Nationalitäten vertraten. Der Koſak in ſeinem zerlumpten braunen Türkenmantel ſang leiſe eine melancholiſche Weiſe ſeiner fernen

Steppenheimath; der Holländer mußte darauf „Prinz Wilhelmus von Nassauen" folgen lassen; Peter, der Engländer, gab ein Negerlied zum Besten; der dänische Schiffsjunge, den man heute mit der Strafe, vier Stunden am „Menschenquäler" * sitzen zu müssen, zum Geburtstage angebunden hatte, tauschte gegen das meerumschlungene Schleswig-Holsten (Gott segn' es!) den „tapperen Landsoldaten" aus. Ein dichter Nebel sank auf die See herab. Von Zeit zu Zeit blies Seweranchen ein mächtiges Ochsenhorn, um andere Schiffe vor einem Zusammenstoße mit dem unsern zu warnen. Den Klüverbaum und die vordern Segel bestrahlte die am Fockmast aufgehängte Laterne mit rothem Licht, während die hinteren Partien des Takelwerks und der Masten sich schwarz vom grauen Nachthimmel abhoben. Aus den Luken drang dumpfes Gemurmel herauf. Eindringlich redete der Kosak dem Panslavismus das Wort; flüsternd erzählte Peter von einer schottischen Kitty, seiner ersten Liebe. Die Glocke auf dem Bugspriet antwortete bimmelnd der Collegin am Compaßhäuschen, und feierlich scholl durch die Stille der Weckruf, welcher die Backbordswache zu Dienste rief:

„Reiß aus, Quartier, auf mein Verlangen!
Du sollst den Mann am Ruder verfangen.
Er hat seine Glasen recht geschlagen —
Reiß aus, Quartier, in Gottes Namen!"

Der 9. August sah uns nach mancher Kreuz- und Querfahrt auf dem 48. Breiten- und 44. Längengrade, hart am nördlichen Rande des Golfstroms und wenige Meilen von den Newfoundlandbanken entfernt. Zwei ganze Wochen war der Wind nie länger als eine Wache günstig gewesen. Kalte Regentage hatten uns den einzigen Trost inmitten all der kleinen Leiden unserer Fahrt, den Aufenthalt auf dem Verdecke verleidet. Geschichten von schwimmenden Eisbergen, die sich in diesen Gegenden herumtreiben sollten, waren an der Tagesordnung. Das mitgenommene Wasser wurde schlechter und schlechter, das Fleisch schien mit ihm Schritt halten zu wollen, das Gebahren des ersten Steuermannes erreichte den Gipfel der Rohheit und Rücksichtslosigkeit. Die Sonnenfinsterniß vom 28., das Schiff, welches wir am 29. ansprachen, der Sturm, den wir am 30. erlebten, sie änderten nur auf kurze Zeit die mürrische, griesgrämliche, ifegrimmige Physiognomie, welche die meisten Gesichter angenommen hatten. Halbverschlafene Tage, schlaflose Nächte, die Sisyphusqual vergeblichen Ankämpfens gegen das Unabänderliche, die Tantalusqual getäuschter Hoffnung, das zum Ugolino-Hunger gewordene Sehnen nach besserer Gesellschaft füllten mein Journal mit Klagen, deren ich mich bei der ersten frischen Brise schämte, aber nur, um beim Nachlassen des günstigen Hauches die kindische Jeremiade mit neuen Kapiteln zu bereichern.

In der That, das Mißgeschick, welches am Morgen erregte Erwartungen noch vor sinkender Sonne zu nichte machte, ließ hinter Herders Ausspruch, daß die Hoffnungen guter Menschen Prophezeiungen sind, ein Fragezeichen setzen, so groß wie der Zickzack, den unser Baltimore auf dem Meere hingekreuzt hatte. Wir hatten, wenn der Bootsmann die Wahrheit sprach, das Recht zu hoffen, daß ein schöner Wind uns in vier Tagen von den Banken nach Newyork bringen könnte, und siehe da, der West, der hier seine Wohnung hat, ließ uns erst nach drei Wochen hinkommen.

Die Beschaulichkeit eines Säulenheiligen oder die Spekulationen eines Fakirs, der sich ein Menschenalter lang auf die Nasenspitze sieht, wären der gewisseste Trost in dieser Situation gewesen; aber dazu fühlte ich mich noch nicht reif, und so versuchte ich mir durch Beobachtung schöner Himmelserscheinungen Linderung der Langeweile zu verschaffen. Das Meer scheint daran reicher als das Land. Wenigstens habe ich nirgends so häufige und so langdauernde Sternschnuppen, selten vorher so prächtige Wolkenbildungen und so überraschend herrliche Mondaufgänge zu bewundern gehabt. Wie anmuthig nahm sich der Sturmbaum aus, wenn er in Gestalt einer riesigen Fächerpalme am blauen Himmel weißröthlich heraufwuchs! Welch ein magisches Bild war der Mondregenbogen, wenn er sich nach langdauerndem Kampfe zwischen der untergehenden Sonne und dem aufsteigenden Nebel mit seinen blassen Farben am dunstig grauen Horizonte ausspannte!

Einmal lag ich in meiner Koje und hörte dem Meere zu, das mir zu Häupten pulsirte und mir tückisch zuflüsterte, wie, nur durch sechs Zoll Tannenholz von mir getrennt, ein grausiger Abgrund hinter mir gähne, in dem Dämonen hausen, grimm wie der Tod, und auf dessen mooligem Boden unter schattenlosen Korallenbäumen Tausende von Schiffen und Zehntausende von Schiffern den letzten Schlaf schlafen. Da rief mich einer hinauf, ein schönes Abendroth zu sehen. Ich folgte, und siehe da, ein himmlischer Maler hatte seinen ganzen Malkasten erschöpft. Eigelbe Wolken wechselten mit lichtgrünen, goldgesäumte schiefergraue mit schwarzgesprenkelten weißen; veilchenblaue quollen wie Rauch über aschfarbene. Und plötzlich änderte sich das Bild; die Sonnenscheibe versank, ein glühender Wolkenbruch stürzte sich aus einem schwarzen Wetter in das feurig erhellte Meer, und in dem düstern Raume darüber saß, gleich einem Vogel mit siebenfarbigem Schweife, eine prachtvolle Wassergalle.

---

* Name eines der obersten Segel; ein anderes heißt der „Sterngucker," noch ein anderes der „Missethäter."

Ein andermal erwachte ich von einem in die Lucke herableuchtenden seltsam gefärbten Strahle. Auf dem Verdecke trampelten und polterten schnelle Füße hin und her. Laut erschallte das Commando des Steuermanns. Mir war, als ob ich den Ruf „Feuer!“ hörte. Schnell fuhr ich auf, sprang die Stiege hinan; das Bramsegel war ebenfalls von dem gelblich rothen Lichte erhellt. Ich blicke über die Verschanzung und ein wunderbar herrliches Morgenroth sieht mir unter einem grau bewölkten Himmel in's Gesicht. Scharf abgegrenzt ragte unter seinen safrangelben und purpurverbrämten Luftgebilden eine dunkle Insel mit einer bethürmten Stadt und einem von Bäumen umgebenen Schlosse, und mit windgeblähten Segeln fuhr ein Schiff auf das Eiland der Täuschung zu, das sich wenige Minuten darauf in Gestalt eines ungeheuern schwarzen Adlers über den Horizont erhob, um den rothen Wölkchen nachzufliegen, die wie Flocken den ganzen Himmelsraum erfüllten.

Ich schalte diese Phantasmagorien ein, weniger um des Gegenstandes, als um der Stimmung willen, die sie beachten und sich an ihnen Arbeit und Labsal zugleich schaffen lehrte. Aber die eben vergangenen Tage brachten auch andere Abwechslung. Unsere Juden feierten das Fest der Tempelverbrennung, ihren Charfreitag. Das abgehobene Dach der dritten Lucke war durch Ueberbreitung eines weißen Tuches in einen Altar verwandelt worden, auf welchem nach einem Umzuge um die Kajüte nach altem Synagogengebrauch die vorgeschriebenen Stellen aus den Thorarollen vorgelesen wurden. Die Ceremonie lief glatt und nett ab wie ein Rosenkranz. Von einer feierlichen Stimmung aber war nichts zu bemerken, und das Trauerfest schloß sogar mit einem solennen Tänzchen.

Ich hatte, wie gewöhnlich, bis zur Mitternachtsstunde auf dem Verdecke zugebracht und war deßhalb bald nach dem Hinabsteigen in meine Koje eingeschlafen, als mich plötzlich ein infernalischer Lärm wieder erwachen ließ. Das große Horn wurde zur Lucke herunter geblasen, und als ich mich erhob, stieg, Gesicht und Hände grün gefärbt, weiße Ringe um die Augen, umwallt von einem langzotteligen Barte aus aufgedröselten Tauen, einen Südwester auf dem Kopfe und eine Harpune in der Hand, Vater Neptun die Treppe herab. Sein Herold und Laternenträger war ein kleiner Mohr in einem langschleppenden, weißen Hemde, der durch sein Sprachrohr jedermänniglich kund that, daß die noch nicht in Amerika gewesenen Passagiere jetzt getauft werden sollten. Ein furchtbarer Tumult erfolgte. Die Männer schimpften, die Weiber kreischten, aber Neptun ließ sich durch nichts in seiner Pflicht irre machen, und ungeachtet aller Drohungen und Protestationen bekam jede Koje, die sich nicht loskaufte, einen tüchtigen Guß Salzwasser aus den bereit gehaltenen Eimern. Den andern Morgen aber traktirte der Matrose Johann seine Kameraden mit dem bei diesem Schifferpasse verdienten Rum, und die Augen der Leute wurden davon so wacker, daß es beinahe der Kapitän gemerkt hätte.

Der 18. August hätte bei einem Haare unsere große Wiege in einen großen Sarg verwandelt, und mit knapper Noth entgingen wir seinen Todtengräbergelüsten. Mehrere Tage hatten wir gegen widrigen Wind, der uns in den Golfstrom zu treiben drohte, angekreuzt. Da hatte am 17. Abends, als wir, auf dem Klüver sitzend, das Meeresleuchten unter uns beobachteten, der Schullehrer, der sich in der Verzweiflung auf's Windrathen gelegt und darin ganz erkleckliche Fortschritte gemacht hatte, aus dem Falle der Sternschnuppen geweissagt, daß der nächste Tag den ersehntesten Oswind bringen würde. Niemand glaubte dem Propheten von Münster, aber wie gesagt, so geschehen. Als wir am Morgen erwachten, flog das Schiff in gerader Richtung auf Newyork zehn Knoten dahin. Das dauerte bis gegen vier Uhr Nachmittags, wo die Brise etwas schwächer wurde, so daß mehr Segel beigesetzt werden mußten. Alle waren guter Dinge, und der Kapitän, welcher die Wache kommandirte, hatte sich zu einem Schläfchen hingelegt. Es war die Rede von einem allgemeinen Balle, bei welchem den letzten Rumflaschen die Hälfe gebrochen werden sollten. Einige Passagiere puzten die Messingzierrathen des Gangspills, andere waren an der Vollendung neuer Namenstafeln für die Gallion, noch andere strichen die etwas unscheinbar gewordenen Eimer an, welche das Dach der Kajüte schmücken, wieder andere endlich vertrieben sich die Zeit mit Kartenspielen. Ich war mit dem Ritter Harold beim „burggekrönten Drachenfels,“ versunken im Anschauen der rebenumrankten Klippen, die sich im „vielgewundenen“ Rhein spiegelten. Da säuselte es, blies es, brauste es, heulte es in raschen Steigerung wie im Handumdrehen von Nordwesten. Unerwartet wie der Adler der Heerde war uns eine schwarze, verderbenschwangere Böe auf dem Nacken. Das Schiff bäumte sich wie in furchtbarer Todesangst auf, stieß und stampfte, wandte sich bald auf die rechte, bald auf die linke Seite. Eine ungeheure Sturzwelle schlug über das Steuerhaus herauf. Knarrend und knackend bogen sich Masten, Raaen und Spieren, und im Nu waren drei der obersten Segel zerissen. — Leichenblaß kam der Kapitän aus der Kajüte gestürzt. — „Reve! reve!“ scholl es in die Logis hinab.

Die aufgescheuchten Passagiere rissen, durch den Bootsmann schnell geordnet, in langer Kette an den Tauen. Die Mannschaft, mit Einschluß von Koch und Zimmermann, eilte die Leitern hinauf, und nach einer halben Stunde voll Angst, die manchen Bramarbas zum Hasenfuß gemacht, war die Gefahr

vorüber. Der Mezger, welcher für vier gearbeitet, rieb ſich vergnügt die Hände; der Eiſenfreſſer aus Berlin, dem bei der Affaire die Knie geſchlottert hatten und die dicken Thränen über die Backen gelaufen waren, verkroch ſich beſchämt in ſeine Koje. Die Weiber legten die haſtig hervorgeſuchten Geſangbücher wieder in die Kaſten und der beabſichtigte Ball fand doppelt leichte Herzen und doppelt gelenkige Beine. Am andern Morgen aber ſah ich auf der Seekarte, daß der böſe Geiſt, der uns mit dieſem Windſtoße überfallen, in gleicher Weiſe und am gleichen Ort ſchon einem andern Schiffe begegnet war — ein Umſtand, der den geſtrengen Herren Commandirenden auf dem Baltimore von Rechtswegen hätte bekannt ſeyn ſollen.

Der 25. Auguſt ließ uns eines jener majeſtätiſchen Gewitter ſehen, die aus dem geheimnißvollen Golfſtrome emporſteigen und ſelbſt im Winter über ihm wüthen, und der 27., an dem wir uns nicht fern von Nantukets-Island befanden, belehrte uns, daß wir im Irrthum geweſen waren, wenn wir ſchon einen vollkommenen Sturm erlebt zu haben meinten. Ich hatte die „thurmhohen Wellen“ unſerer Seeromane bisher für Geburten der Phantaſie gehalten, der es nicht darauf ankommt, der Wirklichkeit eine Elle zuzuſetzen, wenn ſie für ihre Zwecke zu klein iſt. Hier erfuhr ich, daß jenes Epitheton allerdings Berechtigung habe, wenn man dabei auch nicht gerade an den Stephansthurm und den Straßburger Münſter denken darf. Es war ein Wälzen und Wimmeln, ein Ziſchen und Brüllen, ein Heulen, Grollen und Donnern, als ob Millionen in's Meer geſtürzter Giganten ſich zu einem abermaligen Sturme auf den Himmel aus der Tiefe aufzuringen im Begriffe wären. Bald ſchwoll die See zu beiden Seiten zu ſchwarzgrünen Waſſerbergen empor, zwiſchen denen das Schiff wie durch die ſchattigen Schluchten des Todtenreiches ſegelte. Bald brachen die großen Wogen auf Augenblicke in kleine Wellen zuſammen, deren Strudel wie die unheimlichen runden ſchwarzen Augen von Rieſenpolypen nach uns herausſtierten. Bald hob uns die Fluth auf mächtigem Nacken, bald ſtieß ſie uns von der erklommenen Höhe hinab in die gähnende Tiefe, in der ſich mit geiferſchäumendem Rachen und geſpreizten Kämmen blindwüthende, züngelnde und ſchnappende Ungethüme uns entgegen warfen; bald wieder peitſchte ſie mit einem ihrer tauſend Schweife über die Verſchanzung, daß die Getroffenen aufſchreiend hinabflüchteten in den dumpfen dunkeln Wallfiſchbauch des Zwiſchendecks.

Wir waren zu weit vom Lande entfernt, um Gefahr vom Sturme fürchten zu müſſen, wohl aber befanden wir uns nach des Kapitäns Ausdruck keine Schiffslänge vom ſichern Tode, als während des Nebels, der den Aufruhr des Meeres begleitete, der graue Schatten eines großen amerikaniſchen Dreimaſters, als ob er den Baltimore in den Grund bohren wollte, auf uns zugeſchoſſen kam. Eine ſchnelle Umdrehung des Steuerrades trieb uns zu einer Schwenkung nach links, und in der nächſten Minute flog der Amerikaner ſo hart an uns vorüber, daß wir bei hellem Wetter hätten ſehen können, ob ſeine Matroſen blaue oder braune Augen hatten.

So war auch dieſe Tücke des Schickſals glücklich parirt, und es war die letzte. Am folgenden Mittag erblickten wir zwei ſchlankgebaute blaurothweiße Kutter, die auf uns Jagd zu machen ſchienen. Bald gewann der eine, deſſen Segel eine große ſchwarze Eins zeigten, dem andern den Vorſprung ab. Er näherte ſich bis auf Rufweite, fragte, ob wir einen Lootſen nach Newyork brauchten, und ſetzte auf das Ja des Kapitäns unter allgemeinem Freudenhurrah der Paſſagiere den Yankee an Bord, der uns, wie oben geſchildert, drei Tage ſpäter wohlbehalten in die Bay vor Staaten-Island brachte. Wir hatten keine Kranken an Bord, und ſo gab die Sanitätsbehörde nach kurzer Unterſuchung dem Kapitän die Erlaubniß, ſein Schiff durch das uns entgegengefahrene Dampfboot vollends zur Stadt bugſiren zu laſſen. Daß ich, nachdem wir an einem der Hafendämme des Northriver gelandet waren und der Mauthbeamte meinem Koffer ſein Approbatur ertheilt hatte, mich keine Minute mehr auf dem Schiffe verweilte, bedarf keiner Verſicherung. Und als ich nun das Land — wenn auch kein Vaterland — wieder unter den Füßen hatte, welch eine Glückſeligkeit, welch ein Jubel! — So muß dem Propheten Jonas zu Muthe geweſen ſeyn, als ihn der Fiſch ausgeſpien hatte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Schluß von Nr. 44.)

Shakeſpeare auf den franzöſiſchen Bühnen. — Ligier. — Mlle. Rachel.

Wie Schiller von Lebrun und Shakeſpeare von Ducis, wie de Caſtro von dem ehrlichen Corneille, der jede von ihm dem Spanier entlehnte Zeile ſelbſt nachwies, ausgebeutet wurden, ſo geſchah es mit dem großen William noch öfter, und zwar von den verſchiedenſten Seiten und in den mannigfachſten Zubereitungen. Frederic Soulié unter andern trat mit einem Trauerſpiel: Romeo und Julie, wozu das Shakeſpeare'ſche Stück gleichen Namens die Hauptelemente lieferte, unter ſeiner eigenen Firma und Verantwortlichkeit hervor; Caſimir Delavigne hat aus Richard dem Dritten für ſeine Söhne Eduards, die Dank den ſchönen Verſen und der etwas Kotzebue'ſchen Rührung, die in dieſem Drama herrſcht, ſeit dem Jahre dreiundbreißig ſich bis jetzt auf dem Théâtre français erhalten haben und jede Woche wenigſtens einmal, namentlich Sonntags, geſpielt werden, den Charakter des Herzogs von Glocester und eine Unzahl von Einzelzügen entnommen; manche Verſuche der jungen Romantiker für die Porte St. Martin und die andern, vom dramatiſchen Schulzwange freieren Bühnen enthalten Scenen, Momente, Stellen aus ſeinen Werken, und die ganze Romantik holte ſich aus der unerſchöpflichen Fundgrube ſeines Genius Belege für ihr Syſtem und entſchuldigende Beiſpiele für ihre Ausſchweifungen. Alfred de Vigny wagte es zuerſt unter den Auſpicien und mit dem Namen Shakeſpeare's eine Shakeſpeare'ſche Dichtung vor ein franzöſiſches Publikum zu bringen, machte aber mit dem Wagniß nur wenig Glück. Später machte Dumas mit Hamlet ein ähnliches, jedoch durch Pariſer Gaukelkunſt gemildertes Experiment; es kam dabei für die Kaſſe der zwei Theater, die im Verlaufe von einigen Jahren dieſen Hamlet zur Aufführung brachten, und für die Erweiterung des dramatiſchen Ideenkreiſes der Pariſer zwar etwas mehr als bei Vigny's Othello, aber auch nicht viel Glänzendes und Dauerndes heraus. Weit mehr Glück machte ein von dem gewandten, geſchulten und ſtudirten Verſeſchmied Lacroix übertragener und von dem Urtexte ſo wenig als möglich entfernt gehaltener Macbeth, den das Odeon gab, und es war, als ob das raſche Fortſchreiten der Geſchichte, die unaufhaltſame Entwicklung der Ereigniſſe, die logiſche Zeugung der Thaten und die ungeheure Leidenſchaftlichkeit der Hauptperſonen, wie der urkräftige Heldengeiſt, der ſie belebt, für das häufig aus jugendlichen Zuſchauern beſtehende Parterre dieſes dem Studentenviertel nahe gelegenen Theaters etwas Ergreifendes und Berauſchendes gehabt hätte, etwas, worin ihr eigener revolutionärer Rauſſinn ſich wieder fand. Sehr gefiel auch in demſelben Theater eine freie, äußerſt freie Nachbildung der luſtigen Weiber von Windſor, bei der, wenn ich nicht irre, Theophile Gauthier Hand angelegt hatte. In wörtlicher Ueberſetzung iſt dieſes Luſtſpiel eines von den Stücken Shakeſpeare's, welche die Franzoſen am wenigſten verdauen, aber von Theophile und ſeinem ultraromantiſchen Collegen für franzöſiſche Gaumen und Magen gewürzt, gepfeffert und mit der gehörigen Pariſer Brühe begoſſen, machte es faſt Furore. Einen ganz andern Weg hat ein noch junger, wenig bekannter Schriftſteller, der bisher nur dem mehr poetiſchen als theatraliſchen Luſtſpiel und Drama ſeine Kräfte gewidmet und damit bei dem Publikum ſo gut als gar nichts ausgerichtet hatte, Victor Séjour, eingeſchlagen, um eine der großen Shakeſpeare'ſchen Figuren auf der franzöſiſchen Bühne heimiſch zu machen. Er hat kürzlich auf den Brettern der Porte St. Martin ein Stück gegeben, das, wie die berühmte Shakeſpeare'ſche Tragödie, keinen andern Titel als den Namen des gekrönten Verbrechers trug, den die Geſchichte minder als das Genie Shakeſpeare's gebrandmarkt hat, den Namen Richards des Dritten. Man glaubte in der Sphäre, wo man etwas von Shakeſpeare weiß, allgemein, es handle ſich hier um eine mehr oder weniger freie Bearbeitung des Shakeſpeare'ſchen Richard; dem iſt aber nicht ſo, Victor Séjour hat wohl hie und da ein Motiv, ein Bild, eine Wendung, gar manchen ſataniſch-ironiſchen Pinſelſtrich für die Phyſiognomie ſeines Helden aus Shakeſpeare entlehnt, aber der Gang, die Anlage, der ganze dramatiſche und philoſophiſche Charakter ſeines Stücks iſt durch und durch anders. Shakeſpeare's Richard iſt Geſchichte in erhabener Arbeit. Richard unterliegt nicht in den Engpäſſen einer vielverwickelten Intrigue, er unterliegt auf dem Schlachtfeld durch den Willen und das Eingreifen der ſtrafenden Gerechtigkeit; die Handlung beſteht in dem unaufhaltſamen, ruhigen, faſt heitern Hinſchreiten des blutigen Uſurpators zu ſeinem Ziele auf einem Weg voll Opfern, die er geſchlachtet, und voll Gräbern, die er gefüllt; durch den Haß derer, denen er das Theuerſte geraubt, durch den Fluch der einen und die Thränen der andern, durch das Wehgeſchrei ſeiner eigenen Mutter und die holde Unſchuld blühender Kinder geht er ungerührt, unerſchüttert, ſich ſelbſt und die andern höhnend, vorwärts, macht ſich aus jedem Hinderniß ein Mittel, kriecht oder tänzelt, wie es am zweckmäßigſten iſt, mordet ohne Zorn und mit all der Grazie, deren er fähig

ist, und als er endlich alles erreicht, verliert er alles, nicht etwa weil ein überlegender Geist ihm entgegentritt, oder weil er sich in den Netzen eines heimlich gegen ihn gesponnenen Verraths gefangen hätte, sondern weil eben das Maß voll ist und das Blatt in der Hand des Ewigen sich wendet. Das ist so die Weise Shakespeare's, die Missethaten sind bei ihm von vornherein faules Holz, und das Gebäude, das aus ihnen gezimmert wird, bricht eines stürmischen Tags zusammen, ohne daß die Welt zu sagen vermag, wie und warum. Richard ist auf dem Gipfel seiner Macht, da kommt ein Nebenbuhler, greift ihn an, seine besten Freunde und Diener fallen von ihm ab, ohne daß eine Verschwörung den Abfall vorbereitet hätte; er selbst verzweifelt an seinem Stern und seinem Genius und ist besiegt, ehe er sich's versieht. Gott thut hier offenbar die Hauptsache, bei Victor Séjour sind es die Menschen; bei Victor Séjour dreht sich alles um eine Heirath, von der freilich der Besitz des Thrones abhängt. Richard hat einen geheimen, verkleideten, verkappten, unfaßbaren Gegner, der noch tückischer, noch unerschrockener, noch beharrlicher ist als er; zwischen ihm und diesem verborgenen Feinde, dem Freund und Sendling des Herzogs von Richmond, der wie er auf die königliche Braut Elisabeth spekulirt, entspinnt sich ein Mausfallenduell; von beiden Seiten wird das Maximum von List, von Wachsamkeit, von Erfindungsgeist und Späherkunst aufgeboten. Der jüdische Tausendkünstler, der in einem mittelalterlichen Sprektakel nicht fehlen darf, treibt hier ebenfalls sein Spiel, ein Schlafstrunk wird gebraucht, wie in Romeo und Julie, Verwechslungen, die alle Berechnungen umstürzen, finden statt, der Zufall hat seinen mächtigen Antheil an der Verwirrung und dem Ausgang der Begebenheiten; kurz das Ganze ist ein Roman, ein spannender, unterhaltender, sinnreicher Roman, aber immer ein Roman. Richard geht nicht durch Gottes sichtbaren Finger, der über ihm den Stab bricht, sondern durch Menschengeschick zu Grund, der Bösewicht wird bestraft, aber ohne Größe, man hört weder die Stimmen der Gemordeten, noch das Rollen des Donners, und wenn in dem Labyrinthe der Intrigue mitunter etwelches Unnatürliche sich finden mag, so ist von dem Uebernatürlichen doch nirgend wo eine Spur. Victor Séjour soll übrigens die hinreichende Fassungskraft für Shakespeare'sche Auffassung der Geschichte haben; er hätte, sagen seine Freunde, gern den ächten, englischen Richard in seiner heroischen Abgeleimtheit, wie ihn Shakespeare gezeichnet, auf die Bühne gebracht, allein er habe auf sein französisches Publikum, das einmal Vexir- und Versteckenspielen auf dem Theater haben wolle, Rücksicht nehmen müssen.

Nebst dem Publikum hatte Séjour den Eigenschaften und Mitteln des Schauspielers, dem die Titelrolle bestimmt war, Rechnung zu tragen, und hier bieten einige charakteristische Züge des Pariser Bühnenlebens sich und dar. Einmal die Gewohnheit, ein Stück für einen bedeutenden oder doch beliebten Bühnenkünstler zu schreiben, eine Gewohnheit, die zuerst in der Oper, wo man natürlicherweise die Stimmlage der vorzüglichsten Sänger und Sängerinnen bei Anfertigung der Musik beachtete, aufkam, dann auf das Gebiet des Vaudeville überging, wo eine Unmasse von kleinen Possen, die nichts als Rollen für Arnal, Bouffé, Bardou, Levassor, Rowel und deren heitere Collegen waren, zur Welt kam, hierauf in das Melodram, vorzüglich zu Gunsten Frederic Lemaitres, eingeführt wurde, und endlich auch in das höhere Drama, befördert namentlich von Mlle. Rachel, eindrang. Victor Séjours Richard der Dritte ist für Ligier geschrieben, der denselben Charakter lange Zeit in Casimir Delavignes oben erwähnten Söhnen Eduards mit Erfolg darstellte. Ligier war viele Jahre hindurch einer von den Matadoren des Théâtre français, und namentlich in den verwickelten Charakterrollen gerne gesehen. Für Personen, die weder Anmuth der Erscheinung und Bewegung, noch Reiz und Biegsamkeit des Organs verlangten, aber eine grelle Eigenthümlichkeit der Stimme und der Rede, einen auffallenden Schnitt der Maske, eine gewisse Vertrachtheit der Haltung und des Gangs, oder rasche Uebergänge in all diesen Dingen von dem einen zum andern Extrem, mit Einem Wort ein scharfes Gepräge der Darstellung erforderten, für Personen also, wie sie in Deutschland Seydelmann meisterlich zu geben wußte, besaß Ligier nicht geringe Fähigkeiten. Ludwig XI. und der Herzog von Glocester mußten daher seine Glanzpartien seyn und Séjours Richard der Dritte ist gleichfalls seinen Anlagen vorzüglich angepaßt. Die schleichende Grausamkeit und die unheimliche Ironie dieses Tyrannen in dem neuen Stücke, die jedoch zuweilen durch Entladungen des Ingrimms Angesichts unerwarteter oder ungreifbarer Hindernisse unterbrochen wird, ist für Ligier eigens gedacht und gemacht; der Dichter hat erst den Schauspieler studirt, ehe er seine Rolle im Geist gestaltete, und wie der Rock, der aus der Hand eines vollendeten Kleiderkünstlers hervorging, dem Dandy, für den er verfertigt wurde, so saß auch Séjours Richard Herrn Ligier wie angegossen. In den Helden der klassischen Tragödie war Ligier lange nicht so glücklich; die heroische Grazie und der antike Adel liegen nicht in der Sphäre seiner Mittel und sein Vortrag, für die reliefartige Prosa und den einschnittreicheren Vers der neueren Stücke sehr gut geeignet, reicht für das musikalische Gewebe der Racineschen Poesie nicht aus. Dadurch mochte ihm auch das längere Verbleiben auf einer Bühne, für deren bedeutendste Schätze er sich so wenig geschaffen fühlte, wo er namentlich neben einer Mlle. Rachel sehr unscheinbar und untergeordnet dastand, verleidet worden seyn, und man begreift es, daß er seinen Abschied, sobald ihm derselbe statutenmäßig möglich wurde, genommen hat. Nur wurde zur Zeit, als er ihn nahm, mit einem Bedauern, in dem Tadel lag, hervorgehoben, daß ein noch so rüstiger Arbeiter sich schon zurückziehe, und als er kürzlich auf einem andern Theater mit voller Kraft wieder hervortrat, gab dieses Gefühl sich wieder von neuem und hie und da in ziemlich energischer Fassung kund.

Die meisten der hiesigen Schauspieler fallen nicht in Uebertreibung des Zartgefühls, und wenn es auch ehrenvolle, höchst ehrenvolle Beispiele des Gegentheils gibt, so schenen wieder andere, und zwar solche, die durch Talent und Ruf in der ersten Reihe stehen, wo es Wahrung des eigenen Vortheils und Befriedigung der eigenen Laune gilt, selbst vor cynischer Verneffentheit und Mißachtung des Publikums nicht zurück. Vor einigen Tagen war Cinna im Théâtre français angekündigt, Mlle. Rachel sollte

wüthende Republikanerin Emilie ſpielen, das Publikum war in hellen Haufen zugeſtrömt. Das kleine Stück, das der Tragödie gewöhnlich vorangeht, und das man hier das Vorhangſtück (lever de rideau) nennt, war zu Ende und alles erwartete den alten Corneille. Da ward mit einem mal angekündigt, Cinna könne wegen plötzlicher Krankheit Emilias nicht gegeben werden. Das Publikum murrte natürlich nicht wenig, man verlangte und erhielt ſein Geld zurück. Die verſchiedenen Beamten des Theaters beſchwichtigten die Stammgäſte, ſo wie ſonſt Perſonen, die ſich entrüſtet an ſie wendeten, ſo gut ſie konnten, indem ſie verſicherten, Mlle. Rachel ſey wirklich in allem Ernſte krank und der Arzt ſey über den gebrechlichen Zuſtand ihrer Geſundheit in wahrer Verzweiflung. Unter den Abgewieſenen fand ſich ein junger Arzt aus der Provinz, der zugleich Literat iſt und in den Couliſſen ſeines Provinztheaters als Aeskulap wie als ehemaliger Vaudevilliſt aus- und eingeht. In dieſer letzteren Eigenſchaft bekam er auch während ſeines Aufenthalts zu Paris in der Welt der theatraliſchen Berühmtheiten beiderlei Geſchlechts, wie deren Freunde und Beſchützer leicht Zutritt, und wurde bei ſeinem Herausgehen aus dem Palaſte Thalias und Melpomenes an jenem Abend von einem dramatiſchen Collegen, einem noch in voller Thätigkeit begriffenen Vaudevilliſten und Kritiker, zu einem Souper im Café de Paris eingeladen, wo es ſehr luſtig und glänzend hergehen, wo geſungen und geſpielt werden, wo Mlle. Rachel als Hohepriesterin erſcheinen und wahrſcheinlich einige ihrer Prachttiraden deklamiren werde. — Das war alſo die Krankheit der Geſeierten, darum konnte ſie nicht die Emilie im Cinna ſpielen, darum ihre Schuldigkeit nicht thun. Sie hat einen koloſſalen Gehalt, vier Monate Urlaub, die ſie anwendet, um in ganz Europa, umgeben von einer klägſichen Truppe, die Meiſterwerke der franzöſiſchen Bühne herumzuſchleifen, bei Königen und andern großen Herrn, obgleich ſie einſt die Marſeillaiſe abgewüthet, koſtbare Geſchenke zu holen, kurz mit ihren Kräften ſo zu wirthſchaften, daß ſie nach Ablauf des Urlaubs erſchöpft und heißer nach Paris zurückkommt. — In Paris, wo ſie ihr Firum hat, erſcheint ſie ſo ſelten als möglich auf der Bühne, die Woche zweimal höchſtens; ſie machte an den Tagen, wo ſie nicht beſchäftigt iſt, vor nicht langer Zeit noch Ausflüge in die benachbarten Provinzen, wogegen aber ſeitdem wirkſame Einſprache erhoben worden ſeyn ſoll; ſie entblödet ſich nicht, unter dem lügneriſchen Vorwande unvorgeſehener Krankheit, das Publikum, das um ihretwillen gekommen, unverrichteter Dinge wieder heimzuſchicken, damit ſie bequemer, damit ſie zu rechter Zeit bei einem Souper erſcheinen könne, und wie Boſſuet die letzten Klänge ſeiner erſterbenden Stimme der ihm überwieſenen Heerde, ſo ſpart ſie die Reſte eines einſt ſo vollen und hellen, jetzt aber vor der Zeit erſchöpften und ſchnarrenden Organs für die auserwählte Geſellſchaft auf, die von Champagner und Rheinwein erregt, von Salm und Rebhuhn und jedem feinen Wild der Erde und des Waſſers geſättigt, ihre Huldigungen eben ſo wohl der Prieſterin Cytherens als der Prieſterin Melpomenes darbringt.

Es erſchien dieſer Tage, aus einer der bedeutendſten hieſigen Monatſchriften abgedruckt, eine kleine Abhandlung, deren Verfaſſer ſich darzuthun beſtrebt, daß Kants Theorie des Erhabenen ſchon in dem Buche eines franzöſiſchen Advokaten, Namens Sylvain, der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts geblüht habe, enthalten ſey. Dieſes Buch ſey jedoch von Sylvains Zeitgenoſſen und Landsleuten verkannt und ſo Frankreich der Ruhm einer Erfindung, die ein Franzoſe zuerſt gemacht habe, entriſſen worden. Der Verfaſſer der Abhandlung klagt Kant nicht des Plagiats an, er will nur feſthalten, daß ein Franzoſe achtzig Jahre vor dem berühmten deutſchen Philoſophen einen der großen Gedanken, womit dieſer die Welt bereichert, ſchon gehabt habe. Was es auch für eine Bewandtniß mit dem Gegenſtande dieſes kindiſchen Patrioteneifers habe, ſo viel ſcheint mir ausgemacht, daß wenn genannter Sylvain das Erhabene mit Recht als etwas anſieht, was den Eindruck des Höchſten, Aeußerſten, Unüberbietbaren in ſeiner Art auf uns macht, Mlle. Rachel in dem Gebiete dreiſter Pflichtvergeſſenheit und höhniſcher Hintanſetzung alles Anſtands die Idee des Erhabenen unbeſtreitbar verwirklicht.

Berlin, Oktober.

(Schluß.)

Der Kölner Proceß. — Mordgeschichten.

Einige Aufmerksamkeit erweckt denn doch der Communistenproceß in Köln. Wenn man ihn indeß als ein Peletonfeuer von Schreckschüssen benützen wollte, wären dieselben im gegenwärtigen Augenblick ohne Noth verpufft. Der Eindruck wirkt vielmehr als ein allgemein beruhigender. Solche Verirrung des Verstandes, gleichviel ob nur von excentrischen Geistern ausgeheckt und von wenigen gehalten, oder von ganzen Massen verzweifelnder ergriffen, wofür die Junischlacht in Paris spricht, kann nun und nimmermehr auf einen dauernden Erfolg rechnen. Es gibt Dinge und Principe, die sich selbst todtschlagen, auch wenn keine Cavaignacs bereit stehen, den Säbel gegen sie zu ziehen. Man muß wenig in der Geschichte erfahren seyn, um nicht wenigstens den Trost aus dem Proceß zu schöpfen, daß von dieser Seite der alten socialen und sittlichen Weltordnung so wenig der wirkliche Untergang droht, als daß von China aus Europa einst erobert wird. Die beste Lehre werden die ehrenhaften Demokraten daraus schöpfen, eine wie dünne Scheidewand sie von einer Partei trennte, in deren Munde der Freiheitsruf wie ein fürchterlicher Hohn klang und die bereit war, sie selbst, ihre temporären Bundesgenossen, zu verschlingen.

Mehr Schrecken erregt die Mordgeschichte aus der Lausitz. Die Baronin Schimmelpfenning, eine Wittwe in Jahren, die dort auf ihrem Schlosse durch Räuber, welche auf Leitern in den Eckthurm gestiegen, in der stillen Nacht erdrosselt worden, ohne daß man bis jetzt die geringste Spur der Thäter entdeckt hat, stammt aus einer bekannten Bankierfamilie in Berlin, um die kein Lustre eines historischen Namens schauert. Aber sie ist hier wohl bekannt und reich, und die Vorstellung, daß gerade einer solchen Dame, erzogen in aller Ueppigkeit und Weichlichkeit des fashionablen und von der Polizei wohl bewachten Daseyns, ein derartiges Ende bevorstand, das sich für die Burggräfin in einem einsamen Feudalschloß in der Wirklichkeit oder Kriminalnovellistik eignete, hat für die Gemüther hier etwas besonders Schauerliches. Daß das nebenan schlafende Kammermädchen nichts gehört als ein Rasseln mit Schlüsseln, daß sie dabei nichts Arges gedacht, weil es der Baronin Art war, in der Nacht plötzlich ihre Schlüssel zu zählen, und daß die genaue Kenntniß der Oertlichkeit, der verlorene Bart auf Personen deuten, die genau im Hause Bescheid gewußt und vor allem die Entdeckung fürchteten, vielleicht um deren willen allein die Mordthat verübten, daß sie endlich die eigentliche Geldkasse nicht erbrochen haben, weil deren unscheinbare Gestalt sie täuschte — dieß alles gibt dem Verbrechen allerdings noch ein romantisches Lustre. Daß unsere bis zum äußersten Grade ausgebildete Polizeiwissenschaft derartigen Verbrechen nicht vorwachend entgegen arbeitet, wollen wir ihr nicht auch zum Verbrechen machen. Wir stehen an der Scheide des non plus ultra.

Aber wir haben noch eine Tragödie in unserer eigenen Mitte erlebt, der es an Gräßlichkeit nicht fehlt, obgleich keine Bösewichter mitspielen, und die an Fatalität einem Schicksalsdrama gleicht, ob sie schon nur in einer achtbaren Handwerkerfamilie spielt. Der Buchbindermeister Schütz wird als ein tüchtiger, geachteter Bürger und Familienvater gerühmt. Vor langen Jahren hilft er einem Cavalier, der im Hofcostüm, aber in trunkenem Zustande, nach Hause kommt, die Treppe hinauf. Der Cavalier stolpert, fällt, Schütz hält ihn, aber dabei bricht der Galanteriedegen an jenes Seite. Schütz nimmt diesen auf und es gelingt ihm, den Bestinnungslosen in sein Zimmer zu bringen. Der zerbrochene Degen bleibt in der Hand des Nüchternen und der Cavalier fand vermuthlich keinen Beruf ihn zurückzufordern. Der Finder, oder sein Gesell, machte sich ein Vergnügen daraus, dem Degen, dem die Spitze fehlte, eine neue anzuschleifen; so sah er wie ein länglicher Dolch aus und ward oft zum Scherz geschwungen, ohne daß man je eine böse Absicht dabei gehabt. Da kam aber der März 1848 heran. Der Gesell stürzte unter die bewaffneten Massen. Zu Ermanglung einer Waffe ergriff er den verkürzten Galanteriedegen. Eine Kugel trifft ihn tödlich auf der ersten Barrikade; er wird nach Haus getragen, in der Hand noch krampfhaft den Degen haltend. Er stirbt, der Degen bleibt wieder im Hause. Schütz hat inzwischen eine Nürnbergerin geheirathet und ist glücklicher Familienvater. Seine Frau findet das Instrument ganz dazu geeignet, Häringe daran zu braten, wie sie es in ihrem väterlichen Hause gewohnt war. Seitdem diente der Degen als Bratspieß. Vor Kurzem war des Meisters Geburtstag. Die Verwandten in Nürnberg schicken ihm dazu ein Fäßchen von dem starken Nürnberger Bier. Die Familie wird ungemein heiter; jeder fühlt die Wirkungen des Getränkes, keiner aber mehr als das Geburtstagskind, welches daran nicht gewohnt ist. Die Frau redet ihm ab mehr zu trinken, so auch ihr Bruder, der junge Kupferstecher Afinger. Schütz tobt, nicht im Zorn, sondern in der Lustigkeit. In der einen Hand den Bratspieß, schleppt er mit der andern einen Eimer Wasser in's Zimmer und droht, wer nicht den edlen Nürnberger Saft trinken wolle, solle den Eimer Wasser leeren. Da eilt Afinger ihm mit offenen Armen entgegen und eben so umschließt ihn Schütz, aber im selben Augenblick hat er ihm von hinten die Brust mit dem scharfen Stahl durchstoßen, daß die Spitze zur Brust heraus kommt. Und das ist das Werk eines Augenbl[ks].

Noch im alten besinnungslosen Zustande wird der unglückliche Mörder nach dem Polizeigebäude gebracht. Er weiß von nichts; erst als die Leiche des Ermordeten ihm vorgezeigt wird, kehrt die Besinnung zurück und es folgt eine der erschütterndsten Scenen. Er sinkt kreischend zusammen, er hat ja in seinem Schwager seinen geliebtesten, besten Freund umgebracht. Der Jammer in der Familie ist unaussprechlich. Der ermordete Afinger war ein tüchtiger Künstler, von dem man sich noch viel für die Kunst versprach. Ob der Staatsanwalt eine Anklage gegen den Mörder finden wird, ist noch ungewiß.

Lassen Sie mich mit etwas Heiterem schließen. Von einem bisher ganz ungenannten und ungekannten Dichter ist ein Gedicht, eine märkische Idylle, erschienen von der alle bewährten Kenner und Freunde der Poesie versichern, daß sie das ausgezeichneiste sey, was seit langen Jahren in dieser Gattung vor's Publikum getreten ist. Sie heißt die „Hegler Mühle," der Verfasser Niendorf. Zum Rühmen ist hier nicht mehr Raum, sie rühmt sich selbst vor dem, der für solche Naturlaute, wie sie hier anklingen, noch Sinn hat. Der Verfasser war auch ein vom allgemeinen Flammenhauch Angesengter und Zerrissener; er hat sich aufs Land gerettet und unter den Mailüften, die kein politischer Brand und Sturm verdirbt, hat er seine Gesundheit wieder gefunden und Anschauungen und Gefühle besungen, die wie die Natur zu allen Zeiten Geltung haben.

London, Oktober.

Die Season. — Die politische Lage.

Die „Ferien" sind zu Ende und die Wintersaison nimmt ihren Anfang. Der böse Zauber ist gewichen, und die Gesellschaft, aus dem Starrkrampfe erwacht, reibt sich den Schlaf aus den Augen und weist der Langeweile die Thüre. Geschäft und Vergnügen drängen sich ungestüm in den Vordergrund, und die Politik — doch halt, ich vergesse, daß die Politik eine matter of business ist, und ich hätte sogar schon das Vergnügen, ich meine das englische Vergnügen, nicht von dem Geschäfte trennen dürfen. — Wer London vor ein paar Wochen gesehen, kann es heute kaum wieder erkennen. Es hat sich so durchaus verändert! Nicht äußerlich; das Gesicht ist noch immer dasselbe; aber welcher Wechsel im Ausdruck! Es ist nicht mehr die todte, unbeholfene Masse, die sich schwerfällig bewegt, wie ein Nachtwandler; der gigantische Leib ist beseelt, der Koloß hat Bewußtseyn, Gedanken, Empfindungen, Leidenschaften. Nicht als ob ich den dritthalb Millionen der Metropolis für einige Monate das Denken und Fühlen absprechen wollte. Nein, ich weiß es aus eigener Anschauung, sie haben auch in der dumpfigsten Zeit der Apathie gelacht und geweint, geliebt und geschmollt, geküßt und sich geprügelt; sie haben gekauft und verkauft, gearbeitet und gefaullenzt, spekulirt, und sogar Zeitungsartikel geschrieben. Ich weiß, sie haben gelebt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie sich als Engländer nicht zu Tode langweilen konnten. Aber diesen dritthalb Millionen Einzelleben fehlte das Gesammtleben, dieses Conglomerat von individuellen Existenzen war ohne gemeinsame Ideen, ohne gemeinsame Bestrebungen, mit einem Wort, ohne Collektivseele. Jezt, Gott sey Dank, ist es anders. Die öffentliche Meinung regt ihre Schwingen, die Interessen erheben das Haupt und stoßen in die Lärmtrompete, die Parteien entfalten das Banner und rennen zur Tribüne, die Presse zieht mit Wollust die frische Luft in ihre Lunge, und richtet sich empor, wie eine vertrocknete Blume im Thau des Morgens. Die politische Bühne ist hergerichtet und das Publikum sezt sich erwartungsvoll im Parterre nieder, entschlossen, selbst auf die Bretter zu springen, wenn die Schauspieler ihre Pflicht nicht thun. Und das Stück ist dießmal schwer. — Es fällt mir nicht ein, der Season diesen plötzlichen Umschwung zuzuschreiben. Mag seyn, daß sie einen kleinen Theil daran hat. Wenn John Bull eine Revolution machen wollte, wäre er im Stande, vorher den Kalender nachzuschlagen, ob die Zeit auch passend sey. Aber daß dieser oder jener fashionable Vergnügungsort offen steht, daß Mylord Y. in Grosvenorquare Sherry trinkt, statt in Buckinghamshire, hat wohl nicht sehr viel mit der Bewegung zu schaffen, die jezt in England sichtlich um sich greift, und die um so mächtiger zu werden droht, weil der Boden so lange brach gelegen, auf welchem sie wuchert.

Erlauben Sie mir einen kurzen Abstecher in das Gebiet der Politik. Die Lage Englands ist bedeutsam genug, um die ernsteste Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Das alte Parlament wurde bekanntlich aufgelöst, weil es keine regierungsfähige Majorität enthielt. Die Neuwahlen sollten den gordischen Knoten entwirren. Aber der Ausgang entsprach den gehegten Erwartungen nicht. Der „Appell an das Volk," weit entfernt, die obschwebende Frage zwischen Industrie und Grundbesitz, zwischen Freihandel und Schutzzoll zu lösen, hat sie nur noch mehr verwickelt. Die Tories sind unterlegen, kein Zweifel, aber die Whigs haben die Niederlage getheilt. Es gibt im neuen Unterhaus eben so wenig eine Majorität, wie im alten. Die kombinirte Freihandelspartei hat allerdings die Mehrheit, aber sie ist zu sehr gespalten, als daß sie nach einem festen Plan handeln, oder gar ein dauerndes Ministerium bilden könnte. Die Protektionisten sind wo möglich eben so zerfahren, und ihre einzige Stärke besteht in der Schwäche der Opposition. Wir haben nach wie vor eine Regierung, die sich auf eine Minorität stüzt, die aber für den Augenblick durch keine andere Regierung ersezt werden kann. Die Wahlen sind also ohne positives Resultat geblieben. Aber gerade darin liegt ihre Bedeutung. Die Art und Weise, wie der jetzige legislative Körper zusammengesezt ist, steht mit den Bedürfnissen der Zeit und der Entwicklung Englands in direktem Widerspruch. Das Wahlrecht knüpft sich noch immer an den Ort. Es ist nicht eine bestimmte, gleichmäßige Anzahl von Menschen, die ein Mitglied in das Parlament schickt, es ist diese oder jene Stadt, dieser oder jener Marktflecken, der im Lauf der Geschichte das Privilegium erlangt hat. Die Menge der Einwohner kommt nicht in Betracht. Ein Städtchen mit 200 Wählern kann dieselbe Vertretung haben, wie eine Stadt mit 20,000.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 47. 21. November 1852.

— Isti quidem hercle orationi Oedipo
Opus conjectore est, qui Sphyngi interpres fuit.
Plautus.

Das Mährchen von Goethe,

in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. *

I.

In der Pfingstwoche des Jahres 1852 hatten sich mehrere junge Männer und Damen in einer paradiesischen Gegend der Provinz Sachsen auf's Land begeben, um sich in der Schönheit der Natur von Anstrengungen und Verdrießlichkeiten des Berufslebens zu erholen. Als die kleine Gesellschaft eines Nachmittags durch Ungunst des Wetters auf das Zimmer gewiesen war, griff man zur Lektüre, und unter anderem auch zu Goethes berühmtem Mährchen. — Man genoß mit Entzücken die liebliche Dichtung, freute sich des seltsamen, wunderlichen und doch wieder so harmonischen Spiels der Goethe'schen Phantasie; aber keiner konnte sich des Gedankens erwehren, daß hinter den lieblichen Gestaltungen des Mährchens eine tiefere Bedeutung verborgen liege. Es wurde zwar auch zur Sprache gebracht, daß solch eigentliche geborene Dichternatur, wie die Goethe'sche, an und für sich schon weniger zu Allegorien in der Poesie greife, die vielmehr von den Dichtern mindern Ranges — die zu abstrakten allgemeinen Gedanken erst ein concretes besonderes Bild oft mühsam suchen — häufiger in Anwendung gebracht würden. Aber man mußte sich doch gestehen, daß es auch Fälle geben könne, wo ein Dichter wie Goethe fast geradezu gezwungen sey, zu Allegorien seine Zuflucht zu nehmen, wie z. E. aus dem zweiten Theile des Faust zur Genüge erhelle, wo doch häufig keine andere als die allegorische Form auch nur möglich gewesen. So kehrte man denn, durch Gründe getrieben, wieder zu dem Ergebniß des ersten unmittelbaren Gefühles zurück, daß auch diesem Mährchen eine tiefere Bedeutung zu Grunde liege, und dem einen der jungen Männer, von dem es bekannt war, daß er gern und häufig sich mit dem Studium Goethes beschäftige, ward der Auftrag, das Mährchen weiter zu erforschen und das Gefundene mitzutheilen. — Hier ist das Resultat seines Nachdenkens.

Die Personen und Gestalten, welche in der Entwicklung der Handlung in den Vordergrund treten, sind der Mann mit der Lampe, der goldene, silberne und eherne König, die Lilie, der junge Mann mit dem schattenhaften Leben, die Irrlichter, die Schlange, der Riese. Von großer Wichtigkeit ist außerdem der Tempel.

Der Zustand, in welchen uns der Beginn und Fortgang des Mährchens versetzt, ist ein gleichsam

* Ausgabe in 55 Bänden, Band 15, S. 210 ff.

verzauberter. Alles lebt in einer gedrückten, sorgenvollen Stimmung, über die ganze Fortentwicklung der Handlung ist wie eine schwüle Gewitterluft ausgegossen. — Am Schlusse tritt eine Erlösung aus den gebundenen Zuständen, ein idealer Zustand ein. Dieser ideale Zustand wird durch die Erbauung des Tempels, der bisher in den Tiefen der Erde seinen Grundzügen nach verborgen war, hinauf auf die lichte Oberwelt der Erde allegorisch dargestellt. Auf diesen Zweck, die Aufrichtung des Tempels arbeitet alles im Mährchen mit wunderbar einheitlichem Zusammenwirken harmonisch hin. Und mit dieser Aufrichtung des Tempels ist dann die Erlösung der Lilie und des jungen Mannes auf's Engste verknüpft. Beide Ereignisse treten zu gleicher Zeit ein, eines durch das andere bedingt.

Der *Tempel* nun, der bisher in den Tiefen der Erde stand, und der, „als es an der Zeit war," hinauf an die Oberwelt befördert wird, ist der Staat, und zwar der ideale Staat. Er steht in den Tiefen der Erde: er ist nur in der Idee vorhanden, einige vorzüglich Begabte ahnen und kennen sein Daseyn; er wird auf die Oberwelt geschafft: er tritt in die Wirklichkeit, in's Leben ein. Zu ihm wandert die Volksmenge in zahlreichen Schaaren, und er ist der besuchteste Tempel auf der ganzen Erde. — Goethe hat diesen Tempel nicht, wie die Dichter gewöhnlich ihre allegorischen Tempel, auf einen Berg gesetzt, sondern an einen Fluß. Denn der Fluß, das Wasser überhaupt, ist das vorzüglichste Verkehrsmittel, und gerade am Flusse steht der Tempel so recht mitten in der Welt, jedermann zugänglich. *

In dem idealen Staate nun, der, wie wir unten sehen werden, eine monarchische Verfassung hat, sollen drei Gewalten herrschen: der goldene, silberne und eherne König, d. h. die Weisheit, der Schein und die Gewalt; denn diese sind die drei, die da herrschen auf Erden.

Der *goldene König*, als der Repräsentant der Weisheit, wird als ehrwürdiger Herrscher dargestellt; der Gestalt nach eher ein kleiner als ein großer Mann, von wohlgebildetem Körper, mit einem *einfachen* Mantel umgeben; ein Eichenkranz hält seine Haare zusammen. — Alle diese Attribute sind sehr bezeichnend für die Weisheit ausgewählt. Nicht minder passend sind die Fragen, welche er (S. 218) an die Schlange richtet: Was ist herrlicher als das Gold? das Licht. — Was ist erquicklicher als das Licht? das Gespräch. Das Licht ist das Symbol der Weisheit, das Gespräch ihr erquicklicher Ausfluß. — Als die flatterhaften Irrlichter diesem ehrwürdigen Bilde der Weisheit zu nahe gekommen waren, um an seinem Golde sich zu sättigen, spricht er: hebet euch weg von mir, mein Gold ist nicht für euren Gaum! — Und als der junge König seine Regierung antritt ruft er ihm die schönen Worte zu: Erkenne das Höchste! und drückt ihm mit väterlich segnender Geberde den Eichenkranz auf's Haupt (252).

Der *silberne König* als der Repräsentant des Scheins ist von langer und eher schmächtiger Gestalt; sein Körper ist mit einem *verzierten* Gewande überdeckt, Krone, Gürtel und Scepter sind mit Edelsteinen geschmückt; er hat die Heiterkeit des Stolzes in seinem Angesicht. Auch diese Attribute sind fein und sinnig ausgewählt, um den Schein, den äußern Glanz zu bezeichnen. Wie mit der königlichen Würde die Weisheit unzertrennlich verbunden seyn muß, so kann sie auch des Scheines, des Nimbus nicht wohl entbehren. Daher die Häufung der königlichen Symbole — Purpur, Scepter und Krone — auf den silbernen König. — An und für sich zwar wäre wohl der äußere Glanz von dem Begriffe der königlichen Würde ablösbar, allein wenn man die Menschen nimmt wie sie sind, so ist es natürlicher Zug und Wunsch des Volks, daß sein König mit Glanz und Pracht die königliche Würde repräsentire, und es wird spät oder niemals dahin kommen, daß der Nimbus von der königlichen Person schwindet; ja es ist kaum wünschenswerth, daß er schwinde. — Als daher der silberne König fragt: Endigt sich mein Reich? — erhält er die Antwort: spät oder nie (219). — Wo ein Herrscher nun mit diesem schönen Scheine, diesem heiligen Nimbus umkleidet ist, da folgen die Völker mit Vertrauen seiner Leitung. Daher ist das Vertrauen von Seiten des Volks das nothwendige Ergebniß des königlichen Nimbus; das eine wird durch das andere hervorgerufen. Und wie die Heerde vermöge solchen Vertrauens sorglos dem Hirten folgt, wie nur der Hirt, der dieses Vertrauen empfängt, die Heerde weiden kann, so ruft der silberne König dem jungen König mit gefälliger Stimme die Worte zu: Weide die Schafe! und übergibt ihm sein Scepter (252).

Der *eherne König*, als der Repräsentant der Gewalt, ist von mächtiger Gestalt, lehnt sich auf seine Keule, ist mit einem Lorbeerkranze geschmückt und gleicht eher einem Felsen als einem Menschen. Seine Stimme ist stark und zu seinen Füßen liegt ein Schwert in eherner Scheide (252). — Aus diesen Attributen ersehen wir, daß vorzugsweise wohl die kriegerische Gewalt gemeint ist. Dieser mächtige Fürst, der zugleich mit den beiden andern seine Wirksamkeit in der Welt antreten soll, gibt dem jungen König sein Schwert und ruft: Das Schwert an der Linken, die Rechte frei! (252).

* Daher spricht denn der Alte zu den Königen (S. 258), daß die ganze Gesellschaft aus der Welt komme und mit den Königen in die Welt zurückkehren werde (nämlich aus der unvollkommenen in die vollkommenere).

Dieser Gruppe der drei Könige, deren Wirksamkeit sämmtlich in der zu schaffenden idealen Periode beginnen wird, steht nun eine zweite Gruppe aus der früheren Periode, deren Charakter Sorge und Trauer ist, gegenüber, nämlich die Irrlichter, die Schlange und der Riese. Sie bezeichnen die Gewalten, welche bisher geherrscht haben, so lange der Tempel noch in den Tiefen der Erde stand, welche aber auch — theilweise wenigstens — den neuen idealen Zustand des Staates mit verwirklichen helfen. Dem goldenen König der idealen Periode entspricht die Schlange der früheren, dem silbernen König stehen die Irrlichter gegenüber, und der eherne König hat seinen Vortypus im Riesen.

Zuerst die schöne grüne Schlange. — In der Schlange hat Goethe den bekannten Charakter, welchen ihr Naturgeschichte und Fabel beilegen, beibehalten, den nämlich der Klugheit, und wir dürfen unbedenklich hinzufügen: der Gelehrsamkeit; er abstrahirt aber von der andern Seite jenes Charakters, von der Falschheit, ganz oder doch zumeist. Die Schlange besteht nicht aus Gold, dem Symbole der Weisheit, aber sie nährt sich öfters davon, sie schöpft aus den Klüften, wo das Gold wohnt (218), aus der Quelle der Weisheit, und wird durch diesen Genuß durchsichtig und selbstleuchtend, daß sie auch andere Gegenstände, Blätter und Blumen, durch ihr anmuthiges Licht zu verklären vermag (213). Sie erfreut sich an ihrem eigenen Lichte (217) und in ihrem erleuchteten Zustande entdeckt sie den unterirdischen verborgenen Tempel, ahnt den kommenden idealen Zustand unter den drei Gestalten dieser Gruppe zuerst und allein (217). Zwar vermag sie das kommende Ideale nicht in seiner Gesammtheit zu fassen, aber einiges davon, die nächsten Gegenstände, werden ihr doch deutlich (218). Sie weiß auch das vierte Geheimniß (220), sie sagt der Lilie, daß die Weissagung von der Brücke erfüllt sey (und zwar in ihr selbst durch den Genuß des Goldes), daß auch der Tempel erbaut sey, wenn er gleich noch in den Tiefen der Erde ruhe (235), und daß sie in ihm die großen Worte habe ertönen hören, es sey an der Zeit (235). Sie ist es, welche, als der junge Mann durch Berührung der Lilie getödtet ist, auf Rettung sinnt, während alle übrigen rathlos sind und verwirrt dastehen, und auch ein erfolgreich Mittel der Rettung findet (239—241). Sie erkennt, daß es an der Zeit sey, sich selbst aufzuopfern, ehe sie aufgeopfert werde (245), und verfährt auch hienach. In allen diesen Zügen offenbart sich ein Bild zwar noch mangelhafter und beschränkter, aber tiefer und umsichtiger Klugheit.

Sodann die zweite Gestalt dieser zweiten Gruppe sind die Irrlichter, eine gar liebliche und dem Naturcharakter der Irrlichter so treu entsprechend gehaltene Erfindung der Goethe'schen Phantasie. Sie entsprechen dem silbernen König der ersten Gruppe, denn dieser ruft ihnen zu: „ihr seyd mir willkommen," nachdem der goldene König sie von sich weggewiesen hatte (248). Sie repräsentiren den Schein, aber freilich nicht den — daß ich so sage gediegenen Schein des silbernen Königs, nicht die solide Pracht, den schönen wahren Glanz, sondern den schlechten, flüchtigen Schein, dem es um den Augenblick und seinen Genuß zu thun ist, dem tiefere, nachhaltigere Zwecke fehlen; die Verschwendung, die durch Werthun des Goldes keine weiteren Zwecke erreichen will, sondern der das Verschwenden an sich ein Genuß ist; die Galanterie gegen das schöne Geschlecht, ganz in der feinsten Weltmannsmanier; den aristokratischen Stolz, aber nicht den finstern, herrischen, sondern jenen feineren, liebenswürdigeren, der gerade in der Leutseligkeit und Herablassung zu andern sich seiner Höhe und Erhabenheit bewußt wird; die Unbeständigkeit und den Leichtsinn, der in liebenswürdiger Sorglosigkeit von einem Genuß zum andern flattert, der nicht auf Böseswerthun ausgeht, aber auch sich nicht lange quält, wenn dergleichen einmal unabsichtlich verschuldet ist, und der gern, wenn er kann, nicht aus wahrem Mitgefühl, aber etwa zur eigenen Unterhaltung und zum Zeitvertreib gegen andere dienstbereit ist und vermöge seiner großen Geschicklichkeit und Behändigkeit zuweilen wesentliche Dienste leistet.

Heben wir einzelne Züge aus der Schilderung der Irrlichter im Mährchen zur Bestätigung des Gesagten heraus. Sie zischen in einer unbekannten, sehr behenden Sprache gegen einander und brechen mitunter in ein lautes Gelächter aus, hüpfen bald auf den Rändern und Bänken, bald auf dem Boden des Kahns hin und wieder (210). Ueber die Zumuthung des alten Fährmanns, sich zu setzen, brechen sie in ein großes Gelächter aus, und treiben mit ihm allerhand Unarten (211) und Scherz, und vergessen darüber das Wichtigste (212). An den Fährmann, an die Schlange, an die Volksmenge verschwenden sie Gold, ohne dadurch von ihrer guten Laune das mindeste einzubüßen (211. 215. 258. 242), vergessen es aber immer, ihre alte Schuld abzutragen (222) und beauftragen damit die Frau des Mannes mit der Lampe. — Sie sterben vor Ungeduld, sich der schönen Lilie zu Füßen zu werfen (215), schmeicheln der Frau des Alten mit der Lampe, werden zudringlich, streicheln sie und treiben allerhand Muthwillen mit ihr (222); wollen sich erst incognito im Park der schönen Lilie aufhalten und sich dann, sobald sie nur irgend präsentabel sind, d. h. mit Anbruch der Nacht, der vollkommenen Schönheit vorstellen lassen (230); sie sind sehr artig gegen die Prinzessin und deren schöne Begleiterinnen, und sagen ihnen mit der größten Sicherheit und mit vielem Ausdruck ziemlich gewöhnliche Sachen, und die Frauenzimmer schlagen über

das Lob ihrer Schönheit bescheiden die Augen nieder (243). Sie sind etwas hochfahrend gegen die Schlange und werfen ihr in scherzend gutmüthiger Weise ihren geringen Stand vor, reden sie ohne weiteres mit „Du“ an, während sie sonst mit „Sie“ angeredet wird, so daß sich die Schlange in Gegenwart dieser Verwandten sehr unbehaglich fühlt (214); dagegen lassen sie es vor den ehrwürdigen Herrschern an Ehrfurchtsbezeugungen und Verbeugungen nicht fehlen (214). Und nur ein einziges mal, als die große Katastrophe nahe rückt, vermögen sie es, ihr leichtes Naturell so weit zu bezwingen, daß sie der Schlange feierlich folgen, so daß man sie für die ernsthaftesten Flammen hätte halten sollen (244). — Sie versprechen den Alten, ihnen wieder zu dienen (223), und sie thun es später dadurch, daß sie Schloß und Riegel des Tempels aufgehen und somit die Pforten des Heiligthums öffnen (247 ꝛc.), und daß sie die goldenen Adern des vierten Königs vollkommen rein herausleckten mit ihren spitzen Zungen (251).

Sehr bezeichnend für die aristokratische Natur der Irrlichter ist es auch, daß nur in ihren Reden fremde und gleichsam fashionable Ausdrücke vorkommen, z. B. incognito, präsentabel, horizontal, vertical; sie ersuchen die Schlange, sie der vollkommenen Schönheit vorzustellen; sie sterben vor Ungeduld, sich der schönen Lilie zu Füßen zu werfen.

Die dritte Figur endlich der zweiten Gruppe, der Riese, entspricht dem ehernen König der ersten Gruppe, und wie dieser letztere die Gewalt repräsentirt, so ist ebenfalls die Gewalt die Bedeutung des Riesen, nur mit dem Unterschiede, daß er die rohe Gewalt bezeichnet, während wir die Gewalt des ehernen Königs eher Macht oder Kraft nennen könnten. — Er fragt nicht nach dem Eigenthumsrechte, sondern als die Alle mit Früchten im Korbe ihm naht, nimmt er ein Kohlhaupt, eine Artischoke und eine Zwiebel, führt sie ohne weiteres zum Munde und geht dann seiner Wege (224), und später führt er mit seinen ungeheuern Fäusten so kräftig und ungeschickt unter der Menschenmenge, die auf der Brücke geht, hin und wieder, daß Menschen und Thiere in großen Massen zusammenstürzen, beschädigt werden und Gefahr laufen in den Fluß geschleudert zu werden (256).

Unter den drei Gestalten der zweiten Gruppe tritt der Riese am wenigsten auf. Vielleicht findet dieser Umstand seine Erklärung darin, daß Goethe, dem das Rohe, Ungeschlachte, Gemeine im Leben ganz besonders widerwärtig war, dasselbe auch in seinen Dichtungen sehr wenig zur Darstellung zu bringen liebt; er, eine feine, aristokratische Natur, hielt sich dergleichen im Leben und in der Dichtung möglichst fern. Doch wollen wir hierauf kein Gewicht legen, denn der Riese kommt hinlänglich im Märchen vor, um seine Bedeutung erkennen zu lassen.

Fassen wir, bevor wir weiter gehen, die gefundenen Resultate noch einmal zusammen, so ergibt sich Folgendes: Der bisherige Zustand des Staates erschien Goethen als ein unvollkommener, und er gibt Andeutungen im Märchen, wie der Staat sich zu einem idealen entwickeln könne. An der Spitze des Staates soll ein König stehen, und die Kräfte oder Eigenschaften, mit denen er sein Volk lenkt, sollen Weisheit, Schein und Gewalt seyn, oder mit andern Worten: seine Regierung soll eine weise, Vertrauen erweckende, oder glänzende und kräftige seyn. In welche Form diese monarchische Regierung gekleidet seyn soll, ob Absolutismus oder Constitutionalismus, darüber liegen im Märchen keine Andeutungen und Fingerzeige vor, ist im Grunde aber auch gleichgültig auf jenem Standpunkte, da sowohl die eine als die andere Regierung, die absolute wie die constitutionelle, mit jenen Eigenschaften begabt seyn kann und soll (doch ſ. unten). — Dem bisherigen Staate fehlten jene Eigenschaften zwar nicht völlig, aber sie waren nur noch in sehr unvollkommenem Grade vorhanden und eben deshalb der mißbräuchlichen Anwendung sehr unterworfen. Es bedarf keines Beweises, daß der frühere Staat auch sehr klug regiert wurde, oft nur allzu klug (die Schlange); aber jener Klugheit fehlten die edlen Zwecke. Gar häufig war es nur auf Erweiterung der königlichen Macht, auf Erreichung eigenwilliger Absichten abgesehen, und es wurden kluge Mittel in Bewegung gesetzt, die allerdings zum Zwecke führten, aber das Wohl des Landes nicht beförderten, sondern oftmals untergruben.

Der frühere Staat ferner huldigte dem Scheine noch viel mehr als der künftige ideale, wie denn die Irrlichter viel glänzender leuchten als das Silber. Aber es war eben nur Schein, äußerer Glanz und Pracht, die niemanden zu Gute kam als den Mitgenießenden. Gleich den Irrlichtern verschwendeten die Höfe das Gold, oft nur im frivolen Vertun selbst Vergnügen suchend. — Welche Unarten, Neckereien, ja Bedrückungen ihrer Völker sich Fürsten zu Schulden kommen ließen, wird durch die Unarten und das ewige Schuldigbleiben und die Uebertragung des Schuldenabzahlens auf andere treffend angezeigt. Die zahllosen abenteuerlichen Galanterien der Fürsten gegen das schöne Geschlecht werden ebenfalls durch den vielen Muthwillen, welchen die flammenden Jünglinge mit allen Frauenzimmern des Märchens treiben, sattsam angegeben. — Dabei kann man nicht sagen, daß die Fürsten böse Naturen gewesen wären, im Gegentheil, es waren oft außerordentlich liebenswürdige Persönlichkeiten, welche die Menschen zwar mit aristokratischem Stolze, aber mit freundlicher Herablassung und Leutseligkeit behandelten, auch gern

gefällig und dienstbar sich erwiesen (wie die Irrlichter). Wollten wir mit Einem Worte die ganze Charakteristik und Bedeutung der Irrlichter zusammenfassen, so könnten wir etwa sagen: es sind die sogenannten nobeln Passionen der Fürsten, welche in ihnen repräsentirt werden. — Alle jene angedeuteten Züge sind durch den Charakter der Irrlichter artig und fein vorgebildet.

Der Zustand des früheren unvollkommenen Staates wird endlich auch noch durch den Riesen, der Zustand des idealen Staates durch den ehernen König bezeichnet. Der Herrscher soll nach Goethe'scher Ansicht allerdings ein starker Herr seyn und große Gewalt in seinen Händen haben; ein wohlgerüstet Kriegsheer, ein waffenkundiges Volk mag ihm immer schlagfertig zur Seite stehen, so daß jeder neue Kampf ein neues frisches Blatt dem Lorbeerkranze hinzufüge, und der König mit seinem Volke so geehrt und gefürchtet dastehe, daß kein Feind ihn anzugreifen wagt oder an ihm wie die Wogen an dem Felsen im Meer ohnmächtig zerschellen (219). Dann ist die königliche Gewalt zum Schutze und Heile des Volks angewandt. Jede andere königliche Gewalt, die nicht heilbringenden Zwecken dient, ist nach Goethe'scher Ansicht verwerflich. Darum zeichnet der Dichter das unvollkommene, schlechte Königthum im Riesen, der sich Gewaltthätigkeiten, Brutalitäten und Räubereien erlaubt.

Es würde ein sehr überflüssiges Geschäft seyn, die hier und oben angegebenen Züge durch geschichtliche Beispiele zu belegen. Dieselben bieten sich überall — leider in der Geschichte fast jeden Volks — in Fülle dar. Beispielweise sey hier nur in Bezug auf das Thun des Riesen an den Menschenverkauf erinnert, mit welchem sich hessische und andere deutsche Fürsten gerade zu Goethes Zeit bereicherten.

Wir wenden uns jetzt zu den übrigen Personen des Mährchens, und zwar zuerst zu dem jungen Mann und zur Lilie. Hier tritt uns gleich die auffallende Erscheinung entgegen, daß diese beiden Personen jedes mährchenhaften äußern Abzeichens entbehren. Wenn die drei Bildsäulen, die goldene, silberne und eherne, wenn Riese, Schlange und Irrlichter redend eingeführt werden, so geben sie sich dadurch gleichsam selbst als allegorische Gebilde zu erkennen. Wenn der Alte von seiner Lampe unzertrennlich ist und von ihr seine Weisungen, sein Licht und seine Kraft empfängt, so ist es auch hier wiederum der Fall, daß seine menschliche Persönlichkeit zurücktritt, und die Lampe macht ihn eben zur allegorischen Figur. Anders nun ist's mit dem jungen Manne und mit der schönen Lilie. Beide sind wirkliche menschliche Wesen.

Der junge Mann zuvörderst wird als edel und schön geschildert (226). Um sein unbedecktes Haupt wallen braune Haare in schönen Locken, sein Gesicht ist hold, seine Füße sind schön gebaut, seine Brust ist mit einem glänzenden Harnisch bedeckt, um seine Schultern hängt ein Purpurmantel. — Durch jenes ist körperliche Schönheit, durch dieses königliche Würde und kriegerisches Thun angezeigt (226. 228), und es heißt ausdrücklich, daß er schon regiert habe und ein Königreich besitze. — Durch die Gegenwart der schönen Lilie aber ist er gelähmt. Er schreitet sachte und in Gedanken am Ufer hin, sein Haupt ist unbedeckt, mit nackten Sohlen geht er gelassen über den heißen Sand; in der Unterredung mit der gesprächigen Alten ist er einsylbig und gibt ihr mit kurzen Worten nur wenig Bescheid (226 ff.). Wir sehen ihn also in einem tiefen Schmerze, der ihn gegen alle äußern Eindrücke abstumpft, und er heißt daher der traurige Jüngling und nennt sich selbst einen lebendig wandelnden Schatten (228).

Der schönen Lilie werden nur Attribute hoher Schönheit beigelegt; sie heißt das liebenswürdigste Mädchen, ihr ganzes Benehmen ist voll Anmuth und Grazie. Sie hat blaue Augen, einen weißen Busen, himmlische Lippen (231—238). Wenn sie zur Harfe singt, so zeigen sich die lieblichen Töne erst als Ringe auf der Oberfläche des stillen Sees, dann setzen sie wie ein leichter Hauch Gras und Büsche in Bewegung. Kurz sie ist eine vollkommene Schönheit (230), die alles, was ihr naht, zur Bewunderung und Liebe hinreißt.

Wenn wir nun gleich gesagt haben, daß beide, der junge Mann und die schöne Lilie, keine allegorische Figuren, sondern wirkliche menschliche Persönlichkeiten seyen, so fragt sich doch noch, welche Bedeutung sie für's Mährchen haben. — Der junge Mann, der sich durch seine Attribute als wirklicher König zu erkennen gibt und der auch in der herbeigeführten idealen Periode auf's neue als König eingeführt wird, zeigt uns zuvörderst, daß Goethe auch für den idealen Staat eine monarchische Verfassung als die vollkommenste anerkennt.

Aus den Andeutungen in unserer Dichtung läßt sich nun folgendes schließen: Der junge Mann war noch in jugendlichem Alter auf den Thron gekommen und hatte in althergebrachter Weise, wie Vater und Großvater, weiter regiert. Jung und thatendurstig wie er war, hatte er sich auch Kriegsruhm gewinnen wollen, und ohne Zweifel, nach seinem Charakter und der Anlage des Mährchens, müssen es Eroberungskriege gewesen seyn, welche er geführt hat. Als Sieger heimgekehrt, glaubt er sich unter die großen Helden zählen zu dürfen, und weil er nicht schlechter regiert, als seine Väter regiert haben, bildet er sich ein, durch weises Regiment des Purpurs sich würdig gemacht zu haben (238). Er mochte sich nun wohl einzelne tolle Abenteuer (Irrlichter), auch einzelne Gewaltthaten (Riese) erlaubt haben; aber da er dergleichen nicht schlimm gemeint hatte, da er sich sagt, daß seine Väter dergleichen auch gethan, so macht er sich weiter

keine Sorge darüber. So zufrieden mit sich selbst, sein Volk beglückend, wie er glaubt, kennt er jezt jenes reizende Mädchen, die schöne Prinzessin Lilie, kennen und entflammt sich dergestalt in Liebe zu ihr, daß er für alles andere stumpf wird und unempfindlich; dieser Eine Gedanke bemächtigt sich in dem Grade seiner Seele, daß er seinen Harnisch für eine unnöthige Last, seinen Purpur für eine unbedeutende Zierde hält. Die schönen blauen Augen der Lilie haben ihm alle Kraft genommen und ihn in den Zustand eines lebendig wandelnden Schattens versezt (228).

Alle diese erzählten Begebenheiten sind vor dem Zeitpunkte geschehen, mit welchem unsere Dichtung beginnt; denn diese führt uns den jungen König schon in jenem traurigen Zustande vor. Er hat das Bewußtseyn seines Elends, aber ihm fehlt die innere Kraft des Geistes, es zu besiegen; er hat wohl jenen Trotz und jene Tollkühnheit der Verzweiflung, die er in dem Wahne seiner Eingebildetheit für ächten Heldenmuth hält; aber jene Tollkühnheit, weil ihr eben die Besonnenheit des ächten Muthes fehlt, vermag ihn nicht von seinem Elende zu befreien, sondern stürzt ihn nur noch tiefer hinein, und ohne fremde, sinnreiche Hülfe würde er ganz verloren seyn (238. 239). — Die schöne Lilie erkennt mit Schmerz das Unheil, welches sie angerichtet; aber sie ist ganz Weib, ihr ganze Stärke besteht in ihrer Liebe, Zärtlichkeit und Hingebung; sie weiß die Liebe des jungen Königs nicht auf die rechte Bahn zu lenken, sie nicht mit Wiederbelebung seiner Thatkraft zu verbinden. Als der ruhigere weibliche Theil erkennt sie das Leiden und die Gefahr des Geliebten zwar besser, aber ihr Mangel an Geistesgegenwart im gefährlichsten Augenblick führt ihn nur noch schneller in's Verderben; das Herz stockt ihr im Busen, und mit Entsezen und starren Blickes erkennt sie das Unheil, das sie herbeigeführt oder nicht verhindert hat (238).

Der junge König stellt uns also das Bild einer gewöhnlichen, zwar nicht durch große Laster und Verbrechen befleckten, aber auch durch keine erhabenen Tugenden ausgezeichneten Regierung dar. Zu seinem und des Landes Verderben hat er sich und sein ganzes Seyn einer irdischen Liebe hingegeben und dadurch alle Regententugenden in sich erdrückt, und sieht gleichgültig und stumpf dem Schicksale seines Volkes zu. — In diesen traurigen Zustand versezt uns das Mährchen von Anfang herein. Der ganze Staat in seiner unvollkommenen Einrichtung und Regierung (Schlange, Irrlichter, Riese) kann nicht länger so fortbestehen; des Volks bemächtigt sich der Gedanke, daß es so nicht bleiben könne. Diese Ueberzeugung durchdringt alle Schichten der Gesellschaft, von den niedrigsten bis in die höchsten Kreise. Alles sehnt sich nach einem bessern Zustande; wer klug genug ist, ahnt seine Nähe, und wer gut genug ist, hilft ihn ruhig und gewaltlos vermitteln, selbst mit eigener Aufopferung (Schlange).

Aus Irland.

(ſ. Nr. 42.)

IV.

Die Dämmerung legte, wie ſie es auf der Smaragdinſel zu thun pflegt, wenn der Himmel klar oder nur von lichtem Nebeldunſt umflort iſt, mit behaglicher Langſamkeit ihre dunkelblauen Schatten um die Höhen, kleidete dann den eben noch friſchgrünen Wieſengrund in ein kaltes Grau und ſäumte den Mattock mit ihrem glänzenden Silberduft, als ich zu meiner Linken eine Cottage erblickte, welche zu den „geſchmückten“ zu gehören ſchien. Ich hatte bereits mehrere male erfahren, daß man in Irland die Gaſtfreundſchaft nicht erſt auf die Probe zu ſtellen braucht, ſondern derſelben in der Hütte wie in dem Schloſſe gewiß ſeyn kann; ich ging daher auf die von japaneſiſchen Roſen umhängte Thüre zu und ließ den Klopfer »gentlemanlike« ſpielen. Ein ſiebzehn- bis achtzehnjähriges Bürſchchen, in welchem man den Dubliner Studenten, der ſeine Ferienzeit zu Haus hinbrachte und auf alles Jagd machte, was im Waſſer und in den Lüften lebt, nicht verkennen konnte, öffnete die Thüre, gab einem ruppigen, rothhaarigen Fuchsfänger, der mit wüthendem Gebell auf mich heranfuhr, einen unſanften Tritt, ſo daß er winſelnd zurück kroch, und fragte, was ich wünſchte. Ich ſagte ihm, wenn ein Haus in der Nähe ſey, in welchem ich die Nacht hinbringen könnte, wollte ich hier nicht ſtören und bäte nur, mir den Weg anzugeben, im andern Falle aber würde ich die Gaſtfreundſchaft des Eigenthümers der Cottage in Anſpruch nehmen.

„Treten Sie ein, Herr,“ ſagte der Student, „ich werde meinen Oheim rufen. Hier, Tuz!“ Tuz folgte knurrend und grollend und nach wenigen Minuten kam ein ältlicher Herr aus einem Nebenzimmer, reichte mir die Hand und ſagte eben ſo freundlich als artig, er fühle ſich glücklich mich dieſe Nacht, und ſo viele Tage als ich wünſchte, unter dem Dache der Roſe-Cottage zu beherbergen. Ich nahm die Einladung mit Vergnügen an und brachte einen ſehr heitern Abend in der gaſtfreien Hütte hin. Während des Nachteſſens erfuhr ich, daß der alte Junggeſelle ſich bereits vor zwanzig Jahren von den Geſchäften zurückgezogen und in die Einſamkeit des Landlebens geflüchtet habe und nur durch ſeinen Neffen, einen angehenden Mediciner, noch mit der Welt zuſammenhänge. Nach dem Eſſen kam das »Usquebagh« (Whiskey) nebſt heißem Waſſer und Zucker und der vergnügte alte Herr tiſchte ſeine beſten Jäger- und Fiſcheranekdoten auf; er ſchoß ſeine Enten unter dem Waſſer, fing ſeine Lachſe während ihres Sprunges in der Luft und dreſſirte ſeinen Tuzy ſo geſchickt, daß er die Rolle des Fuchſes meiſterhaft ſpielte und einen der verſchmitzteſten Hühnerdiebe aus ſeiner Höhle und bis in die Nähe der Cottage lockte, wo er natürlich als Opfer ſeiner Albernheit fiel.

Der Neffe, welcher ſeiner Erziehung in jeder Hinſicht Ehre machte, widmete dieſen Geſchichten, die er ohne Zweifel bereits mehr als einmal gehört hatte, die gebührende Aufmerkſamkeit, bis der alte Herr, den das Reden und der ſtarke Usquebagh ein wenig anzugreifen ſchienen, ihn aufforderte, uns ein „Stückchen“ aus ſeinem bis jetzt noch nicht niedergeſchriebenen Ferientagebuch zum beſten zu geben. Der junge Mann entſprach der Aufforderung des Oheims ohne Zögern und erzählte ſeine Abenteuer auf einer Fußwanderung durch Connaught ganz »in the vein of his uncle.« um nicht zu ſagen in der Weiſe eines ächten Erinſohns. Unter andern war ſein Bericht von der Einkehr in eine Hütte — der einzigen weitum, die ein Obdach für die einbrechende Nacht bot — ſehr maleriſch und draſtiſch; er prägte ſich meinem Gedächtniſſe um ſo lebendiger ein, als ich es nur dem Zufall und der Güte meiner beiden Tiſchgenoſſen zu danken hatte, daß ich die Nacht nicht auf gleiche Weiſe oder in einer Geſellſchaft zubrachte, welche kaum geeignet geweſen wäre, dem müden Wanderer die für die Beſchwerden des nächſten Tages nöthige Erholung zu bieten.

„Die Nacht,“ erzählte der junge Mann, „überraſchte mich in einer öden, unwirthſamen Gegend, wie es deren in Connaught und überhaupt auf unſerer Inſel mehr gibt als man wünſchen möchte, auf die barſcheſte und unfreundlichſte Weiſe, und ich hatte allen Grund mich zu freuen, als ich eine ganz erträglich ausſehende Hütte erreichte. Da es ſtark zu regnen begann, benützte ich die ſorglos patriarchaliſche Einrichtung des Thürverſchluſſes und trat in ein Zimmer, in welchem ich ein ſeltſames Raſcheln, Schnüffeln und Puſten hörte, das crescendo in ein nicht ſehr harmoniſches Grunzconcert überging, in welchem Discant, Sopran, Alt und Baß kräftig vertreten waren. Der Beſitzer der Hütte öffnete auf meinen Anruf die Thüre des zweiten Gemachs und

lud mich ein näher zu kommen. Die Hausfrau und ihr Töchterchen waren mit der Zubereitung des Abendessens beschäftigt und baten mich, einstweilen Platz zu nehmen. Als ich mich der Ecke des Kamins, wo ein dreibeiniger Stuhl stand, näherte, fühlte ich einen leichten Stoß in die Rippen und gewahrte zu meinem Schrecken, daß eine kohlschwarze Kuh nicht übel Lust hatte, mir den Platz am Kamin streitig zu machen. — „Ein ganz harmloses Thier, Herr," sagte der Hausvater, „und überdieß der Liebling unserer kleinen Sally (Sarah), die sie jezt, da die Nächte anfangen lang und kalt zu werden, jeden Abend mit herein nimmt; auch höre ich von meiner Frau, daß einer Kuh nichts schädlicher sey als die Nachtkälte, und ich widerspreche Peggy (Gretchen) überhaupt nicht leicht, da ich weiß, daß es doch zu nichts führt, am wenigsten aber, wenn es sich von der „Schwarzen" handelt, denn sie ist ohne Zweifel die beste Milchkuh in der ganzen Grafschaft."

„Da ich keinen Grund hatte, solchen gewichtigen Gründen die weit unbedeutenderen der Reinlichkeit und Schicklichkeit entgegen zu stellen, nahm ich ruhig auf dem dreibeinigen Stuhle Platz und unterhielt mich mit der Freundin der „Schwarzen," einem hübschen, sehr aufgeweckten und redefertigen Mädchen, während die Mutter einige Schnitten Speck und Eier bereitete, eine Luxusschüssel, welche, wie ich später fand, lediglich für den Gast bestimmt war. Mittlerweile hatte sich mein Auge an das von Zeit zu Zeit bläulich aufflackernde Dämmerlicht des Torffeuers gewöhnt und ich begann mich in dem Gemache genauer umzusehen, als eine ziemlich warme Substanz von den Dachbalken herab auf meine Hand fiel. Wahrscheinlich hat mir die Ueberraschung einen kleinen Schrei ausgepreßt, denn Sally brach in ein kindisch lautes Gelächter aus und die gute Frau Peggy bat mich einfach, auf der andern Seite des Kamins Platz zu nehmen. Es war nicht nöthig nach dem Grunde dieser Ortsveränderung zu fragen, denn ich überzeugte mich sofort, daß auf jener Seite der Dachbalken ein Hahn mit sieben Hühnern Platz genommen hatte; auch ihnen kam, wie Mistreß O'Donnor behauptete, die Wärme der Stube besser zu statten als die Nachtkälte draußen, und dann gab es auf zwanzig Meilen in der Runde keine Hühner, die mehr und größere und bessere Eier legten, als diese. Da sich dagegen nichts erhebliches einwenden ließ, beeilte ich mich, mein Taschentuch zu suchen, um die unwillkommene Bescheerung von oben zu beseitigen, als meine Hand auf ihrem Weg zur Tasche in den Rachen eines Kalbes gerieth, das seine Zunge alsbald gierig an meinen Fingern spielen ließ. Indessen bewältigte ich auch diese Ueberraschung, und da ich nun mit der „ganzen Familie" nähere Bekanntschaft gemacht hatte, brachte ich den Abend und die Nacht so gut hin, als dieß unter den obwaltenden Umständen nur zu hoffen war."

Ein halbes Duzend Uhren klingelten in den verschiedenen Theilen der in Form eines L gebauten Cottage wie auf das Commandowort zusammen, als der alte Herr sich zur Ruhe begab und der Neffe mich einlud, eine Cigarre mit ihm zu rauchen. Sein Wohn- und Studirzimmerchen zeugte bereits von dem angehenden Mediciner, denn mehrere Todtenköpfe prangten auf dem Kaminsims und auf einem Seitentische lagen die glänzend weiß gebleichten Theile eines weiblichen Skeletts, mit dessen Zusammensezung er eben beschäftigt war. Diese Umgebungen beeinträchtigten jedoch weder den Duft der Havannahs noch die Lebhaftigkeit der Unterhaltung, welche sich um das Schul- und Studienwesen der Insel bewegte und mich wiederholt gewahren ließ, daß die Volkserziehung in Irland wo möglich noch verwahrloster ist als in England und Schottland, die Fortschritte der höhern Schulen aber durch das starre Festhalten an dem Hergebrachten und durch die ängstliche Beachtung des Wortlauts älterer Stiftungen stets noch bedeutend gehemmt werden. Als wir uns endlich trennten, erbot sich der junge Mann, mich am nächsten Morgen bis an die Mündung des Boyne zu begleiten, wenn meine Zeit es nicht erlauben sollte, einige Wochen oder doch einige Tage in der Rose-Cottage zu verweilen.

Der alte Herr war am frühen Tage schon inmitten eines Schwarms von Hühnern, Enten und Tauben, deren üppigem Morgenmahl ein Duzend der in Irland nirgends fehlenden Raben und Dohlen vom Dache und den nahen Bäumen mit neidischen Blicken und unter ohrenzerreißendem Krächzen zusahen, während der rothhaarige Tuz den Kopf aus seiner warmen Hütte streckte und mit philosophischer Ruhe auf das gewohnte Morgenschauspiel blickte. Nach kurzer Weile saßen wir am Frühstücktische und eine gute Stunde später hatten mein junger Freund und ich den Gipfel einer nackten Sandhöhe erreicht, von dem aus ich in der Ferne das stahlblaue Meer sich in majestätischer Ruhe ausbreiten sah. Links senkte sich eine bewaldete Hügelkette, welche der stolze Thurm der Abtei Slane überragte, in sanften Wellenlinien der See zu, um einen jener zahllosen Vorgebirgsprünge zu bilden, welche bald mit frischem Grün, bald mit farbigen Heidebüthen und flatterndem Jungfernhaar-Farn bekleidet, bald als kahle Sandhügel und bald als wilde, graue und gegen den Saum des Wassers kohlschwarz gefärbte Felsmassen die heilige Insel umgürten und die tausend größeren und kleineren Buchten und Einschnitte bilden, in denen die kurzen, scharf gezackten, rauhen und sehr reizbaren Wellen des irischen Kanals und die langen, taktmäßig anschwellenden Wogen des atlantischen Meeres ihr Schlummerstündchen zu halten pflegen. Rechts neigte sich ein Höhenzug in ziemlich

gleichen Schwellungen wie zur Linken gegen das Meer und ihren Fuß entlang wogte ein breiter Nebelstreif, aus welchem da und dort eine neugierige Mastspitze schaute, oder ein weißes Obersegel in die freie, frische Morgenluft empor schweben zu wollen schien. Unter dieser silberduftigen Decke gleitete der Boyne sehr ernst und gesetzt dem Ziele seiner irren Wanderschaft, der nahen Meeresbarre zu. Diesseits des von dem Ostwind stromauf gedrängten Nebelbandes wurden allmählig Gruppen von theilweise sehr wohnlich und behaglich aussehenden „Cottages“ und „Mansions“ sichtbar, welche, wie mein Gefährte mich belehrte, zu dem Dörfchen New-Grange gehörten. „Ein wunderliches Ding von einem Hügel dort unten am Saum des Nebels, Herr,“ sagte ich zu dem jungen Mann; „sieht fast wie ein Steinbruch aus.“ Mein Begleiter lachte. „Als solcher,“ sagte er, „ist dieses wunderliche Ding, wie Sie es nennen, allerdings seit mehr als hundert Jahren benuzt worden; es schließt aber eine der „Merkwürdigkeiten“ unseres Königreichs in sich, welche den Geichrten schon eben so viel Stoff zu Vermuthungen aller Art gegeben hat, wie unsere Rundthürme, obgleich ich kaum glaube, daß irgend einer dieser Federhelden das Innere des Hügels je gesehen hat.“

Die Irländer begnügen sich selten mit Einem Namen für eine Person oder Sache. Die ungewöhnliche Farbe der Haare, der Augen, die gewundene Form der Beine und anderes auffallende vertritt entweder den Namen oder wird dem Namen beigesetzt. Eogham bolg-chosach, der sichelbeinige Owen, Seumas bolg-shuileac, der glotzäugige Jakob, Eoine bacach, das lahme Hänschen, Mavileadanach Matha, der giaglköpfige Matthäus, Mick Mor, der dicke Michel, sind Bezeichnungen, welche man hier überall hört. Städte, Schlösser, Dörfer haben neben ihren altirischen Namen gewöhnlich neuirische und englische oder englisirte; z. B. Bel Feirite, Bel Fearsat, Belfast; der Fluß Barrow hieß ehedem Al Barba, dann Birgus und jezt noch in Kildare Barragh; von einer Insel auf der Nordküste von Antrim, welche auf den Karten Rathlin heißt, hat man mir sieben andere Namen genannt und das Westende derselben heißt Ceann Ramar, der Dickkopf, und heel-point. Nach dem Gesagten darf man sich nicht wundern, wenn die „Merkwürdigkeit“ am Boyne, in deren Nähe ich mich jezt befand, bald die „Höhle,“ die „Grotte“ oder der „Grabhügel,“ bald die „Felsburg“ oder die „Pyramide“ von New-Grange genannt wird. Die Verschiedenheit dieser Benennungen deutet bereits auf die Verschiedenheit der Ansichten sowohl hinsichtlich der Erbauer als in Betreff der Bestimmung dieses Monuments. Früher galt es für die Grabstätte dänischer Helden, die im Kampfe gegen die Eingeborenen gefallen waren; dann sollte es eine Zufluchtsstätte für die Familie irgend eines bedrängten kleinen Königs dieses Landes gewesen seyn; jezt lächelt man über diese und ähnliche Ansichten und läßt die „Pyramide“ in einer Zeit aufführen, welche sich der Entstehung jener mächtigen Denkmale am Nil, jener cyclopischen Werke aus der griechischen Heidenperiode nähert; wenn man egyptischen Mönchen einigen Einfluß auf die Sittigung Irlands in der frühesten christlichen Zeit zugesteht, wird man im besten Falle für sehr bescheiden gelten.

„Wenn es wahr ist, daß dieses „wunderliche Ding“ den Stürmen und Verwüstungen von drei tausend Jahren widerstehen konnte,“ sagte mein junger Freund, als wir den von riesenhohen Steinen umrollten Hügel und den südlich gelegenen Eingang in die Höhle erreichten, „wird es auch noch ein Viertelstündchen zusammen halten. Folgen Sie mir, Herr; der Felsgang sieht bei weitem bedenklicher aus als er ist, und ich habe schon mehr als ein Dutzend meiner Kameraden in die „Todtenkammer“ geführt.“ Sprach's, nahm sein Etui mit Streichwachshölzerchen aus der Tasche seines Rockes, warf diesen ab und war in dem dunkeln Gange verschwunden. Gegen die Breite des Einganges war nichts einzuwenden, die Höhe aber betrug knapp zwei Fuß, eine Angabe, welche vollkommen hinreicht, um den wohlwollenden Leser zu belehren, in welcher Weise hier vorgeschritten oder vielmehr vorgekrochen werden mußte. Während ich meinem Rocke Valet sagte und ihn mit dem meines Gefährten einige Schritte weit in den Gang nachschleifte und mich selbst gradu quadrupedo fortschob, ließ sich die Stimme meines Genossen auf dieser bedenklichen Fahrt unmittelbar vor mir hören. Er war ohne Zweifel in Ungewißheit, ob ich es nicht bereute ihm zu folgen, und hatte gewartet. „Bereit, Herr?“ rief er und erhielt eine weit heiterere Antwort als er erwartet haben mochte, denn ich dachte mir eben, wie sich Jules Janin mit seinem Vollmondgesicht und seiner unschlanken Taille in dem Loche, in welchem ich eben steckte, ausnehmen und benehmen würde. „Dann voran, in Gottes Namen!“ rief der junge Mann mit gleich heiterer Stimme.

»Allor si mosse, ed io li tenni retro.«

Als ich etwa zwanzig Fuß in der Höhle fortgekrochen war, bemerkte ich, daß die Höhe des Ganges zwar dieselbe blieb, die Seitenwände sich aber allgemach freundschaftlicher näherten, als mir lieb war. Jezt waren Höhe und Breite sich fast ganz gleich, ich konnte nur ruckweise weiter kommen und bei jedem Ruck gerieth bald meine rechte, bald meine linke Schulter in Collision mit einer der Seitenwände. Plözlich hörte ich, daß der Freund, der unmittelbar vor mir war, eine ungewöhnliche Anstrengung machte, und erst ein leises Stöhnen, dann einen lauten ächt irischen Fluch — diese Irländer fluchen gelegentlich beinahe eben so

gottvergessen wie die Ungarn — hören ließ. Ich fragte, was es gebe; statt der Antwort sah ich zu meiner großen Freude ein blaues Phosphorflämmchen aufglühen, das sich alsbald in einen glänzend weißen Strahl verwandelte und die schmale Oeffnung erhellte, welche mich noch von meinem Begleiter trennte. „Warten Sie einen Augenblick, Herr," sagte der junge Mann, indem er das brennende Kerzchen an einen Stein klebte und ein zweites anzündete, mit welchem er an die Oeffnung trat. Ich sah jetzt, daß sich ein mächtiger Stein vor dieser Oeffnung gesenkt hatte und den Durchgang wenn nicht unmöglich, doch sehr beschwerlich machte. — Das hell aufflammende Licht erleichterte es mir, mit einigen Biegungen und Wendungen durch den Engpaß zu schlüpfen, ohne wie mein Begleiter einen Theil meiner Ellenbogenhaut, des Hemdärmels nicht zu gedenken, an den scharfen Kanten des Steines zurücklassen. Damit waren alle Schwierigkeiten des Eingangs in die „Todtenhalle" besiegt, denn die „Galerie" dehnte sich alsbald der Art aus, daß wir neben einander aufrecht fortschreiten konnten, und als wir uns dem „Dom" selbst näherten, mochte die Höhe des Ganges eilf bis zwölf Fuß betragen. Der Anblick, welcher sich mir nun darbot, lohnte der Mühe, mit welcher er errungen worden, in hohem Grade.

Der „Dom" oder das „Todtengemach" oder das „Grabgewölbe," wie mein Freund den Raum, in welchem wir uns nun befanden, abwechselnd nannte, hat die Gestalt einer nichts weniger als regelmäßig abgezirkelten Rotunde, deren Durchmesser zwei bis drei und zwanzig Fuß beträgt und deren Dachwölbung die Form eines Bienenstocks hat und aus massiven, horizontal über einander gelegten Steinkolossen besteht, von denen einer über den andern vorspringt, während ein noch mächtigerer Steinklumpen das Gewölbe in einer Höhe von zwanzig Fuß bekrönt. Dem Eingang gegenüber und auf der Ost- und Westseite sind geräumige Nischen angebracht, welche acht bis zehn Fuß im Geviert halten; die dem Eingange gegenüber ist bedeutend höher und tiefer als die beiden andern. Die Steine, auf welchen das Dachgewölbe ruht, sind von fast ganz gleicher Höhe, die des Gewölbes selbst aber wechseln an Höhe und Breite, und man kann sich eine Vorstellung von diesen Felskolossen machen, wenn ich bemerke, daß das ganze Gewölbe aus sechs Steinen besteht; der größte ist achtzehn Fuß lang und sechs Fuß breit. In jeder der beiden Seitennischen findet sich eine ziemlich sorgfältig gearbeitete und schön geformte Graniturne, einer runden Schüssel ähnlich und von einem Durchmesser, der kaum weniger als vier Fuß beträgt, während die Höhe etwa den dritten Theil dieses Maßes ausmacht; die in der Ostnische steht noch auf ihrer Unterlage, einem Stein von der Länge, Breite und Höhe der Urne selbst; die andere ist von muthwilligen Händen seitwärts geworfen worden. Auf mehreren Steinen in der Rotunde sowohl wie in dem sich ausdehnenden Theile des Eingangs, besonders aber in der westlichen Nische sah ich mannigfache Zeichen und Linien eingemeißelt, deren Bedeutung, wenn sie ja eine solche haben, noch zu ermitteln ist.

Mein junger Freund hatte mir eine „Merkwürdigkeit" zu zeigen versprochen; was ich sah, übertraf jedoch, wie man schon aus den vorstehenden Mittheilungen abnehmen kann, alle meine Erwartungen. Ich habe nie ein Menschenwerk gesehen, das einen so überraschenden und zumal so erhabenen Eindruck auf mich gemacht hätte. Die Beleuchtung, welche wir in diese dunkelgraue Felsenmasse bringen konnten, war natürlich sehr spärlich und die Steinriesen, die an den Eingängen in die Nischen Wache hielten, schienen in dem schwachen flackernden Lichte unserer Kerzchen, über unser Eindringen in die stille Todtengruft ergrimmt, mit ihren dicken geschwärzten Köpfen zu wackeln, sie gegen einander zu neigen, als hätten sie sich etwas zuzuflüstern, und dann plötzlich zu erheben, als wollten sie das schwere Gewölbe aus seinen Fugen reißen und uns unter seiner Last begraben. Nicht ohne leises Schaudern blickte ich vor allem auf die zwei kohlschwarzen Steine, welche in die östliche Nische führten; der zur Rechten war wenigstens acht Fuß hoch und neigte sich je höher desto mehr dem gegenüber stehenden, etwa um einen Fuß kleineren Ungeheuer zu, dem sich ein dritter, aus der Seitenwand tretender ähnlicher Klumpen vertraulich auf die Schulter legte und ihn seinem Gegenüber zudrängen zu wollen schien. In dem dämmerigen Raume hinter dem Eingange und den weiten Klüftungen, welche durch diese Stellung der Steine entstanden, schien dann und wann ein dunkler Nebelqualm, dem Schatten eines mächtigen Nachtvogels gleich, die Wand entlang zu huschen und nach einem Ausweg umher zu segen. Die Stille, welche ringsum herrschte und nur zuweilen durch das Fallen eines dem Felsengewölbe erpreßten Wassertropfens oder durch ein leises Stöhnen des Windes unterbrochen wurde, dessen Kraft sich an der erwähnten schmalen Stelle des Ganges brach, steigerte in hohem Grade den Eindruck, welchen der Anblick dieses denkwürdigen Ueberbleibsels aus dem grauen Alterthum auf mich machte. Trotz des gelegentlich fühlbaren Windzugs, der durch den Gang strich, war die Temperatur in der Rotunde mindestens um vier Grad wärmer als im Freien, daher wir auch gar nicht beeilt waren, wieder zu unsern Ueberkleidern zu kommen.

Mein Begleiter, welcher mich bisher mir selber überlassen und sich beschäftigt hatte, die geheimnißvollen Zeichen auf den Steinen — Rauten, Dreiecke, Zickzacklinien, rohe Umrisse von phantastischen Thierköpfen u. dgl. — in sein Taschenbuch zu zeichnen,

trat nun zu mir und ſagte, die Wachskerzchen gingen zu Ende und wir müßten uns bald zum Aufbruch anſchicken. Ich fragte, ob man außer den Graniturnen nichts in dieſen Räumen gefunden habe, das über ihre Beſtimmung nähere Auskunft geben könne. „Meine Landsleute in der Umgegend," ſagte er lachend, „ſind an nichts reicher als an den wunderbarſten Sagen und Geſchichten, welche ſich auf dieſes großartige Denkmal beziehen. Nach einer allgemein geglaubten Ueberlieferung ließ vor ungefähr zweihundert Jahren ein gewiſſer Campbell von New-Grange, welcher einen Weg ausbeſſern wollte, nach Steinen graben und entdeckte den Eingang. Neugierde, vielleicht auch die Ausſicht auf einen guten Fund veranlaßte dann eine Anzahl der Bewohner von New-Grange, ſich der mühevollen Arbeit zu unterziehen, die Oeffnung nach Kräften auszuräumen. Als ſie in die Rotunde eindrangen, fanden ſie — ſo wird erzählt — einen ſieben Fuß hohen Granitſtein in Form einer Pyramide oder eines Obelisken, mit ſeltſamen Zeichen und Figuren bedeckt, in der Mitte der Rotunde; an dem Fußgeſtell dieſes Steins lagen zwei Menſchenſkelette und in jeder der zwei Urnen unter Staub und Aſche ein Goldſtück von der Größe und Schwere eines Sovereigns; eine dieſer Münzen ſoll Valentinian dem Erſten, die andere dem Kaiſer Theodoſius angehört haben. Nach einer andern Ueberlieferung ſollen jedoch genannte Münzen nicht in der Gruft, ſondern auf dem Gipfel des Hügels unter einem »stelo,« wie unſere Vorfahren es nannten, einer großen Steinſäule, welche noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dort in die Luft empor ragte, gefunden worden ſeyn. Dieſe Säule, die Pyramide in dem Innern des Gewölbes, die meiſten rieſenhaften Steine, welche um den Fuß des Hügels aufgeſtellt waren und die Säule auf dem Gipfel umgaben, ſind zerſchlagen und zur Ausbeſſerung der Wege, zu Dämmen am Ufer des Boyne und zur Erbauung von Cottages in der Umgebung benutzt worden. Nach einer andern Sage war ein armer, frommer, träumeriſcher Burſche während des Ausgrabens des Ganges ſpät am Abend vor Ermüdung in der Höhle eingeſchlafen, als ihn plötzlich ein Krachen wie von einfallenden Steinen weckte. Ein „Leprawhaun," wie wir die Künſtler und Handwerker im Feenreich nennen, ſtand mit einem goldnen Lämpchen vor ihm und gab durch einen Wink zu verſtehen, er möchte ihm folgen. Der arme Burſche bekreuzte ſich Angeſichts des kleinen Weſens ein halbes Dugend mal, und da ſich dieſes durch das heilige Zeichen nicht ſchrecken ließ, dachte er, ſeine Seele werde keine Gefahr laufen, und folgte dem winzigen Geſellen durch den Gang bis in die Rotunde. Hier hob der Leprawhaun einen ſchweren Stein auf, nahm ein goldenes Kiſtchen aus dem Verſteck und gab es dem ſtaunenden Burſchen in die Hände, indem er ſagte: „Patrik O'Kane, das habgierige Menſchenvolk, das in die Eingeweide der Erde bringt, um ſich zu bereichern, das ſich einiger Goldſtücke wegen zu jedem Verbrechen, ſelbſt zum Morde hinreißen läßt, wird in einem der nächſten Tage auch den Weg in dieſes ſtille Gewölbe, in welchem wir Leprawhauns, Clubericauns und Colloughna-lubas ſeit tauſend Jahren arbeiten, ſpielen und tanzen, eröffnet haben und hier nach Schätzen ſuchen. Ihre Habſucht ſoll aber getäuſcht werden, denn dieſe Grotte ſchließt nichts von Werth ein als dieſes Schatzkäſtchen, und als wir berietben, wem es anheim fallen ſollte, war dein Name, als der des ärmſten, fleißigſten und frommſten unter deinen Brüdern, auf jeder Lippe. Gebrauche vorſichtig, was die Gunſt der Kinder einer höhern Sphäre dir zuwendet." Bei dieſen Worten führte der Leprawhaun den glücklichen Patrik bis zur Stelle, wo er ſich zum Schlafe niedergelegt hatte. Das Lämpchen war erloſchen, der kleine Mann verſchwunden und ein Krachen wie von einfallenden Steinen folgte. Patrik eilte an den Eingang der Höhle, öffnete das Kiſtchen und ſah in dem vollen Mondlichte, daß es mit Goldſtücken jeder Größe und mit koſtbaren Perlen und Diamanten gefüllt war. Noch ehe der Tag graute, war er mit ſeiner Mutter auf dem Weg nach Dublin. Viele Jahre ſpäter erfuhr man zu New-Grange, daß er die einzige Tochter des Häuptlings ſeines Stammes geehlicht hatte und für einen der reichſten und angeſehenſten Gutsherrn im Süden der Inſel galt."

Das letzte Kerzchen wurde angezündet und mit Hülfe ſeines Lichtes und einigen vorſichtigen Wendungen die ſchwierigſte Stelle des Ganges bewältigt. Als uns die freie Morgenluft wieder umwehte, war der Nebel verſchwunden und die Sonne, die ich ſeit vierzehn Tagen kaum und dann nur auf wenige Minuten geſehen hatte, ſpiegelte ſich in dem blauen durchflochtigen Waſſer des Boyne, und Hügel und Thal, Wieſen und Wald ſchienen ihre warmen wonnigen Strahlen mit wollüſtiger Gier einzuſaugen. Wir gingen an den Fluß hinab, wo eben ein von dem entgegengeſetzten Ufer herüber kommender Nachen anlegte, aus dem ein Dutzend zerlumpt ausſehender, aber vergnügt ſchnatternder Söhne der Smaragdinſel ausſtiegen. Sie kamen aus England, wo ſie die Ernte eingethan hatten, und zogen ihren heimathlichen Hütten zu, welche ſie, wie wir hörten, noch vor Abend zu erreichen hofften. „Einen armen halben Pfennig, Herr! Einen armen halben Pfennig, Herr!" klang es wie aus Einem Munde und in einem ſo jammervollen Tone, daß man eine ganz andere Geſellſchaft als die, welche eben noch in dem Boote luſtig durcheinander geplaudert hatte, vor ſich zu ſehen glaubte.

„Wir haben Tauſende von Menſchen im Königreiche," ſagte mein Begleiter, während wir das

Ufer entlang schritten, „welche der Unterstützung bedürftiger sind als diese Burſche, von denen jeder wenigstens fünf Sovereigns in seiner Tasche hat. Wie mühsam aber kommen sie zu diesem kleinen Schatze! Die meisten wohnen siebzig bis achtzig unserer Meilen im Innern des Landes; wenn die Erntezeit herbeikommt, wandern sie, auf die Mildthätigkeit ihrer wohlhabenderen Landsleute vertrauend, diese weite Strecke zu dem nächsten Hafen oder der nächsten Bucht, wo sie sich in einem sogenannten „Ochſenboot“ — ein zum Transport des Viehs beſtimmtes Schiff — ein bescheidenes Plätzchen erbetteln und nach England überfahren. Dort müſſen sie vielleicht wieder eine weite Strecke in das Innere des Landes wandern, ehe sie Arbeit finden. Nun haben sie ein Obdach, geſunde, reichliche Koſt und einen erklecklichen Lohn. Zwei bis drei Monate arbeiten sie mit Eifer uud Ausdauer und beweiſen dadurch, daß sie zu Haus nicht müſſig umherſchleudern, weil sie das Nichtsthun lieben, sondern weil sie nichts zu thun finden. Wenn engliſche Arbeiter diese weite Reiſe unter Entbehrungen jeder Art zu machen hätten, würden sie ſchwerlich mit diesem Feuereifer an die Arbeit gehen; und doch blickt man dort mit ſtolzer Verachtung auf diese armen Leute und nimmt allgemein an, sie ließen ihre kleinen Erſparniſſe, ſobald sie ihre heimathlichen Glens erreicht, in Whiskey aufgehen. Nein, Herr; die paar Goldſtücke, welche sie im Schweiße ihres Angeſichts verdient haben, ſind beſtimmt, das Nachtgeld für ihre Hütte und ihr Läppchen Kartoffelfeld zu bezahlen; denn sie wiſſen wohl, daß sie ihre Pachtung verlieren und obdachlos würden, wenn sie in dieſer Hinſicht ſäumig wären. Daher betteln sie ſich den langen Weg nach Haus, und wenn sie ſich nichts erbetteln können, leiden sie eher den bitterſten Hunger, als daß sie eines ihrer Goldſtückchen wechſeln ließen.“

Da alle dieſe Burſche mit mehr oder weniger gewichtigen Shillelaghs verſehen waren, welche sie ſchwerlich aus England mitgebracht hatten, während nach dem eben mitgetheilten auch nicht angenommen werden konnte, daß sie Geld dafür ausgegeben, fragte ich meinen Begleiter, wie sie wohl zu dieſen Spazierſtöckchen gekommen seyn möchten. Der junge Mann lachte und rief: „Bei Brian's Harſe, Herr, wahrſcheinlich gerade ſo, wie Falſtaffs Soldaten zu ihren Hemden kamen. Wenn dieſe Leute unterwegs ſind, müſſen sie ihr Shillelagh in der Hand haben, um ſich behaglich zu fühlen, und wenn es ihnen fehlt, ſo erbetteln, borgen oder nehmen sie es wo sie es finden. Wenn sie zum Schlagballſpiel gehen, ſchwirrt der eichene Stock mit dem gekrümmten Griff in der Luft; wenn sie ihre Ochſen auf den Markt treiben und ihre nicht immer ſehr erbaulichen Lieder ſingen, tönt der Anſchlag des »Clogbel-peen« an die Hörner der Thiere hell in den Geſang; wenn sie ſich raufen — und auf Märkten und Meſſen müſſen sie ſich raufen — ſieht man das Shillelagh ſchwingen, und wie in alter Zeit Fin Ma Coul, der Rieſe, grimmig lachte, wenn es in den Kampf ging, ſo jubeln seine Nachkommen, wenn ſie mit dem Shillelagh drein ſchlagen. „Drauf mit euren Eichenſtöcken!“ war von grauer Zeit her und iſt jetzt noch ein Anruf, bei dem das Herz unſerer Inſelſöhne ſchwillt und dem ſie frohlockend entſprechen. Ueberhaupt iſt die Eiche der Lieblingsbaum des Irländers, Herr, und eines der Sinnbilder unſerer Nation. In dem Schatten grüner Eichen wohnten unſere Vorfahren, ruhten unſere Helden von ihren Kämpfen gegen die fremden Eindringlinge aus, miſchten ſich die Melodien unſerer Harfner mit dem durch die Zweige ſpielenden Winde. Faſt die ganze grüne Inſel muß ein großer Eichenwald geweſen seyn, denn in der Tiefe unſerer Moorgründe wie auf den höchſten Höhen unſerer Berge werden Sie Eichenwurzeln von rieſigem Umfang finden. Auch jetzt ſind unſere Höhen noch nicht ſo arm an Eichengrün und Eichenſchatten, als die Leute glauben, welche an unſern Küſten entlang fahren oder auf unſern Eiſenbahnen durch die übervölkerten Grafſchaften ſauſen; überdieß iſt zu hoffen, daß ſich mancher Hügelabhang, der jetzt mit rother Heide oder mit zwerghaftem Gebüſch bedeckt iſt, von neuem bewalde, wie denn im nordöſtlichen Theile unſerer Inſel und ſelbſt in unſerer Grafſchaft hier bereits ein erfreulicher Anfang zur Bepflanzung ausgedehnter Bergſeiten mit jungen Eichen gemacht wurde.“

Die Betheurung „bei Brian's Harfe“ war mir neu und auf meine Frage, welche Bewandtniß es damit habe, erfuhr ich, daß die jungen Herrn Mediciner vom Trinity College zu Dublin nicht nur eine Menge eigenthümlicher und nur ihnen verſtändlicher Ausdrücke hätten, ſondern auch gewiſſe Redeformeln, die oft der baarſte Unſinn ſeyen, auf längere oder kürzere Zeit zur Geltung brächten. „Die erwähnte Betheurung,“ ſetze er hinzu, „hat nur in dem Munde von uns „Trinitariern“ in ſo fern Sinn, als in dem Muſeum unſeres Collegs die Harfe unſeres alten Königs Brian Borro, oder ächt iriſch Boroihme, welcher in der Schlacht von Clontarf 1014 fiel, aufbewahrt wird; auch durfte ich ihrer bei Erwähnung unſerer Eichen gedenken, denn ihre Reſonanztafel iſt aus einer iriſchen Eiche geſchnitten.“ — Einige Tage ſpäter ſah ich dieſe alte Königsharfe, der es nicht an Zierrathen aller Art fehlt, die aber ſchwerfällig und »unhandy« iſt und trotz der Kunſt, welche an ſie verſchwendet worden, trotz ihres ſchweren Silberbeſchlags, weit hinter den Harfen zurück ſteht, die ich an demſelben Tage in dem Magazin des Herrn Egan in Dowſon-Street ſah und welche um die unbedeutende Summe von hundert fünfzig Guineen feil ſind.

Wir kamen an keiner Fiſcherhütte vorüber, ohne

daß wir von ein paar Knaben oder jungen Burſchen mit »boat 'r honour — ein Boot, ſo ſchön, leicht und gut, als 'r honour's honor nur wünſchen kann,« angerufen wurden; wir ſchritten jedoch ohne Aufenthalt weiter, bis wir eine wahrhaft idylliſche Buchtung des Boyne erreichten, in deren glenartiger Tiefe eine ganz hübſche Hütte ſtand, deren Sonnenſeite mit weißen Netzen ganz überhängt war. Vor der offenen Thüre war ein Mädchen mit dem Waſchen von Kartoffeln beſchäftigt, während ein ſieben- bis achtjähriger Knabe ſich in einem kleinen Boot ſchaukelte, das am langen Tau befeſtigt in der Buchtung trieb. „Dieſe Hütte,“ ſagte der junge Mann, indem er ſtehen blieb, als wollte er mir Zeit laſſen, das kleine Fiſcheridyll, welches ich vor mir hatte, mit ſeinem reizenden Detail recht behaglich in mich aufzunehmen, „bewohnt mein guter Freund, Patrik O'Neill, der mich gelegentlich auf den Fiſchfang begleitet und jetzt wahrſcheinlich in dem Glen neben ſeiner ſchwarzen Kuh herſpaziert; er iſt ſeit mehreren Jahren Wittwer und hat außer dem Mädchen dort und dem Wildfang von Knaben, der den ganzen Tag abwechſelnd auf und in dem Waſſer zu ſehen iſt, keine Kinder. Evelijn iſt nicht nur ein hübſches Mädchen, ſondern auch eine gute Tochter und eine treffliche Haushälterin, ſonſt aber eine unfügſame Here, ſpröd wie Riedgras und zungenfertig wie die Schlange in Eden, wie Sie ſogleich hören ſollen. Sie hat uns gewiß längſt bemerkt, gibt ſich aber den Schein, als wollten ihre Kartoffeln heute durchaus nicht ſo ſchön, rein und goldfarbig werden wie ſonſt.“ — „Guten Morgen, Evelijn, Kleinod, alanna ma chru (Kind meines Herzens),“ rief er, indem er mit mir zu dem Mädchen heran trat; „guten Morgen, Evelijn, Liebe! Was macht der Vater und wie befinden ſich die lieben Schweinchen in eurer Staatsſtube?“ — „Danke, Herr,“ verſetzte die Tochter Erins, indem ſie ihr hübſches Geſichtchen in die Höhe hob und uns muthwillig lachend anſah; „danke, Herr; der Vater iſt wohl und die lieben Schweinchen in unſerer Staatsſtube laſſen den jungen Squire freundſchaftlich grüßen.“ Und ohne ſich Zeit zu nehmen, ihre Hände abzutrocknen, lief die Thakijn (junge Dirne) das Glen hinan und erſchien nach wenigen Minuten an der Hand des Vaters, der aufgefordert ward, ſein Boot zu beſtellen, um uns „ſo weit zu führen, als der Park von Mellifont einſt reichte.“ — „Alſo bis Killarn, Herr?“ fragte der Fiſcher, da ein Sohn der grünen Inſel unter allen Umſtänden fragen muß. — „Nein,“ rief der „junge Squire“ dem bereits an das Waſſer eilenden Patrik nach, „nein, Freund, bis zu dem Rundthurm.“ — „Der ſo genannt wird, weil er viereckig iſt,“ ſagte die ſchöne Evelijn lachend und verſchwand in der Cottage. „Muß ich erſt von der Thakijn lernen, daß in dieſem Rundthurm ein iriſcher Bull ſteckt!“ rief mein Freund heiter aus, indem er mir winkte, auf der Bank vor der Hütte neben ihm Platz zu nehmen. „Evelijn hat aber nicht nur gute Antworten, ſondern auch, wie ſich alsbald zeigen wird, gute Buttermilch für ihre Freunde in Bereitſchaft.“ In der That kam das Mädchen mit zwei Gläſern ſchäumender Buttermilch und bot die köſtliche Labung mit der Anmuth einer Hebe und mit der gutmüthigen Einfachheit einer Tochter der Smaragdinſel dar. Fünf Minuten ſpäter waren die reizende Evelijn und die idylliſche Bucht aus unſern Augen verſchwunden und unſer kleines Boot tanzte auf den glänzenden Wellen des Boyne, welcher der Meeresbarre brauſend entgegen eilte.

Pariſer Bilder.

III.

Verſailles.

Es gibt kein Volk, welches das Vergnügen mehr liebt als das franzöſiſche, dem es mehr Bedürfniß wäre, ſich von Zeit zu Zeit aus dem ewigen Einerlei des Lebens loszureißen, aber auch keines, das ſo leicht zu befriedigen iſt, das ſo wenig bedarf, um ſich zu ergötzen. Den Franzoſen genügt oft ein Sonnenblick, um alle Schatten zu verſcheuchen und ihren Lebenshimmel zu entſchleiern; ſo lange die Gegenwart lächelt, denken ſie nicht an die Zukunft, und ſie vermögen daher in den trübſten Lagen des Lebens glücklich zu ſeyn. Dieſer leichte Sinn, dieſer Leichtſinn, mit dem ſich vor allen die Pariſer dem Vergnügen überlaſſen, hat für den Fremden, beſonders für uns vorſichtige, immer grübelnde Nordländer etwas überaus Anziehendes; mit den Fröhlichen ſind auch die Traurigen heiter, und wenn ſie ſich nicht zu freuen vermögen, ſo vermögen ſie wenigſtens zu vergeſſen.

Das Volk kann am Werkeltag nicht feiern, es muß mühſelig ſchaffen und arbeiten die Woche über, wenn es ſich am Sonntag einen Ruhetag machen will. Wer nie ſelbſt hart und anſtrengend thätig ſeyn mußte, der begreift nicht, welcher Reiz im Nichtsthun liegt, welcher Genuß in der bloßen Ruhe. Wenn der Arbeiter in Deutſchland am Sonntag die Feiertagsjacke angezogen hat, dann iſt er meiſt zu träge, um den Fuß zu rühren, es ſey denn auf dem Weg in's Wirthshaus; der Bauernbuſche ſchaut unbeweglich, über die untere Hälfte der Hausthür gelehnt, dem Städter zu, der zu Buſch und Wald und in die Felder eilt. Man würde ſich irren, wollte man glauben, es fehle dieſen Leuten an Genußfähigkeit; ſie begreifen nicht, welche Freude ein Spaziergang in einer ſchönen Gegend gewährt, aber der Gebildete kennt den Genuß der Ruhe nach harter Arbeit nicht, und dieſer geht dem deutſchen Landmann über alles. Einer ſolchen unausgeſetzten, eiſrigen Arbeit wie der Deutſche iſt der Franzoſe faſt in keiner Richtung fähig, wenigſtens iſt ſolches eine Ausnahme. Er iſt unſtäter in ſeinem Denken wie in ſeinem Handeln, aber auch beweglicher in ſeinen Empfindungen, weniger ſchwerfällig in ſeinen Genüſſen. Der Franzoſe aller Ständen lebt, um zu genießen, und er genießt mit Luſt. Selbſt der Epicier, der die Woche über für nichts Sinn hatte, als die Soustücke zu zählen, der keinen Gedanken hegte, der über die Pfefferdüte und ein Loth Kaffee hinausging, der nur Eine Phraſe kennt, die, ſeine »maison de confiance« für künftige Ankäufe zu recommandiren, ſelbſt er zählt heimlich die Stunden und Tage der Woche, bis endlich der Sonntag kommt. Selbſt dieſe engherzige, vertrocknete Seele, dieſe abgeſtorbene Natur muß dann hinaus in's Freie; der Sonntag iſt da und mit ihm das Vergnügen.

Wenn man den Stand der geborenen Nichtsthuer ausnimmt, die Claſſe der berechtigten Geld- und Zeitverſchwender, ſo belebt wirklich der Gedanke des Vergnügens am Sonntag ganz Paris. Aus meinem Zimmer kann ich den verſchiedenſten Leuten in's Fenſter ſehen, aber nur der Commiſſionär, der mir gegenüber auf ſeiner Trage ſitzt, weicht auch am Sonntag nicht von ſeinem Poſten und trägt ſeine Steuermarke auf der Alletagsjacke. Aber ein Savoyarde würde glauben gegen ſeine Nationalität zu ſündigen, wenn er einen Sou unverdient ließe. Freilich geſtatten die engen Bande des Lebens vielen nicht, ihre Freude weit zu holen. Mir gegenüber wohnt eine niedliche kleine Corſetière, die den alten Eltern die Wirthſchaft beſorgt; wenn ich nicht weiß, welcher Tag es iſt, brauche ich nur auf ihr Kleid zu ſehen. Ihr ganzes Sonntagsvergnügen beſteht in der grauen Merinorobe, mit blauem Band à la Basque beſetzt, mit weißen Unterärmeln, und im Füttern ihres Mätzchens mit einem Stück Zucker. Am Sonntag ſehe ich ſchon am Morgen, wie ſie die Taſſen vom Kamin nimmt und abwiſcht, und auch der Kanarienvogel nimmt Theil an dem feſtlichen Kaffee.

Im Hofe wohnt eine kleine Waſcherin, die ihre Hemden unverdroſſen bis ſpät in die Nacht bügelt; nur am Sonntag legt ſie um Mittag ſchon das Eiſen aus der Hand, und um drei Uhr kann man ſie am Arme eines jungen Arbeiters im Luxembourg ſehen; weiter als bis zu einem Café auf dem Mont-Parnaſſe erſtreckt ſich ihr Sonntag nicht. Fiſine, die leichtfertige Studentin, macht am Sonntag mit Arthur oder Adolph Entdeckungsreiſen nach dem rechten Seineufer, verliert ſich aber ſelten über die Stadtmauer und die Steuergrenze. Der Arbeiter ſucht mit Weib

und Kind die Region des wohlfeilen Weins; jenſeits der Octroimauer bis zur Fortifikation liegt ſeine Sonntagswelt.

Dem Bewohner der Inſel St. Louis, dem ächten Spießbürger der guten Stadt Paris iſt es in einem ſo beſchränkten Raume viel zu eng. Nach Höherem ſteht ſein Sinn. Paris iſt ihm eine bekannte Welt, innerhalb der Banlieue iſt er chez-soi; und wenn auch Paris beinahe Alles enthält, was nach ſeinem Sinne überhaupt des Sehens werth, ſo iſt es doch nur beinahe. Von Vater auf Sohn haben ſich die Traditionen aus der Glanzzeit der Bourbonen vererbt, und der Pariſer Cyclcer erkennt außer Paris noch Ein Wunder auf der Erde an, und das iſt Verſailles. Man braucht kein tiefes Studium zu machen, um zu ſehen, daß die Erinnerungen an die Bourbonen, und namentlich an Ludwigs XIV. glänzende Erſcheinung noch bis auf den heutigen Tag nicht erloſchen ſind. Das individuelle Weſen des Franzoſen ſpiegelt ſich in dieſem Feſthalten; denn der äußere Schein, der Ruhm ſöhnt ihn mit allem Druck der Regierung dieſes Königs aus, in welchem ſich wie in keinem andern Regenten die Souveränität gipfelte. Verſailles iſt das Grabmal dieſes Größten der Bourbonen; den Charakter ſeiner Zeit und ſeiner Perſon verſteht man erſt, wenn man die verlaſſene, todte Pracht von Verſailles durchmeſſen hat. Der Sandwüſte zum Trotz wollte er einen Palaſt dort erbauen, der in Europa ſeines Gleichen nicht haben ſollte. Er hat ſeinen Willen durchgeſetzt, und vielleicht hat dafür das ganze Geſchlecht der Bourbonen büßen müſſen, denn man vergeht ſich nicht ungeſtraft gegen die Geſetze des Lebens.

Daß die Reſidenz Ludwigs XIV. fern von der großen Hauptſtadt gegründet wurde, die ſonſt das natürliche Centrum des franzöſiſchen Reichs bildete, das iſt nur der formale Ausdruck für das l'état c'est moi. Im Großen wie im Kleinen ſpiegelt ſich dieſer Gedanke in allem wieder, was ein Werk der Laune jenes Königs war, den man wohl mit Unrecht den Großen nennt. — Freilich vermag der menſchliche Wille viel; große Reſervoirs können den Mangel der lebendigen Ströme erſetzen, die Scheere kann den freien Wuchs des Baums beſchränken, aber endlich verſiegt die Quelle und die Kraft, die natürliche Ordnung ſiegt über die künſtliche, und ſtatt zu bewundern können ſpätere Generationen nur die Verſchwendung bedauern. Vielleicht ſäßen die Bourbonen noch heute auf dem Throne Frankreichs, wenn ſie denſelben in Paris, ſtatt in Verſailles aufgeſchlagen hätten. Der Pariſer Bürger ſieht aber dieſe Periode der Geſchichte nicht ſo an, ihn blendet die glänzende Außenſeite Ludwigs XIV. und ſeiner Werke, er mißt den Ruhm Frankreichs nach dem Werkſchuh der Verſailler Bauten, ſeine Blicke reichen nicht über die Lichtſeiten des Bildes hinaus.

In der That iſt aber auch der Maßſtab, nach dem der Palaſt von Verſailles errichtet worden, ein koloſſaler. Man ſieht den Zuſchnitt der Macht Ludwigs XIV. und ſeines prächtigen Hofes mit dem ausgebildetſten Ceremoniel der Welt in dieſen unendlichen Avenuen, in dieſen prächtigen Galerien, in der ganzen ſteifen Pracht der Paläſte und der Parks. Dem Pariſer Bürger iſt das alles wie ein Mährchen aus tauſend und einer Nacht; er übt keine Kritik, mit ſelbſtgefälligem Stolz genießt er das Vergnügen, im Palaſte ſeines Nationalruhms la gloire et l'honneur ſeines Volkes zu bewundern, welche ihm in tauſenden von Bildern von allen Seiten entgegentreten. — Doch verweilen Sie mit mir zunächſt bei dem Totaleindruck des Palaſtes, der vielleicht nicht minder wie das Escurial den Namen eines geſchmackloſen achten Weltwunders verdient.

Verſailles iſt durchaus ein Werk der Kunſt, im eigentlichen Sinne des Wortes ein Werk des Uebermuthes, denn mitten in einer unfruchtbaren, waſſerloſen Waldwüſte ließ Ludwig XIV. nach den Planen des jüngeren Manſard das Schloß erbauen, welches ſo lange die Reſidenz der franzöſiſchen Könige geweſen iſt. — Wenn man von dem Eiſenbahnhofe des linken Seineufers die breite Allee verfolgt, welche nach dem Palaſte führt, ſo gelangt man bald zu einem weiten Platze, der von den ehemaligen königlichen Marſtällen eingeſchloſſen iſt, in denen jetzt die zwei Carabinierregimenter, die Elitenreitertruppe der franzöſiſchen Armee, liegen. Drei Straßen, die von prachtvollen Linden eingefaßt ſind, führen von hier nach Paris, nach Sceaux und St. Cloud. Von dieſer Place d'armes aus macht das Schloß keinen beſonders großartigen Eindruck; es iſt ein ziemlich unregelmäßiges Durcheinander von Gebäuden; nur der Maßſtab iſt es, welcher die Wirkung hervorbringt. Drei Höfe muß man durchſchreiten, ehe man zu dem Palaſte ſelbſt gelangt. In den erſten tritt man durch ein reich vergoldetes Gitterthor, an welches ſich rechts und links ſteinerne Bruſtwehren anſchließen, um dieſe »Cour des Statues« von der Place d'armes zu trennen. Das Wappen der Bourbonen, drei Lilien mit der Krone darüber, hat ſich bis auf den heutigen Tag durch alle Stürme der Revolution erhalten. Die Statuen, welche dieſem Hofe den Namen geben, beziehen ſich auf die Siege Ludwigs XIV., und ſtellen Frankreich als Siegerin über Deutſchland und Spanien dar. Schräg vom Schloſſe herab läuft ein Hof, der auf zwei Seiten von Gebäuden eingeſchloſſen iſt, die Ludwig XIV. für ſeine Miniſter erbauen ließ. In der Mitte deſſelben ſteht eine koloſſale Reiterſtatue des Königs in Bronce, auf beiden Seiten ſechzehn Marmorſtatuen, Richelieu, Bayard, Turenne, Bertrand du

Guesclin u. ſ. w., zu denen die neuere Zeit in Lannes und Mortier uns näher liegende Perſönlichkeiten hinzugefügt hat.

Den Mittelpunkt des Palaſtes, von der Stadtſeite aus, bildet das aus rothen Backſteinen erbaute alte Jagdſchloß Ludwigs XIII., welches auf den ausdrücklichen Befehl Ludwigs XIV. in den Palaſt mit eingebaut wurde. An der Façade des Corps de logis dieſes niedrigen Gebäudes iſt der bekannte Balkon, von dem aus Marie Antoinette ſich mit dem Dauphin dem Volke zeigte. Er wird von acht doriſchen Säulen aus buntgeädertem Marmor getragen und überragt von zwei liegenden Figuren, die eine Uhr halten, welche ſtets die Todesſtunde des zuletzt geſtorbenen Königs zeigte. Die beiden Flügel dieſes alten Jagdſchloſſes umſchließen einen mit Marmorplatten gepflaſterten Hof, der davon Cour des marbres heißt. Rechts und links von dieſem ſpringen zwei andere Flügel vor, die die Cour royale begrenzen, welche von Ludwig XIV. und Ludwig XVIII. erbaut wurden. Ueber den Eingängen auf den Giebelſeiten hat Louis Philipp eine Inſchrift anbringen laſſen: »A toutes les gloires de France,« welche die heutige Beſtimmung des Palaſtes andeutet.

Auf der Südſeite der Cour royale liegt ein großes kaſernenähnliches Backſteingebäude, welches jetzt als Militärlazareth für die Verſailler Garniſon dient, früher aber die Wohnungen für die Hofdienerſchaft enthielt, wozu die tauſend Zimmer in demſelben kaum ausreichten. Auf der andern Seite liegt ähnlich die Schloßkapelle, welche hoch über den übrigen Palaſt emporragt. Der rechte und linke Schloßflügel ſpringen jedoch noch weit über dieſe Gebäude hinaus, die aber jede Totalüberſicht der Stadtſeite des Schloſſes verhindern. Deſto leichter iſt es dagegen vom Park aus zu überſchauen, wo man einen freien Blick auf dieſe ganze ungeheure Front hat, die aus einem weit vorſpringenden Hauptgebäude und zwei Flügeln beſteht.

Dieſes Vor- und Zurückſpringen iſt aber auch die einzige Gliederung an der großen Schloßkaſerne. Wäre der Reichthum, oder vielmehr der Luxus in den Details nicht ſo ungeheuer, man würde eher die Barracken eines Regiments als die Reſidenz eines Königs in dieſer unendlichen Front ſuchen, wo Länge und Höhe in gar keinem Verhältniß ſtehen. In regelmäßigen Zwiſchenräumen kehren nur Periſtyle auf derſelben wieder, mit gekuppelten joniſchen Säulen und allegoriſchen Figuren. Das Verſailler Schloß von der Gartenſeite iſt in ſeinem Totaleindruck dem neuen Londoner Parlamentsgebäude von der Waſſerſeite ähnlich. Bei beiden iſt der reiche Styl, welcher dem Bau zu Grunde liegt, durch eine alter urſprünglichen Auffaſſung fremde Geziertheit verdorben worden. Der Rococoſtyl iſt das Antike in der Perrücke, der neue engliſche Styl iſt das Gothiſche im Frack. Keine Spur von der Originalität, von dem Reiz urſprünglicher Erfindung, keine Spur von eigener Schöpferkraft ſpricht aus beiden Bauwerken. Durch äußere Attribute, durch Raum- und Zierrathverſchwendung hat man hier wie dort den Gebäuden einen Charakter aufdrücken wollen, der aus ihrer innern Form nicht hervorgeht. Wenn der Eindruck, welchen die Parlamentsgebäude bei näherer Betrachtung machen, nicht ſo widerwärtig iſt als der des Verſailler Schloſſes, ſo kommt dieß nur daher, weil der gothiſche Bauſtyl überhaupt uns näher ſteht als der griechiſche, und dieſes Verſtändniß, dieſe Verwandtſchaft ſich auch in den Verzerrungen erhält. Fresken und Colonnaden paſſen nun einmal nicht zum Regen und Sturm unſerer Breiten, und eine Kunſt, die unter fremdem Himmel geboren, mit den Eigenthümlichkeiten eines ganz andern Landes verwachſen iſt, wird uns immer fremd und unverſtändlich bleiben. Vielleicht iſt es überhaupt unmöglich, irgend einen Bauſtyl zu acclimatiſiren, da ſchon ein für ganz andere ſociale Verhältniſſe, aber doch für unſer Klima berechneter in die Forderungen der Gegenwart ſich nicht mehr ſchmiegen will.

Der Eindruck der Details des Verſailler Schloſſes iſt ebenfalls der einer kalten, ungefälligen Pracht. Wie die tauſend Löckchen der Perrücke, ſo wiederholen ſich nur dieſelben Schnörkel und Schnitzereien, ohne daß man irgend eine naturgemäße Entwicklung und Verbindung entdecken kann. Dieſer Rococoſtyl paßte vortrefflich zur Gartenkunſt von Lenotre, und es iſt als ſchaute die ganz auf Kunſt, auf maſchinenartige Organiſation und Unterordnung gegründete Herrſchaft Ludwigs XIV. aus jedem Größten und Kleinſten ſeines prächtigen Reſidenzſchloſſes. Es iſt eine charakteriſtiſche Verbindung, daß das hiſtoriſche Muſeum des franzöſiſchen Ruhmes gerade in dieſem Palaſt aufgeſtellt iſt. Das Gebäude iſt das Spiegelbild von Frankreichs Geſchichte. Der Aufwand von Kraft und Mitteln, von Talent und Ausdauer ſteht in keinem Verhältniß zu der wirklichen Leiſtung. Was hätte mit dieſer geiſtigen und körperlichen Macht geſchaffen werden können, wenn ſie richtig und ſtätig angewendet worden, wenn ein in der Natur der Dinge gelegenes Ziel mit feſtem Willen verfolgt worden wäre! Ueberall knüpft ſich ſonſt ein neuer Aufſchwung der Kunſt an die Entfaltung der Größe, der Macht und des Reichthums, denn ſie iſt die höchſte Blüthe derſelben. Von der Regierung Ludwigs XIV. kann man aber, wenn man aufrichtig ſeyn will, nicht behaupten, daß ſie der Kunſt wie der Wiſſenſchaft wahrhaft genützt habe. Es ſind taube Früchte, die dort gepflanzt, die dort gezogen worden, taube Früchte, die mit dem Schein einer ergiebigen Ernte die Zeitgenoſſen täuſchen mochten; aber die Nachkommen lehrt die Erfahrung, daß die

anscheinend gefüllten Scheunen so leer standen, daß sie nicht einmal eine neue Ausfaat enthielten und man auf dieser Stufe nicht weiter fortbauen konnte, sondern von neuem auf die Natur zurückgegangen werden mußte.

Jedes Frühjahr bearbeiten tausend Scheeren die prachtvollen Bäume des Parks, aber unermüdlich schlagen neue Blätter aus, ohne sich dem Gesetz der Menschenhand zu fügen. In mehreren Absätzen verläuft sich der Hügel, auf dem das Schloß liegt, in die Ebene. An die Formen dieser Absätze hat man die Hecken und Wasserwerke angeschlossen, die Versailles so berühmt gemacht haben. Sie springen nur jeden ersten Sonntag in den Sommermonaten, und natürlich weder alle zugleich, noch überhaupt alle; nur drei- oder viermal im Jahr springen sie sämmtlich, und dann strömt halb Paris heraus, wesentlich um die Verschwendung von 40,000 Franken zu bewundern; denn die dabei aufgewendete Kraft soll diese Summe werth seyn.

Die Zahl der Bassins, Fontänen, Springbrunnen, mit denen man den Park geziert und den Wassermangel zu ersetzen gesucht hat, ist unglaublich. Es gibt fast kein Bosket, in dem man nicht bleierne oder kupferne Statuen findet, die den Mund der Wasserröhren tragen oder verzieren. Gleich vor der ersten Terrasse liegt das Parterre d'Eau mit zwei Bassins, mit den acht Hauptströmen Frankreichs in Erz, der Garonne, Dordogne, Seine, Marne, Rhone, Saone, Loire, Loiret. Daneben ist die Fontäne der Diana und die der Aurora. Südlich und nördlich dieses Parterre d'Eau liegen wieder mit Statuen verzierte Bassins, du Midi, des Couronnes, dann die Fontäne de la Pyramide, die Dianenbäder, die Fontäne du Dragon mit einem 80 Fuß hohen Strahl, das Bassin des Neptun, de Latone, d'Apollon, de la Cascade, du Miroir, des Domes, de Bacchus, de l'Automne, de Saturne, de l'Hiver, des Cent-Luyaux, de Flora, de Ceres u. s. w. Im Ganzen wiederholen sich überall dieselben Formen, dieselben Ideen; so kunstvoll auch manche der einzelnen Figuren gearbeitet sind, so lohnt es sich doch kaum, sie alle zu besehen. Die Deachen und Delphine, die Tritonen, Sirenen, Seeungeheuer aller Art, Genien, Götter und Göttinnen, bald einzeln, bald in Gruppen, Frösche, Fische, Schildkröten, Schwäne, die alle nur dazu dienen, einen mehr oder minder starken Wasserstrahl in irgend einer Richtung in die Luft zu speien, kann man nur so lange bewundern, als der Totaleindruck und der des Staunens dauert. Trotz dem ungeheuren Maßstab der Anlage ist es doch nur ein Spielwerk für Kinder; besonders fühlt man dieß, wenn man beim Springen aller Bassins, den sogenannten »grandes eaux,« die Menge von einem Bassin nach dem andern stürzen sieht, erst nach dem Apollo- dann nach dem Latonabassin, dann nach der Rotunde, dann nach der Cascade, weil sie nur nacheinander ihre Kunststücke machen können. Das Künstliche dieses Wasserlebens wird gar zu deutlich, und es wirkt zu drastisch, wenn man auf einmal das trockene oder verschlammte Bassin auf einige Minuten durch die verschiedenartigsten Oeffnungen, Krüge, Vasen, Mäuler gefüllt werden, nach kurzer Zeit aber diese reichen Quellen wieder versiegen und wie früher die bloßen Spitzen der Röhren aus dem Bassin herausragen sieht. In dem Bosket de l'Obelisque mit dem Bassin des oent tuyaux sieht man z. B. nur einen gestaltlosen Klumpen von hundert Bleiröhren; auf einmal erhebt sich darauf ein aus Wasserstrahlen gebildeter Obelisk, der eben so plötzlich wieder zusammensinkt. Die Freude an diesen Wasserwerken gleicht der an einem Feuerwerk, das großen und kleinen Kindern allein ergötzlich seyn mag.

Ich weiß, daß die Majorität der Besucher des Versailler Schlosses und Parks diese Anschauung nicht theilt, allein ich vermuthe, daß sie sich lediglich von den Dimensionen und der Masse der aufgewendeten Mittel bestechen lassen. So vermag allenfalls auch eine Pyramide unsere Bewunderung zu erregen, aber unser ästhetisches Gefühl wird durch diese Kraftverschwendung wenn nicht verletzt, doch sicherlich nicht befriedigt. Ich glaube, daß der Besuch des Museums, oder der Museen des Versailler Schlosses zu einem ähnlichen Schluß führt. Man durchwandert zahllose Zimmer und Säle, man sieht Tausende von Bildern, Hunderte von Statuen, aber kein Bild läßt einen bleibenden Eindruck zurück, keines lebt in unserer Erinnerung fort.

Das Museum im Palast hat einen lediglich historischen Zweck und hat auf der Welt nicht seines Gleichen. Louis Philipp hat den entworfenen Plan mit einer Beharrlichkeit ausgeführt, die, getragen durch die Mittel, welche zur Verfügung standen, ein so glänzendes Resultat gegeben hat, daß das Werk dem sonst so vielfach geschmähten Könige wenigstens in dieser Richtung ein ehrenvolles Andenken sichert. Dieß verhindert aber nicht, daß der ästhetische Eindruck ein sehr geringer ist. Durch den Lauf von Jahrhunderten nach festem Plane die Geschichte durch die Kunst zu verewigen, ist eine unlösbare Aufgabe. In den zufällig und mit Freiheit die französische Geschichte behandelnden Bildern und Statuen dominiren natürlich noch die ästhetischen Bedingungen, aber die Anzahl solcher Kunstwerke ist nur gering; die ungeheure Mehrzahl sollte historisch seyn, die Treue galt mehr als die Schönheit. Es spricht daher aus allen Bildern dieser Art jene anekdotenmäßige Behandlung des Stoffes, welche Vernets Riesenbildern so charakteristisch ist. Wer sich nie überzeugen konnte, daß ein Kunstwerk, um ein solches zu seyn, seinen Zweck in sich selbst haben müsse, der besuche die Riesengalerie des Versailler Schlosses, wo überall der Zweck ein äußerer ist; mit unwiderstehlicher Gewalt wird sich

da die Richtigkeit jenes Grundgeſetzes dem Beſchauer aufdrängen.

Jedes offene Urtheil, welches die Gründe angibt, worauf es ſich ſtützt, hat immer ein Recht gehört zu werden, weil es unleugbar ſelbſt dann nützt, wenn es irrig iſt. Ich ſcheue mich daher nicht, die dem Verſailler Muſeum zu Grunde liegende Idee für durchaus im Widerſpruch mit dem Weſen der Kunſt zu erklären. Wie Vernet in ſeinen Schlachtbildern die einzelnen hiſtoriſchen Ereigniſſe, eben ſo behandelt das Muſeum die franzöſiſche Geſchichte, d. h. anekdotenmäßig. Es fehlt das leitende Band, das dieſe Bilder zu einem Bilde vereinigt, es fehlt der Faden, der die Anekdoten zur Geſchichte verſchlingt. Es ſind noch nicht viele Jahrhunderte her, ſeit das Staffeleibild über das monumentale Bild, die Freske, den Sieg davon getragen hat und in der Malerei eine Rolle ſpielt. Ein koloſſales Wandgemälde, eine Suite von Fresken, als ideale Vertreterin der franzöſiſchen Geſchichte durch die Kunſt, hätte der Aufgabe, welche ſich Louis Philipp ſetzte, allein würdig genügen können. Vielleicht gab es außerdem noch einen Weg, der näher lag, der ſich mit den gegebenen Mitteln erreichen ließ, der das Mögliche in der Vereinigung der Kunſt mit der hiſtoriſchen Treue leiſtete, der eine Art idealer Verbindung der einzelnen Bilder gab. Da man die Ereigniſſe nicht verſchürzen konnte, da eine gleichſam dramatiſche Behandlung der Bilder unmöglich war, ſo mußte man die Geſchichte durch die Perſonen repräſentiren, welche die Träger der verſchiedenen Epochen waren, an dieſe Perſonen, an dieſe Porträts die Ereigniſſe knüpfen. Die Glieder in dieſer Kette konnten natürlich nicht immer die Könige ſeyn; die eigentlichen Grundpfeiler der franzöſiſchen Geſchichte mußten ſie bilden. Statt deſſen hat man die gleichartigen Ereigniſſe zuſammengefaßt und ſo gleichſam Sammlungen von Anekdoten angelegt. Am großartigſten iſt in dieſer Beziehung die »Grande Galerie des Batailles,« wo franzöſiſche Siege von der Schlacht bei Zülpich, 496, bis zur Schlacht von Wagram, 1809, dargeſtellt ſind.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von der mecklenburgiſchen Küſte, Oktober.

Doberan. — Warnemünde.

Vielleicht dürfte jetzt, wo wir am Ende der Saiſon ſtehen, einige Nachricht über die Seebäder Mecklenburgs nicht unwillkommen erſcheinen, wenn auch nur zur Ergänzung des Vergleichs mit andern. Doberan, welches, gleichſam als Hofſeebad, den Reigen eröffnet, war noch nie ſo leer wie in dieſem Jahr. „Es iſt ſcandalös,“ klagten die Luxuskaufleute aus Schwerin, die ihre Waaren hier ausſtellten, „unerhört!“ — Man führte, weil Doberan nun doch einmal officiell voll ſeyn ſoll, ſelbſt die Kinder, ſämmtliche Knaben und Mädchen, mit in den Badeliſten auf, ohne daß ſich eine erwünſchte Zahl ergeben wollte. Nur die paar Tage im Auguſt, während der üblichen Wettrennen aller Art, wimmelte es von Menſchen. Zuerſt kam das Rennen der Cavaliere, dann das der Bauern, für welche ein Tanz veranſtaltet war. Die Fürſtlichkeiten, mit Ausnahme des nach Ungarn zu ſeiner Schweſter, der Fürſtin Windiſchgrätz, verreiſten Großherzogs, zeigten ſich ſammt der eben anweſenden Herzogin von Altenburg unter den Zuſchauern, und der kleine Erbgroßherzog theilte die Preiſe aus. Die Gegenwart des Hofs in Doberan, je liebenswürdiger ſich derſelbe erweiſt, je glänzender die Bälle erſcheinen, zu denen die Offiziere aus ihren Garniſonen geladen ſind, legt doch gleichwohl viele Repräſentationspflichten dem Adel des Landes auf, der ſich gewöhnt hat, großen Aufwand in Equipagen und an der Spielbank zu entfalten. Mehr aber als dieß alles beeinträchtigt die Lage des Orts ſeine Exiſtenz als Seebad. Man muß beinahe eine Stunde fahren, bis man das Meer erreicht. Auf dem heiligen Damm freilich, wo man Seewaſſer und Seeluft aus erſter Hand empfängt, würde man gern wohnen, allein da findet ſich ſo wenig Raum in den paar neugebauten Logirhäuſern.

Und er bietet entzückende Schönheit, dieſer heilige Damm am Saume des Waldes, aus welchem, gleich einem ſchlanken Pfeile, die wunderſam im reinſten Style erbaute Kirche von Doberan aufſchießt, das Grabmal obotritiſcher Könige und mecklenburgiſcher Herzoge. Sie allein iſt übrig von dem Ciſterzienſer Mönchskloſter, um welches am Ende des zwölften Jahrhunderts der Ort in dieſer von Fruchtbarkeit ſtrotzenden Umgebung entſtand. Sie ſchaut hoch hinaus auf die blaue Fluth, auf den von der Natur gebildeten Wall. Auf uralten Dünen ſtreckt ſich dieſer eine halbe Stunde weit in das Meer hinein, beträchtlich aufgethürmt, bin und wieder gegen hundert Fuß breit, aus Millionen farbigen, von den Wogen glatt geſchliffenen Steinen, welche bei Sonnenſchein blendend funkeln. Nach der Legende lag hier ein Frauenkloſter in grauer Vorzeit, das durch Feinde, durch Heiden, von der See aus ſchlimm bedroht ward. Die frommen Nonnen flehten auf ihren Knien zum Himmel um Rettung. Wie eine Schutzmauer ſtieg da der heilige Damm empor, ſo wehrhaft, daß die Gegner ihn nicht überſteigen konnten; das gläubige Gebet hat ihn aufgebaut. Feierlich ragen über ihn die Wipfel des meilenlang ausgedehnten, prachtvollen Parks; ihr Rauſchen fließt mit dem des Meeres zuſammen. Himmelhohe Buchen, wie man ſie in Süddeutſchland nicht kennt, uralte, herrliche Blätterkronen auf ſchlanken, thurmgleichen Stämmen, ſmaragdgrüne Raſendecken, die herrlichſten Meeresausblicke, nichts als Meer im Buchenrahmen. Unter dieſer hochgeſchwungenen Buchenkirche ſteht, beinahe nur einem Chörlein gleich, der herzogliche Pavillon, ein kleines hübſches Ding, eine Cottage, eine Hütte — aber ein goldenes Krönlein darauf. Grünumwebte Galerie, zierliche Ruheplätze, offene Fenſter nach traulichen Gemächern; rings jedoch Schnüre gezogen, überall verbotene Plätze, betreßte Lakaien, welche abwehrend winken, ſobald ein Fremder den Kopf herausſtreckt aus den dichten ſtolzen Schattengängen. Auf der laubumhängten Galerie ſteht das Wägelein, in welchem man den kleinen Erbgroßherzog umherführt; weiter zurück unter den Bäumen iſt ein für ihn eingeräumter grüner Spielplatz, wie für ein Lämmchen oder Rehlein zum Weiden. Häufig gewahrt man den Prinzen ſelbſt mit ſeiner Bonne; ein freundliches, gutmüthig ausſehendes Kind, niedlich weiß gekleidet. Die Leute verweilen, ſprechen, ſcherzen mit dem Knaben und der höflichen Frau; eine ganz hübſche Familienſcene zwiſchen Volk und Fürſten. — Zunächſt an dieſe Campagne grenzt „die Burg,“ das neue gothiſche Logirhaus mit ſeinen Thurmzinnen, Altanen, Erkern, ganz maſſenhaft. Weiterhin gruppiren ſich die übrigen weißen Gebäude: das vordere Logirhaus, von welchem die mecklenburgiſche Arkolore flattert, auf deſſen Plattform man die blauwogende, ſchäumende See überblickt, und in deſſen Corridor ſchwarze Adreſſentafeln und die Namen mancher Berliner und Hanſeſtädter zeigen; ferner die Colonnade des Converſationshauſes, welches Säle, hübſche Kabinete und Billardzimmer umfaßt. Das kleine antike Portal gegenüber, gerade am Landungsplatze — ein Portal zum Meer, mit kindiſchen Säulchen — hat etwas ſehr Kleines, ja faſt Komiſches. Links davon an den Bäumen die Felsplatte, auf der man in goldener Schrift lieſt: „Friedrich Franz I. gründete hier das erſte deutſche Seebad. 1793. 1843.“

Auf allen Ruhebänken — ſelbſt auf der Dampfſchiffbrücke über dem Waſſer ſind zweckmäßigerweiſe dergleichen angebracht — ſitzen geradlinige Geſellſchaftsfiguren. Der

dritte Mensch, dem man begegnet, iſt ein Bedienter. Von allen Seiten rollen Equipagen. Vierſpännige Hofwagen mit Vorreiter, elegante rothe Livreen, köſtliche Pferde biegen in Alleen ein. Damen in Pariſer Toilette neigen ſich vornehm gegen Herrn mit Johanniterkreuzen. Alles hat hier ariſtokratiſche Phyſiognomie, im Gegenſatz zu dem gemüthlichen Warnemünde, wo die Bourgeoiſie waltet. Ein Vorzug vor dem genannten Fiſcherdorfe bleibt dem heiligen Damm, daß man hier von den meiſten Punkten ſo recht in das Meer hinein ſieht; lauter Meer, kein Ufer zu den Seiten. Indeſſen erſcheint die Rangordnung hier umgekehrt; das vornehmſte Bad des Landes iſt das leerſte, und für Doberan erwächſt eben an dem nachbarlichen Warnemünde, welches in der abgelaufenen Saiſon auf kleinem Raum, ungerechnet die Kinder, 1700 Badgäſte zuſammendrängte, eine gefährliche Rivalin.

Warnemünde gewährt in aller Anſpruchloſigkeit durch ſeine Originalität eine unerwartete Fülle von Beobachtungen. Bei der Ankunft von Roſtock fährt man die hier „den Breitling“ bildende Warnow herunter an allen den kleinen drolligen Wirthſchaften vorüber, die ſich in den dem Strome zugekehrten einſtöckigen Häuſern unter Bäumen, „in der Vorderreihe aufthun;“ denn das Fiſcherdorf, welches uns aus der Ferne auf ſilberner Fluth roth aufgetaucht iſt, hat keine Straßen, ſondern nur „Reihen,“ die vordere, die zweite, die dritte Reihe. Vor jedem dieſer Schifferhäuschen ſind, gleich Cajüten, grünangeſtrichene „Lauben,“ mit alten Segeltüchern, die noch manche Spur ihrer Meerfahrten tragen und hier Veteranendienſt thun, ſtatt Marquiſen, gerade wie eine Reihe Buden. Ein großer Jahrmarkt. Die Leute ſitzen darin — umgekehrt, die Käufer in den Buden — als wollten ſie ſich ſämmtlich für Familienbilder daguerreotypiren laſſen. Kleine häusliche Theater, jedes eine umgewendete camera obscura. Meiſtens ſind Teppiche ausgelegt, Sophas, Fauteuils umhergeſtellt, geſtickte Schemelchen, Kiſſen, friſche Blumen in Vaſen auf den Tiſchen; von der Decke hängen Lampen mit Schlingpflanzen, Papageien in Käfigen, kurz wie man ſich nur eine Stube unter dem Chriſtbaum denken mag. Abends leuchten um all dieſe Theetiſche Lampen, bunte Papierballons u. ſ. w. und wenn bei kühlerer Herbſtluft ſchon Gardinen vorgezogen werden, hinter welchen die Kerzen brennen, ſo ſieht es auf ein Haar hell und bunt wie ein Miniaturtheater aus. Jeder hat mit Koketterie, zur Zier der „Laube,“ ſeinen beſten und liebſten Hausrath zu Schiffe mitgebracht. Es erinnert faſt an die Lauberhüttenfeſte der Iſraeliten.

An dieſen Bretterlauben erkennt man recht, wie der Norddeutſche Natur- und Landleben begreift. Alles treibt man da, alles geht da vor, nur daß man auf dieſen Bretterbühnen nicht Toilette macht und ſchläft. Wenn man den Umgang mit jemand loben will, ſagt man: „Es ſitzt ſich ſo ſchön bei ihm.“ — Das ganze Warnemünder Leben iſt eigentlich nichts anderes als ein Familienroman. Hier ſchaut dich jeder an, jeder flüſtert etwas über dich ſeinem Nachbarn zu, jeder ſieht, wie der andere ſich den Mund mit der Serviette wiſcht, alles kennt ſich bald nach Geſichtern und Kleidern, weiß ſich beim Namen zu nennen. Welcher Sonntagsſtaat! Wie rauſchen die prächtigen Seidenkleider von Roſtock und Schwerin durch ſämmtliche Reihen auf und ab, damit ſie ja überall geſehen werden! Wie laufen die reinlichen Dienerinnen mit Geburtstags- oder Kaffeetorten her und hin! Wie klappern die Holzſchuhe der Fiſcherkinder auf den kleinen Steinen der Trottoirs, wenn der Vater mit aufgerollter Segelſtange aus der Hofthüre tritt! Zuweilen fährt ein vierſpänniger Wagen in die Reihe herein, ſo fremdartig, da die großen Mecklenburger Pferde faſt über die Häuſer ragen, etwa wie wenn etwas Lebendiges plötzlich in eine Puppenwirthſchaft geräth. Oder es kommt einmal ein eleganter Reiter auf edlem Roſſe, rieſig, gleich Hackelbergs Geiſt, dicht an den niedern Fenſtern überraſchend vorbei, ungehört im weichen Sande.

Der Reiz von Warnemünde beſteht darin, daß jeder ſelbſt haushält, daß gar kein Hotelleben beſteht. Man müßte eigentlich hieherkommen, um eine Muſterwirthſchaft zu führen, ſeine kleine Weihnachtsküche zu haben. Wie eng und puppenhaft dieſe „Lauben“ ſind, wie ſehr man darüber ſpottet, das Behagen, welches dieſe Stillleben, dieſe Frühſtück-, Mittag-, Abendtiſche ausſtrömen, mit ihren Blumen und gehäkelten Decken und ſtrickenden, nähenden Frauen, fröhlichen Kindern, traulichem Lampenſchimmer, dampfenden Theemaſchinen von glänzendem Meſſing, Männern mit langen Pfeifen, einzelnen Büchern, und hin und wieder auch erklingenden Vorleſerſtimmen — es ſchleicht ſich doch in die widerſprenſtigſte Bruſt, und der Spickaaljunge und das Topfkuchenmädchen ſind bald unſere intimen Bekannten, mit denen wir durch das Fenſter handeln und feilſchen. Dieſſeits vom Baumgange der Vorderreihe mecklenburgiſches Still- und Babeleben, jenſeits Matroſentreiben, Schiffergewimmel; all die Gemächlichkeit und Häuslichkeit ſo unmittelbar am Hafen, ſo ganz unter der Naſe des ein- und ausziehenden Seefahrers. Welcher Gegenſatz mit den Wüſten und Fernen des wilddrohenden Meeres! Dort alle Gefahr, hier jede Sicherheit. Wie mögen wohl dem heimkehrenden Grönlandsfahrer die Häuschen und Vorlauben, die Familienkaffee- und Theeſchenken erſcheinen, durch welche er wie durch Meßreihen ſegelt, wie durch einen Markt, als könnte man das alles kaufen! Warnemünde iſt ganz Comfort, holländiſches Kleinleben, wie Helgoland ganz Poeſie iſt. Welch ein Contraſt, hier alles Neugier, Bequemlichkeit, Familienſinn, und dort zu Baden das großſtädtiſche, kosmopolitiſche Treiben und Jagen!

Uebrigens iſt Warnemünde doch auch, aus lauter Ruf der Wohlfeilheit zuletzt erklecklich theuer geworden, mindeſtens in Betreff der Wohnungen; denn bei dem unverhältnißmäßigen Andrang müßte auch in dieſem Jahre gar mancher wieder umkehren, ohne Unterkunft gefunden zu haben. In der Vorderreihe zahlte man gern für zwei bis drei Stübchen wöchentlich 16—20 Thaler. Wir mußten froh ſeyn noch in der Hinterreihe, auch „Sandwüſte“ genannt, ein Zimmer ſammt Kabinet zu entdecken, das in der Woche drei Thaler koſtete, und zogen im Grunde dieſe Gegend, wo alles noch primitiv iſt, wenigſtens der zweiten Reihe vor, weil man hier mehr Horizont hat und gute Seeluft von rückwärts über die Dächer ſtreicht. Ueberdieß iſt das Haus erſt gebaut, alſo nicht von Spinnen und Ohrwürmern heimgeſucht, welche in den alten Mauern niſten. Man erzählt, einmal ſetzen nach

einem Gewitter so viele Mauerasel von Wänden und Decken gefallen, daß alle Badgäste abreisten und man die Thiere in Säcken in das Wasser warf, eine Moſesplage mitten im Warnemünder Behagen.

Jeder bewohnt ein Haus für ſich. Das unſere gehört einem jungen Schiffermeiſter, die ein kleines Kind hat, deren Mann an Oſtern zur See ging und vor nächſtem Frühling nicht heimkehrt. Alles iſt nagelneu, die Hausthüre mit bunten Glasſcheiben, die ſchmuck gefteinte Flur ſammt der Truhe, dem Schranke, auf welchem zwei grüne Porzellanpapageien prangen, dem ſchwarzen Kächen mit grünleuchtenden Augen, das in jeder Warnemünder Hütte umherſtreicht, den hinter der Speichertreppe aufgehängten Strohhüten der Fiſcherin, dem abgetragenen und dem ſonntäglichen, beide reichlich mit ſchwarzen Bändern verziert; daneben die grün angeſtrichene Kächenthüre mit der runden Glasluke; die blanke Puppenküche ſelbſt, mit rothen Steinen gepflaſtert, wie zum Puppenſpiele, ſo artig und rein; unſere Stube mit einem halben Dutzend eingerahmter Bilder, lauter Seeſchlachten; die blauen Kattunvorhänge mit der rechten Seite nach der Straße, damit nur alles gegen außen ſchön ſey vor den mit Geranium und Winden umkränzten Fenſtern, durch welche man oft drüben über die Dächer, wie Fahnen von unſichtbarer Hand gehalten, Wimpel der Schiffe, ſonſt gar nichts von ihnen, vorüberſchweben ſieht, langſam, wie ſie im Hafen herauf oder hinuntergiehen.

Bei dem ſteten Handel und Markt durch die Scheiben und auf den Bänken vor der Thüre werden nicht bloß die wirklich billigen Lebensmittel feilgeboten, Gemüſe und Obſt, Näſchereien und Fiſche, ſondern alle möglichen andern Dinge: Hauben ſchneeig und feiſch, mit farbigen Bändern, ſo recht ſchifferbunte Flaggen, feingeflochtene Körbchen mit eigenthümlich hübſcher Moſaik von Immortellen im grünen Mooſe u. ſ. w. An Feiertagen ſtolziren dicke, breite, vierſchrötige Bauern und Bäuerinnen aus der Umgegend vorbei, welche etwas von der Taille ihrer Rinder haben. Zierlicher ſehen die Fiſcherinnen aus, die ſich meiſtens ſchwarz tragen; auch die Strohhüte ſind ſchwarz. Zuweilen zeigen ſie ſich auf mit grellen Kopftüchern, häufiger mit ſeidegeſtickten ſilbernen oder goldenen Mützchen ſammt breitem weißen Strich, fein geflattet, einem Heiligenſcheine ähnlich. Oefters bemerkt man rothe, ſtramme Strümpfe an dem wohlgeformten Bein, daju Pantoffeln. Die Warnemünderinnen ſind überhaupt ſehr hübſch, beſitzen eine gewiſſe Anmuth, verblühen aber wie die Heiligenländerinnen raſch, denn ſie müſſen ſehr ſchwer arbeiten, obſchon heirathen hier „ſich bequemen“ heißt. An Luſtigkeit fehlt es nicht bei ihren Tänzen. Nicht ſelten gewahrten wir an den erleuchteten Herbergfenſtern die vielen Köpfe, vernahmen bis ſpät in die Nacht hinein wahnſinniges Fiedeln, Stampfen der Füße. Nur ſchade, daß dieſes Naturvölkchen durch den Zulauf allmählig verdorben wird. In der gereizten Habſucht, der Gier nach Gewinn, geht die Höflichkeit des Herzens ganz unter, und an ihre Stelle tritt ein plumpes Zutappen.

Die muntern, blühenden Schiffermeiber und Mädchen kann man am beſten beobachten auf dem Wege zum Dammbad. Letzteres iſt durch ſeine mangelhafte und primitive Einrichtung durch ganz Mecklenburg berüchtigt, und erſcheint den Neophyten unter der badenden Frauenwelt völlig wie eine Art Hochgericht. Wer hat nicht hier im Lande ſchon Schilderungen davon gehört, in die ſich leider ſelbſt ärgerliche Anekdoten von eingeſchlichenen Vermummungen flechten? Man muß den Bericht aus Damenmund entlehnen, um die Scenerie darzuſtellen. Der Weg führt aus einem hölzernen Thore der dritten Reihe an einigen „Pumpen“ (Brunnen) und an dem neuen Friedhofe vorbei, über deſſen weiße Kreuze Strandvögel ſtreichen, in wenigen Minuten zum Meere. Das geht gleich einer Wallfahrt. Voraus zahlreiche Schifferinnen, welche „das Zeug“ der Badenden tragen, denn jede hat eine ſolche Eingeborene mit eigenthümlich auf den Kopf geſtülptem Strohhut als Kammerjungfer bei ſich. Von den an andern Orten üblichen Badekarren keine Spur. Eine Anſtalt von ſchauerlich proſaiſcher Nüchternheit. Aus kleinen Ställen, Buden, die kein Fenſter, nur ein Loch in der Thüre haben, muß man nun noch eine gute Strecke öffentlich wandeln, bis man das Ende des in die See hineingebauten Stegs erreicht. In das „Lacken,“ das große, ſegelartig grobe Bettuch gehüllt, mit der Wachstaffikappe auf dem Haupte, machen die Geſtalten, von allen Grazien geſtohen, juſt wie die Leiber der vom Tode Auferſtehenden, den Henkersgang zur Fluth auf ein paar über den Sand geworfenen Brettern, von welchen das mittlere mit Leinwand übernagelt iſt. Wie auf den Gemälden vom jüngſten Gerichte Teufel oder Engel die Erweckten geleiten, ſo ſchreitet hier hinter jeder armen Seele im Lacken ein Schiffermeib, um das Tuch abzunehmen und wieder zu reichen. Was für ein Kreiſchen und Lachen und Plätſchern von Hineinſpringenden, welch ein Plärren von furchtſamen Kindern! Zeigt ſich jemand zu widerſpenſtig gegen den Wellenſchlag, ſo treten die Badefrauen in's Mittel, mächtige, bäuriſch derbe Figuren, welche die Rieſenbeine bis an das Knie aus dem hochgeſchürzten rothen Faltenrocke vorſtrecken, um die ihnen anvertraute Puppe im Meere zu taufen. Freilich iſt das Bad beiſpiellos wohlfeil, koſtet nur zwei Schillinge, und Nachmittags baden die Dienerinnen umſonſt. Ein paar Buden finden ſich indeſſen doch, wo man für acht Schillinge etwas abgeſondert von der Menge baden kann.

Dreißig Bäder zu nehmen iſt für die kräftigen Töchter des Nordens, unter denen man nicht ſelten tüchtigen Schwimmerinnen begegnet, eine Kleinigkeit. Viele baden aber auch den ganzen Sommer und Herbſt hindurch. Man rechnet gewöhnlich, daß man ſich erſt nach dem ſiebten Bade nicht mehr angegriffen und matt, ſondern geſtärkt fühle. Die meiſten hüten ſich, mit einer geraden Zahl zu ſchließen, auch ſoll wo möglich die ungerade Zahl mit ſieben aufgehen. Ferner will das Herkommen, daß man, ſoll das Bad geſegnet ſeyn, beim Scheiden dem Meere etwas opfere, und wäre es nur ein Schilling. Wenn Männer in Warnemünde zum letztenmal baden, werfen ſie einen Blumenſtrauß in die Flut, als Dank für die Gottheit. Die jungen Mädchen aber ſehen einen Kranz auf das langwallende Haar, und dann tauchen ſie damit und laſſen ihn durch die Woge ſich vom Scheitel heben und dahintragen. Wie die blaue Welle fortkanzt mit den Blüthenkronen! Am früheſten Morgen ſchon begegnet man Dirnen, welche Gewinde, zu ſolchem Zwecke beſtimmt,

nach dem Badplatze tragen, endlich ganz herbstliche, Asternkränze; und als wir Abends am Strande gingen, siehe da hatte das Meer sie alle verschmäht, zürnend ausgeworfen; weithin, auf eine halbe Stunde, war uns der Pfad mit Blättern und Blumen bestreut. Weiter gegen Osten, in beträchtlicher Entfernung von dem Damenbade, liegt das der Männer. Es soll noch mehr zurück, hinter jenes verlegt werden. Auch beabsichtigt man den Bau von Logirhäusern, man spricht sogar von einer ganz neuen Reihe. Möchte man sie doch dem Meere zukehren, von welchem sich bisher alle Häuser eigensinnig abwenden! Nur wenige auf dem Leuchtthurmplatze blicken mit ihren Altanen nach der Fluth. Dem Sande sind da am Fuße des Leuchtthurms Blumen abgerungen, wie am Georginenplatze bei der dritten Reihe; man gibt sich die erdenklichste Mühe, etwas Rasen fortzubringen, bewässert ihn stets und nimmt dazu die Erde aus dem Meerschlamm, weil dieser doch fetter ist. Alles, was zur Verschönerung des Orts gehört, müssen die Rostocker machen lassen, wenn sie ihn heben wollen. Die Warnemünder selbst thun nichts dafür als ihre Kajüten bauen und haben kein Verdienst dabei, daß der Leuchtthurmplatz, wo sich allabendlich bei der Musik am Pavillon die elegante Welt bewegt, Mittelpunkt von Badevergnügungen geworden ist. Hier ist der Schauplatz aller Lotterien und Glücksräder und Karroussels, des Freischießens für Knaben, das ein hiesiger Kaufmann mit artigen Gewinnsten veranstaltet hat, des Vogelschießens für Damen — mit der Armbrust — um hübsche Preise, von einem Rostocker Handelsherrn ausgesetzt, der von Rostocker Studenten arrangirten Bälle, wo alles uniformirt erscheint, die bärtigen Söhne der Musen schwarz, die jungen Mädchen in rosenrothem Flor; endlich des Scheiterhaufens, zu welchem, ehe der Tanz beginnt, die Fackeln der Wasserfahrt zusammen geworfen werden, um die Gesichter beim Meeressausen mit Rembrandtischen Reflexen zu überfliegen. Wie eine Feengeschichte zog das vorbei, wenn sie so die Warnow herunter schwammen, Raketen abbrannten, bengalisches Feuer anzündeten, mit prächtigem Wiederschein auf der Fluth. Die ganze Scene hatte etwas Dämonisches, sah alterthümlich festlich aus.

(Schluß folgt.)

London, Oktober.

(Schluß.)

Wahlreform. — Theater. — Das britiſche Muſeum.

Die Reformbill von 1832 hat allerdings einige der augenfälligſten Mißſtände abgeſchafft, aber ſie hat nicht gewagt, Hand an das Syſtem zu legen. Sie ſorgte nur für den Augenblick und überließ es der Zukunft eine durchgreifende Umgeſtaltung vorzunehmen. Jetzt iſt die Zeit gekommen, wo ſich dieſe Umgeſtaltung nicht mehr zurückſchieben läßt. Das Protektioniſtenminiſterium bedroht die mächtigſten Intereſſen des Landes. Die Mittelklaſſe ſieht die Unmöglichkeit, ihre Gegner auf parlamentariſchem Wege zu beſeitigen, und da ſie den Grund des Uebels in der mangelhaften Repräſentation findet, ſetzt ſie alle Hebel ihrer ungeheuern Macht in Bewegung, um eine zeitgemäße Wahlreform durchzuſetzen. Die „parlamentariſche Reformaſſociation,“ in der ſich die Bewegung concentrirt, wurde ſchon 1849 gegründet. Ihre bisherige Wirkſamkeit war, den Umſtänden angemeſſen, mehr propagandiſtiſcher Natur, erſt neuerdings fängt ihre Agitation an ernſthaft zu werden. Sie will das ſogenannte household suffrage (Haushaltungsſtimmrecht), das heißt, jeder großjährige Engländer, der ein Haus, oder den Theil eines Hauſes beſitzt, oder für die Dauer eines Jahres gemiethet hat, und Armenſteuer bezahlt, ſoll das Wahlrecht erhalten. Sie fordert ferner in ihrem Programm: geheime Abſtimmung (jetzt iſt ſie öffentlich), gleiche Wahlkreiſe und dreijährige Dauer der Parlamente. Ob ſie alle dieſe Punkte durchſetzen wird, muß die Zukunft entſcheiden. Keinesfalls verſöhnt ſich die Mittelklaſſe mit dem Status quo, und kein Parlament, das aus dem jetzigen Wahlſyſtem hervorgegangen iſt, hat Macht genug, dem energiſchen „Druck von Außen“ (pressure from without) zu widerſtehen. Doch genug.

Alſo die Season beginnt. Ein Theil der Ariſtokratie iſt ſchon vor der Zeit durch das abſcheuliche Wetter in die Stadt getrieben worden, und die Parlamentsſitzung wird uns den Reſt zuführen. Kaufleute, Advokaten und Richter kehren von dem Continente zurück und nehmen wieder den Comptoirſtuhl in der City, oder die Bank (bench) in Weſtminſter ein (wo die höheren Gerichtshöfe ihren Sitz haben). Die meiſten Theater haben ihre Vorſtellungen ſchon angefangen. Vergangene Woche wurde Haymarket unter der trefflichen Leitung Webſters eröffnet, und „Her Majeſty's“ wird wohl in kurzem nachfolgen. Die Aſſociation, welche ſich zur Unterſtützung Lumley's gebildet, hat den günſtigſten Erfolg gehabt, und die erforderlichen 200,000 Pfund Sterling in Aktien zu 5 Pf. St. ſollen nahezu gezeichnet ſeyn. Es fehlt allerdings nicht an Leuten, die Lumley eine neue failure prophezeien, aber das Publikum läßt ſich die Freude nicht verderben. Wenn es nur eine glänzende Oper hat, mag die Koſten tragen, wer da will. — Traurig war in jüngſter Zeit das Schickſal von Drurylane. Binnen wenigen Wochen haben zwei verſchiedene Direktionen ihr Heil darin verſucht und ſchmählich Fiasko gemacht. Der letzte Manager, Bolton, iſt ſeines Handwerks ein Schneidermeiſter, ſein Ehrgeiz begnügte ſich aber leider nicht mit der Nadel und Scheere. Er miethete das ehrwürdigſte der Londoner Theater und kündigte die erſte Vorſtellung für vergangenen Samſtag vor acht Tagen an. Das Publikum kam. Aber, o Himmel, welches Schauſpiel! Ein Held, der ſich in ſeinen Kleidern ſo wenig zurecht finden konnte, wie in ſeiner Rolle, eine erſte Liebhaberin, die ihre Reden ablas, ein Intriguant, der ſtammelte! Entſetzliche Enttäuſchung. Pfeifen, Ziſchen, Grunzen, und zuletzt eine regelloſe Flucht! Acht Tage lang behauptete ſich Bolton mit heroiſcher Entſchloſſenheit auf ſeinem Poſten, aber zum Glück reichten ſeine Mittel nicht ſo weit, wie ſein Muth. Der Bankerott warf ihn vom Olymp herunter, und der Theaterdirektor wird über kurz oder lang wieder zum Schneidermeiſter werden.

Ich freue mich, mittheilen zu können, daß die Regierung endlich einmal mit Ernſt an den Bau einer Nationalgalerie denkt. Sie hat ihre Geſandten an den continentalen Höfen aufgefordert, Berichte über die bekannteſten Gebäude dieſer Art in den Hauptſtädten Europas einzuſenden. Der Palaſt in Trafalgar Square, welcher jetzt die Gemäldegalerie enthält, iſt in jeder Beziehung eine mißlungene Struktur, eine der vielen disgraces von London. Das Muſeum erfüllt ſeine Beſtimmung allerdings beſſer, aber es wird nachgerade für die vielen Sammlungen zu enge; die Bibliothek wächst mit jedem Tage, und die beiden Leſezimmer ſind ſo überfüllt, daß es faſt unmöglich iſt, mit Muße zu ſtudiren (die Bücher werden nicht aus dem Hauſe gegeben). Auf der andern Seite ſchwellen die Antiken, namentlich die aſſyriſchen, egyptiſchen, babyloniſchen und indiſchen Alterthümer ſo reißend an, daß ſie bald ein Gebäude für ſich allein brauchen werden. Die geologiſchen, ethnologiſchen u. a. Sammlungen vermindern ſich ebenfalls nicht, und wenn nicht bald Abhülfe geſchafft wird, geht die Prophezeiung der Times in Erfüllung, und eines Tags müſſen die Dichter und Philoſophen, die Geſchichtſchreiber und Theologen, die Juriſten und Staatsmänner von den Fächern der Bibliothek herunter ſteigen und eine blutige Schlacht mit den egyptiſchen Mumien und den Megalotherien kämpfen.

In meinem letzten Brief klagte ich über die „dullness“ des Geſchäfts. Ich wollte damit nicht ſagen, daß der Handel oder die Induſtrie darnieder lägen. Meine Bemerkung deutete nur auf die Apathie hin, welche die

Geschäftswelt so gut ergriffen hatte wie die übrigen Theile des Volkskörpers. Im Ganzen ist auch das laufende Jahr durch eine steigende Prosperität bezeichnet. In Manchester und seiner nächsten Umgebung zum Beispiel sind vom 31. Oktober 1850 bis dahin 1851 81 neue Fabriken mit einer Maschinerie von 2240 Pferdekraft errichtet und die alten Fabriken um 1477 Pferdekraft erweitert worden. Im laufenden Jahr ist die Vermehrung schon jezt noch bedeutender, obgleich der Termin nicht ganz abgelaufen ist. Und ähnliche Berichte wie aus Manchester laufen aus den sämmtlichen Industriebezirken des Landes ein.

Vor etwa zwei oder drei Monaten, werden Sie sich erinnern, erließ der Newyorker Navigationsclub eine Herausforderung an sämmtliche englische Schiffsbauer. Der Handschuh ist nicht aufgenommen worden, und der amerikanische Club hat seine Herausforderung nun erneuert, und zwar unter Bedingungen, die den Engländern keine Wahl lassen zwischen der Annahme oder dem Eingeständnisse der Inferiorität. Der Preis ist von 10,000 auf 20,000 erhöht. Die Wettfahrt geht nach wie vor nach China und zurück, die Engländer haben aber das Vorrecht, Matrosen zu nehmen, welche die Reise schon gemacht haben, während die Yankees sich mit Theerjacken begnügen, die nicht weiter als bis nach England gekommen sind. Die Bemannung der Schiffe (zwischen 800 und 1200 Tonnen) darf natürlich nur aus Angehörigen der respektiven Nation bestehen. Bis jezt haben die Engländer noch nicht geantwortet. Der Knabe Jonathan fängt an fürchterlich zu werden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 48. 28. November 1852.

Yon a tro bot! —
God's bread! it makes me mad!
Graze where you will, you shall not house with me;
Look to't, think on't, I do not use to jest.
Shakespeare.

Eine Erzählung aus dem Ries.

(f. Nr. 45.)

V.

Als Annemarie das Lob erhielt, das wir ihr im vorigen Abschnitt von der Familie des Angerbauers und ihrem Vormund haben spenden sehen, hatte sie es noch nicht ganz verdient: der Brief an Ludwig war noch nicht geschrieben. Sie hatte mehrere Versuche gemacht, im Kopf und mit der Feder, aber sie konnte die Ausdrüke nicht finden, die ihr genug thaten. Sie wollte einen ehrlichen Brief schreiben, der aus dem Herzen kam; aber was sie zu sagen hatte, wollte dem Geliebten gegenüber nicht aus dem Herzen kommen. Durfte sie, nach allem, was geschehen, ihn nochmal fragen, ob er ihr wirklich treu bleiben wolle? Durfte sie sich den Schein geben, als halte sie es für möglich, daß er ihr Anerbieten annehmen und seinen Eltern folgen könnte? War das nicht eine unverdiente Kränkung für ihn? Wie sollte sie's nun anfangen, daß alles so gut und so schonend als möglich heraus kam? In Bedenken und Fehlversuchen verging eine ganze Woche. Endlich vernahm sie, daß ihre Unterredung mit dem Pfarrer bekannt geworden und wegen ihres Versprechens im Hause des Angerbauers große Freude sey. Dieses Bekanntwerden und diese Freude, sie „los zu werden," brachte sie wieder in die rechte Stimmung. Sie setzte sich hin und schrieb, ohne abzusetzen, folgendes:

„Herzgeliebter Ludwig! Ich hätt' nicht gedacht, daß ich dir einen Brief schreiben würde, wie ich jezt thun muß. Aber so geht es in dieser Welt. Man nimmt sich die besten Dinge vor, dann kommt etwas dazwischen und nöthigt, anders zu handeln, als wir gedacht haben. Seitdem ich an dich geschrieben hab', ist hier etwas geschehen — so lang ich lebe, hat mir nichts so weh gethan und mich so gekränkt wie das. Ich will dir's nur kurzweg sagen. Dein Vater und deine Mutter, wie sie gesehen haben, daß du wirklich nicht mehr kommst, haben ihren Zorn und ihren Verdruß an mir ausgelassen; sie haben herumgesagt, ich sey darauf ausgegangen, dich zu verführen, weil ich gern die Söhnerin eines reichen Bauren geworden wäre; ich hätte dich listig gelokt, und ihr gutmüthiger Ludwig hätte sich fangen lassen. Ich sey überhaupt eine rechte Duckmäuserin und eine gefährliche Person, vor der man sich hüten müsse. Diese Reden gingen durch's ganze Dorf und in allen Haushaltungen wurde davon gesprochen. Ludwig, du kennst mich, dir brauch' ich nicht zu sagen, wie mir bei diesen Lügen zu Muthe geworden ist. O die reichen Leute! Nimm mir's nicht übel, Ludwig, aber die sind überall die nämlichen. Sie glauben, es gäbe nichts Besseres

als das viele Geld, das ſie haben, und wenn die andern etwas thun, ſo thun ſie's einzig und allein, um auch ſo viel Geld zu bekommen. Wenn nun erſt ein armes Mädchen den Sohn reicher Leute lieb hat, dann iſt natürlich gar kein Zweifel, daß ſie nur eine reiche Frau werden will. Daß ſie ihn lieb hat, weil er brav und gut iſt, daß ſie ihn, wenn er arm wäre, grad ſo lieb, ja vielleicht noch lieber haben würde — das iſt natürlich ganz unmöglich!"

„Neben dieſen Lügen über mich hab' ich auch noch hören müſſen, daß deine Leute ganz unglücklich ſind über dieſe Geſchichte, die ich ihnen angerichtet haben ſollte, daß Trauer und Kummer in deinem Hauſe ſey. Das iſt die Wahrheit, Ludwig! Ja, ja, unglücklich ſind ſie geweſen! Es iſt aber auch gar zu arg! Eine Schwiegertochter zu bekommen wie ich bin, ich das nicht eine Schande und ein Elend, wie es kein zweites mehr gibt? Lieber eine Kröte in's Haus oder eine giftige Schlange! — Als ich das alles gehört hab' — denn es iſt mir alles zugebracht worden — was ſollt' ich thun? Im Zorn und in der Betrübniß meines Herzens hab' ich dieß und jenes gedacht und bin ganz verzweifelt herumgelaufen. Denn die Sach' iſt ſo geweſen, daß ich nicht hab' ruhig ſeyn können, weil ich ein gutes Gewiſſen hab'; nein, meine Ehr' hat's nicht gelitten, ich hab' etwas thun müſſen. Endlich bin ich mit mir einig geworden. Ich bin zum Herrn Pfarrer gegangen, zu dem ich das rechte Zutrauen hab', und dem hab' ich geſagt: weil die Sachen ſo ſtehen, ſo ſoll's nun ſeyn, als ob du mir das Verſprechen, der Meinige zu ſeyn, gar nicht gegeben hätteſt; du ſollſt ganz frei ſeyn und nochmal überlegen, was du thun willſt, die arme Annemarie oder die reiche Eva, oder eine andere reiche Bauerntochter heirathen, und was du thuſt, ſoll mir recht ſeyn. Der Herr iſt über die maßen gut gegen mich geweſen, er hat mir geſagt, ich hätte recht gehandelt, und alles das ſoll ich auch dir ſchreiben. Weil ich's ihm verſprochen hab' und weil's überhaupt geſchehen muß, drum thu' ich's jetzt."

„Sieh, Ludwig, du haſt mich recht lieb gehabt und haſt für mich gethan, was wenige thun würden. Und ich hab' mich inniglich gefreut darüber und dir im Herzen tauſendmal dafür gedankt. Aber wenn's dir nun doch zu hart ginge in deinem Dienſt, wenn du's auf die Länge nicht aushalten könnteſt und wenn dir der Gedanke käme: es wäre doch beſſer, wenn du mit deinem Vater dich vertragen und ihm gefolgt hätteſt — um Gotteswillen, Ludwig! wenn du einen ſolchen Gedanken hätteſt, und wenn er wieder käme — ſchreib augenblicklich an deine Eltern, ſag' ihnen, du wolleſt mich laſſen und eine andere heirathen! Denn das kannſt du thun, ich geb' dir das volle Recht dazu. Deßwegen, weil du mir das Verſprechen gegeben haſt, ſollſt du es nicht halten; ich verlang's von dir, daß du dich daran nicht kehren und handeln ſollſt, wie du es jetzt für gut findeſt."

„Bedenk, wie deine Eltern gegen mich ſind! Denn das muß ich dir noch ſagen, ſeitdem dein Vater vom Herrn Pfarrer erfahren hat, was ich zu ihm geſagt hab', glauben ſie bei dir, es werde nun bald aus ſeyn zwiſchen uns, und ſind vergnügt darüber, man kann gar nicht ſagen wie! Bedenk das, Ludwig! Deine Eltern wollen mich nicht und verachten mich; mit ihrem guten Willen kommen wir nie zuſammen, du kannſt nie zu gleicher Zeit mit mir glücklich ſeyn und mit ihnen. Du wirſt mit mir auch keinen Hausſtand bekommen, wie du ihn gewohnt biſt, und vieles nicht haben, was du vielleicht nicht wohl entrathen kannſt. Bedenk das alles! — Für mich brauchſt du nicht zu ſorgen. Ich hab' ſo viel, als ich bedarf, und kann arbeiten und mit Gottes Hülfe werde ich dazu auch geſund bleiben. Und wenn ich kein Glück mehr habe, ſo kann ich doch ſagen, daß ich glücklich geweſen bin, wenn auch auf kurze Zeit, ſo glücklich, daß es mir immer die größte Seligkeit ſeyn wird, nur daran zu denken. Ich hab' ſchon dem Herrn Pfarrer geſagt, ich wolle dann fortgehen in's Württembergiſche, ſo daß ich euch gar nicht mehr im Wege bin. Und wenn mir dann die Regine zu wiſſen thut, daß es dir gut geht, das ſoll meine Freude ſeyn."

„Lebwohl! Ich hab' mein Verſprechen gehalten und gethan, was ich nicht laſſen konnte. Ueberleg' nun alles, herzlieber Ludwig! Denk nicht ſchlimm von mir und glaub' nicht, daß ich anders gegen dich geſinnt bin als ſonſt! Ich hab' nur nicht anders gekonnt und ergebe mich jetzt in alles, was geſchehen mag. Schreib mir ganz ohne Bedenken, was du thun willſt, oder laß es mich auf andere Art wiſſen, wenn's dir lieber iſt."

Als ſie dieſen Brief — der hier freilich aus der eigenen Miſchung von Dialekt und Hochdeutſch, in der er urſprünglich abgefaßt war, möglichſt in die Form der Schriftſprache übertragen iſt — geendet hatte, las ſie ihn durch und empfand eine ſtarke Verſuchung, ihn wieder zu zerreißen. Es kam ihr vor, als ob zu viel Aerger darin wäre und zu wenig Liebe. Ihr Geliebter war ja ordentlich angetrieben, ſie zu laſſen; ſie fürchtete, er könnte am Ende doch auf den Gedanken geraithen, ſie wolle ihn aufgeben. Sie las wieder und ſtand im Zweifel da, was ſie thun ſolle. In dieſem Augenblick öffnete Regine die Thüre und brachte einen kleinen Brief: es war die Einladung nach Nördlingen. Da Ludwig alles, was er auf dem Herzen hatte, ſich für die Zuſammenkunft vorbehielt, ſo beſtand die Einladung nur aus wenigen einfachen Worten. Annemarie fühlte, daß ſie ein Ende machen müſſe. Sie ſchrieb unter ihren Brief: „Wie ich ſo weit gekommen bin, bringt man mir deine Einladung auf morgen. Du ſiehſt, daß ich jetzt nicht kommen

kann. Lies erſt meinen Brief und gib mir Antwort. Lebwohl, lebwohl!“ Sie machte das Papier raſch zurecht, „pitſchirte“ es mit einem kleinen Goldſtück und übergab es Regine, die auf den Markt nach Nördlingen ging, zur Beſorgung.

Drei Tage vergingen. Ich will nicht ſchildern, welche Gedanken das gute Kind ſich machte, welche Angſt ſie empfand und wie ſie ſich ſelber wieder tröſtete und an die Stelle der Bangigkeit die Zuverſicht redlicher Liebe trat. Sie war, wie überhaupt ſeit der Bekanntſchaft mit Ludwig, etwas aus ihrem Charakter gegangen und bewegter und erregter geworden, als derjenige, der ſie früher gekannt, ihr zugetraut hätte. Wer wird das aber verwunderlich finden? — Am Morgen des vierten Tages erhielt ſie die Antwort von Ludwig, die er Sonntags geſchrieben und die — in ähnlicher Uebertragung — hier folgt:

„Meine liebſte Annemarie! Du haſt mir einen Brief geſchickt, über den ich mich recht gewundert hab'. Ich will dir aber keine Vorwürfe machen; ich hab' mich nach und nach doch hineingedacht, wie's dir zu Muth iſt, ich hab' dich bedauert und ſchäme mich, daß meine Eltern ſo gegen dich gehandelt haben. Ja du haſt Recht! So ſind die reichen Leute, wenn ſie auch ſonſt ſo gut und ſo brav ſind wie mein Vater und meine Mutter! Ich begreif', wie dich dieſe Lügen kränken und erzürnen müſſen. Ich begreif', was du gethan haſt. — Aber nun ſag' mir: haſt wirklich geglaubt, daß ich thun könnte, was du mir vorſchlägſt? Ich hoff's nicht; ich hoff', das du mich beſſer kennſt. Wie! nach allem, was zwiſchen uns vorgegangen iſt, ſoll ich dich laſſen? Und wenn ich wüßte, daß ich mich unglücklich machen würde für mein ganzes Leben, ich thät's nicht! Und wenn ich's vorher hätte thun können und eine andere nehmen, jetzt könut' ich's ſchon gar nicht mehr. Wie viel meinſt du denn, daß es Mädchen gibt, die ſo handeln, wie du gehandelt haſt? Und glaubſt du, daß ich kein Herz habe und keinen Verſtand, das einzuſehen? Ich weiß wohl, was ein Sohn ſeinen Eltern ſchuldig iſt. Ich bin nie ein ſchlechter Sohn geweſen, wie mir alle bezeugen müſſen, und wenn mein Vater verlangt, was er von Gott und Rechtswegen verlangen kann, ſo will ich's thun. Aber wenn ich, um mit meinem Vater wieder gut zu werden, ein Mädchen verlaſſen könnte wie du biſt, ſo verdient' ich, daß man mich rädern thäte und meine Glieder auf's Rad flechten! Red' mir alſo nicht mehr von dieſer Sache! Wenn dich dein Gewiſſen und dein Stolz getrieben haben, zum Pfarrer zu gehen und ihm ein ſolches Anerbieten zu machen, ſo begreif' ich das jetzt und ſchäb' dich um ſo höher. Aber das will ich nicht glauben, daß du mich wirklich für fähig gehalten haſt, ein ſolches Anerbieten anzunehmen. Denn wenn das wäre, dann wär' deine Lieb zu mir nicht ſo groß, wie meine zu dir, ſondern viel kleiner! Ich hab' auch ein Gewiſſen und einen Stolz, und die ſagen mir, daß ich dir treu bleiben ſoll gegen alle Welt. Ich hab' kein böſes Gewiſſen, daß ich mein väterliches Haus verlaſſen hab', ſondern ein gutes, denn ich hab' nicht darin bleiben und dir treu ſeyn können. Und wenn ich wüßte, daß ich heute ſterben und vor Gott treten müßte, ich wär' ruhig.“

„Ich ſeh' nun wohl, daß wir für die nächſte Zeit nicht zuſammen kommen werden, denn du haſt deine Gedanken und bleibſt dabei. Aber ich vertrau', wir haben nicht nöthig uns zu ſehen, um uns grad ſo lieb zu haben. Ich hab' dich allerweil vor Augen; wohin ich geh', da gehſt du mit mir. Wenn ich bei der harten Arbeit müde bin und denk' an dich, dann hab' ich wieder Kraft; es iſt gerade, als hätt' ich einen friſchen Trunk gethan. Und jetzt nach deinem Brief will ich wieder alles aushalten. Es iſt freilich wahr, daß ich ſchwere Arbeit thun muß und mancherlei Verdrießlichkeiten hab'; aber wenn's mir hier nicht mehr gefällt, ſo kann ein Menſch, der geſund iſt und ſein Geſchäft verſteht, ſich überall fortbringen. Ueberall, wo ich bin, werd' ich gegen dich der gleiche ſeyn, und endlich, das weiß ich ganz beſtimmt, werden wir zuſammenkommen und glücklich ſeyn. Adies, herzgeliebte Annemarie! Bleibe geſund und vertrau' auf Gott wie dein Ludwig!“

Als Annemarie in ihrer Kammer, wohin ſie ſich zitternd und bebend geflüchtet, dieſen Brief las und zu den erſten Verſicherungen der Treue kam, rief ſie mit freudeſtrahlendem Geſicht: „Ich hab's ja gewußt!“ Beim Weiterleſen wurde der Glanz ihrer Blicke getrübt durch wonnige Thränen, die ihr bei den Ausdrücken herzinniger Liebe in die Augen traten, bis endlich die Flamme der Freude auch durch ſie hindurch drang und ihr ganzes Weſen verklärte. Regine, von Theilnahme getrieben, erſchien an der Schwelle der Kammer. Das überglückliche Kind eilte auf ſie zu, fiel ihr um den Hals und rief mit holdſeliger Gewißheit: „Nun gehört er mein, und kein Menſch in der Welt wird mir ihn nehmen!“ Regine hatte das größte Verlangen, den Brief auch zu ſehen; die Freundinnen ſetzten ſich zuſammen, Wange an Wange laſen ſie und unterbrachen ſich ſelbſt durch entzückte und gerührte Ausrufungen. Regine ſagte zuletzt: „Gewiß, liebes Mädchen, der gehört dir; den bringt kein Vater nicht mehr herum! Aber nun wirſt du wiſſen, was du zu thun haſt.“ — „Ja,“ rief Annemarie, „das weiß ich! Jetzt ſind wir ſtärker als Vater und Mutter und die ganze Freundſchaft! Mögen ſie ſagen und thun was ſie wollen — nichts verdrießt mich mehr, ich verzeih ihnen alles im voraus!“ Regine ſagte: „Nun wird's auch gut gehen.“ — „Und wenn's nicht gut ginge,“ erwiederte Annemarie, „ſo wären wir doch glücklich. Jetzt darf's gar nicht ſchnell kommen, ſonſt wär's zu viel!“

Als sie noch manches so gesprochen, gingen sie die Stiege hinunter. „Im Tennen," d. h. in der Hausflur, angekommen, sahen sie einen Buben zur Thür hereinkommen, der sich vorsichtig umsah. Es war der kleine Gönner des Liebespaars, Johannesle. Annemarie, die schon gehört hatte, wie sie bei dem Bürschchen in Gnaden stand, flog natürlich auf ihn zu, gab ihm die Hand und fragte, was er wünsche, ob sie vielleicht mit einer guten Birn aufwarten könne. Johannesle schüttelte ernsthaft den Kopf und betrachtete sie mit prüfendem Blick, so daß die Mädchen sich lächelnd ansahen, und Annemarie fragte, was denn sonst sein Begehr sey? Darauf sagte er endlich: „Ich hab' gehört, du willst den Ludwig lassen und einen andern heirathen. Ist das wahr?" — „Nein," rief das Mädchen unbedacht, „das ist nicht wahr! Entweder den Ludwig oder keinen!" Der Kleine war sichtlich erfreut. „Ich hab's ja gesagt," erwiederte er selbstzufrieden und wandte sich zum Abgehen, voll Begierde, seinen „Stangenreiter" (Oberknecht) zu beschämen. Annemarie rief: „Bleib doch, liebs Büble, und komm mit in den Garten!" Aber Johannesle rief: „Ich muß fort," und eilte davon. Regine sagte mißbilligend: „Da hast du's! Der wird's unter die Leute bringen!" — „Es soll auch unter die Leute," erwiederte Annemarie. „Das kann und darf nicht verschwiegen bleiben. Heute noch geh' ich zum Herrn Pfarrer und sag' ihm alles."

Sie erfüllte dieses Wort Nachmittags. Der Geistliche las den Brief, den das Mädchen ihm übergab, mit ernster Aufmerksamkeit und mit einer innerlichen Freude, die beinahe durchgebrochen wäre und seine Parteinahme verrathen hätten. „Es ist gut!" rief es in ihm. Wie Annemarie sah, daß er mit dem Lesen fertig war, sagte sie: „Herr Pfarrer, Sie sehen, ich hab' mein Versprechen gehalten. Nun hab' ich in der Sache nur noch Eine Pflicht und der will ich nachhandeln, ohne an etwas anderes zu denken." — „Die Pflicht," versetzte der Pfarrer, indem er sie lächelnd ansah, „in Geduld zu erwarten, was da kommen soll."

Der alte Herr achtete es unter den gegenwärtigen Umständen für gerathen, den Augerbauer in seinem Hause aufzusuchen und ihm von dem Stand der Dinge Meldung zu thun. Als der Bauer den Kern der Neuigkeit und ein paar Ausdrücke aus Ludwigs Brief vernommen hatte, rief er aus: „O Unsinn! o Tollheit! o verkehrte Welt! Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Pfarrer, aber womit hab' ich's verschuldet, daß ich mit so einem Menschen gestraft bin? Wenn ich nur im Grab läge, dann könnten sie thun, was sie wollten!" Die Bäurin ließ sich ähnlich vernehmen, aber in gedämpfteren Tönen. Ihr Schlußwort lautete: „Wer hätte das dem Menschen zugetraut! Man soll doch niemals sagen, daß man sich in Einem auskennt, sogar nicht bei seinem eigenen Kind!" Der Pfarrer versetzte: „Es thut mir leid, daß euch meine Nachricht betrübt; aber da das Mädchen zu mir das Vertrauen hatte und mir den Brief zu lesen gab, so hab' ich's für meine Schuldigkeit gehalten, euch davon zu unterrichten, obwohl ich mich sonst in Familienangelegenheiten nicht gern mische." Der Angerbauer sagte mit Würde: „Ich dank' Ihnen dafür, Herr Pfarrer. Wir müssens hoch aufnehmen, daß Sie sich selber herbemüht haben." Nach einer Weile sagte die Mutter: „Was soll nun aber aus dem Ludwig werden, wenn er so gesinnt ist?" — „Was er selber will," entgegnete der Vater barsch. Die Mutter seufzte und sagte: „Aber —" — „Nichts aber!" rief der Bauer dazwischen. „Willst du etwa haben, daß wir uns durch seinen Trotz einschüchtern lassen und nach ihm schicken sollen? Da, frag den Herrn Pfarrer! — Haben Sie," fuhr er zu diesem gewandt fort, „nicht neulich zu mir gesagt, wir sollen nicht nachgeben, er müsse zu uns kommen?" — „Ja," antwortete der Pfarrer, „und das ist noch jetzt meine Meinung." Der Bauer sah sein Weib triumphirend an und sagte: „Siehst du?"

Nach einigen Worten des Trostes empfahl sich der Geistliche; die Eheleute begleiteten ihn bis zum Hofthor, von wo der Bauer düster, die Frau kopfschüttelnd zurückkehrte.

Seit dem Tage, wo Ludwig das väterliche Haus verließ, war der Angerbauer nicht nach Nördlingen gekommen. Er fürchtete zuerst überhaupt Bekannte aus der Stadt oder aus andern Dörfern zu treffen, deren Fragen er nicht so leicht mit einer Grobheit beantworten konnte. Später scheute er hauptsächlich ein Zusammentreffen mit dem Schmiedbauer, dessen Charakter und Manieren er kannte. Zuletzt konnte er doch eine Fahrt zur Schranne nicht länger vermeiden: er hatte noch altes Korn, der Preis war gut und nach seiner Ansicht keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er sich lange so halten werde. Er ließ mit einer Partie des Getreides einen Wagen laden und war bald an Ort und Stelle.

Das Gewühl in der Schranne war für diese Zeit groß. Es hatten sich württembergische Händler eingefunden, die bedeutende Einkäufe machten. Der Angerbauer wurde an einen derselben seinen ganzen Wagen Korn los; er war froh und hoffte an diesem Tag nichts Unangenehmes mehr zu besahren. Die Bekannten, die er getroffen, hatten ihn im Drang der Geschäfte nur flüchtig begrüßt und an seine Familienangelegenheit nicht gedacht, wenigstens nicht davon gesprochen. Den Schmiedbauer hatte er gar nicht gesehen. Als das Korn abgemessen war, hieß er den Oberknecht mit dem Wagen zu einem Wirthshause am Thor fahren, wo die Angerbäuerin auffitzen würde. Diese hatte sich bei dem guten Wetter zu Fuß nach

der Stadt begeben, um Einkäufe zu machen, wollte aber für den Nachhauseweg den Wagen benutzen. Der Bauer wollte den Nachmittag in der Stadt verbringen, um nach Bequemlichkeit heimzuwandern. Wie er unter einem Seitenthor der Schranne stehend den Knecht wegfahren sah, hörte er von der andern Seite her plötzlich den hellen Ruf: „Guten Tag, Vetter Angerbauer!“ Er sah sich um und erkannte den Schmiedbauer, der ihm begierig zunickte. Augenblicklich ein „danke schön“ brummend ging er rasch auf die Straße und verschwand im Gewühl der Menschen und Wagen.

Anfangs war seine Absicht gewesen, zum „Fadenherrn“ in der Nähe der Schranne zu gehen, wo er gutes Essen und Bier zu finden gewohnt war. Nun aber hütete er sich wohl, in einem Hause einzukehren, wo er sicher mit dem „boshaften Keri,“ dem Schmiedbauer, zusammenkommen würde. Er vermied aus demselben Grund auch das Wirthshaus am Thor und suchte ein drittes auf, wo er sein spätes Mittagessen in Ruhe verzehren zu können hoffte. Darin täuschte er sich nicht. Er traf zwei Männer aus seinem Dorf, setzte sich zu ihnen und ließ sich Braten und Salat wohl schmecken, während der Schrannentag ergiebigen Stoff zur Unterhaltung bot.

Nach langer Zeit wurde es ihm wieder fast behaglich zu Muthe, wozu der um den Leib geschnallte gefüllte Geldgurt das Seine beitragen mochte. Er trank nach Durst und übergab eben die blanke zinnerne Bierkanne der bebenden Wirthstochter zur zweiten Füllung, als die Thüre aufging und der Schmiedbauer hereintrat. — Dieser hatte ihn in nicht weniger als drei Wirthshäusern vergebens gesucht. Sein Muth wurde dadurch nicht geschwächt, und er war eben im Begriff, in ein viertes zu gehen, als ihm von einem Bekannten das rechte verrathen wurde.

Der Angerbauer, als er den Gefürchteten erblickte, fuhr zurück, als wenn ihn eine Schlange gebissen hätte. Der Schmiedbauer ging auf ihn zu, das Gesicht von einem Vergnügen belebt, wie es Reineke der Fuchs empfunden haben mochte, als er den ehrlichen Lampe in seiner Höhle sah. Große, blanke Zähne weisend, die man ordentlich wässern sah, rief er seinem Opfer zu: „Guten Tag noch einmal! Du bist heute schwer zu finden, Vetter Angerbauer! Schon in drei Wirthshäusern hab' ich dich umsonst gesucht!“

Der Angerbauer hatte sich wieder etwas gefaßt. Er bot ihm nicht das eben ankommende Bier zum Trinken — eine Höflichkeit, die man eintretenden Bekannten sonst gewissenhaft zu erweisen pflegt, — sondern antwortete trocken und ein wenig den Mund verziehend: „Woher kommt dir denn auf einmal das große Verlangen nach mir?“

„Da haben wir's!“ sagte der Schmiedbauer; „gleich wieder stolz!“ — Und indem er die beiden andern listig anblinzelte, fuhr er fort: „Bist du denn gar nicht neugierig, etwas von deinem Ludwig zu hören?“ — Der Angerbauer, sich bezwingend, erwiederte: „Nicht im Geringsten!“ — „Nun, nun,“ versetzte der andere, „stell dich nur nicht so an, ich weiß doch, daß du gern etwas von ihm hören möchtest. Du brauchst dich auch gar nicht zu fürchten: ich kann ihn nur loben. Er macht sich ganz vortrefflich, und ich muß dir nur sagen, ich hätt's dem Sohn eines so reichen Mannes nicht zugetraut, daß er einen so geschickten Handknecht abgäbe. Er sucht wahrhaftig seines Gleichen, namentlich im Futterschneiden und Misten.“

Bei diesen Worten konnten die beiden Unbetheiligten sich nicht enthalten zu lächeln; dem Angerbauer stieg das Blut in's Gesicht. Finster entgegnete er: „Mag er machen, was er will! Er ist mein Sohn nicht mehr und geht mich so wenig an, wie einen von euch!“ — „Geh',“ sagte der Schmiedbauer, „sey gescheidt! Unser Kind bleibt immer unser Kind.“ — „Und ich sag' dir,“ versetzte der Angerbauer mit zornigem Nachdruck, „daß ich nichts mehr von ihm wissen will, und bitt' mir's aus, daß du jetzt von ihm das Maul hältst!“

Auf diese verständliche Abweisung zuckte der Schmiedbauer die Achsel. „Mir auch recht,“ sagte er. „Wenn du nichts mehr von ihm wissen willst, dann bleibt mir ein Handknecht, wie ich ihn brauche und wie man ihn heutzutage nicht leicht mehr findet. Schaffen thut er für Zwei und gehorchen, als wenn er ein geborener Knecht wäre. Wenn ich, oder mein Sohn, oder meine Tochter, oder mein Oberknecht ihm etwas sagen, läuft er wie ein Wiesel. Wenn du ihn nicht mehr willst, gut! Ich hab' den Vortheil davon.“

Indem er bei den letzten Worten die Zielscheibe seiner Bosheit ansah, fühlte er, daß er für jetzt nicht weiter gehen dürfe. In dem Angerbauer kochte es gefährlich. Seinen Sohn vor den beiden Männern als gehorsamen Knecht loben zu hören, war für ihn schrecklich, und die Absicht des Schmiedbauern, ihn zu verhöhnen, machte ihn wüthend. Wäre er mit diesem allein gewesen, er hätte ihm eine Antwort mit der Kanne an den Kopf gegeben, auf welche kein weiterer Bericht mehr erfolgt wäre. In der vollen Wirthsstube mußte er an sich halten und schwieg daher grimmig still. Der andere fand für gut zu bemerken: „Nun, ich sehe, es ist dir wirklich unlieb, etwas weiter zu hören; lassen wir's also gehen!“ Der Angerbauer nickte bedeutsam, als wollte er sagen: „Du thust sehr gescheidt daran!“

Von einem der beiden Bauern wurde das Gespräch wieder auf die Schranne zurückgelenkt und blieb dabei. Auf diese Weise kam jedoch der Angerbauer um eine Nachricht, die ihm lieb gewesen wäre, denn

der Schmiedbauer war bekanntlich kein bloßer Bösewicht. Er wollte heute an dem Vetter sein Müthchen kühlen und den „hoffärtigen Kameraden“ ein wenig ärgern; dann aber wollte er ihm sagen, daß der junge Bursch in seinem Hause deßwegen kurz gehalten und tüchtig angespannt werde, damit er sich nach den Eltern sehne und endlich demüthig heimkehre, wie sich's gebühre. Er wollte sich dem Angerbauer von seiner ernsthaften Seite zeigen, ihm Vorschläge machen, seine Wünsche hören. Allein da dieser nach seiner Ansicht gar keinen Spaß verstand, so wollte er sich auch auf den Ernst nicht einlassen. Er dachte: „Es ist der Alte! immer gleich oben aus! Gut, für heute soll er nichts weiter hören!“

Als der Angerbauer die zweite Kanne noch nicht ganz geleert hatte, zahlte er und schickte sich an zu gehen, indem er sagte, er habe noch einen Gang zu machen. Den Schmiedbauer übermannte noch einmal der Muthwille und er fragte den Abgehenden in schelmisch gemüthlichem Ton: „Soll ich also wirklich beim Ludwig keinen schönen Gruß von dir ausrichten?“ Der Angerbauer gab ihm hierauf eine Antwort, die ihm der kindischen Bosheit der Frage allein entsprechend schien, und entfernte sich, indem er die Thüre stattlich zuschlug. Je mehr Zorn jene Antwort verrieth, desto vergnügter lachten die drei Zurückgebliebenen zusammen und schwatzen noch eine Weile über diesen Spaß.

Unser Mann ging geradeswegs nach Hause. Indem er mit wenig gemindertem Zorn in's Kanzlei eintrat, fand er dort sein Weib in einer ähnlichen Stimmung. Ohne vorläufig darauf zu achten, erzählte er, was ihm begegnet, und die Angerbäuerin stimmte in seine Auskufungen über die Bosheit der Menschen treulich mit ein. Dann bekannte sie, ihr sey beinahe noch etwas Aergeres passirt. Neugierig drängte sie der Mann, zu erzählen. Die Bäuerin hub an: „Ich bin zuerst bei der Melbersbas gewesen und hab' mich etwas länger verweilt, als ich dachte. Dann bin ich zum „Tanditor“ gegangen und hab' Zucker, Kaffee und Gewürz gekauft. Wie ich aus dem Laden auf die Straße hinausgeh', wer kommt auf mich zu? Die Ev' mit ihrer alten Bas! Ich will dir's nur sagen, ich bin ein wenig verhofft gewesen und es ist mich ordentlich ein Zittern angekommen. Aber doch bin ich gleich auf sie zugegangen, hab' sie freundlich gegrüßt und „guten Tag“ geboten. Die alte Bas hat gedankt; die Ev' hat aber nur ihr „Schnäusle“ nausgezogen.“ Der Angerbauer, der aus allem abnahm, was kommen würde, bemerkte mit einem gewissen Humor: „Sag' Schnauz, das paßt besser!“

Die Mutter fuhr fort: „Weil ich sie nun seit dem Vorgang nicht wieder gesehen hab', so hab' ich nach etlichen Reden gesagt: „Uns hat halt seitdem ein rechtes Unglück getroffen!“ Denn wenn man sich so gut kennt, dann kann man wohl vertraut mit einander reden. „Ja, ja,“ antwortete die alte Bas, „das ist eine böse Geschichte! Wer hätte dem Ludwig das zugetraut!“ — „Ja freilich,“ hab' ich wieder gesagt, „hätt' man ihm das nicht zugetraut; aber junge Leute machen eben manchmal tolle Streiche. Alles ist deßwegen nicht verloren, er kann sich wieder anders besinnen, kann heimkommen und alles kann noch gut werden.“ Da hättest du die Ev' sehen sollen! Roth wie ein welscher Hahn tritt sie vor mich hin und sagt: „Ihr glaubet doch nicht, Frau Bas, daß es mit Eurem Ludwig und mir noch was werden kann? Wenn Ihr so was denkt, dann schlagt's Euch nur aus dem Sinn. Das wär' mir das Wahre! Ein Mensch, der sich so aufführt! Nein, Frau Bas, für so einen bedank' ich mich schön und bin froh, daß ich ihn los geworden bin.“ Ich hab' drauf gesagt: „Was willst du denn? — hab' ich denn davon geredt?“ Aber sie hat sich nicht irr machen lassen und höhnisch gesagt: „Aufrichtig, Frau Bas, Ihr thätet am besten, wenn Ihr Eurem Sohn seinen feinen Schatz ließet. Sie ist ihm nun einmal die Liebste auf der Welt, und ein ordentliches Mädchen nimmt ihn ohnehin nicht mehr.“

„Was,“ rief hier der Angerbauer auffahrend, „das hat sie dir gesagt?“ — „Ja,“ erwiederte sein Weib, „das hat sie mir gesagt.“ — „Gut!“ versetzte der Mann, „ganz gut! Also so eine ist die? Ein großes Unglück scheint's nicht, wenn wir die nicht zur Söhnerin bekommen!“ — „Das mein' ich auch,“ bemerkte die Frau, „und das hab' ich ihr auch gesagt. „So groß gefehlt wär's nicht,“ hab' ich ihr gesagt, „wenn er das Mädchen bekäme. Denn wenn sie auch nicht reich ist, so ist sie doch brav und hat mehr Art als manche reiche Bauerntochter, die ich kenne.“ Dabei hab' ich ihr steif in's Gesicht gesehen. Sie aber hat sich nichts daraus gemacht und gesagt: „Nun, da wünsch' ich recht viel Glück dazu! Machts nur bald richtig und vergeßt nicht mich auch auf die Hochzeit zu laden.“ Damit hat sie „guten Tag“ gesagt und sich umgedreht und die Alte, die den Kopf geschüttelt hatte, mit sich fortgezogen.“

Der Angerbauer war ernsthaft geworden und brach nun in die Worte aus: „Eine saubere Person, das muß ich sagen! Da dürfen wir ja von Glück sagen, daß wir sie noch zu rechter Zeit kennen gelernt haben!“ — „Sicherlich,“ erwiederte die Mutter.

Nach einem längeren Schweigen, während dessen sie nachdenklich vor sich hingesehen hatte, begann sie wieder: „Vater, ich möchte dir etwas sagen, aber du mußt nicht bös werden.“ — „Nun,“ erwiederte der Bauer mit argwöhnischem Ausdruck, „du wirst hoffentlich nicht im Ernst verlangen, daß wir dem Burschen

das Mädchen geben." — „Behüte," verſetzte die Mutter, „das weiß ich ſchon, daß das nicht geht. Nein, ich hab' nur ſagen wollen, daß mich der Ludwig „afanga" dauert (anfängt mich zu dauern). Ich glaub', er wär' gern wieder bei uns, aber er hat deinen Kopf: er kommt nur nicht, weil er's einmal geſagt hat." — „Soll ich ihn," bemerkte der Bauer, „etwa ſelber holen, weil er meinen Kopf hat?" — „Auch nicht," ſagte die Mutter. „Ich meine nur, wir ließens ihn unter der Hand wiſſen, daß er kommen könnte; mit der Ev' wollten wir ihn nicht mehr plagen." — Der Bauer verſetzte: „Nein, das geſchieht nicht! um keinen Preis der Welt! Wenn ich da nachgäb', müßt ich mehr nachgeben!" — „Aber deßwegen —" — „Das muß ich beſſer wiſſen. Ich thu's nicht, jezt erſt recht nicht, und damit Punktum!" — Wie gewöhnlich, wenn er einen ſolchen Trumpf ausgeſpielt hatte, ſtand er auf und verließ die Stube.

Das Mährchen von Goethe,

in den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.

II.

Unſer Mährchen hat es ſich zur Aufgabe gemacht, die Entwicklung aus den erwähnten unvollkommenen Zuſtänden zu dem idealen darzuſtellen. Als es an der Zeit iſt, als alles für die neue Periode herangereift iſt, kehrt der junge König, nicht ſowohl aus eigener Kraft, als vielmehr durch fremde Hülfe gerettet, durch fremde Hände geleitet, in ein thatkräftiges Leben zurück. Er iſt jetzt im Stande, eine kräftige, glänzende und weiſe Regierung zu führen nach den drei Wahlſprüchen: Das Schwert an der Linken, die Rechte frei! — Weide die Schafe! — und: Erkenne das Höchſte! — Und er empfängt die drei Symbole, das Schwert vom ehernen, das Scepter vom ſilbernen und den Eichenkranz vom goldenen König (252). „Nach umgürtetem Schwerte hob ſich ſeine Bruſt; ſeine Arme regten ſich und ſeine Füße traten feſter auf; indem er den Scepter in die Hand nahm, ſchien ſich die Kraft zu mildern und der unausſprechliche Reiz noch mächtiger zu werden; als aber der Eichenkranz ſeine Locken zierte, belebten ſich ſeine Geſichtszüge und ſein Auge glänzte von unausſprechlichem Geiſte.“ (Wie wunderſchön und zart iſt das Sinnbildliche hier gedeutet!)

Mit den vordem herrſchenden Mächten iſt jetzt gänzlich gebrochen. Von der Regierung ſind alle Akte willkürlicher, roher Gewalt ausgeſchloſſen; der Rieſe ſteht feſtgebannt, er kann nicht mehr ſchaden, ſondern macht ſich gar noch ein wenig brauchbar. — Die Regierung ſtrebt nicht nach eitlem Schimmer und blendender Pracht, ſie liebt den wahren gediegenen Glanz, und weckt dadurch Vertrauen, — die Irrlichter weichen dem ſilbernen König. — Thron und Regierung werfen alle alcibiadeiſche Leichtfertigkeit, mag ſie auch in der verführeriſchſten Form auftreten, von ſich ab (Irrlichter); ſie baſiren weder Geſetzgebung noch ausübende Gewalt, noch den Verkehr auf dem Princip der bloßen Klugheit und Pfiffigkeit. Die Diplomatie entſagt ihrer gleißneriſchen Taktik, auf welche ſie ſich ſo Großes einbildet, und befleißigt ſich fortan einer offenen, aufrichtigen Ehrlichkeit, einer ariſtidiſchen Honeſtas. — Die Schlange tritt ihre Herrſchaft dem goldenen König ab, und wird nach ihrer Verwandlung zur Brücke, die das jenſeitige Geſtade mit dem dieſſeitigen des Tempels verbindet.

So vereinigen ſich in der Hand des Königs Weisheit, Schein und Gewalt; denn dieß ſind die drei, die da herrſchen auf Erden, und mit dieſen drei Kräften hält er das Reich ſeiner Väter für herrlich und ſicher gegründet. — Nur auf einen Augenblick fliegt ihn noch ein Irrthum aus ſeiner früheren unglücklichen Periode an, indem er die Liebe für die vierte Kraft hält, die ſogar noch früher, allgemeiner und gewiſſer die Erde beherrſche. Da belehrt ihn freundlich der Alte mit den ſchönen Worten: die Liebe herrſcht nicht, aber ſie bildet, und das iſt mehr. Nun iſt er ganz würdig, Herz und Hand der ſchönen Lilie zu geben, um von ihr Hand und Herz zu empfangen. Denn jetzt hat die Liebe ihren richtigen Platz angewieſen erhalten, ſie ſteht einer idealen Regierung nicht hindernd im Wege, ſondern in ihrer Verklärung kann ſie nur alles Schöne und Edle fördern.

Ich möchte nicht in den Fehler fallen, von Einer Figur zwei Deutungen zu geben, wodurch ich indirekt die Unrichtigkeit der einen zugeſtehen würde. Allein erlaubt wird es ſeyn und nicht gegen die Geſetze der Allegorie verſtoßen, wenn wir neben der Hauptcharakteriſtik einer Figur in ihr noch einige in Einklang ſtehende Nebenbeziehungen entdecken. Wir haben in der ſchönen Lilie das idealiſch ſchöne liebende und geliebte Weib erkannt. Damit ſteht durchaus nicht im Widerſpruch, im Gegentheil, es dient zur gegenſeitigen Hebung, wenn wir hinzufügen, daß ſie — in zweiter Raugfolge — auch die Kunſt repräſentire, und zwar vorzugsweiſe die Poeſie, Muſik und Malerei. Sie allein bedient ſich der gebundenen Rede (Poeſie); ſie allein entzückt wiederholt ihre Umgebung durch ihren Geſang und ihr Spiel auf der Harfe (Muſik); von ihr werden wiederholt mit einer gewiſſen Vorliebe die maleriſchen Stellungen beſchrieben, in denen man ſie ſo anmuthig und reizend erblickt (Malerei). — Ihr Aufenthaltsort, ein Garten (der ja an ſich ſchon eine künſtliche Anlage iſt); ihre faſt orpheiſche Gewalt, indem die lieblichen Töne ihres Spiels und Geſangs ſich erſt als Ringe auf der Oberfläche des Sees zeigen und dann wie ein leichter Hauch Gras

und Büsche in Bewegung setzen (230); ihre inwohnende Kraft, das Leblose lebendig zu machen (223), und jedes von ihr auf das Grab eines Lieblings gepflanzte Reiß grünen und hoch aufschießen zu lassen (232): in allen diesen und ähnlichen Zügen sind ja die zartesten Eigenthümlichkeiten und schönsten Kräfte der Kunst höchst sinnig angedeutet. — Allein es fehlt dieser Kunst, wie sie in der schönen Lilie und ihrer Umgebung (in der ersten Periode) repräsentirt wird, noch ein wichtiges Moment: die rechte Beziehung zum menschlichen Leben; sie hat sich ihr eigenes Reich fern von und über dem menschlichen Treiben gebaut, sie wurzelt nicht im Menschenleben und übt daher auch nicht die rechte — thatweckende — Gewalt auf's Menschenherz. Wer sich ihr daher ganz hingibt, zieht sich von dem Beruf in der Welt zurück, entfremdet sich den Forderungen der Gesellschaft und macht sich unbrauchbar für das praktische Leben. (Die Lilie tödtet durch ihre Berührung alles Lebendige, 223 und öfter.) — Die Kunst soll aber — so will es Goethe mit Recht — nicht losgerissen von der Erde in überirdischen Regionen wohnen, die Wahrheit soll ihre Gottheit seyn, in's volle Menschenleben soll sie hineingreifen und aus dem Herzen heraus darstellen (wie Goethe mit ähnlichen Worten an mehreren Stellen im Faust und sonst sagt). — Daher verliert denn auch die schöne Lilie in der idealen Periode ihre entmannende Kraft, sie selbst tritt hinein in's volle Menschenleben, hebt und verklärt es und schafft Versöhnung und Harmonie zwischen dem Leben in der bürgerlichen Gesellschaft und dem Leben in der Kunst.

Wenn wir diese Züge der ersten Deutung hinzufügen, so werden wir es nur um so erklärlicher finden, daß der junge Prinz, seit er die schöne Lilie erblickt hat und in Liebe zu ihr entzündet ist (wie er selbst sagt, 238), durch sie Alles, ja sich selbst verloren habe. Er hatte seine Seele mit solcher Gluth vorzugsweise der Liebe und dann auch jener zum wahren, warmen Menschenleben beziehungsarmen Kunst hingegeben, daß er selbst wie ein Schatten in unserer realen Welt dasteht. —. Nur der Alte mit der Lampe (s. unten seine Deutung) vermag die Erlösung zu vollbringen. — Auch in der idealen Periode wird und soll die Kunst ihre Geltung behaupten, aber nur die Kunst, die aus dem Leben heraus entsteht und in's Leben hineinwirkt. Das Ideale und das Reale sollen sich gegenseitig durchdringen und fördern; jenes soll durch dieses Wahrheit und Kraft, dieses durch jenes Schönheit und Verklärung empfangen. — Daher wäre in der ersten Periode eine Ehe zwischen dem jungen König und der schönen Lilie eine Unmöglichkeit gewesen, oder eben nur eine formelle Verbindung beider, wo der eine Theil vollkommen der Sklave des andern geworden wäre; in der idealen Periode aber kann ihre Ehe nur eine wahre, höchst glückliche seyn, wo beide als berechtigte, in Liebe sich ergänzende Persönlichkeiten erscheinen.

Nach dem Bisherigen ist es wohl nicht ohne Bedeutung, daß Goethe in dieser Periode zuerst die Baukunst, die in unmittelbarster Beziehung zum praktischen Leben steht, erscheinen läßt. — Es sey endlich noch bemerkt, daß es nicht schwer seyn würde, nachzuweisen, daß bei der Schilderung des jungen Prinzen unserem Dichter manche Züge aus dem Jugendleben seines fürstlichen Freundes Karl August von Weimar vorgeschwebt haben mögen.

Wenn wir nach der obigen Gedankenentwicklung berechtigt sind, die Tendenz unseres Mährchens in der Aufstellung einer idealen Staatsregierung nach ihren Grundzügen zu finden, so scheint dieses Ziel durch die Figuren, deren Deutung uns bisher beschäftigt hat, so vollkommen erreicht, daß man glauben sollte, alle übrigen Gestalten des Mährchens seyen nur Beiwerk, dazu dienend, die an den obigen Figuren zu entwickelnden Gedanken zu klarer Anschauung zu bringen. Allein es ist gerade die das meiste wirkende Figur der ganzen Dichtung, welche wir noch nicht berücksichtigt haben; und von dieser würde es von vorn herein unwahrscheinlich seyn, daß sie ohne Bezug auf den eigentlichen Sinn des Mährchens nebenher liefe. Ich meine den Mann mit der Lampe, der sonst auch kurzweg der Alte genannt wird. Er ist ein Mann von mittlerer Größe und als ein Bauer gekleidet (219). Er tritt nie anders auf, als indem er eine kleine Lampe in der Hand trägt, in deren stille Flamme man gern hinein sieht und welche die Gegenstände auf eine wunderbare Weise erhellt, ohne einen Schatten zu werfen (219), und alles Lebendige wird immer durch sie erquickt (221). Der Geist seiner Lampe treibt den Alten; sie sprozelt, wenn man seiner bedarf, und ein Zeichen in den Lüften zeigt ihm die Himmelsgegend an, wohin er sich wenden soll (241), sie leuchtet dem jungen König, als er im Tempel die Altarstufen empor steigt (250). — Es sind überall wohlthätige Wirkungen, welche die Lampe hervorbringt; ja selbst auf das Leblose äußert sie eine verschönernde Kraft (221). Der Alte beantwortet die Fragen der Könige, welche ihre Zukunft von ihm erfahren wollen; er kennt die Geheimnisse, an welche ihr Schicksal geknüpft ist (219. 220); er spricht den mächtigen Mahnruf aus, den nur er weiß: „es ist an der Zeit!“ (220) und wiederholt denselben noch zweimal (223. 248). — Er ist es, der es erkennt, daß alle zur glücklichen Stunde beisammen sind, der jeden Einzelnen an seine Pflicht erinnert, der den Zug zum Tempel anordnet, der der Schlange und den Irrlichtern Befehle ertheilt (243—247), der die Lilie aufrecht hält in dem entscheidendsten Augenblick, der durch sein mächtiges Wort, „es ist an der Zeit,“ den Tempel aus den Tiefen der Erde an die

lichte Oberwelt heraufruft (248), und der endlich den jungen Fürſten in ſeine königliche Würde einſetzt (252).

Durch den Alten geſchieht alſo eigentlich alles, die ganze Entwicklung ſchreitet durch ihn fort, ihm gehorcht jeder, an ihn wenden ſich alle, als an einen Freund und Berather, und er ſteht allen rathend und helfend zur Seite (240); mit Einem Wort, er führt durch ſeine Einſicht und Kraft den neuen idealen Zuſtand herbei. Er bedeutet den Geiſt Gottes in der Geſchichte, in der Entwicklung des menſchlichen Geſchlechts, oder aber auch, mit einem freilich ſeither vielfach mißbrauchten Ausdruck aus der Goethe'ſchen Zeit, den Geiſt der Aufklärung. Das leiſe, ſtille und doch kräftige Walten des göttlichen Geiſtes, ſeine ſanfte und doch unwiderſtehliche Kraft, ſein allmähliger, langſam heranreifender und doch, wenn es an der Zeit iſt, wie mit einem Zauberſchlage herbeigeführter Erfolg kann nicht ſchöner und ſinniger dargeſtellt werden als in dem Alten mit der Lampe. Daher haben ſeine Ausdrücke auch oft einen zarten Hauch von Frömmigkeit, ſind zuweilen aus dem Gebiete der Religion hergenommen; daher ſeine Mahnungen zu treuer Pflichterfüllung, ſeine frommen, religiöſen Tröſtungen; daher ſeine Bezeichnung als heiliger Vater (243. 248. 251).

Es ließe ſich ſeine Bedeutung ſelbſt in einzelnen Nebenzügen nachweiſen, wenn er z. B. das Dunkle nicht erleuchten darf. Denn allerdings kann die tiefere Weisheit, die das Werden der Geſchichte zu belauſchen verſteht, nur da Eingang finden und haften, wo ſchon etwas Licht und Wahrheit vorhanden iſt. Die Aufklärung darf nur mit größter Vorſicht und Behutſamkeit den ganz Ungebildeten gebracht werden, damit ſie nicht durch zu viel auf einmal gebrachtes Licht geblendet werden und die ihnen gebührenden Kreiſe zum Schaden des Ganzen überſchreiten. Der Alte gleitet über den See ſo leicht wie auf Schlittſchuhen hinweg; es iſt ein hübſches Bild von der leichten, ſanften Wirkſamkeit des die Menſchheit zur Wahrheit heranbildenden Gottesgeiſtes. Ihm iſt das ſtille, ruhige Lampenlicht beigegeben, nicht ein flackerndes, flammendes, blendendes Licht; denn ſeine klare, in die Tiefen ſchauende Erkenntniß hat mit ſophiſtiſchen Künſten und blendender Vielwiſſerei nichts gemein. Nie tritt der Alte mit einem willkürlichen Machtſpruche plötzlich hervor; er wartet es ab, bis es an der Zeit iſt, bis alles zur Entwicklung herangereift, bis die Ahnung des kommenden Ideals in aller Geiſt eingedrungen iſt (als alle einzelnen handelnden Figuren ſelbſt leuchtend geworden, wie ſie es auf dem feierlichen Zuge zum Tempel ſind, 244). — Niemals überhebt er die andern des eigenen Handelns, ſondern er fordert jeden Einzelnen zur Mitwirkung an dem großen Werke auf; denn ein Einzelner hilft nicht, ſondern wer ſich mit Vielen zu rechter Stunde vereinigt (242); wenn aber dann jeder ſein Amt verrichtet, jeder einzelne ſeine Pflicht thut, dann wird ein allgemeines Glück, das die einzelnen Schmerzen in ſich auflöst, herbeigeführt werden (245).

So iſt denn der Alte mit der Lampe eine wichtige Perſon, unentbehrlich für die Entwicklung des Mährchens und für uns äußerdem noch dadurch intereſſant, daß er uns zeigt, wie Goethe die ideale Staatsregierung herbeigeführt haben will. Die ganze Natur des Alten ſchließt jedes Gewaltſame, Ueberſtürzende, Revolutionäre vollkommen aus. Wir ſehen daraus, daß Goethe von jeder durch Revolution herbeigeführten Verbeſſerung des Staates und der Regierung durchaus nichts wiſſen will; ihm iſt jede Revolution ein Greuel. Vielmehr ſoll der Staat und mit ihm und in ihm die ganze Menſchheit ſich ſo allmählig, naturgemäß und naturnothwendig entwickeln, wie die Pflanze aus dem Samenkorn zu Keim und Knoten, Stamm, Blatt, Knoſpe, Blüthe und Frucht, und wie die eben ſchon zur Blüthe ſich entfaltende Knoſpe es nicht verträgt, daß eine Menſchenhand — in gutgemeintem Unverſtand — die umhüllenden Blätter aus einander legt, um die Blüthe zu zeitigen, eben ſo wenig verträgt die Menſchheit irgend ein Ideal, für das ſie noch nicht reif iſt. Darum wartet der Alte mit der Lampe, bis es „an der Zeit iſt.“ (Ich erinnere an die damaligen Reformen Kaiſer Joſephs II. Vergl. Goethes Gedicht: Metamorphoſe der Pflanzen.) Sobald es aber an der Zeit iſt, darf auch keinen Augenblick müßig gezögert werden, das Ideal in's Leben einzuführen, wenn auch zuerſt nur für einen kleinen Kreis. Dann wird es Pflicht dieſer einzelnen, die übrigen zum Mitgenuß des Idealen heranzubilden; denn der Tempel iſt der größte in der Welt, hat Raum für alle, und es iſt ſeine Beſtimmung, daß er auch der beſuchteſte ſey. Die harrenden Völker ſtrömen bald freudig in großen Schaaren herzu. Und ſomit gibt Goethe auch hier wieder in dem Mährchen ſich als Kosmopolit zu erkennen, als welcher er überhaupt bekannt iſt.

Was uns jetzt etwa noch im Mährchen zu deuten übrig bleibt, kann ich nicht umhin für unbedeutendere Nebendinge zu halten, von denen es zum Theil ſelbſt zweifelhaft iſt, ob ſie überhaupt allegoriſch gedeutet werden dürfen. Denn daß vieles ein reines Spiel der Phantaſie iſt, „die ſich keine Plane macht, ſich keinen Weg vornimmt, ſondern von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt wird, und indem ſie ſich hin und her ſchwingt, die wunderlichſten Bahnen bezeichnet, die ſich in ihrer Richtung ſtets verändern und wenden,“ darüber haben wir eine Andeutung Goethes ſelbſt in den dem Mährchen vorausgehenden Worten. Wenn ſich demnach von den untergeordneten Geſtalten ungezwungen Deutungen ergeben, ſo dürfen wir ſie hinnehmen; wo nicht, ſo dürfen wir

nicht in's Detail grübeln und in jedem mährchenhaften Zuge ein Sinnbildliches erkennen wollen.

Daß wir bei der Brücke, welche von der Schlange gebildet wird, an ein Verbindungsmittel der alten und neuen Periode, zwischen dem doppelten Ufer zur Erleichterung des Verkehrs und Tempelbesuchs denken können, haben wir schon oben angedeutet. Daß die Frau mit dem Manne mit der Lampe in engster Verbindung steht, geht schon aus ihrem ehelichen Verhältniß hervor. Die Deutung der Frau muß also in einer gewissen Beziehung zu der des Mannes stehen. In vielen Zügen hat Goethe jedoch lediglich das Weib zeichnen wollen mit den eigenthümlich weiblichen Schwächen, so z. B. in ihrem Berichte über den Besuch der Irrlichter. Ihr sonstiges Gebahren erlaubt uns aber auch wohl (wenn überhaupt eine Deutung erlaubt ist), bei ihr an den Aberglauben zu denken, der sich ja auch gar zu gern in demselben Hause und demselben Zimmer und unter derselben Decke mit und bei der Religion und Philosophie einnistet. — Jedoch ist dieser Aberglaube hier jedenfalls mehr im unschädlichen und gutmüthigen als im bösen Sinne zu fassen, weßhalb wir ihn allenfalls den Glauben der religiösen Beschränktheit nennen könnten.

Nach der allgemeinen Wiedergeburt und dem Aufbau des idealen Staates wird die Ehe zwischen beiden, dem einfachen religiösen Glauben und der höheren religiösen Weltanschauung, von neuem geschlossen, wobei noch ein besonderes Gewicht darauf zu legen ist, daß die Alte, der einfache, beschränkte, unmittelbare, noch nicht durch die Reflexion hindurchgegangene Glaube, der für irdische Fehler und Versäumniß sich auch in der schwindenden Hand irdisch, d. h. beschränkt, bestraft und geängstigt fühlt, durch das Bad des neuen Lebens oder in dem Thau der Idee sich verjüngt und nach dieser Verjüngung sein Daseyn und seine Berechtigung behält. Und wie sie selbst jung geworden, so ist ihr der Alte, der bisher der Hort ihres Lebens war, auch nicht mehr alt, sondern von neuem ihre Stütze und ihre Liebe geworden. — Hüten wir uns jedoch, diese beiden Gestalten, namentlich den Alten zu unmittelbar auf die Religion zu beziehen (was wir oben glauben vermieden zu haben), wenn gleich in Goethe's Naturanschauung eine solche Fülle religiöser Beziehungen liegt, daß sie sich von selbst aufdrängen. — Uebrigens läßt sich noch eine gewisse Parallele zwischen der Alten und der schönen Lilie hinsichtlich ihrer Wunderkräfte herausfühlen. Es ist auch dieß wieder ein feiner Zug der Goethe'schen Dichtung, hinsichtlich dessen wir nur ganz kurz an die innere Verwandtschaft, die zwischen Religion und Kunst stattfindet, erinnern wollen. (Lilie besitzt jene Wunderkräfte nicht, sofern sie das schöne Weib ist, sondern vielmehr sofern sie die Kunst repräsentirt.)

Dem Fährmann fehlt jedes Attribut, welches ihn zu einer allegorischen Figur stempelt; er ist auch in dem entschiedenen Entwicklungsmomente nicht zugegen, mit ihm geht auch keine Verwandlung in der Art, wie mit der Schlange und andern vor. Daher bleibt es meistens zweifelhaft, ob er eine Deutung zulasse. Will man ihn jedoch allgemeiner fassen, weil er auch in den neuen Zustand — und zwar schöner (250) — übergeht, so mag man etwa an den Stand des Arbeiters denken, der in dem alten Staate sowohl wie in dem neuen seine Stelle behauptet, nur in dem letzteren eine segensvollere und glücklichere. Das Ruder wäre als Symbol seiner segensreichen Wirksamkeit zu fassen.

Es bleibt endlich noch der sogenannte vierte oder zusammengesetzte oder gemischte König übrig, der ohne Zweifel mit zu den allegorischen Gestalten gehört. Er steht an eine Säule gelehnt und seine ansehnliche Gestalt ist eher schwerfällig als schön; er besteht aus einer nicht gehörig verbundenen Mischung von Gold, Silber und Erz, und hat ein unangenehmes Ansehen und eine rauhe, stotternde Stimme (220). Der Alte prophezeit über ihn, daß er sich setzen werde. Als der Alte von dem vierten Geheimniß * spricht, murmelt der zusammengesetzte König vor sich hin: was kümmert's mich! (220). Als er später im entscheidenden Augenblick die Frage thut: Wer wird die Welt beherrschen? und der Alte ihm die Antwort gibt: „Wer auf seinen Füßen steht," antwortet er: „Das bin ich," worauf der Alte entgegnet: „Es wird sich offenbaren, denn es ist an der Zeit (248)." — Wir haben also in dem gemischten König eine äußerlich widerwärtige, innerlich beschränkte und dabei aufgeblasene Persönlichkeit vor uns. Sein Schicksal ist, daß er bei der allgemeinen Katastrophe, weil er nicht auf seinen Füßen steht, zu einem widerwärtigen Mittelding zwischen Form und Klumpen zusammensinkt (225). Da er aus den Bestandtheilen der drei ehrwürdigen Könige zusammengesetzt ist, so haben wir bei ihm an ein Gemisch von Weisheit, Schein und Gewalt zu denken, aber freilich an ein solch schlechtes, ungehöriges Gemisch, daß weder Weisheit, noch Schein, noch Gewalt zu irgend welcher schönen Entfaltung kommt. Da er bei der Katastrophe untergeht, obwohl er selber sich für außerordentlich lebensfähig gehalten hat, so gehört er in den idealen Zustand nicht hinein, sondern ist vielmehr eine Personifikation des früheren schlechten Zustandes; er concentrirt in sich die Bedeutung der Schlange, der Irrlichter und des Riesen, und daß deren Herrschaft zu Ende gehe, wird durch den Sturz dieses gemischten Königs angezeigt. — Es käme ungefähr auf dasselbe

* Das vierte Geheimniß (220) kann kein anderes seyn, als daß der Mann mit der Lampe erkennt, wann es an der Zeit zur großen Katastrophe sey.

hinaus, wenn man in ihm eine verfehlte, verunglückte, lebensunfähige Theorie eines idealen Staates finden wollte, wie sie zu Goethes Zeit der Tag häufig brachte und der Tag wieder vernichtete. — Wohlmeinende Bescheidenheit hat über den zusammengesunkenen König eine prächtige Decke gebreitet, die keine Hand wagen darf wegzuheben. — Das, was häßlich und verwerflich war, fällt, wenn der Strom der Geschichte es gerichtet und verschlungen hat, am besten der Vergessenheit anheim, und frevelhaft wäre es, wenn man es wieder in's Leben einzuführen versuchen wollte (Reaktion, Repristination).

In den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, von welchen unser Märchen selbst ein integrirender Theil ist, finden sich zwei Stellen, welche nicht ohne Beziehung auf dasselbe seyn mögen und auch ohne Zweifel ein gewisses Licht darauf werfen können. Als der junge Edelmann Karl in begeisterter Schwärmerei die jungen Freiheitsbestrebungen der französischen Nation preist, heißt es von dem Alten, der später unser Märchen erzählt: er gab ihm im Stillen unrecht (85). Wir erkennen daraus die politische Richtung des Märchenerzählers, welcher unsere gegebene Erklärung wohl entspricht. — Aus der zweiten Stelle (207) sehen wir, welch großes Gewicht Goethe auf die Bedeutung des ehernen Königs im Staate legte; denn er läßt die Baronesse sagen, „es komme in einem Reiche alles auf die exekutive Gewalt an; die gesetzgebende möge so vernünftig seyn als sie wolle, es helfe dem Staate nichts, wenn die ausführende nicht mächtig sey." — Aus diesem Grunde reicht auch der eherne König dem jungen Manne zuerst sein Symbol, und dann erst der silberne und goldene König.

Wenn Goethe den Alten, der das Märchen erzählt, sagen läßt (209): „Ich verspreche Ihnen ein Märchen, durch das Sie an Nichts und an Alles erinnert werden sollen," so glauben wir, daß unsere Erklärung dieser Anforderung genügt. Man wird nämlich durch das Märchen an Nichts erinnert, sofern man es rein als Märchen, als Spiel der von sich selbst getragenen Phantasie genießt; man wird durch dasselbe an Alles erinnert, sofern man in seiner Deutung die großen Fragen über den Staat und seine bestmöglichste Regierung behandelt findet.

Goethes Absicht ist ohne allen Zweifel dahin gegangen, jener doppelten Anforderung zu entsprechen, und wir würden unbedingt gegen die erstere verstoßen, wenn wir jeden einzelnen unbedeutenden Zug allegorisch deuten wollten. Nein, man freue sich vielmehr unbefangen der anmuthigen, vielgestaltigen und doch in sich harmonischen Erfindung der dichterischen Einbildungskraft, und ergötze sich an ihren Gestalten wie an den seltsamen Verkettungen eines leichten Morgentraumes. Diese Seite bedarf keines weitern Nachweises; ein frischer, poetischer Sinn wird des Genusses eine reiche Fülle finden. Nicht ohne Schwierigkeit aber war es, zu erkennen, wie Goethe der zweiten Anforderung entsprochen habe. Unsere Erklärung möge versuchen sich selbst zu rechtfertigen. Wir wollen zum Schluß nur noch eines Einwandes, den man uns machen könnte, in Kürze gedenken.

Die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" waren zuerst in den Horen (1793—1795) abgedruckt; nun aber war von den Horen die Behandlung der Politik ausgeschlossen. Wie stimmt das nun damit, daß wir dem Märchen eine durchaus politische Deutung gegeben haben? — Wir antworten: gerade deßhalb, weil die Politik von den Horen ausgeschlossen war, griff Goethe zu der geheimnißvollen Form des allegorischen Märchens, um dieselbe dennoch gleichsam einzuschmuggeln; und gerade hierin mußte noch ein besonderer, erhöhter Reiz für ihn liegen. Jener Umstand ist also jedenfalls gerade ein starkes Argument für die Richtigkeit einer politischen Deutung. — Dazu kommt, daß Goethe über gewisse Dinge, namentlich über Staat und Kirche, nicht gern laut und öffentlich seine Meinung sagte, wohl um nicht in die ihm verhaßten politischen und religiösen Streitigkeiten mit hineingerissen oder gar als Parteihaupt gebraucht zu werden. Er hat aber über diesen Punkt tief nachgedacht, wie uns kürzlich erst die trefflichen Studien eines Gregorius über Wilhelm Meister von neuem gezeigt haben. Wie wäre es auch nur möglich gewesen, daß er sich dem, was seine Zeit mehr als alles bewegte, hätte entziehen können! Selbst in Italien, wo solche Gedanken ihm doch ferner lagen, verkehrte er gern mit Männern der politischen Reform und las alle italienische Werke, in welchen er „sibyllinische Vorahnungen des Guten und Rechten, das einst kommen soll," fand (im Jahr 1787). Und als nun gar bald darauf die gewaltigen Ereignisse der französischen Revolution ganz Europa erschütterten, als in Frankreich und anderswo so viele ihr Scherflein Staatsweisheit zu Markte brachten, und als bald dieses bald jenes Theorem eingeführt und versucht ward, um das Staatsleben hier auf gewaltsamem, dort auf friedlichem Wege zu reformiren, da gab auch Goethe, wie es so nahe lag, seinem Charakter und seiner Neigung gemäß, in der dunkleren Form eines Märchens seine politischen Ansichten in einigen Grundzügen kund.

So ist denn dieses Märchen recht eigentlich ein Kind seiner Zeit, ist es um so mehr noch, wenn wir an die Art jener damaligen reformatorischen Bewegungen und erinnern. Dieselben gingen nämlich fast überall, namentlich aber in Deutschland, wo

Friedrich der Große den ersten Impuls dazu gegeben hatte, von den Fürsten selbst aus. In dieses gewaltigen Mannes Regierung fiel Goethes Bildungszeit und nach ihm bildete er sich zum großen Theil sein politisches Ideal. Wie es nicht seyn sollte, sah er von seinem Standpunkte aus in Frankreich, wie es seyn sollte, hatte er zumeist schon in Friedrich verwirklicht gesehen. Behalten wir diese Gedanken im Auge, so können uns wohl kaum noch weder einzelne Züge noch die ganze Tendenz des Mährchens irgend dunkel bleiben. Und wenn wir dann endlich noch die Frage aufwerfen, auf welchen politischen Standpunkt sich denn nun Goethe im Mährchen stelle, so glauben wir sagen zu können, es sey der Standpunkt des rationalen, aufgeklärten Absolutismus.

(1852 an Goethe's Geburtstage.)

Hermann Schrader.

Pariſer Bilder.

(Schluß.)

Verſailles.

Folgen Sie mir flüchtig über das glatte Parket dieſer Unzahl von Sälen.

Wenn man von der Cour de la Chapelle aus das hiſtoriſche Muſeum betritt, ſo durchſchreitet man zunächſt eilf Zimmer mit hiſtoriſchen Gemälden von den erſten Zeiten der Monarchie bis zur erſten Revolution. Dahinter läuft eine Galerie, in der Büſten und Statuen bekannter und unbekannter Größen von Chlodwig bis Ludwig XI. aufgeſtellt ſind. In der Mitte dieſer Galerie iſt eine Suite von fünf Zimmern, die in ſich geſchloſſen ſind und die Geſchichte der Kreuzzüge enthalten. In dieſen iſt ein Anſatz zu einem Ganzen, denn ſie ſind im gothiſchen Styl gehalten und die Wappen aller Ritter Frankreichs, die in den Kreuzzügen gefochten, ſind an die Pfeiler geheftet; die ſchön geſchnitzten Thüren des größten Saals ſind aus dem Spital der Johanniter zu Jeruſalem. — Von den Aufſehern getrieben und orientirt gelangt man aus der Statuengalerie über eine Treppe in eine Reihe Zimmer, welche die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution enthalten, bis zum Regierungsantritt Louis Philipps. Dann kommt man in eine Porträtſammlung, die vom zwölften Jahrhundert bis auf unſere Tage reicht. Dann kommen wieder Porträts, Statuen, Monumente aus den ältern Zeiten der Monarchie, ferner eine Reihe von hiſtoriſchen Bildern, hauptſächlich aus der Regierung Ludwig Philipps, die Kriegsereigniſſe in Afrika behandelnd. Sodann kommt man durch kleinere Serien der vormaligen königlichen Wohngemächer, wo man auf ihre früheren Bewohner ſich beziehende Bilder und eigentliche Curioſitäten findet: die Glieder der Familie Ludwigs XIV., Schlachtenbilder aus ſeiner Zeit, Sitzungen der Generalſtaaten, der Throngerichte, Bilder berühmter Schlöſſer u. ſ. w. In den Gemächern Ludwigs XIV. und der Königin Marie Antoinette variiren nur die Maler, aber nicht die Sujets der Gemälde. Jetzt kommen Bilder aus Napoleons Geſchichte, aus den Feldzügen von 1792 bis 1795, die Porträts der großen Soldaten der erſten Republik und des Kaiſerreichs; dann folgt eine Aquarellſammlung mit den Bildern der Coſtüme des Kaiſerreichs und der Gegenwart. Endlich tritt man in die bereits erwähnte Galerie der Schlachten und der dahinter liegenden Galerie der Statuen (von 1500 bis 1792); dann kommt eine Sammlung von Kriegsbildern von 1796 bis 1810, eine Porträtgalerie von 1789 — 1814, eine Sammlung von Grabmälern, eine Sammlung von Seeſtücken aus allen Zeiten; dann folgen wieder Porträts aus der ganzen Geſchichte Frankreichs, Bilder berühmter Reſidenzſchlöſſer, Porträts der Napoleoniſchen Familie; daran ſchließen ſich die der Bourbonen aus der Reſtaurationszeit. — Die Treppe der Königin führt zu einer Sammlung von Büſten und Statuen berühmter Künſtler und Schriftſteller aus der Zeit Ludwigs XIV.; es folgen die Porträts aller Großadmirale, Connetables, Marſchälle von Frankreich, die der franzöſiſchen Könige, die Bilder ihrer Reſidenzſchlöſſer, dann Belagerungen von Ludwig XIII. bis heute. Mit der großen Porträtgalerie, zu welcher man aus dieſer Galerie der Belagerungen zurückkehrt, ſchließt das Muſeum.

Denken Sie ſich nun, daß dieſe einzelnen Unterabtheilungen Treppe auf, Treppe ab in großen und kleinen Galerien, Sälen und Zimmern der verſchiedenſten Größe zerſtreut ſind, ſo werden Sie nicht zweifeln, daß man von dieſem bunten Durcheinander vollſtändig betäubt wird und zu keinem irgend klaren Geſammteindruck gelangen kann. Man hat einige Stunden zu gehen, ſelbſt wenn man nirgends vor den Gemälden ſtehen bleibt, um durch dieſes unermeßliche Muſeum zu gelangen, und es bedarf eines öftern Beſuchs, um ſich nur einigermaßen in demſelben zu orientiren. Störend iſt dabei, daß oft Bilder, die den verſchiedenſten Zeiten angehören, durcheinander hängen müſſen, weil ſie der Gegenſtand vereint, während die Auffaſſung himmelweit verſchieden iſt.

Ich glaube, daß nur eine ſorgfältige Anordnung der Bilder und Statuen aus dem Verſailler Muſeum eine hiſtoriſche Galerie machen kann; wie ſie jetzt iſt, entſpricht ſie ihrem Zweck nur höchſt mittelmäßig. Das verhindert mich jedoch durchaus nicht, den ungeheuern Reichthum derſelben anzuerkennen und das große Verdienſt des Unternehmens überhaupt. Beſonders die Porträtſammlungen müſſen jeden feſſeln, weil ſich in ihnen die verſchiedenartigſten Intereſſen vereinigen und ſich eine ungemeine Anzahl von Perſonen

darunter finden, die mit der französischen Geschichte nur in indirektem Zusammenhange stehen.

Die für ganz andere Zwecke berechnete Eintheilung der Räume des Schlosses verhindert in mancher Beziehung eine consequente Anordnung dieser Ueberfülle von Statuen und Gemälden; aber es fragt sich in gegenwärtigem Falle nicht, was man mit dem Gegebenen leisten konnte, sondern was man überhaupt geleistet hat. In einem rein der Kunst gewidmeten Museum kann man eine corrupte Anordnung schon eher verzeihen, und wie wird dennoch gerade von Franzosen das Dresdner Museum deßhalb angegriffen! In einem historischen Museum aber ist die Anordnung fast die Hauptsache, der ästhetische Werth der einzelnen Kunstwerke tritt dagegen zurück.

Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich behaupte, daß die Mehrzahl der Pariser, besonders die, welche am Sonntag Versailles besuchen, ziemlich gleichgültig an den modernen Beweisen des französischen Ruhms vorübergehen, obgleich Louis Philipp in den ihn verherrlichenden Bildern mit auffallender Absichtlichkeit alle diejenigen Momente hat verewigen lassen, in welchen er dem französischen Volk Versprechungen gemacht. Es ist werthlos, darüber zu grübeln, ob er sie gehalten oder gebrochen hat; beim Epicier hat seine Regierung weder Haß noch Dankbarkeit zurückgelassen. Für diesen bilden die Zimmer der letzten Bourbonen, welche Versailles bewohnt, die Hauptanziehungspunkte, und ich möchte fast glauben, daß er sie mit mehr als Neugierde, daß er sie mit wahrer Theilnahme betrachtet. Ein Theil der Zimmer ist wiederhergestellt, wie sie einst gewesen, und es finden sich hier noch viele Möbeln, welche jenen Monarchen gedient haben. Wie aus dem ganzen Schlosse, so spricht auch aus den Zimmern Ludwigs XIV. der Geist seiner Zeit, der Geist seiner Macht; an diesen Erinnerungen sonnt sich vorzüglich der Bürger von Paris. Die Prachtgalerie, in der dieser König an den Hauptgallatagen die Huldigungen aller Großen und der Gesandten der fremden Mächte entgegen nahm, die sogenannte Galerie des glaces, ist auch wohl eine der prächtigsten Hallen der Welt und macht einen überaus glänzenden Eindruck. Die Pilaster von röthlichem Marmor, die Kapitäle von Goldbronze, die mit reich vergoldetem Schnitzwerk und Stuckaturarbeiten bedeckten Wände, die Decke, welche von Lebrun mit einer Menge historischer Fresken bemalt ist, die siebzehn großen Bogenfenster, denen gegenüber sich eben so viele Spiegel befinden, der wundervoll parketirte Fußboden, sind, wenn auch im Geist ihrer Zeit ausgeführt, wahre Muster von Pracht, und wie strotzend von Reichthum muß diese jetzt ganz leere Halle einst erschienen seyn, als sie zur Zeit des höchsten Glanzes ein ganzes Ameublement, Tische, Kronleuchter, Kandelaber, Gueridons u. s. w. von Silber enthielt; Schätze, die in den unglücklichen Kriegsjahren Ludwigs XIV. wieder in die Münze wandern mußten.

Die steife, ungemüthliche Pracht hat sich auch in die Wohnzimmer des Königs gedrängt, und nach unserm heutigen Geschmack, unsern Sitten und Bedürfnissen entbehren sie durchaus jeder Bequemlichkeit. Dem Fremden ist besonders die Anordnung interessant, welche als Folge jener bis zum Extrem ausgebildeten Etikette erscheint, die zuletzt dem gekrönten Haupte, zu dessen Verherrlichung sie dienen sollte, überaus lästig werden mußte. Philipp III. von Spanien wäre fast verbrannt, weil der Grande fehlte, der den Stuhl vom Kaminfeuer zurückzuschieben hatte; Marie Antoinette mußte mehrere Minuten ohne Bekleidung in der Mitte ihrer Hofdamen bleiben, weil bei ihrer Toilette im Augenblick die Dame nicht da war, welche ihr das Hemd überschießen sollte. Da ist zum Beispiel der Beichtstuhl Ludwigs XIV., worin dieser knieend dem im Lehnstuhl sitzenden Pater Lachaise Beichte ablegte, dabei aber von einem Gardekapitän mit geladener Muskete bewacht wurde, der hinter einer großen Spiegelscheibe stand, da er den König nie aus dem Gesicht verlieren durfte. Es war dem Herrscher Frankreichs versagt, allein zu seyn, und es war ihm und seinen Nachfolgern unmöglich, sich den Forderungen der selbst eingeführten Etikette zu entziehen.

Die Gemächer der Gemahlin Ludwigs XVI. sind außerordentlich finster und trübe, da die Fenster nur auf einen kleinen innern Hof gehen und nie ein Sonnenstrahl in sie fallen konnte. Diese Königin hat kein besonders lebhaftes Andenken hinterlassen, nach der geringen Neugier zu schließen, mit welcher die Pariser die Theile des Schlosses betrachten, welche zu ihr in Beziehung stehen. Nur Ludwig XIV. und der Kaiser Napoleon leben wirklich in ihrem Gedächtnisse fort. Die Erinnerungen an letzteren concentrirren sich in Versailles, Groß- und Klein-Trianon; im ersteren hat er oft allein, im letzteren mit Marie Louise gewohnt. Dort stehen auch neben einander die Wiegen des Herzogs von Reichstadt und des Grafen Chambord. Der niedrige Lehnstuhl und Arbeitstisch, an dem der Kaiser zu schreiben pflegte, denen man einen langen Gebrauch auf den ersten Blick ansieht, werden umweit der Wiege seines Knaben aufbewahrt. Die ungemeine Einfachheit aller Dinge, welche zu Napoleons persönlichem Gebrauche dienten, fällt inmitten des Bourbonischen Glanzes und der steifen, abgeschmackten Pracht doppelt auf. Der abgenutzte Schreibpult des Kaisers, und dasselbe Möbel Ludwigs XVIII., welches ein Muster von Unbequemlichkeit ist, weisen deutlich auf die rastlose Arbeit des einen und das indifferente Leben des andern hin.

Klein-Trianons im engliſchen Geſchmack angelegter, reizender Park, in dem die Schönheit der einzelnen Bäume mit der der ganzen Anlage wetteifert, zieht merkwürdiger Weiſe nur wenige Beſucher an. Die Pariſer weilen viel lieber an dem großen Kanal, bei den Waſſerkünſten und den ſteifen, verſchnittenen Hecken Lenotres, als unter dieſem dichten Laubdach in ſeiner urſprünglichen Friſche und Naturwüchſigkeit. Vielleicht gehe ich zu weit, wenn ich alle die verwandten Erſcheinungen im geiſtigen Leben der Franzoſen verknüpfe, aber gleichwohl kann ich nicht umhin auch hierin wieder den großen Unterſchied zwiſchen der franzöſiſchen und der germaniſchen Auffaſſung des Lebens zu erblicken. Ihr großer centraliſirter Staat, in dem bei allem Glanz ſeiner großen Inſtitute die wahren Grundlagen der Bildung, die Anſtalten für die unterſten Schichten des Volkes fehlen, dieſe große monumentale Kunſt, der doch die erſte Grundbedingung, die Wahrheit mangelt, dieſe Poeſie, der eigentlich friſches, urſprüngliches Denken, Fühlen, Leben fremd iſt, dieſe ausgebildete, ſo geſittete Geſellſchaft, der die moraliſche Grundlage des wahren Familienlebens abgeht, dieſe hoch entwickelte Wiſſenſchaft, deren innerer Zuſammenhang aber von niemand geſucht wird, dieſes unermüdliche Ringen nach Freiheit, bei der aber von der freien Entwicklung des Individuums, von der Anerkennung der Rechte des Einzelnen, von Würde nicht mehr die Rede iſt: das alles ſcheint mir die Folge derſelben innern Disharmonie zu ſeyn, welche bei näherem Umgang den Romanen für den Germanen ſo unerquicklich macht. Es kommt mir vor, als fehlte überall das innere Weſen, als ſeyen alle dieſe Schöpfungen nur künſtliche Treibhauspflanzen, die nirgends in den Bedürfniſſen des individuellen Lebens wurzeln. Um die wirkliche, lebendige Kraft eines Volkes zu prüfen, gibt es, nach meiner Ueberzeugung, nur Einen Maßſtab, und nach dieſem bewährt ſich allerdings die Kraft der Franzoſen ſchlecht: es iſt der Geiſt der Coloniſation. Eine Nation, die keine Sproſſen treiben kann, iſt todt, ſie hat keine innere Berechtigung mehr zur Verbreitung ihrer Nationalität auf der Erde; in der Geſchichte der Kultur überhaupt kann ſie keine poſitive Rolle mehr ſpielen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Pfalz, November.

König Max in der Pfalz. — Der Dom zu Speyer. — Der neue Wein. — Wucherproceſſe.

Alljährlich um die Zeit, wenn Störche und Schwalben längſt heimgezogen ſind, legen die wackern Künſtler im Dome zu Speyer den Pinſel nieder und ziehen auch heim in die neue Metropole der Kunſt. Da iſt dann die rechte Zeit, von den „Werken und Tagen“ des vergangenen Sommers, von den Blüthen und Früchten zu reden, die er hier getrieben und die bleiben, entzücken und erquicken werden, wenn viel anderes längſt verblüht und erſtorben ſeyn wird. Treten wir darum auch jetzt wieder, wie ſeit Jahren, um dieſe Zeit in die hochgewölbten, reichgeſchmückten Hallen. Doch nein, wir wollen zuerſt einen Andern eintreten laſſen, dem der Vortritt gebührt. Es iſt König Max II. Zum erſtenmal ſeit ſeiner Thronbeſteigung hat der König ſeine Pfalz beſucht, und zwar, wie ich aus guter Quelle weiß, auf den Rath und die freundliche Fürſprache ſeines königlichen Vaters, der die in unſerem Kreiſe verlebten Sommerwochen unter die glücklichſten ſeines Lebens rechnet. Die Tage vom 21. bis 25. Oktober ſind Feſttage für das Land, Freudentage auch für den König geworden. Wenn hier eine Verſtändigung, ja Verſöhnung zwiſchen Fürſt und Volk nöthig war, was niemand läugnen wird, ſo hat ſie in der That ſtattgefunden. König Max iſt nicht bloß mit allem in den kleineren provinziellen Verhältniſſen möglichen Glanze, er iſt auch mit aller Herzlichkeit und Freude empfangen worden. Die Städte Ludwigshafen, Zweibrücken, Edenkoben, Landau, Germersheim und Speyer, in denen er verweilte, und die andern Städte und Dörfer, die er nur berührte, haben ihm einen beſſeren Begriff von dem Pfälzer Volke beigebracht, als er ihn haben mochte ſeit dem Taumeljahre 1849, in welchem revolutionärer Terrorismus die beſſere Geſinnung des Volkes gewaltſam niederhielt. Kurz, der König iſt nicht nur befriedigt und verſöhnt geſchieden, er hat auch die Hoffnung zurückgelaſſen, daß er, wie ſein Vater, zuweilen einen längeren Aufenthalt in der Pfalz nehmen werde. Er wird zu dem Ende entweder den in Stocken gerathenen Aufbau der Marburg bei Hambach wieder aufnehmen, oder ſich an einer andern Stelle eine Villa bauen, da ihm die auf Ludwigshöhe ſo ausnehmend wohl gefallen hat. * Eben dem Dome zu Speyer galt des Königs letzter Gang, ehe er die Pfalz wieder verließ. Schon in Ludwigshafen, wo ihn unter andern auch der Biſchof von Speyer begrüßte, hatte er ſich nach dem Dom erkundigt und ſein Bedauern darüber geäußert, daß der herrliche Bau eine ſo völlig verunglückte Façade erhalten. Vor dem Portale ſelbſt verweilte er längere Zeit und ſprach mit ſeiner Umgebung angelegentlich über die Art und Weiſe, wie dieſe verpfuſchte Vorderſeite würdig umgeſtaltet werden könne. Grund genug, die früher ſchon gehegte Hoffnung wieder aufleben zu laſſen, daß das impoſante Gebäude endlich doch noch ein würdiges harmoniſches Aeußere erhalten werde.

Da König Max das Innere des Domes noch nicht geſehen, ſeit Schraudolph und Schwarzmann mit deſſen Ausſchmückung beſchäftigt ſind, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie ſehr er überraſcht war von der Fülle der Pracht und Schönheit, die ſich hier, bei aller Vollendung mit ſtaunenswerther Raſchheit im Laufe von ſieben Sommern entfaltet hat. Die hohen Chöre, deren Bilder und Ornamente ich Ihnen vorlängſt beſchrieben habe, nahm der König zunächſt in Augenſchein und beſtieg dann das Gerüſte im Mittelſchiffe, um auch das zu betrachten, was hier im Laufe von zwei Jahren geleiſtet worden. Deſſen iſt viel, erſtaunlich viel. Das Ornament hat ſich bereits über ſämmtliche drei Schiffe in einer Weiſe ausgedehnt, daß der Arbeit für den zukünftigen Sommer nur noch ein verhältnißmäßig ſehr kleiner Raum übrig bleibt. Und wie iſt es auch hier wieder behandelt! Das blaue Gewölbe, dieſen Himmel voll goldener Sterne, durchziehen die reichverzierten Gurten, die auf den hochaufſtrebenden Pilaſtern und Halbſäulen der gewaltigen Pfeiler ruhen. Weiß und Gold bilden den Schmuck der reich gegliederten Capitäle und Geſimſe. Die Riſchen der einfachen Rundbogenfenſter und die Arkadenbögen, welche Mittelſchiff und Seitenſchiffe ſcheiden oder auch verbinden, ſind geziert mit Arabesken von reicher Mannigfaltigkeit und hoher Schönheit. Aus dieſer prächtigen Umrahmung treten nun die geiſtvoll concipirten und trefflich ausgeführten Compoſitionen Schraudolphs heraus. Vor Jahresfriſt habe ich in dieſen Blättern über den Cyklus von 24 Gemälden geſchrieben, welche die dazu geeigneten Wandflächen unterhalb der Fenſter einnehmen werden, und die ſechs genannt, welche im Herbſt des vorigen Jahres fertig waren. Es waren auf der nördlichen Wand die Beſchneidung Jeſu und der Tod Joſephs, auf der ſüdlichen Jeſu Geburt, die Flucht nach Egypten, die Hochzeit zu Cana und das Stabat Mater. Zu dieſen ſind im Laufe des verfloſſenen Sommers nicht weniger als zehn neue gekommen, und zwar auf der nördlichen Wand die Heimſuchung Mariä, die

* Beim Beſuche der Marburg war auch Geheimerath Boiſſerée aus Köln in Begleitung des Königs. Der berühmte Kunſtkenner befand ſich gerade der Traubenkur wegen in Neuſtadt und machte dem Könige im dortigen Bahnhofe ſeine Aufwartung, wobei ihn Se. Majeſtät herzlich begrüßte. Cardinal Erzbiſchof v. Geiſſel, der ſich einige Zeit in ſeinem Heimathsorte Mußbach aufgehalten hatte, war am 20. Oktober ſchon nach Köln zurückgereiſt.

Anbetung der Weisen, der zwölfjährige Jesus im Tempel, Jesus als Lehrer und der Augenblick, da der Auferstandene seiner Mutter erscheint. Auf der südlichen Wand sind neu die Darbringung des Kindes Maria im Tempel, der englische Gruß, Simeons Weissagung bei der Darbringung Jesu, Jesus bei seinen Eltern zu Nazareth und die Ausgießung des heiligen Geistes. Das alles hat Schraudolph in wenigen Monden mit seinen beiden wackern und treufleißigen Gehülfen Andreas Mayr von Unterthingau und Max Bentele von Lindenberg und dem erst im vorigen Jahre hinzugekommenen Georg Mader aus Steinach geleistet. Mayr hat für dieses Jahr zuletzt den Pinsel aus der Hand gelegt, nachdem der Meister bereits nach München zurückgekehrt war, so daß er seines Königs anerkennende Worte an Ort und Stelle nicht hören konnte. Darf ich unter diesen zehn Bildern wieder die herausheben, welche mich vorzugsweise angesprochen haben, so nenne ich hier vor allen das letzte Bild auf der nördlichen Wand zunächst dem Querschiffe. Es ist die Scene, welche den auferstandenen Heiland und seine Mutter zum Gegenstande hat. Wie einfach in der Conception, aber wie tief und erhaben in der Ausführung! Nur zwei Gestalten, aber Gestalten von wahrhaft idealer Schönheit. „Er ist wahrhaftig auferstanden," und zwar in verklärter Leiblichkeit mit einem Antlitze voll Himmelsglanz, mit einem Körper, den die Erde nicht lange mehr halten kann. Lebhaft erinnere ich mich noch des Eindrucks, den der erste Anblick jenes Christus in der Altarnische des Stephanschors auf mich gemacht. Dem Grade nach war es hier ein ähnlicher, der Art nach aber wieder ein anderer. Man stelle diese beiden Christusgestalten neben einander, und man wird in Versegenheit seyn, welcher man den Vorzug geben soll. Hier weht und der sanfte Flügelschlag eines neuen Lebens aus Auge und Bewegung an, dort legt es sich uns Herz wie süße, selige Himmelsruhe. Auch Maria ist auf dem neuen Bilde eine hehre Gestalt, dem Sohne ebenbürtig, wenn ich mich so ausdrücken darf. Ueberhaupt ist hier eine schöne Sammlung von Madonnen beisammen, obwohl ich nicht läugnen kann, daß mir auch einzelne Köpfe derselben nicht ganz würdig erscheinen. Ich deute hier nur auf das Bild „Jesus bei seinen Eltern zu Nazareth," das mir überhaupt am wenigsten gefällt. Wie schön ist dagegen „Mariä Verkündigung!" Wie ich vor einem Jahre besonders die Flucht nach Egypten mit dem herrlichen schlafenden Kinde, den Tod Josephs und vor allen die unübertreffliche Kreuzigung genannt habe, so könnte ich unter den dießjährigen Gemälden noch manches besonders hervorheben, so z. B. die Ausgießung des heiligen Geistes mit ihrem Reichthum an herrlichen Köpfen. Doch was nützen Beschreibungen, was subjektive Urtheile eines Einzelnen, der sich nicht einmal unter die Kenner zählt, die wirklich das geseite Auge besitzen, das dem Künstler in die Höhen und Tiefen des Gedankens folgen kann und im Zusammenhalt mit diesem Form und Maß zu würdigen versteht? Eigene Anschauung thut hier noth, und zu dieser zu ermuntern ist mein nächster Zweck. Erzbischof Sibour von Paris, der jüngst auf seiner Reise durch Deutschland auch Speyer besuchte, sprach die Ueberzeugung aus, die Pariser würden auf der nunmehr fertigen Eisenbahn bald in Menge kommen, um den Dom mit seinem unvergleichlichen Schmucke zu sehen. Ich glaube das, und zwar nicht bloß von den Parisern, sondern von Tausenden aus allen Himmelsgegenden, und der Landrath der Pfalz hatte schon aus materiellen Gründen recht, seinem Könige zu danken für die großartige Kunstschöpfung, die hier in's Leben gerufen wird. Noch ein einziges Jahr, nicht mehr zwei, wie die frühere Berechnung war, und die Kathedrale ist im Innern vollendet. Schraudolph hat ja nur noch die letzten acht Compositionen auszuführen. Der Meister arbeitet rasch, nicht als ob ihm das Werk entleidet wäre, das vor allen seinen Namen verewigen wird, aber er möchte es fertig sehen; auch nicht als ob er Ruhe suchte nach der Riesenarbeit, die ihn ein Decennium hindurch in Anspruch genommen; er wird zu neuen Schöpfungen eilen, denn das rechte Ausruhen findet der schöpferische Geist eben in neuem Schaffen. Speyer mag sich mit den Künstlern vorzugsweise der Vollendung des großen Werkes freuen, einen Verlust aber wird es dabei doch zu beklagen haben, den Weggang der Meister und Jünger der Kunst. So still und emsig diese seither gearbeitet, so haben sie doch ein neues Lebenselement in die Stadt gebracht, das nicht bloß geselig erheiternd, sondern auch tiefer anregend gewirkt hat. Wie die Künstler zu München ihren „Studenvoll," zu Düsseldorf ihren „Malkasten" haben, so besteht in Speyer seit Jahren „die Schnake" in der Bierbrauerei zur neuen Pfalz unweit des Doms, neben dem Regierungsgebäude. Der sommerliche Plagegeist der Rheinuferbewohner hat Namen und Devise für die muntere Gesellschaft und ihr Lokal hergeben müssen. Die Hand der Künstler hat dieses entsprechend verziert mit humoristischen Schilderein, altdeutschen Kernsprüchen und hübschen Statuetten, und so steht der gemüthliche Kneipraum allwöchentlich mehrmals eine gemüthliche und geistreich heitere Gesellschaft innerhalb seiner Wände. Wie schade, wenn er einmal wieder verlassen stehen wird, weil die freundlichen Geister von dannen gezogen sind und den Schnaken des Rheins nicht mehr die der heitern Laune als überlegene Kämpfer gegenüber stellen! Auch den Häusern der Stadt sieht man nachgerade an, daß die Zeit, in der die Künstler hier geschaffen und gewaltet, nicht spurlos an ihnen vorüber gegangen. Das Bestreben, geschmackvollere Außenseiten herzustellen, wird bereits sichtbar, und der Anfang ist gemacht, die Polychromie selbst in das bürgerliche Leben der Provinz einzuführen. Wie schade, wenn mit dem Weggange der Künstler wieder entschlafen sollte, was kaum erst begonnen hat zu einigem Leben zu erwachen!

Aus den Hallen, in denen die Kunst schafft und waltet, eilen wir auf einen Augenblick hinaus in die Natur. Der Herbst ist schon werth, daß man ihn eines Blickes würdigt. Nichts von dem Segen des Feldes, der wahrlich nicht klein ist; nichts von der Angst, welche die hochgeschwollenen Fluthen zur Zeit wieder verbreiteten, als das convulsivische Zucken durch den Bauch der Erde ging; auch nichts von dem tobenden Sturme, der ja durch alle Zeitungen gegangen ist, nachdem die Luft unter'm Himmel längst wieder beruhigt war. Aber von Trauben und Wein denn doch ein flüchtiges Wort. Der 1852er ist in der That ein Sorgenbrecher geworden, so tief das Barometer der Hoffnungen auch gesunken war. An die

Seite großer Vorgänger darf er sich freilich nicht stellen, aber das Verdienst hat er, viele trübe Angesichter erheitert zu haben. So wenig das Weinquantum den Wünschen unserer seit Jahren tiefgebeugten Winzer entspricht, sie haben sich doch wieder aufgerichtet an den unerwartet hohen Preisen, die selbst in weit besseren Jahren ihres Gleichen suchten, und so ist manche Scharte ausgewetzt worden. Ziemlich ruhig sehen wir dem kommenden Winter entgegen, ja selbst dem ärmeren Theile der Bevölkerung geht eine neue Hoffnung auf, da der Beginn neuer Eisenbahnarbeiten bevorsteht.

Zuletzt aber noch einen Blick auf ein tief düsteres Bild von ernster socialer Bedeutung. Die Gerichtssäle sind es wieder, in denen es uns entgegen tritt. Da werden in neuerer Zeit Wucherprocesse verhandelt, die der fabelhaften Meerschlange gleichen, die sich hundertgliedrig in der Tiefe bewegen soll, wahre Monsterprocesse von leviathanischer Größe. Da stehen Menschen, nach dem Bilde Gottes gemacht, die mit satanischer Habgier und Kälte hunderte von Menschen wie Vampyre ausgesogen haben, so daß sie wirklich blutarm geworden sind. Und nicht etwa die gewöhnliche oder gemeine Art und Form des Wuchers, nämlich die der höheren Zinsenberechnung, ist es, um die es sich hier handelt, es ist der in scheinbar gesetzliche Formen eingekleidete Wucher, bei dem alle Darlehen verschleiert erscheinen, wie man sich ausdrückt. Geschäftchen, nichts als Geschäftchen sind es, die mit denen gemacht worden, die sich in Noth befanden und zu Anlehen ihre Zuflucht nehmen mußten. Wenig empfingen sie und mußten viel verschreiben; Käufe wurden abgeschlossen und verbrieft, die dem Wucherer enormen Vortheil sicherten, weil er unter keiner andern Bedingung Geld darlieh. Bald erscheint das sogenannte Geschäft im Gewand des Tausches, bald in dem der Cession. Hier glaubt einer eine Quittung zu unterschreiben und unterzeichnet einen Schuldschein, dort werden in der Verschreibung betrügerischerweise Summen zu Gunsten des Darleihers geändert. Kurz, auf die mannigfaltigste Weise mißbraucht der Wucherer die Noth, die Unwissenheit oder auch den Leichtsinn seiner Opfer. Jeder, den er einmal in der Schlinge hat, ist verloren, er wird allmählig systematisch ausgezogen, und es sind Leute als Zeugen erschienen, die Hab und Gut im Werth von mehreren tausend Gulden an den Blutsauger übergehen sahen, ohne jemals mehr als ein paar hundert Gulden empfangen zu haben. Die israelitische Familie Wolf in Dürkheim hat sich in dieser Beziehung einen wahrhaft herostratischen Namen erworben. Aber die Gerichte sind diesen Blutsaugern nun scharf auf der Fährte, und in diesen Tagen ist ein Glied der genannten Familie nach dreiwöchentlichen Gerichtsverhandlungen zu einer Geldstrafe von 30,000 Gulden und zu zweijähriger Einsperrung verurtheilt worden. Gegen seine Brüder und sonstige Genossen des unsaubern Handwerks aber schweben die Untersuchungen noch. Die Gerichte werden wohl aufräumen und das arme Volk von dieser fürchterlichen Landplage möglichst befreien.

Aus Schlesien, November.

Religiöse Bewegungen. — Literarisches.

Der Katholicismus macht bedeutende Fortschritte in unserer Provinz, und bald wird er das Terrain wieder erobert haben, welches die von hier ausgegangene Rongesche Bewegung ihm vor acht Jahren zuerst hier abgewonnen hat. Seit der Christ- oder Deutschkatholicismus sich durch seine bedeutendsten Führer mehr mit politischen, und zwar demokratischen Tendenzen identificirt hat, ist er von der wiedererlangten Vollgewalt der Regierung so energisch gemaßregelt worden, daß sein rasch aufstehendes Gemeindeleben jetzt kaum der scheue Schatten seiner Vergangenheit ist und bald nur noch eine kirchengeschichtliche Erinnerung seyn wird. Wer hätte vor acht Jahren im November, wo der „Brief eines katholischen Priesters aus Laurahütte“ kaum einen Monat lang über Deutschland verbreitet und in weiten Kreisen mit einem öfter wahrhaft fanatischen Jubel begrüßt worden war, wohl glauben sollen, daß um diese Zeit im Jahr 1852 kaum mehr die Rede von ihm seyn würde!

Die Väter der Gesellschaft Jesu, die vor zwei Jahren im Juni zu Ebersdorf in der fast ganz katholischen Grafschaft Glaz, dem Anhängsel Schlesiens, ihre Wirksamkeit begannen, haben seitdem ganz Schlesien und die Provinz Posen mit großem Erfolg durchzogen und nun auch in drei verschiedenen Kirchen Breslaus gepredigt. Während mehr als einer der geistlichen Redner einen untergeordneteren Rang einnahm, wußte Graf Joseph Klinkowström, ein geborener Schwede, schon durch die Gewalt seiner vollen Stimme und durch die Lebendigkeit seines Wesens, bei aller nicht zu verkennenden Einseitigkeit und Schroffheit seiner Ansichten, die Menge für sich zu gewinnen. Aber erhaben über alle seine Brüder ragt, nach den einstimmigen Aeußerungen aller Urtheilsfähigen, der in Bayern geborene Pater Roh in der ganzen Fülle seiner männlichen, geist- und gemüthreichen Kraft mit seinen Abendpredigten hervor. Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Vertrautheit mit allen Volksklassen, blühende Phantasie, tiefes Gefühl, äußere und innere Beredtsamkeit scheinen sich bei diesem merkwürdigen Repräsentanten seines Standes um den Vorrang zu streiten. Die klugen Obern des Ordens haben sicherlich sehr wohl gewußt, weßhalb sie Männer von solcher Kraft und Unermüdlichkeit wie diesen Kanzelheros Roh, den wackern Grafen Pater Zeil, die Grafen Joseph und Max Klinkowström, die Patres Harder, Roman, Candor und Schmude gerade nach Breslau sandten.

So war es wohl auch schwerlich ein Würfelspiel des Zufalls, daß Anfang und Ende der Missionspredigten, die sich von einer trübenden konfessionellen Färbung weit entfernt hielten, mit dem Breslauer Bibel- und Reformationsfeste zusammen fielen, welches unter so allgemeiner Betheiligung gefeiert wurde, wie es seit vielen Jahren nicht der Fall gewesen. Auch eine Versammlung des Hauptvereins der schlesischen Gustav-Adolf-Stiftung am 31. Oktober war so zahlreich besucht, daß Hunderte das Lokal wieder verlassen mußten. Aus der Rechnungsablegung ergab sich, daß in dem Jahr 18$^{51}/_{52}$ in Summa 44,128 Thaler zur Unterstützung der protestantischen Kirche in Europa, Afrika und Amerika verausgabt wurden. Der Protestantismus verstumt hier nichts, um der alten mächtigen ewigen römischen Gegnerin ihre neuen fiegreichen Evolutionen zu erschweren. — Als Curiosum eines evangelischen Kirchenbaus kann der in der kleinen oberschlesischen Stadt Rosenberg angesehen werden. Der dortige Pastor Volko erbat sich dazu öffentlich nur Beiträge von einem Pfennig. Es kamen binnen einigen Jahren in Folge der schlichten, herzlichen, gereimten Aufforderungen des Predigers 3,991,146 Pfennige oder 11,086 Thaler 15 Sgr. 6 Pf. zusammen, und eine hübsche neue Kirche steht nun da. Der König schenkte drei Glocken von 18 Centnern Schwere, und eine Anzahl Privatpersonen sorgte durch angemessene Gaben für die anderweitige Ausstattung der Pfennigkirche. — Indessen ist man auch von katholischer Seite in Oberschlesien nicht unthätig im Kirchen-, sogar im Klosterbau. Namentlich wird auf die Wiederherstellung des Franziskanerordens nach den strengen Regeln des heiligen Petrus von Alcantara unter der Fürsorge des Kardinal-Fürstbischofs Melchior v. Diepenbrock eifrig hingearbeitet. Nachdem vor Kurzem das Franziskanerkloster bei Neustadt in Oberschlesien seine Weihe erhalten, konnte durch die Freigebigkeit eines Privatmanns Anfang Oktobers auch das neue Kloster zu Lammsdorf im Falkenberger Kreise den Franziskanern zum Wohnsitze übergeben werden. Die Ausstattung und Einrichtung dieses Klosters soll an das »Absnega te ipsume erinnern und trägt daher in allem das Gepräge der Dürftigkeit. Die dortigen Ordensbrüder leben nur von den milden Gaben der Gläubigen.

In literarischer Hinsicht verdient ein in Breslau erschienenes neues Werk des Konsistorialrath Menzel Erwähnung, eine „Staats- und Religionsgeschichte der Königreiche Israel und Juda.“ Ein kompetenter Kritiker bezeichnet diese jüngste Arbeit des durch seine „neuere Geschichte der Deutschen“ bekannten Verfassers als eine sehr bedeutende Leistung. Derselbe stellt die Ergebnisse seiner Forschungen in einer klaren und schönen Sprache dar, und bezweckt mit dem Werke, das Dunkel zu verscheuchen, das einerseits aus Geringschätzung, andererseits aus Befangenheit und Aengstlichkeit auf der Geschichte Israels liegt. Demnächst ist er bemüht, durch eine vom kirchlichen Standpunkte unabhängige wissenschaftliche Behandlung den Unkirchlichen den werthvollen geschichtlichen Gehalt des Stoffes vor Augen zu legen. — Um Schlesiens und Breslaus Lokalgeschichte hat sich Menzel schon im Anfang des Jahrhunderts durch mehrere treffliche Werke verdient gemacht, welche bequeme Fundgruben für spätere Historiker geworden sind.

Von der mecklenburgiſchen Küſte, Oktober.

(Schluß.)

Warnemünde. — Roſtock. — Boltenhagen. — Das Fiſchland.

„Das Tivoli in Warnemünde“ hatte ſich eine minder excluſive Lage, und zwar am Stromufer erkoren, um eine „Akademie von Marmorſtatuen“ darzuſtellen, bei welcher „Moſes, die zehn Gebote verkündend,“ neben „Electra und Oreſtes,“ und dem „feine Kinder vom Himmel niederzureißenden Saturn“ erſchien, wenn nicht gerade „Fräulein Joſephine auf dem ſchlaffen Eiſendraht den Pas anglais“ tanzte, alles in oder vor einer kleinen Bude mit rothen Vorhängen unter den Bäumen der Vorderreihe und von einem Publikum von Seeleuten, Fiſcherinnen, Kindern, Mägden, auch Damen, in der Ferne auf Bänken ſtehend, als halb verſtohlenen Zuſchauern. Andere hatten ſich auf Gedälke am Waſſer, auf Schiffsmaſten poſtirt; die Schiffstaue ſelbſt waren zu Logen geworden, und auf einer Brigg richtete ſich ein ganzes Matroſenparadies ein. Unten in der Menge brach ſich eine emſige Frau Bahn mit einem meſſingenen Becken, das auf ein Haar dem Helme des Ritters von ſa Mancha glich. „Der Eine Komödienmacher iſt fort,“ ſagte ſpäter unſer Schifferweib, „jetzt iſt ſchon wieder der Andere da; wir heißen ihn Muſichinelkaſten.“ — Wie da alles läuft nach ſolchen Schauſtücken! Die Menſchen ſind wie beſeſſen, nicht zu halten. Nur etwas zum Gaffen — das reißt alle hin; darin ſind die Seeleute wie Kinder.

Horch! die Orgel, welche vor unſern Häuſern auf und ab leiert und uns wehmüthig machen will durch all die Roſſiniſchen Arien hoch an der Oſtſee! Es iſt auffallend, wie wenig man in dieſem Norden Muſik hört; kaum ein altes, ſchetterndes Klavier. Entzückungsſturm hat ein durch ſeinen Geſang berühmter, geheimnißvoller Orgelmann erregt, dem ſchon ein Duft von Romantik von Doberan vorausſchwebte, wo ſogar die hohen Herrſchaften den Virtuoſen gehört. In lauen Auguſtnächten, wenn Sterne über den Schiffsmaſten funkelten, ließ er, im Schatten der Bäume ſich bergend, ſeine wehmuthvollen, wohlgewählten Lieder unter den erleuchteten Fenſtern und Altanen am Waſſer ertönen. Eine reine, volle Stimme mit edlem, ja zartem Vortrage. Ein Lohndiener ſammelte für ihn, und im Menſchengewoge konnte man die widerſprechendſten Notizen zu einer Biographie des unbekannten Sängers erfahren. Alle vereinigten ſich zu der Verſicherung, daß er nur in Dämmerung und Dunkel, wie die Nachtigall, ſeine Klänge erhebe, niemals vor zehn Uhr. Aber die einen wollten ihn für einen Studenten aus Berlin, andere für einen Schlächter aus Wismar erklären. Die Theaterdirektionen von Hamburg und Doberan ſollen dem ſchönen Bariton vergebens glänzende Anerbieten gemacht haben.

Unter den Zerſtreuungen der Badgäſte ſpielen Ankunft und Abfahrt des im Auguſt täglich dreimal die Verbindung unterhaltenden Dampfboots von Roſtock eine Hauptrolle. Es wimmelt jedesmal am Ufer von Menſchen. Alle haben jemand zu geleiten oder zu erwarten. Sonntags ergießen die Dampfſchiffe ganz Roſtock an das Ufer, alles treibt ſich auf dem Landungsplatze umher, oder vergrößert die Table d'Hôte vor der nahen Vogtei unter ehrwürdigen Wipfeln. Es iſt dieß das älteſte Haus in Warnemünde, über welchem in alterthümlichen eiſernen Zahlen 1601 zu leſen. Der Vogt iſt die erſte Behörde, zugleich Gaſtwirth, Poſtmeiſter, Commiſſär, und Gott weiß was. Bei ihm läßt man ſich die Adreſſen nachſchlagen, bei ihm muß jeder Badgaſt, will er nicht in fünf Thaler Strafe verfallen, Anzeige ſeiner Ankunft machen. Trotz der Rührigkeit der Dampfboote konnte doch eine nach der Inſel Rügen entworfene Luſtfahrt, welche vier Tage beanſpruchte — einen hin, einen zurück, zwei dort — in dieſem Jahre nicht wie im vorigen zu Stande kommen, weil es an der zu Deckung der Koſten erforderlichen Zahl von ſechzig Paſſagieren fehlte, von denen jeder gleichwohl für die ganze Doppeltour nur drei Thaler hätte entrichten ſollen.

Ein anderer Genuß in Warnemünde iſt, die Kühe, die allabendlich — Sonntag ausgenommen — von ihren jenſeitigen Weiden heimziehen, durch das Meer oder eigentlich durch die Warnow ſchwimmen zu ſehen; ein faſt mythologiſcher Anblick, wenn man von der geſammten Heerde nichts erblickt, als buchſtäblich Hörner und Schweife, und der Hirt im Kahne dieſen ſchwimmenden Hörnern und Schweifen nachrudert. Der Glanzpunkt bleibt aber „der Spill,“ das Zauberwort, das man hier in jedem Munde begegnet; „der Spill,“ der weit in das Meer hinausgebaute Molo, wo man auch Bäder nimmt, vom Morgen bis in die Nacht, Seeluftbäder, und den geſundeſten und ſchärfſten aller Gerüche athmet, denn des Seetangs, von deſſen Wirkung das Volk Wunder verkündet; der Spill, wo man den Ocean in all ſeinen unnennbaren Momenten belauſchen kann, wo die Leute bei heiterem Himmel und noch mehr beim Sturme ſich drängen, geſchaart in Gruppen ſtyen, bis die Woge hoch zu ihnen emporſchäumt und das Kleid negt. Ihnen iſt das, als ſaßen ſie in einer Theaterloge. „Allerliebſt! bildhübſch!“ ſagen die Obotriten vom erhabenſten Sonnenuntergange, oder von einem Schiffe, das ſich prächtig, ſtolz von den umrauſchenden Fluthen tragen läßt, kaiſerlich, heldenhaft, in kühner Wendung heran fliegt, die weißen Segel majeſtätiſch gebläht: „das ſteht ſehr nett aus!“ — Dagegen hörten

wir bei der Ueberfahrt nach dem heiligen Damm, als deſſen ſchmucke weiße Häuſer am Strande auftauchten, vielfach rufen: „Wie entzückend!“ — Die hieſige Geſellſchaft iſt nicht ſehr kosmopolitiſch; höchſtens daß man ein paar engliſche Familien trifft, welche in der Idylle ökonomiſiren wollen. Welcher Contraſt, der Spiß, dieſe Handvoll Steine im Meere, auf die ſich ein ganzes Badeleben zuſammendrückt, und die Promenade zu Baden! Und doch wieder eines wie das andere: die nämlichen Figuranten, Intereſſen, kleinen Leidenſchaften, bis auf die Phraſen und geiſtigen wie körperlichen Wendungen herab.

Betrachten wir das ganze Panorama. In unſerem Rücken Warnow und Breitling; im Vorgrunde rechts der Leuchtthurm, Häuſer von Warnemünde; hinter ihnen und den hochbeinigen Schiffen, wie noch entfernere Rieſenſchiffe, die geiſterhaften Thürme des alten Roſtock; vor uns See, nichts als See. — Auf dieſer gewaltigen Bühne von Ocean und Himmel entrollen ſich unabläſſig Scenen, in vorgeblicher Monotonie von unendlicher Mannigfaltigkeit. Der Hintergrund der Meerfahrt, des Hafenlebens gießt einzigen Reiz über Warnemünde aus. Wird man je müde, die wechſelvollen Stimmungen der immer lockenden, immer trügenden Fluth, das Gleiten oder den wilden Tanz der Nachen zu betrachten, die zahlloſen Segel mit dem Auge, mit der Sehnſucht zu begleiten? Jede Minute bringt ein anderes Drama. „Schiffe ſind da!“ geht's wie ein Lauffeuer durch das Dorf. Alles rennt zum Hafen, auf den Spill. Die Lootſen fahren mit ihrem Kahne hinaus, durchſchneiden das blaue Meer, fern wie Geiſtererſcheinungen ſtehen die Schiffe da. Das große kommt näher und näher; wie ein Rieſengeſpenſt in weißen wallenden Gewändern ragt es über die Wellen; nun gleicht es einem titanenhaften Schwan. Wie es her ſchwebt, die nächtigen Segel voll ausgeſpannt, ganz ſieghaft! Was iſt ſchöner, als bei Sonnenuntergang in den Port einlaufen? Ein zweites folgt, beide Roſtocker, beide aus England heimkehrend. Wie einen gefeſſelten Giganten ziehen die in ihrem Boote vorausrudernden Lootſen das gefangene Schiff am Tau in den Hafen nach, und der Koloß ſchiebt ſich ungeheuerlich in die engen Uferlinien hinein. In der lebhafteſten Zeit treffen am Tage oft acht, zwölf ſolche Schiffe ein. Eben fährt ein finniſches Schiff herein, das ſehr hoch geht, weil es ohne Ballaſt kommt; mit ſeltſamem Rufe ziehen die Matroſen ihre Segel ein. Endlich zeigt ſich der erwartete „Conſtantin“ am Himmel, von der Extrafahrt nach Kopenhagen heimkehrend, prächtig im Dämmerſchein, wie ein Berg, und doch ſo leicht von der ſilbernen Welle getragen. Gleich einem Zauberſchiffe rauſcht der Dampfer daher, ſeine koloſſale Silhouette ſcharf im Aether ausgeſchnitten. Zu beiden Seiten vom Bugſpriet löst er ſeine roth aufblühenden Böller. „Hurrah! Hurrah!“ ſchreit alles her und hin und ſchwenkt die Hüte, auch die Schaar der Radikalen von Roſtock, die ſich heute am Spill angeſiedelt haben; ſelbſt der Präſident ihrer Volksverſammlungen, der Advokat Moriz Wigards, ſchwenkt ſeinen Strohhut mit ſchwarzem Sammtband. Haben die Germanen einen Sieg errungen auf Seeland? Harmloſe Deutſche! Wenn euer Schraubendampfer von einer Luſtfahrt aus Dänemark wiederkehrt, macht ihr ſolchen Lärm! Freilich ein Roſtocker Schiff, und man jauchzt der Heimath zu, die auf ihre Schraubenerfindung ſtolz iſt. — Ein anderes mal wird das wie von einer Hütte aufwirbelnde Wölkchen, die kleine Rauchſäule am Horizont, zum Großherzog Franz, der von Peterdburg zurückkommt, und man erkennt an dieſer unmittelbaren Verknüpfung mit der Czarenſtadt, wie hoch man ſich ſchon im Norden befindet. Geſtern wagten wir uns mit dem Dampfer „Phönix“ zu einer eigens veranſtalteten Luſtreiſe im Sturme hinaus, in die volle wilde Poeſie des Meeres, jezt hoch oben auf Gipfeln, plötzlich wieder ſenkrecht hinab ſchwebend wie in's Bodenloſe: wirklich ein Fliegen! Heute beſuchten wir den franzöſiſchen Dreimaſter »Adelaide St. Vaast,« der von Rouen kommt, hier Ballaſt einnimmt und nach Schweden fährt. Der Kapitän der »bisquine« — ſo heißen ſie das Fahrzeug — läßt ſich's nicht wehren, und tiefglühendes Rebenblut, den ächteſten Bordeaux zu trekenzen, ſammt Schiffszwieback. Die Matroſen, charakteriſtiſche Geſtalten, haben bis auf den mousſé, den Schiffsjungen, noch unter Louis Philipp gedient. Für jezt, meinten ſie, ſey ihnen der Präſident ſchon recht; ſie haben jezt Ruhe, und die brauche der Handel vor allem. Am beſten wäre es geweſen, Louis Philipp nicht zu beſeitigen. Was denn jezt anders ſey? Ihre Republik ſey viel monarchiſcher als das Bürgerkönigthum. Auch die Herzogin von Orleans, in deren Heimath wir uns befanden, hätte man nicht ſollen ziehen laſſen, das Volk habe ſie lieb. »La Normandie« habe gar keine Revolution gehabt, noch gemacht. Das ſehen nur die Pariſer, welche immer die erſten ſeyn wollen. „Am liebſten wäre uns der prince de Joinville. Auch den duc d'Aumale mögen wir, nur nicht den Nemours.“ — Am folgenden Tage wählten wir ein holländiſches Schiff. Eine Frau befindet ſich an Bord nebſt ihrem Säuglinge. Wenn Matroſen keine Hütte haben, nehmen ſie ihre Weiber mit auf das Schiff, welche dafür nähen, waſchen, kochen. Manches Kind hat ſo in dem ſchwimmenden Hauſe das Licht erblikt; denn es gibt Seeleute, die gar keine Wohnung haben, ſo weit das blaue Himmelsſegel ausgeſpannt iſt, als eben ihr Schiff. Im Hafen, am dießſeitigen Ufer der Warnow, darf aber kein Fahrzeug in ſeiner kleinen Küche kochen, wegen der Feuersgefahr für die nahen Häuſer, nur am jenſeitigen. Hinter dem Dorfe auf der Wieſe ſteht die allgemeine Matroſenküche, ein röthliches Gebäude, dem die vielen Kamine das Anſehen einer Fabrik geben. Wir blicken hinein: es iſt nur Eine Halle, in der Mitte der Herd, mit Röſten auf beiden Seiten, jedesmal zu zwei Schiffen. Koch und Junge eines Roſtocker ſieden Klöße im Keſſel; der Junge rührt immer neuen Teig, obſchon eine Unzahl großer weißer Klöße bereits brodeln, recht für Seemannsmägen. Ein mächtig Stück Rauchfleiſch dampft in einer Schüſſel auf der Bank. Den Aufſeher macht ein Matroſe mit zwei Stelzfüßen, dem beim Laden Holz die Beine zerſchmettert hat. In trefflicher Laune liegt er auf einer der Anrichtbänke hingeſtrekt.

Das alte Roſtock, die hiſtoriſche und noch heute vielfach wichtige Hanſeſtadt, gewährt durch ihre unmittelbare Nachbarſchaft Warnemünde eine erhöhte Bedeutung. Wenn wir, die Warnow aufwärts ſteuernd, das arme Fiſcherdorf im Rücken haben, taucht zuerſt rechts Bramow auf,

ein Vergnügungsort der Rostocker, links Gehlsdorf, ein Filial des rauhen Hauses, wie dieses eine Rettungsanstalt im Kleinen und von Wichern oft besucht. Auf dem andern Gestade liegt die Tischbein'sche Maschinenfabrik. Hier werden die bekannten Schraubendampfschiffe gefertigt. Weiterhin, einladend in Gärten, die Villen der Rostocker Senatoren. Noch eine kurze Strecke und wir erreichen die Schiffswerfte und den innern Hafen der grauen Reichsstadt. Alles eilt vom Landungsplatze in die gerade eröffnete Kunstausstellung. Wie viel Gelungenes oder bloß Glattes man dort auch treffen möge, hier ist mehr Kunstanschauung und Gemälde in der Wirklichkeit. Beschauen wir zuerst den mächtigen, von Petersburg jüngst heimgekehrten Schraubendampfer, den Großherzog Franz. Alle vierzehn Tage ungefähr kommt oder geht ein Schiff direkt von oder nach der Newastadt. Neben ihm sehen wir umgelegt einen der Grönlandsfahrer, der vor etwa zwei Monaten heimgekehrt, den „Polarstrom," Kapitän Engel. Wir mögen seine Maste berühren, und wie pocht und sägt man auf seiner nun senkrecht sich darstellenden Oberfläche! Diese Grönlandsfahrer — Rostock besitzt deren nur zwei, welche nächstes Frühjahr wieder absegeln — sind immer fürchterlich zugerichtet, trotz dem gewaltigen Beschläge von Eisen; denn dieses bildet einen wahren Panzer vorne und hinten gegen das Anprallen des Eises; es sind förmlich geharnischte Schiffe, aber das Metall ist ganz roth vom Salzwasser. Wandern wir zu dem zweiten weiter unten, der vor sechs Wochen heimgekommen und auch starker Ausbesserung bedarf, „Flora" genannt. Seht ihr das weiße Frauenbild am Bugspriet? eine Flora mit langen Ohrgehängen, Spitzenkragen, goldenem Kamm. Ringsum steht ein ganzes Regiment von Tonnen, alle leer, denn das Schiff hat seine volle Ladung nicht erlangt, hat diesmal gar nichts verdient, aber auch keine außergewöhnliche Gefahr bestanden, wie uns einige der Matrosen versichern. Der Polarstern ist mit zweihundert Seehunden und einem Wallfische von achtzig Tonnen Thran zurückgekehrt, die Flora nur mit 450 Robben. Obschon die größten Schiffe sich gegenwärtig gar nicht hier befinden, nach allen Weltgegenden ausgezogen, selbst in die Levante nach Smyrna, herrscht doch den Hafen entlang reges Gewimmel; überall thätigkeit, überall charakteryolle, originelle Gestalten. Welche Massen von Ankern und Ketten, ein ganzer Berg von Eisen, ein Magnetberg! Und jenes braune Holzhaus, das Don Quixote unfehlbar für ein Ungethüm, ein riesiges Einhorn, halten würde? Es ist der Krahn zum Aufziehen der Lasten, das Wappen Rostocks abenteuerlich grob darauf gemalt: der goldene Greif im weißschwarzgrünen Felde.

Nun auf die augrenzende Baustätte. Eine Schiffswerfte gehört zum Herrlichsten unter allen menschlichen Dingen; es ist der augenfälligste Beweis von Menschengeist und Menschenkraft. Elf Schiffe thürmen sich jetzt hier unter Klopfen und Hämmern und Klirren empor; Riesenleiber erstehen von allen Seiten. So erst gewahrt man, wie ungeheuer diese Schiffe sind, wie tief sie im Wasser gehen; nur so läßt sich ihr Umfang etwas beurtheilen; man gewinnt einen ganz andern Maßstab dafür. Alle Phasen der Entstehung dieser Paläste des Oceans breiten sich vor uns aus. Rückwärts in den Werkstätten liegen nur Boote und Nachen. Dort nächst der Kiel, das gigantische Thier, der Grundpfeiler und Träger des Ganzen; hier in der Mitte erblicken wir nur Fragmente, lauter Anatomie, kolossale Schiffsrippen; weiterhin streckt sich ein Bauch vor gleich einer Riesenmuschel; rechts ein ganzes Skelett, das schönste Ebenmaß trotz der gewaltigen Verhältnisse; vorne liegt eine nach Finnland bestimmte Brigg, welche in zwei Wochen vollendet wird, der h. Nikolaus; schon ragen seine Masten empor und hoch oben hängen Männer. Auf dem Hintergrunde seiner Taue zeichnen sich am Himmel auf dem Profil des Gerippes die Gruppen der Arbeiter ab wie ein Basrelief, so einfach und edel in der Kraft der Bewegung, in der Harmonie, dem Rhythmus natürlicher und doch sinnreicher Beschäftigung; ganz Plastik.

Auf den Hafen öffnen sich alterthümliche Thore. Rostock, für das die Zahl Sieben bedeutsam ist, hat sieben Wasser- und Landthore, wie sieben berühmte Linden — nicht weit von der Eisenbahn — unter denen sich Erich VIII. huldigen (1303) ließ, sieben Thürme auf dem stolzen, hochgegiebelten Rathhause und sieben vom Markte auslaufende Straßen. Man stößt hier überhaupt noch auf ausgezeichnete Architektur. So schön und reich wie die zwei durchbrochenen Häuser „am Schilde" kennen wir keine, weder zu Lübeck, noch zu Prag und Nürnberg. Merkwürdig ist ferner das Zepplin'sche Haus. Unfern davon mündet die Straße auf den Blücherplatz. Unter seinem Erzbilde von Schadow stehen die Worte, welche Goethe dafür niederschrieb:

„In Harren
Und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß,
So riß er uns
Von Feinden los."

Um die Petrikirche, deren Thurm, der höchste Mecklenburgs, merklich schwankt, wenn man ihn bei stürmischer Witterung besteigt, krümmt sich die höchst originelle Altstadt mit ihrem gefährlichen Dunstkreise, zumal im Spätherbste, ein Nest von Typhus und Cholera. Letztere hat Rostock immer besonders hart heimgesucht, wie alle Orte, wo süßes und salziges Wasser sich begegnen, Lübeck, Hamburg u. s. w. In der Elbestadt erfährt man es nie öffentlich, wenn die Asiatin sich einstellt. Eben so mag sie hier, wo man mit Recht stets in Furcht vor ihr schwebt, längst wieder spuken. Vor zwei Jahren bei ihrer heftigen Verheerung floh alles nach Warnemünde. Neben der Cholera hat in diesem Quartier auch die Politik gewüthet. Rostock bietet eine seltsame Erscheinung im monarchischen Mecklenburg dar, mit dem es übrigens schon früher als reiche Hansestadt in steter Fehde gelegen. In den Küstenländern erzieht überhaupt das Meer die Bewohner zur Freiheitsliebe. Rostock, seit grauer Zeit im Widerstande geübt, ist nicht nur unabhängiger gesinnt als das geld- und prunksüchtige Hamburg, sondern unter allen Seestädten am meisten republikanisch. Die Ueberlieferung seines selbstständigen Gemeinderegiments und manche eigenthümliche Einrichtung, die ihm noch erhalten geblieben, setzen es in ein merkwürdig verwickeltes Verhältniß zu der Landesregierung, für welches als bezeichnend dienen

mag, daß man eben in der letzten Zeit viel von einer nun doch nothwendig gewordenen und auch thatsächlich wirklich schon eingeleiteten „Annäherung" an das großherzogliche Gouvernement reden kann, womit nun allerdings die Handelsstadt in eine neue Periode zu treten scheint. Dieselbe war bisher, aus den erwähnten Ursachen, nicht mit günstigem Auge von oben angesehen. Man macht ihr selbst eine Betheiligung an Kinkels Flucht zum Vorwurfe. Niemand zweifelt, daß er sich bis zur Einschiffung in Warnemünde verborgen. Mehrere Männer, die wir ausdrücklich danach fragten — sogar Rostock hat seine Diplomaten — erwiederten: „man sagt es," mit einer gewissen discret wichtigen Miene, welche bedeuten mochte: „Man weiß es, aber man darf es nicht wissen."

Mit Warnemünde vermag das nicht sehr entlegene Boltenhagen keinen Vergleich auszuhalten. Es ist eigentlich ein Dilettantenseebad, erst in neuerer Zeit eingerichtet, stark besucht, hauptsächlich von Damen. In dem frischgebauten Logirhause, Wichmanns Hotel, lebt sich's bequem und vergleichungsweise billig; lauter feste Preise (ein Zimmer wöchentlich 2 Thaler 16 Schillinge, Verköstigung für eine Person wöchentlich, das Bad einbegriffen, 5 Thaler wöchentlich. Ein Zimmer für eine Nacht 8 Schillinge, für einen Tag 16 Schillinge, Trinkgeld für das Zimmer wöchentlich auf 24 Schillinge berechnet). Man trifft wenige Personen von Adel, dem es hier zu ungezwungen ist, denn der Schlafrock herrscht in Boltenhagen vor. — Wenn man von Warnemünde in die See hinaus fährt, gewahrt man noch über dem jenseitigen Waldufer des Breitling einen dämmernden fernen Streif. Es ist, unfern von Preußens Grenze und Leuchtthurm, der nördlichste Theil von Mecklenburg, „das Fischland," welche sich noch in alter Eigenthümlichkeit erhalten hat. Man könnte dort originelle Volksstudien machen. In diesem „Fischlande" liegt Kirchdorff, ein schlichtes Fischerdörflein, wo Leute, welche Einsamkeit und nicht Gemächlichkeit suchen, wohlfeilen Aufenthalt zum Gebrauche des Seebads finden. Man fährt auf der Eisenbahn bis Rostock, von dort mit Post nach Ribnitz und dann in drei Stunden über die Binnensee nach Kirchdorff. Gleiche Stufe der Kultur, gleiche Vorzüge und Nachtheile bietet das nicht minder unbekannte Oertchen Gaarz, zu welchem man auf der Eisenbahn bis Wismar, weiter mit Post drei Meilen nach Neu-Buckow, und von da endlich noch eine Meile zu Fuße oder mit besonderem Fuhrwerk gelangt. So hätten wir denn die unterste Rangstufe der Kurorte des Großherzogthums erreicht. Uebrigens waren in der letzten Saison alle Seebäder Norddeutschlands übervoll, Travemünde namentlich, nur Cuxhaven nicht, das jetzt außer Mode und daher um die Hälfte wohlfeiler ist, eben weil es zu lange theuer war, und von den Mecklenburgischen Seebädern Doberan.

Berichtigung.

Durch Versehen ist das dieser Nummer vorgesetzte Motto vor dem Abdruck nicht berichtigt worden. Die ersten Worte sind verdorben; sie sollten lauten: You are too bold

---

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 49. 5. December 1852.

Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaſſ' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in ſchwankender Erſcheinung ſchwebt,
Befeſtiget mit dauernden Gedanken.

Goethe.

Am Muſenquell.

Will dieſe Nacht, ſo ſternenſchön,
Feiern auf freien Bergeshöhn.
Es liegt die Welt als wie ein Traum
Unter dem unbegrenzten Raum.
Sey mir geprieſen und erhoben,
Endloſer Geiſt der Einſamkeit!
Wie wandelſt du ſo hoch da oben
In heiliger Verſchwiegenheit,
Die mit gewaltigem Flügelſpreiten
Thront über deinen Heimlichkeiten,
Und dem Sterblichen ewig nicht
Ihr ungeheures Siegel bricht!
Mir will ob all der Stille grauſen;
Und doch — welch nie vernommnes Tönen!
Als thäten tauſend Meere brauſen
In einer einz'gen Hymne Chor;
Unhörbar für des Leibes Ohr,
Fühl' ich's die Seele mir durchdröhnen
Wie ein allgegenwärtig Lied.

Biſt du der Odem, der geweht,
Schon eh' ſich Erd' und Himmel ſchied?
Der Hymnus, der in ſtiller Größe
Ueber des Sandmeers Wüſte geht,
Und fern dem irdiſchen Getöſe,
Inmitten der Geſtirne Pracht
Hinwandelt durch die ſtille Nacht?
Biſt du's, vor dem in alten Tagen
Die Sänger und Propheten ſtanden,
Vor dem gekniet der Gottesſohn?
Es tönt und wiedertönt in mir:
„Dein Herr und Meiſter über dir!"

O hier herauf, du Menſchenherz,
Zu retten dich aus deinen Kammern,
Die dich an's enge Leben klammern,
Mit ſeinem kleinen Glück und Schmerz!
Hier faßt den Geiſt ein herrlich Sehnen,
In's Grenzenloſe ſich zu dehnen,
Hier lerneſt du unendlich ſeyn,
Vergeſſen deine kleinen Schranken
In Einem göttlichen Gedanken,
Und von dir ſelber dich befrei'n.
Nie lebt, wer hier nicht lernt zu ſterben,
Ein and'res Leben zu erwerben.

Du biſt verſenkt mit tiefem Sinnen,
O Nacht, in deine Selbſtgenüge;
Wie traut iſt's hier! — ich kann ſie hören

Der eignen Seele Odemzüge
Mit der Gedanken leisen Chören,
Wie sie die Geisternetze spinnen.
O tiefes Horchen! lichtes Schauen
In's innerste, geheimste Leben,
Sich selbst so ganz zurückgegeben!
Hier blüh'n des Geistes reine Auen,
Darin der Menschheit tiefster Bronnen:
Der heil'ge Mutterquell der Kunst,
Aus seinen Tiefen kommt geronnen. —
Es möcht' von dieser Himmelsgunst
Wohl gerne mit erkauften Töpfen
Der Menschenkinder Menge schöpfen,
Wenn nicht zurück der Bronnen wich',
So man ihm naht unwürdiglich;
Wenn's nicht, zu teufen in den Grund,
Am rechten Tag, zu rechter Stund'
Des rechten Eimers thäte brauchen,
Und nicht die Fluth beim Niedertauchen
Begänne, hoch sich überschlagend,
Rebellisch über Bord zu laufen,
Daß du, versunkend und verzagend,
Im Wirbel elend mußt ersaufen,
Bist du zum Schwimmer nicht erkoren,
Und rufst das Zauberwort nicht an,
Das Wort, das man nicht lernen kann.

Doch ist's vom Geist dir eingeboren,
Wie man den Sprudel muß regieren,
Den festen Blick nicht zu verlieren,
Und thatst du den lebend'gen Zug,
So hast du lebenslang genug,
Spürst deine Kraft zum Himmel wachsen
Und mitten durch der Erde Achsen,
Siehst in dem Taumel wirrer Kräfte
Den Einen Puls gesunder Säfte,
Und wirst ihr Brausen und ihr Bäumen
Ein junger Alexander zäumen.
Und alles Zufalls Eigensinn,
Der dir sich mag entgegenwerfen,
Ist dir willkommener Gewinn,
Ein tüchtig Auge dran zu schärfen.
Kannst überschau'n mit Einem Blick
Der Zeiten schwindliges Geschick,
Was niemals früher dagewesen,
Mit selbstgeschaffnen Zeichen lesen,
Die Fäden in Einem Punkte fassen
Und hin und wieder springen lassen —
Ein Kunstgewob in Meisterhand,
Und weiß kein Mensch, wie es entstand,
Hätt' Keiner mit so edeln Falten
Bedeckt des Lebens Mißgestalten,
Hätt' Keiner, wie du, genannt mit Namen,
Was Alle treiben — und nicht versteh'n,
Ließ Keiner die Welt zusammengeh'n,

Wie du, in eines Spiegels Rahmen,
Drin hell als eine Sonne brennen
Die Strahlen, die sich sonst verlieren,
Darin die Zeit sich mag erkennen,
Und ein Jahrhundert lang studiren.

Mir ist so süß, so schmerzlich eigen!
So schmerzlich — ich kann sie rauschen hören
Die heilige Prophetenquelle,
Und darf von ihrer grünen Schwelle
Betrachtend mich hinunterneigen;
Doch mir am Leben fühl' ich zehren
Den langen Streit, daß ich nicht weiß,
Ob ich im Schöpfungsdrang, so heiß,
Die Tiefe endlich soll erreichen,
Den Lebenstrank heraufzuführen; —
Ob ich den Durst muß ewig spüren,
Weil mir zurück die Fluthen weichen,
Gerinnend gar zu spröden Stoffen,
Dran Saft und Kraft ist ausgeloffen;
Ob ich, ein Fisch, im Sande schnappen
Und ewig soll am Ufer tappen,
Wo schon so viele sind gegangen,
Von Blicken trüb, von Herzen krank,
Statt Geistes Dunst und Schaum zu fangen,
Und weiß kein Bettler ihnen Dank.

Doch auch so süß, so göttlich schön
Fühl' ich den Busen aufgeheitert,
Fühl ich die Seele mir erweitert
Von all dem himmlischen Getön,
So wiederhallet ob den Wogen
Von unsichtbaren Tempelbogen,
Darunter aus den besten Zeiten
Mit heil'ger Liebe Hochgesang,
Mit Heldenlied und Waffenklang
Der Meister Kraftgebilde schreiten,
Im tiefsten Geist und Sinn empfangen,
So edel, wie man Götter denkt,
Und wie ein Festtag hoch begangen,
Dem alles seinen Glauben schenkt.
Selbst aus des Marktes fernem Tosen
Und aus des Werkeltages Enge
Besauchzt euch die erbaute Menge,
Und opfert willig ihre Rosen,
Wie seiner Flotte stolzen Masten
Entgegenjauchzt der Städte Zug.
Man darf die Herrliche betasten
Und preist die Schätze, die sie trug,
Man hat begrüßt der Flagge Wehen,
Das die Gelandete geziert,
Doch in der Tiefe nicht gesehen
Das Räderwerk, das sie regiert;
Und auch die Hände sind vergessen,
Die nicht geruht in Jahr und Tag,

Die wilden Waſſer zu durchmeſſen,
Damit die Welt genießen mag.

Mir ward, ihr feſtlichen Gebilde,
Vergönnt, in's Tiefſte euch zu ſehn,
In eurer Kraft, in eurer Milde
Darf ich von Herzen euch verſtehn,
Wie ihr ſo göttlich ſeyd gedacht,
So nahbar menſchlich doch gemacht.
Auch ſie, die erſt als Traumgeſtalten
So lang', ſo treu euch feſtgehalten,
Und von der ſuchenden Begier,
Mit Wort und Bild euch zu erfaſſen,
Die lange Zeit nicht abgelaſſen,
Bis ihr beſeelt und lebenswarm
Geruht in ihrem keuſchen Arm —
Auch eure Meiſter ſeh' ich hier,
Kann ſie auf jedem Schritt begleiten,
Seh' ſie im Kampfe mächtig ſtreiten,
Der ſie um euch zu Felde treibt,
Auf halbem Weg nicht ſtehen bleibt,
Nicht ſeitwärts nach bequemen Zielen,
Wo aus beliebter Dämmernacht
Der Täuſchung lockre Dirne lacht,
Mit feigem Aug' ſie läſſet ſchielen,
Noch den gemeinen Fahrweg wandeln,
Wohlfeile Kränze einzuhandeln.
Auf euch nur iſt ihr Sinn gewandt,
Die ſie als Höchſtes früh erkannt.

Und ewig iſt's der Liebe Muth,
Der Gott in irdiſchen Gefäſſen,
Der alle höchſten Wunder thut,
Mit Menſchenmaßen nicht zu meſſen,
Der mit den Qualen der Entbehrung
So lang ein ringend Herz bedrängt,
Bis es in Fülle der Verklärung
Sein glorreich Ideal umfängt,
In ſeinem Zauber, ganz entſchleiert,
Das Göttliche auf Erden feiert.

Von dieſer Gotteskraft durchdrungen,
Habt ihr, Unſterbliche, gerungen,
Die auf der Menſchheit Hochaltäre
Der Künſte Herrlichſtes gebracht.
Es wächst, von dieſer Glut entfacht,
Der Glaube, daß, zu dieſer Friſt
Des Jammers um der Muſen Ehre,
Nicht aller Tage Abend iſt,
Daß noch geſiuge die Vermählung:
Auf neuen, friſchgebahnten Wegen
Dem Drang der ungefügen Maſſen,
Der uns verfolgt auf Markt und Gaſſen,
Mit glüh'nden Hauchen der Beſeelung
Den Reif der Grazien anzulegen,
Bis, mit dem Leben ausgeſöhnt,
Der Schönheit Tempel wieder tönt.

J. G. Fiſcher.

Der eignen Seele Odemzüge
Mit der Gedanken leisen Chören,
Wie sie die Geisternetze spinnen.
O tiefes Horchen! lichtes Schauen
In's innerste, geheimste Leben,
Sich selbst so ganz zurückgegeben!
Hier blüh'n des Geistes reine Auen,
Darin der Menschheit tiefster Bronnen:
Der heil'ge Mutterquell der Kunst,
Aus seinen Tiefen kommt geronnen. —
Es möcht' von dieser Himmelsgunst
Wohl gerne mit erkauften Töpfen
Der Menschenkinder Menge schöpfen,
Wenn nicht zurück der Bronnen wich',
So man ihm naht unwürdiglich;
Wenn's nicht, zu teufen in den Grund,
Am rechten Tag, zu rechter Stund'
Des rechten Eimers thäte brauchen,
Und nicht die Fluth beim Niedertauchen
Begänne, hoch sich überschlagend,
Rebellisch über Bord zu laufen,
Daß du, versinkend und verzagend,
Im Wirbel elend mußt ersaufen,
Bist du zum Schwimmer nicht erkoren,
Und rufst das Zauberwort nicht an,
Das Wort, das man nicht lernen kann.

Doch ist's vom Geist dir eingeboren,
Wie man den Sprudel muß regieren,
Den festen Blick nicht zu verlieren,
Und thatst du den lebend'gen Zug,
So hast du lebenslang genug,
Spürst deine Kraft zum Himmel wachsen
Und mitten durch der Erde Achsen,
Siehst in dem Taumel wirrer Kräfte
Den Einen Puls gesunder Säfte,
Und wirst ihr Brausen und ihr Bäumen
Ein junger Alexander zäumen.
Und alles Zufalls Eigensinn,
Der dir sich mag entgegenwerfen,
Ist dir willkommener Gewinn,
Ein tüchtig Auge dran zu schärfen.
Kannst überschau'n mit Einem Blick
Der Zeiten schwindliges Geschick,
Was niemals früher dagewesen,
Mit selbstgeschaffnen Zeichen lesen,
Die Fäden in Einem Punkte fassen
Und hin und wieder springen lassen —
Ein Kunstgewed in Meisterhand,
Und weiß kein Mensch, wie es entstand,
Hätt' Keiner mit so edeln Falten
Bedeckt des Lebens Mißgestalten,
Hätt' Keiner, wie du, genannt mit Namen,
Was Alle treiben — und nicht versteh'n,
Ließ Keiner die Welt zusammengeh'n,

Wie du, in eines Spiegels Rahmen,
Drin hell als eine Sonne brennen
Die Strahlen, die sich sonst verlieren,
Darin die Zeit sich mag erkennen,
Und ein Jahrhundert lang studiren.

Mir ist so süß, so schmerzlich eigen!
So schmerzlich — ich kann sie rauschen hören
Die heilige Prophetenquelle,
Und darf von ihrer grünen Schwelle
Betrachtend mich hinunterneigen;
Doch mir am Leben fühl' ich zehren
Den langen Streit, daß ich nicht weiß,
Ob ich im Schöpfungsdrang, so heiß,
Die Tiefe endlich soll erreichen,
Den Lebenstrank heraufzuführen; —
Ob ich den Durst muß ewig spüren,
Weil mir zurück die Fluthen weichen,
Gerinnend gar zu sprödem Stoffen,
Dran Saft und Kraft ist ausgeloffen;
Ob ich, ein Fisch, im Sande schnappen
Und ewig soll am Ufer tappen,
Wo schon so viele sind gegangen,
Von Blicken trüb, von Herzen krank,
Statt Geistes Dunst und Schaum zu fangen,
Und weiß kein Bettler ihnen Dank.

Doch auch so süß, so göttlich schön
Fühl' ich den Busen aufgeheitert,
Fühl ich die Seele mir erweitert
Von all dem himmlischen Getön,
So wiederhallet ob den Wogen
Von unsichtbaren Tempelbogen,
Darunter aus den besten Zeiten
Mit heil'ger Liebe Hochgesang,
Mit Heldenlied und Waffenklang
Der Meister Kraftgebilde schreiten,
Im tiefsten Geist und Sinn empfangen,
So edel, wie man Götter denkt,
Und wie ein Festtag hoch begangen,
Dem alles seinen Glauben schenkt.
Selbst aus des Marktes fernem Tosen
Und aus des Werkeltages Enge
Bejauchzt euch die erbaute Menge,
Und opfert willig ihre Rosen,
Wie seiner Flotte stolzen Masten
Entgegenjauchzt der Städte Zug.
Man darf die Herrliche betasten
Und preist die Schätze, die sie trug,
Man hat begrüßt der Flagge Wehen,
Das die Gelandete gziert,
Doch in der Tiefe nicht gesehen
Das Räderwerk, das sie regiert;
Und auch die Hände sind vergessen,
Die nicht geruht in Jahr und Tag,

Die wilden Waſſer zu durchmeſſen,
Damit die Welt genießen mag.

Mir ward, ihr feſtlichen Gebilde,
Vergönnt, in's Tiefſte euch zu ſehn,
In eurer Kraft, in eurer Milde
Darf ich von Herzen euch verſtehn,
Wie ihr ſo göttlich ſeyd gedacht,
So nahbar menſchlich doch gemacht.
Auch ſie, die erſt als Traumgeſtalten
So lang', ſo treu euch feſtgehalten,
Und von der ſuchenden Begier,
Mit Wort und Bild euch zu erfaſſen,
Die lange Zeit nicht abgelaſſen,
Bis ihr beſeelt und lebenswarm
Geruht in ihrem keuſchen Arm —
Auch eure Meiſter ſeh' ich hier,
Kann ſie auf jedem Schritt begleiten,
Seh' ſie im Kampfe mächtig ſtreiten,
Der ſie um euch zu Felde treibt,
Auf halbem Weg nicht ſtehen bleibt,
Nicht ſeitwärts nach bequemen Zielen,
Wo aus beliebter Dämmernacht
Der Täuſchung lockre Dirne lacht,
Mit feigem Aug' ſie läſſet ſchielen,
Noch den gemeinen Fahrweg wandeln,
Wohlfeile Kränze einzuhandeln.
Auf euch nur iſt ihr Sinn gewandt,
Die ſie als Höchſtes früh erkannt.

Und ewig iſt's der Liebe Muth,
Der Gott in irdiſchen Gefäſſen,
Der alle höchſten Wunder thut,
Mit Menſchenmaßen nicht zu meſſen,
Der mit den Qualen der Entbehrung
So lang ein ringend Herz bedrängt,
Bis es in Fülle der Verklärung
Sein glorreich Ideal umfängt,
In ſeinem Zauber, ganz entſchleiert,
Das Göttliche auf Erden feiert.

Von dieſer Gotteskraft durchdrungen,
Habt ihr, Unſterbliche, gerungen,
Die auf der Menſchheit Hochaltäre
Der Künſte Herrlichſtes gebracht.
Es wächst, von dieſer Glut entfacht,
Der Glaube, daß, zu dieſer Friſt
Des Jammers um der Muſen Ehre,
Nicht aller Tage Abend iſt,
Daß noch gelinge die Vermählung:
Auf neuen, friſchgebahnten Wegen
Dem Drang der ungefügen Maſſen,
Der uns verfolgt auf Markt und Gaſſen,
Mit glüh'nden Hauchen der Beſeelung
Den Reif der Grazien anzulegen,
Bis, mit dem Leben ausgeſöhnt,
Der Schönheit Tempel wieder tönt.

J. G. Fiſcher.

Eine Erzählung aus dem Ries.

VI.

Während dieser Erlebnisse der Seinen arbeitete Ludwig mit neuer Kraft und neuem Muthe weiter. Er hatte in Rücksicht auf sein Dienstverhältniß einer Anfeuerung bedurft; das Schreiben der Geliebten und die Abfassung seiner Antwort gewährten ihm diese aber in vollem Maße. Es war ihm ganz, wie er geschrieben. Sein Geist war aufgerichtet; das Bewußtseyn, ein solches Herz gewonnen zu haben, das Gefühl, ihrer werth zu seyn, und die Hoffnung, die aus diesem Gefühl emporkeimte, ließen ihn alle Mühen mit Freudigkeit ertragen. Er hatte nun auch eine Bekanntschaft gemacht, die ihm angenehm und tröstlich war. Von seinem Bauer zum Pfarrer des Ortes geschickt, antwortete er diesem auf seine Fragen so verständig und gutmüthig, daß der Geistliche das Gespräch verlängerte, so weit es anging, und den jungen Burschen aufforderte, ihn in freien Stunden zu besuchen. Es war dieß ein Mann in mittleren Jahren, der aber ähnliche Ansichten zu haben schien, wie der alte Herr, den wir kennen, da er an den entlaufenen Sohn keine Ermahnungen richtete, die er nicht hätte befolgen mögen, sondern sich unbefangen im Kreise allgemeiner Belehrung hielt.

Die Annehmlichkeiten, die er aus alle dem schöpfte, waren Ludwig auch nöthig, um ein Uebel zu bestehen, das immer ärger zu werden schien. Dieß war der Uebermuth Michels, der nicht selten in wirkliche Bosheit ausartete. Verdroß es ihn, daß Ludwig bei seinen Neckereien nicht mehr empfindlich wurde, sondern ihn lächelnd oder mitleidig ansah; war er eifersüchtig auf die Seelenfreude, die verschönernd aus dem Gesichte des Knechts leuchtete, oder auf das Lob, das sein Vater diesem hie und da auf seine Unkosten ertheilte, genug, der junge Schmiedbauer ging in seiner herrischen Anmaßung gegen Ludwig weiter und weiter, so daß er alle die Seinen hinter sich ließ. Die schwache sinnliche Gutmüthigkeit, wie man dieß in der Welt öfter sehen kann, bestand die Probe nicht, die ihr auferlegt wurde, und verwandelte sich unter gewissen Anreizungen geradezu in Gemeinheit. Eine solche Anreizung mochte für den Burschen auch in der Nachricht seines Vaters liegen, daß der Angerbauer seinen Sohn verläugne und, wie es scheine, wirklich nichts mehr von ihm wissen wolle. Konnte man gegen einen Verstoßenen sich nicht gehen lassen nach Belieben?

Als die kleinen Mittel nichts mehr verfingen, wendete Michel die gröberen und plumperen an, und es gelang ihm nun allerdings wieder, den Untergebenen zu ärgern und zu erzürnen. Ungerechte Behandlung zu ertragen ist für gewisse Gemüther das Schwerste; und wenn sie sich's auch vornehmen, bei den Anmaßungen der Dummdreistigkeit ruhig zu bleiben, so glückt's ihnen doch nicht immer. Die Geduld Ludwigs wurde auf harte Proben gestellt; das Betragen Michels erschien ihm so kläglich, daß er den Ausbruch des Zorns und der Verachtung kaum mehr zurückhalten konnte. So sammelte sich nun aber ein Maß von Galle in ihm an, das nur noch berührt zu werden brauchte, um überzulaufen.

An einem Sonntag nach dem Essen kamen „Freunde" — wie man weiß, Verwandte — des Schmiedbauern zum Besuch angefahren, Vater, Mutter und ein fünfzehnjähriger Sohn. Sie wurden mit Kaffee und „Gogloyf" (Guglhupf) traktirt, welchen Madlene und die Magd am Vormittag zu diesem Zweck verfertigt hatten. Als endlich auch der „junge Vetter" dem Nöthigen zu einer neuen Schale nicht mehr Folge leisten konnte, führte man die Gäste im Hause herum und zeigte ihnen Küche und Keller, Kasten und Schreine und deren Inhalt zum Bewundern, welcher Absicht die Bauersleute höflich entgegenkamen. Michel empfand großes Verlangen, ihnen die Ställe zu zeigen, und freute sich namentlich, ihnen die Zierde derselben, einen schönen zweijährigen Braunen vorzuführen. Er eilte voraus in den Roßstall, fand den Oberknecht ausgegangen, Ludwig aber bei der Hand. Bei dem Anblick desselben fuhr der böse Feind in ihn und gab ihm den Gedanken ein, sich selbst in seiner Herrlichkeit und den Sohn des Angerbauern, der mit den Gästen ebenfalls einigermaßen verwandt war, in seiner Erniedrigung zu zeigen. Er rief in barschem Ton: „Ludwig, führ' den Braunen in den Hof!" Ludwig gehorchte und dankte den Verwandten auf den Gruß, den sie ihm boten, mit bescheidener Höflichkeit. Das junge Roß ward im Freien munter und fing an zu laufen. Michel rief ärgerlich: „Nicht so schnell!" Der Angefahrene hielt es zurück; Michel schrie nun: „Zu langsam! Marsch! Zu!" und verirte den andern so, daß die Gäste bald sahen, worauf es hier angelegt war, den rothgewordenen Ludwig bedauerten und den Sohn des Hauses für einen dummen Prahler

hielten. Endlich rief Michel: „Laß ihn laufen! Schnell! ſchneller!“ Ludwig geborchte; das Roß wurde im Trab übermüthig, ſprang auf die Seite, traf mit den Hinterbeinen in eine kleine Kothlache, die vom geſtrigen Regen herrührete, und beſpritzte den ſchön geſtreiften Rock der Bäuerin.

Auf ſo etwas hatte Michel gewartet. Den Umſtand, daß dieſer armſelige Zufall nur in Folge ſeiner Befehle eingetreten war, natürlich außer Acht laſſend, ergriff er mit Begierde die Gelegenheit, zugleich ſeine Machtvollkommenheit und ſeine Galanterie gegen die Baſe an den Tag zu legen; er ſchrie Ludwig zornig an: „Du biſt ein Eſel! Nicht einmal ein Roß kannſt du führen, wie ſich's gehört!“ — Das war aber dem Burſchen zuviel. Während die Gäſte Ausrufe des Bedauerns hören ließen, übergab er dem kurz vorher angekommenen dritten Knecht das Roß, trat vor Michel hin und rief: „Du biſt der jämmerlichſte aller Menſchen! Noch ein ſolches Wort gegen mich, und ich breche dich zuſammen!“ Seine Augen funkelten, in ſeinem Geſicht brannte die Gluth des Zorns und der Verachtung, ſeine Arme zuckten, als ob er ſeine Rede ſogleich wahrmachen wollte. Michel erſchrack und trat blaß geworden einen Schritt zurück. Der gemeinſchaftliche Vetter ſtellte ſich zwiſchen ſie und ermahnte zur Ruhe. Unterdeſſen faßte ſich Michel wieder, und indem er eine hochmüthige Miene anzunehmen ſuchte, ſagte er zu Ludwig: „Mit dir wird man noch fertig werden, und das bald!“ Dann ſah er ſich um, ob nicht ſein Vater oder der Oberknecht in der Nähe wäre. Ludwig folgte dieſer Bewegung, und ſeine Gedanken errathend rief er: „Schrei keinem, ich rath es dir! Wenn ihr zuſammen über mich herfallt, dann iſt's Nothwehr, was ich thu', und“ — ſetzte er hinzu, indem er die Hand an die Seitentaſche legte — „ich ſchwör's bei Gott: den erſten, der mich anrührt, ſtoß' ich nieder wie einen Hund!“ Der Bauer, dem dieß zu ſtark war, ſagte: „Führe keine ſolche Reden, das geziemt ſich nicht für dich!“ — „Für mich geziemt ſich alles,“ entgegnete der Gereizte, „was ſich für einen freien Menſchen geziemt! In dem Augenblick bin ich kein Knecht mehr, ſondern der Sohn meines Vaters! Aus dieſem Haus geh' ich fort, auf der Stelle — das verſteht ſich von ſelbſt!“ Er wandte ſich zum Abgehen, drehte ſich aber nochmal gegen Michel um und machte mit geballter Fauſt eine Bewegung, als ob er ſagen wollte: Du weißt, was geſchieht! Dann ging er in die Stallkammer zu ſeinem Lager und nahm aus dem daneben liegenden Schrein ſeine wenigen Habſeligkeiten heraus, um ſie zur Wanderung zuſammenzubinden.

Unterdeſſen war der Schmiedbauer mit ſeiner Tochter aus dem Hauſe gekommen. Auf ſein Befragen, welch ein Lärm das ſey, erzählte der Vetter den Handel, war aber ſo gerecht zu ſagen, daß Michel dem Ludwig es zu arg gemacht habe, was von der Baſe mit der Bemerkung beſtätigt wurde, daß es wegen des „Spretzers“ auf ihrer Schürze nicht der Mühe werth geweſen wäre. Der Schmiedbauer verwies dem Sohn ſein Betragen und hieß ihn in die obere Stube gehen: die Sache wollte er nun allein ausmachen. Michel entgegnete, dem Keel werde er nicht aus dem Wege gehen, entfernte ſich aber doch.

Ludwig, ſein Bündel unter dem Arm, kam herbei. „Schmiedbauer,“ ſagte er mit verhältnißmäßiger Ruhe, „Ihr habt wohl ſchon gehört, was geſchehen iſt, und werdet begreifen, daß ich in Eurem Hauſe nicht länger bleiben kann.“ — „Das begreif ich,“ ſagte der Bauer. „Aber wo willſt du hin?“ Ludwig erwiederte: „Ich geh' nach Augsburg.“ Der Bauer bemerkte: „Es wäre geſcheidter, wenn du zu deinem Vater heimgingeſt. Die Gelegenheit wär' gut.“ — Ludwig entgegnete unmuthig: „Behaltet Euren Rath für Euch,“ und wollte gehen. — „Wie!“ rief der Bauer, „ohne deinen Lohn? Du bekommſt noch zwei Gulden.“ — Ludwig erwiederte, er ſchenke ihm den Lohn, worauf der Bauer nicht ohne Würde ausrief, er wolle nichts geſchenkt von ihm, was er verdient habe, müſſe er nehmen. Ludwig ließ ſich die zwei Gulden bezahlen, drückte ſie dem dritten Knecht in die Hand, der ihn erſtaunt anſah, wünſchte den Umſtehenden wohl zu leben und richtete ſeine Schritte dem Wirthshaus zu. Da der Abend herannahte, ſo wollte er hier übernachten und morgen mit dem Frühe ſten nach Augsburg wandern, wozu er noch beinahe zwei Gulden vom früher eingenommenen Lohn hatte. Sein Gedanke war, an dieſem Ort, wie ſchon ſo Mancher vom Ries, ſein Glück zu machen, Annemarie nachzuholen und ſie in eine ſchöne Stadtwohnung als Frau einzuführen.

Als er in die ſtark beſuchte, von Tabakrauch erfüllte Wirthsſtube trat, wurde er von einem Tiſch junger Burſchen freundlich begrüßt und zwei davon ſtreckten ihm mit der üblichen Frage: „Kann ich aufwarten?“ ihre gefüllten Gläſer entgegen. Der Streit mit dem jungen Schmiedbauer war von mehreren, die zufällig am Hofe vorübergingen, mit angehört worden, und dieſe hatten nichts Eiligeres zu thun, als die Geſchichte durch's Dorf zu verbreiten. Kurz vorher war ſie in der Wirthsſtube erzählt worden, und die Zuvorkommenheit der jungen Leute hatte ihren Grund darin, daß Ludwig es dem eingebildeten Michel ſo hinausgegeben, und — daß er kein Knecht mehr war. Unſer Burſche that mit ebenbürtiger Miene Beſcheid, aß und trank, ſagte dem Wirth, daß er über Nacht bleiben wolle, und ließ ſich von ihm in die obere Stube führen. Hier begehrte er Schreibzeug und begann einen Brief an Annemarie, worin er ihr den heutigen Vorgang und ſeine Plane mittheilte. Als er

fertig war, klopfte es an die Thüre. Die Wirthsmagd brachte Licht mit einem Brief, der so eben unten für ihn abgegeben worden sey.

Ludwig betrachtete die Aufschrift, erbrach das Schreiben und las, zuerst mit allen Zeichen großer Ueberraschung; dann schüttelte er ernst den Kopf, als ob er mit dem Inhalt nicht einverstanden seyn könnte. Er las weiter; eine eigenthümliche Empfindung spiegelte sich in seinen Zügen, er sah empor, wie bewegt von einem lockenden und drängenden Gedanken. Auf einmal stand er auf und rief entschlossen: „Ich thu's!“ — Er setzte sich wieder, versank in Nachdenken, und sein Gesicht nahm einen wehmüthigen Ausdruck an, wie das eines Menschen, der weiß, daß sein Thun verdammende Urtheile erfahren wird. Er packte sein Bündel aus und ordnete seine Habseligkeiten geschickter, als es in der ersten Eile möglich gewesen. Was der Brief auch enthalten mochte, in dem Beschluß, die Wanderung anzutreten, schien er ihn nur bestärkt zu haben.

Nach einem in mäßiger Arbeit verbrachten Tage saß der Angerbauer bei seinem Weib im Kanzlei. Die Abendmahlzeit war vorüber, eben so das Läuten der Klockenglocke, das die Familien zum Abendgebete ruft, und welches darum „Betläuten“ genannt wird. Die Ehehalten waren zum größten Theil schon im Bette, weil sie morgen sehr früh wieder heraus mußten; nur der Oberknecht war noch im Roßstall und erzählte dem Andres Geschichten. In der Stube herrschte große Stille, in welcher nur das Ticken der Wanduhr — stärker, als man ihres bei Tage zugetraut hätte — und das „Spinnen“ der großen Hauskatze vernehmlich war. Der Angerbauer hörte nichts von beiden; er ruhte gedankenvoll in dem braunledernen Großvaterstuhl am Ofen. Die Bäuerin saß am Wandtisch, auf dem eine brennende Oelampel stand. Sie sah bekümmert aus und war offenbar mit einem bestimmten Gedanken beschäftigt. Diesen zu äußern brach sie das Stillschweigen, und zwar in einem Tone, als ob sie ein unterbrochenes Gespräch wieder aufnähme. „Was doch das Geld ist!“ sagte sie mit einer Art Seufzer. „Wenn das Mädchen nur einen Hof hätte wie die andere, eine bessere Schwiegertochter könnten wir uns nicht wünschen!“ — Der Bauer fuhr aus seinen Gedanken auf und erwiederte: „Was redest du da wieder! Sie hat ihn nun einmal nicht! Wenn! Als ob einem damit geholfen wäre!“ — Die Bäuerin ließ sich nicht irre machen und fuhr fort: „Ich hab' sie heut' wieder an mir vorbeigehen sehen, und was mir besonders gefallen hat, ist ihre Sauberkeit, und daß ihr alles so wohl ansteht. Das würde eine Haushaltung werden wie unsere.“

Der Alte wurde ernstlich böse. „Ich möchte doch wissen,“ rief er aus, „was das für ein Vergnügen ist, sich Dinge vorzustellen, die nicht seyn können. Sey doch nicht so kindisch!“ — „Nun ja,“ erwiederte die Frau, „ich weiß ja, daß es nicht seyn kann; aber man darf doch wohl davon reden.“ — Sie schwieg eine Weile still, konnte oder wollte sich aber noch nicht zufrieden geben, und begann daher: „Wer hätte gedacht, daß es uns so ganz unglücklich gehen würde! Statt einen Sohn gut zu versorgen, müssen wir ihn bei Leuten dienen lassen, die ihn schlecht behandeln, und vielleicht bald hören, daß er in die weite Welt gelaufen ist, wo wir ihn gar nicht mehr sehen!“ — Der Vater erhob sich in großem Unmuth. „Ich seh,“ rief er, „es ist die höchste Zeit, daß wir in's Bett gehen! Nimm die Ampel und zünde mir, ich geh!“ — „Nun,“ versetzte die Mutter, „thu' nur nicht gleich so wild!“ Sie erhob sich und folgte dem Mann in die Stube.

Als sie eben der Thüre sich näherten, hörten sie ein Gebell vom Hofhunde, das sich rasch in ein Freudengeheul verwandelte. Sie horchten. Ein froher Lärm erhob sich vom Stalle her und bald vernahmen sie den lauten Ruf von Andres: „Er ist da! Er ist da!“ — Das Herz der Mutter klopfte, mit zitternder Hand öffnete sie die Thüre, sah umher und erblickte an dem Ende des Ganges, der vom Stall in den Tennen führte, den verloren geglaubten Ludwig, von Andres mit jubelndem Eifer vorwärts gezogen. Einen Freudenschrei ausstoßen, die Ampel auf die Ofenbank stellen, dem wiedergefundenen Sohn entgegeneilen, ihn fassen und mit liebenden Worten begrüßen, war bei der guten Frau Eins. Sie nahm ihn beim andern Arm und führte ihn vereint mit Andres der Stube zu.

Der Angerbauer war von dieser, im gegenwärtigen Moment durchaus unerwarteten Heimkehr in die innerste Seele getroffen. Seine Gemüthsbewegung äußerte sich in einer Blässe, die über sein Gesicht ging und eben so wie die Freudenröthe der Mutter das Gefühl für den Sohn bekundete. Damit hatte er aber den Zoll der väterlichen Liebe abgetragen; er faßte sich im Augenblick wieder, unterdrückte seine Bewegung und sah dem Ankommenden in der Würde des häuslichen Richters entgegen, da die Mutter nach seiner Ansicht in der Güte viel zu weit gegangen war. Ludwig stand mit blutrothem Gesicht auf der Schwelle. Er hatte der Mutter „guten Abend“ gesagt; vor dem Vater zeigte sich aber die Natur unfähig, den Beschluß des Willens auszuführen: der Mund war ihm wie durch einen Zauber verschlossen. Eben so unfähig war der Vater, diesen Zauber zu lösen durch ein mildes, entgegenkommendes, wenn auch mit väterlicher Rüge entgegenkommendes Wort.

Allein ich darf in dieser Schilderung nicht weiter gehen. Ich kenne die Leser und auch die schönen Leserinnen. Ich weiß, daß namentlich die letzteren am

Manne das Heroiſche, Durchgreifende, ſtolz Beharrende lieben, und muß nun fürchten, daß unſer Freund wegen ſeiner plötzlichen Nachgiebigkeit in ihrer Achtung gar ſehr geſunken iſt und ihre theilnehmenden Seelen von dieſer Wendung überhaupt unangenehm berührt worden ſind. Da es mir nun doch hauptſächlich um ihre Gunſt zu thun iſt, für mich ſowohl als für meinen ländlichen Liebhaber, ſo muß ich vor allem berichten, wie dieſer dazu gebracht wurde, den unerwarteten Schritt zu thun.

Als Ludwig ſich vom Schmiedbauer in's Wirthshaus begab und den Brief an Annemarie ſchrieb, war es bei ihm ausgemacht, am andern Morgen nach Augsburg zu wandern. Eine Aenderung ſeines Entſchluſſes wurde durch den Brief herbeigeführt, den er Nachts erhielt und der ihm ein anderes Ziel der Wanderung bezeichnete. Er war geſchrieben von dem alten Pfarrer und ihm zugeſandt aus dem Hauſe des jüngeren Amtsbruders, wo er für einen Fall dieſer Art ſchon einige Tage bereit lag. Ich laſſe ihn wörtlich folgen und ſeine Sache ſelbſt führen. Der alte Herr ſchrieb:

„Lieber Ludwig! Ich höre von meinem Freunde und Amtsbruder, daß du von dem Bauer, bei welchem du als Knecht dienſt, und von ſeinen Kindern immer übler gehalten wirſt, und da ich annehmen muß, du werdeſt dich über kurz oder lang mit ihm überwerfen, ſo ſchreibe ich dir dieſen Brief, damit er im Augenblick der Entſcheidung das Gewicht eines freundſchaftlichen Rathes in die Wagſchale werfe, die ſich zur Verſöhnung neigt. Du weißt ſelber, Ludwig, daß dein alter Freund nicht zu denen gehört, die mit ihren Ermahnungen läſtig werden, wo kein Wille und keine Fähigkeit iſt, ſie zu befolgen; aber dir muth' ich jetzt etwas zu, weil ich dir die Kraft zutraue, es zu thun. Um es offen zu ſagen: du mußt zu deinen Eltern zurückkehren! Du mußt es freiwillig und ſobald als möglich thun!"

„Ueber den Streit mit deinem Vater will ich jetzt nicht urtheilen. Ihr ſeyd aneinander gerathen und du haſt das väterliche Haus verlaſſen — es ſind geſchehene Dinge. Aber nehmen wir an, es ſey an dem Bruche einer ſo gut Schuld wie der andere — wem ſteht es zu; die Hand zum Frieden zu bieten, dem Vater oder dem Sohn? Die Antwort hierauf wirſt du dir, wenn du unbefangen urtheilen kannſt, ſelber geben. Der Sohn, der nachgibt, erfüllt die Pflichten kindlicher Liebe und kindlichen Gehorſams; der Vater, der nachgibt, verletzt die Pflichten der Herrſchaft in ſeinem Hauſe und gibt ſich unmännlich in die Hand des Kindes."

„Wüßten deine Eltern nicht, daß ſie dich aus dieſer Urſache nicht zurückrufen *dürfen*, ſie hätten's wahrlich ſchon lange gethan. Denn ſie kümmern und grämen ſich, ſie verzehren ſich in Sorgen und Unruhe, wie wenig ſie ſich vor andern auch anmerken laſſen. Die Freude und die ſchöne Zufriedenheit iſt aus ihrem Hauſe gewichen. Darf nun der Sohn, der davon Kenntniß erhält, zaudern, ſeinen Eltern die verlorene Freude wieder zu geben? Darf er zaudern, auch wenn man ihm zeigt, daß es ſeine Pflicht iſt und er allein es vermag? Wenn der natürliche Menſch in dir widerſtrebt, wenn er ſich dreht und windet und allerlei Ausflüchte macht — um ſo beſſer, Ludwig! denn dann haſt du Gelegenheit, in Ueberwindung deſſelben zu beweiſen, daß du ein Chriſt und ein braver, ſittlicher Menſch biſt."

„Ich wende mich an den Sohn, der mir im Unterricht gar oft durch verſtändige und ſeine Antworten Freude gemacht. — Wenn ein Sohn, der trotzig davon gelaufen, in das Haus ſeiner Eltern zurückkehrt, weil es ihm draußen ſchlecht geht und er gern wieder beſſer eſſen und trinken möchte, ſo iſt er ein armer Sünder, dem man allenfalls verzeihen, aber keine Achtung ſchenken kann. Wenn er aber heimkehrt aus Liebe zu den Seinen und in der großmüthigen Abſicht, ihnen Freude zu bringen, wenn er heimkehrt, obwohl er ſich ſagen kann, daß er ſich draußen ſelber zu helfen vermöchte, dann iſt er ein braver, edler Menſch und handelt in dieſer chriſtlichen Selbſtüberwindung viel männlicher, als wenn er trotzig weiter und weiter liefe; denn es gehört viel mehr Kraft dazu, ſeinen Willen zu brechen, als ſeiner Leidenſchaft zu fröhnen. — Das Chriſtenthum, Ludwig, das ich dich gelehrt, iſt nicht einem Gefäße gleich, das man in einen Kaſten ſtellt, um es hie und da ſeinen Freunden zu weiſen; es iſt eine Sache zum Brauchen. Und je mehr und je fleißiger man dieſe Sache braucht, deſto beſſer und ſchöner wird ſie."

„Erwäge noch etwas anderes! Du ſtrebſt nach einem eigenen, in deinen Verhältniſſen ungewöhnlichen Preis. Du begehrſt ein Mädchen zur Frau, die durch ihr Vermögen und ihre Stellung im Leben nach der hergebrachten Anſicht nicht deines Gleichen iſt. Du verlangſt, daß deine Eltern ihre Plane opfern und ihre gewohnten Begriffe aufgeben ſollen um deiner Leidenſchaft willen. Womit haſt du denn das verdient? Was haſt du denn dafür gethan? Du forderſt dem Vater ſeine Einwilligung ab, und wie er ſie verweigert, brichſt du mit ihm und gehſt davon. Heißt das von ſeinen Eltern eine Gunſt verdienen? Und wenn du nun ganz fortwandereſt in die Fremde, könnteſt du von dem völlig geſtohenen, doppelt gekränkten Vater erwarten, daß er dich dafür durch Erfüllung deiner Wünſche belohne? — Wenn du aber ſelbſt ein Opfer bringſt, wenn du dich demüthigſt und in freiem Entſchluß als ein gehorſamer Sohn zurückkehrſt, dann möchte das wohl die Herzen der Deinen rühren, ſie möchten eine Anregung empfinden, nun ebenfalls ein Opfer zu bringen und da zu belohnen, wo ein Verdienſt vorhanden iſt."

„Ich will dir keine Hoffnungen machen, denn ich habe kein Recht dazu; noch weniger kann ich für etwas der Art einſtehen. Allein wenn du den Segen des Himmels haben willſt, ſo mußt du durch edles Handeln dich ſeiner werth machen. Und wenn du bei deinem Vater etwas erreichen willſt, ſo darfſt du nicht auf eine Schwäche rechnen, die er nicht hat, ſondern du mußt die Großmuth zu erwecken ſuchen, deren er fähig iſt."

„Und nun bedenke, was deine braven Eltern von jeher für dich gethan haben, und frage dich, ob die Aufrechthaltung eines im Zorn geſprochenen Wortes ſo ſchwer wiegen darf wie die Pflicht der Dankbarkeit für unberechenbare Wohlthaten. Denke an die Freude, welche du den Deinigen machen wirſt — und daneben auch ein wenig an die, welche dein alter Freund haben wird, der dich gar gern wieder in ſeiner Nähe hätte!"

Ob dieſer Brief einen andern umgeſtimmt hätte? Ich weiß es nicht. Bei Ludwig erfüllte er ſeinen Zweck, und der alte Herr bewies hier, daß er ſeinen Schüler kannte. Der Verſtand des jungen Burſchen konnte den Gründen des Geiſtlichen nicht Unrecht geben und ſein gutmüthiges Herz war empfänglich für die edeln Mahnungen, die er an ſich gerichtet ſah. Er erkannte klar: geſchehen muß etwas, mein Vater thut's nicht, darum muß ich's thun. Er fühlte ſich bei dieſem Gedanken nicht kleiner als vorher, ſondern größer, und deutlich rief es in ſeinem Herzen, daß der Gang nach Hauſe der Weg zu ſeinem Glück ſeyn werde. Er faßte ſeinen Entſchluß und blieb dabei.

Am andern Morgen zerriß er den Brief an Annemarie und ſchrieb einen andern, der kurz ſo lautete: „Liebe Annemarie! Ich bin im Streit vom Schmiedbauer geſchieden und folge nun dem Rath unſeres guten Pfarrers und kehre aus freien Stücken zu meinen Eltern heim. Er hat mir ſeine Meinung ſchriftlich zukommen laſſen und du würdeſt ihm eben ſo Recht geben müſſen, wie ich es thue. Ich bleibe dir unabänderlich treu und thu' nur einen Schritt, der uns dem Ziel, das wir uns beide geſetzt haben, näher bringen muß. Und vertrau dem Herrn Pfarrer und mir nur ohne weiteres, wenn ich dich auch in der erſten Zeit nicht gleich beſuchen könnte. Es geſchieht alles zu unſerem Beſten. Ich bin dein ewig getreuer Ludwig."

Nachdem er dieſen Brief an Annemarie durch eine ſichere Gelegenheit abgeſchickt hatte, wo ſie ihn noch im Lauf des Tages bekommen mußte, nahm er von den Wirthsleuten Abſchied, ging zum Pfarrer des Orts und theilte ihm ſein Vorhaben mit. Der Geiſtliche lobte ihn ſehr und wünſchte ihm alles Glück, indem er ihm freundlich lächelnd Muth einſprach. Ludwig ging zuerſt nach Nördlingen und richtete es ſo ein, daß er in der Dämmerung auf Feldwegen nach ſeinem Dorfe wanderte. Als er ſich ſeinem Garten näherte — denn durch ihn wollte er in's Vaterhaus zurückkehren — mußte er erſtaunen, daß auch bei der größten Willigkeit des Geiſtes das Fleiſch dennoch ſchwach ſeyn könne. Wie feſt er ſich vorgenommen, heimzukehren als ein Menſch, der weiß was er will und der ſeine Pflicht erfüllt, ſo fing ſein Herz doch gar mächtig an zu pochen und er wurde roth vor ſich ſelber. Trotz dieſer Anwandlungen des Schämens und Zagens ging er indeß vorwärts, bis er in den Hof und von da in die Stallung kam. Das Uebrige wiſſen wir.

Als der Alte ſah, daß ſein Sohn nichts vorzubringen vermöge, brach er das Stillſchweigen auf eine Art, wie ſie ihm für's erſte allein möglich war. Er ſagte: „Es ſcheint, daß es dir beim Vetter Schmiedbauer nicht recht gefallen hat, da du wieder zu ſo einem Mann kommſt, wie dein Vater iſt. Hat man den Herrn vielleicht nicht gut gehalten? Hat man ſich unterſtanden, ihm durch den Sinn zu fahren? Wie, oder hätte —" Weiter konnte er nicht reden, da die Mutter ihm mit dem Ausruf: „Biſt du gleich ſtill?" den Mund zuhielt. Zu Ludwig gewendet, ſagte ſie dann: „Kehr dich nicht an ſeine Reden, du kennſt ihn ja! Ihm iſt's am liebſten von uns allen, daß du wieder da biſt!" — „Ja wohl," bemerkte Andres, „ihm iſt ein Mühlſtein vom Herzen gefallen!" — Der Alte ſah Andres an und ſagte: „Ihr ſeyd Narren, du und deine Mutter!" — Dann faßte er ſich und ſagte mit Würde: „Freilich iſt's mir lieb, wenn ich ſehe, daß ein junger Menſch zur Einſicht kommt und ſeinem Vater nachgibt wie ſich's gehört! Wenn ein toller Streich wieder gut gemacht und der Karren wieder in's Gleis geſchoben wird, ſo muß das einen vernünftigen Menſchen freuen."

Dieſe Rede öffnete dem Sohn wieder den Mund; er ſagte mit beſcheidener Feſtigkeit: „Vater, ich bin zu dir zurückgekommen aus freien Stücken. Ich hab's nicht nöthig gehabt, denn einem Menſchen, wie ich bin, ſteht die Welt offen, und daß ich etwas ertragen kann, hab' ich bewieſen. Ich bin zu dir zurückgekommen, weil ich mich überzeugt hab', daß das Nachgeben meine Pflicht iſt, und nun bin ich auch entſchloſſen, alles auszuhalten, was mir geſchehen mag." — Der Alte hatte hoch aufgehorcht; die Rede und die Art, wie ſie vorgebracht wurde, gefiel ihm. Eben deßwegen hing er ſich aber an die letzten Worte und erwiederte: „Dummheiten! Man wird doch wohl hier freſſen? Du biſt noch immer der Alte!" — Damit wandte er ſich weg.

Die Mutter dachte nun an etwas anderes. Sie ſagte: „Aber du wirſt hungrig ſeyn, Ludwig, von dem Marſch! Gleich will ich ein Stück Fleiſch richten, das noch von geſtern übrig iſt!" — Andres, der

in bester Laune war, bemerkte: „Du bekommst Kalbsbraten, wie dein Vorgänger im neuen Testament.“ — Ludwig, auf den Scherz eingehend, erwiederte: „So wie der komme ich drum doch nicht heim. Indessen hab' ich schon in Nördlingen Kalbsbraten gespeist und muß für dein Anerbieten danken, Mutter.“ — „Ah so,“ rief Andres, „du hast dich gestärkt zu der großen Anrede! Die Kraft hat aber doch beinahe nicht gereicht.“ — „Sey still,“ sagte die Mutter, „du bist grad wie dein Alter!“ — Sie bot ihren Braten wiederholt an und Ludwig mußte es auf's bestimmteste abschlagen, bevor sie sich beruhigte. Nun lud sie ihn ein, sich an den Tisch zu setzen, wo der Vater schon Platz genommen hatte, und zu berichten, wie's ihm ergangen sey.

Ludwig erzählte seine ganze Geschichte, mehrfach unterbrochen von Ausrufungen der Mutter: wie sie nie geglaubt hätte, daß die Schmiedbauersleute von der Art seyen. Als er den Auftritt mit dem jungen Schmiedbauer schilderte, konnte sein Vater nicht umhin, den Jungen, der hier gezeigt, daß er auch „Schneid“ habe, beifällig anzusehen. Bei dem Bericht über die Umwandlung durch den Brief wurde er aber plötzlich ernsthaft. „So, so,“ sagte er, „ein Brief von unserem Pfarrer! Darf man ihn vielleicht auch lesen?“

Ludwig übergab ihm den Brief, denn er hatte wohl gemerkt, daß er auch für den Vater geschrieben war. Der Alte rückte die Ampel näher und las, anfangs mit würdevollen Zeichen der Beistimmung und Anerkennung, dann mit sehr bedenklicher Miene. „So, so, so!“ sagte er, als er fertig war. „Das schreibt der Herr Pfarrer? — Nun seh ich, wie viel's geschlagen hat!“ — „Nun?“ fragte die Mutter mit großer Neugierde. — „Jezt kenn' ich mich aus und bedank' mich schön!“ fuhr der Alte mit empfindlicher Miene fort.

Ludwig, seine Gedanken errathend, sagte: „Vater, ich weiß, was du meinst. Aber ich verspreche dirs, nie sollst du von mir eine Bitte hören. Wenn ihr mich nicht mehr mit der Base plagt, so will ich nichts weiter.“ — Der Alte versetzte: „Du willst nichts weiter? Gut! schön! Das heißt für die erste Zeit! Du kannst warten! Hab' ich's getroffen?“ — Als er Ludwig leicht erröthen sah, setzte er hinzu: „Dein Pfarrer und du, ihr dürft sein nicht glauben, daß der Angerbauer ein Bret vor dem Kopf hat! Ihr seyd mir noch lang nicht zu gescheidt! — Daß ihr euch nur nicht verrechnet!“ — Jezt rief die Mutter in ernstlicher Ungeduld: „Aber was hast du denn?“ — „Ach,“ erwiederte der Alte, „die ganze Geschichte ist mir zuwider, ich bin müd' und geh' in's Bett.“ Damit stand er auf und ging hinaus in die Schlafkammer.

Die Mutter „gündete“ ihm nicht, wie sie sonst auch unaufgefordert gethan hätte. Sie war zu neugierig, zu erfahren, was in dem Brief stehe, und forderte Ludwig auf, ihn vorzulesen. Dieser las die Hauptstellen. Als er geendet hatte, rief die gute Frau, während Andres sehr schlau dreinsah: „Ei, ei, ei! Nun begreif' ich deinen Vater!“ — „Liebe Mutter,“ sagte Ludwig, „heut' wollen wir von dieser Geschichte nicht weiter reden.“ — „Ja wohl,“ bemerkte Andres, „wir wollen uns niederlegen, ich bin schläfrig. — Komm, du gehst mit mir in die obere Kammer! Hab' ich doch wieder einen Schlafkameraden!“ Er wollte den Bruder mit sich fortziehen, aber die Mutter hielt ihn noch und fragte: „Willst du denn aber wirklich nichts mehr essen heute, Ludwig?“ — „Nein,“ erwiederte dieser dankbar, gab ihr die Hand und sah ihr zärtlich in's Auge, indem er sagte: „Schlaf wohl, gute Mutter! Führ' meine Sach' beim Vater!“

(Schluß folgt.)

Kunstbriefe aus Berlin.

(s. Nr. 44.)

IV.

Wir waren auf der untern Galerie der Treppenhalle wieder angelangt. Steigen wir nun hinauf zu der obern Galerie, wo das Pandroseion steht. Von dort aus führt eine Thür links in das Kupferstichkabinet. Ehe wir jedoch dasselbe betreten, wenden wir uns rechts, um die Räume des südlichen Flügels zu betrachten, welche gegenwärtig zum Theil das Atelier Kaulbachs, zum Theil die Aufstellungsorte seiner fertigen Kartons bilden. Hier sind zunächst drei Säle und ein kleiner Eckraum zur Aufnahme der jetzt im Schlosse befindlichen, aus allerlei geschichtlichen und technischen Merkwürdigkeiten bestehenden Kunstkammer bestimmt. Vergoldete Säulen von Gußzink, aus der hiesigen bekannten Fabrik von Geiß, tragen die Decken; die Fußböden sind im ganzen Obergeschoß, also auch im Kupferstichkabinet, in Holz getäfelt, was den Aufenthalt sehr behaglich macht. Die Garderobe des großen Friedrich erhält eine eigene kleine Kammer und darin des Königs Wachsbild eine eigene, von oben erleuchtete Nische. Für die Elfenbeinschnitzereien und Majoliken sind Räume in elegantem Rococostyl erbaut, darunter ein Saal mit zwei Säulen in seiner Mitte und sechs flach gewölbten und gleich Porzellanschaalen zierlich bemalten Rundfeldern an der Decke. Diese Felder sind aus Gyps gegossen.

Das jetzige reichhaltige Kupferstichkabinet ist hauptsächlich aus fünf bedeutenden Sammlungen hervorgegangen: aus dem Nachlaß des letztverstorbenen Königs und aus vier Privatsammlungen, von denen die des ehemaligen Oberpostdirektors v. Nagler die hervorragendste war. Ihr verdankt das Kabinet einen seiner wichtigsten Schätze: Albrecht Dürer's Werke in seltener Vollständigkeit und Wohlerhaltenheit. Wir finden dabei sogar eine Sammlung der von Dürer mit Kohle aufgerissenen Bildnisse der Mitglieder des ewig denkwürdigen Reichstags zu Worms. Auch Hans Holbein ist in sehr würdiger und umfassender Weise vertreten. Doch wir wollen uns nun an die Betrachtung der durchweg trefflichen Einrichtung begeben, welche das Kabinet unter der Leitung des jetzigen Direktors Schorn erhalten hat.

Durch ein kleines Vorgemach, das ein altes Aquarell, vermuthlich vom Meister Karch (Geschlechtertanz der freien Reichsstadt Augsburg, mit der Aufschrift: „unterschid der alten und newen Welt von 1200 bis 1522“) und einige andere Aquarelle enthält, treten wir in einen langen, in sanftem Roth gehaltenen Saal, dessen Decke von freistehenden Säulen in Zinkguß mit mattvergoldetem Ornament getragen wird. Geradeaus, an der dem Eingange gegenüber liegenden Wand, steht in einer Nische die kolossale Büste Albrecht Dürers. Oberhalb der Fenster und der seitwärts gelegenen Ausgangsthür in den nächsten Raum ist eine Reihe grau in grau gemalter Medaillons angebracht, aus denen die Bildnisse vorzüglicher Meister des Grabstichels zu uns herniederblicken: ein Gerhard Edelink, ein Heinrich Goltzius, Wenzel Hollar, Raphael Morghen, Robert Nanteuil, Adrian v. Ostade, Robert Strange, Georg Friedrich Schmid. Deutschland, Italien, Frankreich, die Niederlande, England haben zu diesem Verein trefflicher Künstler beigetragen. Rings an den Wänden und zum Theil auch in der Mitte des Saales sind Schränke von glänzend polirtem Eichenholze aufgestellt, und auch die Tafeln und Stühle sind aus demselben Holze gearbeitet, das mit seiner hellen Farbe den freundlich behaglichen Eindruck des Ganzen steigert. Ein Gitter theilt den Saal in zwei Abtheilungen, von denen die äußere zur besondern Benutzung des Publikums mit den nöthigen Vorrichtungen zum Auflegen der Blätter und zum Niedersitzen der Besucher versehen ist. Aus den obern Thürflügeln der Schränke hat man Rahmen gemacht, in denen unter Glas Meisterwerke des Stichs und der Handzeichnung sich der Betrachtung darbieten. Sie sind gewissermaßen die Herolde des in jedem Schranke eingeschlossenen Inhalts und gewähren, wenn man das ganze Kabinet durchwandert, zugleich einen allgemeinen Ueberblick über die Geschichte des hier gepflegten besondern Kunstzweiges. An Handzeichnungen sind auf diese Weise dem Auge des Besuchers leicht zugänglich gemacht Werke von Raphael, Dürer, Holbein, Burgmaier, Hans Baldung Grien, Zwoll, M. Schön, Vanloo, Ruisdael, H. Roos, Lesueur, an Kupferstichen Werke von Marco Antonio Raimondi, Martin Rota, Guerinoni, Dürer, Rubens, Van Dyck, Rembrandt, Strange, Wille, G. F. Schmidt, Masson, Nanteuil u. A. Zwei Pastelle von Raphael Sanzio, ein Christus- und ein Madonnenkopf, verrathen durch ihre milde Lieblichkeit sogleich den Urheber. Ein Bacchus von

Grien, ein Hutten von Dürer, Rembrandts herrliche Stiche des mit der Dornenkrone geschmückten Erlösers, wie er von Pilatus dem Volke gezeigt wird, und der Abnahme vom Kreuz, Van Dycks König Philipp begegnen dem Kenner wie dem Laien als liebe Bekannte oder als schnell fliegende neue Freunde. Auch einige hübsch ausgeführte Aquarelle von Henriette Felicitas Tassaert hängen an der Wand.

Nachdem wir wieder einen kleinen Nebenraum durchschritten, empfängt uns der zweite, in mildes Grün gekleidete Saal. Hier fordert zuerst die Decke mit ihrem reichen malerischen Schmuck unsere Aufmerksamkeit. In ihrer Mitte bewegt sich im azurblauen Aether ein Kreis von Genien der Kunst, welche die vier Heroen der mit dem Stich verbundenen Zeichnung, die zur Auszeichnung sogenannten peintre-graveurs mit einem großen Lorbergewinde in hübschen Schlingungen umgeben. Diese Künstler ersten Ranges, deren Bildnisse in geschmackvoller Nachbildung des Kupferdrucks grau in grau gemalt und mit Medaillonrahmen eingefaßt wurden, sind: Hans Holbein, Lucas von Leyden, Anton van Dyck und Paul Rembrandt. Rechts und links von dem eben geschilderten Mittelpunkt der Decke ist je ein länglich viereckiges Feld angebracht, auf deren einem der Zeichnenkunst, auf dem andern der Kunst des Kupferstichs eine malerische Darstellung gewidmet wurde. Jene wird in ihrem Ursprung durch den jungen Hirten vertreten, welcher im Entzücken der Liebe das Bild der Geliebten auf die Fläche eines Felsen zeichnet. Die zweite Darstellung verliert sich aus dem sinnigen Mythos in die künstliche Allegorie. Wir sehen die Kupferstichkunst als eine jungfräuliche Muse einer Anzahl von Schülern Unterricht ertheilen, den einen an der Kupferplatte, den andern zum Behuf des Drucks am Farbentisch und an der Presse. Von unbeschreiblichem Reiz der Gedanken wie der Ausführung sind die graciösen Arabesken, welche dieses Nebeneinander von Gemälden theils verbinden, theils umgeben. Oelgemälde, Oelskizzen, Lithographien und Farbendrucke sind in diesem Saale aufgehängt. Die pultartigen Schränke in der Mitte und an den Wänden desselben können zugleich als Tische zur Vorlage von Kunstwerken benützt werden.

Tiefes Blau ist die Farbe des dritten Saales, dessen Decke wieder auf vergoldeten Zinksäulen ruht. Zwei Reihen eichener Schränke, mit den schmalen Seiten an den Wänden lehnend und der Länge nach in den Saal vortretend, so daß je zwei einen kabinetartigen Abschnitt bilden und zwischen beiden Reihen ein breiter Gang frei bleibt, enthalten in sorgsam geordneter historischer Folge die Werke des deutschen, niederländischen, italienischen, französischen und englischen Holzschnitts und Kupferstichs. In den Rahmen der Schränke sind, von außen sichtbar, vertreten: Dürer, Kranach, Altdorfer, E. S., Schön, Burgmaier, Bocholt, Meken, Beham, Pees, Aldegrever, Leutzelburger, Springinklee, Merian, Hollar, Roos, Ostertag, Barisch, Chodowiecki, Angelika Kaufmann, Raphael Mengs, Schlüter, Bause, Bolt, Wierx, Rubens, Van Dyck, Teniers, Rembrandt, Molenaer, van der Velde, Ossenbeck, van Meulen, da Brescia, Mark Anton, Mantegna, Balestra, Rambaldi, Annibale Caracci, Tizian, Nicolo Nelli, Ranteuil, Lesueur, Strange und viele andere. In den Abtheilungen zwischen den Schränken sind auf der linken Seite Tische und Stühle für die Besucher aufgestellt.

Eine ähnliche Nische, wie im ersten Saal dem deutschen Meister Dürer, dem Vater des Holzschnitts, ist hier im dritten Saale dem Vater des in Italien zuerst vervollkommneten Kupferstichs, Marco Antonio Raimondi, geweiht. Seine Büste ist darin aufgestellt. An den Wänden erblicken wir die von der Mauer abgenommenen und auf Leinwand übertragenen Fresken des Lucini, ein Ecce Homo von Hans Baldung Grien als Kartonzeichnung und andere Pastell- und Aquarellbilder, unter letzteren Billoin's wohlgelungene Aquarelle nach de Biefve's Compromiß des niederländischen Adels und desselben Herzog von Alba.

Schließlich muß ich noch einer interessanten Merkwürdigkeit gedenken, welche dieser Saal beherbergt. Es ist eine ausgezeichnet schöne Kopie der berühmten Beham'schen Tafel, welche das Louvre besitzt. Das Original nahmen die Franzosen in der Zeit ihrer großen Revolution von Mainz mit nach Paris und befinden sich nun im ungestörten Besitze dieses geraubten Schatzes. Als der jetzige König von Preußen während der Regierung Ludwig Philipps Paris besuchte, sah er das Beham'sche Werk und äußerte sein Entzücken darüber. Ludwig Philipp ließ darauf jene vorzügliche Kopie anfertigen und sandte sie an Friedrich Wilhelm den Vierten. Das Original führte Beham für den Kardinal Erzbischof Albrecht von Mainz, geborenen Markgrafen von Brandenburg, aus. Die umfangreiche Platte des Tisches trägt an den vier Ecken die Wappen von Kurbrandenburg, Hohenzollern, Pommern und Ansbach, und an den vier Stäben, welche, von den Ecken bis zur Mitte reichend, die Tafel in vier gleichseitige Dreiecke theilen, ziehen sich andere Wappen von brandenburgischen Landschaften und Städten entlang. Die dreieckigen Felder enthalten die Darstellung von vier Momenten aus dem Leben Davids, des von Gott begnadigten, der dennoch strauchelte und hier wohl an die menschliche Schwäche und durch sie bedingte Demuth mahnen soll. Folgende Momente sind gewählt: die Einholung Davids durch Priester und Volk von Jerusalem, da man ihm entgegenjauchzte, Saul habe Tausend, David Zehntausend geschlagen; das Bad der Bathseba, von David belauscht; die Mahnung Nathans, der den König des

Ehebruchs zeigt; der Tod des Urias. Auf der einen Ecke hat der Maler sein eigenes Bildniß vom Kopf bis zur Zehe, doch in Liliputgröße, angebracht.

Unsere Wanderung durch die Räume des Museums ist beendet, da wir Einrichtung und Inhalt sämmtlicher drei Geschosse betrachtet haben. Der Schreiber dieser Briefe bittet die Leser, ihm nun wieder in die große Treppenhalle des Mittelbaus zu folgen und sich mit ihm an Kaulbachs genialen Schöpfungen zu erbauen.

V.

Nicht gering ist die Aufgabe, welche der Genius Kaulbachs in seinem Cyklus großartiger Wandgemälde hier zu lösen hat. Sie zu erschöpfen ist unmöglich, und es kann sich nur darum handeln, ob der Gedanke der Auffassung ein großer und edler, die Ausführung eine dieſem Gedanken ebenbürtige sey. Denn die Aufgabe zielt, kurz und bündig herausgesagt, auf eine Darstellung der Weltgeschichte ab. Freilich wird bei dem Worte „Weltgeschichte“ nicht an die Fülle von Personen und Thatsachen zu denken seyn, die sich im Fortgange der menschheitlichen Geschicke drängen, sondern mehr nur die Hauptabschnitte darf man in das Auge fassen, die eigentlichen Knoten- oder Wendepunkte der Geschichte. Kaulbach sieht in dieser die Kulturentwicklung des menschlichen Geschlechts und ergreift diese Bedeutung mit philosophischem Geiste, in einer Weltanschauung, welche die gesammte menschliche Bildung auf die den Hauptvölkern und den Hauptzeiten jener Entwicklung eigenthümliche Auffassung des göttlichen Wesens, auf die jederzeit herrschende Idee von der Gottheit als auf ihre Wurzel, als auf den Grund ihrer besondern lebendigen Erscheinungsformen zurückführt. So sind es denn vor allen drei Religionen, welche als die vornehmsten Triebfedern der Kulturgeschichte den Ideengang des Künstlers bestimmt haben: der Jehovahdienst, die schöne griechische Götterwelt als reinste Erscheinung des Polytheismus, und das Christenthum. Diese geistige Dreizahl tritt schon in der ersten Hälfte des Gemäldecyklus, welcher fast ganz vollendet von der einen Langseite der Treppenhalle uns entgegenleuchtet und der alten Welt gewidmet ist, entschieden hervor in drei großen Hauptbildern, deren Ränder von schmal herablaufenden Friesen umsäumt werden. Zwischen ihnen befinden sich außerdem zwei ebenfalls mit Malerei geschmückte trennende Pfeiler von etwa vierfacher Breite im Verhältniß zu den grau in grau gemalten Friesen.

Das erste jener drei Hauptbilder hat zu seinem Gegenstande den sagenhaften Beginn der Geschichte und führt uns in eines ihrer asiatischen Wiegenländer, nach der Riesenstadt am Euphrat. Die Zerstörung des Thurms zu Babel und die Zerstreuung der geschichtlichen Stämme ist hier nach der biblischen Ueberlieferung dargestellt. Das zweite Hauptbild zeigt uns die Blüthe Griechenlands, dessen gesammte Kultur in Religion, Kunst und Wissenschaft mit den Homerischen Gesängen und den durch sie in die griechischen Tempel eingeführten olympischen Göttern in gedankliche Verbindung tritt. Den Inhalt des dritten Bildes endlich gibt jene furchtbare Katastrophe der Zerstörung Jerusalems, jene unendlich weitgreifende That der auf ihren Gipfelpunkt gelangten römischen Weltherrschaft, der entscheidende Ausgangspunkt der weltgeschichtlichen Sendung des Christenthums und der endlosen Pilgerschaft des jüdischen Volks. Auf jedem der drei Bilder erscheint in Beziehung zu den menschlichen Handlungen und Schicksalen die Götterwelt in derjenigen sichtbaren Gestalt, welche in der Phantasie des dargestellten Volks lebte, das göttliche Wesen, wie es der Glaube historischer Nationen sich vorstellte. Auf dem ersten Bilde erblicken wir den einigen, väterlichen, aber die Ueberhebung des Menschengeschlechts strafenden Gott Israels, im zweiten die menschlich schönen Gottheiten der Griechen, im dritten die Schaar der warnenden Propheten, die rächenden Engel des beleidigten Gottes. Man fürchte jedoch nicht, daß Kaulbach diese Gestalten einer gläubigen Phantasie im sentimentalen Styl unserer Kirchen- und Heiligenmaler darstellt; er gibt sie vielmehr in voller Objektivität als geschichtliche Erscheinungen im Zusammenhang mit der vergangenen Wirklichkeit, in der sie lebten, weil sie geglaubt wurden. Sie sind, wie die ganze Fülle historischen Stoffes, die er seinen Bildern zum Inhalt gab, mit ihrer sinnlichen Erscheinung auf dem Boden philosophischer Geschichtsbetrachtung erwachsen.

Auf der zweiten Langseite der Treppenhalle wird sich der Gang weltgeschichtlicher Kultur in drei ferneren Hauptbildern fortsetzen. An vierter Stelle soll die Hunnenschlacht jene gewaltige Uebergangszeit der Völkerwanderung mit den in die Kultur des Alterthums hereinbrechenden dämonischen Mächten versinnlichen. Dann folgt eine großartige Darstellung der Kreuzzüge. Der am Kreuz gestorbene Christus erscheint selbst als Führer der christlichen Helden, deren sehnsuchtsvoller Zug nach dem heiligen Grabe die romantische Verklärung und den geschichtlichen Höhepunkt des katholischen Christenthums bildet. Endlich wird nach dem Plane des Künstlers eine Darstellung der Reformation diesen ganz in protestantischem Geiste gedachten Kulturgang durch die Weltgeschichte schließen.

Die Gestalten des Moses und des Solon, der beiden berühmtesten Gesetzgeber des Alterthums, sollen die Mittelpfeiler der ersten Langseite schmücken, die germanischen Heroen Karl der Große und Friedrich der Rothbart die Mittelpfeiler der zweiten Langseite.

Ueber ihnen werden allegoriſche Geſtalten die entſprechenden Zeitalter und auf den ſchmäleren Frieſsſtreifen eine ſymboliſche Darſtellung der geſammten Kulturgeſchichte deren fortlaufende Entwicklung andeuten. Ferner ſind vier allegoriſche Bilder zu erwähnen, die oberhalb der Galerieſthüren in jeder obern Ecke des Raumes, zu beiden Seiten der dieſſeitigen und jenſeitigen Dreizahl von Hauptgemälden, die vorzugsweiſe wirkenden geiſtigen Kräfte der Geſchichte verkörpern: die Sage, die Geſchichte ſelbſt, die Wiſſenſchaft und die Kunſt. Ueber der geſammten Fülle maleriſchen Lebens wird endlich ein grau in grau gemalter Frieſs unter der Decke um die ganze Halle laufen. In ihm macht der Künſtler einen zweiten Gang durch die Weltgeſchichte, aber hier leitet ihn der Humor, vor deſſen Blicken der hohe Ernſt der Ereigniſſe ſich in das phantaſtiſche Spiel einer drolligen Kinderwelt verwandelt.

Ich habe dieſe kurze Ueberſchau des Ganzen gegeben, um zuvörderſt den Zuſammenhang, den Faden anzubeuten, an welchem ſich der Organismus der Idee fortbewegt. Bevor ich mich nun zur näheren Betrachtung der Einzelnheiten wende, ſey es mir geſtattet, etwas über die Technik, die neu erfundene Malart zu ſagen, in welcher Kaulbach mit ſeinen trefflichen Schülern Echter aus München und Muhr aus Pleſs in Oberſchleſien dieſe Reihe großartiger Wandgemälde ausführt. Nicht des altbekannten Freſko, der Wandmalerei in friſchem Kalk, bedient er ſich, ſondern einer Technik, die unſerem Jahrhundert, und zwar dem letzten Jahrzehent deſſelben angehört. Es iſt die ſtereochromatiſche Malart. Die Stereochromie wurde bekanntlich in den vierziger Jahren vom Profeſſor Schlotthauer und dem Oberbergrath Fuchs in München erfunden. Der Grund, auf dem in dieſer Technik gemalt werden ſoll, muſs wie das Freſko eigens dazu vorbereitet werden, doch wird er nicht, wie bei dieſem, ſtückweiſe, ſondern im Ganzen aufgetragen, ſo daſs der Maler ſein Bild, es ſey nun groß oder klein, im Ganzen anlegen und auf demſelben Auftrag allmählig vollenden kann. Beim Freſko hingegen muſs ein aufgetragenes Stück in einem Tag fertig gemalt oder, wenn es unvollendet bleibt, heruntergeſchlagen und von neuem begonnen werden, weil die Unterlage feucht bleiben muſs, um die Farben einzuſaugen. Wenn aus dieſer Urſache gleichmäßige Fresken ſo ungemein ſchwierig herzuſtellen ſind, ſo leuchtet ein, daſs die Freiheit des Künſtlers durch die ſtereochromatiſche Malart ſehr gewonnen hat. Der Grund, welcher der letzteren zur Unterlage dient, beſteht aus aufgelöster Kieſelerde mit dem Bindemittel des Fluorwaſſerſtoffgaſes. Er vereinigt ſich mit der darunter befindlichen Mauer oder Steinplatte zu einem feſten Körper und nimmt die aufgetragene Malerei eben ſo untrennbar in ſeine Maſſe auf. Die Farben verlieren nichts von ihrer innern Leuchtkraft und Friſche, haben aber keinen Spiegelglanz, was auf das Auge des Beſchauers wohlthuend wirkt. Um die Farben zu löſen, zu miſchen und aufzutragen, bedient man ſich des deſtillirten Waſſers und ſie erhalten ſich in dieſer Verbindung auf der Palette lange friſch und brauchbar. Durch nachträgliche Fixirung mit einer chemiſchen Auflöſung, die vermittelſt einer Sprize über die Malerei verbreitet wird, empfängt das Bild endlich eine ſolche Dauerhaftigkeit und Wetterbeſtändigkeit, daſs man es füglich als unzerſtörbar bezeichnen darf. Die großen Vortheile dieſer Malart erwägend, hat Meiſter Kaulbach ſie dem Freſko vorgezogen, und Mitwelt und Nachwelt haben ihm dafür zu danken, daſs er für den Ausdruck unſterblicher Gedanken diejenige Erſcheinungsform wählte, welche auch die längſte äußere Dauer verbürgt.

VI.

Es ſind die Gemälde der (bis auf einen kleinen Theil des zweiten Hauptbildes) völlig vollendeten erſten Langſeite des Treppenhauſes, mit deren Inhalt wir uns nun im Einzelnen genauer beſchäftigen wollen. Ich beginne mit den beiden allegoriſchen Eckſtücken, der Sage und der Geſchichte, weil ſie gewiſſermaßen den Prolog zur erſten Abtheilung des Kaulbach'ſchen Epos bilden.

Die Sage erſcheint als eine greiſe, im Antlitz gebräunte Frauengeſtalt von rieſigem Gliederbau. Sie ſitzt auf einer bemoosten Felsbank, um welche ſich ſparſame Epheuranken ſchlingen. Ein Schleier fliegt um ihr Haupt und legt ſich dann über ihren Schooß. Das lange weiße Haar hat ſie achtlos über der Bruſt zuſammengeknotet, und um die Stirn ſchmiegt ſich ein Epheukranz. Unverkennbar iſt es die nordiſche Sage, die der Künſtler ſich unter dieſem Bilde dachte. Es erweckt in uns die Erinnerung an die Helden des ſkandinaviſchen und deutſchen Heldengedichts. Und in der That umrauſchen die Raben Odins, jene tauſendjährigen Vögel, welche aus fernſter Vergangenheit die Kunde von längſt untergegangenen Zeiten, zerfallenen Reichen und ſtaubgewordenen Erdenkindern herbeittragen, das Haupt der Sage. Wie berührt von viſionärer Erleuchtung ſcheint dieſe der Kunde zu lauſchen und ihr Auge nach Innen zu wenden in die eigene Erinnerung. Der Blick iſt traumhaft ſtarr; aber den linken Arm ſtreckt ſie hinaus, verkündend von den Wundern alter Zeit, und der Stab in ihrer Rechten wühlt läſſig, faſt mechaniſch in einem Haufen alter Waffen, Kronenreife und Spangen, der einen Todtenſchädel zu ihren Füßen umgibt.

Als abſchließendes Ornament, das zugleich den Gedanken des Bildes weiter ausführt und in die geſchichtlichen Erſcheinungen der Sage leitet, hat der

Künstler zu beiden Seiten der Hauptgestalt zwei reich mit figürlichem Leben ausgestattete Kandelaber angebracht. Die Gestalten der Siegfriedssage ranken sich am ersten Kandelaber, die des Mährchens vom Dornröslein am zweiten Kandelaber empor, die heroische wie die gemüthliche Seite der deutschen Sage vertretend. Im Sockel des ersten zeigt sich uns der Nibelungenhort: mit Gold gefüllte Urnen, prachtvolle Waffen, Trinkhörner und Schmuckstücke aller Art. Ueber dem Sockel liegt der Zwerg Albrich, der Wächter des Hortes, die Arme breit aufgestützt, den Kahlkopf mit ellenlangem Barte zwischen den Händen. Das weitaufgerissene Maul streckt er abwärts und aufwärts gleich einem Schlüsselloch; der Künstler wollte ihn in humoristischer Symbolik kennzeichnen als das vor den Schatz gelegte Schloß. Die ganze Zwerggestalt ist possirlich genug, doppelt komisch in der trotzig tückischen Bramarbasmiene, die sie angenommen. An der Basis des auf dem Sockel stehenden Kandelabers sitzen Siegfrieds Eltern, der König Sigmund, eine ernste, würdige Gestalt, und die Königin Siegelind mit dem Säugling an der Brust. Am Schafte des Kandelabers klettern des Zwergkönigs Gesellen empor, denn der zum Jüngling herangereifte Siegfried hat eben den Kampf mit dem Drachen bestanden, dem sie zu Hülfe eilen. Zwei von den Kobolden hängen bereits oben dicht an der Schaale, auf welcher Siegfried steht, ein anderes Paar hat den Mittelrand erreicht und bemüht sich, einem dritten Paare, das an der untern Hälfte des Kandelabers klimmt, heraufzuhelfen. Der siegreiche Held aber hat seinen Speer schon tief in des Drachen Leib gebohrt und hebt die Hände dankend zum Himmel. Er ist eine prächtige, jugendlich schlanke und doch muskelkräftige Gestalt im eng anschließenden Schuppenpanzer und gefügelter Schlachthaube.

In ganz symmetrischer Anordnung rankt sich das Mährchen vom Dornröslein an dem zweiten Kandelaber empor. Im Sockel die stolze Brunhilde mit Schwert und Schild in den Flammen, aus denen sie nur ein siegreicher Kampf befreien kann. Kaulbach deutet hiemit die ernste, heroische Wurzel an, aus welcher in parodirendem Humor das Dornröslein erblühte. Was hier die Dornen, waren dort die Flammen: die Gefahren, welche bestanden werden mußten, bevor der schöne Preis gewonnen wurde. Die strenge Sage machte die Rundreise aus dem Munde der Helden durch die Erzählung der Barden in den Besitz der Volkes, das mit selbstständigem Sinn die ernste Ueberlieferung in ein gemüthvoll heiteres Mährlein verwandelte. Die Zeichnung führt uns in sinniger Anspielung auf diese Umgestaltung durch die untere Schicht des dienenden Volkes und läßt aus ihr die Composition der völlig eigenthümlich gewendeten Volkssage erwachsen. Wie jenseits König und Königin, sitzen hier an der Basis des Kandelabers Koch und Spinnerin. Der erstere, ein fleischiger Gesell mit Zipfelmütze und Bratspieß, im Gürtel den Kochlöffel, ist mitten in seiner Beschäftigung, zwei Hühner aufzuspießen, selig eingenickt. Er wollte den Küchenjungen, der unten zwischen den Füßen des Kandelabers gleichfalls entschlafen, eben mit einer Maulschelle wecken, als die unwiderstehliche Macht des hinterlistigen Schlafes auch ihn überwältigte. Noch hält er den Haarbüschel des Knaben in der Hand, welche den Kopf in eine zur Execution geeignete Lage bringen sollte, aber seinen Muskeln ist die Kraft entwichen, das Gewollte in die That zu setzen. Auf der andern Seite nickt auch die alte Spinnerin am Rocken, den sie auf dem Schooße hält. Aus diesem träumenden Volksverstande hebt sich nun die humoristisch sinnige Vervollklichung (sit venia verbo) des Mährchens von der verzauberten Prinzessin. Die Freier klettern eifrigen Muthes am Schafte des Kandelabers empor, um das lockende Ziel im Sturme zu gewinnen. Der eine bläst lustig auf seinem Hüfthorn in die Welt hinaus, der andere schwingt in jubelnder Fröhlichkeit sein Barett. Aber schon auf dem Mittelrande sehen wir zwei andere von den kühnen Bewerbern in großer Ermattung ausruhen, und dicht am Ziele unter der obern Schaale des Kandelabers verunglückt ein drittes Paar, stürzt wieder hinab in die Tiefe, oder bleibt an den Dornen des Stammes hängen. Oben aber auf der mit Rosen umkränzten Schaale ist der glückliche Jüngling angelangt, welcher mit fliegenden Locken und heißem Antlitz das Haupt des lieblichen Dornrösleins zu sich umwendet, die im Zauberschlaf Befangene auf den Mund und so in das wache Leben zu küssen. Ueber ihnen erblicken wir ein liebkosendes Taubenpaar. Die zarte, duftige Romantik des Mährchens ist mit der symmetrischen Gliederung, welche die Composition beherrscht, meisterhaft in Harmonie gebracht, und selbst vom streng ästhetischen Standpunkte aus wird man es nur billigen können, daß der Künstler die sinnliche, sichtbare Darstellung des Mährchens in das an und für sich, durch seine architektonische Natur dem Anspruch auf Realität im malerischen Ausdruck der Gedanken entsagende Ornament verlegte.

Die Geschichte stellt sich uns auf dem zweiten allegorischen Eckstück dar als ein schönes, noch jugendliches, aber in edler Fülle der Körperformen blühend entfaltetes Weib, als die lebensvolle Gegenwart. Aus ihren Zügen spricht ein milder Ernst. Klar durchdacht spiegelt sich die Vergangenheit in ihrem Geiste, und sie zeichnet die Geschehnisse abgelaufener Zeiten in das große Buch der Weltgeschichte, welches die jüngste Zeit, die werdende Zukunft, ein geflügelter Knabe, aufgeschlagen ihr vorhält. In stiller, einsamer, vom Lärm des Tages abgewandter Sammlung gedeiht das Werk unparteiischer Geschichtschreibung: es ist Abend, von der Höhe eines Kandelabers spendet

eine Studirlampe das nöthige Licht. Sehr sinnig hat der Künstler seine jüngste Zeit aufgefaßt. Sie ist den Blicken der völlig erblühten Gegenwart entzogen, durch das große Buch der Vergangenheit verdeckt. Die Flügel des Knaben — was sind sie als die strebenden Gedanken, die rastlosen, schnell tragenden Mittel des Verkehrs, die immer zunehmen durch neue Erfindungen und vom Dampfe geschwellt sogar das schwerfällige Eisen beflügeln? Gern möchte die jüngste Zeit auf den Schwingen geistiger und materieller Bewegung hinausfliegen, vorwärts und immer vorwärts, unendlichen Zielen entgegen, und begierig sucht des befiederten Knaben Blick in den am Boden liegenden Papieren die noch unbeschriebenen Blätter der Zukunft. Aber noch steht er im Dienste der Gegenwart, noch trägt er die Last der Ueberlieferung und muß in diesem Zwiespalte zwischen dienender That und freiheitsehnendem Willen vielleicht ausharren, bis die kommenden Jahre die erste Jugendkraft seiner Flügel brechen.

Die beiden Seitenornamente enthalten in malerischer Allegorie und natürlich in der symmetrischen Kandelaberform Schilderungen des Kriegs und des Friedens. Dort ruft Bellona mit fliegendem Haar und begeisterter Geberde zum Kampfe auf: es ist der deutsche Befreiungskampf, dessen Flammen sie anfacht; stürmend eilt sie über einen französischen Adler fort, der ihr zu Füßen liegt. Waffenschmiede arbeiten an Helm und Schild, und ein junger Bursch waffnet sich, indem er sich an seinem Bilde im Spiegel eines blanken Schildes freut. Ueber ihm hängen reiche Siegstrophäen. Drei allegorische Frauengestalten, auf dem mittleren Rande des Kandelabers aufgestellt, versinnlichen die Schlachttage von Leipzig, Belle-Alliance und Kulm, deren Gedenktafeln sie in ihren Händen tragen. Endlich hebt ein Dreiblatt jugendlicher Krieger Friedrich Wilhem den Dritten als königlichen Sieger auf den Schild, den die obere Schaale des Kandelabers bildet. — Die Schilderung des Friedens beginnt mit einer Charitas, der fruchtbaren, liebevollen Mutter mit ihren Kindern, dem Heiligthum der Familie. Ueber dem Sockel erblicken wir den Jubel einer Kirmesfeier mit fröhlichem Geigenspiel und Tanz, gefüllten und geleerten Krügen, aus denen deutscher Gerstensaft die heißen Kehlen gelabt. Wo jenseits die Siegstrophäen hängen, begrüßen uns hier die friedlichen Werkzeuge des Landmanns, von Früchten umgeben, die er als Ernährer seines Volks dem Boden entlockt. Aber auch die Kunst nimmt Theil an den Segnungen des Friedens, und so erblicken wir als Repräsentanten der bildenden Künste auf dem mittleren Rand die Gestalten des Bildhauers Rauch mit dem Modell des großen Friedrichdenkmals, des Malers Cornelius mit dem Entwurf zu den Wandgemälden der königlichen Friedhofshalle, den Baumeister Schinkel mit dem Modell des von ihm erbauten Museums. Drei weibliche Figuren, Allegorien der Frömmigkeit, der Vaterlandsliebe und der Beharrlichkeit, tragen den Schild, auf welchem die liebreiche und nach dem Tode wie im Leben geliebte Königin Louise mit der Palme des Friedens steht. In der Hand ihres Gemahls dagegen erblicken wir das Schwert, welches wir bei ihm, nach beendigtem Kriege, als das Zeichen der Gerechtigkeit zu deuten haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

I.

Winters Anfang. — Nach Baden.

Wir treten in den Winter ein; schon begrüßt uns die heilige Katharina, deren Schutzbefohlenen man bekanntlich zum Namenstage nichts passenderes verehren kann als einen Muff. Mit der Katharinenredoute wird der Winter gleichsam eingeläutet. Diese Redoute, welche die Ankündigung der Maskenbälle zu Ende des Winters vorstellt, zeichnet sich vorzugsweise dadurch aus, daß „niemand sie besucht," obschon sie gewöhnlich zum Ersticken voll ist; sie ist eigentlich nur dazu da, damit im Fasching die Redouten gleich mit Nr. 2 beginnen können. Angelangt also beim bunten Vorläufer winterlichen Vergnügens und doch noch nicht befangen vom Wirbel, haben wir ein treffliches Plätzchen, einen flüchtigen Blick auf die sommerlichen Freuden zurückgleiten zu lassen, mehr dankbar als wehmüthig gestimmt. Ich für mein Theil wenigstens sehe nicht ein, weßhalb ich auf Genossenes mit Wehmuth zurückschauen sollte. Ich betrachte es als eine Errungenschaft, die uns kein 2. December mehr nimmt. Ein schöner Sommer war es, den wir in diesem Jahr durchwandelt haben; nicht ein naßkalter Gesell wie der von 1851, an dessen unfreundlichem Pfingstmontag ich von meinem Fenster aus mit fröstelndem Erstaunen die weißen Hosen betrachtete, in denen altgläubige Schneidergesellen zum Prater hinauswandelten. Dießmal gab es einen ächten und rechten Sommer mit heißen Tagen und lauen Nächten, mit Gewittern, denen kein Landregen folgte, und mit sonntäglichen Völkerwanderungen im allergrößten Maßstab. Ich habe diese Wanderungen, diese Wallfahrten zur heiligen Natur fleißig mitgemacht, denn es gibt kein wirksameres Mittel, uns zu Verehrern eines hellen Sonntags zu machen, als die Woche voll angestrengter Arbeit mit Feder und Rothstift. Wie wohl thun dem Auge die grünen Blätter, wenn wir sechs Tage lang nur gedruckte Blätter angesehen, deutsche, die leeres Stroh dreschen, französische, die wedelnd auf dem Bauche liegen, und englische, die — doch nein, gegen die englischen will ich nichts sagen; ich verehre die Times, worin ich so oft meine geheimsten Gedanken ausgedrückt finde, und wenn mir Daily News auch selten gefallen, so beweist ihr Daseyn doch, daß Redensarten keine Löcher in die Weltgeschichte stoßen. Also Sonntag ist es, wir wollen nach Baden gehen. Es ist jetzt so leicht nach Baden zu gelangen. Früher war es freilich anders; da mußte man auf die Wieden zur goldenen Kugel hinauspilgern, wo das Volk der rothnasigen Landkutscher sein Standlager hatte. Man ward in irgend eine enge Kutsche gepackt, um nach langem Aufenthalt endlich langsam fortgekarrt zu werden, den Wienerberg hinauf zur Spinnerin am Kreuz, dem gothischen Denkmal, neben welchem einst der Galgen stand und der arme Sünder zum letztenmal die schöne Welt zu betrachten pflegte, welche er in so unliebsamer Weise zu verlassen hatte. Von dort ging es weiter auf der staubigen Heerstraße nach dem Halt von Neudorf, berühmt durch seiner Würstel saftigen Wohlgeschmack. Von den Würstlein ging es dann Baden zu, das man, von Hitze und Staub erschöpft, nach drei tödtlich langen Stunden erreichte. Wie anders jetzt! Im Schatten von St. Stephan hält der Omnibus, welcher dich zum Gloggnitzer Bahnhof befördert, und auf den Schienen gleitest du, unbelästigt vom Staub, in einem geräumigen luftigen Bahnwagen in einer Stunde Frist nach dem Ziele, und zwar hart am Fuße des reizenden Gebirges hin.

Die goldene Kugel war eine jener Kutscherherbergen, wie man sie auf großen Weltstraßen bald gar nicht mehr treffen wird. Sie hatten allerdings ihren Werth und das Treiben darin war im Verhältniß von regsamer Lebendigkeit, obschon es uns jetzt kleinlich erscheint, wenn wir „das kosmische Reisefieber" der Bahnhöfe betrachten. Was war, gegen den Bahnhof gehalten, die goldene Kugel mit ihren geräumigen Gemächern, ihrem Hof und ihren Stallungen für so und so viele Pferde! Wenn wir annehmen, daß am Sonntagmorgen dort einige hundert Personen abgefertigt wurden, was bedeutet ihre Zahl gegen die Tausende, welche jetzt den Schienenweg wählen! Im Hofe der Kugel, welch ein Treiben, Schelten, Feilschen von zwanzig Leuten, die sich die Plätze in den letzten drei Wagen streitig machten, während jetzt Hunderte mit dem ruhigen Bewußtseyn zum Bahnhof kommen, unbedingt zu dem festgesetzten Preis und zur anberaumten Minute befördert zu werden, keiner Unverschämtheit, keiner Prellerei ausgesetzt. Und zu diesem Bewußtseyn gesellt sich die noch kostbarere Ueberzeugung, der Gelegenheit zur Heimkehr, und zwar bis zu einer verhältnißmäßig ziemlich späten Stunde versichert zu seyn, während ehedem die Heimkehr, namentlich von Baden, mit noch größeren Schwierigkeiten und Sorgen verbunden war, als die Ausfahrt, und zu einer Zeit erfolgen mußte, in welcher es am angenehmsten gewesen wäre, noch draußen zu bleiben.

Ich habe bisher nur Einen Menschen gefunden, welcher, ohne daß sein persönlicher Vortheil dabei im Spiele war, das Aussterben des trunkfälligen, spitzbübischen Geschlechts der Badener Landkutscher beklagte. Dieser eine war der alte Gräffer, — Franz Gräffer, eine Merkwürdigkeit von Wien, weil er der getreue Bewahrer aller

Merkwürdigkeiten von Wien war. Das Jahr 1848 hatte ihn geistig zu Grunde gerichtet, und leiblich gestorben ist er in diesem Jahr. Mir war er seit meiner Jugendzeit ein werther Bekannter. Seines Zeichens ursprünglich ein Antiquar (buchhändlerisch zu verstehen), war er zwischen seinen Büchern zum Schriftsteller geworden, und hat mit treuem Fleiß in höchst eigenthümlicher Weise allerlei über ältere Dinge und begrabene Menschen zu Wien aufgezeichnet. Seine Schriften sind eine reichhaltige Fundgrube, und für die Ueberlebenden zugleich das getreue Abbild seiner selbst, ein Gemisch von tiefem Gefühl und fröhlicher Laune, lustig im Stolz auf die schöne Heimat, witzig selbst in der Trauer, gemüthlich im Witz. So habe ich ihn gekannt in seinen guten Jahren, um ihn dann als seinen eigenen Schatten wiederzufinden. Unser Zusammentreffen war ein zufälliges, sein erstes Wort nach dem Wiedererkennen: „Sagen Sie niemand, daß Sie mich gesehen." — „Warum nicht?" — „Ich habe mich seit der Revolution unsichtbar gemacht." — Die Revolution ist ja vorüber, tröstete ich; wir sind wieder im Vormärz. Mit seltsamem Lächeln schüttelte er sein trübseliges Gesicht. „Ich bin vor Schrecken krank geworden," sagte er, „und kann nichts arbeiten, bis ich mich erholt habe. Zur Erholung bedarf ich Ruhe, die ich nur finde, wenn die bösen Menschen nicht wissen, ob ich lebe oder todt bin. Es gibt böse, böse Menschen, und ich hätte doch noch so viel aufzuschreiben." — Ich merkte sofort, daß seine Krankheit in der gestörten Verbindung zwischen dem unsterblichen Gedanken und den vergänglichen Mitteln der Mittheilung bestand, und um das Gespräch in ein anderes Gleis zu bringen, forderte ich ihn auf, am Sonntag mit mir nach Baden zu fahren. „Haben Sie einen eigenen Wagen?" fragte er. — „Wie käme ein armer Schriftsteller zu Roß und Wagen?" fragte ich entgegen. Der Grund leuchtete ihm ein. „Ich kann jetzt leider gar nicht mehr nach Baden kommen," sagte er, „seit keine Landkutsche mehr geht. Auf der Eisenbahn fahre ich nicht." — „Fürchten Sie sich?" — „Ja und nein. Ob ich heute sterbe oder morgen, das macht mir keinen Kummer, obschon ich noch viel zu schreiben habe, was ohne mich die Welt vergessen würde. Aber an dem Tage, an welchem ich auf der Eisenbahn führe, wäre ein schweres Unglück unvermeidlich, und ich will nicht die Schuld auf mich laden, so viele Menschen zu Grunde zu richten." — Späterhin ist Gräffer vollständig wahnsinnig und bald darauf durch den Tod erlöst worden. Ein gutes Stück vom alten lustigen biedern Wien liegt mit ihm begraben; wir aber eilen mit dem neuen Wien zum Bahnhof. — Der Weg dahin führt unmerklich aufwärts durch die Favoritenstraße zum südlichen Höhenzug. Das Theresianum, woran wir vorüberkommen, war einst Kaiser Leopolds Lustschloß Favorita, erbaut nach der letzten türkischen Belagerung (von 1683) zwischen Weinbergen, weit entlegen von der Stadt. Leopolds Enkelin, die große Maria Theresia, erbaute sich als ländliche Zuflucht vor der wachsenden Stadt das ferne Schönbrunn, das jetzt mit seinem reizenden Park schon wieder zwischen städtischen Straßen steckt, welche den grünen Aufenthalt bereits von drei Seiten umzingeln. Von der Favorita ist's noch eine gute Strecke bis hinauf zum Linienwall, der Vorstädte äußerster Umgrenzung. Diese „Linien" wurden zu Anbeginn des vorigen Jahrhunderts gegen die Ueberfälle der ungarischen Mißvergnügten aufgeführt; das Land Pannonien, müßt ihr wissen, war damals noch streitiges Gebiet zwischen dem Erzhause Habsburg und der magyarischen Junkerschaft, und der Streit ist endgültig erst im Sommer dieses Jahres beigelegt worden, in welchem Franz Joseph, der jugendliche Kaiser, in friedlichem Triumphzug das Land bis zur türkischen Grenze durchreiste und sich mit eigenen Augen überzeugte, daß er die Sache des Volkes nicht bloß mit dem Schwerte, sondern auch in den Herzen gewonnen hat. Nicht weit vom Linienwall, noch innerhalb, steht das obere Belvedere, das zierliche Schloß des edlen Ritters Prinz Eugen; draußen aber erheben sich zwei stattliche Burgen, jede eine Welt für sich, zur Linken das neue Arsenal, zur Rechten der Bahnhof. Das neue Arsenal wird nach seiner Vollendung eines der großartigsten Werke vorstellen; es wird eine Festung, ein Zeughaus, eine kriegerische Arbeitsstätte und ein Waffenplatz. Was davon fertig, fällt künstlerisch schön in's Auge.

Zum Bahnhof hinaus geht es am hellen Sonntagmorgen in unzähliger Menge, ein Gedränge zu Fuß, ein Zug von Wagen an Wagen. Da rumpelt der schwerfällige Omnibus, beladen mit einem Schweizerbuben hebender Frachtstücke und einer Masse von Koffern. In gestrecktem Trabe fährt der Fiaker einher, ein flotter Bursche. Der Fiaker ist das Bild des echten „Wiener Früchtels," wie er dasitzt auf dem Kutschbock, den Hut nach dem rechten Ohre hin geneigt, an der linken Schläfe die zierlich gedrehte Schneckenlocke, die Zügel mit edler Zuversicht leicht und doch so sicher in der Hand. Der Cavalier, welcher das eigene Gespann leitend seine Bedienten spazieren führt, sieht nicht flotter aus, wenn man nicht den Aufwand der äußern Erscheinung gar zu sehr in Anschlag bringt. Indem das Sprichwort sagt, jedes Wiener Kind sey ein geborener Fiaker, ist damit eigentlich wohl gemeint, daß der Fiaker Wienerisches Vollblut sey. Dem Fiaker und dem herrschaftlichen Gespann folgen das Cab, die verunglückte Nachahmung des Londoner Vorbildes, und das Borcab, welches hier Affenkasten heißt. Im Borcab sitzt der Fahrende mit dem Gesicht nach rückwärts, gerade so hoch, daß ein nachfahrender Wagen ihm bequem die Deichsel in den Bauch rennen könnte. Wenn die Wagen sich stauen, so stecken die Rosse des nachfolgenden Gespanns neugierig ihre Köpfe zu dem Insassen des Borcabs hinein, und so nach seiner Laune reicht er ihnen ein Stückchen Zucker oder wischt ihnen mit seinem Taschentuch den Schaum vom Gebiß. Zu den englischen Einspännern mit ihrem Kutscher auf der schwindelnden Höhe kommen jetzt noch die feinen Comfortables; doch von diesen war am Bahnhof im letzten Sommer noch nichts zu sehen.

In der Halle drängt und stößt es sich zu den Kassen, um die Fahrkarten zu lösen, und der Strom wälzt sich die breite Stiege hinauf zur Abfahrtshalle, um in der langen Wagenreihe den geeignetsten Platz zu suchen. Das ist ein lustig lebendiger Anblick. Jedes Alter und jeder Stand ist hier vertreten. Die Eisenbahn ist das Bild des modernen Staates, der in der Hauptsache alle Welt gleich macht. Den Wagen erster Klasse führt derselbe Dampfer von dannen, welcher die andern beiden Klassen auf den

Schienen fortſchleppt, und die Geringen kommen gerade ſo raſch zum Ziele, als die Vornehmſten, welche ehedem vierſpännig an Landkutſchern und Fußwanderern vorüberſauſten. Das ſchöne Geſchlecht findet ſich zahlreich auf dem Bahnhof ein, um mit dem Zuge nach den verſchiedenen Ausladepunkten zu fahren, und die am ſtattlichſten Herausgeputzten begeben ſich unſtreitig nach Baden oder nach Wöslau. Die dicke Frau mit dem allzuweit ausgeſchnittenen Kleid, die Blondine, verloren in Spitzengewebe, wie der bleiche Mond hinter lämmernden Wölkchen, die Braune in der rauſchenden, raſchelnden Tonne geſteifter Unterröcke, ſie wollen im Park bei der Muſik und auf der Hauswieſe ihre neuen Hüte zur Schau tragen. Wieder andere erblicke ich, die gewiß nach der Brühl begehren; ſie ſind wohl auch gepuzt, aber ihr Staat hat nicht den ballmäßigen Anſtrich, und ſie ſcheinen gerüſtet, ein paar Stunden Weges zu Fuß zurückzulegen. Hier iſt eine Schaar draller praller Schönheiten, friſch von Farben, mit funkelnden Augen; wahrhaftig, euch ginge ich nach in die bergigen Waldgehege, wenn nur mein Vater mein Großvater wäre. Dort zeigt ſich ein bleiches Antlig mit unheimlich flackernden ſchwarzen Augen und ſchmachtenden Zügen, die Wangen jugendlich, aber zerknitterte Roſenblätter. Du willſt Blumen ſehen und Grün, du armes Kind, deſſen Blüthe ſchon ſo früh am Tage der großſtädtiſche Mehlthau verdorben? Sie blickt beſcheiden vor ſich hin, ihre Augen gehen heute nicht auf Beute aus, und nur ſich ſelber will ſie angehören an dieſem anmuthigen Sonntag. Für ſie iſt die Einſamkeit, was der glücklicheren unentweihten Jugend ein liebes Selbander. Doch ſteigen wir ein, und wenn es uns darum zu thun wäre, recht viele glückliche Paare zu ſehen, ſo müßten wir die ungepolſterten Sitze der dritten Klaſſe wählen. In der erſten Klaſſe ſitzen wir weich, aber langweilig einſam; auf den Lederbänden der zweiten treffen wir zahlreiche und anſtändige Geſellſchaft, doch ſie hat ſich die neueſte Nummer der Preſſe oder des Fremdenblattes gekauft und vertieft ſich in die Leſung. Um des leidigen Anſtandes willen geſellen wir uns der Leſegeſellſchaft, und genießen nur von weitem durch die Scheiben das Schauſpiel auf den Holzſitzen. Der Jüngling dort neben der ſtattlichen Köchin hat mir vorgeſtern erſt meine neuen Sommerſtiefeln gebracht; der mit der ſchlanken Nätherin ſieht mich immer mit halb verächtlichem, halb vorwurfsvollem Blicke an, wenn er, den grünen Beutel unter dem Arm, an mir vorüberſchießt und ſich im Stillen darüber ärgert, daß ich nicht wenigſtens mein Kinn dem Scheermeſſer preisgebe; ein dritter, der ebenfalls eine Holdſchaft mit ſich führt, lächelt mir vertraulich zu. Wir haben uns um Mitternacht noch geſehen; er ſtand an ſeinem Tiſch, um die neueſte Poſt in die Form zu heben und dann den Rahmen feſtzukeilen. Jezt preist er das Jahr 1848, welches den Jüngern Guttenbergs den Sonntag als bleibende Errungenſchaft beſchert hat. Der Geſell der ſchwarzen Kunſt fährt heute nach Lieſing hinaus, wo die Walhalla des Königs Gambrinus ſich erhebt. Von Bier und Liebe gelabt, wird er ſpät in der Nacht ſein Lager ſuchen und morgen früh gähnend ſeufzen: Warum gibt es nicht lieber 52 blaue Montage, als Einen grünen Donnerſtag?

Horch, der Zugführer ſtößt in's Horn. Der Schirrmeiſter ſchlägt die Thüren des Wagens zu. Die Locomotive läßt ihren grellen Pfiff vernehmen. Ich höre raſſeln und klirren. Die Wagen rücken ein wenig, dann mehr, ſie kommen in's Rollen, und in wenigen Augenblicken gleiten ſie vogelſchnell dahin. — Von der Fahrt im nächſten Briefe.

London, November.

Die alte und die neue Zeit.

Vorgeſtern fand das pomphafte Leichenbegängniß des Herzogs von Wellington in Gegenwart einer unermeßlichen Volksmenge ſtatt, und heute ſchon iſt es beinahe vergeſſen. Die Preſſe hat ſich wieder den politiſchen Fragen zugewendet, die eine zeitlang in den Hintergrund geſchoben waren, und nur die Wochenblätter kommen noch pflichtſchuldig auf das abgethane Thema zurück. John Bull kümmert ſich nicht lang um ſeine Todten, am wenigſten jetzt, wo die Intereſſen der Lebenden auf dem Spiele ſtehen. — Der Tod Wellingtons fiel bekanntlich in einen Moment der dumpfſten Indifferenz. Aber man weiß, wie trefflich es der induſtrielle Geiſt der Engländer verſteht, jedes Ereigniß von einiger Bedeutung nach allen Seiten hin auszubeuten. Kaum hatte der elektriſche Telegraph die Nachricht des „Nationalunglücks“ gebracht, ſo war die geſchäftige und geſchäftliche Spekulation auch in vollem Gange. Wie durch Zauberei erſchienen hinter den Ladenfenſtern die beſtaubten Bilder und Schriften, welche in der entfernteſten Beziehung zu „dem Helden der hundert Schlachten“ ſtehen; die Antiquitätenkrämer hingen ächte und unächte Manuſcripte von ihm aus, die ſie zu fabelhaften Preiſen feil boten, und nach wenigen Tagen hatten wir ſchon eine neue Wellingtonliteratur, welche bald zu enormen Verhältniſſen anſchwoll. Kein Penny-a-liner, die nicht ſeinen ſchriftſtelleriſchen Genius angeſpornt, kein Buchhändler, von dem faſhionablen Bookſeller der Piccadilly bis zum untergeordneten Stationer in Holywellſtreet herab, der nicht eine Biographie in elegantem Octavband oder unſcheinbarem Pennyhefte veröffentlicht hätte. Die Bänkelſänger deklamirten auf den Straßen von „den zwei Augen, die ſich in Wolmer's Caſtle geſchloſſen,“ und beweinten England, das ſeinen größten Sohn verloren. Es regnete Tauſende von Lebensbeſchreibungen, von Trauerhymnen, Oden und Liedern, von Stahlſtichen, Kupferſtichen, Holzſchnitten und Lithographien, von Büſten in Marmor, Bronze, Gyps und Zucker, von Todtenmärſchen, und der Himmel weiß was alles. Das Volk hörte und ſah ſo viel von der Vergangenheit, daß es unwillkürlich der Gegenwart entrückt wurde; es vergaß die Unpopularität des Todten und rief ſich die außerordentlichen Dienſte in's Gedächtniß, die er ſeinem Vaterlande geleiſtet hatte. Es war nicht ſowohl das Intereſſe an dem Mann, was die Maſſe bewegte, als das neugierige Intereſſe an der Epoche, die er repräſentirte, und das Bewußtſeyn, daß ein ganzer Zeitabſchnitt, reich an Ereigniſſen und bedeutungsvoll für die Entwicklung des britiſchen Reichs, mit ihm zu Grabe getragen werde. Daher auch die große Theilnahme an ſeinem Leichenbegängniſſe. Doch genug, die Nation hat den Tribut der Dankbarkeit reichlich bezahlt. Das alte England iſt todt und ſchläft in der Gruft von St. Paul. Eine neue Generation drängt ſich ungeſtüm voran, ein Geſchlecht mit andern Ideale und andern Illuſionen, ein Geſchlecht, das den Staat von den Anhängſeln des Feudalismus befreien und zur kaufmänniſch verwalteten Handelskompagnie machen will, ein Geſchlecht, deſſen Götter die Baumwolle, der Dampf und der elektriſche Telegraph, deſſen Evangelium der Freihandel, deſſen Tempel die Börſe und der Fabrikſaal und deſſen Ziel die induſtrielle Ausbeutung und Umgeſtaltung der Welt iſt.

Ich habe ſchon früher meine Anſicht über die gegenwärtige Lage Englands mitgetheilt. Die Lage hat ſich ſeitdem noch ſchärfer abgegrenzt und der Ton der bisherigen Parlamentsdebatten, die Haltung der Reformpartei, die gereizte Sprache der Preſſe, die aufgeregte Stimmung des Publikums — geſteigert durch das dunkle Gefühl, daß ſich die commerzielle Proſperität ihrem Ende zuneigt — alles deutet darauf hin, daß wir an der Pforte einer inhaltsſchweren, ſtürmiſch bewegten Zukunft ſtehen. Der jetzige Zuſtand kann nicht dauern. Die Oppoſition, unſähig, das Torymineſterium aus ſeiner Stellung zu treiben, und nicht gewillt, einen Compromiß mit ihm einzugehen, ſieht den einzigen Ausweg in einer durchgreifenden Wahlreform, welche die Ariſtokratie vom Staatsruder verdrängt. Man ſpricht ſchon von einem zweiten „Appell an das Volk.“ Aber jedermann iſt darüber im Reinen, daß er eben ſo wenig zu einem Reſultat führen kann wie der erſte. Das parlamentariſche Syſtem iſt faul, aber England iſt geſund an Leib und Seele.

Vor Kurzem brachte Morning Chroniele einen Aufſatz, der großes Aufſehen erregt hat und hier Erwähnung verdient. Das konſervative Organ ſtellt nämlich die Symptome zuſammen, welche den früheren Kriſen voraus gingen, und weiſt nach, daß in dieſem Augenblick alle Bedingungen einer Kataſtrophe, nur ausgedehnter und umfaſſender als früher, vorhanden ſind. Zum Beweis der Ueberſpekulation, die jetzt im Gange iſt, werden unter andern folgende Notizen gegeben. Vom 1. Juni des Jahrs bis zum letzten Oktober bildeten ſich in England 153 neue Compagnien, zuſammen mit einem Kapital von 41,739,120 Pfund Sterling (über 500 Millionen Gulden). Darunter befinden ſich 51 Eiſenbahngeſellſchaften (für England und das Ausland) mit 27½ Mill. Pfd. St., 7 Schifffahrts- und eben ſo viele Auswanderungsgeſellſchaften. Bis jetzt iſt erſt etwas mehr als der vierte Theil der Geſammtſumme eingezahlt; der ungeheure Reſt ſteht noch aus. Viele der Unternehmungen ruhen notoriſch auf unſoliden Grundlagen, und wir können

uns denken, welch verhängnißvolle Folgen eine allgemeine Erſchütterung des Kredits nach ſich ziehen muß.

Das Induſtriegebäude iſt nun völlig aus Hydepark weggeräumt und an ſeinen neuen Beſtimmungsort gebracht. Die Hochkirchler geben ſich bekanntlich alle mögliche Mühe, die Oeffnung des „Volkspalaſtes“ am Sonntag zu hintertreiben. Sie berufen ſich dabei auf ein altes Geſetz, das auch wirklich beſteht. Die öffentliche Meinung, ſelbſt die Times, ſpricht ſich aber ſo entſchieden gegen die vornehmen Zeloten aus, daß wir uns keinen Befürchtungen hinzugeben brauchen. In Bezug auf das fragliche Geſetz wird übrigens nächſtens im Parlament eine Aenderung beantragt werden, die ohne Zweifel durchgeht und das letzte Hinderniß aus dem Wege räumt. Das Miniſterium ſelbſt iſt zu klug, um ſich einer ſo populären Maßregel zu widerſetzen.

Aus der Oſtſchweiz, November.

Högger und ſeine Fixationsverſuche. — Die St. Galler Stickerei.

Ihr Korreſpondent aus der Weſtſchweiz hat Sie mit den rauſchenden Feſtlichkeiten unterhalten, welche der letzte Sommer uns gebracht hat; gewähren Sie dieſen gegenüber einigen Bildern unſeres Lebens in der Oſtſchweiz einigen Raum. Und wenn der Weſtſchweizer nicht ohne ironiſches Behagen Sie in den Sitzungsſälen unſerer National- und Ständeräthe herumführte, ſo erlauben Sie mir dagegen, mit Ihnen einen flüchtigen Gang durch die Ateliers unſerer Künſtler und die Magazine unſerer Fabrikanten zu machen, wo vielleicht weniger geſprochen, aber auf jeden Fall nicht weniger gedacht und ſpekulirt wird.

Wir ſtanden eben auf dem Brühl in St. Gallen und unterſuchten die mächtigen Molaſſenblöcke, aus denen die Fundamente des neuen ſtädtiſchen Gymnaſialgebäudes aufgeführt werden, als ein Mann raſchen Schrittes neben uns vorbei ging, deſſen langer, nicht eben ſorgfältig gepflegter Bart und wallendes blondes Haar einen eigenthümlichen Kontraſt bildeten zu den ſauber raſirten und gekämmten St. Gallern, die aus den Comptoirs zum Mittagsmahle eilten. „Wer iſt der Mann?“ fragte ich meinen Begleiter; „es kann nur ein Künſtler oder ein Dichter ſeyn.“ — „Errathen, es iſt unſer berühmter Landſchaftsmaler, Renatus Högger.“ — „Der Maler des Bergſturzes von Felsberg?“ — „Allerdings, und noch vieler andern Stücke. Wollen wir uns einige intereſſante Stunden verſchaffen, ſo beſuchen wir morgen den Mann in der ſtillen Werkſtätte ſeines Sinnens und Wirkens.“

Am andern Morgen klopften wir an der Thüre des dritten Stockwerks, in welchem der Künſtler wohnt. Ein freundliches „Herein“ öffnete uns eine Reihe Zimmer, durch welche ihr Beſitzer ſelber den Führer machte. Unſere Blicke fielen auf die zahlreichen Landſchaftsſkizzen, mit denen alle Wände bedeckt waren; Renatus aber führte uns zu einem langen Tiſche, auf welchem Proben von ſeinen Fixationsverſuchen umher lagen. Dieſe Verſuche haben in der letzten Zeit Höggers ganze Thätigkeit abſorbirt und ihn von der Landſchaftsmalerei abgezogen. „Dieſem Schafskopfe verdanke ich zum großen Theil das bischen Ruhm, der mir zu Theil geworden,“ bemerkte der Künſtler lächelnd, indem er uns auf einem Karton den mit Kreide gezeichneten Kopf des ſanfteſten aller Vierfüßer zeigte. Als nämlich Högger ſeine Entdeckung gemacht, reiſte er nach München und bot der Akademie an, die zahlreichen Kartons von Cornelius und Kaulbach ſo zu fixiren, daß ſie ſo dauerhaft würden wie Kupferſtiche. Die Akademie gab ihm als Probeſtück jenen Schafskopf und Högger fixirte ihn, daß die naſſen Schwämme und Säuren der Akademiker eher das Papier als die Zeichnung zu alteriren vermochten. Die Probe war gelungen und Högger erhielt eine Reihe der köſtlichſten Kartons zum Fixiren. — Ein Engländer oder ein Franzoſe hätte nun mit ſeinem Geheimniß und mit den glänzenden Zeugniſſen der Münchner Akademie Europa durchreiſt und in ſämmtlichen Ateliers die Kartons, ſich ſelber aber ein hübſches Vermögen fixirt; unſerem Högger aber waren während des Fixirens der Kaulbach'ſchen Geſtalten eine Menge neuer Anwendungen ſeiner Entdeckung eingefallen; in Felsberg hatten zudem neue Felsmaſſen ſich gelöst und man konnte nicht wiſſen, wann es zum entſcheidenden Bruch kommen würde. Der Künſtler eilte alſo nach Hauſe und dehnte ſeine Entdeckung immer weiter aus.

Sein Geheimniß beſteht darin, daß er die auf glatter Fläche in Pulverform ausgebreiteten kleinen Körperchen unter ſich und mit der tragenden Fläche feſt verbindet. Bei der Fixirung der Kartons wurden die Kreidetheilchen mit dem Papier verbunden; allein der Künſtler ging weiter und zeigte uns eine Reihe Verſuche, bei denen es ihm gelungen, dieſe Körperchen als zuſammenhängende Kruſte von der tragenden Fläche abzulöſen. Blaſet den feinſten Kohlenſtaub über eine Porcellanfläche, daß ſie davon wie von einem matten, ſchwarz gefärbten Hauch überzogen erſcheint; Högger wird euch dieſen Hauch fixiren und von der Porcellanfläche als ein Häutchen ablöſen, ſo zart, daß es ſchon unter der pulſirenden Bewegung eurer Finger unruhig hin und her zittert, und in dieſes Häutchen hinein ritzt er noch mit leckem Uebermuth eine transparente Landſchaftsſkizze. Selbſt den durch die Kraft des Magnets borſtenartig aufgerichteten Eiſenfeilſpänen gebot ſeine Erfindung in ihrer Stellung zu verharren und ſeit Jahren in unverrückter Stellung das Innere einer Muſchelſchaale auszutapeziren. „Aber welchen Nutzen gewährt denn dieß alles?“ fragte mein Begleiter. — „O, über euch praktiſche Menſchen, die bei jeder Entdeckung fragen: wie viel trägt ſie ein? Iſt denn das Intereſſe, das die Entdeckung gewährt, nicht Lohns genug? — Wenn ihr aber durchaus etwas Praktiſches haben wollt, ſo ſchaut her!“ — Der Künſtler holte eine Schachtel mit einer Schmetterlingſammlung hervor und fuhr mit einem Schwamm über die Flügel; ſie blieben unverſehrt, ſelbſt der Schiller behielt ſeinen ſtimmenden Glanz. Der zarte Flügelſtaub war fixirt und widerſtand, auch wenn die Flügel zwiſchen den Fingern zerrieben wurden. „Ihr ſeyd wie meine Mitbürger,“ fuhr der Künſtler fort, „denen man auch von Zeit zu Zeit etwas Praktiſches erfinden muß, wenn man bei ihnen in Kredit bleiben will. Ich habe daher verſucht, unſern Stickerei- und Mouſſelinfabrikanten zu beweiſen, daß mein Fixiren auch eine ſpeciell St. Galliſche Seite hat.“ Es war der Verſuch, auf zarter Mouſſeline Blumen und Arabesken aus Goldſtaub zu fixiren. Es fehlte der Fixirung zwar noch der blendende Glanz; aber der Künſtler hofft ſeine Entdeckung ſo zu vervollkommnen, daß ſie Goldſtickerei erſetzen ſoll. — Einer der intereſſanteſten Verſuche iſt die Fixirung der

Eisblumen, die der Froſt auf den Fenſterſcheiben bildet. Aus dem vollwirkenden Sonnenſchein holte er eine Glastafel hervor und ließ ſie beſchauen, befühlen. Es waren die ſtrahlenförmig anſchießenden Eiskryſtalle mit ihren grotesken Figuren; es war für die Finger die rauhe Kruſte, die das Eis auf dem Glaſe bildet. Es iſt Eis, ſagten unſere Sinne; allein wie kann es bleiben unter den Strahlen der Sommerſonne? fragte der Verſtand. „Man ſoll euch praktiſchen Menſchen nicht alles erklären,“ bemerkte der Künſtler, der die Frage in unſern Mienen geleſen hatte, und ſtellte die Glastafel wieder auf die Seite. — Das Merkwürdige bei dieſen Entdeckungen iſt, daß Högger keine eigentlichen chemiſchen Kenntniſſe beſitzt. Bemerkt man aber die liebevolle Aufmerkſamkeit, womit er an der kleinſten Naturerſcheinung haftet, die Freude, die in ihm z. B. der Farbenſchmelz und die Geſtalt eines Conchyls erzeugt, die Luſt, mit der er das wechſelnde Farbenſpiel eines Minerals verfolgt, ſo iſt man verſucht zu glauben, die Natur habe ihn mit einem eigenthümlichen Sinne ausgeſtattet, der ihn durch unmittelbare Intuition, oder wenn man will, unbewußt, Geheimniſſe entdecken läßt, welche ſonſt nur dem angeſtrengten Grübeln und Forſchen der Wiſſenſchaft ſich enthüllen. Dieſes fortgeſetzte Betrachten des geheimen Wirkens der Naturkräfte hat in Högger eine eigene frohe Genügſamkeit erzeugt, die ſeiner Unterhaltung einen beſondern Reiz gibt und ihn unter Freunden das Geſtändniß entlockte, kein Tag vergehe, wo nicht eine neue freundliche Erſcheinung der Natur ihn erquicke. — Dafür hat ihm aber die Natur die Luſt am Erwerb irdiſcher Güter genommen, die für ihn nur inſofern Werth haben, als ſie ihm die Mittel gewähren zu neuen Forſchungen und Entdeckungen. Das iſt das Unpraktiſche, das ihm ſeine induſtriellen Landsleute nicht verzeihen können.

Wir wendeten uns nun zu den zahlreichen Landſchaftsſkizzen in Aquarell und Tuſche, die alle Räume bedeckten, welche die Fixationsverſuche übrig gelaſſen hatten. Sie zeugen von tiefem Verſtändniß der Natur und wurden uns um ſo intereſſanter, da an viele derſelben bedeutſame Momente aus des Künſtlers Leben ſich knüpfen. Högger lebte früher mehrere Jahre als Zeichnungslehrer in England; eine Reihe Skizzen engliſcher und ſchottiſcher Landſchaften ſind die Früchte dieſes Aufenthalts. Sein Bekanntwerden in der vornehmen engliſchen Geſellſchaft knüpft ſich ebenfalls an ein ſolches Landſchaftsbild. Högger wollte die berühmte Fingalshöhle auf Staffa beſuchen. Die Schaluppe des Dampfſchiffes, auf dem er die Reiſe machte, brachte ihn zur Zeit der Ebbe an den Eingang der Höhle. Högger mit ſeinem lebendigen Sinn für Naturſchönheiten war entzückt über die Wunderwelt, die ſich vor ihm aufſchloß, und ſuchte ihren Eindruck in einer Skizze wiederzugeben. Unterdeſſen rückte die Zeit der Fluth heran; der Capitän ließ dem Künſtler ſagen, es ſey die höchſte Zeit ſich einzuſchiffen. Allein dieſer ließ ihm zurücklagen, er bleibe da, bis ſeine Skizze vollendet ſey, möge kommen, was da wolle. Alſo fuhr das Dampfſchiff ab, und Högger arbeitete an ſeiner Skizze fort, obſchon die wachſende Fluth ſeine Lage immer gefährlicher machte. Ein anderes Schiff, das zufällig nach einiger Zeit vorbeifuhr, rettete den Künſtler, der ſich vor der ſteigenden Fluth von einem Felsſtück auf das andere geflüchtet hatte. Die Begebenheit wurde bekannt und Högger wurde der geſuchte Mann in den Kreiſen, denen ſein kühnes Wagniß kund geworden. Daß er aber trotz der glänzenden Ausſichten ſich nicht feſſeln ließ, iſt nach dem, was wir jetzt von ihm wiſſen, begreiflich.

In Deutſchland wurde Högger hauptſächlich bekannt durch ſeine Darſtellungen der Gegend von Felsberg. Dieſe zerriſſenen Gebirgsmaſſen, dieſe wie ein verderbliches Ungewitter über den Wohnungen und Feldern der Menſchen hängende Zerſtörung war ein würdiger Vorwurf für ſein Talent. Er wurde mit einer Menge von Beſtellungen beehrt, hat aber bis jetzt nur eine (irren wir nicht, für den König von Preußen) ausgeführt. Eine Reihe Farbenſkizzen in ſeinem Atelier laſſen bedauern, daß dem Künſtler die Geiſtesruhe nicht gegeben iſt, größere Kreiſe der Kunſtliebhaber mit den Schöpfungen ſeines Talents zu erfreuen. — Daß eine ſo in die Wunder der Natur und der Kunſt ſich verſenkende Individualität die Klugheit und Gewandtheit der Weltkinder nicht kennt, iſt natürlich, und er ſelber erzählt davon manche ergötzliche Geſchichte. Er hat ſich mit Vertrauen der Natur genaht, und ſie hat ſein Vertrauen nicht betrogen, ſondern ihm Geheimniſſe enthüllt, die ſie andern, welche mit gewaltigen Anſprüchen ihr nahten, verborgen hat. Warum ſollte die Menſchenwelt ſein Vertrauen mit geringerer Treue lohnen? Schützelt das kluge Weltkind ungläubig den Kopf über das Vertrauen, das ihr Künſtler in die Menſchenwelt ſetzt, ſo erzählt er ihm die Geſchichte von ſeines Vaters Uhr, als unumſtößlichen Beweis, daß, wer den Menſchen traue, nicht zu Schanden werde.

Vor mehreren Jahren befand ſich Högger auf dem Dom zu Köln und ſchaute hinunter auf die grünen Wellen des Rheins und das Ameiſengewühl der Menſchen an ſeinen Ufern. Lange mochte er da geſtanden haben, verſunken in die landſchaftlichen Schönheiten der Umgebung, ohne zu bemerken, daß zu ihm ein Fremder ſich geſellt, deſſen trübe Mienen großen Gram verriethen. Als Högger ſich endlich umwandte und in das kummervolle Geſicht des Fremden ſchaute, war das erſte, daß er ſich nach der Urſache ſeiner Leiden erkundigte. Der Fremde erzählte ihm nun, wie ſeine Mutter an ſchwerer Krankheit darniederliege, und wie er, um ſie noch einmal zu ſehen, die weite Reiſe zu ihr angetreten habe. In Köln ſey ihm das Reiſegeld ausgegangen, und er finde ſich nun ohne Mittel, ſeine Reiſe zu vollenden und ſeiner Mutter das letzte Lebewohl zu ſagen. Högger war ergriffen von dem Unglück und gerne hätte er dem Manne geholfen; aber ſeine Kaſſe war in dem Augenblick auch nicht ſo beſchaffen, daß er Hülfe leiſten konnte, und er bezeugte dem Fremden ſeinen Schmerz, daß er außer Stande ſey, ihm zu dienen. Als aber dieſer, durch die theilnehmenden Fragen des Künſtlers zutraulicher geworden, ihm ſeine unglückliche Lage ſo recht lebendig ſchilderte, erinnerte ſich Högger plötzlich, daß er ja eine ſilberne Uhr bei ſich trage, die er entbehren könne. Er riß ſie heraus und überreichte ſie dem Unbekannten mit den Worten: „Ich kann Ihnen in dieſem Augenblicke nichts geben als dieſe Uhr; ſie iſt freilich das einzige Andenken, das ich von meinem Vater beſitze; ſtelle ich mir aber den großen Schmerz vor, der mich

ergreifen würde, wenn ich außer Stande wäre, meine kranke Mutter noch einmal zu ſehen, ſo kann ich nicht anders, ich muß Ihnen helfen. Nehmen Sie die Uhr; möge ſie Ihnen die Mittel verſchaffen, Ihre Reiſe zu vollenden." — Der Fremde nahm die Uhr und konnte kaum noch die Adreſſe ſeines unbekannten Wohlthäters erfahren, ſo ſchnell war dieſer verſchwunden. — Drei Jahre vergingen. Högger vernahm weder von dem Fremden, noch von der Uhr etwas. Er gab ſie verloren, da er ſelber vergeſſen hatte, nach dem Namen des Fremden zu fragen. Da eines Tags kam von Baſel eine Anfrage an ein St. Galler Handelshaus, ob nicht ein Maler Högger dort ſich aufhalte. Auf die bejahende Antwort folgte die Eröffnung, man habe den Auftrag, dem Maler eine ſilberne Uhr einzuhändigen, welche dieſer vor mehreren Jahren einmal einem Unbekannten in Köln übergeben habe. Mit der Uhr kam auch die Aufklärung über ihre bisherigen Schickſale. Der Fremde hatte ſie verkauft und wirklich durch ſie die Mittel gefunden, die Reiſe zu vollenden. Er ſelber aber erkrankte nicht lange hernach tödtlich. Vor ſeinem Sterben hatte er aber ſeinem Bruder noch auf die Seele gebunden, die Uhr, von der jener freundliche Wohlthäter ſo ungerne ſich getrennt, dieſem wieder zu verſchaffen. Der Bruder verſprach dieſes zu thun; allein erſt nach Jahren gelang es ihm, die Uhr, welche ſeither oft ihre Eigenthümer gewechſelt, zu entdecken und ſie dem Wohlthäter ſeines Bruders wieder zuzuſenden. So kam Högger wieder zur Uhr ſeines Vaters. Hat er Unrecht, wenn er nun glaubt, wer den Menſchen traue, werde nicht zu Schanden werden?

St. Gallen iſt eine induſtrielle Stadt. Wer aber das gewerbliche Leben, das hier webt und ſtickt, ſo recht augenſcheinlich ſehen will, der muß an einem Mittwoch oder Samſtag die Straßen der Stadt durchwandern. Da raſſeln aus dem Rheinthale und den hoch gelegenen Thälern des Appenzeller Landes, aus den reinlichen Dörfern des Toggenburg viele Dutzende von Omnibus herbei, jeder mit dem Namen der Ortſchaft geziert, der ſeine Inſaſſen angehören. An dieſen Tagen bringen die Stickerinnen aus dem Appenzeller Lande die kunſtreichen Blumen, Arabesken und Bouquets herunter, die während der Woche unter ihrer kunſtreichen Nadel auf ungebleichter Mouſſeline aufgeblüht ſind. Die Comptoirs der großen Stickereihandlungen füllen ſich mit fleißigen Stickerinnen, die, wenn ihre Arbeit vor den Augen der ſtreng prüfenden Kaufherrn Gnade gefunden, den wohlverdienten Lohn in Empfang nehmen und neue Päcke Mouſſeline mit nach Hauſe tragen, auf denen die neueſten aus Paris gekommenen Deſſins mit matter Farbe eingedruckt ſind. — Aus dem Toggenburg fahren die Fabrikanten herbei und holen ſich neue Aufträge für Südamerika, für die Levante, für Indien ꝛc. Wer vermöchte die in viele Dutzende gehenden Namen aller der kunſtreichen Gewebe zu nennen, welche aus den Dörfern des Toggenburg nach allen Theilen der Welt gehen, die Mouchoirs, Cotonades, Ginghams, Moreas ꝛc., in welche ſich die Ungläubigen der Levante, die Creolinnen Südamerikas, die gazellenäugigen Schönen Oſtindiens hüllen! Für die meiſten dieſer Fabrikanten iſt St. Gallen der große Stapelplatz, wo die Waaren ihre letzte Ausrüſtung erhalten, um die Reiſe in die Fremde anzutreten. Die Stadt St. Gallen ſelbſt hat ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts aufgehört, ſich mit der Waarenproduktion zu beſchäftigen, ſie beſorgt den Export. Wenn neu aufgerichtete Schlagbäume dem Abſatze ein Land verſchließen, ſendet St. Gallen ſeine Boten aus, neue Länder zu entdecken, wohin die Appenzeller Stickereien und die gewobenen und gedruckten Toggenburger Artikel bis jetzt noch nicht den Weg gefunden. — Es möchte daher auch wenige Städte geben, wo man ſo viele Leute findet, die, kaum an der Schwelle der dreißiger Jahre angelangt, Amerika geſehen oder das Cap umſchifft oder die Levante durchreiſt haben. Wer in ſeiner Jugend St. Gallen verlaſſen hat, und nach einer Reihe von Jahren wieder dahin zurückkehrend nach ſeinen ehemaligen Jugendgenoſſen fragt, der wird in den meiſten Fällen die Antwort erhalten: „Der iſt in Smyrna," oder „ſeit lange hat er ein Etabliſſement in Bahia," oder „er hat ein Commiſſionsgeſchäft in Alexandrien." Man kann wohl ſagen, daß eine ganze Kette von St. Galler Etabliſſements von Calcutta um das Cap herum durch ganz Südamerika bis nach Californien hinauf ſich zieht, der Levante und Egyptens nicht zu gedenken. Durch ganz Italien von der Lombardei bis Meſſina ſind dieſe unermüdlichen Handelsleute zerſtreut. — Daß es ihnen nicht immer ſo ganz ſchlecht ergangen in den Tropenländern und bei den Gegenfüßlern, davon wird man ſich leicht überzeugen, wenn man die Umgebungen St. Gallens durchwandert und nach den Beſitzern der vielen niedlichen Landhäuſer mit ihren Vorlingreens fragt. In der Regel iſt es ein Mann, der in Mexiko oder im Orient ſein Glück gemacht hat. — Den wichtigſten Abſatz findet die St. Galler Induſtrie, ſeit die Schweiz rings herum mit Zolllinien umgürtet iſt, in den überſeeiſchen Ländern. Dieſer Handel fordert eine genaue Bekanntſchaft mit den Bedürfniſſen und mit dem Geſchmack der Einwohner, vor allem aber vertraute Leute, denen die Kaufleute die Spedition und den Vertrieb der Waare ſicher anvertrauen können. Hier iſt daher der jungen männlichen Welt St. Gallens eine breite Bahn geöffnet, auf der ihrer Thätigkeit ein gewinnreicher Erfolg winkt. Der junge St. Galler weiß das und rüſtet richtet ſich daher ſein ganzer Bildungsgang darnach. Hat er die Schule verlaſſen, die hier neben der gelehrten und techniſchen Richtung eine ganz beſondere auf das Merkantiliſche hat, ſo tritt er als Lehrling in ein Handelshaus ſeiner Vaterſtadt ein. Nach zwei oder drei Jahren ſchickt ihn dieſes als Commis in eines der Filiale jenſeits der Alpen oder jenſeits des Meeres, wo er Zeit hat, ſich mit der Sprache des Landes, mit Ort und Gelegenheit bekannt zu machen. Bald fühlt der junge Commis ſeine Flügel erſtarken; er emancipirt ſich, gründet ein eigenes Commiſſionsgeſchäft, und kommt das Glück ſeiner Thätigkeit zu Hülfe, ſo kehrt er nach einigen Jahren nach Hauſe, um mit einer neuen Villa die Reihe der hübſchen Landhäuſer zu vermehren, zu denen hinauf er ſo oft ſehnſüchtig geblickt hat, wenn er als Handlungslehrling ſeinen täglichen Gang in's Comtoir machte. — Die Geſchichte der Induſtrie von St. Gallen und Appenzell iſt im höchſten Grad intereſſant, und ich werde, wenn Sie dieſe Skizzen intereſſiren, in einem ſpäteren Briefe darauf zurückkommen. Dieſe Geſchichte hat ihre Freiheitshelden, ihre großen Entdecker und ſeinen

Diplomaten ſo gut wie die politiſche Geſchichte; auch die Mythenzeit fehlt ihr nicht. Weiß man doch nicht recht, wie die Stickerei zuerſt in dieſe Berge gekommen iſt. Darüber ſind die beiden Geſchichtſchreiber dieſer Induſtrie, Hungerbühler und Zellweger, einverſtanden, daß die Anfänge nicht weiter zurückgehen als in die letzte Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts. Wer aber zuerſt die Appenzellerinnen ſticken lehrte, darüber lauten die Nachrichten verſchieden. Das Sticken galt früher als ein Geheimniß der Nonnenklöſter; Hungerbühler nennt die Schweſter des bekannten Leipziger Predigers Zollikofer als eine der erſten, welche in einem ſchwäbiſchen Kloſter das Sticken den Nonnen abſah (denn lehren wollten die Bräute Chriſti dieſe weiße Kunſt nicht) und dann in St. Gallen wieder andere lehrte. Zellweger, deſſen Familie um die Verbreitung dieſes Induſtriezweigs im Appenzeller Lande ſich ſehr verdient gemacht hat, erwähnt ſogar einer Sage, nach der dort eine Türkin das Sticken zuerſt eingeführt und gelehrt habe. Jetzt freilich ſtickt der ganze Innerrhoden, und der Touriſt, der durch jene Dörfer pilgert, ſieht mit Verwunderung vor allen Häuſern weibliche Gruppen jeden Alters am Stickrahmen ſitzen. Die Induſtrie hat bereits die Grenzen des Landes überſchritten. In Vorarlberg iſt es ihr gelungen feſten Fuß zu faſſen; weniger glücklich war man in den ſüdlichen und weſtlichen Gegenden der Schweiz, wohin man ſie zu verpflanzen geſucht hat. Es braucht eben die Genügſamkeit und die flinke Nadel einer Appenzellerin, um bei dem Gewerbe ſeine täglichen Kreuzer oder (um neu eidgenöſſiſch zu reden) ſeine täglichen Centimen in hinreichender Anzahl zu verdienen. Die Zeiten ſind hart und die Herzen der Fabrikherrn auch nicht von Wachs. Daher lachten die Appenzeller und St. Galler Handelsleute nur, als nach der Londoner Ausſtellung eine Ambaſſade von Lyoner Fabrikanten das Appenzeller Land durchreiste, um geſchickte Stickerinnen für Lyon anzuwerben und die Induſtrie nach Frankreich zu verpflanzen. Sie wußten wohl, warum ſie lachen durften.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 50. 12. December 1852.

Was ich irrte, was ich ſtrebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß.

Goethe.

Lieder von Otto Roquette.

Waldmeiſters Brautfahrt und der Tag von St. Jakob ſind hervorragende Erſcheinungen in der Gattung lyriſch epiſcher Poeſie, in der ſich ſeit einiger Zeit in ſo mannigfaltiger Weiſe ausſpricht, was die Gemüther des lebenden Geſchlechts bewegt. Der Dichter des Waldmeiſters hat vorzüglich dadurch den Weg zu ſo vielen Herzen gefunden, daß in ihm all die Heiterkeit hervorbricht, deren die Zeit unter ſo vielen Zweifeln und Schmerzen fähig ſcheint. Sein eben erſchienenes Liederbuch, * das größtentheils Jugendgedichte enthält und aus dem wir hier einige Stücke mittheilen, erklärt und rechtfertigt die Wirkung jenes kleinen Epos und muß dem Dichter zugleich neue Freunde erwerben und die alten näher verbinden. Die vielen, die ihm dadurch Dank ſchuldig geworden ſind, daß ſich ihr eigener Lebensmuth an der friſchen Munterkeit ſeiner Empfindung aufgerichtet, werden mit Vergnügen die lebhaften jugendlichen Anſchauungen und Gefühle verfolgen, aus denen jene größeren Dichtungen emporgewachſen.

* * *

Das eigene Lied.

Wenn dir ein Lied gelungen
So recht aus tiefſter Bruſt,
Dann hat's in dir geklungen
Mit mächtig ſüßer Luſt.
So klingt es dir doch nimmermehr,
Du magſt auch horchen hin und her,
Und ſingen ſie's auch dort und hier,
So iſt's ein andres dir.

Sie ſingen und ſie ſagen
Von innigem Verſtehn,
Doch hab' in allen Tagen
Ich nichts davon geſehn.
Sie ſingen nur die eigne Luſt,
Sie kennen nur die eigne Bruſt,
Und wo du ganz an ſie geglaubt,
Da ſchütteln ſie das Haupt.

Was allen wonnig klinget,
Das wär ein ſchöner Sang!
Doch ſo ein Lied gelinget
Dir nicht dein Leben lang.
Hat ſich doch jede Blum' im Feld
Auch einen andern Duft geſellt;
So trifft jedwedes andre Lied
Ein anderes Gemüth.

* Liederbuch von Otto Roquette, J. G. Cotta'ſcher Verlag, 1852.

Doch wenn von Freundes Munde
Das Lied dir einſt erklang,
Das Aug' in treuem Bunde
Dir kündet ſtummen Dank:
Dann klingt es wieder voll und reich,
Dann iſt es wieder dein zugleich.
Wenn ſolch ein Ton an's Herz dir ſchlug,
Das ſey dir ſchon genug!

Da ſchmälen ſie das Leben aus!

Da ſchmälen ſie das Leben aus,
Da ſchmähen ſie die Welt;
Das iſt ein Jammer und ein Graus,
Wenn Zwei ſich ſo geſellt:
„Das Herz iſt todt, das Herz iſt todt,
Das Leben iſt voll Gram und Noth!“
Ich aber find' das Leben ſchön,
So recht von Herzen ſchön!

Es fällt wohl in die Roſenpracht
Ein Schauer ſchwer und kalt,
Doch ob es wettert über Nacht,
So kommt der Morgen bald.
Dann glänzt in Tropfen ohne Zahl
Des Segens lichter Freudeſtrahl;
Die Welt, ſie wird nur doppelt ſchön,
So recht von Herzen ſchön!

Es blüht noch Jugend auf der Welt,
Und Frühling auf der Erd',
Und wem die Jugend nicht gefällt,
Iſt nicht des Frühlings werth.
Drum wer das Leben kann verſchrein,
Der muß ein Pfaff und Träumer ſeyn.
Ich aber find' das Leben ſchön,
So recht von Herzen ſchön!

Brockenfahrt.

[28. Auguſt 1849.]

Das war eine wilde Reiſe,
Da wir froh nach Burſchenweiſe
Stiegen auf zum Brockenhaupt.
Ueberall in deutſchen Landen
Ward ein hohes Feſt gefeiert:
Goetheſeſt — geſpielt, gefeiert.
Aber wir aus unſern Banden
Zogen fröhlich, und wir fanden
Uns ein Feſt, ſo recht romantiſch,
Nicht voll Reden, nicht pedantiſch,
Nicht ſo profeſſoriſch kühl,
Nein, ſo recht im Blocksbergſtyl.

Luſtig ſchien die Herbſtesſonne
Ueber unſre Wanderwonne,
Welch ein Singen, welche Schaar!
Freudig hallten Wandergeſänge
Durch des Harzgebirges Maſſen,
Durch die ſteilen Wanderſtraßen.
Doch die ſchroffen Bergeshänge
Stuften ſich im Felsgedränge
Immer dunkler, immer grauer,
Und ein kühler Nebelſchauer
Zog durch Fichten, mürriſch ſchwarz;
Ja, das war der ächte Harz!

Denn des Blocksbergs wilde Troſſe
Wollten heut zu Fuß und Roſſe
Feiern auch ihr Goetheſeſt.
Bang die Sonne ſich verſtecket,
Und ſchon läßt der Sturm ſich hören
Dumpf in des Gebirges Föhren,
Und ſein Brauſen ruft und wecket
Schnell das Heer. Und kreiſchend recket
Sich begrüſend aus der Lauer
All der wilde Kobold ſchauer,
Springt und tanzet mit Geſang
Wild von Fels zu Felſenhang.

Und nun weiter, immer weiter
Auf des Brockens Felſenleiter
Schrillt und brüllt und jauchzt und ſtürmt's.
Angſtvoll fliehn der Vögel Scharen,
Das Gewild im ſchwarzen Forſte
Flieht herab vom Felſenhorſte;
Tannen mit zerzausten Haaren
Stürzen krachend hin zu Paaren;
Schwarz umwölket droht der Himmel
Ueber dem Naturgetümmel,
Und vom Donner mit Getos
Reißt der Wiederhall ſich los.

Welch ein Schrecken, welch ein Grauſen!
Hußah! heißa! ſchall'n die Lüfte,
Juhu! hall'n die Felſenklüfte,
Und wir ſtehn im Sturmesbrauſen
In des Feſtes wildſtem Haufen.
Und auf Beſen, Ziegenböcken
Hexentanz in allen Ecken,
Regenguß und Nebelnacht —
Weh, wir ſind im Höllenſchacht!

Wohin wenden? Wohin ſchreiten?
Denn kein Weg mehr will uns leiten!
Hurtig, muthig, grade aus!
Aber jäher nur verdichten
Sich die Felſen. Auf und klettert,

Ob auch Erd' und Himmel wettert!
Seht, schon hellen sich die Fichten,
Nieder gehn die Felsenschichten.
Aber, weh! da starren Sümpfe,
Und es bleiben Schuh und Strümpfe
Stecken in dem Teufelsschlamm,
Jedem Schritt ein Pfuhl und Damm!

Zaubermeister, Vater Goethe,
Hilf uns bannen unsre Nöthe!
Ach, so flehten wir im Chor,
Willst du, daß wir sterben sollen?
Kamen ja zu deinem Feste,
Weihn dir unsrer Lieder beste! —
Horch, da schwieg des Sturmes Grollen,
Und die Nebel seitwärts quollen,
Und ein Tagesblick gab Rettung
Uns aus unsrer Sumpfesbettung.
Jubelruf: das Leid ist aus,
Droben winkt das Brockenhaus!

Rechts und links, und tief und oben
Ließen wir den Sturm nun toben,
Heimlich warm war Stub' und Haus.
Hei! wie perlte neues Feuer
Nun der Wein uns durch die Glieder,
Weckte tausend Jubellieder! —
Vater Goethe, du Befreier,
Sahst du unsre lustge Feier?
Warst ja niemals starr und kühl
Für ein Fest im Blocksbergstyl!

Weißt du noch?

Weißt du noch, wie ich am Felsen
Bei den Veilchen dich belauschte?
Weißt du noch den Fliederstrauch,
Wo der Strom vorüber rauschte?
Weißt du noch den Bergespfad,
Wo ich um den Strauß dich bat?
Weißt du noch?

Ach es war ein süßes Bild,
Als du da erröthend standest,
Und zur Erde all die Blumen
Fielen, die zum Strauß du wandest!
Deine liebe kleine Hand
Spielte mit dem blauen Band,
Weißt du noch?

Und es sahen Fels und Strom
Dein Erröthen und dein Beben,
Sahen auch den ersten Kuß,
Halb genommen, halb gegeben,
Und des Himmels goldner Strahl
Ueberflog Gebirg und Thal;
Weißt du noch?

Decembernacht.

Schimmernde Decembernacht
In der Schnee- und Sternenpracht,
Dich will ich begrüßen!
Blickst so still herab, so kühl,
Wie die Mädchenwangen,
Denen, ach, der Liebesmai
Gar so schnell vergangen.

Und es fiel das letzte Blatt,
Und die letzte Thräne hat
Sich hervorgestohlen.
Ewig liegt kein Winterschnee,
Mädchenwangen lächeln
Wieder rosig, wenn auf's Neu
Maienlüfte fächeln.

Schimmernde Decembernacht
In der Schnee- und Sternenpracht,
Dich will ich begrüßen!
Weiß ich doch, daß Lieb und Mai
Stets sich noch erneuten,
Und schon hör' ich unterm Schnee
Frühlingsglocken läuten.

Warum daß ich so traurig bin?

Warum daß ich so traurig bin?
Das will ich dir wohl sagen,
Mir gehn Gedanken her und hin,
Die trüben mir den leichten Sinn
In diesen Herbsttagen.

Ein Auge, das uns einst erfreut,
Und dann sich kalt gewendet,
Ob es sein Lächeln auch erneut,
Es wecket nicht vergang'ne Freud,
Das Lieben hat geendet.

Nun will des Herbstes Sonnenschein
Den Mai herbei und lügen:
Wie er auch glänzt in's Herz hinein,
Die alte Luft wirds nicht mehr seyn,
Wer glaubte seinem Trügen?

Die Flamme losch im Windeshauch,
Die Wonne ward zum Leide,
Nun steiget Dunst und Höhenrauch,
Das letzte Blumenglöcklein auch
Ging schlafen auf der Haide.

Glockentöne.

Rothe Rosen streute man ihr,
Die da ging in der Myrthe Zier;
Doch der Liebste, so überreich,
Blicket um, wird stumm und bleich.
Glocken, klinget und tönet!

Bleiche weiße Rosen stehn
Auf zwei Wangen dort, einst so schön!
Fern am Baum erstirbt ein Ach,
Weil ein trostlos Herze brach.
Glocken, klinget und tönet!

Rothe Rosen schon am Altar
Sind verblüht und zerflattert gar,
Und die Myrthe schon welket hin,
Laub und Knospen, wie bald dahin!
Glocken, klinget und tönet!

Bleiche Rosen die Wange nun beut,
Der man die rothen Rosen gestreut,
Rothe Rosen nun blühen am Grab,
Wo man die weißen senkte hinab.
Glocken, klinget und tönet!

Der vergessene Traum.

Die kalte Nacht ist kommen,
Ein Stern vom Himmel fällt,
Ist auf dem Weg verglommen,
Ist nicht herabgekommen,
Herab nicht auf die Welt.

Es ist ein Lied erklungen
In kühlem Herbstesthau,
Ist auf dem Weg verklungen,
Ist nicht hinauf gedrungen,
Hinauf nicht in das Blau.

Der Traum auf dunkeln Schwingen
Steigt leis herab und webt
Vom Stern, der that zerspringen,
Vom Lied, das that verklingen,
Ein Netz dir und entschwebt.

Du schlummerst tief indessen,
Und küßt der Tag dich wach:
Du hast den Traum vergessen
Und kannst es nicht ermessen,
Was still noch klinget nach.

Eine Erzählung aus dem Ries.

VII.

Die Mittheilungen, die Andres ſeinem Schlafkameraden gemacht, konnten nur günſtig geweſen ſeyn; denn Ludwig zeigte am andern Morgen in ſeinem Geſicht eine eigene ſtille Zufriedenheit und Hoffnung. Er wußte, daß der Pfarrer früh aufzuſtehen pflegte, und wollte ihn daher zuerſt beſuchen. Auf dem Weg wurde er von den verſchiedenen Bekannten erſtaunt angeſehen, von einigen ſcheimiſch begrüßt. Er war jedoch in zu guter Stimmung, um verlegen zu werden; er dankte und antwortete wieder ſcherzend. — Der alte Herr war ſehr erfreut, als er ihn ſah. „Ah, brav ſo!“ rief er, ihm die Hand reichend, „du haſt meinen Rath befolgt!“ — „Ja, Herr Pfarrer.“ — „Und biſt wohl aufgenommen worden?“

Ludwig erzählte, wie es ihm ergangen. Der Alte hörte mit größter Theilnahme zu und ſagte: „Nun, ich kenne ja die Deinen! Es iſt gekommen, wie ich's dachte.“ — „Ja,“ verſetzte Ludwig, „Sie haben ſich meiner angenommen, Herr Pfarrer. Ich ſehe nun wohl, wie Sie's meinen, und weiß, daß wir alles Gute, was uns noch kommen wird, nur Ihnen verdanken.“ — „Pſt!“ rief der alte Herr lächelnd und freundlich warnend. „Still davon!“

Vom Pfarrer ging Ludwig zu ſeiner Schweſter, die er allein in der Stube traf. Sie hatte von ſeiner Ankunft ſchon gehört und gab ihm die Hand, indem ſie ausrief: „Biſt du da, Vagabund? Du machſt ſchöne Streiche, ja!“ Ludwig zuckte die Achſeln und begrüßte den eintretenden Schwager, der ſeine Frau fragte: „Haſt du nicht den Ofen eingeſchlagen bei dem ſeltſamen Beſuch?“ — „Wahrhaftig,“ ſagte dieſe, „das hätt' ich thun ſollen.“ — „Nun,“ bemerkte Ludwig, „von jetzt an werd' ich ſchon öfter kommen.“ — Die Schweſter lächelte. „Du glaubſt wohl ſelbander? Aber das hat noch einen Hacken.“ — „Man kann nicht wiſſen,“ verſetzte Ludwig mit einem gewiſſen Uebermuth.

Er verließ die Familie ſehr aufgemuntert. Aus allem, was er ſah und hörte, drängte ſich ihm die Ueberzeugung auf, daß ſich die Seinen — vielleicht nur den Vater ausgenommen — mit dem Gedanken einer Heirath zwiſchen ihm und Annemarie ſchon vertrauter gemacht hatten, als er nur irgend hatte hoffen können. Was würde er geſagt haben, wenn er erfahren hätte, daß er dieſe Umſtimmung zum großen Theil dem Benehmen der Eva verdankte! Dieſes hatte namentlich die Schmalzbäuerin empört, und da bei der angeſtellten Vergleichung Annemarie doppelt gewinnen mußte, ſo hatte die Schweſter gegen ihren Mann und die Mutter zuerſt den Gedanken ausgeſprochen, es würde am Ende das beſte ſeyn, dem Ludwig das Mädchen zu laſſen. — Als er an der Gaſſe vorüberging, die zu dem Bäckerhauſe führte, ſah er ſehnſüchtig hin, und beinahe hätte er dem Drange nachgegeben, zu der Geliebten zu eilen und ihr ſeine Hoffnungen zu verkünden. Aber er ſagte ſich: „Nein, es darf nicht ſeyn!“ und ging nach Hauſe.

In derſelben Morgenſtunde ſaß Annemarie bei einer Arbeit in der Stube des Bäckers. Sie hatte Ludwigs Brief am geſtrigen Tage richtig erhalten, und ohne daß es jemand geſehen. Die Ueberraſchung, welche der ausgeſprochene Entſchluß des Geliebten in ihr hervorrufen mußte, hatte bald einem großen Wohlgefühl Platz gemacht. Die Laſt, die ſie noch zu tragen hatte, war abgeworfen. Sie war nicht mehr eine „Siſterin des Unfriedens zwiſchen Vater und Sohn;“ man konnte ihr den ungerechten Vorwurf gar nicht mehr machen. Die Selbſtüberwindung Ludwigs begriff das wackere und begabte Mädchen, und ihr Herz ſagte ihr, daß dieſe Heimkehr ihnen beiden zum Segen ſeyn werde.

Als ſie in dieſen Gedanken glücklich daſaß, kam Regine athemlos gelaufen und rief: „Weißt du die große Neuigkeit ſchon?“ — „Nun, was iſt's?“ fragte Annemarie. — „Fall nicht vom Stuhl, wenn du's hörſt: der Ludwig iſt wieder bei ſeinem Vater!“ — Annemarie erröthete ein wenig und erwiederte: „Das hab' ich ſchon gewußt, er hat mir's geſtern geſchrieben.“ — „So?“ verſetzte die Freundin etwas empfindlich, „davon ſagſt du mir nichts?“ — Annemarie ſah ſie gutmüthig an und erwiederte: „Muß ich dir denn alles ſagen? — Auch jetzt muß ich dich bitten, von dieſem Brief niemand etwas merken zu laſſen.“ — „Ich verrath' nichts,“ ſagte Regine. „Aber wird er dich denn beſuchen?“ — „Heute nicht,“ verſetzte Annemarie ruhig, „und morgen auch nicht. Aber ich kann warten.“

Ein gutes altes Sprichwort sagt: „Was seyn soll, schickt sich wohl.“ Eine Zeitlang kann sich uns auf unserem Lebensweg Hinderniß auf Hinderniß entgegenstellen, und wenn wir uns des Sieges erfreuen wollen, finden wir nur immer neue Arbeit. Plötzlich ist's wie umgekehrt. Alles gelingt, rasch geschehen Dinge, welche den letzten Widerstand beseitigen und der kühnsten Hoffnung Erfüllung verheißen. Es liegt dann in der Luft und jeder fühlt, daß die glückliche Entscheidung kommen soll. — So ging es auch hier.

Zwei Tage nach der Rückkehr Ludwigs wurde bekannt, daß die Hoferbin Eva sich versprochen habe. Der Erkorene war jener Vetter der beiden langen Bauerntöchter, den wir vom „Ansing“ her kennen. Obwohl der Gedanke einer Verbindung zwischen Eva und Ludwig vom Angerbauer selber aufgegeben war, so lag in dem Ereigniß doch etwas Günstiges. Die Möglichkeit war nun ganz verschlossen und der rasche Entschluß des Mädchens reizte die schon freundlich gestimmten Seelen, auch ihrerseits an's Werk zu schreiten.

Fast zu derselben Zeit wurde bekannt, daß ein Bauer sich auswärts angekauft habe und sein Hof zu erwerben sey. Nun hielten sich die Angerbäuerin und die Schmalzbäuerin nicht länger. Sie pflogen Raths und förmlich wurde der Beschluß gefaßt, daß man dem Ludwig das Mädchen geben müsse. Die Gründe waren: „Die Annemarie ist brav; vernarrt sind sie in einander; eine andere nimmt er nicht; im Geschrei ist er mit ihr; ein Hof ist zu haben; und endlich: es geht einmal nicht anders!“ — Zuerst wurde der Schmalzbauer in's Geheimniß gezogen. Dieser, der mit seinem Weib „gut hauste“ und von der „Lieb“ noch einen gewissen Begriff hatte, erklärte seine Zustimmung und Beihülfe ohne weiteres. Durch ihn verstärkt rücken die beiden Frauen endlich an einem Nachmittag hinter den Angerbauer.

Obwohl dieser den Vorschlag hatte kommen sehen und selber sah, daß es nicht wohl anders ging, so fuhr er doch gewaltig auf und fragte: ob sie wirklich alle mit einander verrückt geworden seyen? Alle Gegengründe wurden von ihm hervorgeholt und ein Ach und O folgte dem andern. Sein letzter Einwand war die „Söldnersfreundschaft.“ Den hatte aber der Schmalzbauer leicht zu widerlegen. Der Bäcker war in's Dorf gezogen und in demselben ohne Blutsverwandte. Seine einzige Tochter sollte den Hans, einen Bauern heirathen, wenn auch den kleinsten im Dorfe. Auf diese Art hatte man nur Einen Söldner in der Freundschaft, den Bäcker, und das war doch auch kein gewöhnlicher. Der Köcher des Alten war leer, und da er nach und nach auch müde geworden war, so rief er: „Nun in's — — in Gottes Namen, er mag sie haben!“

Die Weiber, welche die Angelegenheit ganz zu der ihrigen gemacht hatten, schrieen auf vor Freude und lobten den Alten über die Maßen. Dann sagte die Schmalzbäuerin: „Nun laßt mich machen! Etwas gehört ihm noch!“ Sie rief Andres herbei und sagte, er solle Ludwig holen, er sey im Garten. Andres nickte mit dem Kopf, wie einer, der begreift, und richtete seinen Auftrag aus, ohne dem Bruder etwas von seiner Vermuthung zu sagen. Als sie mit einander in die Stube traten, begann die Schwester mit einer Art von Geschäftsmiene: „Ludwig, so eben ist von dir die Rede gewesen. Du weißt, die Ev' heirathet, und wenn man dir auch keine „Spreuer“ (Spreu) vor die Thüre streuen wird, so ist's doch keine Ehre für dich. Du mußt auch heirathen; und zum Glück ist unerwartet ein Antrag an uns gekommen, der unsern ganzen Beifall hat, und, wie wir hoffen, auch deinen. Das schönste und reichste Mädchen im ganzen Ries sagt augenblicklich Ja, wenn du willst.“ — „Wer ist denn die?“ fragte Ludwig. — „Des Wirths Tochter in * *.“ — In der That war diese wenn nicht gerade die schönste, doch wenigstens eine der schönsten und reichsten.

Ludwig, ungewiß, was er denken sollte — denn die Schmalzbäuerin hatte ganz ernsthaft gesprochen und die andern eben so ernsthaft dreingesehen, — erwiederte kurz: „Ich dank' schön.“ — „Wie?“ rief die Schwester, „ist dir die auch nicht recht?“ — „Gegen das Mädchen hab' ich nichts, aber ich will überhaupt nicht heirathen.“ — „So?“ sagte die Schmalzbäuerin, „das ist etwas anderes.“

Nun wurde auch der Alte angeflickt. „Ich hab's euch ja gesagt!“ rief er den andern zu. „Sein erster Versuch ist so übel ausgefallen, daß er's ganz verschworen hat. Wenn wir ihm nun auch die schöne Zimmermannstochter geben wollten, die so „guet tanzt“ und die mehr werth ist als alle Rieser Bauern- und Wirthstöchter zusammengenommen — er würde auch sagen: ich dank' schön!“ — „Wirklich?“ fragte die Mutter, zu Ludwig gewendet, „würdest du das?“

Dieser, betroffen, verwirrt, schaute die Gesichter an und verweilte bei dem des Vaters, der aber seine Rolle fest behauptete. Die Mutter konnte sich nicht länger halten. Sie nahm den Sohn bei der Hand und sagte: „Nun, Ludwig, mach einmal ein ganz freundliches Gesicht! Deine Schwester, dein Schwager und ich wir haben den Vater herumgebracht — du sollst die Annemarie haben!“ — „Ist's wahr?“ rief der Glückliche, drückte der Mutter die Hand, eilte zum Vater und dankte ihm in überfließend zärtlichen Worten. Der Alte machte ein seltsames Gesicht. „Ach!“ rief er mit einem großen Seufzer auch, „nun muß man auch den Dank noch hören! — Geh fort,“ setzte er hinzu, als Ludwig den andern seine Liebe

bezeigte, „geh' und ſag's dem Mädchen, damit ein Ende wird!“ — Ludwig ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Nach wiederholten Dankreden eilte er davon. Als er hinaus war, ſagte die Schmalzbäuerin zu Andres: „Nun, was iſt denn dir? du ſiehſt ja da wie ein „Oelgöz“! Freuſt du dich denn nicht?“ — „Gott!“ erwiederte Andres, „daß das ſo kommen wird, hab' ich ja längſt gewußt!“

Ludwig kam zum Bäckerhaus wie im Traum. Als er die Thüre geöffnet hatte, ſagte ſein ſtrahlendes Geſicht alles. Wie durch einen Zauberſchlag entzündet glänzte ſein Glück auf dem Antlitz der Geliebten, die bei dem Bäcker und Regine ſaß; ſie flog ihm entgegen und in der zärtlichſten Umarmung floßen ſelige Thränen von ihren Wangen herab. „Du biſt mein, Annemarie, mein mit dem Willen meiner Eltern!“ rief Ludwig zum Ueberfluß und drückte die Geliebte feſter an ſich, deren vor Freude gebeugtes Haupt an ſeine Bruſt geſunken war. — Es war einer von den Augenblicken, die man als unverdientes Geſchenk empfindet, wenn man in Noth und Sorgen, in Dulden und Sehnen Jahre lang darnach getrachtet hat.

Das Schickſal hatte aber für die Liebenden noch eine Gabe in ſeinem Füllhorn. Zwei Tage nach der günſtigen Entſcheidung gelangte in's Bäckerhaus die Nachricht, daß in dem württembergiſchen Städtchen Bopfingen (dem Addera oder Stöpfenſtedt des Rieſes) eine Verwandte geſtorben ſey und der Annemarie zweitauſend Gulden vermacht habe. Dieß war kein bloßer Zufall, auch kein „Bopfinger Stückle“ von der Verſtorbenen, ſondern eine verſtändige Handlung, herbeigeführt durch das Mädchen ſelbſt und ihr braves Benehmen. Die kinderloſe Baſe hatte davon gehört, und da ſie als eine erfahrene Frau ſo edle Liebe hoch hielt, ſo wollte ſie ſterbend einen Beitrag leiſten zu ihrer Belohnung. — Als man dem Angerbauer dieſen Glücksfall hinterbrachte, war er zunächſt ſehr erfreut über den Zuwachs des Vermögens, dann aber auch darüber, daß er erſt nach ſeiner Einwilligung bekannt geworden, ſo daß niemand behaupten konnte, er hätte nur um des Geldes willen Ja geſagt. Um ſo mehr fühlte er ſich nun angetrieben, gegen ſeinen Sohn ganz als Vater zu handeln. Er kaufte den feilgewordenen Hof für Ludwig, der ihn als ſein Heirathgut haben ſolle, obwohl er um ein gutes Theil mehr koſtete als ſechstauſend Gulden. Ueberdieß ergänzte er den Viehſtand und das Geräthe, ſo daß die Beſitzung nichts mehr zu wünſchen übrig ließ. Dann ſetzte er den Heirathstag (den Tag der Verlobung) ſelber feſt.

In der Zwiſchenzeit fanden die erſten Beſuche und Gegenbeſuche ſtatt. Es war ein großer Augenblick, als Annemarie an der Seite ihres Vormunds zum erſtenmal in den Hof des Angerbauers trat. Ludwig war ihnen entgegen geeilt und ſeine Eltern erwarteten die Gäſte auf der Schwelle der Hausthüre. Wie muthig das Mädchen war, ſo kam ſie doch ein Zittern an, als ſie dem ſtolzen Bauer, der ſo lange als die gefürchtetſte Perſon vor ihrer Seele geſtanden, zur erſten Begrüßung entgegen ging. Allein ſie wurde ſehr freundlich empfangen, wie es in der Natur der Sache lag. Sobald der Angerbauer ſeine Zuſtimmung zu der Heirath gegeben hatte, war das Verhältniß in ſeinen Augen auch ſanctionirt. Die Strahlen ſeines Lichtes fielen nicht nur auf Annemarie, ſondern auch auf den Bäcker und machten ſie zu ſeines Gleichen. Annemarie war nicht mehr die Tochter und die Verwandte eines Söldners, ſie war die künftige Schwiegertochter des Angerbauers, und als ſolche konnte ſie die größten Ehren in Anſpruch nehmen. Niemand wäre zu rathen geweſen, daß er jetzt in Gegenwart des Allen über dieſe Verbindung ſeine Verwunderung ausgedrückt oder gar über das Mädchen geringſchätzig geſprochen hätte.

Als Annemarie die Freundlichkeit der Eltern ſah, fand ſie ihren Muth wieder und beantwortete die Begrüßungsfragen ſo anmuthig und beſcheiden, daß der Alte ſie ſelber bei der Hand faßte und in die Stube führte. Man würde den Landleuten ſehr Unrecht thun, wenn man ihnen nicht ein ihrem Stande entſprechendes Schicklichkeits- und Zartgefühl zutrauen wollte. Als man hier an dem wohlbeſetzten Tiſch ſaß, unterhielt man ſich, als ob nie ein Streit vorgefallen wäre, nicht eine Hindeutung erlaubte man ſich darauf. Dagegen wurden die erfreulichen und ehrenvollen Neuigkeiten beſprochen: die Erbſchaft, die der Annemarie zugefallen war, der Kauf und die Einrichtung des Hofes. Bei dieſer Gelegenheit machte das Mädchen einige Bemerkungen, die der Angerbauer mit vollem Beifall beehrte, indem er hinzufügte: er ſehe ſchon, daß ſie die Sache verſtehe. Natürlich ſah Ludwig bald an der Seite der Geliebten. Als die Angerbäuerin das ſchöne Paar zum erſtenmal beiſammen ſah, betrachtete ſie es mit großem Wohlgefallen, und ein vergnügtes, ſchlaues Lächeln ſpielte um ihren Mund, als ſie ſpäter auch den Vater über einem ſolchen Blick ertappte. Die Gäſte nahmen endlich Abſchied und Ludwig begleitete ſie. „Nun,“ fragte die Angerbäuerin, „was meinſt du zu dem Mädchen?“ Der Alte erwiederte ernſthaft: „Das Mädchen iſt recht!“

Sonſt iſt von der Zwiſchenzeit nichts mehr zu erwähnen, als ein Beſuch, den der alte Angerbauer mit Ludwig in Nördlingen machte. Beide hatten ſich in ihren beſten Staat geworfen, denn eigentlich wollte der Alte nichts, als ſich mit ſeinem Sohn dort ſehen laſſen. Da er zu dieſem Zweck Bekannte treffen mußte, ſo begaben ſie ſich zum „Fadenherrn.“ Als ſie in der

Stube ſich umſahen, erblickten ſie zu ihrer großen Ueberraſchung an einem Ecktiſch die ganze Familie des Schmiedbauers, Vater, Sohn, Tochter und Magd. Die Reihe, verlegen zu werden, war nun an dieſen. Sie waren in der That ſehr betroffen und Michel ſah tiefbeſchämt aus. Der Schmiedbauer faßte ſich zuerſt; er ſtand auf, ging den beiden entgegen und ſagte: „Nun, wie ich höre, kann man gratuliren?“ — „Allerdings, entgegnete der Angerbauer mit Würde, „das kann man.“ — Der Schmiedbauer nahm hierauf eine lächelnde Miene an und ſagte: „Vetter Ludwig, du biſt wohl bös auf mich zu ſprechen? Aber ich bin dein ſchlimmſter Feind nicht geweſen. Wenn ich dich als den Sohn des Angerbauern bei mir gehalten hätte, ſo ſtände die Sache jezt nicht ſo, wie ſie ſteht.“ — „Ja wohl,“ rief Michel, der auch aufgeſtanden war, mit der halb komiſchen, halb Mitleid erweckenden Verlegenheit eines ſchlechten Gewiſſens. „Wenn das nicht unſer Gedanke geweſen wär', ſo wär' manches nicht vorgefallen, am wenigſten die Geſchichte am Sonntag.“

Ludwig war zu glücklich, um ſtreng zu ſeyn. Er erwiederte daher mit Ueberlegenheit zwar, aber auch mit Gutmüthigkeit: „So, nun ſoll ich das am Ende für ein Freundſchaftsſtück nehmen? Auch gut! Aber daß ich's nicht gleich gethan hab', mußt du mir nicht übel nehmen, Freund Michel: du haſt die Sache gar zu gut gemacht.“ Hierauf grüßte er Madlene und die Magd. Jene ward glühend roth und ſah mit einem Blick zu ihm her, daß er ihr alles verzieh und ihr die Hand zur Verſöhnung gab. Die Magd ſtarrte ihn wie einen Prinzen an. Sie konnte gar nicht begreifen, wie ſie jemals ihre Augen zu ſo Einem habe erheben können, und machte ſich in der Ecke ſo klein als möglich. Auf dem Heimweg ſagte Ludwig zu ſeinem Vater: „Es iſt mir lieb, daß es ſo ausgegangen iſt.“

Endlich kam der Tag, wo es zwiſchen Ludwig und Annemarie „ſchriftlich gemacht“ werden ſollte. Die Liebenden hatten ihn in der lezten Zeit ſehr herbeigeſehnt. Ihr Glück war zu groß, als daß ſie nicht hie und da die Furcht hätte anwandeln ſollen, es möchte wie ein Traum zerfließen, und die Unterſchrift war eine neue, große Sicherung und gab ihnen feſten Boden unter die Füße. Mit der Zuſammenkunft der Familien zu einem „Heirathstag“ iſt das Glück der Liebenden nicht immer ſchon außer Frage geſtellt. Zuweilen führt die Unterhandlung über die Mitgabe ſelber noch zum Streit, und ein von der einen Seite begehrter, von der andern verweigerter „Raupe“ oder junger Stier kann Anlaß zu einem Bruche werden, der nur allenfalls durch flehentliches Zureden der jungen Leute wieder zu heilen iſt. Wenn nämlich der Vater des Burſchen nach wiederholter vergeblicher Aufforderung zu dem des Mädchens ſagt: „Ich hält' nicht geglaubt, daß du ein ſo intereſſirter Menſch wärſt! Wahrhaftig, ſchämen thät' ich mich“ u. ſ. w., ſo kanns dieſer krumm nehmen, zornig werden, auf den Tiſch hineinſchlagen, daß die Krüge wackeln und die Gläſer umfallen, und erboßt ausrufen: „Was? Ich hab' für mein Mädle ſo viel gethan, daß ich's vor meinen andern Kindern gar nicht verantworten kann, und du willſt mir ſo kommen? Himmel-Kreuz“ u. ſ. w. u. ſ. w.

Im gegenwärtigen Falle war dergleichen freilich nicht zu fürchten. Die Angerbauersleute waren zu vornehm, als daß ſie hätten markten ſollen; auch lagen die Verhältniſſe anders als gewöhnlich. Als man ſich nun Nachmittags in der obern Stube des Angerbauers verſammelt und den Getränken und Backwerken der Bäuerin die gebührende Ehre angethan hatte, ſezte man ſich zu einer Verhandlung, die nicht allzuviel Zeit in Anſpruch nahm. Der Protokollführer war der Schullehrer des Dorfs, einer von der alten Gattung, ein Mann von etwas über fünfzig Jahren, der ſich noch „Schulmeiſter“ nennen hören konnte und weniger nach Ehre als nach einer guten Nahrung trachtete, im übrigen ſeinem Amte wohl vorſtand. Nach einer würdigen Einleitung des Angerbauers wurde ausgemacht, daß Annemarie dem Ludwig ihr Vermögen von 2900 Gulden (bei Nennung dieſer Summe nickte der Schullehrer dem Bauer, den er kannte, höflich bedeutſam zu, als wollte er ſagen: „Alle Achtung!“) und Ludwig der Annemarie ſeinen Hof anheirathe, mit Allem darin, wie es geht und ſteht. Der Bäcker machte die Bemerkung, daß man bei ſolchen Gelegenheiten zuweilen auch einen „Rückfall“ bedinge, wenn nämlich eines der Eheleute ſterben ſollte, ohne daß Leibeserben vorhanden wären. Ludwig, der ſah, daß der Alte damit ſeinem Vater entgegenkommen oder ihn verſuchen wolle, ſagte raſch: „Wir hoffen mit Gottes Hülfe zu leben und wollen für ſo einen Fall nichts ausmachen. Wenn ich ſterbe, dann gehört der Hof meinem Weib, wie umgekehrt mir ihr Vermögen. Anders thut's mein Vater nicht.“ Der Angerbauer ſchwieg: er hatte die Möglichkeit vor Augen, daß Annemarie als kinderloſe Wittwe die Eigenthümerin des Hofes werden und ihn durch eine zweite Heirath an eine andere Familie bringen könnte. Ludwig rief aber: „Nicht wahr, Vater?“ und der Bauer antwortete: „Ja, ja, darüber bedingen wir nichts.“ Sein Geſicht ſah indeß nachher aus, als wollte er ſagen: „Das macht mir ſo leicht keiner nach!“

Als das Nöthige beſprochen war, ſezte der Schullehrer die verſchiedenen Punkte auf, las ſie feierlich in einer Art von Predigerton vor und reichte die eingetauchte Feder zum Unterſchreiben. Als dieß von allen nach der Reihe vollzogen war, ergriff Ludwig die Geliebte raſch bei der Hand und hielt und drückte

ſie, als ob er ſie nicht mehr loslaſſen wollte. Gerührte Glückwünſche ertönten von allen Seiten.

Unterdeſſen war der Abend gekommen und nun ſollte erſt die rechte Feſtlichkeit angehen. Nicht umſonſt waren die Angerbäuerin und ihre Tochter wiederholt ab und zu gegangen. Eine Magd erſchien mit zwei brennenden Kerzen in ſpiegelblanken Meſſingleuchtern; die Tafel wurde abgeräumt, mit einem ſchöngewirkten Tiſchtuch überzogen und gedeckt. Je zwei Teller von Steingut, ſilberne Beſtecke (die, nebenbei geſagt, zum Theil der Schmalzbäuerin gehörten) und ſogar Servietten oder „Salveater“ ließen auf ein tüchtiges Mahl ſchließen, was der Schullehrer mit großem Intereſſe zu bemerken ſchien. Im Schein der Lichter, die auf der Tafel prangten, ſah die ſchöngeweißte, nett gehaltene Stube ſehr heimlich aus.

Nicht lange, ſo erſchien die ganze Familie, und am Ende der Pfarrer mit ſeinem Neffen. Nachdem ſich der Sturm der üblichen Glückwünſche einigermaßen gelegt hatte, fand ſich der Pfarrer an der Seite der Verlobten. Er fragte: „Nun, biſt du zufrieden, Annemarie?“ — „O, Herr Pfarrer!“ erwiederte das Mädchen in einem Tone, der mehr ſagte als jede Verſicherung. — Der alte Herr ſah ſie liebevoll heiter an und ſagte: „Die Tugend, ſcheint's, iſt doch auch etwas in der Welt werth und kann auch zu etwas führen! Das Geld und der Stand ſind doch nicht alles!“ — Das Mädchen ward roth und erwiederte: „Ich ſchäme mich der Reden, die ich damals geführt hab'. Ich bin tauſendmal glücklicher, als ich's verdiene.“ — Der Geiſtliche nickte beifällig und bemerkte: „Auf dieſe Art hoſt du nach, was dir fehlt.“

Als er kurz darauf allein daſtand und mit frohen Blicken die Geſellſchaft überſah, machte ſich der Angerbauer an ihn und ſagte: „Sie freuen ſich, Herr Pfarrer, und haben auch alle Urſache dazu; der heutige Tag iſt doch eigentlich Ihr Werk.“ — „Mein Werk?“ fragte der Pfarrer. — „Ihr Werk,“ verſetzte der Bauer. „Sie miſchen ſich nicht in Familienangelegenheiten? Ja freilich: ungeſchickt nicht, aber geſchickt.“ — Der alte Herr fragte mit liebenswürdiger Schalkheit: „Hab' ich's nicht recht gemacht?“ — Der Bauer drückte ihm die Hand und rief: „Recht gemacht haben Sie's, Herr Pfarrer!“

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es die Gaſtgeber während des Tafelns an keiner Aufmerkſamkeit fehlen ließen und namentlich das ſchickliche „Nöthigen“ nicht vergaßen. Am meiſten Höflichkeit wurde dem Pfarrer erwieſen, der Gegenſtand der freundlichſten und zarteſten Ehrenbezeugungen war aber Annemarie. Ihr wurden die beſten Biſſen auf den Teller gelegt, und wenn ihr zugeredet wurde, nahmen die Stimmen den weichſten und ſanfteſten Ton an. Man fühlte, daß bei ihr etwas gut zu machen ſey, und that mehr und that es beſſer, als man es für eine reiche Schwiegertochter gethan hätte. Alle Liebe, welche dieſe Leute in ſich hatten, kam gegen das Mädchen heraus, und der Pfarrer ſah ſeinen Enkel, der es zu bemerken ſchien, mit einem bedeutſamen Blick an.

Annemarie aß wenig und gegen das Ende der Mahlzeit wurde ſie ſtill und ſtiller. Ihre Seele war in die Vergangenheit gerichtet. Sie dachte an ihre Liebe und ihre Noth, an ihre Bitterkeit und ihre Klagen, und wie ſich alles das in unendliches Glück aufgelöſt. Sie dachte an die Feindſchaft, unter der ſie gelitten, und die ſich nun in die zärtlichſte Freundſchaft umgewandelt. Als ihr der Angerbauer von dem eben zerſchnittenen Kuchen das ſchönſte Stück überreichte, machte die Güte und die Achtung in ſeinem Blick einen ſolchen Eindruck auf ihr erweichtes Herz, daß ihre Augen ſich mit Thränen füllten. Sie aß ein Stückchen, um die Gabe zu ehren, aber der Strom der Wehmuth war im Gange, das übervolle Herz mußte ſich entlaſten und unaufhaltſam brachen ihre Thränen hervor.

Alles ſah auf ſie, ernſt, bewegt; die meiſten begriffen den Grund dieſer Thränen. Es entſtand eine feierliche Stille. Ludwig drückte der Geliebten auf's zärtlichſte die Hand, die Augen der Frauen wurden feucht. Der Angerbauer ſaß in tiefem Ernſt da und in ſeinen Blicken entzündete ſich ein Feuer, das den Pfarrer beinahe noch mehr ergriff, als das Antlitz der Braut. Niemand wollte das Wort nehmen, und der Pfarrer dachte endlich ſelber daran, durch eine paſſende Bemerkung einen Uebergang zu unbefangener Unterhaltung herbeizuführen, als ihm ein anderer zuvorkam. Johannesle hatte die weinende Annemarie bisher ſtaunend angeſehen; wie die Thränen kein Ende nahmen, ſondern wieder und wieder aus ihren Augen floſſen, ſtand er auf, ging zu ihr und ſagte mit dem ehrlichſten Tone von der Welt: „Warum weinſt du denn, Annemarie? Du haſt ihn ja jetzt!“ Dieſe naive Rede rief auf dem Geſicht des Mädchens ein ſanftes Lächeln hervor und eine milde Heiterkeit in der Geſellſchaft. Annemarie ſagte mit gütevoller Stimme: „Du wirſt's auch noch verſtehen lernen, Kind, warum ich wein'! Aber jetzt will ich aufhören.“ Und ſie trocknete ihre Thränen.

Als der Pfarrer mit ſeinem Enkel nach Hauſe ging, fragte er, wie ihm heute der Angerbauer und ſeine Frau gefallen hätten. Theodor erwiederte: „Ich bin ganz erſtaunt über ſie; nie hätt' ich ihnen zugetraut, daß ſie ſo gut und ſo wahrhaft zart ſeyn könnten.“ — „Du ſiehſt alſo, daß du früher nicht ganz Recht hatteſt, dieſen Mann, weil er im Zorn grobe Reden ausſtieß, ohne weiteres für roh zu erklären, und wirſt künftig mit deinem Urtheil behutſamer ſeyn.“

Nach ſechs Wochen fand die Hochzeit ſtatt. Es war nur Eine Stimme über die Schönheit

der Predigt, die Andacht des Brautpaars, ihren prächtigen Anzug, das vortreffliche Mahl, wobei die Wirthin des Dorfs sich selbst übertraf, und das große, große Vergnügen. Die Musikanten hielten eine Ernte, wie seit Jahren nicht. Der Höhepunkt des Festes war übrigens der Moment, wo der Angerbauer in der Laune des Weins bewogen wurde, drei Reihen allein mit der Braut zu tanzen. Er drehte sich taktfest, aber etwas steif herum, und sein Gesicht drückte eine so eigene Mischung von Galanterie und Selbstgefälligkeit aus, daß ein paar ältere Weiber, mit denen er in seiner Jugend zu tanzen pflegte, nicht umhin konnten, sich spöttisch lächelnd anzusehen, als wollten sie sagen: „Der alte Narr! Wenn man ihm das vor einem Vierteljahr gesagt hätte!“ Der Angerbauer hörte dieß natürlich nicht, da es überhaupt nicht gesprochen wurde. Als er daher unter großem Beifall den lezten Reihen geendet hatte, konnte er in ungestörter Freude seiner Tänzerin ein Glas Wein präsentiren und dann zu einem Vertrauten sagen: „Daß die Hochzeiterin am schönsten tanzt, hab' ich gesehen; daß sie aber auch am besten tanzt im ganzen Dorf, das kann ich jezt aus Erfahrung bezeugen. Ueberhaupt: mein Ludwig ist nicht dumm gewesen!“

Melchior Meyr.

Kunſtbriefe aus Berlin.

VII.

Die Zerſtörung des Thurms zu Babel iſt in dem erſten Hauptbilde als eine unmittelbare That Jehovahs dargeſtellt, denn als ein direkt in die Geſchicke des Menſchengeſchlechts eingreifendes Weſen lebt Gott in den Vorſtellungen des alten Teſtaments. Von einer Wolke getragen, von himmliſchem Licht umfloſſen, erſcheint im obern Theil des Bildes der Herr, begleitet von zwei Engeln, welche Bündel von Blitzen in den Händen halten und zuckende Pfeile daraus entſenden. Schon hat die Wolke den im Grunde des Bildes errichteten, ſtufenförmig aufſteigenden gewaltigen Bau zur Hälfte umhüllt und ihre zertrümmernde Macht an ihm erprobt. Auf einem der Stufenabſätze des Thurms ſitzt der König Nimrod, der ſich ſelber ein göttliches Weſen dünkte, wild aufbrauſend über die Macht, die ſich ihm entgegenwirft, über den Ungehorſam der fliehenden Maſſen. Wuthſchäumend hat er die Arme auf die Schenkel geſtemmt, aber unfähig zur That, nur eiferend in ohnmächtigem Zorne. Die von Gott verlaſſene irdiſche Macht zeigt dieſe Geſtalt zugleich in dem wahnvollen Trotzen auf ſich ſelbſt und in ihrer rathloſen Nichtigkeit. Zu den Füßen des Königs liegen die von himmliſchen Blitzen ihm erſchlagenen Söhne, die umgeſtürzten und zerbrochenen Götzen. Seine Höflinge verlaſſen ihn in wilder Flucht; einige von ihnen aber wenden ſich noch einmal zu ihm um und verklagen ihn mit erhobenen Armen bei der rächenden Gottheit. Sklavenſeelen ſind es, welche der fallenden Macht fluchen, wie ſie der aufrechtſtehenden, ſtolz gebietenden die Füße küßten.

Ringdum erblicken wir das im Frohndienſt arbeitende Volk in lebhafteſter Bewegung. Man ruft, man läuft, man ſinkt mit den zerſplitterden Balken hinab in die Tiefe und klammert ſich mit Seelenangſt an die wankenden Trümmer. Wer iſt die halbverhüllte Geſtalt, welche den übrigen zuruft, ſie ſollen ablaſſen von der Arbeit, die Stunde der Erlöſung ſey hereingebrochen? Vielleicht ein Geweihter des Herrn, ein gläubiger Diener Gottes aus einem der gefnechteten Stämme. Aber das Volk iſt im Sklavendienſte zum Theil verwildert; unverſtändig und roh benutzt es ſeine Freiheit, um über den Nächſten herzufallen, der ihm die Laſt der Arbeit auftrug, obwohl auch dieſer nur dem Herrſchergebot eines Mächtigeren folgte. Der Teufel roheſter Verblendung fuhr in jene halb verthierten Geſchöpfe mit wuthverzerrten Zügen, welche den greiſen Baumeiſter zu Tode ſteinigen.

Wie es nur durch unmittelbare göttliche Einwirkung ſo plötzlich gedacht werden kann, ſpringen uns nun im Vorgrunde wie aus Einem Punkte die drei Gruppen der erſten geſchichtlichen Stämme oder Racen entgegen, die Gruppen der Semiten, Hamiten und Japhetiten, welche davon eilen, neue Wohnſitze, eine neue Heimath aufzuſuchen. Mit tiefem Einblick in Natur und Geſchichte ſind die Grundverſchiedenheiten dieſer Urſtämme in idealer Zuſammenfaſſung ergriffen und dargeſtellt.

Zuerſt die Semiten in patriarchaliſcher Erhabenheit, von friedlichen Hausthieren umgeben. Der Erzvater, eine edle Geſtalt in vollendeter Mannesfraft, ſteht auf einem von zwei weißen Stieren gezogenen Karren und breitet die Arme ſchützend über ſeine Familie aus, indem er mit einem frommen Blick nach oben den Beiſtand des Höchſten erfleht. Erſchrocken flüchten ſich zwei ſeiner Knaben, in Angſt verſetzt durch den hämiſchen Blick eines hamitiſchen Kriegers, in den Bereich des väterlichen Schutzes. Auf dem ſtraffen Nacken der Stiere ſpielen zwei andere Kinder in ſorgloſer Fröhlichkeit mit Weinlaub und Trauben. Ein jüngſtes trägt die neben dem Karren einhergehende Mutter, ein hohes, volles, blühend ſchönes Weib, in einem Korb auf ihrem Haupte: es iſt das jüngſtgeborene, das noch der ſtets bereiten Pflege und der mütterlichen Bruſt bedarf. Eine kleine Lämmerheerde, trefflich gehalten und dem Scheermeſſer eine reichliche Ausbeute verſprechend, ſchließt ſich den Stieren an. Wie die erſchreckten Knaben zum Vater, ſo flüchtet auch hier ein angſtvolles Schäfchen ſich unter den Leib der Mutter, eine naiv gemüthliche Parodie, welche dem Charakterleben dieſer Gruppe harmoniſch entſpricht. Vollſte Harmonie des Daſeyns iſt auch die Grundſtimmung, welche über der ſemitiſchen Familie ausgebreitet liegt, reichliches Genügen, Befriedigung und Genuß im friedlichen Beſitze; die Furcht der Knaben iſt nur eine augenblickliche Verſchüchterung und dient vornehmlich dazu, die ſchützende Kraft des Familienhauptes zu bezeichnen. Im innigen Zuſammenſchließen des Verwandten, in dem würdigen Verhältniß der Glieder zum Haupte der Familie, in der kraftvollen Autorität des leztern liegt ja in der That die edle und ſtarke Seite des Judenthume, das aus dem Stamme Sem erwuchs. Noch heute, nach zahlreichen Jahrhunderten der Entartung, leuchten dieſe Eigenſchaften oft in alter Reinheit, ſind ſie faſt durchweg wenigſtens im Abglanze noch vorhanden. Und auch die Befriedigung im Beſitze findet ſich noch,

wenn gleich mehr und mehr herabgesunken von der Lauterkeit des Patriarchalismus. Freilich waren in früher Zeit schon das Linsengericht und die gefleckten Schafe Jakobs Zeugnisse von der List im Begehren des Besitzes, welche später mehr und mehr national wurde unter den Kindern Israels, von der Liebe zum Haben und Mehren des Gutes, in deren Gefolge der Mammonsdienst geschritten kam. Doch hier galt es nicht, Keime der Sittenverderbniß aufzudecken, sondern die Charakteristeuna eines von Grund aus edlen Stammes in der Zeit seines rein natürlichen Gedeihens zu entfalten. Die geschichtlichen Consequenzen sind angedeutet, aber so, wie sie dem idealen Gewande des Bildes entsprechen.

Welch einen Gegensatz bietet die Gruppe der Hamiten! Wie anders schon als jene milchweißen Stiere der wilde, stumpfe, zottige Büffel, auf welchem der dumpf vor sich hinbrütende Priester hockt mit seinem schwarzen Götzen, einer häßlichen Fratze mit Hörnern auf der Stirn! Wie sich hier die geistige Stumpfheit in unverkennbaren Zeichen ausprägt, so diese in Verbindung mit boshafter Wildheit in dem Krieger an seiner Rechten, mit sinnlicher Ueberfülle der wuchernden Körperbildung in einem jungen Weibe, das in blöder Verzückung des Priesters Gewand anbetend an die Lippen drückt. Und jene vertrocknete Alte, welche mit dem Blick eines Falken unter dem braunen, über das Haupt gezogenen Mantel hervorspäht, ist sie nicht die Repräsentantin des tief in die christliche Zeit und in die Gegenwart hereinreichenden Heidenthums der Wahrsagerei und des Aberglaubens? Gewiß, wir dürfen in dieser Genossin des hamitischen Pilgerzugs nach Afrika die Stammmutter des Zigeunerthums, der braunen Egyptierinnen und ihrer Hexenwirthschaft vermuthen. Bei den Semiten gewahren wir das patriarchalisch thätige und genießende Verkehren mit der Natur, die aktive und praktische Beziehung des Menschen auf diese, welche er einsach seinen Bedürfnissen dienstbar zu machen suchte, weil Gott ihn zum Herrn eingesetzt hatte über die Natur. Dieser hohe Standpunkt des menschlichen Bewußtseyns, das über sich nur Gott erkannte, verliert sich bei den Hamiten, welche vielmehr passiv in die Natur versinken, in ihre Sinnlichkeit und blinde Macht, und ihre geheimnißvollen Kräfte entweder mit Furcht und Grauen anbeten oder in die mystischen Kanäle der Magie und des Aberglaubens leiten. Was aber dem Semitenstamm fehlte, das war der Sauerteig der Bewegung, den erst ein anderer Stamm in die träg gewordene Masse der im Besitze schwelgenden Völker bringen sollte. Diese Beweger der Geschichte sind die Japhetiten.

Eine Gruppe edler, schöner Jünglingsgestalten, fast nackt, frisch, von rosig angehauchter Weiße, aber kräftigen Muskelbaus, verläßt auf einer dritten Bahn das stürzende Babel. Diese jugendlichen Helden, kühne Jäger mit Speer, Bogen und Köcher, tragen noch nicht die Last der gewordenen, abgeschlossenen und fertigen Kultur. Kaum bedeckt ein Pantherfell oder ein Stück rothen Wollenstoffs ihre Leiber. Sie sollen, frei und unabhängig, oder doch nicht beherrscht von der Vergangenheit, eine neue Kultur erst begründen, sie streben der Zukunft entgegen und vor ihnen liegt noch das ganze Werden ihres geschichtlichen Daseyns. Keck stürmt der eine auf schnaubendem Rosse davon, andere folgen eiligen Laufes; aus ihren Zügen schauen froher Muth und Thatendurst.

Wir haben diese drei Gruppen wohl zunächst auf das asiatische, das afrikanische und europäische Alterthum zu deuten, mit näherer Bestimmung des ersten als das von der asiatischen Kultur abgezweigte Israel und des lezten als das jugendlich heldenhafte Hellenenthum. Mancher andere Gedanke verbindet sich damit und gibt diesem ersten Gesange des Kaulbachschen Epos eine breite Perspektive.

VIII.

Im zweiten Hauptbilde, oder, wenn ich im metaphorischen Ausdrucke fortfahren darf, im zweiten Gesange erhebt der Künstler den Ruhm der ewig hohen, ewig schönen hellenischen Bildung. Als ihren Vater bezeichnet er den göttlichen Sänger der Ilias. Homeros hat den Kiel seines Schiffes, mit welchem er, die Heldenthaten des Achilleus preisend und Ilions Fall besingend, am Strande von Hellas entlang fuhr, jezt in eine der zahlreichen Meeresbuchten gelenkt, die das griechische Ufer durchschneiden. In seinem rechten Arme lehnt die Leier, die Linke aber, welche noch eben die Saiten schlug, hat er hoch erhoben, selbst ergriffen von dem mächtig ernsten Pathos, das seinen Gesang bewegt und das er seinen am Strande versammelten Zuhörern mittheilt. Er ist eine hohe Gestalt; auf seinem kräftig gebildeten Antlitz ruht der Ernst reifer Männlichkeit, aus seinem Auge spricht der Blick des Sehers, ein Lorbeerzweig umkränzt sein Haupt. Träumerisch sinnend sizt hinter ihm mit dem Steuer die kumäische Sibylle, welcher von den Griechen außer der Gabe zu weissagen die Erfindung des epischen Versmaßes zugeschrieben wurde.

Wir sehen, Kaulbach hält sich mit seiner Composition an die poetische Sage, welche den Dichter Homer als Rhapsoden um die Küsten von Hellas streifen ließ, von wo aus seine herrlichen Gesänge hinübertönten und die Bewohner der gesegneten Halbinsel anlockten, der Ueberlieferung großer Thaten und der Lehre edlerer Grundsätze zu lauschen. Die Sage gab ihm Gelegenheit, die Götter- und Menschenwelt seiner Idee gemäß auch hier auf einem Bilde zu vereinigen und zugleich in seiner symbolischen Weise die Blüthe griechischer Kultur uns vor das Auge zu

rücken als eine im Erblühen ſchon erblühte. Denn die Wiſſenſchaften und Künſte, welche in der durch Homer entzündeten Begeiſterung Jahrhunderte lang wuchſen und gediehen, finden wir hier unter den Zuhörern ſchon durch ihre erſten Meiſter vertreten, und um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ſchlingt der Mythos ein allegoriſches Band. Verfolgen wir nun die im Gemälde dargeſtellten Wirkungen des Homeriſchen Geſanges auf Götter und Menſchen.

Hinter dem Schiffe zieht Thetis einher, die Mutter des Achilleus. Bald wird ſie von den Najaden aus den Fluthen gehoben, bald ſchwebt ſie empor, und dieſes leichte Auf- und Vorwärtsziehen iſt in der Stellung wunderbar ſchön ergriffen. Keuſch umgeben weite Gewänder die ſchlanke Fülle ihrer Glieder, eine Perlenkrone ſchmückt die Königin des Meeres. Aus ihrem Auge rinnt die Thräne des Erinnerungsſchmerzes, der zur ſanften Wehmuth wird durch die Stimme des Dichters. In der milden Erregung, die des Homeros preiſendes Wort in ihr hervordringt, drückt ſie mit beiden Armen den Aſchenkrug des Sohnes gegen ihre Bruſt. Der ſanft klagende Ausdruck im Antlitz der trauernd glücklichen Mutter iſt wie eine Elegie voll verklärter Innigkeit in ihre ſchönen Züge gehaucht. Und in wie reinen und wahren Formen fließen die Falten ihres Gewandes herab! Welche wundervolle Plaſtik im nackten Gliederſpiel der theils ruhenden, theils im Kampfe mit begehrlichen Schwänen lebhaft bewegten Najaden! Welche Grazie in dem Wiegen und Schmiegen der reizenden Häupter, um die ſich Kränze von Schilf und Blumen, Muſcheln und Korallen ſchlingen! Welche Anmuth in den ſchwellenden Formen dieſer verlockenden Meerbewohnerinnen! Ich möchte ſagen, es ſey eine ſtille Muſik ausgegoſſen über dieſe anſpruchslos ſich darbietende Pracht unverhüllter Schönheit.

Laſſen wir unſere Blicke nun über die ſterblichen Zuhörer des unſterblichen Geſanges ſtreifen, unter denen doch auch von geiſtiger Unſterblichkeit ein gutes Theil ſich findet; ſo feſſelt unſere Aufmerkſamkeit zuerſt ganz im Vorgrunde die nackte Heldengeſtalt, die einige als den Jäger Alkäos bezeichnen, andere — mit viel größerem Unrecht — gar Perikles nennen. Wir forſchen nicht nach dem Namen, denn der Künſtler will mit dieſer männlich kräftigen Geſtalt mehr eine Zeit als eine Perſon charakteriſiren, eine Zeit, welcher allerdings der Held Alkäos am meiſten entſprechen würde. Es iſt das vorhomeriſche Heldenthum, das dieſer Jäger bezeichnet, jene Zeit des Auslebens der Leidenſchaft und des ausſchweifenden Naturgenuſſes, welche, dem Krieg, der ſinnlichen Liebe und dem Wein ergeben, dem Ares, der Aphrodite und dem Bacchos ihre Opfer darbrachte. Auch unſer Held, deſſen Schwert und Thyrſusſtab neben ihm am Boden ruhen, hat ſo eben dem Bacchos geopfert und hält die Schale noch in der Hand, aus der er den berauſchenden Saft genoſſen. Sein Haupt ſchmückt der im Kampf errungene Lorbeer, aber der Knabe neben ihm, ſein Liebling und Mundſchenk, trägt einen Kranz von Weinlaub, und den Krug in ſeiner Hand umgibt ein gleicher Schmuck. Beide lauſchen den Worten des Dichters, herrliche Geſtalten, deren Gliederung den Meiſterwerken antiker Plaſtik abgelauſcht erſcheint.

Dem Repräſentanten des Jägerlebens und der Heroenzeit ſchließt ſich nun die Reihe der Helden ſpäterer griechiſcher Kultur an. Wir bemerken einen Baumeiſter, der den Grundriß der Propyläen trägt, einen Weiſen mit den Geſetztafeln des Solon. Der alte Prophet und Wahrſager Bakis ſitzt vor einer Felſenwand und ſchreibt darauf ſeine Weiſſagungen von der künftigen Größe Griechenlands. Bakis bildet in gewiſſem Sinne einen ideellen Pendant zu Homer: wie dieſer die große Vergangenheit zur Aneiferung der Gegenwart zurückruft, ſo prophezeit jener dem Griechenvolke ſeine glorreiche Zukunft. Auf der Höhe des Felſens iſt ein Bildhauer beſchäftigt, mit feinen jugendlichen Gehülfen eine koloſſale Statue des von Homer beſungenen Achilleus zu meißeln. Im Augenblicke hat er ſich ſelbſt von der Arbeit abgewendet und hebt Antlitz und Arme empor zu den Olympiſchen, deren Beiſtand er für ſein Werk erfleht. Ihm zur Seite liegt eine ſchöne Jünglingsgeſtalt, ein Diener der Minerva mit der Eule von Athen, in jener ſinnenden Muße, welche vom heiteren Genuſſe des Lebens ſich zur philoſophiſchen Betrachtung deſſelben wendet. Die Dichter und Weiſen Griechenlands, ernſte hoheitvolle oder geiſtig milde Geſtalten, jung und alt, ſitzen weiter zurück am Strand hinauf und horchen auf das belebende Wort. Man kann ohne Mühe, wenn man anders nach dem Erkennen hiſtoriſcher Perſönlichkeiten ſtrebt, in dem einen Pythagoras, den Vater der griechiſchen Philoſophie, im andern Herodot, den „Vater der Geſchichte“ entdecken. Jener ſtreuge Greis mit erblindetem Augenlicht mag der erhabene Tragiker Aeſchylos ſeyn, jener würdevoll ſchöne Kopf dem edeln Sophokles angehören, einen fünften dürften wir nicht mit Unrecht auf den Bukoliker Theokrit deuten u. ſ. f., auch wenn der Künſtler ſelber uns ſeine Abſichten nicht verrathen ſollte. Es ſpricht aus allen den charaktervollen Köpfen zu uns der Geiſt klaſſiſcher Bildung. Einzelne Repräſentanten des allmählig aus den Wäldern und Schluchten, wo ſie ein Jägerleben geführt, ſich zur Quelle höherer Kultur ſammelnden Volkes vollenden dieſe Gruppe. Zwiſchen ihnen lauſcht ein Faun, der gleichfalls aus dem Hain herbeigezogen, mit verwunderter Miene, aber für ihn bleibt der Born des menſchlichen Geiſtes verſchloſſen. Mag er immerhin horchen und das Ohr neugierig dem

Geſange entgegenhalten, er verſteht den Dichter nicht, und indem er mit ungeſchlachter Rohheit die Zunge aus dem Halſe reckt, ſcheint er ſchon wieder auf dem Sprunge, in den Wald und in ſein ſinnlich bequemes Naturleben zurückzukehren. Die Kultur der Erde iſt eben ausſchließliches Eigenthum des menſchlichen Geſchlechts, unzugänglich allen Geſchöpfen, deren Beſeelung die Schranken der Sinne nicht zu durchbrechen vermag.

Zur vorhomeriſchen Zeit gehört gleich dem Jäger im Vorgrunde noch jener Prieſterſänger im Schatten der Bildhauergruppe, einer von den düſtern Myſtikern in der Nachfolge des Sängers Orpheus, ein wunderbar tiefſinniger Kopf mit dunkelm Haar und Bart. Schwer drücken ſeine Brauen ſich auf die unheimlich funkelnden Augen nieder: er beginnt zu ahnen, daß ſeine Zeit vorüber iſt, daß die klare Schönheit des Homeriſchen Gedichts ein neues lichtes und heiteres Zeitalter heraufführen werde auf den Trümmern der Gegenſätze des ausſchweifenden Genuſſes und der myſtiſchen Abkehr vom Leben. Und hinter ihm und der Statue des Achilleus iſt auch ein großartiger doriſcher Tempel, den Olympiſchen geweiht, bereits emporgeſtiegen; einen zweiten ſehen wir weiter zurück der Vollendung nahe. Jenſeits der Meeresbucht aber umtanzen gewaffnete Jünglinge einen Opferaltar, von dem der Duft geſchlachteter Stiere empordampft, und wohlgefällig laſſen die unſterblichen Götter ſich hernieder in den wirbelnden Rauch des Opfers, vor allen Zeus und Here. Ein mitleidsvoller Blick des Göttervaters, der ſein züchtig an der Seite ſeiner rechtmäßigen Gemahlin ſitzt, fällt auf Thetis, die Mutter ſeines Sohnes Achilleus, welche Kaulbach mir humoriſtiſch als eine „alte Liebſchaft“ des „honett“ gewordenen Donnerers vorſtellte. Hinter Zeus und Here bemerken wir ferner Pallas, Artemis, Hermes und andere Götter. Der Opferdampf bildet eine der Grundſäulen des Bogens, welchen Iris von ihm hinüberſpannt, als eine Brücke der Unſterblichen, auf der ſie einziehen in die neu erbauten Tempel, ihre hehren Wohnungen auf der Erde. Prachtvoll ſtrahlt und leuchtet der Irisbogen und doch fließt er bei aller Entſchiedenheit der Farbe duftig nach beiden Seiten mit der Luft zuſammen. Ueber ihn fort geht der Zug der Götter, eröffnet von Eros und den Grazien im anmuthigen Spiel. Es muß geſehen werden, welchen unbeſchreiblichen Reiz die lieblichen Geſtalten in der Bewegung des Haſchens und Entweichens entfalten, ſo ganz voll Leben, ſo frei und ſo keuſch. Helios folgt mit der Neunzahl der Muſen, und Zeus und Here mit den übrigen Göttern des Olymps werden nicht zögern, ebenfalls zu dem geliebten Geſchlechte der Menſchen hinabzuſteigen.

Unter dem Irisbogen hindurch blickt man in die Ferne der Landſchaft am Meeresſtrande entlang, bis im Hintergrunde die Küſte von Salamis die Ausſicht ſchließt. Dieſe Perſpektive wählte der Künſtler, um mit dem Orte, wo ſich die Kraft des griechiſchen Volkes in ruhmvollſter Selbſtſtändigkeit bewährte, auf das Wiederaufleben der Homeriſchen Heldenzeit und die Erfüllung der Prophezeihungen des Baſis hinzuweiſen. So klingt jede Einzelnheit voll und ſchön zuſammen mit der Harmonie des Ganzen, ſo wirſt die Idee nach allen Seiten ihre Strahlen und bleibt in jedem Punkte des Werkes, in aller Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen mit ſich ſelbſt im Einklang.

IX.

Das mächtigſte, großartigſte unter den drei vollendeten Hauptbildern iſt das dritte: die Zerſtörung von Jeruſalem. Der Künſtler ergreift hier die römiſche Weltherrſchaft, wenn auch nicht im Vollbringen ihrer ſchwerſten Aufgabe, doch in ihrem entſcheidenden Eingreifen in eine welthiſtoriſch unendlich wichtige principielle Kriſis. In ſich ſelbſt zerrüttet war das theokratiſche und engherzig nationale Princip des jüdiſchen Staats. Ueber ihn hinweg zog die unerbittliche Richterin Geſchichte, um neuen Grundſätzen, neuen Formen die Wege zu bereiten. Und war es nicht die Weltherrſchaft der Römer, welche die materielle Grundlage gab zur allgemeinen Verbreitung des Chriſtenthums? War es nicht das bis zu einem gewiſſen Grade ſchon damals gelungene Niederreißen der nationalen Schranken, was andererſeits wieder die allgemeine Kirche als ein neues Weltprincip verbreitete? Es zeugt von tiefem Einblick in das Getriebe der weltgeſchichtlichen Ideen, daß Kaulbach gerade dieſes Ereigniß in dieſen Zuſammenhang brachte mit der Geſammtentwicklung ſeiner Aufgabe. Daß er dabei auch den von der iſraelitiſchen Nation geglaubten göttlichen Urſprung des Strafgerichts, neben der rein geſchichtlichen Darſtellung der Kataſtrophe ſelbſt, in bibliſcher Form erſcheinen läßt, ſtreitet allerdings gegen meine Auffaſſung eines hiſtoriſchen Gemäldes. Doch kann man beim Hinblick auf die beiden erſten Hauptbilder, die freilich in ihrer ganzen Haltung durchaus ſymboliſch ſind, dieſem Hereinragenlaſſen des Jenſeits die Conſequenz der Anordnung nicht abſprechen.

Am Himmel erſcheinen die Propheten des alten Bundes, welche im Namen Jehovahs den Untergang des jüdiſchen Staats und der Stadt Jeruſalem vorher verkündet hatten, Jeſaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel. In dieſen Geſtalten wie in den von ihnen aus ſich hinabſenkenden Engelſchaaren, welche, mit Blitzen bewaffnet, das Gericht Gottes an dem ſündigen Iſrael vollziehen, gibt Kaulbach nicht etwa ſeine perſönliche Auffaſſung von den Urſachen des im Bilde dargeſtellten Ereigniſſes. Ich erinnere nur an das, was ich in meinem fünften Brief über die philoſophiſche Grundidee geſagt, in der das Ganze gedacht ſey.

Man darf die Gottheiten, welche der Maler vor uns erſcheinen läßt, nicht als Widerſtrahlungen ſeines ſubjectiven Glaubens betrachten, denn man würde ja ſonſt zu fragen haben: woran glaubt denn nun eigentlich der Künſtler? An Gott Vater und die Propheten, oder an Zeus und Apollon, oder an die Geſpenſter, die uns im vierten, an die Mutter Gottes und die Heiligen, die uns im fünften Bilde begegnen werden? Wir haben dieſe Darſtellungen der verſchiedenen Religionsanſchauungen vielmehr aufzufaſſen als Widerſtrahlungen der objectiv ſchaffenden Phantaſie des Künſtlers, welche das in ſinnlicher Geſtaltung aus ſich herausſetzt, was ſie vermöge ihrer philoſophiſchen Richtung als den bewegenden Geiſt ihres Gegenſtandes ergriffen hat. In dem Bilde von der Zerſtörung Jeruſalems macht ſich der wunderbare Umfang des Kaulbach'ſchen Künſtlergenius faſt in höherem Grade geltend als in den vorher geſchilderten Werken, wenn auch ſeine griechiſche Welt an ſeiner Geiſtigkeit der idealen Beziehungen, an Anmuth und Reiz der Form das Unübertreffbare leiſtet. In dem Wolkenſtücke der Propheten malte er mit voller philoſophiſcher Unparteilichkeit die beſondere Religionsidee des tragiſch untergehenden Volks. In den ſpäter zu ſchildernden Seitengruppen des Vorgrundes, dem ewigen Juden und der Chriſtenfamilie, gibt er in ſymboliſcher Weiſe dort den nationalen Mythus mit ſeiner Anſchauung vom Rachedurſt der Gottheit, hier den wiederum philoſophiſchen Gedanken vom ſteten und wie in idealen Kettengliedern ſich entwickelnden Fortſchreiten der weltgeſchichtlichen Kulturideen. In dem Ereigniß der Zerſtörung ſelbſt endlich zaubert er eine Fülle und Lebendigkeit hiſtoriſcher Wahrheit und Realität vor das Auge, daß ich in der Geſchichtsmalerei der Gegenwart nichts ähnlich Großartiges an die Seite zu ſtellen weiß.

Es iſt das weite Innere des großen Tempels zu Jeruſalem, in welchem die geſchichtlichen Vorgänge ſich ereignen, in der Mitte der Hochaltar, rechts die von außen hereinführenden Eingänge, links die Säulen, welche das Allerheiligſte abſchließen und zwiſchen denen der verhüllende Vorhang geſunken oder verbrannt iſt, ſo daß man tief in das Innerſte des Tempels ſchaut. Von rechts ſtürmen die Römer herein, an ihrer Spitze Cäſar Titus, auf leuchtend weißem Roſſe ſich Bahn brechend über Schutt und Trümmer und Leichen. Des Hochaltars hat ſich bereits eine Abtheilung römiſcher Krieger bemächtigt; ſie pflanzt ihre Adler auf und läßt den gellenden Schlachtruf der Tuba ertönen. Erſchreckt von den ſchmetternden Klängen ſcheint die Schaar der Juden, welche den heiligen Ort vergeblich vertheidigt hat, unter dem Schutze ihrer emporgehaltenen Schilde noch weiter zurückzuweichen. Mitten unter den geſchlagenen Kriegern befindet ſich ein Greis, der wohl im Gebet vom Altar geriſſen wurde, denn er iſt waffenlos. Der furchtbare Schmerz, die heilige Stätte ſo gräßlich entweiht zu ſehen, prägt ſich konvulſiviſch in ſeinem Antlitz und ſeinen Bewegungen aus; jammernd preßt er die geballten Fäuſte gegen einander.

Hinter dieſer Schaar, die Stufen aufwärts, welche zur Säulenhalle des Allerheiligſten führen, und zwiſchen dieſen Säulen befinden ſich andere Reſte des geſchlagenen jüdiſchen Heeres in Auflöſung und Schrecken. Simon und Johannes von Giſchala, die Führer der Juden, ſtehen hier und blicken in rathloſem Zorn auf die eindringenden Sieger. Rings um ſie her Gruppen von Sterbenden oder von Verzweifelnden, welche wohl gar in ohnmächtiger Wuth ihre Flüche gegen den Himmel richten und mit wild erhobenen Armen den Herrn anklagen, er habe ſein Volk verlaſſen. Und das bezeichnet die Verblendung des ſittlich tief geſunkenen Stammes. Der Herr verließ Iſrael erſt, nachdem es abgefallen war von ihm und von der einfachen Sitte der Väter, nachdem es ſich ſelbſt verlaſſen hatte und, dem Mammonsdienſt ergeben, die vergänglichen Güter der Welt anbetete und nach Reichthum trachtete, ſtatt nach der Tugend und dem Frieden der Seele. Unfriede, Geifer, Zerrüttung im Volke ſelbſt gingen dem Stoße voraus, der die politiſche Exiſtenz der Nation für alle Zukunft vernichtete.

Noch weiter im Hintergrunde links hauſt die rothe Glut des Brandes in den innerſten Räumen des Tempels, taucht die Säulen und Mauern in ein Feuermeer und wirft ein ſchauriges Licht über zahlreiche Scenen des Unheils und wahnwitzigen Verzweiflung. Dort flüchten ſich Kinder in den Schooß der Mutter, als wäre hier Rettung zu finden vor der vorherrenden Wuth der Menſchen und der Elemente. Und die Mutter breitet die Arme über ihr geliebtes Eigenthum, aber wie lange währt es und die Säule, an deren Fuße ſie niedergeſunken, wird ihr ein Grab bereiten ſammt ihren Lieben! Wie entſetzlich wieder jene zweite Mutter, welche das Meſſer an das Leben des eigenen Kindes legt, durch die Qualen ſchrecklichſter Entbehrung zu der unnatürlichſten Handlung getrieben! Andere Weiber neben ihr blicken fühllos auf ihr raſendes Beginnen, denn die Angſt, die Trauer, der Hunger haben ſie abgeſtumpft, ihre Zähne zerfleiſchen zum Theil die eigenen Glieder. Lebendig wird hier, was der Herr verkünden ließ durch den Mund des Propheten: „Ich will ſie eſſen laſſen das Fleiſch ihrer Söhne und das Fleiſch ihrer Töchter in der Belagerung und in der Angſt, in der ihre Feinde und die, ſo ihnen nach dem Leben ſtehen, ſie bedrängen werden.“ Dieſe Scenen des Entſetzens, des Schaudervollſten, was den Menſchen treffen kann, hüllt der Künſtler in den umherziehenden Dunſt, wirft er, um dem Eindruck das allzu Grelle ein wenig abzuſtreifen, taktvoll in den Schatten der vorher betrachteten, den letzten Akt des Kampfs bezeichnenden Gruppen. Das Elend ſetzt ſich aber noch

in andern Vorgängen fort, welche bestimmter in das Licht und in die Farbe treten. Neben dem Altar wird eine händeringende Jungfrau von einem römischen Reiter fortgeschleppt, und ein zweiter Krieger aus dem feindlichen Heere, ein in Thierfelle gekleideter Barbar, kommt lüstern die Stufen des Altars herab, um eine von den jüdischen Frauen, welche sich angstvoll zu einem Knäuel zusammendrängen, als schöne Beute davon zu führen.

Ich stehe von der Verfolgung aller Einzelnheiten des Gemäldes ab, da ich sie doch in Kürze nicht erschöpfen kann, und wende mich zu seinem Mittelpunkte, der individuellen Spitze des tragischen Ereignisses: der Gruppe des Hohenpriesters mit seinem Weibe und seinen Söhnen. Der Untergang, welcher ringsum als Folge äußerer Macht erscheint, wird hier zum freien innern Entschlusse. Der Hohepriester opfert sich und seine Söhne mit eigener Hand, damit sein Stamm erlösche und nicht anheimfalle der trost- und lichtlosen Zeit, die nach seiner Ueberzeugung nun einzig noch kommen kann. Schon hat sein Stahl die Söhne getroffen, von denen der eine entseelt zu Boden sinkt, während der andere in krampfhaftem Todesschmerz sich an den Vater klammert. Warum aber verschont sein Arm die Gattin, welche vor ihm auf den Knieen den schönen Busen enthüllt und den erlösenden Streich zu erflehen scheint? Ist es nicht grausam, nicht gefühllos, daß er sein Weib verurtheilt, allein den Untergang ihrer Familie zu überleben? Wer so fragen kann, bedenkt nicht, daß es sich bei dieser hochtragischen Gruppe nicht um ein sentimentales Familienstück handelt, sondern um die heroische Bethätigung einer religiösen Idee. Was gilt dem Hoheupriester Israels sein Weib in einem Falle, wo er im Dienste des Herrn und zu des Herrn Ehre handelt? Nicht das Weib ist Träger des Berufs, welcher im jüdischen Priesterstamme sich vererbt hat, wohl aber die männliche Nachkommenschaft. Und diese vernichtet er, weil er an ihrer Sendung verzweifeln muß, weil er nicht dulden mag, daß ihr geweihtes Daseyn ein Frevel entweihe. Darum tödtete er sie zuerst und kann nun die Waffe gegen sich selber wenden in dem gläubigen Bewußtseyn, daß er dem Herrn zurückgegeben, was dem Herrn gehört. Die Gattin des Hohenpriesters ist übrigens eine herrliche Gestalt von vollendeter, ernster Schönheit im reinsten Adel des nationalen Typus; er selber ein hoch aufgerichteter, kräftiger Mann mit ungemein belebten edeln Zügen, welche den Denker verrathen. Auf seiner Brust trägt er das Schild mit den zwölf Edelsteinen der Stämme Israels, und dicht über demselben bohrt er mit fester Hand das Opfermesser in den verborgenen Sitz des Lebens. Sein Beispiel findet Nachahmer unter den Jünglingen seines Volks, von denen ganz im Vorgrunde mehrere den Selbstmord als letztes Mittel ergreifen, doch schwerlich aus jenen hohen Ueberzeugungsgründen, welche den Priester leiten, sondern aus feiger Angst und Verzweiflung. Ein Strom Blutes tröpfelt die Marmortafeln des Fußbodens. Ein Greis, wohl der Vater dieser Jünglinge, ſtzt neben ihnen, fast stumpfsinnig brütend über dem aufgehäuften Mammon, der ihn in Urnen und rings am Boden umgibt. Was sollen ihm ferner diese Ketten und Spangen, diese Fülle gemünzten Goldes? Auch er hat ein Schwert ergriffen, aber lässig senkt es der Arm, denn was nachher, wenn der Schmerz des Sterbens überwunden ist? Es wird dem Alten offenbar schwerer als seinen Söhnen, die Frist eigenmächtig abzukürzen, welche ihm noch vergönnt ist, bei seinen Schätzen zu verweilen. Ein feindliches Eisen oder das herandringende Feuer wird ihm den Entschluß ersparen und auch ihn hinabziehen in die allgemeine Vernichtung.

Damit haben wir die Betrachtung des historischen Vorgangs in seiner Hauptgliederung beendet. Von der Großartigkeit, mit der die Massen hier zu Werkstücken eines mächtigen Organismus verwendet sind, wie von der Klarheit, mit welcher sich andererseits die hervorstechenden Gruppen aus der Masse und Fülle wieder lösen, läßt sich durch Worte keine genügende Vorstellung erwecken. Ich kann diese Eigenschaften der Composition nur erwähnen; doch sind sie es gerade, welche dem Eindruck seine Gewalt und wieder bei aller Ungeheuerlichkeit sein Maß verleihen, welche der geschichtlichen Größe des Ereignisses ihre entsprechende Form geben und doch wieder in dem epischen Vorgange individuell dramatische Beziehungen zur Geltung bringen.

Es bleiben uns nun noch die symbolischen Eckstücke des Vorgrundes zu betrachten. Zunächst Ahasverus, der ewige Jude. Von drei Furien verfolgt, welche über seinem Haupte schweben, stürzt er hinaus in die endlose und ewig ruhelose Wanderschaft. Schwert und Schild, mit welchen er vor Kurzem noch in den Reihen des israelitischen Heeres gefochten, hat er weit von sich geschleudert, und auf seinem Antlitze prägen sich in furchtbaren Zügen die Qualen aus, welche sein Inneres zerfleischen, jene Qualen, deren phantastische Versinnlichung wir in den Furien wahrnehmen. Die Hände krallen sich krampfhaft in die Brust, wo die Nattern der Verzweiflung wühlen, und seine Sohlen berühren kaum den Boden, so jagt es ihn fort von der Stätte, wo er am Herrn gefrevelt und der ewig wirkende Fluch ihn getroffen.

Jenseits dagegen, welch lieblich idyllisches Bild! Auf einem Esel, der in aller Ruhe sein Futter von einer Distelstaude rupft, sitzt eine jugendliche Mutter mit zwei kleinen Kindern auf dem Schooß, welche sich eng an den mütterlichen Busen schmiegen. Hinter ihr ist ein etwas größerer Knabe, in der Hand ein Kreuz von frisch geschnittenen Stäben, auf den Esel

gekleidet; ein vierter und fünfter Knabe, halb erwachsen, gehen voran und leiten das Thier, das die Mutter trägt, wie das zweite, auf welchem ein Greis, wohl der Großvater, sizt. Ein kräftiger Mann geht neben her. Das ist die Christenfamilie, welche arm an Gütern, aber reich an Glauben den Schreckensort in friedlich stillem Zuge verläßt. Ihr Gott ist nicht mit der Scholle verbunden, er ist nicht der Gott eines einzigen, auserwählten Volkes, sondern der ganzen Menschheit. Sie tragen ihn mit sich im Tempel ihrer Herzen und finden ihn überall wieder, wohin sie gelangen mit dem Glauben ihrer Seele. Die Palme des Friedens ruht in der Hand der Mutter, und Alle singen sie dem Herrn, der sie liebevoll schüzt und errettet. Drei Engel geleiten den Zug der Christenfamilie und bilden hinter ihr eine lebendige, himmlische Mauer, welche sie abschließt gegen die Wuth des Kampfes und der Zerstörung. Der eine dieser Engel trägt den Kelch, aus dem das Kreuz, gefärbt mit dem Blute Christi, emporsteigt, und dieses Blut ist es, was vor Allem die Christen von den Juden scheidet, so völlig scheidet, daß die davonziehenden Christen bei Singen und Beten das Flehen der armen Judenkinder überhören, welche auf den Knieen liegen, in angstvoller Beschwörung die Hände erheben und bitten, auch sie dem unvermeidlichen Untergange zu entreißen. Beingen wir uns den hier waltenden Gedanken des Künstlers zum Bewußtseyn, so erkennen wir, daß hier wie überall der edle Geist freier Humanität es ist, welcher seine Auffassung bestimmt. Er zeigt uns die Christenfamilie jener Urzeit in ihrer bedürfnißlosen, einfachen Gläubigkeit, in der alle andern Empfindungen aufgehen, schmückt diese innere Glückseligkeit mit dem Zauber schlichter Anmuth, aber läßt uns zugleich die Schranke erblicken, welche auch dieser beseligende Glaube noch zu überwinden hat, um ganz die Liebe zu seyn, die reine, hehre Menschenliebe. In dem Knaben mit dem Kreuze jedoch regt sich dieses Gefühl in naiver Kindlichkeit: er winkt den flehenden Judenkindern, mitzukommen. Sind es doch Kinder gleich ihm, warum sollte er sie nicht lieben? Nur die Eltern bemerken nichts, die Bitte verhallt am Ohre derer, welche dem Willen zu retten die That könnten folgen lassen. Und was thun die Engel? Einer wendet sich mit liebevollem Blick hinab zu den am Boden Liegenden und winkt ihnen ebenfalls, aber mit der andern Hand zeigt er auf Kelch und Kreuz, denn das Christenthum ist die Rettung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

II.

Nach Baden.

Der Gloggnitzer Bahnhof beherrscht von namhafter Höhe die Stadt. Der Wienerberg, an dessen Flanke die Gebäude sich anlehnen, ist einer der letzten Ausläufer vom Schneeberg, welcher über das ganze Land seine Abzweigungen ausstreckt, die von der Höhe aus gesehen an die zu Tage streifenden Wurzeln einer Kiefer auf trockenem Boden gemahnen. Die Aussicht vom Bahndamm zeigt ein prachtvolles Bild, dessen Mittelpunkt der Dom mit seiner stolzen Pyramide von zierlichster Arbeit bildet. Der Stephansthurm besitzt nicht jene seenhafte Leichtigkeit, mit welcher der Straßburger Münsterthurm gen Himmel wächst; er ruht vielmehr auf breitester Grundlage, und von seinen Giebelspitzen lasten sehr sichtbar immer die obern auf den untern. Mit dem Straßburger Wunderbau hat er die Aehnlichkeit, daß sein Meister Pilgram so wenig als Erwin von Steinbach dazu gelangt ist, den Zwilling daneben zu vollenden. Es wäre aber Schade, wenn Pilgrams Werk an die durchbrochene Steinarbeit am linken Rheinufer erinnerte. Ich liebe seine dichte Masse, die sicher emporgebaut von ihrer festen Grundlage gen Himmel weist. Auch wirft der Straßburger Thurm frühmorgens seinen langen Schatten über ein Land, welches seit beinahe zwei Jahrhunderten einem fremden Eroberer gehört, zum Spott des deutschen Namens und zur Schmach der deutschen Uneinigkeit, während St. Stephan einst die Grenzmark gegen den Erbfeind behütete und nun inmitten eines Reiches steht, das von den Quellen des Pruth bis zum Oberrhein seine Grenzen ausstreckt und in seiner Neugestaltung die Hoffnung auf Tilgung jener alten Schmach frisch geweckt hat. Der Stephansthurm erhebt sich inmitten eines Häusermeers, das eine einzige große Stadt zu bilden scheint, wiewohl wir wissen, daß Wien zur Zeit noch eine unverschmolzene Masse von Mittelstädten vorstellt und nicht eher eine wahre Großstadt werden kann, als bis die Basteien, welche die innere Stadt umfangen, weggeräumt und das Glacis zwischen Stadt und Vorstädten wenigstens um die Häuserbreite minder breit geworden. Doch das wird sich von selber machen. Bis zum Jahr 1848 war Wien eine Grenzstadt gegen Osten und der Kaiser in Wien nur so nebenbei König von Ungarn; jetzt aber ist er Kaiser bis zur türkischen Grenze und Wien die Hauptstadt eines Reichs von vierzig Millionen Einwohnern, wovon die natürliche Folge seyn wird, daß die Basteien von selbst in die Gräben fallen, bevor zwanzig Jahre vergangen sind. Dieses Häusermeer wird dann wirklich seyn, was es vom Bahndamm aus scheint: eine große Stadt. Nordwärts von Wien schlängelt sich die Donau mit ihren verschiedenen Armen durch das grüne Land, ragen stattliche Bergzüge und lachen von der Höhe des Kahlenbergs und des Leopoldsberges die weißen Mauern der alten Gebäude. Dort drüben ist heiliger Boden. Auf der Höhe wohnten die Babenberger, an den Flanken wächst ein edler Wein, am Gestade spiegelt sich Klosterneuburg in der flüchtigen Welle. Doch das alles liegt uns heute abseits und unser Blick wendet sich nach der Seite des Wienerwaldes. Der Zug braust an der Höhe neben den Häusern hin und hält vor Meidling, das ehedem ein Dorf gewesen und nun eine Stadt ist, die sich zwischen den Linienwall und den Park von Schönbrunn gelagert hat. Die Wiener, welche zur Sommerzeit in Meidling wohnen, bilden sich ein, auf dem Lande zu seyn, gerade wie die „Sommerparteien" in Hietzing, in Penzing, in Döbling. Wir ersehen daraus, wie eine alte Ueberzeugung allmählig zum starren Aberglauben werden kann, welcher den veränderten Verhältnissen „keine Rechnung trägt," wie der parlamentarische Ausdruck lautet. Ueber Meidling hinaus verliert sich der städtische Anstrich und wir kommen endlich auf's Land. Links breitet sich die Ebene aus, im Süden von blauen Bergen begrenzt, zur Rechten schauen wir in die Thäler hinab, die sich gegen Schönbrunn und Hietzing öffnen. Das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn verdeckt und der Hügel, welcher den Park trägt, aber wir sehen Hetzendorf, wo sich im Rücken des Parks bereits ein städtisches Dorf ansetzt, das sich eines Tages an Meidling anschließen und westwärts am Saume des Lustgehages fortwachsen wird. Wir erblicken jenseits eines anmuthigen Thales die Mauer, nicht etwa eine Wand, sondern ein „Gschloß," das einst die Sommerfrische der Jesuiten war. Die hochwürdigen Patres haben immer verstanden, sich hübsche Landsitze zu schaffen. Wir gelangen nach Liesing, wo jeder Bahnzug hunderte von Reisenden absetzt. Dort steht, wie schon erwähnt, eine gambrin'sche Walhalla. Der braune Trank mit milchweißem Schaum kommt fast unmittelbar aus dem tiefen kühlen Keller an des Zechers Mund, und namentlich die sonntägliche Wallfahrt vertilgt fabelhafte Massen von „Unterzeug." Gambrinus wird überhaupt in Wien hoch verehrt, und wenn im fernen Hindostan die Birmanen dergestalt die Oberhand behalten, wie hier die Biermannen, so wird es den Engländern schlecht ergehen. Ich würde mich über den Sieg des Biers wundern, weil es in Wien theuer und fürwahr nicht gut ist und der gemeine Mann seinen gewöhnlichen Wein wohlfeiler haben könnte; aber die Strömung der Zeit führt eben zum Bier, worin der eigentliche demokratische Urstoff

ſteckt. Ihr braucht nicht zu lachen; ich rede in allem Ernſt. — Das Gebirge wächſt an unſerer Seite, ſobald wir über den Ort hinausgekommen, vor welchem der Schirrmeiſter in die Wagen erſter und zweiter Klaſſe „Wechſoldsdorf“ ſchreit, der dritten aber, dem Volke, „Petersdorf“ zuruft. Die Berge bieten maleriſche Anſichten, und den Wäldern über Weingärten zu Gefallen laſſen wir die luſtige Ebene unbeachtet. Wir gelangen nach Brunn und in einigen Minuten ſpäter nach Mödling, den beiden Ausgängen der Brühl, zwiſchen denen die alte Burg Liechtenſtein über dem neuen Schloß ſich erhebt. Der Liechtenſtein ſteht ſo ſchmal und keck auf ſeiner Höhe wie der ſchwäbiſche Namensvetter auf der Alb, nur daß ihm kein Heideloff ein neues Gewand angezogen hat. Das feſte Haus ſchaut nicht anders aus wie vor Jahrhunderten und ſtellt keinen Rittersmann im Feſtſchmuck dar, ſondern im ledernen Jagdgewand, das in Wind und Wetter ſich tapfer ſchon herumgetummelt. Die Burg gehört dem edlen Hauſe, das ihren Namen trägt, und Liechtenſtein hat auch das reizende Thal der Brühl für luſtwandelnde Städter wegſam hergerichtet. Wenn ein Vorfahr des Fürſten nebſtdem in ſeltſamer Laune die Gegend mit einigen Bauwerken verziert hat, mit Tempeln und künſtlichen Trümmern römiſcher Alterthümer, die uns etwa gefielen, wenn wir die Abſichtlichkeit vergeſſen könnten, ſo wollen wir nicht vergeſſen, daß unſere Nachkommen von der Abſicht nichts mehr merken werden. An den engen Felſenpaß von Mödling mit dem runden Streitthurm auf der Höhe ſchließen ſich die Weinberge von Gumpoldskirchen. Hut ab, meine Herrn! An dieſen mittäglichen Abhängen wächſt ein wackerer Tropfen, der weit und breit ſeines Gleichen ſucht. Und eigenthümlicherweiſe beſitzt Gumpoldskirchen auch das allerbeſte Trinkwaſſer der ganzen Gegend, ſo daß es ſich vortrefflich zur Anlage einer Waſſeranſtalt eignete, wenn der Wein nicht wäre. Oberhalb des geſegneten Ortes führt ein Tunnel durch den vorſpringenden Hügel; es wäre zwar Platz genug geweſen, um den Hügel herumzufahren, aber die Erbauer hätten ſich ein Gewiſſen daraus gemacht, dem Weinbau ſo viel Erdreich zu entziehen. Der Grund und Boden hätte vielleicht nicht weniger gekoſtet als das Ausböhlen des Geſteins, und dann hätte für daſſelbe Geld die Bahn erſt keinen Tunnel gehabt, der doch nicht minder nothwendig iſt als das Salz zum Ei.

Das dunkle Vergnügen der Stollenfahrt dauert nur einen kurzen Augenblick, kaum ſo lange, daß man recht merken kann, ob es wirklich finſter geworden oder nicht. Gleich ſind wir wieder im Freien. Ueber niedrige Hügel ragt der kahle Calvarienberg der Schwefelquellenſtadt, dann der ſpitzige Kirchthurm, und bald liegt die Ortſchaft vor uns auf ebenem Boden, eine gute Strecke vor dem Eingang des Thals, das rechts und links von alten Burgen behütet wird; rechts (von uns) ſchaut Rauhenſtein mit ſeinem viereckigen Thurm herab; links die dreikantige Warte von Rauheneck, unter welcher die Weilburg, der Landſitz des Erzherzogs Albrecht, ſich behaglich vor dem Föhrenwald über grünen Anlagen ausbreitet.

Der Zug hält an, wir ſteigen aus. Heute iſt Baden unſer Ziel, obſchon wir weder Lackſtiefeln noch gelbe Handſchuhe angezogen haben.

Paris, November.

Das Vaudeville. — Die Dame mit den Camelien.

Sie und Ihre Leser werden es nicht unpassend finden, wenn ich in einem Bericht über das Theatre des Vaudeville nicht bloß an die concrete Erscheinung mich halte, denn für die dramatische Kunst Frankreichs hat das Vaudeville eine weit höhere Bedeutung als es je in Deutschland zu gewinnen vermochte; es ist für die französische Bühne der Schwerpunkt, der Maßstab für die Höhe geworden, auf welcher sie steht. — Vielleicht zieht mancher Leser dabei schon die Stirn in ernste Falten, und allerdings hätte er ein Recht dazu, wenn ich damit behaupten wollte, daß das wahre Drama heute überhaupt in Frankreich existire. Ich verwahre mich feierlich gegen diese Folgerung, aber leider haben wir es in Deutschland eben so wenig.

Jede Kunst wurzelt zuletzt in der Zeit, und in je weitere Schichten sie eindringt, desto mehr muß sie deßhalb wieder Richtung und Bildung der Massen verrathen. Auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, spiegelt sich daher vorzugsweise das Leben der Völker wieder, denn für keine Kunst ist die Theilnahme verbreiteter, allgemeiner, als für die darstellende. Und nirgends ist diese Theilnahme größer als in Frankreich, als in Paris; selbst in den kleinsten Zügen harmoniren daher Bühne und Wirklichkeit. Mit geringen Ausnahmen hängen alle Pariser Theater von der Gunst des Publikums ab, und dieses würde kalt seyn und theilnahmlos, wenn die Bühne den Interessen fremd bleiben wollte, von denen es bewegt wird. Wir Deutschen betrachten es allerdings auch als die erste Aufgabe des Theaters, national und zeitgemäß zu seyn, aber wir wollen, daß es die Schule des moralischen Lebens sey, in Frankreich ist die Bühne das Bild desselben; sie führt nicht das Leben, sondern sie folgt ihm. Der wahre Ausdruck des modernen Pariser Lebens im Gebiete der Kunst ist aber das Vaudeville; so bunt, so regellos wie dieses Durcheinander von Prosa und gebundener Rede, von Sprechen und Singen ist auch die Pariser Welt. Uns ernsten Nordländern will ein solches Schauspiel nicht behagen, wir vermissen zu sehr jede Einheit, jeden Plan, jede Ausführung der Zeichnung, mit Einem Worte wir vermissen die Kunst.

Die erste Anforderung, welche Maler an ein Gemälde zu stellen pflegen, kleiden sie gewöhnlich in die Worte: „zuerst muß es gemalt seyn;“ sie wollen nicht einen Gedanken, sie wollen eine That, ein Bild. Der ausübende Künstler wird stets diese Forderung voranstellen, alles andere kommt nachher. Wer die Pariser nach den Anforderungen beurtheilt, welche sie an die Bühne stellen, wird keinen Augenblick bezweifeln, daß sie darnach alle eine Rolle in der Comödie des Lebens gespielt haben, denn ihre Kritik ist wie die der Künstler: „zuerst muß das Stück gespielt seyn.“ Das heißt, es soll ergreifen, es soll wiederklingen in ihrer Brust, es soll aus dem Leben geschnitten seyn, wie eine Courbet'sche Landschaft, ohne Wahl der Natur entnommen. Ihr modernes Drama ist daher nichts als ein dialogisirter Roman, Darstellungen aus dem individuellen Leben der Gesellschaft, ohne jede tiefere Lebensauffassung, ohne jede völkergeschichtliche Bedeutung; Genrebilder aus dem Leben, die mit Nadelstichen zusammengeheftet sind. Statt die Camera obscura des Lebens nur zum Studium zu benutzen, hat man die Bilder selbst daraus entnommen, ähnlich, frappant bis zur Täuschung; ob aber auch schön? — das ist eine ganz andere Frage.

Was ich an der französischen Kunst wie am französischen Leben bewundere, das ist der innere Widerspruch, der es vor der Vernichtung rettet, aber auch das wahrhaft Große und Edle unmöglich macht; dieses nicht leben und nicht sterben können ist wahrhaft wunderbar. Zerfahrenheit, Blasirtheit, Lebensmüdigkeit auf der einen Seite, Frische, Naivetät, Kraft auf der andern. Das Pariser Leben wird nicht durchdacht, nicht durchträumt, sondern durchgespielt; lose, wechselnd, einheitslos, ist es in Wahrheit ein Vaudeville, denn es schwankt immer wie dieses zwischen den Gegensätzen. In der nimmer ruhenden, rastlosen Thätigkeit dieses Lebens liegt das Frische und Naive, im Wesen, im Gegenstande dieser Thätigkeit das Erschaffte, das Blasirte. Nur das Pikante regt noch an, nur das Extreme reizt noch. Darnach haschen daher Malerei, Musik, Poesie. Es bedarf keines langen Studiums, um in der Literatur sofort diesen Widerspruch in allen Richtungen derselben zu finden; vielleicht ist es aber auch nicht unrichtig, wenn ich eine andere Erscheinung in der Literatur damit in Verbindung bringe: ich meine das Schaffen in Compagnie, die Theilung der Arbeit in der dramatischen Poesie. Man will genießen, aber die Genußfähigkeit fehlt; eine ursprüngliche Kunst kann den daraus entspringenden Forderungen nicht gleichzeitig gerecht werden. Der blasirte Geist erdenkt den Stoff, die Verwicklung, die allenfalls noch reizen kann, und ein frischeres Gemüth schleift dann die Form dazu, oder das letztere gibt die Hauptsache und das erstere würzt dieselbe für den verdorbenen Geschmack des Publikums.“

Wenn in Folge dessen nicht alle Erzeugnisse der dramatischen Literatur die Grenze des Erlaubten bereits überschritten haben, so streifen sie doch haarscharf an derselben, und wenn nicht bald der Umschlag eintritt, so muß das Schöne darüber vollends verloren gehen, denn die erste Bedingung desselben, Maaß, wird nirgend mehr eingehalten. In der langen Kette vom Theatre Bobinot (Luxembourg) bis zum Théâtre français zeigt sich überall dasselbe; am deutlichsten spiegelt sich aber das Leben und die Kunst im Theater des Vaudeville, und in dem gegenwärtigen Kassenstück desselben, scheint mir der Gipfelpunkt

erreicht zu ſeyn, über den hinaus das Schöne, über den hinaus die Kunſt verloren iſt.

Faſt ſeit einem Jahre füllt faſt täglich „die Dame mit den Camelien“ den nicht kleinen Saal des Hauſes zum Erdrücken. Man ſieht, dieſes Vaudeville iſt zeitgemäß, das Publikum liebt es, weil es daſſelbe verſteht. Laſſen Sie mich daher etwas in's Detail eingehen, denn es iſt ein nicht unweſentlicher Beitrag zum Pariſer Leben.

Die Dame mit den Camelien iſt der dramatiſirte Roman gleiches Namens, beides Werke des jüngern Dumas. Wir pflegen in Deutſchland in ſolchem Falle nicht mit Unrecht vorauszuſetzen, daß dann eines von beiden nothwendig ſchlecht ſeyn müſſe, entweder der Roman oder das Stück; dazu kommt natürlich noch der dritte Fall, wenn beide ſchlecht ſind. Bei aller Berückſichtigung der Verſchiedenheit der nationalen Auffaſſung gibt es doch einzelne Forderungen, die eine allgemeine Berechtigung haben; es gibt Vergehen, von welchen das »ſuffrage universel« nicht freiſprechen kann; es iſt für die Kritik dann gleichgültig, ob die Menge es bewundert, es bejubelt, wir verurtheilen dann nur dieſe ſammt dem Stück. — Im modernen franzöſiſchen Roman ſind bekanntlich principiell alle diejenigen Klaſſen der Geſellſchaft, welche zu den beſſern gehören, lauter ausgemachte Schurken, die Tugendhelden finden ſich unter dem Abſchaum der Nation. Dieſer Widerſpruch zwiſchen dem innern Weſen und der äußern Form iſt ja gerade das Pikante, das Salz und der Pfeffer für den verwöhnten, überreizten Gaumen. So iſt denn auch in der „Dame mit den Camelien“ eine ſogenannte femme entretenue oder vielmehr eine Lorette, die Vertreterin der innigſten Liebe, der reinſten Hingebung, der größten Aufopferung. Sie ſehen, Dumas hat den Geiſt der Zeit vollſtändig begriffen. Jede Griſette muß es dem Dichter Dank wiſſen, daß er endlich die Welt von ihren Vorurtheilen zu heilen ſucht, daß er ſich müht, den ſo lange verkannten Stand der feilen Dirnen zu Ehren zu bringen und nicht bloß die Sittenpolizei, ſondern auch das Publikum zu überzeugen, daß die wahren Vertreterinnen der Weiblichkeit die öffentlichen Mädchen ſind. Bei uns galt von je ein Mann, der ſeine Ueberzeugung verkauft, ſo viel als ein Weib, das ſeine Liebe feil hält; man ſcheint in Frankreich, wie die Gegenwart lehrt, gleicher Anſicht zu ſeyn; die einzige Differenz iſt die im Preiſe.

Die „Dame mit den Camelien“ iſt urſprünglich eine hiſtoriſche Perſon, die erſt vor wenigen Jahren mit Tod abgegangen. „Marie Duplessis“ Leben und Tod iſt faſt keinem Seinekinde unbekannt, und der Eindruck des Romans wie des Schauſpiels daher viel ſtärker, als eine reine Dichtung, ſelbſt die trefflichſte hervorzubringen vermag. Dumas hat, um den Forderungen der Bühne nachzugeben, bei der Dramatiſirung des Stückes eine andere Entwicklung als im Roman eintreten laſſen. Für den moraliſchen Geſichtspunkt iſt jedoch kein Unterſchied zwiſchen beiden; ich werde mich daher lediglich an's Vaudeville halten.

Wer mit dem Leben der femme entretenue auf die kürzeſte Weiſe bekannt werden will, hat nur nöthig einer Vorſtellung der Dame mit den Camelien beizuwohnen, er hat dann ein getreues Bild deſſelben. Bei der großen Rolle, welche von jeher die Maitreſſenwirthſchaft im Leben wie in der Geſchichte des franzöſiſchen Volkes geſpielt, war es natürlich, daß man dieſelbe zuletzt auch auf die Bühne brachte, und von dieſer tritt ſie dann wieder in's Leben zurück. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn es keine Kreiſe mehr gibt, in denen die Lorette fehlt; dafür marſchirt aber auch, wie der Präſident des Inſtituts in der letzten öffentlichen Sitzung deſſelben ſagte: »la France à la tête de la civilisation« Europas und der Welt. Es iſt doch ein wahres Glück, daß Frankreich und die Lorette exiſtiren, wohin würde es ſonſt mit der Wiſſenſchaft, mit der Kunſt, mit der Moral kommen! — Leſſing betrachtet nicht mit Unrecht den Titel eines Stücks als die Handhabe deſſelben. Dumas trifft der Vorwurf nicht, von dieſer Regel abgewichen zu ſeyn; der Titel gibt den Inhalt ganz vortrefflich wieder, aber leider iſt der Paß nicht für jedermann verſtändlich ausgeſtellt. Ich will verſuchen den myſtiſchen Schleier ſo weit als es räthlich zu lüften. „Marie Duplessis,“ oder, wie Dumas ſie nennt: „Marguerite Gautier“ trug nämlich nie andere Blumen als Camelien, gewöhnlich weiße, nur zuweilen, nur alle vier Wochen erſchien ſie mit rothen Camelien im Haar. So gut wie die Verehrer der Dame kennen auch die Pariſer das Räthſel dieſer Modewechſels, und da alle ihn gleich pikant gefunden haben, ſo hat der Dichter darnach ſein Stück „die Dame mit den Camelien“ getauft. Auch die Schauſpieler haben Dumas verſtanden, namentlich Madame Doche, welche die Titelrolle gibt. Außer ihr iſt nur Armand, der Liebhaber par excellence, erwähnenswerth. Ein halb Dutzend Liebhaber zweiten Ranges, eine Freundin, ein Kammermädchen, ein Arzt, der Vater Armands ꝛc. bilden die Zuthaten und Couliſſen.

Madame Doche hat den Culminationspunkt ihrer Schönheit bereits überſchritten, und ſie muß ſehr ſchön geweſen ſeyn, aber auf der Bühne iſt ſie immer noch eine ſehr reizende Erſcheinung. Man ſagt, ſie ſpiele nie auf derſelben eine Rolle, die ſie nicht im Leben einſtdirt habe, und in der That gibt ſie die Rollen aus ihrem Leben vortrefflich. Es iſt nicht ohne Bedeutung, daß Marguerite Gautier von einer der talentvollſten und noch immer reizenden Schauſpielerinnen geſpielt wird, die alles Raffinement aufgeboten hat, um auf das Publikum zu wirken; ich muß geſtehen, daß Madame Doche in ihrer Art etwas Vollendetes leiſtet. Arago hat ſo Unrecht nicht, wenn er ſagt:

»Toi qu'on fit si gentille,
Et dont l'esprit petille
En reflets si joyeux,
Attiédis donc ta flamme,
Ne brule plus notre âme
A l'éclair de tes yeux.«

Eine Figur vom ſchönſten Ebenmaaß, mehr elegant als voll, ein dunkelglühendes prächtiges Auge, ein bleiches, fein gezeichnetes Oval, intereſſant mehr als edel, mit jenem geiſtreichen Ausdruck, der Erfahrung und Witz verräth, ein Geſicht, das mit dem ſchön geſchnittenen, überaus beweglichen Munde das ſprechende Bild der Leidenſchaftlichkeit (nicht der Leidenſchaft) zu ſeyn ſcheint — alles macht Madame Doche zu einer außerordentlich anziehenden

Erscheinung; was die Stürme des Lebens ihr von ihrer Schönheit geraubt haben, das weiß sie durch die geschickteste, geschmackvollste Toilette zu ersetzen. Ich erwähne dieses Details ausdrücklich, weil die Bedeutung der Dame mit den Camelien für das moralische Leben von Paris davon zum Theil abhängt.

Im ersten Akt des Stückes führt uns Dumas in den Salon der Lorette und läßt einen der zahlenden Verehrer derselben die Dame mit den Camelien mit einem Bouquet beschenken, das nicht aus Camelien besteht. Marguerite behandelt ihn darür mit der gehörigen Wegwerfung und mit jener eigenthümlichen Mischung von Vertraulichkeit und Insolenz, welche aus der Natur ihres Verhältnisses entspringt. „Ich habe 80,000 Franken Renten, Marguerite," erwiedert der Graf, über den erhaltenen Korb erzürnt, „und ich 100,000," antwortet die Lorette. „Und das ist wahr," wird Ihnen jede Grisette sagen, wenn Sie daran zweifeln sollten. Ja die Dame mit den Camelien hatte wirklich über 100,000 Franken jährlich, und jede Lorette wiederholte mit Neid und Hoffnung die kurze Replique der Madame Doche: »Et moi cent mille!«

Es ist ganz natürlich, daß jemand, der nur 50,000 Franken Renten hat, nicht 100,000 Fr. jährlich einer Femme entretenue geben kann; es müssen sich mehrere zu diesem Zwecke vereinigen, die sich dann in den Besitz der Dame nach dem Procentsatz ihrer Zahlung theilen. Marguerite hat deßhalb vielleicht ihre geheimen Gründe, warum sie den Grafen dadurch entfernt, daß sie durch das Fenster eine nahe wohnende Freundin mitsammt deren Gästen zu einem Souper einladet, das rasch arrangirt den nur 80,000 Franken-Liebhaber, da er keine Aufforderung erhält, zwingt sich zurückzuziehen. Die Freundin ist eine Gelegenheitsmacherin, eine jener Damen, welche Lorettten stets zur Hand haben müssen. Sie führt unter ihren Gästen den Marguerite persönlich unbekannten „Armand" ein, der für Lorette seit zwei Jahren eine heftige, leidenschaftliche Liebe empfindet. Marie Gautier erfährt dabei, daß Armand jener junge Mann gewesen, der sich früher in ihrer mehrmonatlichen Krankheit, als keiner ihrer alten Freunde sich um sie kümmerte, täglich nach ihrem Befinden erkundigt hat. Beim Souper, welches mit voller, nur in Paris möglicher Ausgelassenheit vor sich geht, werden die Heldin und der Held schon bekannter mit einander; aber als dasselbe anfängt zur Orgie auszuarten, überfällt Marguerite einer jener Herzkrämpfe, denen sie von jeher ausgesetzt war, und die ihr nur noch ein kurzes Leben zu gestatten scheinen, denn sie kehren regelmäßig wieder bei jeder Erregung. Die Gesellschaft läßt Marguerite allein, nur Armand tröstet sie, und da ihr Herz vor lauter Lieben bis jetzt nicht zur Liebe hatte kommen können, so ist es begreiflich, daß es sofort in hellen Flammen auflodert, denn eine so uneigennützige Theilnahme ist natürlich die Lorette nicht gewöhnt. — Im folgenden Akte leben beide ganz ihrer Liebe. Dieß erscheint vielleicht unbegreiflich bei einem solchen Weibe, allein die Liebe und Treue ist hier, nur umgekehrt, wie in den Goethe'schen Wahlverwandtschaften zu nehmen: geistig wird sie dem Geliebten nie untreu, sondern lebt nur für ihn. Sie sehnt sich aber so außerordentlich, die Flitterwochen ihrer polyandrischen Ehe mit Armand allein zuzubringen, daß sie, nachdem ein Versuch, die nöthige Summe zu einer Reise auf's Land einem ihrer Liebhaber abzuschwindeln, mißlungen ist, ihren Wagen, Schmuck, Pferde ꝛc. verkauft. Armand ist nämlich ein verhältnißmäßig armer Teufel, der nur die Rolle eines Amant de coeur spielt. — Diese aller Verantwortlichkeit und jedem Gefühl hohn sprechende Situation ist gleich wohl ächt Parisisch und die Ideenverbindung durchaus gewöhnlich. Keine Grisette, Lorette, femme entretenue wird bezweifeln, daß sie ihrem einen Liebhaber treu bleiben kann, während sie mit dem andern lebt. Der Amant de coeur nimmt eine ganz andere Stelle ein, als der bloße Entreteneur, oder, wie man bei der »Dame aux Camelias« sagen muß, die Entreteneurs. Der zweite Akt vergeht über diesem Suchen nach Mitteln und Erfolgen, die Armand zum Theil nicht annehmen will; allein Marguerite läßt ihn gelegentlich fühlen, daß er, „da es ihn nichts koste," auch nicht das Recht habe, eine Kritik zu üben. — Die Rolle Armands ist einem Herrn Fechter anvertraut und in keinen unglücklichen Händen. Ihm fehlen jene eleganten, abgeschliffenen Manieren des feinen Cavaliers, aber seine ungenierten, zuweilen fast derben, aber nicht ungraciösen Sitten müssen natürlich der Lorette schon deßhalb gefallen, weil sie sich von denen der andern Liebhaber unterscheiden und einen Anstrich von Wahrheit und Offenheit haben. Es ist dieß aber auch durchaus nöthig, um den Liebhaber nicht in dieser widerwärtigen Situation untergehen zu lassen; in Deutschland hätte er unbedingt die Achtung und damit die Theilnahme des Publikums verloren.

Der dritte Akt ist die ländliche Idylle. Madame Doche, die sich im ersten Akt in reizender Promenadentoilette gezeigt hatte, im zweiten in einer prächtigen Hausrobe von schwarzem Samut, erscheint dieses mal als Feldblume, im weißen Battistkleidchen, natürlich reich mit Spitzen besetzt. Sie steht fast aus wie die Unschuld selbst, d. h. die gefallene, denn ohne diese Folie fehlte ja das Pikante. Während aber Armand und Marguerite wie die Turteltauben leben, saure Milch und süße heilige Natur genießen, zieht sich das Gewitter über ihnen zusammen. Während Marguerite allein ist, erscheint plötzlich ein Vetter aus Ostindien in der Gestalt des Vaters Armands; er bringt aber nichts, sondern fordert von ihr, daß sie seinem Sohne die Freiheit wieder gebe; denn unter andern wollen die Eltern des Verlobten seiner Tochter nicht, daß dieser heirathe, so lange Armand mit Marguerite lebt. Statt ihr ein paar tausend Franken zu geben, was näher lag, zieht er den wohlfeilen Weg vor an ihre Liebe zu appelliren und zu fordern, daß sie aus Liebe zu Armand seiner Liebe entsage. Nach unendlichem Kampfe entschließt sich Marguerite zu diesem Opfer, ein Kampf, der lange genug dauert, um dem Vater Gelegenheit zu geben, die edle, keusche Seele der Lorette zu erkennen, ihre grenzenlose Hingebung und ihre Uneigennützigkeit zu bewundern. Die Lorette reist nach Paris ab, nur kurz brieflich Armand davon unterrichtend und andeutend, daß sie zu ihrem früheren Leben zurückkehre. — Welcher Triumph für die Grisette, Lorette, femme entretenue, für jede feile Dirne, welche Errungenschaft der Neuzeit! Es wäre allenfalls begreiflich gewesen, daß ausnahmsweise Victor Hugos

Vers: „Zur Jungfrau machte mich die Liebe wieder," sich hier einmal bestätigte, es wäre dann erklärlich, wenn Marguerite aus Liebe ihrer Liebe entsagte, in irgend ein Kloster, einen entlegenen Winkel der Erde flöhe, wenn sie in's Wasser sprünge, Gift nähme, oder was man sonst will; aber nein, das wäre nicht pikant genug: sie muß wieder Lorette werden; entweder Liebe oder Lieben! Außerdem war ja auch das Geld zu Ende, und um den Edelmuth der Lorette im vollen Lichte zu zeigen, muß Armand glauben gemacht werden, nur aus Liebe zu den 100,000 Franken jährlich sey Marguerite nach Paris zurückgekehrt. — Dort finden wir sie im vierten Akte wieder, auf einem Loretten-Balle mit dem 80,000 Franken-Grafen. War Madame Doche im ersten Akt kokett, im zweiten ernst und einfach, im dritten kindlich und heiter angezogen, so hat man im vierten Gelegenheit sie in einer prächtigen Balltoilette zu bewundern. Da ich ein besonderes Interesse an schönen Toiletten habe, so kann ich um so besser beurtheilen, wie sehr die Rolle dadurch gehoben wird; ohne diese Eleganz der Erscheinung würde natürlich die innere Häßlichkeit noch deutlicher zu Tage treten. Es geht auf der Bühne wie im Leben: einer schönen Frau verzeiht man vieles. — Armand, der verschmähte Liebhaber, der sich bewußt ist, daß er bis dahin von dem Gelde der Dame mit den Camelien gelebt hat, und der am besten weiß, warum allmählig Ebbe in der Börse derselben eingetreten war, zweifelt natürlich keinen Augenblick, daß es lediglich der schnöde Mammon ist, der sie aus seinen Armen in das Seineparadies zurückgelockt hat. Er eilt ihr nach und sieht sie auf dem Balle wieder. Marguerite ahnt die bevorstehende Katastrophe, da Armand mit ihrem gegenwärtigen Liebhaber offenbar Händel sucht. Er spielt mit ihm um große Summen, wobei sich natürlich das alte Sprichwort bewährt: „wer Glück in der Liebe, hat keines im Spiel." Nur das Soupper trennt die Erbitterten und verhindert den Ausbruch; diese Zeit benutzt Marguerite, um eine letzte Unterredung mit Armand zu haben. Sie beschwört ihn bei allem, was ihm lieb und werth ist, sofort Paris zu verlassen; er aber ist „trotz alledem und alledem" in sie verliebter als je und will ihrer Forderung nur dann willfahren, wenn Marguerite ihn begleitet. Herz und Hand wird von neuem angeboten, aber von Marguerite, treu ihrem Versprechen, wenn auch noch einer sehr ergreifenden Scene zurückgewiesen, indem sie fälschlich behauptet, sie liebe den Nebenbuhler Armands. Dieß erbittert denselben auf's äußerste, er ruft die Gesellschaft herein, erklärt mit wenigen Worten die Situation, die natürlich im Allgemeinen den Leuten schon bekannt war, erklärt sich schuldig, sechs Monate lang die Liebe Marguerite's unentgeltlich genossen zu haben; aber er fordert auch alle zu Zeugen auf, daß er jetzt seine Schuld abzutragen bereit sey, und wirft bei diesen Worten Marguerite einen Haufen Banknoten zu Füßen. Eine Ohnmacht einerseits, eine Beleidigung andererseits ist natürlich die Antwort auf diese »Lachelö.«

Der fünfte Akt löst den Knoten dieser Verwicklung, und zwar tragisch. Wir treten an Marguerites Sterbebett. Ihr zarter Körper hat den furchtbaren Kämpfen und Erschütterungen nicht länger zu widerstehen vermocht. Jener trockene, scharfe Husten, der in den glänzendsten Tagen ihrer Schönheit uns immer daran erinnerte, daß ihr Leben jeden Augenblick bedroht sey, hat sich zur Schwindsucht ausgebildet. Auf einem prächtigen Bett, bei einer Lampe gedämpftem Schein schlummert Marguerite, nur leicht bedeckt von einem rothen Cashemirshawl. Ein alter Liebhaber und treuer Freund bewacht den Schlaf der Kranken. Als sie erwacht, tröstet und pflegt er sie, so gut er kann, und schenkt ihr einige hundert Franken, die er gerade übrig hat, denn die zahlenden Liebhaber sind natürlich verschwunden. Von ihrer Kammerfrau und dem Freunde gestützt, schleppt Marguerite sich endlich aus dem Bett auf einen Divan. Madame Doche erscheint hier, der Rolle gemäß, in der sünften, in einer Negligétoilette. Ein seidener chamoisfarbener Hausrock, der lose über das weiße Unterkleid fällt, kleidet sie prächtig und hebt den bleichen Teint ihres Gesichts noch mehr. Madame Doche ist wunderbar geschminkt und ergreifend schön, sie hat ganz den vergeistigten Ausdruck, der sich in den Zügen Schwindsüchtiger ausdrückt, wenn sie dem Tode nahe sind. Ihre Augen sprühen Feuer, und das kleinste aller Füßchen, das wir schon im Schnürstiefelchen, im Ball- und Kreuzbänderschuh zu bewundern Gelegenheit hatten, zeigt sich nicht minder lockend im lakirten Hausepantöffelchen. Die Anhänglichkeit des Freundes und ihrer Kammerjungfer verleiht diesem trüben Bilde noch einige melancholische Töne mehr, und damit auch die derben Schatten nicht fehlen, erscheint wieder die Gelegenheitsmacherin und borgt der Sterbenden noch einige Louisdor ab. Der Freund geht und der Arzt macht seinen letzten Besuch; er tröstet sie noch, aber Marguerites Lebensmuth ist mit ihrer Krankheit, mit ihrer Liebe gebrochen. Nur augenblicklich flammt wieder die Hoffnung auf, als ihr das Kammermädchen einige Geschenke bringt: es ist gerade ihr Wiegenfest. Sie erhält auch eine Einladung, der Trauung eines jungen Mädchens beizuwohnen, zu der dieses selbst sie später abholen will; aber sie hängt traurig über Armands letzem Brief, nur den Einen Wunsch hegend, den Geliebten noch einmal zu sehen. Während sie darüber sinnt, ob diese letzte Bitte unerfüllt bleiben werde, fordert das eintretende Kammermädchen sie auf sich zu fassen, denn eine große Freude stehe ihr bevor. Eine Sekunde später liegt Armand zu ihren Füßen, in ihren Armen. Durch seinen Vater hat er endlich das übermenschliche Opfer der Lorette erfahren, er ist gekommen, sie um Verzeihung zu bitten, ihr mit der Einwilligung seines Vaters seine Hand zu bieten. Bei diesem unerwarteten Glück zuckt noch einmal Marguerite Gautiers Herz in vollster Lebenslust; sie will sich nicht der Freude vollen Becher von den Lippen reißen lassen; sie will leben, sie wird leben, denn Armand liebt sie! Gleich jetzt an seiner Seite will sie ihres Glückes genießen und das eintretende Brautpaar zur Kirche begleiten. Mit fast wahnsinniger Hast, als fühle sie, wie der Sand in ihrem Stundenglase verrinnt, macht sie rasch ihre Toilette; aber als sie fertig ist, da erlischt die letzte Kraft, mit einem verzweifelten: »Je ne peux plus!« stürzt sie zusammen, ein durch augenblickliche Ruhe unterbrochener Todeskampf beginnt, und gerade als ihr Lebensblicht, zum letztenmal aufflammend, sie noch einmal hoffen läßt, da sie sich endlich frei und schmerzlos fühlt, da erlischt dasselbe sach. Mit gebrochenem Blick, bläulichen

Lippen, mit offenem Munde, dem der letzte Odem entflohen, ſinkt ſie zuſammen. „Armand,“ war Marguerite Gautiers letzter Laut. — Noch einige Worte der Braut und der Vorhang fällt.

Madame Doche ſpielt dieſe ſcheußliche Scene wunderbar wahr; ſie gibt dieſes Ueberſchlagen der Stimme in der ſchleimigen Kehle der Schwindſüchtigen, dieſes krampfhafte Erſchüttern mit der höchſten Treue. Ihr »je ne peux plus« kann man wochenlang nicht vergeſſen. Wer mit dem Tode bekannt iſt, dem tritt er hier auf der Bühne in lebendiger Wirklichkeit entgegen. Madame Doche iſt ſchön wie ein Engel als Leiche, und es gehören blaſſirte, zerſchleißte und wetterzerſchlagene Gemüther dazu, um nicht durch die Wahrheit und die furchtbare Gewalt des Auftritts ergriffen zu werden. Das Publikum weint denn auch, Männlein wie Fräulein, während des Stücks gehörig, ſo daß es über dieſes Concert von Schluchzen und Seufzern ſelbſt in's Lachen geräth. Aber nicht am Ende, ſondern in der Mitte des Vaudevilles ſtrömt die wahre Thränenfluth. Meine Logenſchließerin, unzweifelhaft eine frühere Dame mit den Camelien, fragte mich ganz naiv nach dem dritten Akte: »Avez vous beaucoup pleuré, Monsieur?« Das Ende läßt das Publikum verhältnißmäßig kalt. Die Morgue bietet ergreifendere Situationen jeden Tag; dagegen verſchwindet ſelbſt der Tod der Dame mit den Camelien. Daß das Stück zum Theil melodramatiſch behandelt iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Die Muſik muß daſſelbe ſchminken, denn die natürliche Farbe reicht auf der großen Weltbühne von Paris nirgends aus. Das iſt ächt franzöſiſch, lachen und weinen zu gleicher Zeit.

Das Spiel aller Schauſpieler, beſonders aber das wahrhaft vollendete der Madame Doche, der Reiz, den ſie durch ihre Perſönlichkeit über die ekelhafte Rolle haucht, trägt dazu bei, das Publikum den Schmutz der ganzen Grundidee vergeſſen zu laſſen. Das gemeinſte Laſter, das weder durch Noth noch durch Sinnlichkeit entſchuldigt wird, iſt ſo bemäntelt und verbrämt, daß es zum Gegenſtand äſthetiſchen Genuſſes wird. Ich bin offen genug, zu geſtehen, daß dieſer Genuß momentan alles andere zurücktreten, wenn nicht vergeſſen läßt; aber gerade deßhalb kann ich um ſo beſſer den demoraliſirenden Einfluß einer ſolchen Literatur begreifen. Ich glaube Sie werden mit mir übereinſtimmen, wenn ich behaupte, daß ſchier die äußerſte Grenze des Erlaubten bereits überſchritten iſt. Ich habe mich, um dieſes um ſo deutlicher hervortreten zu laſſen, mehr an das Stück als an die Perſonen und ihr Spiel gehalten. Ich werde der letztern ein andermal gedenken.

Auf der franzöſiſchen Bühne hat ſeit lange, um es mit dürren Worten zu ſagen, die Zote Eingang gefunden und das Gebiet derſelben breitet ſich täglich mehr aus. Die plattſten Gemeinheiten dürfen geſagt werden und können eines aufmerkſamen Publikums gewiß ſeyn. Jedes Verbrechen, jede noch ſo geſchraubte, noch ſo unnatürliche Situation iſt bereits benutzt und verbraucht. Täglich verlangt der Pariſer geſteigerten SinnesKitzel, aber die Mittel, ihn zu befriedigen, müſſen endlich ausgehen. Man braucht nur einen Blick auf das Leben wie auf die Bühne zu werfen, um zu ſehen, daß bei beiden die Erſchöpfung nahe bevorſteht. Dieſer ewige Toilettenwechſel kann die innere Armuth nicht mehr verbergen. Iſt es eine Kriſis, die zur Geſundheit oder zur Auflöſung führt? Mir kommt es zuweilen vor, als ſähe ich nächtig Frankreich mit wahnſinniger Haſt noch einmal den Mantel der Weltherrſchaft ſich umwerfen, die Kaiſerkrone der europäiſchen Hegemonie ſich aufſtürzen, und hörte dann ſeinen verzweifelten Schrei: »Je ne peux plus!«

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 51. 19. December 1852.

Sic honor et nomen divinis vatibus atque
Carminibus venit. —

Horat:

Die englischen Sonettisten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Proben einer Uebersetzung in umfassender Auswahl.

Von Ferdinand Freiligrath.

Bereits Regis, im „Shakespeare-Almanach," hat auf „Shakespeare's nächste Vorgänger im Sonett" hingewiesen und von einigen derselben Original- und Uebersetzungsproben mitgetheilt. Er hat seine Auswahl jedoch nicht aus den Quellen getroffen (die ihm, wie es scheint, nicht zu Gebot standen), sondern hat nur gebracht, was er in dem „Memoir" vor der Ausgabe von Shakespeare's kleineren Gedichten von Alexander Dyce (London, Pickering, 1832) vorfand. Die von mir unternommene Auswahl ist umfassender angelegt als jene von Regis nur beiläufig gegebene. Sie wird, immer an die Dichter selbst und meist an die ersten Ausgaben sich haltend, über „Shakespeare's Vorgänger" und Shakespeare hinaus bis herab auf Milton sich erstrecken, von den älteren (neben Shakespeare) namentlich Spenser und Sir Philipp Sidney berücksichtigen, mit biographisch-kritischen Einleitungen und sonst erläuternden Beigaben ausgestattet seyn, und so, wie ich hoffe, im Ganzen einen nicht unwillkommenen Beitrag zur näheren Kenntniß einer Provinz der englischen Poesie abgeben, die bei uns, fast möchte ich sagen so gut wie gar nicht gekannt ist.

Von den hier folgenden sechzehn Sonetten findet sich bei Regis nur das erste. Ich hatte es übersetzt, ehe mir der „Shakespeare-Almanach" zur Hand war. Die Aehnlichkeit unserer Nachbildungen rührt also nicht von einem Anlehnen meiner Arbeit an die seinige her. Sie wird jedem, der beide Uebersetzungen neben das Original hält, als eine durch dieses gebotene Nothwendigkeit erscheinen, und es wäre vielmehr zu verwundern, wenn wir uns weniger glichen. Wo wir von einander abweichen, bin ich dem Original wo möglich noch wörtlicher gefolgt als Regis.

Ich bringe schließlich in Erinnerung, daß die Dichter, welche das Sonett nach England verpflanzten, sich im Bau der von ihnen eingeführten Gattung nicht immer streng an die regelmäßige Petrarkische Form banden, sondern dieselbe — bald mit mehr, bald mit weniger Glück und Eigenthümlichkeit — mannigfach zu modificiren sich erlaubten. Meine Uebersetzung ist bemüht gewesen, auch in dieser Hinsicht genau den Originalen sich anzuschmiegen.

London, November 1852.

F. F.

1.

Henry Howard, Earl of Surrey. 1516—1547.

Die ſüße Zeit, die Knosp' und Blume bringt,
That an mit Grün den Hügel und das Thal;
Die Nachtigall mit neuen Federn ſingt;
Die Turtel klagt ihr Sehnen dem Gemahl;

Der Sommer kam, denn jedes Reis nun ſpringt;
Der Hirſch hüg auf ſein altes Haupt am Pfahl;
Ju's Kraut ſein Winterkleid der Rehbock ſchwingt;
Mit neuen Schuppen jagt der Fiſche Zahl;

Die Natter ſchlüpft aus ihrer Haut verjüngt;
Die Schwalbe ſtellt den Fliegen nach zumal;
Die Biene ſchafft, daß ſie uns Honig bringt;

Fortzog der Winter, der die Blumen ſtahl.
Bei allem Holden ſo, was mich umringt,
Stirbt jedes Leid — mein Gram doch ſprießt verjüngt.

2.

(Surrey.)

Ihr würdig Haus kam von Toscana's Auen;
Florenz war einer ſeiner alten Sitze.
Das Weſt-Eiland, deß luſt'ge Ufer ſchauen
Zum wilden Wales, gab ihr lebend'ge Hitze.

Iriſche Bruſt war's, daran ſie geſogen;
Ihr Vater Earl, die Mutter Fürſtenſippe;
Mit Königes Kind hat England ſie erzogen,
Wo köſtlich Eſſen koſtet ihre Lippe.

Hunsdon zum Erſten zeigte mir die Reine:
Licht ihre Farbe, Geraldin' ihr Name.
Hampton ließ wünſchen mich: „O, wär' ſie meine!"

Und Windſor, ach! entrückt mich meiner Dame.
Menſchlich ihr Liebreiz, himmliſch ihre Tugend,
Beglückt, wem Liebe zuträgt ihre Jugend!

3.

Sir Philipp Sidney. 1554—1586.

So gut heut führt' ich Renner, Hand und Speer,
Daß ich den Dank nahm, durch den Spruch gleichwie
Der Augen Englands, ſo auch ein'ger, die
Frankreich, die ſüße Feindin, ſchickte her.

Da pries, wer ritt, mein künſtlich Reiten ſehr;
Stadtvolk pries meine Kraft; ein Fein'rer lieh
Sein Lob der Liſt; (der Uebung Tochter ſie!)
Wißlinge ſprachen gar vom Ohngefähr.

Noch And're denken: weil auf beiden Seiten
Ich Ahnen zähle, groß in dieſem Spiel,
Daß die Natur mich ſchuf zu ſolchem Streiten. —

O, wie ſo weit doch ſchoſſen ſie vom Ziel:
Stella ſah zu! Ihr Antlitz ließ entbrennen
Die Strahlen, die ſo ſchön gemacht mein Rennen!

4.

(Sidney.)

Im Waffenſpiel gab meines Muths ich Proben,
Und wieder dennoch ſagt' ich zum Turnei,
Indeß, ich will's geſtehn, der Menge Schrei,
Glück, Ruhm und Jugend ſtolz die Bruſt mir hoben.

Da ſah Cupido, als ich kam geſtoben,
Mich, ſeinen Sklaven, in des Mars Livrei:
„Was nun, Sir Narr? Ich bin doch auch dabei?"
Rief er; „blick' auf!" — und Stella ſah ich oben.

Ganz nah' am Fenſter ließ ſie Licht entſenden:
Ich faß geblendet, zittern überkam mich;
So Zaum, wie Schwert verſagte meinen Händen;

Drommete nicht, noch Freundesruf vernahm ich.
Mein Feind, die Luſt hau'nd, ſprengte durch den Kies,
Bis ihr Erröthen meine Schmach mir wies.

5.

(Sidney.)

Ob ihren Neumond der Türkei Gewalten
Auf Chriſtenſtrand ſich füllen laſſen heuer?
Ob Polens Fürſt, mit ſchlecht gemachtem Feuer
Und ungefragt, einheizt Rußland, dem kalten?

Wie Frankreich Eins nur iſt, dreifach geſpalten?
Was das Geſchrei der deutſchen Reichstagſchreier?
Wie am Orangenbaume, nach ſo treuer
Städte Verluſt, Holländer Herzen halten?

Was Ulſter von dem Goldgebiſſe denkt,
Mit dem mein Vater halb einſt es bezwungen?
Ob Schottlands Hof kein Blutbad wieder tränkt —?

Dieß Alles fragen mich geſchäft'ge Zungen.
Ich, guter Sitte Spiegel, rede drein —
Was? weiß ich nicht, denn immer denk' ich dein!

6.

(Sidney.)

Niemalen trank' ich Aganippe's Quelle,
Noch faß ich jemals auch in Tempe's Hainen;
Die Muse flieht gemeiner Geister Schwelle;
Der heil'gen Bräuche kennt der Laie keinen.

Von Dichterwuth spricht der und der Geselle,
Doch weiß (Gott weiß!) ich nicht, was sie nur meinen;
Und dieß mein Schwur, beim schwärzesten Bach der Hölle:
Nie meinen Witz maust' ich aus fremden Schreinen!

Wie kommt es denn, daß glatt und leicht mein Denken
Zur Rede wird? und daß sich die verdichten
Zum Verse muß, dem Kenner Beifall schenken?

Errathen wir's? Wie, ist es so? Mit nichten!
So denn? Viel wen'ger! Wie denn? So, ihr Leute:
Mein Mund tönt süß, weil Stella's Kuß ihn weihte!

7.

Edmund Spenser. 1553—15⁹⁹.

Penelope, um ihren Herrn Ulyß,
Sann ein Gewed aus zu der Freier Plage;
Darin sie aufzulösen sich befliß
Allzeit bei Nacht, was sie gewirkt bei Tage.

Gleich seine List, daß nicht zu Kühnes wage
Mein heiß Verlangen, gibt mein Mädchen an:
Denn was in Tagen ich zusammenschlage,
Vernichtet sie in Einer Stunde dann.

So, wenn ich enden will, was ich begann,
Muß ich beginnen und komm' nie an's Ende:
Ein Blick von ihr zerstört, was lang ich spann;

Ein Wort zerreißt das Jahrwerk meiner Hände.
Solch Mühen sind' ich gleich der Spinne Weben:
Der schwächste Wind zerbricht ihr fruchtlos Streben.

8.

(Spenser.)

Süß ist die Rose — süß, doch stachelicht;
Süß der Wachholder, doch bewehrt sein Ast;
Süß auch die wilde Rose, doch sie sticht;
Süß Fichtentrieb, doch rauh, wenn man ihn faßt;

Süß die Cypresse, doch von zähem Bast;
Süß ist die Nuß, doch nur ihr Inn'res lezt;
Süß ist der Ginster, doch auch sauer fast;
Süß Moly auch, doch seine Wurzel ätzt.

So ist, was süß, mit Saurem stets versezt,
Daß man so mehr das Süße nur begehrt:
Was leicht erreicht, wird selten hoch geschätzt,

Und für die Meisten hat es keinen Werth.
Was kann mir denn an kleinem Schmerze liegen,
Der mir gewinnen soll endlos Vergnügen?

9.

(Spenser.)

Die da den Lauf himmlischer Sphären kennen,
Bezeichnen jedem Irrstern seinen wahren
Zeitraum, darin er seinen Kreis muß rennen:
Wie Mars ihn rennt in dreimal zwanzig Jahren.

Also, seit in mir seinen Stern, den klaren,
Cupido wälzt, sah ich ein Jahr entschweben,
Das länger scheint, als es zusammen waren
All jene vierzig, so durchlief mein Leben.

Drum, nach der Liebe Rechenbuch, ergeben
Sich vierzig Jahre für Cupido's Runde,
Die ich verbracht in langem Schmachten eben —

So länger nur, je tiefer meine Wunde.
Doch nächstes Jahr, Stern meiner Liebe, jage
Du kürzere Bahn — sonst kürze meine Tage!

10.

(Spenser.)

Nach langen Stürmen, wüst und grauenbar,
So ich vor diesem mühevoll bestand
In Todesfurcht und schreckender Gefahr,
Die hoch und tief mein thöricht Schiff berannt:

Entdeck' ich endlich den glückselgen Strand,
Der bald sich, hoff' ich, über mir erhebt;
Schön aus der Ferne scheint, voll scheint das Land
Von allem Theuern, Guten, was da lebt.

Beglückt, beglückt, wer endlich doch erstrebt
Die freud'ge Sicherheit so süßer Rast!
So groß die kleinste Lust hier — sie begräbt

Erinn'rung aller früheren Pein und Last.
Nichts aller Kummer, seh' ich dieses an;
Kurz aller Schmerz, der ewig Heil gewann!

11.

(Spenser.)

Der alten Welt ruhmreiche Krieger pflegten
Stattlicher Art Siegsmäler zu erheben,
Darin sie das Gedächtniß niederlegten
Von ihrer Großthat, ihrem tapfern Streben.

Welch Siegsmal denn am besten bau' ich eben,
Darin ich feire, wie es mir gelungen,
Daß aller Schönheit Preis, lieblich umgeben
Von Ehre, Liebe, Keuschheit, ich bezwungen?

Hier dieses Lied, der Ewigkeit gesungen,
Sey meines Sieges ein unsterblich Zeichen;
Es hab' ihr Lob der Nachwelt zugelungen,

Die wundernd ehrt solch Wunder ohne Gleichen:
Nun mein Gewinn und meine stolze Beute,
Erjagt zuletzt nach Müh' und langem Streite.

12.

(Spenser.)

Einst ihren Namen schrieb ich auf den Strand:
Die Woge kam und wusch die Stelle rein;
Stracks schrieb ich ihn mit einer zweiten Hand:
Da brach die Fluth auf meine Müh' herein.

Thor, sprach Sie, der Unsterblichkeit verleihn
Dem will, was sterblich ist und bald verblüht!
Wie dieß Vergehn, so werd' ich selber seyn:
So schwind' auch ich, von Wellen übersprüht!

Nicht so, rief ich; laß Schlecht'res im Gebiet
Des Staubes welken! du sollst glorreich bleiben!
Verew'gen deine Tugend soll mein Lied,

Und an die Himmel deinen Namen schreiben,
Wo, wenn der Tod die ganze Welt begräbt,
Allzeit von neuem unsre Liebe lebt!

13.

(Spenser.)

Nach meinem langen Zug durch Feenland,
Dem ich sechs Bücher bisheran geweiht,
O, laßt mich rasten jetzt, halb abgespannt,
Und Athem holen eine kurze Zeit.

Dann, wie ein Roß, los seiner Müdigkeit,
Brech' ich auf's neu aus meines Kerkers Stäben,
Zu jenem zweiten Werke stark bereit
Mit schuld'gem Fleiß und muthigem Bestreben.

Indeß laßt scherzend meine Muse schweben
Im Hag, und singen meiner Liebsten Preis,
Die, schau' ich an ihr hold Gesicht, zu heben

Auf höhere Gipfel meine Seele weiß.
Gering doch sey ihr Lob! der Dienerin
Geziemend so der Feenkönigin!

14.

(Spenser.)

Schön ist mein Lieb, wenn ihr schön golden Haar
Vom losen Wind ihr fluthen seht in Pracht;
Schön, wenn die Rose schmückt ihr Wangenpaar,
Und Liebesfeu'r ihr Auge funkeln macht;

Schön, wenn die Brust sie, wie voll seltner Fracht
Ein reich beladen Schiff, den Blicken gibt;
Schön, wenn die Wolke sie von dannen lacht
Des Stolzes, der ihr süßes Licht oft trübt;

Am schönsten doch, wenn sie den Riegel schiebt
Vom Thor alsdann aus Perlen und Rubinen,
Durch das ihr Wort weise zu wandern liebt,

Dem holden Geist als Bote so zu dienen.
Aufstaunt Natur bei jenen andern Schätzen,
Doch dieser muß das Herz in Staunen setzen.

15.

William Drummond, of Hawthornden.

1585—1649.

Ich weiß, daß alles unter'm Mond vergeht,
Und daß, was Sterbliche hervorgebracht,
Der Zeiten Umschwung wieder stürzt in Nacht,
Daß vor dem Schönsten auch das Ende steht;

Daß alles Lieblichsten, was der Poet
Mit Geistesmüh', zu theuern Kaufs, erdacht,
Die Welt, als eitler Töne, kaum hat Acht;
Daß leichter nichts als nicht'ger Ruhm verweht.

Ich weiß, die Schönheit gleicht der Purpurblüthe,
Die oft Ein Tag entstehn läßt und verblühen;
Weiß, Liebe stört der Seele Harmonieen,

Da die Vernunft beherrscht wird vom Gemüthe!
Wohl weiß ich dieß, doch rührt es mich mit nichten,
Und immer lieben werd' ich, ach! und dichten!

16.

(Drummond.)

Dreimal beglückt, wer, fern der lauten Welt,
Sein eigen lebt in einem ſchattigen Hain;
Wer, ob auch einſam, dennoch nicht allein
Mit jener ew'gen Liebe Zwieſprach hält!

O, ſüßer iſt der Vögel Klagereih'n,
Der Turtelwittwe Schluchzen im Gewäld,
Als dort am Thron die glatten Flüſterei'n,
Da, Uebles billigend, Gutes man entſtellt!

O, wie viel ſüßer Zephyr's heilſam Weh'n,
Und neugeborner Blumen Düfteſeld,
Als eitler Ehre Beifall und Sichbläh'n!

Wie ſüßer Stromesfluth, als Gift in Gold!
Die Welt iſt voll von Schrecken, Unruh', Leiden:
Harmloſe Waldnacht nur hat wahre Freuden!

Aus dem Thüringer Walde.

(ſ. Nr. 45.)

IV.

Die Kävernburg exiſtirt nicht mehr, aber der kahle Hügel, auf dem ſie geſtanden, liegt noch da, rechts vom Gerabett, an einen Reſt des alten Hains gelehnt, der noch heut dieſen Namen ſpeciell führt; ſie liegt da, wenn mir das Gleichniß erlaubt wird, wie ein geſchloſſener Kinnbacken, aus dem man die Zähne gebrochen hat, ſo gewaltſam, und zugleich künſtlich und behutſam hat man die Burg gleichſam mit der Wurzel aus dem Berge ausgeriſſen, ohne dem Berge Schaden zu thun. Seine aus weiter Ferne ſichtbare ovale Kegelform läßt keine Täuſchung über ſeine Beſtimmung zu, es ſind noch die Wälle da und die Gräben. Nicht Feindeshand, noch der Fanatismus im Bauernkriege, hier hat nur die Barbarei und der Neid der Zopfzeit die Zerſtörung bewirkt. Man trug das Stammſchloß ſeiner Fürſten ab, damit es keinem ſpätern Fürſten gelüſten möchte, wieder darin zu wohnen.

Mag die Verführung da oben doch auch nicht klein geweſen ſeyn. Noch heute iſt der nackte Bergkegel das Ziel der Spaziergänge. Thürmte man noch drei Stockwerke in die Höhe, ſo war die Ausſicht von den Zinnen gewiß eine lockende. Ein reicher Boden, ſo weit das Auge reicht. Wenn auch die blühenden Fluren von heut vor einem halben Jahrtauſend noch nicht in dem Maße geblüht haben mögen, ſo fühlten ſich doch die Schloßgeſeſſenen ſo recht unter ſich, in guter Geſellſchaft. Ringsum, ſo weit das Auge reichte, Herrenſchlöſſer, die ſich mit ihren Fenſtern im Mondlicht oder im Abendroth anblickten; zu Füßen Dorfſchaften, die dem Schloſſe zinsten, und etwa eine Stunde entfernt das behagliche, von faſt ſo viel Thürmen als Giebeldächern gekrönte Arnſtadt, mit ſeinem Handel und Markt für ſie eine ergiebige Schatzkammer. Auf der Höhe dicht darüber die alte Burg, deren Exiſtenz unzweifelhaft iſt, obgleich ihre Spuren faſt ganz verſchwunden ſind. Eine Stunde weiter, zwiſchen Bergland und Ebene, ragt, wie die Citadelle der Stadt, die erſte der drei Gleichen, die Wachſenburg in die Lüfte, links dahinter der Thurm der zweiten, der Mühlberg, und rechts die eigentliche Gleichenburg, die ſogenannte Wandersiebener, an dem von der Sage geweihten Freudenthal. Und es waren reiche Herren, die keine andere Kümmerniſſe hatten, als wie ſie noch reicher würden, und durchaus nicht von der Angſt geplagt, die unſere Ritterromantik ihnen aufgelegen, der vor Bann und Interdikt; denn ſie nahmen, wie wir geſehen, dem Clerus, was ſie greifen konnten. Nur den Glauben griffen ſie nicht an; ſie hatten gerade ſo viel davon, als ſie brauchten, und gönnten jedem, alſo auch dem Clerus, das darüber.

Das Gleichenthal, eine Wieſenniederung zwiſchen den drei Schloßbergen, iſt bekannter im übrigen Deutſchland, weil die Sage von dem Grafen von Gleichen einen weltbiſtoriſchen Ruf erhalten hat; und weil ehedem die Straße, jetzt die Eiſenbahn es faſt berührt. Ueber die Beglaubigung der Sage ſtreitet ſich noch die Romantik mit der Hiſtorie. Es iſt ein dritter Intervenient hinzugekommen, die katholiſche Orthodoxie, die es nicht zugeben will, daß ein Papſt einem chriſtlichen Ritter erlaubt haben könne, zwei rechtmäßige Frauen zu beſitzen. Die nüchterne Kritik iſt vermittelnd zu Hülfe geſprungen; ſie will die zwei Frauen, Saracenin und Deutſche, gelten laſſen, aber in der Zeit auf einander folgend. Was iſt damit geholfen? Das Volk hält feſt an der Sage, und das ſteinerne Bild zu Erfurt unterſtützt den Glauben. Steht da nicht der Graf zwiſchen beiden Frauen? und der Meißel hat beide mit edeln Zügen ausgeſtattet, nicht die eine welk und alternd, ein praeteritum, die andere jugendlich friſch, ein praesens, das in das futurum blickt. Auch iſt's kein kalter grauer Leichenſtein, ſondern die aufgetragene Farbe ſchimmert noch deutlich auf der Gewandung und in den Fleiſchpartien. Und im alten ſchönen Dom hat man den Gedächtnißſtein an einer freien Seitenmauer aufgeſtellt. Die Kirche alſo hat die Sage beglaubigt, ſagt oder meint das Volk. Außerdem ſpricht man noch von manchen antiquariſchen Entdeckungen, von zwei im Grabe gefundenen Schädeln, von denen der eine unzweifelhaft der ſaraceniſchen Race angehört. Was braucht es ſolcher Beweiſe, wo die Anweiſung an den Glauben durch Jahrhunderte vom Volk acceptirt iſt? Dort unten an der Wandersiebener Gleiche, wo die ſchöne Linde weithin ihre Aeſte ſtreckt, kam die Gräfin von der Burg herab dem heimkehrenden Gatten-Kreuzfahrer entgegen, und hier empfing ſie ihn und ſeine junge ſaraceniſche Gattin

mit — gleicher Liebe! Das iſt zu viel, aber der Vers an der Wand im Wirthshaus ſagt es. Dieſer Vers, modern, doch nicht übel im alten Sinn, iſt die Conſtatirung der That, die nun nicht mehr Sage iſt, und aus den Quaderſteinen der Burg iſt, was auch mehr als Sage, dieſes Wirthshaus aufgerichtet. Man pilgert dahin, nicht um der ſchönen Gegend, nicht um der Ausſicht von der Ruine wegen, denn es gibt ringsum weit ſchönere Punkte und Fernſichten, ſondern um der ſchönen Tradition willen, die ſchön bleibt, ob Wahrheit, ob Mährchen. Und der Punkt, das Thal, wo die Gatten ſich wieder trafen, ward um des freudigen Wiederſehens willen das Freudenthal genannt. So heißt es noch heute, das ſtreitet ihm niemand ab, und niemand ſagt uns und weiß, wer und wann ihm der Namen gegeben.

Es iſt eine Variation der Sage, daß die deutſche Gräfin auf der einen Burg, die ſaraceniſche auf der andern gewohnt habe; demnächſt müßte der Graf auf der dritten ſein Domicil aufgeſchlagen haben, um nicht die eine Gattin zu bevorzugen. Das Volk in Thüringen iſt aber mit der Theilung nicht zufrieden, es läßt ihn mit beiden Frauen auf der Freudenthaler, der ächten Gleiche, wohnen und leben. Es iſt alles ausgeglichen zwiſchen den beiden edlen Frauen, und bis unlängſt ward eine alte breite, wurmſtichige Bettſtelle den Fremden als das Ehebett gezeigt, in welchem der Graf, in trauter Einigkeit, zwiſchen den beiden Frauen geſchlafen. Man ſchnitt ſich Späne daraus, die als ein Specifieum galten gegen — Eiferſucht und Zahnſchmerzen. Jetzt kann man es nicht mehr, die Bettſtelle iſt zerſchlagen, in Holzſcheite zerhackt, verbrannt; die Burg ſelbſt, die Wandersleberer, die noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts erträgliche Wohnzimmer hatte und als Amtsgebäude diente, iſt eine Ruine, die täglich mehr ihrem Verfall entgegen geht. Die Balken ſind herausgeriſſen, alles Eiſenwerk, zum Theil ſelbſt die Sandſteingeſimſe ſind ausgebrochen und das Schloß iſt der Selbſtzerſtörung, dem Auszehrungsfieber muthwillig preisgegeben. Schon ſpalten ſich die Mauern, die Giebelſeiten löſen ſich ab, in den Thürmen klüften ſich die Riſſe, und ein heftiger Herbſtorkan, der Schnee im Frühjahr kann die Eckthürme ſpalten, die Mauern niederlegen.

Wer hat der Burg das angethan? Ein Fremder, ein Feind der Erinnerung und der Sage? War es zur Zeit der Aufklärung, des Haſſes gegen alle Reſte des Feudalismus? Geſchah es unter der Franzoſenherrſchaft? — Nein, zur Zeit der Reſtauration, als alle Erinnerungen an germaniſche Eigenthümlichkeit hoch im Werthe ſtiegen, als die Sammler der Raritäten aus der Ritterzeit anfingen ein einträgliches Geſchäft zu machen und die Geſchäfte vom Feudal- durch den Renaiſſancetypt bis zum Rococothum ſich erſtreckten, als man Reliquien, an welche eine hiſtoriſche oder traditionelle Erinnerung ſich knüpfte, mit Gold aufwog. Friedrich Wilhelm III. hatte nach den Befreiungskriegen die Burg und die Ländereien der Wandersleberer Gleiche dem General von Müffling geſchenkt. Dieſer that nicht allein nichts zur Erhaltung des Schloſſes, was damals noch möglich war, und mit nicht zu großen Koſten; er nahm auch alles daraus fort, was einen Werth hatte und die Koſten des Transports lohnte, um ſein Wohnhaus in dem benachbarten Gute Ringkoſen damit auszuſtatten; ſogar das alte Wappen der Familie Gleichen ward abgeriſſen und am neuen Haus eingemauert. — Die Burg ward Sturm und Wetter zur Verwüſtung preisgegeben. Unter dem verwerthbaren Material war die Beuſtelle. Leider war kein Antiquar in der Nähe, um ſie zu retten; ſie wanderte in den Ofen und ward Aſche.

Das iſt es, was man in Thüringen nicht vergeben und vergeſſen kann. Die Gebildeten fragen: Wie konnte er, der Ariſtokrat —? Aus dem Volk ſah ich alte Leute eine Thräne aus dem Auge drücken. Der Thüringer aus dem Volk iſt zwar demokratiſch geſinnt, im beſſern Sinn des Wortes, und in der Theologie ſehr rationaliſtiſch, aber ſeine vaterländiſchen Erinnerungen, die ſollen ſie ihm laſſen ſtehen!

Die Grafen von Gleichen waren reiche Männer, nicht allein in der Liebe. Ihre Wandersleberer Burg mag eine der ſtattlichſten geweſen ſeyn, wie ſie gewiß ſehr umfangreich war. Die alte Käpernburg, das Stammſchloß eines deutſchen Fürſtengeſchlechts, kommt damit nicht in Vergleich. Auch ſieht man in den Ruinen noch die verſchiedenartigſten Bauſtyle. Vom Mühlberge ſteht außer einigem Gemäuer nur noch ein hoher, runder, ſchlanker Thurm, die Zierde der Gegend. Seine Bekleidung mit regelrechten, glattbehauenen Quaderſteinen zeugt von Geſchmack und den Mitteln, über welche die Grafen geboten. Die Wachſenburg iſt noch jetzt bewohnt, ſie hat ihren Kommandanten und ſoll das Staatsgefängniß für das Herzogthum Gotha bedeuten, wenn es nicht unglücklicherweiſe keine Staatsgefangenen hätte. Auch an die Wachſenburg knüpfen ſich Sagen. Sie war nicht immer, oder vielleicht überhaupt nicht, im Beſitz der Grafen von Gleichen, ſondern das Lehen eines geiſtlichen Herrn, der einen Burgmann mit einem hiſtoriſchen Namen — ich habe ihn nicht zur Hand — darauf geſetzt hatte. Der Vogt aber ſchaltete und waltete auf eigene Hand, noch ärger, heißt es, als die Käpernburger gegen den Hersfelder Abt; er wegelagerte, fing Kaufleute ein, zwang ihnen ſchwere Löſegelder ab, oder ließ ſie gar in ſeinen Burgverliegen verſchmachten. Das iſt nichts Sagenhaftes, ſondern hat ſich bei den Burgmannen geiſtlicher Herrn nur zu oft zugetragen. Weiß man doch, daß in Burg Altenahr am Rhein die Burgvögte des Biſchofs — ich weiß nicht ob von Mainz oder

Trier — noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zum Schrecken der Umgegend ein wüstes Leben aus dem Stegreif führten. Was drang für Nachricht durch die wilde Eifel bis zum Bischofsſitz! und die Curie hatte wohl auf anderes zu ſinnen als auf die Ordnung an einem verlorenen Poſten. Hatten der Vogt und ſeine Bande doch die Entſchuldigung, die ihre ritterlichen Vorbeſitzer ſo oft geltend gemacht, daß, wenn ſie nicht ſelbſt für ſich ſorgten, ſie auf ihrem nackten Felſen verhungern müßten. Aber die Kunde von den Unthaten des Vogts auf der Wachſenburg war nur zu laut zum Abt gedrungen, und nachdem alle Vermahnungen nichts gefruchtet, hatte er einen Mönch als Bußprediger abgeſandt. Dieſer muß ſeinen Auftrag ſo gut erfüllt haben, daß der Herr in Zorn gerieth und ihn auf der Stelle zu binden und auf dem nächſtgelegenen Hügel ihm den Kopf abzuſchlagen befahl. Da rief der Mönch in ſeiner Todesangſt, er möge ſich hüten Hand zu legen an einen Geweihten des Herrn, und wenn er dort bluten ſollte, werde der Berg, der jetzt im grünen Maienkleide prange, blutroth werden. Der Vogt lachte, dem Mönch ward der Kopf abgeſchlagen, der Berg aber iſt wirklich roth geworden und heißt jetzt der Blutberg. Wenn er einmal grün geweſen, was nicht bezweifelt werden ſoll, ſo haben die Regengüſſe die Grasnarbe weggeſpült und der rothe Thon iſt zum Vorſchein gekommen.

Ehe die Burgen ſtanden, ja vermuthlich ehe die Berge da waren, auf denen ſie ſtehen, hatten die Gewäſſer aus dem Hochwalde ſich zu einem mächtigen See geſtaut. Den Keſſel des Sees ſieht man noch deutlich oben von der Burg über Plaue: ringsum kahle, ſteile, ausgewaſchene Felsberge, mit Nachſtürzen der durchweichten Kuppen, aus denen die feſteſten Theile als jähe, ſchroffe, oft überhängende Klippen zinnenartig in das fruchtbar gewordene Thal niederblicken. Im Norden unterwühlte der See endlich das Geſtein von Porphyr und Kalk und der Durchbruch erfolgte da, wo heute Arnſtadt liegt. Das Thor des Sees iſt noch da: zur Linken, vom Walde aus, der kahle Bergzug, auf deſſen Spitze die alte Burg gelegen, zur Rechten der jetzt bewaldete, wo das ſchon im Mittelalter verlaſſene Nonnenkloſter der heiligen Walpurgis in die Ebene ſchaute. Es iſt jetzt das Thor zum Thüringer Walde. Die Ebene draußen nach Erfurt iſt von der herausſtürzenden Fluth glatt geſpült, nur hie und da mit angeſtauten Wulſten und Erdwällen; im Thale krümmt ſich der Reſt des Sees, die Gera, hier durch Wieſen, dort über Steingeröll. Quellen rieſeln ihr noch von allen Seiten zu: hier unterirdiſche, die allmählig ein großes Becken ſich gewühlt und fort und fort aufſteigend wie Champagnerſchaum das Erdreich umher unſicher machen, daß man Jahr aus, Jahr ein zu ſchütten und zu dämmen genöthigt iſt; dort brechen und ſickern ſie aus den untern Berggeländen, mitten aus dem Acker, dem Rain, unter'm Hagedorn, während oberhalb Plaue ein mächtiger Spring urplötzlich aus Kalkgeſteln eine ſolche Maſſe Waſſer in das Bett des Flüßchens ſpeit, daß die Bewohner ihn als die eigentliche Geraquelle — doch mit Unrecht — betrachten.

Längs dieſes lieblichen, aber trügeriſchen Baches ſteigt die Straße in's Gebirge, jetzt, in die Felſen eingehauen, hoch über ihm und ſicher vor ſeinem Aufbrauſen. Aber noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts ſchlängelte ſie ſich an ſeiner Seite, bald hüben, bald drüben, bald durch Wieſengrund, bald durch aufgeſchwemmte Kiesſtrecken. Ohne Brücken fuhr oder watete man durch das Waſſer, was beim gewöhnlichen Stande eine kaum nennenswerthe Mühe verurſachte. Aber die Sage ſpricht von Wagen und Geſpann, die vor Alters in der Nähe der Quellen in dem weichenden Boden ſpurlos verſunken. Unmöglich iſt das ſo wenig, als es einem Zweifel unterliegt, daß dieß am Meeresſtrande in dem ausgeworfenen Sand, von dem das Waſſer ſich eben zurückzieht, noch heut geſchehen kann. Fraglicher iſt, wie dieſe Straße ihrer Zeit ein ſo bedeutender Handelsweg ſeyn konnte, daß man es für nöthig fand, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die Burg in Plaue entweder zum Schutz des Handels oder als Zollſtätte zu erbauen. Grau und finſter ragt der maſſenhafte Thurmbau der Ehrenburg hoch in die Lüfte, meilenweit von dem Walde her, wie von der entgegengeſetzten Seite geſehen. Er hat keine Geſchichte außer der Urkunde ſeiner Entſtehung. Die Gräfen von Schwarzburg erhielten Anno dreizehnhundert und etliche Jahre von den Herzogen von Thüringen die Erlaubniß, dieſe Burg zum Schutz und Trutz zu erbauen. Ein wohnliches Haus ſcheint es nie geweſen zu ſeyn, nur ein militäriſcher Poſten. Die Ummauerungen und Wälle ſprechen ſchon von einer kunſtgerechten Befeſtigungsart. Aber Burg und Thurm, wie impoſant auch vom Thal aus geſehen, verſchwinden, wenn man die Berge umher nur zur Hälfte beſteigt. Wenn die Gegend noch im Abendſonnenlichte ſtrahlt, iſt die Ehrenburg ſchon eine ſchwarze Schattenmaſſe, und kaum daß die Morgenſonne ihre breiten Flanken hell anleuchtet. Naturſinn und Poeſie des Mittelalters hatten alſo nichts bei ihrer Erbauung zu thun. Zur ſelben Zeit war auch der eine kleine Stunde davon entfernte Liebenſtein an der Gera, wie jene auf fürſtliches Geheiß, erbaut worden; er trägt ganz denſelben Charakter. Die Sage, oder vielleicht mehr, ſpricht von einem unterirdiſchen Gange, welcher beide Burgen verbinde. Daſſelbe ſoll mit der Reinsburg der Fall ſeyn; wir ehren die Sage, die verneinende Kritik liegt aber auf der Hand.

Die Reinsburg iſt einer der dunkelſten, zweifelhafteſten Punkte im Thüringer Alterthum. Am rechten Ufer der Gera erheben ſich die Reinsberge,

jetzt kahl, ehedem, wollen alte Forstmänner behaupten, dicht bewaldet (was mir zweifelhaft scheint), ein Convolut von seltsam über einander gethürmten Gebirgsmassen, Conglomerate der verschiedensten Steinarten, noch seltsamer in Thäler, oder besser, circusartige Bergkessel gekiftet. Gegen Plaue öffnet sich eines dieser Amphitheater; tausend Schritte nördlich an der Gera hinab sieht man ein zweites. In beide hinab stürzt sich die Kante des Berges in vielfachen Absätzen. Die schroffen Felszinnen stehen oben wie Wächter. Ein dritter Kessel, rings von Bergen umsäumt, öffnet sich aber mitten im Gebirge nach Morgen zu; hier liegt, wie in völliger Abgeschiedenheit von der Welt, das friedliche Kirchdorf Reinsfelde, selbst schon in so beträchtlicher Höhe, daß die Feldkultur nur auf gewisse Früchte beschränkt ist, welche die rauhe und freie Luft ertragen. Weiterhin nach dem Wipfratthal schließen sich maierisch liegende Dorfschaften in anmuthiger Perspektive an. Es ist schwer in den abnormen Verschlingungen dieses beträchtlichen Gebirgszuges sich zu orientiren, aber er trägt unverkennbar im Kleinen den Charakter eines Hochgebirges; ja auf seinen kahlen, beständig vom Wind umfegten Höhen kommen schon Sumpfpflanzen vor, die auf den Alpen zu Hause sind. Wenn wirklich Wald hier gestanden, ist er, nachdem die Art den Anfang gemacht, von den Wetterwinden aus dem Thüringer Gebirge niedergelegt und zurückgescheckt worden bis auf den nördlichen Abhang, der nach dem Dorfe Siegelbach abfällt. Hier hält noch am äußersten Saume des eigentlich sogenannten Reinsberges eine Reihe alter Buchen Stand gegen die Orkane. Ihren zurückgebogenen Wipfeln, den nackten Stämmen, den ausgestorbenen Aesten sieht man die äußerste Anstrengung des langen Kampfes an. Von da ab aber, so weit die Reinsberge in der Lufthöhe sich erstrecken, ist kein einziger Baum, ja nicht einmal ein Busch zu sehen. Jede Anpflanzung wäre augenblicklich dem Verderben preisgegeben. Die Schäfer nur haben hie und da loses Gestein und Schiefer über einander gehäuft, eine nothdürftige Schirmwand gegen den Wind.

Die Aussicht von diesem kahlen Gebirgskamm ist eben so mannigfaltig, weit und zuweilen gegen Abend überraschend schön, als sie eigentlich noch wenig gekannt ist. Der Tourist, der alle Schönheiten Thüringens zu kennen glaubt, weiß nichts von diesem Punkte; nur seit Elgersburg, Ilmenau und Arnstadt von Badegästen heimgesucht sind, versteigen sich einzelne Wanderer hinauf; auch kommen wohl ganze Gesellschaften zu Wagen bis in die nächsten Dörfer und versuchen den immer beschwerlichen Weg bis auf die Höhe. Die einen schönen Tag trafen, eine Wetterbeleuchtung, einen klaren Sonnenuntergang, stimmen ein, daß man im ganzen Gebirge nichts Aehnliches sieht. Vom Kamm aus bietet sich eine Doppelaussicht. Links, wenn man von Siegelbach aus den verhältnißmäßig bequemsten Weg durch den Wald sich hinauf windet, grüßt uns ein verwittertes altes Kreuz von Stein. Man übersieht hier das stille Kesselthal mit dem Dorfe Reinsfelde, darüber hinaus reihen sich bewaldete Bergrücken bis zu den Schwarzburger Gebirgszügen. Rechts verfolgt man den Weg — es ist keiner, man muß ihn selbst sich machen — über den Gebirgsrücken nach der Burg, und zu unsern Füßen öffnet sich das weite Thal der Gera, zunächst der lachende, rund von Felsen umkränzte Kessel, in dem das Städtchen Plaue liegt, mit aufsteigenden Dorfschaften, mit seiner hohen Ehrenburg, die von dieser Höhe aus betrachtet wie ein Schilderhaus erscheint. Und vor uns, so weit das Auge reicht, der ganze Thüringer Wald, vom Inselsberge an, der Beerberg, Schneekopf, Fürstenberg, Sachsenberg, die Schmücke, der Gückelhahn, mit dem geschorenen Kamm uns fast nahe gerückt, bis in das namenlose Geschlinge, das sich nach dem Frankenwalde abdacht.

Auf solcher Höhe bauten Raubritter nicht ihre Burgen, wenn nicht etwa eine Straße, ein Paß über das Gebirge führte. Die Straße zieht aber unten im Gerathal, und der Berg, auf dem die Ehrenburg steht, war die rechte Höhe für legitime oder illegitime Zöllner, um auf die vorüberziehenden Krämer herunter zu schießen. Und wenn auch der Adler von noch höheren Klippennestern auf seine Beute nieder stößt, so wäre es doch den Räubern schwer geworden, ihre Beute aus dem Thal bis zur Reinsburg hinauf zu schleppen. Noch weniger bauten die Edlen des früheren Mittelalters, seyen es Dynasten, seyen es Lehnsträger, Ministerialen, ihre festen Schlösser auf solchen kahlen Höhen. Wenn sie nicht etwa die Waldeinsamkeit suchten, bauten sie, wo Verkehr war, conspicui omnium. Diese wollten imponiren, das Auge erfreuen, gastlich sollten ihre Häuser neben der Festigkeit strahlen; jene wollten durch kühne hochragende Thürme und Mauern erschrecken. Beide, wenn sie über einem Flußthal sich festsetzten, wollten von den Vorüberfahrenden und Schiffenden gesehen seyn, als gutes oder böses Zeichen.

Nun aber ist die Reinsburg, oder was heut so heißt, ein Felsberg, der sich von der das Gerathal beherrschenden Kette ablöst und seitwärts gegen Morgen in das Kesselthal springt, wo Reinsfelde liegt. Vom Gerathal und Plaue aus kann man die Höhe des Berges nicht sehen. Es war augenfällig bei denen, welche hier eine Feste erbaut haben, oder erbauen wollten (denn auch dieß ist zweifelhaft), die Absicht, einen Versteck auszusuchen. Jenseits, vom Wipfratthal aus, wo man die Burg allenfalls sehen konnte, ging keine Straße; die Terrainbeschaffenheit spricht zu deutlich dafür, daß hier Wildniß war, die Sümpfe des Flüßchens Wipfra, Seen, bergigtes

Walddickicht. Von den nächsten christlich kultivirten Orten aus, von Stadt Ilm und Kloster Paulinzell, konnte man die Reinsburg nicht sehen. Raubzüge hieher zu veranstalten, war noch zweckloser, als die in's Gerathal unpraktisch.

Außer der Lage widerspricht die Form der Anlage dem, was man von Ritterburgen und festen Schlössern des Mittelalters weiß. Es ist kein schroffer Felskegel, keine abgeflüthete Spitze des Bergrückens gewählt, sondern eine auslaufende Zunge desselben, ein längliches Viereck, auf dem eine aufgerichtete, in die Lüfte strebende Burg nicht einmal ein sonderliches Ansehen gewonnen hätte. Von Menschenhänden ist sichtlich hier geschehen, was sonst an diesen Bergen Zeit und Naturereignisse gethan. Man hat die lockern Stellen der obern Kante nach allen vier Seiten hinabgestoßen und gebrochen, und nur die festeren Felspartien stehen lassen, denen man, aber sehr roh, mit Art und grobem Meißel die Gestalt von Thürmen und Mauern zu geben angefangen hat. Nur ein Damm blieb gegen Mitternacht, der vom Bergrücken aus den Aufzug bilden sollte, und auch heute noch den einzigen Zugang abgibt. Von Menschenhänden ist ferner ein Burggraben gezogen, unregelmäßig, nicht tief; er läuft an den zwei dreien Seiten von einem Abhang zum andern; die Wälle an beiden Ufern, jetzt nur Aufschüttungen, kommen insofern allein in Betracht, als ein Doppeleinschnitt das ehemalige Thor andeutet. Endlich steht an der südöstlichen Ecke ein Stück Mauer, vielleicht etliche fünfzig Fuß lang, nicht viel über Menschenhöhe und nicht übermäßig stark, aber von ganz anderer Construktion, als wir an den Ritterburgen finden, und unterhalb derselben, innerhalb des Burgraums ist im Felsen eine Vertiefung eingehauen, der Phantasie Spielraum lassend, zu errathen, wozu sie bestimmt war.

Das ist alles, was von der Burg geblieben; die ältesten Leute erinnern sich nicht gehört zu haben, daß je mehr zu sehen gewesen, und dieß gibt Manchen Anlaß zu glauben, daß hier nie eine Burg gestanden, Andern, daß man wohl eine zu bauen angefangen, aber von dem Werk wieder abgestanden. Es wäre ja doch eine sehr unbequeme und nutzlose Burg geworden.

Es sind noch zwei Momente, welche die eine oder die andere Annahme unterstützen. Geschichtlich und urkundlich ist man aller Notizen über die Existenz der Reinsburg baar und ledig. Die Angabe in einem Reisehandbuch, es sey eine der von Rudolph von Habsburg zerstörten Raubburgen gewesen, ist ein Strich nach der Chablone. Wenn man von einer Schloßruine nichts weiß, wird ein zerstörtes Raubschloß daraus. Wenn man den, der es zerstört haben soll, nicht kennt, hat es Rudolph von Habsburg gethan; er ist der Herkules, der die Thaten der andern Herkulesse in sich aufnimmt. Bekanntlich haben die mannhaften Bewohner der Städte ihrer Zeit nicht wenige der Raubnester erobert und niedergelegt. Bei der Reinsburg kann um so weniger von Rudolph von Habsburg die Rede seyn, als wir die erwähnte Anklage des Abts von Hersfeld gegen den Grafen von Käwernburg urkundlich besitzen, und Rudolph damals bei der Uebergabe in dem nahen Erfurt Hof und Gericht hielt. Das Dorf Reinfelde wird darin als eines der von den Käwernburgern wüst gelegten erwähnt, der Burg aber mit keiner Sylbe Erwähnung gethan. Hätte sie zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts noch bestanden, und in den Händen von Raubrittern, so würden entweder diese den Käwernburgern im Wüstlegen vorgegriffen, oder es verhindert, oder aber die mächtigen Grafen die ungelegenen Concurrenten selbst zur Ruhe verwiesen haben. Von alle dem keine Erwähnung.

Das zweite Moment: wo bleiben die Steine, wo der Schutt der zerstörten, wenigstens der einmal dagewesenen Burg? Weit um kein Ort, keine Baulichkeit, wo es sich gelohnt hätte, die Steine den weiten Weg vom Berge herab zu bringen. Solches Material, womit die Burg allein erbaut seyn konnte, findet sich überall. Auch wo die Landleute der Umgegend eine Ruine geplündert haben, finden sich noch immer Massen von Schutt. Die gebrannten Dachziegel kann man in allen mittelalterlichen Ruinen Thüringens unter den Trümmern unverwittert, in ihrer rothen Farbe vorsuchen. Hier durchsuchte ich den Burghof, die mit andern Steinen gefüllten Gräben vergebend, um nur Einen Ziegelsplitter zu entdecken. — Dieß schiene dafür zu sprechen, daß die Reinsburg aus einer grauen Vorzeit stammt, wo man in Deutschland noch nicht mit Ziegeln deckte, oder — daß hier überhaupt kein Dach war.

Dieß bringt uns der Annahme näher, daß hier von keiner Burg in unserem Sinn, sondern mehr von einem befestigten Lager die Rede ist. Die gewöhnlichen Ritterburgen in gebirgigten Gegenden sind von unbehauenen Bruchsteinen, wie Fels und Boden sie beim Sprengen gab, aufgemauert, groß und klein unregelmäßig über einander, nur daß man die breite Seite gern nach außen nahm. Wo reiche Herren die Kunst zu Hülfe riefen, gingen sie von dieser Bauart nicht ab, sondern verkleideten nur das rohe Grundgemäuer, die innere Masse, durch mehr oder minder sauber behauene Quadern. Bei dem Mauerrest auf der Reinsburg ist eine ganz andere Behandlungsart sichtbar. Länglichte Quadern, mehrere Fuß lang und von verhältnißmäßiger Höhe, sind ziemlich bündig über einander gemauert. Dieß verräth eine Kunstfertigkeit und Berechnung aus einer Zeit nach jenen mittelalterlichen Bauten, oder aber aus einer weit früheren. Der Phantasie bleibt hier ein Spielraum, an cyklopische Mauern einer grauen Vorzeit zu denken

wogegen aber die Regelrechtigkeit ſpricht, oder an Technike, die den Römerbauten die Kunſt abgelauſcht haben; denn wo ſelbſt die Sage nichts von Römerarbeit wiſſen will, wäre es mehr als gewagt, römiſchen Cohorten, die etwa nach Thüringen verſprengt worden, den Einfall beizumeſſen, auf dieſen abgelegenen, unwirthlichen Höhen ein Caſtrum aufzurichten. Es wäre zu wünſchen, daß ſachverſtändige Alterthumsforſcher die Sache einer Prüfung unterwärfen. Man will behaupten, daß der Kyffhäuſer (die alte Sachſenburg, nicht die ſpätere gothiſche Rothenburg auf demſelben Berge) dieſelbe Steinlage zeige. Das wäre ein ziemliches Alterthum, da die Ruine aus der erſten ſächſiſchen Kaiſerzeit, wenn nicht von noch früher ſtammt. Sachverſtändige würden auch aus dem gebrauchten Mörtel Schlüſſe ziehen können. Endlich lohnte ſich wohl die Unterſuchung, ob die Mauer, da wo ſie jezt abbricht, fortgeſezt war. Spuren der Grundmauern müßte man doch trotz der Verwüſtungen der Jahrhunderte oder Jahrtauſende auffinden.

Schon nach dem Ermittelten und dem, was der Augenſchein gibt, drängt ſich die Vermuthung auf, daß wir hier keine Feudalburg, ſondern eine alte Feſtung, eine Art verſchanztes Lager vor uns haben. Wir möchten auch nicht, wenn es germaniſche Arbeit iſt, an ein Caſtell oder eine Arx denken, aufgerichtet zum Schutz und Trutz gegen die von Oſten andringenden Slaven, denn hier war keine Vertheidigungslinie, ſondern an das, woran uns die tauſende von Burgwällen in den einſt und noch von den ſlaviſchen Nationen bewohnten Ländern mahnen. Es waren befeſtigte Verſtecke zwiſchen Seen, Moräſten, kleinen Flüſſen, in unpraktikablen Gegenden, wo der Feind nicht eindrang, wohin er nicht ohne große Gefahr verfolgte; und hierhin trieben die Stämme ihr Vieh, hierhin retteten ſie ihre Familien, ihre Habſeligkeiten und ihr bedrohtes Heiligthum, wenn der Krieg ſich über ihre Grenzen wälzte. Wäre die Reinsburg ein ſolcher Königsſtein des Thüringer Landes in der Vorzeit geweſen, ſo ſpricht ihre Lage, ihr Umfang dafür, daß man das Allerwerthvollſte, das Heiligſte hier geborgen. Um Heerden zu retten, wird man dieſen Berg nicht behauen und bearbeitet haben, wie es geſchehen iſt, abgeſehen davon, daß Heerden dort weder Trank noch Nahrung fanden. Es iſt kein Brunnen da; die Quellen ſickern erſt aus den untern Schichten der Reinsberge.

Die Beſonderheit des Punktes, ſeine eigenthümliche Lage, die weithin beherrſchende Ausſicht unterſtützen eine Vermuthung, die allerdings plözlich in eine Luftblaſe der Phantaſie aufgelöst werden kann, wenn aus einer vergeſſenen Archivlade eine vergilbte Urkunde gezogen würde, welche dem Gemäuer, in dem wir den Hort für ein Nationalheiligthum ſehen, eine ganz andere Entſtehung und Beſtimmung nachwieſe. Es lohnte ſich wohl darnach zu ſuchen. Von Sagen, die ſich an die Reinsburg knüpften, habe ich nichts in Erfahrung gebracht. Eine gewiſſe Scheu athmet und haucht aber doch um den iſolirten Ort. Daß er von den vergnügungsluſtigen Einwohnern der Umgegend erſt recht beſucht wird, ſeitdem Fremde ihre Aufmerkſamkeit darauf gerichtet, ſagte ich ſchon oben. Ein lebensüberdrüſſiger Kaufmann aus Arnſtadt ging vor Jahren hinauf, um hier ſeinem Daſeyn ein Ende zu machen. Man fand ihn in der Höhlung unter der Mauer, wo er ſich ein Steinbett bereitet und dann eine Kugel durch den Kopf gejagt. Vor Jahren war die Reinsburg das nächtliche Stelldichein von Wilddieben und Schleichhändlern. Sie verſteckten und vergruben hier ihre Waare, was mir jedoch, bei der ungeheuern Mühe des Hinaufſchleppens, zweifelhaft ſcheint. Ihnen ſoll die lezte Verwüſtung der Trümmer beizumeſſen ſeyn. In dieſem Jahre ſind ſie zum Stationspunkt bei der Triangulirung des Gebirgs von preußiſchen Ingenieuren gewählt worden: der ſicherſte Weg, aus ihrer Vergeſſenheit gezogen zu werden.

W. Alexis.

Kunstbriefe aus Berlin.

X.

Den Rahmen der geschilderten drei Hauptgemälde bildet wieder ein reicher malerischer Schmuck, zu dem wir nun unsere Blicke wenden. Zwei breite Pfeiler sondern die Bilder von einander, sechs schmale Pilasterstreifen umsäumen sie und ein breiter Fries schließt sie gegen die Decke zu ab, alles bedeckt mit den Gestaltungen einer Kunst, welche das Leben hier in seiner realen Lebendigkeit darstellt, dort ihm symbolische Gewänder umwirft oder es parodirend belächelt. Ueberall aber ist es der weltgeschichtliche Kulturgedanke, welcher die mannigfaltigen Formen durchleuchtet. Die Pfeiler sind in bunten Farben ausgeführt, die Pilaster und der Fries grau in grau gemalt.

Auf dem ersten Pfeiler ist der obere Theil der egyptischen Mythologie und Geschichte, der untere dem Ruhme Israels gewidmet. Zuhöchst schwebt eine etwa lebensgroße Isis, auf dem Arm den Knaben Horus, zur Seite den kleinen Anubis, welchen Osiris, der Gemahl der Isis, mit seines Bruders Typhon Gattin, der wollüstigen Nephthys, erzeugt hatte. Nephthys ist das „Weib des Potiphar" der egyptischen Mythe, nur mit dem Unterschied, daß sie durch List und unerkannt von Osiris erzwang, was der Unverschämtheit einer Buhlerin bei Joseph nicht gelingen sollte. Nephthys setzte lieblos den kleinen Anubis aus, Isis aber, die hochherzige, nahm ihn zu sich, und er beweist ihr seine Dankbarkeit durch jene unwandelbare Treue, welche die Egypter durch einen Hundekopf auf seinem Rumpfe versinnbildlichten. Jetzt geleitet er Isis nach dem Orte, wo der von Typhon erschlagene Osiris im Nil versenkt liegt. Sie wird ihn finden und an heiliger Stelle bestatten. Aber rächen wird ihn erst Horus, unter welchem sich die Egypter den von der mütterlichen Natur (Isis) geborenen Segen vorstellten. Horus stieß den bösen Typhon, der alle heilsamen Einrichtungen des Osiris zu Grunde zu richten suchte, von dem angemaßten Thron und führte über Egypten das goldene Zeitalter herauf. Isis, Horus und Anubis sind also in ihrer Vereinigung das Symbol der ersten religiösen und politischen Kultur des früh erschlossenen und der Nachwelt doch so räthselhaft verschlossenen Nilthals. Der Geschichte desselben gehört dann noch das längliche Mittelfeld dieses Pfeilers an, das den obern Theil vom untern scheidet. Hier kehrt König Rhamses der Große von seinem ruhmvollen Feldzug nach Indien zurück und versagt seinen Bruder Danaus, der in Abwesenheit des Ersteren sich der Herrschaft bemächtigt hatte und nun mit seinen Töchtern, den Danaiden, nach Griechenland entflieht. Hiemit suchte der Künstler jenen urgeschichtlichen Zusammenhang egyptischer und griechischer Kulturelemente bildlich anzudeuten. In der untern Abtheilung des Pfeilers sitzt die kolossale Gestalt des israelitischen Heros, welcher das auserwählte Volk Gottes aus der egyptischen Gefangenschaft befreite, Moses. Ein Felsblock am Fuße des Sinai dient ihm als Sitz, den Fuß stemmt er auf die Trümmer des goldenen Kalbs, das auf sein Geheiß vollständig zerschlagen wird. Aus seinem Antlitz strahlen gewaltiger Zorn und mächtige Begeisterung. So zeigt er, umleuchtet von der Klarheit Gottes, eine imponirende Herrschergestalt, dem Volke die Tafeln des Gesetzes, das er verkündet nach göttlichen Offenbarungen.

Ganz symmetrisch ist die Anordnung des zweiten, dem Griechenthum gewidmeten Pfeilers. Oben schwebt eine Venus Urania, zu ihren Seiten Eros und Anteros. Sie hebt den Schleier, der sie verhüllte, mit unbeschreiblich naiver Anmuth empor und zeigt ihre nackten Glieder in reiner, wunderbar lieblicher Schönheit. Bei allem Reize welche plastische Ruhe, bei aller Rundung der Formen welches Maß, bei allem Bewußtseyn der eigenen Schönheit welche Keuschheit! Ueber ihr leuchtet der Abendstern, und unter ihr ruht, als ein von der maßvollen Schönheit des Lebens überwundenes, doch aber für die Befruchtung der Natur so wichtiges Princip, Dionysos Zagreus, dessen Glieder, über die Erde verstreut, deren Fruchtbarkeit vermehrten. Der Siegeszug des Alexander gibt dem Mittelfelde seinen Inhalt, und darunter erblicken wir die kolossale Gestalt des weisesten und menschlichsten aller griechischen Gesetzgeber, Solon's. Auch er ist stehend dargestellt, wie Moses, doch nicht auf wildem Felsgestein, sondern auf einer von der technischen Fertigkeit seines Volkes zeugenden Bank. Er war nicht Schöpfer der griechischen Kultur, wohl aber einer ihrer Bildner. Ueber die Tafeln gebeugt, auf die er seine Gesetze verzeichnet, scheint er in tiefes

Nachdenken versunken; denn in ihm leuchtete das Gesetz nicht urplötzlich auf als eine Offenbarung von Oben; sondern er erzeugte es aus reiflicher Erwägung aller Eigenschaften und Bedürfnisse, Neigungen und Zwecke des Menschen, aus liebevoller Ergründung des menschlichen Wesens überhaupt. Der Künstler verlieh seinen edeln Zügen, den Ausdruck milder, im Ernste noch heiterer Humanität. Zu seinen Füßen steht eine Lade mit den Gesetzen des Drako und daneben Beil und Strang; aber Solon hat des Beiles Griff bereits zerbrochen und den Strang zerrissen. Ein mit Blumen, den freundlichen Zeichen heiterer Lebensluſt, geſchmückter Knabe eilt herbei und schaut dem ſinnenden Geſetzgeber in ſeine Tafeln, ob denn wieder etwas ſo Hartes, ſo alle menſchliche Freiheit Vernichtendes daraus hervorgehen werde, wie es Drako einſt erzwungen. Die ängſtliche Neugier des Knaben hat in ihrer Kindlichkeit zugleich etwas Rührendes und Erheiterndes. Wir haben dieſe Geſtalt wohl ſymboliſch zu nehmen als das noch in der Kindheit befangene Volk gegenüber dem gedankenvolle Manne, deſſen Geiſt die Schranken der Gegenwart, die engen Geſichtspunkte ſeiner Zeit überfliegt und an der Zukunft mißt.

Noch beſtimmter als die beiden Pfeiler empfingen die ſechs Pilaſterſtreifen eine architektoniſche Gliederung, welche aus drei Hauptabtheilungen beſteht. Das Mittelſtück, eine auf Pfeilern ruhende Rundbogennische macht ſich unter dieſen vorzugsweiſe geltend und enthält auch ſtets eine der wichtigſten Kulturgrundiagen jedes beſondern Volks, obwohl nur ein Buch oder eine Rolle, die ein in der Niſche ſtehender Genius entfaltet. Der erſte Pilaſter iſt der indiſchen Kultur gewidmet, der zweite der perſiſchen, der dritte der egyptiſchen, der vierte der griechiſchen, der fünfte der iſraelitiſchen, der ſechste der römiſchen Kultur. So entfalten denn die Genien in den Niſchen nach einander zuerſt die Veda's, dann die Bücher des Zend, die zweiundvierzig Bücher des Toth oder Hermes, desjenigen Gottes, welcher die Egypter über den Thierdienſt und Fetiſchismus zur Anbetung eines ewigen Urweſens erhob, die Theogonie, jene griechiſche Urkunde über die Abſtammung der Götter, welche uns in der Abfaſſung des Heſiod erhalten blieb, die fünf Bücher Moſe und endlich die ſibylliniſchen Bücher.

Die beiden Abtheilungen ober- und unterhalb der Niſche zeigen in ihrer Mitte wieder je ein Bildniß in Medaillonform und darüber wie darunter je zwei Felder, die, zum Theil von Arabesken umgeben oder getragen, die Hauptgeſtalten der nationalen Kulturentwicklung in allegoriſchen, ſymboliſchen oder hiſtoriſchen Figuren verbildlichen. Aus den Medaillons des indiſchen Pilaſters begrüßen uns oben das vierköpfige Haupt des Brahma, unten das Bildniß des Königs Parikſchitu, mit welchem nach indiſchem Glauben das vierte, noch jetzt andauernde Zeitalter begann. Die entſprechende Stelle nehmen auf dem perſiſchen Pilaſter ein Ormuzdkopf und das Bildniß des Königs Dſchemſchid, des Erbauers von Perſepolis, ein; auf dem egyptiſchen Pilaſter die Köpfe des Sonnengottes Ammon und des mit aller zeugenden Kraft begabten Königs Menes; auf dem griechiſchen Pilaſter das ſtrahlende Haupt des Helios und das anmuthig milde des Theſeus. Das obere Medaillon des iſraelitiſchen Pfeilers jedoch zeigt kein Bildniß, ſondern nur das Symbol Jehovahs, das Wort, welches die Welt erſchaffen, im untern Medaillon den jugendlich ſchönen Kopf des Salomo. Jupiter und Romulus zeigt der ſechste, römiſche Pilaſter.

Damit iſt nun aber der reiche Inhalt dieſer gemalten Geſchichte der Kultur keineswegs erſchöpft. Laſſen wir unſer Auge aufmerkſamer auf den Pilaſtern ruhen, ſo tritt in Rahmen und Arabesken eine neue Fülle bedeutſamer Geſtalten hervor. Wiſchnu, Manu und Buddha, Zoroaſter und Han, Horus und Sonchis, Orpheus und Pythagoras, Adam und Eöra, Numa und alle Mythen und Erzählungen von Erſchaffung der Welt und erſter Staatengründung, alle tiefſinnigen Erläuterungen des Alterthums von Seyn und Werden, Entſtehen und Vergehen finden ihre Stelle, wo der allumfaſſende Künſtlergenius ſie eben ſowohl mit dem Gedanken des Ganzen zu verbinden, als geſchmackvoll in die ſymmetriſche Kunſtform einzuordnen verſtand. Es bedürfte eines Buches, um den Inhalt dieſer Pilaſter allein zu durchmuſtern, zu beſchreiben und zu erklären. Eine Maſſe von geiſtvoll verarbeiteten Kenntniſſen ſteckt darin, die durch das Auge auf den Geiſt belehrend wirken muß, wenn der Anſchauung ein gründlich, aber populär abgefaßter Kommentar hinzugefügt wird. Was jetzt an Druckſchriften darüber im Muſeum verkauft wird, leitet mehr irre, als es verſtändigt. Hier glaube ich von einem genauen Eingehen auf die Einzelnheiten abſtehen zu müſſen, da die äſthetiſche Wirkung bei dieſen grau in grau gemalten Pilaſtern dem inſtruktiven Intereſſe derſelben durchaus nachſteht. Ihr Inhalt iſt gemalte Wiſſenſchaft, wogegen die Hauptbilder die Zeichnung und Farbe gewordene Poeſie der Weltgeſchichte, durch das Medium einer philoſophiſchen Weltanſchauung betrachtet, enthalten. In die Region rein phantaſtiſcher Dichtung erhebt ſich der Künſtler endlich mit dem großen Friese, welcher das ganze Nebeneinander zahlreicher Gemälde nach oben zu abſchließt.

Ich habe die Grundidee dieſes Frieſes bei meiner Ueberſchau der Geſammtcompoſition angegeben. Die Strahlen des weltgeſchichtlichen Ernſtes, der unten in

großen und umfassenden Zügen sich bewegt, fallen hier durch ein Verkleinerungsglas in den Blätterschmuck einer Arabeskenreihe und werfen den humoristischen Reflex eines drolligen und neckischen Kinderspiels. Das die jetzt auf der Wand vollendete Stück des Frieses läuft über dem oben geschilderten Cyklus von Gemälden hin und schöpft seinen Inhalt wie diese aus der Geschichte des Alterthums.

Den Anfang macht ein kleiner Prometheus, sehr angelegentlich mit der Bildung menschlicher Gestalten beschäftigt. Eben hat er wieder ein Knäblein vollendet, und seine Gehülfin, eine kleine Minerva, bringt eine Psyche in Gestalt einer Libelle herbei, um sie dem neu erbauten Körper einzuflößen, während der Urstorch fröhlich über einigen ausgebrüteten Eiern klappert. Er weiß, daß Klappern zum Handwerk gehört, und da uns schon hier am Anfang der Weltgeschichte zwischen Storch und Prometheus die Concurrenz begegnet, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß jeder seine Waare anzupreisen sucht. Die beiden Eier, über denen der Storch brütete, sind geborsten; aus dem einen schaut ein Knäblein, aus dem andern ein Mägdlein heraus und senden einander so verfängliche Blicke zu, daß man annehmen muß, der Apfelbaum der Erkenntniß werde nicht allzufern von dem Geburtsorte des kleinen Menschenpaares stehen. Schon naht sich auch die Verführerin Schlange mit der verbotenen Frucht, und hinter ihr drein hüpft die Affin als vorsorgliche Hebamme. Aber wieder drängt sich die Concurrenz in die Uranfänge des Erwerbs, wenn wir nicht etwa nach dem Vorbilde moderner Gewerberäthe Hebamme und Säugamme als zwei durchaus verschiedene Innungen zu betrachten haben. Genug, neben der Affin zeigt sich auch die Wölfin als Amme des jugendlichen Geschlechts: an ihren Brüsten nähren sich ein kleiner Romulus und ein kleiner Remus; und kaum haben diese Säuglinge ihr erstes Bedürfniß befriedigt, als auch sofort zwischen ihnen der Bruderkampf beginnt. Die Waffen des einen bestehen aus einer Keule und der Schaale einer Schildkröte, die Waffen des andern aus einem Eselskinnbacken und einer Muschel. Gleichzeitig, damit die menschliche Tugend und Nächstenliebe vielseitiger leuchte, entfaltet sich im fernen Asien der Despotismus: der wilde Jäger Nimrod macht seinen Spießgenossen zu seinem Sklaven, ja zu seinem Roß, und jagt auf seinen Schultern nach allerhand Gethier. Und nun erschließt sich unsern Blicken das Reich der Pharaonen, beginnend mit zwei knieenden Priestern, welche der Isis und dem Osiris opfern. Dieses göttliche Ehepaar ist in liebevoller Umarmung begriffen und hat den kleinen Horus zur Seite. Indessen überrascht sie der schreckliche Typhon, welcher mit einer brennenden Fackel herbeieilt und mittelst einer grauenvollen Maske die arme Isis in solche Angst versetzt, daß sie sich gar possirlich überschlägt. Osiris aber, ausgedörrt durch die glühende Lohe, welche ihm sein Bruder Typhon, der Herrscher im Elemente des Feuers, nachsendet, und ermattet von anhaltender Flucht, sinkt ohnmächtig zu Boden und schmachtet nach einem Tropfen Wasser aus dem heiligen Nil. Anubis eilt dem unglücklichen Götterpaar zur Hülfe.

Wir treten in die griechische Welt. Da sitzt ein kleiner Pan in gar bequemer Stellung auf einer Arabeskenranke und probirt ein Stückchen auf seiner Waldflöte, zu welcher er einen ausgehöhlten Baumzweig verwendet hat. Höchst emsig und ehrbar schnitzt ein pausbackiger Apoll neben dem Flötenbläser an seiner Leier, mit der er den Chor der Musen in das Leben einführen wird. Die Kunst regt ihre Schwingen. Hier sehen wir einen Zeuris Koruähren malen, und die Vöglein fliegen herbei, um die Körner anzupicken. Zugleich erhebt sich aber schon die Verachtung der Kunst und des Ideals: der Hund, als Symbol des Cynismus, leckt unserem Zeuris hinter seinem Rücken die Farben von der Palette. Ein kleiner Architekt leert seinen Baukasten und beginnt einen Tempelbau, zu welchem Baumeister Biber, mit dem Plan des Gebäudes und dem Cirkel über die Arabeske gelehnt, Anleitung ertheilt, während auch die Schwalbe mit ihrem Neste, aus dem die sämmtlichen Schnäbel der kleinen Familie hervorgucken, dem Menschen zum Vorbilde dient. Dann entfalten sich vor unserem Auge die Wirkungen der Musik. Der Virtuos Orpheus schlägt die Laute so bezaubernd schön, daß der hingerissene Esel als Zeichen rührend idealer Verehrung einen Kranz üppiger Disteln darbringt. Auch der Elephant ist von musikalischem Enthusiasmus ergriffen, nur weniger glühend als der Esel. Der Ring an der Vorderpfote und der Schellenschmuck im Ohr bezeichnen ihn als einen reichen Mann; er ist vielleicht seines Zeichens ein Bankier, der, gemächlich in die Ranken der Arabesken wie in den Fonds einer Loge gebrückt, die Vorderpfoten über dem wohlgepflegten Bauch gekreuzt, die Hinterbeine über einander geschlagen, von des Tages Last und Hitze im Wellenschlag des Tonmeers sich erholt. Mit dem Rüssel reicht er in vornehmer Ruhe dem Virtuosen einen Lorbeerzweig. Die strengere Schwester der Kunst, die Wissenschaft, folgt nun in verschiedenartigen Darstellungen. Zuerst ein kleiner Plato, der seine Theorie von der Unsterblichkeit der Seele durch Experimente an einigen Wickelkindern zu erhärten sucht. Aus einem derselben, das er in der Hand hält, treibt er eben die Seele aus, welche in Gestalt einer ungeheuern Libelle davonfliegt. Mitten in das Gebiet der Wissenschaft pflanzt sich das Gewerbe: die Spinnerin Arachne, welcher die Seidenraupe den zu verspinnenden Faden liefert, während sie vom Netz der Spinne die Kunst des Webens lernt. Und um den Zusammenhang des Menschen und seiner Kultur mit der

Natur noch ferner anzudeuten, zeigt uns der Künstler auch die Nachtigall als Lehrerin eines Flötenbläsers. Ein Faun lauscht ebenfalls dem Unterrichte, scheint aber gar wenig davon zu begreifen. Aus diesem heitern Intermezzo führt uns der Arabeskenzug zurück zur Wissenschaft, und zwar zu einem äußerst wichtigen wissenschaftlichen Systemstreit, der zwischen Plato und Aristoteles entbrannt ist. Der erstere erscheint als begeisterter Redner, nimmt die Backen voll und deducirt mit funkelnden Augen, aus denen er das Pathos seiner Ideen wie aus Zündnadelgewehren zu entsenden scheint. Anders Aristoteles, der mit ironischem Lächeln den Weltstürmer angehört und ihm nun mit der Ruhe des gesunden Menschenverstandes die Unmöglichkeiten seiner Ideale an den Fingern herzählt.

Diesem Höhenpunkte sich zuspitzender Kulturentwicklung folgt der Untergang Griechenlands. Aus der Büchse der Pandora steigen Haß, Trägheit, Müßiggang, Verleumdung und Krieg; neben der Büchse aber liegt ein liebliches Mädchen todesmatt: das sterbende Griechenland. Sobald der Krieg den engen Verschluß verlassen, beginnt das Römerthum seine Schwingen zu entfalten. Zwei weinende Knaben, die Repräsentanten unterjochter Völkerschaften, sind bereits an den römischen Adler gefesselt, und die römische Republik schreitet fort in ihrem Siegeszuge durch Europa, Asien und Afrika. Noch ist sie jung, kraftvoll und hart. Der ältere Brutus verurtheilt seinen Sohn, und der Henker steigt mit dem Beil schon über die Arabeske, um den Spruch sofort zu vollziehen. Mucius Scävola, ein gar furchtbarer kleiner Raufbold, streckt seine Faust in die Flamme, welche aus einem Blumenkelch hervorbricht. Ein gar verwunderter Porsenna schaut ihm mit weit aufgerissenen Augen und übergeschlagenen Armen bei diesem sonderbaren Kochgeschäfte zu. Dieser Muth, diese Verachtung von Gefahr und Schmerzen, diese Strenge gegen sich selbst bereiten Rom zur Weltherrscherin vor. Wir erblicken nun den Triumphzug eines heimkehrenden Imperators. Er sitzt im zweirädrigen Wagen, um das Haupt einen dicken Lorbeerkranz, den Feldherrnstab in der Rechten, auf der Zläche der linken Hand eine Statue der kapitolinischen Juno, welche ihm mit jeder Hand einen Lorbeerkranz reicht. An seinen Wagen ist die unterjochte Erde gefesselt, welche auf einem Löwen reitet und dicke Thränen weint; der Künstler stellt sich dar als ein behäbig wohlgenährtes Mädchen mit Mauerkrone und Erdball als Attributen. Wir haben also in dem Triumphator uns wohl Octavianus Augustus zu denken. Hinter dem Wagen her fliegt der römische Adler, und gezogen wird das Fahrzeug von zwei fabelhaften Thieren, einem Einhorn und einem Meerungeheuer, welche als Symbole der Herrschaft über Land und Meer hier zusammen an die kaiserliche Deichsel gespannt sind. Auf einem der Thiere steht ein Wagenlenker und bläst mit angestrengter Lunge in die Tuba des römischen Ruhmes; aber ach! was tönt heraus? Nichts anderes als der Ausruf des Augustus: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“

Das Morgendämmern einer neuen Zeit beginnt, die Deutschen rütteln an der unbesiegten Macht des stolzen Roms. Varus stürzt sich in sein Schwert, andere erschlagene Römer liegen am Boden, und aus ihrem Blute sprießt ein Zweig der deutschen Eiche. Schon blickt auch ein gar naiv anzuschauender Germane mit Haarzopf und Speer über die Arabeske und verwundert sich über das schöne Land Italia, in welchem er gerade die reifen Trauben hängen sieht. In Rom entzündet sich der Bürgerkrieg: zwei ungezogene Rangen fallen einander an mit Händen und Zähnen. Krone und Scepter, um deren Besitz sie sich balgen, hängen über ihnen, und neben ihnen jammert die arme Roma, beider unglückselige Flamme, von beiden begehrt. Aber auch sie steht endlich, wie einst die schöne griechische Welt, vor ihrem Untergange. Von dem emporgerichteten Kreuze ergehen die Strahlen, welche den bisher unterjochten Nationen ihre Freiheit wiederbringen, und nur noch einmal sammelt der Künstler am Schlusse dieser Abtheilung des Frieses die im Glauben des Alterthums wirkenden heidnischen Mächte, um sie dann der Vernichtung zu weihen. Alle mit verbundenen Augen, die unheilvolle Verblendung, welche sich in heftiger Leidenschaft gebärdet, schwingt den Dolch und die Fackel, an deren Flamme sich ein ganzer Schwarm Insekten in verblendeter Sinnenlust zu Tode brennt. Ueber ihr läuft die schlaue Verführung in Fuchsgestalt. Ihr zur Seite sitzt die finsterblickende Nemesis mit blühendem Lorbeerkranz in der einen und dem Zügel des ausgleichenden Maßes in der andern Hand; den Arm stützt sie auf das Rad, das sie über den Häuptern der Menschen hinwegrollt, um die Emporragenden in die ebene Höhe der Uebrigen hinabzudrücken. Nemesis duldet keine Ueberhebung. Die dritte der heidnischen Mächte ist Ananke, das Fatum. Mit verhülltem Haupte sitzt sie, von zerbrochenen Urnen umgeben, aus denen einst die Glücks- und Unglückloose der Sterblichen fielen. Ueber ihr sehen wir einen Pfau, die Eitelkeit des Lebens, und neben ihr zwei tändelnde Libellen, unter denen der Rachen eines Ungeheuers droht: die sorglose Heiterkeit am Rande des Abgrunds, den jeden Augenblick das Schicksal vor uns öffnen kann. Einen versöhnenden Abschluß zu gewinnen, endet der Künstler diese Abtheilung des Frieses mit einem guten Genius, welcher dem Ungethüm lächelnd eine Maus in den Schlund wirft.

Ich bin am Ende meiner Betrachtung der zahl- und formenreichen Malereien, welche die erste Langseite der Treppenhalle schmücken, während die andere Seite

uns noch die weiße, unberührte Mauer zeigt. In dieſem Sommer wird bis auf wenige Details alles, was ich bisher von meinem ſechsten Briefe an geſchildert habe, in Farben vollendet ſeyn. Es iſt nach unſerer Wanderung kaum nöthig, noch einmal hervorzuheben, mit welcher geiſtvollen Tiefe der Erkenntniß und der Phantaſie alle inhaltvollen und weltgeſchichtlichen Triebe des Alterthums in dem Geſammtcyklus von großen Bildern, Eckſtücken, Pfeilern und Friesen maleriſch vereinigt ſind. Von der höchſten Tragik, heroiſcher Erhabenheit und ernſt religiöſer Weihe durchlaufen wir alle Stadien der Schönheit, Anmuth und Grazien bis zur heitern Komik und zur humoriſtiſchen Parodie des hohen Ernſtes, und überall weiß der Meiſter durch die Fülle ſeiner Gedanken, den Reichthum ſeiner Andeutungen und Beziehungen, die Großartigkeit und den Geſchmack ſeiner Compoſition, wie durch die Vollendung ſeiner Zeichnung und des geſammten künſtleriſchen Ausdrucks uns zu feſſeln, zu erheben, zu erfreuen. Es iſt ein Werk, welches in der Kunſtgeſchichte einzig daſtehen wird. Staunen wird man, daß Ein Künſtler eine ſo gewaltige Aufgabe ſo ſiegreich zu löſen vermochte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Rhein, December.

Oppenheim.

Eine Rheinfahrt von Straßburg abwärts muß vor Zeiten, als der Dampf noch keine Rolle spielte, wahrhaft unerträglich langweilig gewesen seyn, wenn nicht etwa auf einem sogenannten Marktschiffe eine recht bunte und lustige Gesellschaft sich zusammen gefunden hatte. Ich schließe von heute auf ehedem, denn Gott sey's geklagt, trotz der unendlich rascheren Fahrt von heute kann selbst der heiterste Himmel den bösen Geist der Langeweile nicht bannen, der einen aus jeder Krümme des Stroms angähnt, so lange das Schiff zwischen den Weiden der flachen Ufer hinrauscht. Die Bergreihen rechts und links liegen zu fern und haben nichts als ihr mattes Blau, das höchstens sehnsüchtig macht, und das Gebreite der reichen, lachenden Feld- und Wiesenfluren sieht man nur selten vor lauter charakterlosen Hochufern und Dämmen. Wären nicht die zwei uralten Reichsstädte Speier und Worms mit ihren hohen Domen, deren Thürme ihre Schlagschatten in den Strom werfen; wären nicht die unheimlichen Erdwälle und Basteien der neuen Festung Germersheim, zwischen denen man hinfährt, und die neue Stadt Mannheim und ihr gegenüber die allerneueste, Ludwigshafen, man könnte sich in die Ecke des Divans drücken und die Augen auf viele Stunden schließen, oder man müßte gar zur Lektüre eines Handbuchs für Rheinreisende greifen. Was die alten Dome von dem verblichenen Leben vergangener Jahrhunderte erzählen, was die neuen Städte von dem Treiben unserer Tage berichten, das macht diese Fahrt erträglich, und ganz verkennen wollen wir doch auch nicht, daß ein Strom wie der Rhein auch für sich etwas ist, selbst wenn keine Lurley ihren Fuß in seine Wellen taucht, keine hohen Burgen sich in demselben spiegeln, sondern nur flache grüne Ufer ihn begrenzen und blauer Himmel sich über ihm wölbt und aus seiner Tiefe wiederscheint. Leugnen will ich indeß nicht, daß ich herzlich froh war, als die Thürme von Worms weit hinter mir lagen und ich wenigstens zur Linken das Hügelland dem Strome etwas näher rücken sah, während sich zur Rechten der etwas fernere Melibocus mit seinem weißen Thurme fast wundersam hin und her bewegte und jezt vor, dann hinter und dann wieder vor mir stand, je nachdem die krausen Windungen des Stroms ihn verschoben.

Das erste wahrhaft schöne Bild tritt dem Auge erst da entgegen, wo es der Stadt Oppenheim ansichtig wird. Dort haben sich die Hügel bis an's Ufer vorgedrängt und schließen die Scene ab, als wäre der Rhein nur ein schöner See mit grünen Auen, von Rebenhügeln umsäumt. Den Augenpunkt des Bildes aber gibt Oppenheim selbst ab, die kleine Stadt, die den Fuß eines Hügels hinansteigt, gekrönt mit einer zweithürmigen Kirche, die in weiter Ferne schon ihre Schönheit verräth, und überragt von dem öden Gemäuer einer alten Burg, der ersten, die dem Strome so unmittelbar nahe tritt. Tausende fahren an Oppenheim vorüber, die Ansicht gefällt ihnen, aber sie ahnen nicht, welch einen Schatz diese Stadt an ihrer Katharinenkirche besizt. Wenige bekommen sie in der Nähe zu sehen. Ist doch Oppenheim kein Handelsplatz mehr und die Weinkäufer, die zu Zeiten dahin kommen, kümmern sich wenig um alte Kirchen. Auch fließt der Rhein nicht mehr, wie wohl vor Jahrhunderten, unmittelbar an der Stadt vorüber. Das Strombett ist offenbar ein anderes geworden. Eine weite Aue, von Altwassern durchzogen, hat sich vor die Stadt gelegt, und in weitem Bogen muß diese erst umkreist werden, bis man jezt zur Anfurth unterhalb der Stadt gelangt. Und selbst da fuhr unser Dampfer nicht einmal an eine Landungsbrücke, sondern ein schwanker Kahn brachte einige Personen an Bord und führte mich, mich ganz allein, an das Ufer hinüber.

Während ich der Stadt zustrebte, mußte ich den Körper der neuen hessischen Ludwigsbahn kreuzen, die sich hier zwischen Strom und Hügelwand hinwindet, und der die schroff vorspringenden Kalkfelsen auf ziemliche Strecke den Platz räumen mußten. Das waren indeß die lezten Steine des Anstoßes und Felsen des Aergernisses, die auf der Strecke von Mainz bis hieher überwunden werden mußten, abgesehen von denen, welche abfällig gewordene Actienschwindler und ungünstige Kammerstimmen in den Weg gelegt hatten. Von Oppenheim aus ist das freie Feld gewonnen und bald werden die Schienengeleise ihre eisernen Fühlhörner bis nach Worms und an die pfalzbayerische Grenze strecken. Oppenheim sieht auch mit Verlangen diesem Zeitpunkte entgegen, mit dem vielleicht wieder einiges neue Leben in seine alten verödeten Mauern strömen wird. Auf einen Schimmer des alten Glanzes darf es freilich nimmer rechnen, der ist verblichen für alle Zeit. Die Tage, in denen Oppenheim ein kräftiges Glied jener rheinischen Hanse war, zu der es mit Straßburg, Speier, Worms und Mainz zusammengetreten (1325), um den vielfach gefährdeten Landfrieden aufrecht zu erhalten, sind längst vorüber und das „deutsche Jerusalem," wie man es im Mittelalter nannte, ist und bleibt, gleich so mancher andern rheinischen Stadt und gleich seinem Urbilde, nichts weiter als sein eigener schwacher Schatten.

An der Burg Landskron hatte diese Hügelstadt ihr Zion, an der Katharinenkirche ihren salomonischen Tempel, an einzelnen andern Gebäuden die Paläste des Herodes, Kaiphas und Pilatus. Von dem allen ist seit dem Orleans'schen Erbfolgekrieg gar wenig mehr übrig. Wie gut ist z. B. eine Stadt wie Nürnberg daran! Sie hat nebst ihren Mauern, Thürmen und Kirchen aus alter Zeit selbst ihre kleineren Denkmale noch, und kein Mensch hat selbst in fehdereicher Zeit die vernichtende Hand an Adam Krafts schöne Passionsbilder gelegt, welche die Stationen auf dem Wege nach dem Johanniskirchhofe darstellen. Wie anders ist das hier! Was nicht völlig weggeräumt worden, ist Ruine, und wenn die Nachkommen der alten reichsstädtischen Bürgerschaft sich nicht bloß an den übergebliebenen engen und krummen Gassen genügen lassen wollten, sondern nur ein Merkzeichen davon zu besitzen wünschten, wie früher die Ringmauer ihrer Stadt geziert war, so mußten sie sich auf dem kurzen Strunk eines alten Thurms einen neuen aufbauen. Es ist das in entsprechender Weise geschehen. Der neu erstandene Thurm mit schöner gothischer Gesimsverzierung und staatlicher Zinne schaut nun weit über den Strom hin, als wollte er sagen: so hoben einst ihrer sechzehn die Häupter in die Luft, als starke Wehr zu Schutz und Trutz.

Doch Oppenheim hat ja noch seine Katharinenkirche, eine glänzende Perle in dem reichen Kranze mittelalterlich deutscher Bauwerke, die sich kühn neben die rheinischen Münster von Köln, Straßburg und Freiburg stellen darf, wenn auch nicht der Größe, doch der Schönheit nach. Leider trauert auch sie auf ihrer Höhe noch als Halbruine. Ich bin vor beinahe dreißig Jahren einmal die hohe, breite Treppe hinaufgestiegen, die zur Spitze des Hügels führt, auf dem die Kirche sich erhebt. Damals stand ich auf einem verödeten grasigen Kirchhofe vor dem prächtigen, aber durch Menschenhand so schnöhlich geschändeten Bau, und der Gedanke, daß dieses bewundernswerthe Denkmal deutscher Art und Kunst seinem gänzlichen Verfall entgegen gehe, that mir sehr weh. Zwar hielt die evangelische Gemeinde auch damals ihren Gottesdienst in der Katharinenkirche unter der rohen Bretterdecke, die das eingestürzte Gewölbe ersetzte, und Männer wie Banrath Moller in Darmstadt und der dortige Galerieinspektor Müller regten durch Schrift und Bild * das Interesse für dieses Prachtwerk gothischer Architektur an, aber die Aussicht auf eine auch nur theilweise Herstellung war sehr gering. Es sind unterdessen andere Zeiten gekommen. Was selbst die Gebrüder Boisserée nur in sehnsüchtigem Traume schauten, es gewinnt in Köln Gestalt und Leben, und der Sinn, der mit dem Wiederbeginn jenes Dombaues erwacht ist, er hat auch weiterhin seine Frucht getragen. Männer, die die Edelsteine deutscher Kunst zu schätzen wissen, haben nicht geraftet, noch geruht, bis auch an diese Katharinenkirche die herstellende Hand gelegt wurde. Es ist geschehen im Jahr 1840, und die Restaurationsarbeit ist unter der Leitung Ußingers von Mainz bis in das Jahr 1843 fortgesetzt worden. Freilich mußte mit den gebotenen Mitteln zunächst einmal das Bedürfniß der Gemeinde befriedigt und das Innere der Kirche hergestellt werden, darum fehlt ihrem Aeußern noch gar viel, und von einem gänzlichen Aufbau auch des westlichen Theils oder Stiftshernchors ist ohnehin keine Rede.

Diese Katharinenkirche besteht nämlich aus zwei zu verschiedener Zeit erbauten Theilen, der eigentlichen Kirche und dem später nach Westen hin angefügten, sehr geräumigen Stiftsherrnchore. Jene wurde zwischen 1262 und 1317, dieses erst 1439 vollendet. An der Kirche ist der ganze Reichthum des sogenannten altgothischen Styls entfaltet. Die Grundform ist die des Kreuzes, das im achtseitigen Hauptchor endet. In den äußern oder östlichen Winkeln zwischen diesem Chor und den Kreuzflügeln sind aber noch zwei kleinere im Fünfeck angelegte Chornischen eingefügt, so daß das Kreuz eigentlich sechs Chöre hat, wenn man, wie bei andern Kirchen dieser Form, das Querschiff als drei derselben gelten läßt. Das Langhaus besteht aus zwei Seitenschiffen und dem überhöhten Mittelschiffe. Die Mauern und Kreuzgewölbe finden an kräftigen Strebepfeilern ihren Widerhalt, von denen leider nur noch einer die thurmartige Spitze mit ihren Zinken unversehrt trägt, während die andern ihre Zierden verloren haben. Die vier südlichen Fenster des überragenden Mittelschiffes sind mit hohen, frei stehenden und reich verzierten Spitzgiebeln gekrönt, zwischen denen die Mauerpfeiler ihre zierlichen Thürmchen in die Höhe strecken. Und wie herrlich ist die Giebelfront des Querschiffes geschmückt! Diese dünnen, schlanken Steintrippen und Pfeilerzinken, sind sie nicht eine wahre feinerne Filigranarbeit? Nur das Dach des schönen achtseitigen Vierungsthurms, das ihm in jüngerer Zeit aufgesetzt worden ist, will nicht zum Ganzen passen, und selbst die beiden Thürme, die gleich dem Westchor nur aus rauhen Bruchsteinen mit Mörtelbewurf bestehen, sind der stolzen Kirche nicht würdig, abgesehen davon, daß der nördliche seine durchbrochene Steingalerie verloren hat und in späterer Zeit anders behelmt worden ist, als der südliche.

Doch treten wir in das Innere. Ich war sehr angenehm überrascht, dieses in ganz anderem Zustande zu finden als in den zwanziger Jahren. Die Restauration hat mit den gebotenen Mitteln hier das Möglichste gethan. Wie schon bemerkt, war damals das Gewölbe des Mittelschiffes eingestürzt und eine Decke von rohen Brettern vertrat seine Stelle. Der hohe Bogen, welcher dieses Schiff mit dem westlichen Chor verband, war in ähnlicher Weise zugeschlagen, doch so, daß der Wind durch die Fugen pfiff, als wolle er mit den Tönen der Orgel wetteifern. Jetzt ist die damals so öde Halle in ein freundliches Gotteshaus umgewandelt, das einen wahrhaft erhebenden Eindruck macht. Freilich konnte selbst die Ruine diesen nicht ganz verfehlen, denn was groß und herrlich an dem Bau ist, das ist ja nicht von heute. Das Mittelschiff ist durch zehn Säulenbündel von den beiden Seitenschiffen geschieden. Wie hoch und schlank erheben sich diese Pfeiler mit ihren Spitzbogen, wie leicht ruhen auf

* Moller hat in seinen Denkmalen mittelalterlicher Baukunst am Rheine die Katharinenkirche zu Oppenheim mit besonderer Liebe hervorgehoben. Müller hat ein eigenes Werk über dieselbe herausgegeben. Auch erinnere ich mich in der Galerie zu Darmstadt ein Oelgemälde von ihm gesehen zu haben, das eine Partie des Innern dieser Kirche darstellte.

thnen die Rippen der hohen Kreuzgewölbe! Und diese vielgliedrigen Knäufe und Schlußsteine, welch eine reiche Mannigfaltigkeit des zierlichsten Laubwerks entfaltet sich an ihnen! Auch die alten mit Laubwerk herrlich verzierten Kragsteine sind zum Theil noch an diesen Säulen vorhanden, aber keine Statuen stehen mehr unter den reichen, thurmartig aufstrebenden Baldachinen. Die eigentlichen Prachtstücke des Baus aber sind die Fenster. Hier hat sich der Architekt in einer Fülle der schönsten Formen ergangen. Da sind die acht ziemlich einfachen Spitzbögen der Seitenkapellchen, die breiten sechsseitigen Fenster der Seitenschiffe und des hohen Mittelschiffes und die schlanken der Chöre und des Querschiffes, von denen die des letzteren wahrhaft kolossal genannt werden dürfen. Von den vier Fenstern des südlichen Seitenschiffes sind zwei rad- oder rosenförmig. Sie ziehen den Blick vorzugsweise auf sich, besonders das zur Linken, das eine Rose von zwanzig Blättern bildet, die wieder in fünf große Blätter zusammengefaßt sind. Wie glühen diese Fenster im Licht der Mittagssonne, das die ganze Farbenpracht der alten noch wohl erhaltenen Glasgemälde verklärt! Es ist ein wahres Wunder zu nennen, daß aus der gräulichen Zerstörung doch noch eine ziemliche Zahl alter Glasmalereien übrig geblieben ist. So ist Salomos Urtheil in den vier Feldern eines der nördlichen Fenster noch unversehrt erhalten, auf einem andern treten uns ebenso noch sechs Märtyrinnen entgegen. Die südlichen Fenster des Mittelschiffes tragen solchen Schmuck nur noch in den Spitzbögen, während die auf der Nordseite bis auf günstigere Zeiten vermauert sind. Die Fenster der Chöre zeigen nur noch einzelne Reste der alten Herrlichkeit und sind zum Theil mit runden, zum Theil mit viereckigen Scheiben gestickt. Die durchgreifendste Aenderung hat im Westen der schönen Halle stattgefunden. Der hohe Bogen, der das Stiftsherrenchor mit der früheren Kirche verband, ist theilweise vermauert und nur sein oberer Theil bildet ein großartiges Fenster. Vor demselben erhebt sich die neue Orgelbühne auf drei schönen Spitzbögen mit einer durchbrochenen Steinbrüstung von der leichtesten Arbeit. — Auch an alten Grabmälern fehlt es in den Chören der Katharinenkirche nicht. Da sind sie wieder die alten Ritter und Edelfrauen aus dem Dalbergischen Geschlechte, darunter eine Jungfrau in dem nördlichen fünfeckigen Chor, auf deren Gewand mit den zarten fließenden Linien ich besonders aufmerksam machen möchte. Die fünf Denksteine im Querschiffe waren früher übel zugerichtet und sind nun restaurirt, womit man unter zwei Uebeln das kleinere gewählt zu haben glaubt. Auch haben vierundzwanzig flache Grabsteine theilweise die Bodenbelegung der fünfseitigen Chöre abgegeben, von denen das nördliche einige von bedeutendem Alter aufweist.

Aus der hübsch hergerichteten Kirche mit ihren neuen geschnitzten Stühlen treten wir durch die jetzige Hauptpforte hinaus in das Stiftsherrnchor, das jetzt nur noch den grünen Vorplatz bildet. Es stehen ja nur die hohen Mauern leer und kahl umher, denn von oben herab und durch die neun Fenster von riesiger Höhe schaut der blaue Himmel auf ein felsich angelegtes ovales Raisenbeet herab, und die Sonne beleuchtet nichts mehr als eine Anzahl wenig merkwürdiger Grabsteine, die man beim Aufräumen da weggenommen, wo sie hinderlich waren, um sie in die Wände einzumauern. Diese stillen Zeichen des Todes passen zu der zerstörten Stätte, die wohl für alle Zeit eine Ruine bleiben wird, aber auch als solche noch prächtig ist. Möge man im Ausbau der eigentlichen Kirche nicht ermatten! Es ist noch so viel zu thun, und besonders an ihrer Außenseite, bis die Schäden alle ausgemerzt sind und dieses kleine Münster wieder in seiner ganzen ehemaligen Herrlichkeit dasteht. Als ich mein Scherflein in den Opferkasten warf, der die Spenden für Weiterführung der Herstellungsarbeiten aufnehmen soll, hätte ich mir die volle Hand eines Krösus wünschen mögen.

Auf dem Raume, der die Katharinenkirche umgibt, habe ich etwas sehr vermißt, die alte freie Aussicht. Vor Jahren war dieser Raum, wie gesagt, nur ein öder, stiller, grünbewachsener Kirchhof, aber die Aussicht über Stadt und Strom und Land war völlig frei und wahrhaft prächtig. Heute ist dieser Kirchhof in einen parkartigen Garten umgeschaffen und hohes Gesträuch hängt seine Zweige über die Brustmauer. Das ist recht artig, aber es kann in keiner Weise die Aussicht ersetzen. Wer diese genießen und die Lage des Baus auch von hier aus recht würdigen will, muß jetzt schon einen der Thürme besteigen, was früher gar nicht nöthig war. Ich that es auch nicht, sondern machte mich statt dessen auf nach der ganz nahen Ruine der alten Burg Landskron. Sie liegt unmittelbar über der Stadt auf vorspringendem Hügel, den man ohne Mühe in kürzester Frist ersteigt. Um ihrer selbst willen wäre sie auch diesen Gang kaum werth, denn es ist wenig zu sehen an diesem ausgebrannten Gemäuer. Die Aussicht aber ist zehn solcher Gänge werth. Die öden Fensterhöhlen sind zu schmucklosen Rahmen herrlicher Bilder geworden. Nach Süden schweift der Blick über das Hügelland und die fruchtreiche Ebene Rheinhessens in die blaue Ferne, aus welcher nur der Dom von Worms als augenfälliger Punkt sich erhebt. Dann folgt er dem Laufe des Stromes mit seinen zahlreichen Windungen und seinen grünen, baumreichen Eilanden und Auen. Drüben auf dem rechten Ufer breiten sich grüne Mäne hin, über die das Auge zu den Höhen der Bergstraße und des Odenwaldes eilt, aus deren Reihen der Melibocus mit seiner Warte hoch heraus tritt. Die alten Burgen und die neuen Schlösser, die Wälder, Felsenthäler und Schluchten sind bei heiterem Himmel nahe gerückt und selbst Darmstadt ist wohl zu erkennen. Gegen Norden stellt sich die blaue Kette des Taunus mit ihren stattlichen Häuptern Feldberg und Altkönig auf. Und wie interessant ist der Boden in unmittelbarer Nähe, so für den Freund alter Geschichte, wie für den Lebemann von heute! Gerade da drüben jenseits des Rheins lag einst, wie die Chronisten erzählen, die berühmte Stadt Trebur mit einem königlichen Palaste. Sie ist spurlos von der Erde verschwunden, nachdem Kaiser Heinrich IV. sie zerstören lassen zur Strafe für den Aufruhr ihrer Bürger. Da drüben steht auch die Schwedensäule, um daran zu erinnern, daß Gustav Adolph bei Oppenheim auf einem Schwenenthore über den Rhein gesetzt. Dort liegt Gernsheim, das Städtchen, das an Schöffer, den Gehülfen Fusts, erinnert und sein Denkmal besitzt, wie Mainz seinen Guttenberg. Da

hüben aber ganz nahe bei Oppenheim liegt Nierſtein, der weltberühmte Weinort, der allen Ritterromanenſchreibern den Trunk für ihre ungeſchlachten Helden liefert und in ſeiner alten Schwabsburg ſelbſt noch eine romaniſche Zierde beſitzt. Die Ritter, die einſt des guten Weines froh waren, ſind heimgegangen, ihre Burgen ſind gebrochen, aber das Geſchlecht von heute weiß die köſtlichen Stellen auch zu würdigen, und ſo hat denn ein Herr Frohwein von Eiberfeld in ſeinem hochgelegenen Berggarten, nicht fern von der Katharinenkirche, ſich eine kleine Burg im mittelalterlichen Style mit Thurm, Erker und Balkon errichtet, um ohne Kampf und Fehde des Weines froh zu werden, der rings umher, auf dem rothen Nackenheimer Buckel, bei Laubenheim, oder oberhalb der Stadt, bei dem ſonnig gelegenen Dorfe Dinheim wächst. Ja es iſt ſchön in und um Oppenheim, und wer gutem Rathe zugänglich iſt, der fährt nicht ſo eilig an dem Städtlein vorüber. Es iſt werth, daß man darin Um- und Ausſchau halte.

Wien, November.

III.

Baden.

Baden in Oeſterreich hat „des Ortes Gelegenheit“ nach keine Aehnlichkeit mit den zwei weſtdeutſchen Baden an der Oos und an der Limmath. Baden-Baden liegt, wie die Beſchreibungen beſagen, „in einem Thalkeſſel an einem kleinen Flüßchen unter einem alten Schloß,“ und da dieſer Steckbrief auch auf Baden im Aargau paßt, ſo war es nicht allzuſehr zu verwundern, daß eines Tages daſelbſt zwei Engländer in Baden-Baden zu ſeyn glaubten, gewiſſenhaft den Schloßberg erſtiegen und Abends nach der Rouleute fragten. „Das Spiel iſt hier verboten,“ ſagte der Kellner. Sie ſchrieben darauf als Anmerkung in ihren gedruckten Reiſeführer: „die Spielhölle iſt geſchloſſen,“ und reisten am nächſten Morgen weiter. Dieſe Verwechslung hätte ihnen im hieſigen Baden nicht zuſtoßen können, das nicht im Thale, ſondern als vorgeſchobener Poſten in der Ebene ſteht, dicht neben einem ganz niedern Ausläufer des Gebirges, eine gute Viertelſtunde vor dem Eingang in das Heienenthal, aus welchem die Schwefelhat hervorrieſelt. Die „landesfürſtliche“ Stadt Baden bildet einen ſtädtiſchen Kern mit krummen, ſchlechtgepflaſterten Straßen und meiſtentheils kleinen engen Häuſern, die vor etwas über dreißig Jahren nach einem verheerenden Brande erbaut wurden. Vom Mittelpunkte entfernt nehmen die Gebäude ein ſtattlicheres Ausſehen an, umgeben ſich mit Bäumen und grünen Anlagen und werden zu anmuthigen Landſitzen, die ſich in der Ebene gegen den Bahnhof und an der andern Seite aufwärts gegen das Gebirge hinziehen. Als ich vor drei Jahrzehnten, faſt noch ein Knabe, den Ort zum erſtenmal erblickte, beſtand er beinahe nur aus der neugebauten alten Stadt und noch gräßlich nach dem Dampf der Schwefelquellen, die unbedeckt aus den Bädern rinnend der Luft den Geruch von faulen Eiern mittheilten und alles Metall mit dunkelm Hauch überzogen. Der Niederſchlag dieſes Dampfes hatte den Brand ein paar Jahre zuvor ſo verderblich gemacht: die Dächer, damals mit Schindeln gedeckt, waren zu Bündeln von Schwefelhölzern geworden und an dem hellen Sommertag nicht zu löſchen. Jetzt nimmt der Abfluß ſeinen Weg durch bedeckte Rinnſale, und nur unten an der Schwechat macht ſich der widerliche Geruch bemerkbar. Die neue Stadt der anmuthig ländlichen Wohnungen beginnt faſt unmittelbar am Bahnhof und neben einer älteren Vorſtadt von armſelig dorfmäßigem Anſehen. Der Bahnhof ſelbſt liegt in hübſchen Anlagen, die am Sonntag Morgen von zahlreichen Luſtwandlern beſetzt ſind. Frauen, Jungfrauen, Kinder erwarten den Beſuch ihrer Angehörigen, welche während der Woche in der Stadt den alltäglichen Karren des Geſchäftes ziehen, bis der Ruhetag ihnen vergönnt, mit den Ihrigen die Landluft zu athmen. Wir ſehen viele hübſche Geſichter. Schon der alte biedere Kuchenbecker ſchreibt, daß zu Wien „ein treffliches Frauenzimmer“ zu finden; das Wort iſt heute noch wahr, und es verdirbt in Baden nichts, daß eine ſo unverhältnißmäßig große Menge der weiblichen Erſcheinungen das Gepräge morgenländiſcher Abkunft trägt. Der Ort iſt nämlich im Sommer das Jeruſalem von Wien, und eine hochlöbliche Judenſchaft glbt hier den Ton an, doch keinen bibliſchen, ſondern den ſie auf höheren Kreiſen der Weltklugheit erlernt hat.

An dieſem Sonntag gehöre ich nicht mir ſelber; ich folge nicht meinen Liebhabereien und launenhaften Eingebungen, ſondern genieße heute nach vorgeſchriebener Weiſe, um euch berichten zu können, wie es die Leute machen. Was ich für mich thue, kümmert euch ja viel weniger. Im Bahnwagen hat ſich neben mir aus dem Zeitungsblatt allmählig ein Bekannter herausgewickelt und mich freundſchaftlich in Beſchlag genommen. Ich überlaſſe mich ſeiner Leitung, und ſo iſt unſer erſter Gang natürlich zum Kaffeehaus. Ein vernünftiger Menſch beginnt ſein Tagewerk mit dem Frühſtück, beſonders in Baden, wo die berühmten Kipfel gemacht werden. (Kipfel iſt das allgemeine Frühſtücksgebäck, von der Form eines Steigerhorns mit ſeinen zwei Spitzen.) Nach dem braunen Trank der Levante kommt das Rauchopfer, doch wird die „Lange“ (Pfeife) von ehedem jetzt durch die Cigarre erſetzt, und zwar dem Sonntag inmitten der ſchönen Welt zu Ehren durch eine ſtattliche Regalia. Mein Begleiter würde ſich meiner ſchämen, wenn ich neben ihm mich ſo weit vergäße, einen gewöhnlichen Glimmſtengel in's Geſicht zu ſtecken. „Die Cavalleros,“ ſagte er, „raucht man im Stillen, heute heißt es: Caballeros.“ Er iſt überhaupt ein theurer Freund; er will bei der Sonnenhitze nicht zu Fuß gehen und ruft nach einem Wagen. Nun iſt der Fiaker in Baden der Superlativ des Wieners, und am Sonntag der Cubus ſeiner eigenen Unverſchämtheit. Er verlangt Gott weiß wie viele k. k. Gulden, um uns bis zum Schwimmbad in der Bergſtraße zu führen, etwa eine Viertelſtunde Wegs, und wenn er ſich endlich auch mit weniger begnügt, ſo bekommt er doch noch viel zu viel. Er führt uns für drei Gulden, weil juſt Kirchenzeit iſt, wie er ſagt; als ob ſeine Kundſchaft in die Kirche ginge!

Das Schwimmbad iſt aus einer neueren Richtung des Wiener Lebens hervorgegangen, die ſich ſeit einer Reihe von etwa zehn Jahren immer entſchiedener geltend macht. In Wien muß alle Welt ſchwimmen, Mann und Weib, Jüngling und Jungfrau, Knabe und Mägdlein. Vor etwa vierzig Jahren (ich glaube im Jahr 1813), iſt im Prater die erſte Schwimmanſtalt, die k. k. Militärſchwimmſchule errichtet worden, die in ihrer Art und Weiſe den andern Anſtalten derſelben Gattung gleicht, welche der General Pfuel zuerſt in das Daſeyn rief, — in Preußen, wenn ich nicht irre. Damals wurde der edeln Schwimmkunſt begeiſterter Apoſtel von vielen böſen

Zungen unbarmherzig verspottet, jetzt glänzt sein Name unter den Wohlthätern der Menschheit. Es wäre vielleicht früher so weit gekommen, wenn nicht das Vorurtheil der Massen so gründliche Scheu vor dem kalten Wasser getragen hätte, dessen Vorzüge erst durch Prießnitz wieder ihre Anerkennung gefunden haben. Wien ist indessen meines Wissens die einzige deutsche Stadt, wo das weibliche Geschlecht überhaupt schwimmen lernt; doch dafür gehört das Schwimmen hier so gut zu einer nur leidlich anständigen Erziehung eines Mädchens, wie das Tanzen. Man sieht auch jährlich noch eine Menge älterer Leute Schwimmunterricht nehmen, und ein berühmtes Beispiel dieser Art hat seiner Zeit Hammer-Purgstall gegeben, der in einem Alter von 58 Jahren in die Schwimmschule ging und noch in demselben Sommer die große Probe auf der freien Donau ablegte. Für das weibliche Geschlecht bestehen in Wien mehrere Anstalten zum Schwimmen, eine in der Donau, die andere in geschlossenem Raum, von denen das Sophienbad die besondere Merkwürdigkeit darbietet, daß im Winter das Schwimmbecken zum Saale wird, worin des Sommers reizende Undinen zu tanzenden Nymphen werden, und zwar ohne Ausschließung des männlichen Geschlechtes. Im Sommer darf während der weiblichen Schwimmstunden kein männlicher Fuß den geweihten Raum betreten, den Schwimmmeister ausgenommen. Zwar sind die Damen vollständig angekleidet und zeigen von ihren natürlichen Gaben viel weniger, als auf einem Ball; zwar steht man in den Schwimmschulen für Herren immer ganze Schwärme von anständigen Damen, obschon die Schwimmer in Masaniello's Tracht mit gänzlich unbedecktem Oberleib erscheinen; zwar baden in den Badener Gesellschaftsbädern seit Jahrhunderten beide Geschlechter gemeinsam, ohne daran Anstoß zu nehmen, daß sie in ihren streng verhüllenden Badmänteln ohne Unterkleider stecken; aber die Sitte, welche den Frauen und Jungfrauen gestattet, was ich eben sagte, verbietet ihnen, mit Männern in Gemeinschaft zu schwimmen, obschon das noch viel unverfänglicher wäre, da diese zweifelsohne nicht umhin könnten, das unentbehrliche der Kleidungsstücke bis über die Kniee hinab zu verlängern und ihm noch ein Wammß mit Aermeln zu gefellen. Sitte ist eben Sitte, und wir können einstweilen nicht darüber hinaus. Darum hat der Gründer der (Mineralwasser-) Schwimmschule zu Baden sein Wasserbecken in zwei Theile geschieden, so daß Damen wie Herren an keine bestimmte Tagesstunde gebunden sind. Die Brücke, welche die beiden Abtheilungen scheidet, gehört noch zur Seite für das weibliche Geschlecht und kann von diesem zur Aussicht nach rechts wie nach links benutzt werden. Die Mineralquelle, welche mit stetem Zufluß und Abfluß das Becken füllt, hat eine Wärme von + 19 Grad. Das Becken gewährt einen überaus lustigen Anblick, namentlich durch die liebe Jugend, welche die Schwimmstunde zur Turnübung macht und unablässig vom Trampolin in's Wasser springt. Ich lasse meinen Begleiter in der Gesellschaft des Schwefelpfuhls und gehe ihm ein Stelldichein für den Park. — Ich bin nicht etwa ein Verächter der Badener Quelle; im Gegentheil, ich verehre dankbar die Najade, welche in ihrer Fluth meine Jugend von dem Erbfluch großstädtischer Geburt reingewaschen hat, aber was damals mir heilsam war, würde mir heute nur Schwindel und Kopfweh verursachen. Ich weiß mir ein besseres Bad zwischen den alten Linden des Dobblhof-Gartens. Der Name Dobblhof ist euch erst seit vier Jahren aus dem großen Vorspiel bekannt; ich kenne ihn schon viel länger. Bei Weikersdorf, einem der vorstädtischen Dörfer der Quellenstadt, steht das alte Schlößchen mit dem herrlichen Garten, der sich bis zur Stadt hin erstreckt. Sein jetziger Besitzer ist der vielgenannte Freiherr von Dobblhof, zur Zeit österreichischer Gesandter im Haag. Der Vorgänger des Besitzers (sein Vater, Oheim oder dergleichen) war mit Leib und Seele Landwirth und ein Freund von einträglichen Unternehmungen. Baden verdankt ihm die Einführung des Luzerner Klees und die Erbauung des Badhauses zum Sauerhof, der im Verhältniß von Ort und Zeit noch jetzt eine Art von palastartigem Gasthaus vorstellt, worin der Fremdling alle Nothwendigkeiten und alle Bequemlichkeiten vereinigt findet, freilich in der noch sehr urprünglichen Form österreichischer Gasthofzustände. Im Hofe des Schlößchens Dobblhof steht bei den Stallungen eine alte Linde, wo Nachmittags ein großer Theil der feinen Welt Kaffee trinkt; vermuthlich kommt den Leuten „das Ohrs" (der Milchrahm) besser vor, wenn sie die derben Düfte aus dem Kuhstall dazu einathmen, denn sonst würden sie sich wohl in den Garten setzen, in den reizenden Park mit seinen kühlen Schatten. Ich eile unter das smaragdene Dach der herrlichen Bäume und zu dem Teich mit seiner klaren weichen Fluth, dessen eine Hälfte zum Schwimmbad eingerichtet ist. Am Sonntag ist es hier immer ziemlich einsam; kaum drei oder vier Herrn plätschern heute auf der glatten Fläche. Die Gänge ringsumher sind verlassen. Nur im Kahn auf der andern Hälfte des Teiches schaukeln sich ein paar junge Frauen, wahrscheinlich die Begleiterinnen der Badenden. Sie erwarten die herkömmliche Parkstunde, wie ihr geputztes Aussehen beweist, und fühlen jedenfalls mehr Ungeduld danach, als euer Freund, der sich auf den Rücken legt, um träumerisch das grüne Laub und den blauen Himmel zu betrachten. Im Grase so zu liegen, ist schon ein hoher Genuß, doch das Lager auf der kühlenden Welle im leichtesten aller Anzüge ist am heißen Sommertag noch viel vorzüglicher. Zur Abwechslung schwimmst du wohl auch ein bischen spazieren, begibst dich unter die „Brause," um ein Regenbad zu nehmen, oder trocknest dich im Sonnenschein, um hernach durch einen Sprung vom Trampolin die Abkühlung in ihrer vollen Frische zu genießen. Das Wasser ist hier zwar nicht so kühl, wie das im mächtigen Donaustrom, doch dafür bleibt man etwas länger darin. — Am Ende aber muß die beste Gesellschaft auseinandergehen; die Uhr und mein Gewissen treiben mich zum Park.

Was man mit dem Namen „Park" bezeichnet, ist eine schräge Fläche, bepflanzt mit Roßkastanien, wohinter sich an des Hügels steilem Abhang englische Anlagen erheben. Im Schatten dieser Baumgänge wandelt in den Mittagsstunden (und zum Theil auch Abends) die schöne Welt auf und ab, um zu sehen und gesehen zu werden. Die Handlung geht mit Musikbegleitung vor sich, das versteht sich ungefähr von selber; vielleicht bedarf es auch keiner besondern Erwähnung, daß die Musik weit

vorzüglicher zu ſeyn pflegt, als man ſie in den weſtdeutſchen Bädern findet, ſelbſt Homburg vor der Höhe nicht ausgenommen, das in Kunſtleiſtungen doch auf der Höhe ſteht. Oeſterreich iſt immer noch das Land des Wohllauts, wie im Vormärz, und die Ereigniſſe der letzten Jahre haben in die Spielbanden keine Verſtimmung gebracht. Für die Muſik in Baden hat der Graf Palffy überaus viel gethan; der wackere Herr war noch in ſeinen alten Tagen ein feuriger Verehrer und ein großmüthiger Gönner alles Schönen. Vor wenigen Wochen erſt iſt er geſtorben, 73 Jahre alt, und nach ſeiner letztwilligen Verfügung in Baden begraben worden. Sein Geiſt wird um ſo länger dort noch nachwirken, und vielleicht auch in die Ortsbürgerſchaft fahren. Die Badener ſind ja ein vernünftiges Völkchen, wie das Jahr 1848 bewieſen hat. Als nämlich im Oktober eine blutgierige Rotte zu Wien den greiſen Latour ermordet hatte und eine Menge von Wienern nach Baden flüchtete, offenbarte ſich in den untern Schichten und ſogar auch im Stande der Bürger eine bedrohliche Stimmung gegen die „Schwarzgelben;“ aber der Bürgermeiſter ſetzte dem Volke in klarer Rede eindringlich auseinander, wie thöricht es wäre, durch abſchreckendes Benehmen den außergewöhnlichen Vortheil zu verſcherzen, welchen die ſpäten Gäſte brächten, und ſofort wurde die politiſche Leidenſchaft der Rückſicht auf die eigene Wohlfahrt untergeordnet. Wie Schade, daß der Mann nicht Bürgermeiſter zu Wien war! — Im Hauptgang des Parkes drängt es ſich wie in einem wohlgefüllten Saal, die Naſade gibt einen Rout, und der Anblick iſt wahrlich der Mühe werth. Du ſiehſt hier nicht, wie z. B. in Baden-Baden, eine europäiſche Geſellſchaft beiſammen, ſondern das ſommerliche Wien für ſich allein, vertreten durch ſeine Geſellſchaft zweiter Klaſſe und durch den wohlhabenderen Mittelſtand. Die vornehme Welt wird dort nicht in Maſſe gefunden, obſchon ſie nicht ganz und gar fehlt. Zu Wien, wie in Oeſterreich überhaupt, gedeiht die weibliche Schönheit ganz vorzüglich, wenn ihr nicht etwa jenem ſchlechten Geſchmack huldigt, welcher den Reiz allein in durchſichtiger Zartheit ſucht; hier iſt die Schönheit von ſaftiger Fülle, geſund und rund, ich möchte ſagen handgreiflich. — Die Parkſtunde vergeht ſehr angenehm, beſonders für mich, welchen das Bewußtſeyn ſtützt, daß er nicht an jedem Sonntag, geſchweige denn an jedem Tag daſſelbe Vergnügen auszuſtehen braucht; auch ſind für mich die Erſcheinungen nicht abgenutzt, weil ich die Theater nur ſelten beſuche, auf Bällen nicht allzulange verweile, und weil ich die Läſterchronik, womit mein pflatzkundiger Begleiter mich bewirthet, lange noch nicht auswendig weiß. Es ſchlägt zwei Uhr, die Muſik verſtummt, die gepuzte Menge verläuft ſich und geht zum Eſſen. Die Speiſehäuſer ſind nicht eben die Lichtſeite von Baden, und Sonntags werden ſie zur Schattenſeite. Doch dieſer Kelch geht heute an uns vorüber. Wir haben eine Dame begrüßt, deren Gemahl meinen Begleiter oder mich — ich weiß es wahrhaftig ſelbſt nicht ganz genau — mehr oder weniger werth hält, und mit altwieneriſch liebenswürdiger Gaſtfreundſchaft hat ſie uns zu Tiſche geladen. Der ſonntäglichen Wirthshausprein wird in derſelben Weiſe ſtets eine große Menge von Gäſten entzogen. Die Zeit, vor der uns Morgens ſchon im Stillen graute, iſt durch die Einladung zur angenehmſten des Tages geworden. Die Tafel iſt in einer ſchattenreichen Gartenlaube gedeckt. Die Zahl der Tiſchgenoſſen überſteigt nach aller Vorſchrift die der Grazien und bleibt bei jener der Muſen. Die Geſellſchaft iſt von ausgeſuchter Liebenswürdigkeit, die Mahlzeit auserleſen, und die Gemüthlichkeit gleich von allem Anfang in die haltbarſte Stimmung gebracht, weil die Hausfrau uns nöthigt, von der „ländlichen Freiheit“ Gebrauch zu machen, nämlich in Hemdermeln uns zu Tiſche zu ſetzen. Wir müſſen uns ſchon darum fügen, weil ſonſt der Herr des Hauſes ebenfalls den Rock anbehalten müßte; abgeſehen davon, daß wir den Verdacht auf uns laden könnten, mit Vorhemden (ſogenannten Kreditlumpen) bekleidet zu ſeyn.

Paris, December.

Theater. — Die Rachel als Roxane.

Gestern mußte ich eine volle Stunde in der Queue stehen, um einen Platz im Théâtre français zu erhalten, das heißt mit andern Worten, gestern spielte Fräulein Rachel. Die alten ewigen Wahrheiten der Kunst kann man nicht oft genug wiederholen, so mögen Sie denn gestatten; daß ich auch einmal wieder an diese so oft besprochene, bald in den Himmel erhobene, bald gänzlich verurtheilte Trägerin der klassischen französischen Tragödie anknüpfe. Ich habe dazu absichtlich eine ihrer Bravourrollen abgewartet; sie gab die Roxane in Racines Bajazet. Ein so allbekanntes altes dichterisches Werk zu besprechen, es einer speciellen Kritik zu unterwerfen, hieße jedenfalls die Geduld der Leser auf eine zu gefährliche Probe stellen; es genügt auch im Allgemeinen, an die Schwäche der Racineschen Tragödie zu erinnern, der die erste Grundbedingung eines dramatischen Gedichts vollständig fehlt. Es fehlt nämlich die Handlung. Wir können auf den Werth der Personen nur vom Hörensagen schließen. Man würde eben so vergeblich nach der tragischen Persönlichkeit suchen, die Furcht und Mitleid erweckt. Die Franzosen haben die aristotelischen Forderungen zum Theil nie anerkannt, zum Theil nie ihnen gerecht zu werden verstanden. Roxane liebt Bajazet, Bajazet liebt aber Atalide; Roxane will Bajazet heirathen, aber dieser will Atalide sich vermählen; es ist natürlich, daß daraus ein Conflikt entsteht, wenn — ja so, wenn nicht unglücklicherweise die Türken mehrere Frauen auf einmal besitzen könnten. Da nun Racine im Harem, in welchem doch nun einmal die Tragödie vor sich gehen sollte, mit seinen türkischen Bewohnern es nicht zu einem Conflikt bringen konnte, so hat er wohlweislich Franzosen in die Tatare, Kaftane und Pumphosen gesteckt, wobei es denn einigermaßen denkbar wird, daß diese drei Stunden lang auf den Brettern hin und her gehen, man weiß nicht warum, und endlich hinter der Scene ein Paar umgebracht werden, was dann den erstaunten Zuschauern erzählt wird. Ohne gerade die romantische Schule zu bewundern, kann man doch keinen Augenblick darüber in Zweifel seyn, daß ohne Künstlerinnen wie die Rachel die klassische Tragödie in Frankreich verloren seyn würde. Die Romantiker haben daher ganz Recht, wenn sie dieselbe als ihre eigentliche Feindin, als die Hoheprieſterin des Racine'schen und Corneille'schen Kultus betrachten. Was sollte wohl Bajazet ohne eine solche Roxane machen? Roxane ist der Anlage und Ausführung der Tragödie nach die Hauptrolle, die Rachel hat aber noch andere und nicht vergebliche Mittel angewendet, um ihr liebes Ich gebührend hervortreten zu lassen. Als Societaire des Théâtre français, als Hauptkassenfüllerin desselben, als Beſitzerin eines eben so egoistischen als intriganten und rücksichtslosen Charakters, hat sie sich nämlich eine durchaus unbeschränkte Gewaltherrschaft in der Besetzung „ihrer Stücke" angemaßt. Sie gibt demzufolge alle Rollen an Personen, deren künstlerischer Werth ungefähr dem der Truppe gleicht, von welcher sie in Deutschland begleitet wurde. Ein Herr Guichard als Bajazet hat nicht einmal den Vorzug, seinem Aeußern nach ein Mann zu seyn, in den sich allenfalls eine Frau verlieben könnte; ein Herr Maubant, der den Acomat gab, entreute sich wenigstens einer stattlichen Außenseite, wenn er auch nicht minder unerträglich war. Ein Recht, erwähnt zu werden, hat nur die Darstellerin der Atalide, und zwar deßwegen, weil Fräulein Rebecca die Schwester und Schülerin der Fräulein Rachel ist; zwar eine ganz talent- und gedankenlose Schülerin, aber gerade deßwegen eine zur Beurtheilung des ästhetischen Werthes der Rachel'schen Spielmethode geeignete Persönlichkeit. „Wollt ihr den Meister erkennen, lasset die Schüler euch nennen;" das gilt nirgends mehr als in der tragischen Kunst. Fräulein Rebecca ist der Schwester Abklatsch, aber ohne Mittel, ohne Talent, ohne Studium, ohne Ihre.

Rachel Felix hat im deutschen Vaterlande glühende Bewunderer, die mehr oder weniger verlangen, daß die Kritik von Ihr schweige. Wir gehören nicht zu der Zahl derselben, wir wollen uns dem blinden Troſſe nicht zugesellen. Ich will nicht leugnen, daß die Rachel eine außerordentlich begabte, eine geniale, eine autodidaktische Künstlerin ist, daß sie ungemein reiche Mittel von der Natur erhalten und sie durch fleißiges Studium ausgebildet hat; ich gestehe selbst, daß ich mich oft gegen die gewaltige Macht ihres Spiels sträuben muß, daß sie mich oft hinreißt: aber ich bin nichts desto weniger fest überzeugt, daß sie einen durchaus falschen Weg eingeschlagen hat, daß sie die Kunst verderbt und ihren ersten Grundbedingungen entgegen handelt. Gestatten Sie mir, etwas weiter auszuholen, um meine Ueberzeugung zu rechtfertigen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Harff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 52. 26. December 1852.

— Nisi quae facie poterit te digna videri —
Ovid:

Der Vicar.

Aus dem englischen Leben.

Pfingsten, das fröhliche Fest, war gekommen; hell stieg die Sonne im Osten herauf und küßte den Thau von den Gräsern; die Kelche der Blumen öffneten sich und die gefiederten Bewohner des Waldes stimmten ihr munteres Morgenlied an. Des Maibaums lustiges Grün prangte an den Fenstern und Thüren der Häuser und die Jugend des Dorfs kam aus den sorgfältig gekehrten Hütten hervor, um den willkommenen Tag mit frohem Antlitz zu begrüßen. Nicht lange, und auch die Alten erschienen, geschmückt mit dem reinlichen Sonntagsgewande, und Straße und Pfad füllten sich mit Leuten, die beim ersten Klange der Kirchenglocken sich auf den Weg machten, um das Gotteshaus zu erreichen, noch ehe der letzte Ton verhallt war.

In dem Dorf, das nur aus einer kleinen Anzahl von Wohnungen bestand, die unter schattigem Baumgrün versteckt lagen, war die kleine Kirche, deren Bauart man nicht gerade geschmackvoll nennen konnte, heute festlich geschmückt. Auf dem Wege, der dahin führte, sah man Blumen gestreut, und folgte man diesen lieblichen Wegweisern, so gelangte man an die Thüre der Pfarrwohnung, die in bescheidener Einfachheit am Ende des Dorfs von einem kleinen Garten umgeben lag. Im Wohnzimmer am Fenster stand ein bleicher junger Mann von hoher Gestalt und schlankem Wuchse, aber dabei von kränklichem Aussehen. Sein mattes, tief in den Höhlen ruhendes blaßblaues Auge war wie fragend und suchend zu den Wolken aufgerichtet, während sein Ohr den Tönen horchte, die die kleinen Glocken mit spitzer Schärfe zu ihm herfandten. Plötzlich, als hätten sie ihm zugerufen, daß er nun nicht länger zögern dürfe, wandte er sich vom Fenster ab, ergriff sein Gebetbuch und ein Heft Manuscript und schritt mit einem Seufzer dem Ausgang zu. — Es war seine Antrittspredigt, die er halten sollte; die Universität von Cambridge hatte ihm dieses kleine Vicariat verliehen.

Als er die Straße durch das Dorf hinging, standen die Bewohner theils in Gruppen, theils einzeln oder paarweise zerstreut und sahen mit neugierigen Blicken nach ihm aus. Langsamen Schrittes kam er daher, die Hüte flogen grüßend vor ihm ab und ein Wort des Willkommens ertönte von jeder Lippe. Der junge Geistliche erwiederte den Gruß freundlich, aber ernst, und seufzte dabei schwer; denn jedes Auge wandte sich sofort von seinem Angesicht auf seinen einen Fuß, der kürzer war und ihn zu merklichem Hinken nöthigte.

Der Eindruck, den dieser körperliche Mangel auf die Dorfbewohner machte, war sichtlich ein ungünstiger; jedes Gesicht verlängerte sich, man sah sich verlegen und verwundert an, und das freundliche Lächeln des Wohlwollens, das den ersten Gruß begleitet, umspielte keine Lippe mehr.

Die Kirche war jetzt erreicht; er legte in der Sacristei das weiße Chorhemd an, das in der englischen Kirche gebräuchlich ist, bestieg das Katheder und begann mit »dearly beloved brethern« das erste Gebet. Die linke Hand, die auf dem Wege in der Brusttasche geruht, lag jetzt auf dem Pult und war mit einem Handschuh bedeckt; man sah aber wohl, daß sie ihm keine Dienste leistete. Ein Pferdefuß und eine lahme Hand! Wie konnte der ein Mann Gottes seyn, der so gezeichnet war?

Die Predigt war vortrefflich und das Thema, die Vergänglichkeit alles Irdischen, mochte bei jedem Anklang finden; dennoch erwärmte sie kein Herz, außer dem des Redners selbst, der unter dem Feuer seiner eigenen Worte ergühte und dessen Gesicht auf Augenblicke den kummervollen Zug verlor, der sonst, wie stereotyp, demselben eingeprägt war. Erst als er geendet, als seine Lippe den Schluß des letzten Gebets gesprochen und die Gegenwart wieder in ihre Rechte eintrat, da erst, als er den Blick von sich auf seine Gemeinde warf, trübte sich wieder sein Auge und das aufgerichtete Haupt senkte sich wie unter dem Gewichte einer schweren Prüfung.

Als er die Kirche verließ, stand niemand auf seinem Wege. Einsam ging er seinen Pfad, wo die Blumen jetzt welk und zertreten wie mit weinenden Augen zu ihm aufschauten, um Klage zu führen über ihr schnell zerstörtes Frühlingsleben. Mit bitterem Lächeln sah er auf sie herab. Wie konnten sie ihm gegenüber von einem Leid reden? Sie hatten gegrünt, geblüht und frisch und lachend im hellen Sonnenlichte sich gebadet, während sein Leben nur Ein Winter war, und nie ein frisches Grün der Hoffnung gekannt und keine Blüthen wünschen und ahnen durfte.

Sowie die Thüre seiner kleinen Behausung sich hinter ihm schloß, eilte er in sein Zimmer, rückte den Armstuht an das Fenster und blickte in den kleinen Garten hinaus, der seinen Landbesitz ausmachte. — Ein großer Bücherschrank, ein Klavier, ein paar Stühle und ein Tisch waren die ganze Einrichtung, die er für seine Bequemlichkeit hatte treffen können. Die alte Magd, die ihm aus der Heimath gefolgt, stand seinem Haushalte vor und trug jetzt eben dienstbeflissen in dampfender Schüssel sein einfaches Mahl auf. — „Dieß wäre also nun das Alpha und Omega meiner irdischen Pilgerfahrt!“ sprach er halb laut zu sich selbst, als die Dienerin das Zimmer wieder verlassen hatte; „das Ziel, das ich mir stecken durfte, ist erreicht, mein Streben muß sich ferner auf diese Scholle Erde beschränken und nichts bleibt mir mehr übrig, als mit Geduld und Selbstverleugnung den rauhen Pfad zu wandeln, den mir mein Schicksal vorgezeichnet. Etwas mehr erstreben zu wollen, ist mir ja nicht gestattet. Wollten dem Geiste auch die Flügel wachsen, dieser Fuß und diese Hand, sie zerren mich ja von jedem Ziele zurück! Es ist der Fluch des Kain, der auf mir ruht, und doch habe ich den Brudermord nicht begangen. Die Sünde der Väter straft sich in den Kindern, sagt die Schrift. So mag es denn so seyn!“

Die Sonne neigte sich gegen den Horizont, da ging der junge Geistliche langsam dem Hause des Pächters zu, das durch einen großen Hof mit einem Teiche, auf dem die Enten schwammen, von der Straße getrennt, unter einem Laubdache von Immergrün versteckt lag. Um die kleinen Fensterbogen zog sich der wilde Rosenstock, der eben seine Blüthen entfaltete, und Primeln und Crocus prangten in Fülle auf den Beeten zu beiden Seiten des Eingangs. Ein munteres Herein! hieß den anklopfenden Gast öffnen, und gleich im Vorzimmer fand er die Familie in sonntäglicher Ruhe vor dem Kamin versammelt, in welchem eine Flamme loderte, neben der der Theekessel einladend dampfte.

„Legen Sie ab und setzen Sie sich zu uns, Herr Williams,“ so lautete des Pächters freundliche Ansprache. „Wir sind nur schlichte Leute; wollen Sie mit uns vorlieb nehmen, so wie wir sind, so sollen Sie uns herzlich willkommen seyn; aber viele Worte kann ich nicht machen und meine Frau eben so wenig.“ — Der Geistliche versicherte, daß er diesen Sinn zu schätzen wisse und solch biedere, offene Weise den hohlen Phrasen der Städter vorziehe. Der Pächter ging sofort zu den Angelegenheiten des Dorfes über, dessen Verhältnisse er dem Aufkömmling auseinanderzusetzen für Pflicht hielt. Williams hörte ihm aufmerksam zu. Ellen, die Tochter des Pächters, ein Mädchen von siebzehn Jahren, bereitete unterdessen den Thee, und reichte dem Gaste gebührend von allem, was der Tisch bot, zuerst. Die Mutter, in sonntäglicher Ruhe die Hände verschränkend, hörte der Unterhaltung der beiden Männer zu, in die sie dann und wann, wenn sich die Gelegenheit bot, ein Wort einfließen ließ. „Eine erwachsene Tochter ist Ihnen gewiß eine rechte Stütze, Frau Brown,“ bemerkte der Geistliche, um der Mutter etwas Verbindliches zu sagen. — „Meine Frau thut nur alles am liebsten selbst,“ sagte der Pächter, „und das Mädchen ist auch noch nicht recht anstellig in der Wirthschaft. Nun, kommt Zeit kommt Rath! Wenn es seyn muß, wird Ellen auch schon lernen, was zu einer guten Hausfrau gehört, und den unnützen Bücherkram liegen lassen. Lesen will sie, und immer lesen. Sie wird Sie gewiß oft um

ein Buch angehen, Herr Pfarrer.“ — „Meine Bibliothek,“ verſetzte dieſer, „ſteht Ihnen mit Vergnügen zu Dienſten, Miß Ellen.“ — „Da haben wir's!“ lachte der Pächter; „nun gar eine ganze Bibliothek! Da wird des Leſens gar kein Ende mehr ſeyn. Aber denken Sie nur, Herr Pfarrer, daß das Mädchen noch nicht genug hat an all dem engliſchen Unſinn, ſondern gar noch Franzöſiſch lernen will. Sie hat ſich deßhalb ſchon lange auf Sie gefreut, denn ſie bildet ſich ein, daß Sie es ſie lehren werden.“ — „Ganz gewiß werde ich mir ein Vergnügen daraus machen. Es freut mich, wenn ein junges Mädchen ſo lerndegierig iſt.“ — „Ja, wenn es etwas Vernünftiges wäre,“ meinte der Pächter, „möchte es noch hingehen; aber ſolch ausländiſches Kauderwelſch! Ich möchte nur wiſſen, was ſie eigentlich damit will.“ — „Wenn wir einmal nach Paris reiſen, Vater, dann kann ich für dich ſprechen.“ — „Ja wenn! Aber das Wenn wird nicht kommen, mein Kind. Bleibe im Lande und nähre dich redlich, heißt es bei mir, und ſo denkt deine Mutter auch.“ — „Die Jugend iſt jetzt reiſeluſtig, Herr Brown; das machen die Dampfboote und die Eiſenbahnen. Jeder will nun doch einmal auf dem Continente geweſen ſeyn, und da iſt denn Frankreich das nächſte. Wenn Sie ſich auch nicht mehr entſchließen, dieſe Mode mitzumachen, ſo kommt Miß Ellen vielleicht auf andere Weiſe hinüber. Ihr künſtiger Schwiegerſohn, zum Beiſpiel, wird ſich das nicht nehmen laſſen.“ — „Schönen Dank, Herr Pfarrer! Da hätte ich doch auch noch ein Wort mitzureden. So ein Landläufer, der ſein Geld nicht beſſer anzubringen wüßte, wäre mein Mann nicht. Da wir aber vom Heirathen ſprechen, Herr Pfarrer, kann man wohl fragen, wie es mit Ihnen in dieſem Punkte ſteht? Hier auf dem Lande iſt es nicht gut, daß der Menſch allein ſey.“

Der Geiſtliche wurde verlegen und zögerte einen Augenblick mit der Antwort, während Ellen, mit der den Mädchen in ſolchen Fällen eigenen Neugierde, neckiſche Seitenblicke auf ihn richtete. Endlich faßte er ſich und ſagte: „Ich werde wohl dem ledigen Stande getreu bleiben müſſen. An eine hübſche Häuslichkeit wie die Ihrige darf ich nicht denken.“ — „Und warum nicht, Herr Pfarrer? Doch nicht etwa, weil in der Bibel ſteht: „heirathen iſt gut, aber nicht heirathen iſt beſſer?“ Wollten wir alle den Spruch befolgen, ſo würde es bald mit der Welt zu Ende ſeyn.“ Und dabei lachte er herzlich über ſeine eigene Rede. — „Da haben Sie vollkommen recht; auch iſt das nicht meine Bedenklichkeit. Was mich abhält, iſt meine Geſundheit und meine Armuth; ich habe einem Mädchen weniger als nichts zu bieten.“

Dieſe Worte waren ſo tief aus der Seele geſprochen, daß ſie den Zuhörern zu Herzen gingen. Niemand wagte ſogleich eine Erwiederung. Ellen hatte den Blick in den Schooß geſenkt, aus zarter Sorge, daß ihr Auge auf den körperlichen Mängeln des armen Mannes ruhen möchte, Frau Brown ſah ihn mit gutmüthiger Theilnahme an, der Pächter aber nahm das Wort mit einem ermuthigenden: „Nun, nun, Herr Pfarrer, ſo ſchlimm muß man ſich die Sache nicht gleich vorſtellen. Es gibt noch manches vernünftige Mädchen in der Welt, das eine ſparſame Wirthin abgibt, und das Sprichwort ſagt ja: „Es iſt kein Topf ſo krumm, ein Deckel paßt doch dazu.“

Williams dankte für dieſes derbe, aber gut gemeinte Troſtwort und ſtand auf, um Abſchied zu nehmen. Der Pächter reichte ihm ſeine kräftige Rechte und ſchüttelte ihm mit feſtem Drucke die Hand: „Kommen Sie recht oft zu uns, Herr Pfarrer, Sie ſind ſtets willkommen; ſchmeckt Ihnen der Thee allein nicht, ſo iſt immer eine Taſſe für Sie an unſerem Tiſch zu finden. Und machen Sie ſich nur keine Sorgen. Meine Alte wird Ihnen hier in der Gegend ſchon ein Mädchen ausfindig, das ihr Huhn im Topfe hat, und einem braven Mann, wie Sie, durch eine kleine Mitgabe das Leben erleichtert. Verlaſſen Sie ſich auf uns, wir meinen es gut mit Ihnen; denn Sie ſind ein vernünftiger Mann, mit dem ſich, trotz ſeiner Gelehrſamkeit, gut reden läßt; und was Ihren Fuß betrifft, ſo bin ich der Mann nicht, daran Anſtoß zu nehmen, dafür ſey Gott!“

Die Thüre des laubumſponnenen Häuschens ſchloß ſich; der junge Geiſtliche hielt ſeine Schritte an und athmete hoch auf. „Wenn dort eine Vergeltung iſt,“ ſprach er, ernſten Blickes zum ſternbeſäten Himmel aufſchauend, zu ſich ſelbſt, „ſo habe ich großen Erſatz zu erwarten. Gleich an der Pforte meines Lebens ſtand Entſagung geſchrieben, das Kind ſah ſich um ſeine Spiele betrogen, was andere Knaben meines Alters vornahmen, durfte ich nicht theilen, und der Spott der Menge begleitete jeden meiner Schritte. So wuchs ich heran, ein Einſamer, Genoſſen meines Alters kannte ich nie, und meine Bücher waren meine einzigen Gefährten. Zum Manne gereift, wird mir hier ein Beruf angewieſen, der mich bis an das Grab an eine Scholle feſſelt, wo Unwiſſenheit und Aberglaube mir meine körperlichen Mängel nachträgt. Müßte man nicht ein Engel oder ein Teufel ſeyn, um ſolche Rechnung mit dem Leben durchzuführen? Könnte ich wandeln, wo kein Fuß je getreten, mir mein Zelt in der Wüſte aufſchlagen, wo nur der Schakal haust, mich in einer Waldeinſamkeit von Kräutern und Wurzeln nähren, dann, ja dann möchte ich mich des Lebens freuen! Nur der Spiegel eines klaren Baches ſtrahlte mir dann allenfalls mein Bild zurück, und das weite Reich des Gedankens wäre mein, wo ich in ſtolzem Fluge an die Grenzen des Unendlichen ſtreifen könnte. Hier aber,

hier unter den Menſchen wird dieſes arme Herz wohl nie die Freude kennen lernen!“

Langſamen Schrittes ſetzte er ſeinen Weg fort, im Teiche ſangen die Unken ihre traurigen Weiſen, und der Nachtwind flüſterte in den hohen Ulmen vielſtimmige Klagen. Er lauſchte dieſen Tönen, die ihm eine Sprache führten, welche er wohl verſtand, und glaubte Troſtworte darin zu vernehmen, wie ſie die Natur aus ihrem großen Herzen dem Kummervollen ſo gerne ſpendet. Als er das Dorf erreichte, war dort ſchon alles in tiefen Schlaf verſunken, die Fenſter waren geſchloſſen und Friede hatte ſich auf die Ruheſtätten der Fleißigen geſenkt, die mit der Lerche ihr Frühmahl zu halten gewöhnt ſind. Sie ahnten nicht, wer hier in ſtiller Nacht an ihren Wohnungen vorüber ſchlich und in tiefgekränktem Herzen das Mißwollen trug, mit dem ſie ſich heute von ihm abgewendet. Sie wußten freilich nicht, was ſie gethan, und ſchliefen jetzt den Schlaf des Gerechten. In der kleinen Pfarrwohnung aber blieb es noch lange hell, und erſt als ſchon der Hahnenſchrei den erwachenden Tag verkündete, erloſch das Licht hinter den weißen Vorhängen.

Der Herbſt hatte die Bäume gefärbt. Die Aſter blühten auf den Beeten und in den Speichern lagen die reichen Vorräthe aufgehäuft. Ueber die Stoppeln ſchritt jetzt muntern Blickes der Jäger in der Hoffnung reicher Beute, das Rehhuhn und der Haaſe flohen ſcheu vor dem gefährlichen Feinde, während der treue Jagdhund, den Kopf tief zur Erde geneigt, eifrig ihre Spur verfolgte. Der liſtige Reinecke wagte ſich kaum noch hervor; denn ſiehe! dort von dem Hügel herab naht eine Reiterſchaar in den weithin ſcheinenden rothen Röcken, die ſtolzen Roſſe wiehern in Erwartung der bevorſtehenden Jagd, und die Koppel der Hunde, gefeſſelt noch und geführt erſehnt den Augenblick, wo ſie losgelaſſen in freiem Laufe die Felder durchſtreifen mag, um den vorſichtigen Feind in ſeiner Höhle zu überraſchen.

Der Pächter hatte ſein Frühmal verzehrt und trat vor ſeine Wohnung, um nach der Weiſe des Landmanns erſt den prüfenden Blick auf die Wolken zu richten, ehe er über die Arbeit des Tages eine Beſtimmung traf. Da ſchallte das Kläffen der Hunde an ſein Ohr, und neugierig ging er vor das Dorf hinaus, um nachzuſehen, welche Richtung heute die wilde Jagd verfolgen würde. In geſtrecktem Galopp flog die rothe Reiterſchaar bereits über Wieſen und Felder. Gräben, Hecken, Zäune wurden überſprungen, als ob die Roſſe Flügel hätten, und nach einigen Minuten war die ganze muntere Rotte den Blicken entſchwunden. Auch der junge Geiſtliche hatte ſeine Behauſung verlaſſen und den Zug, ſo weit er konnte, mit den Augen begleitet. „Wie vermag es doch der Menſch, das koſtbarſte, das er beſitzt, ſein Leben, auf ein ſo leichtſinniges Spiel zu ſetzen!“ ſagte er kopfſchüttelnd zu ſich ſelbſt, indem er ſeine Schritte dem Pächterhauſe zulenkte. Hier ſaß Ellen bereits im zweiten Zimmer, das nicht zum täglichen Gebrauche diente, und das mit ſchön geſchnitzten Schränken und Tiſchen, Erbſtücken, die ſeit Generationen der Familie angehörten, geziert war. Auf dem Geſimſe des Kamins ſtanden altmodiſche Taſſen und Bilder von Porzellan, ſauber geordnet, und darüber hing ein Bild Napoleons mit dem dreieckigen Hute und im engen Ueberrock. In dieſem Gemache, das ſonſt nur bei Kindtaufen und andern feierlichen Familienfeſten, an denen der Arzt, der Geiſtliche und der Advokat Theil nahmen, benutzt wurde, durfte Ellen ihren Unterricht nehmen.

Sie hatte bereits einige Zeit der Ankunft ihres Lehrers geharrt, da trat er ein. Sie ſtand auf und bot ihm nach der Sitte des Landes die Hand, die er in die ſeinige nahm, man möchte ſagen, ohne dieſelbe zu berühren; denn er war ſehr blöde ihr gegenüber. Es war das erſtemal in ſeinem Leben, daß er ſich in ſo vertraulicher Beziehung zu einem jungen Mädchen ſah, und während ſie ganz unbefangen neben ihm ſaß, zitterte er vor dem Hauche ihres Mundes, oder dem Kniſtern ihres Kleides.

„Sie ſind heute lange ausgeblieben, Herr Pfarrer,“ ſprach ſie. „Mir bangte ſchon, es möchte Ihnen etwas zugeſtoßen ſeyn.“ — Ein Strahl der Freude flog über ſein Geſicht. „Ich danke Ihnen, Miß Ellen, daß Sie ſich meinetwegen Sorgen gemacht; dießmal aber war meine Verſpätung nur Folge meiner Neugierde. Ich ſah einer Fuchsjagd zu, die unweit des Dorfes vorüber kam.“ — „Hätte ich das gewußt! Ich ſehe die rothen Röcke gar zu gerne, und dann die ſchönen Pferde! Prächtig muß es ſeyn, ſo über das Feld zu fliegen! Wer nur auch reiten dürfte!“ — „Sie haben es noch nie verſucht?“ — „Nein, mein Vater will es nicht.“ — „Vielleicht würde es Ihnen gar nicht die Freude machen, die Sie ſich jetzt davon verſprechen.“ — „Ach doch! Wenn ich nur dürfte! Unſer junger Nachbar, Herr Wilſon, hat den Vater ſchon oft gebeten; er möchte ſo gerne mit mir reiten, und würde mir eines ſeiner Pferde leihen, aber kein Zureden hilft. — So lange ich bei den Eltern bin, werde ich wohl kein Pferd beſteigen.“ — „Und Sie denken doch nicht daran, und deßhalb zu verlaſſen?“ fragte er halb ſcherzend. — „Wer weiß!“ verſetzte ſie, das Köpfchen übermüthig aufwerfend. „Man will ſeine Jugend doch auch genießen.“ — „Ich hätte nicht gedacht, daß Sie Ihr Glück von ſolchen Dingen abhängig machten, Miß Ellen,“ ſagte er halb vorwurfsvoll. — „Darum brauche ich aber doch nicht hinter andern zurückzuſtehen, Herr Williams. Wer in einem Dorfe geboren iſt, braucht darum nicht auch in einem Dorfe zu

sterben. Ich sehne mich hinaus in das bunte Leben der Welt."

Das Herz des Geistlichen zog sich zusammen und alles Blut stieg in seine Wangen. „Es thut mir weh zu hören, daß dieser einfache Lebenskreis Ihnen nicht genügt, Miß Ellen," sprach er mit einer Stimme, deren Zittern er kaum zu unterdrücken vermochte. — „Sie nehmen die Sache gleich so ernst, Herr Williams. Ich befinde mich ganz wohl hier und muß es mir wohl noch gefallen lassen; denn wer wird die Pächterstochter von hier entführen? Ich habe wenig Aussicht eine Stadtdame zu werden." — „Desto besser für Sie; so werden Sie gut und unverdorben bleiben und die frivolen Vergnügungen der Städter nur dem Namen nach kennen." — „Und daneben vielleicht als Miß Ellen in die Grube fahren? Schönen Dank, Herr Williams! Das gäbe denn doch eine gar zu einfache Grabschrift," sagte sie mit schmollend aufgeworfener Lippe.

Der junge Geistliche ging einen Augenblick mit sich selbst zu Rathe. Sollte er jetzt reden? Nein, nein! Er war ihrer Neigung ja noch nicht versichert. Wenn sie ihn nun verwarf, vielleicht gar wie beleidigt auf seinen lahmen Fuß blickte, wie tief mußte ihn das kränken! Er mußte warten, bis er ihrer Gefühle gewiß war, dann erst durfte er sein Herz reden lassen. Was er ihr zu bieten hatte, war ja überdem so wenig, daß hier nur die Liebe ausgleichen konnte. So schwieg er denn und nur ein tiefer Seufzer wurde der Verräther seiner innern Bewegung. — „Wem galt das?" fragte Ellen scherzend. „Mich däucht, Sie sind heute wenig bei unserer Lektüre." — „Ich war dafür bei Ihnen," versetzte er mit Betonung, und zum erstenmal, seit er sie kannte, sah er ihr tief in das Auge. Sie schlug das ihrige verlegen davor nieder. Hatte der den Mädchen inwohnende Instinkt ihr verrathen, was ihren Lehrer bewegte? Sie erröthete bis unter die Augen und suchte in ihrem Buche, wo sie geblieben.

Als der junge Geistliche heute Abschied nahm und die zarte wohlgepflegte Hand wieder in der seinigen ruhte, da wagte er einen leisen Druck und glaubte denselben fast unmerklich erwidert. Eilig verließ er das Zimmer und das Haus, damit der Jubel seines Herzens nicht zum Verräther an ihm werde und ein lautes „sie liebt mich!" seiner Brust entsteige. Leicht glitt sein Schritt über die Erde hin, als sey ihm plötzlich der Gebrauch des andern Fußes geworden, und im Gefühle von Glück, das ihn in diesem Augenblick mit ihm unbekannter Gewalt ergriff, that er der Natur eine stille Abbitte, daß er ihr immer nur von seinem Leid gesprochen und ihr nie eine frohe Empfindung entgegen getragen.

In seiner Wohnung schien ihm heute alles so unsichön; er musterte mit prüfendem Auge die ganze Einrichtung und sann auf tausend Bequemlichkeiten, die sich dem bloß Nothwendigen hinzufügen ließen. Die alte Magd sah verwundert dem jungen Herrn zu, wie er räumte und ordnete und nichts am rechten Flecke fand. Sie hatte ihn nie so eigen gesehen und schüttelte den Kopf. Auch der Garten und die Blumen wurden einer Musterung unterworfen, und die wilde Rebe, die zum Dach hinauf rankte, verfiel heute der flutzenden Scheere. Indem er hier noch schnitt und band und seine Gedanken halb unbewußt auf lieblichen Bildern weilten, wurde er durch den lauten Hufschlag eines Pferdes unterbrochen und erblickte, sich umsehend, den jungen Wilson, der in raschem Trabe dem Pachthofe zurilt. Wie ein Messer schnitt es plötzlich durch sein Herz, die Scheere entsank seiner Hand und er stellte sür heute alle weiteren Arbeiten ein. Es war ihm mit einemmal zu Muthe, als habe er zu früh, zu kühn gehofft, als könne ihm das Glück nicht wirklich beschert seyn, von dem er eben geträumt.

In höchster Spannung sah er seiner nächsten Lehrstunde entgegen. Eine schlaflose Nacht ging dem ersehnten Morgen voran, und gar oft zog er heute die Uhr hervor, ob deren Zeiger immer noch nicht die Stunde zeigen wollte, nach der ihn verlangte. Endlich war der Augenblick da, wo er ihr wieder gegenüber treten, wo er wieder ihre liebe Hand in der seinigen halten sollte. Er fand Ellen heute stiller und nachdenklicher als sonst, und traf sie rein Auge, so senkte sie erröthend das ihrige. Er hielt dieß für ein günstiges Zeichen und kehrte von neuer Hoffnung belebt in seine stille Wohnung zurück. Das nächstemal und wieder das nächstemal war es nicht anders, und immer höher stieg sein Muth. Sogar sorgfältiger gekleidet fand er sie jetzt an den Tagen, wo er kam, und ein Kleid in seiner Lieblingsfarbe wurde, ihm zu gefallen, häufiger von ihr angelegt.

„Sehen Sie, noch Vergißmeinnicht!" rief sie ihm eines Tages zu, als sie von einem Spaziergange zurückkehrte und ihn am Gartenthor stehen sah. Er trat hinaus und wünschte ihr Glück, im Späterherbst noch die schöne Blume gefunden zu haben, die eine so liebe Sprache rede. „Wer da sucht, der findet," versetzte sie mit neckender Schalkhaftigkeit, „ich ernte also nur was mir gebührt." — „Und wollen Sie mir nichts von Ihrem Schatze mittheilen?" fragte er bittend. — „Dieses Zweiglein allenfalls, wenn Sie es gebührend werth halten wollen," versetzte sie schelmisch und besah musternd ihr kleines Bouquet, um eine einzelne volle Blume für ihn zu wählen. — „Einer Krone gleich soll sie mir gelten!" sagte er, die Blume nehmend und sie entzückt vor sein Auge haltend. „Und wenn sie mir die Wahrheit spricht, so weiß ich auch eine Erwiederung für sie." — „Ihre Sprache ist stumm,

wie Sie wissen." — „Deßhalb darf meine Erwiederung doch laut seyn?" — „Ganz wie Sie wollen; ich brauche indessen bei dieser Unterhaltung wohl nicht zugegen zu seyn," sagte sie und ging mit lachendem Gruße ihres Weges.

Der junge Geistliche eilte in sein Zimmer, wo ihn die stille Mitternacht noch mit der Blume in der Hand fand, an die er eine Schicksalsfrage hätte richten mögen. Er wollte jezt aber Muth fassen, er wollte sein Herz reden lassen und Hoffnung oder Entsagung in seine stille Klause zurück tragen. Mit diesem Entschluß trat er am nächsten Morgen nach der Predigt seinen Weg nach dem Pächterhause an, wo er als sonntäglicher Gast geladen war. Gleich unter der Thüre sah er Ellen stehen, die ihn erwartete, um ihn willkommen zu heißen. So hatte sie seiner geharrt? Wonnetrunken ruhte sein Auge auf ihr und er wollte die dargebotene Hand auf sein Herz legen und ihr zuflüstern: es schlägt für dich! Da störte ihn der Hufschlag eines Pferdes und der junge Wilson hielt auf seinem stattlichen Rosse neben ihm.

Ellen lief in die Stube, Wilson folgte und der Pächter trat im Festkleide heraus, um seinen jungen Gutsnachbarn zu begrüßen. — Der alte Herr schien heute besonders aufgeräumt, auch war sein Tisch reichlicher besezt als gewöhnlich. Dem sonntäglichen Rosbeef folgte heute noch ein Pudding, und als nach diesem noch der große Käse mit roher Cellerie aufgetragen wurde, ließ er sogar eine Flasche Portwein mit aufsezen. — „Auf die Gesundheit des jungen Paares!" rief er, die Gläser füllend und das seinige voll erhebend. Der junge Geistliche hielt verwundert den Athem an und blickte auf Ellen, die bis in die Schläfen erröthete und ihr Auge vor ihm niederschlug. Wer ist denn hier gemeint? fragte er noch sich selbst, als Wilson sein Glas ergriff und den Glückwunsch mit seinem Danke entgegennahm. Erbleichend führte auch der Geistliche mit zitternder Hand das Glas an seine Lippe und trank den Tod aller seiner Hoffnungen.

Als der Abend kam und der junge Mann beim Sternenschimmer den Weg zu seiner Wohnung antrat, da blickte die falbe Scheibe des Mondes ihn so traurig an, die kleinen Himmelslichter schienen mit weinenden Augen auf ihm zu ruhen, während der säuselnde Nachtwind die langsame Thräne von seiner bleichen Wange küßte. Es war ein armes, um Glück und Hoffnung betrogenes Menschenherz, das hier so leise wanderte, als träte der Fuß auf Gräber und wollte ihre Ruhe nicht stören. — Zu Hause angelangt, zog er das sorgfältig auf seiner Brust verwahrte Vergißmeinnicht hervor, rupfte bedachtsam ein Blättchen nach dem andern ab, bis nur der kleine Stiel noch übrig blieb. „Du hast falsch gesprochen, böse Blume, darum habe ich dich mir gleich gemacht," sagte er dann halb leise und warf sich erschöpft auf sein Lager.

Am nächsten Morgen hieß es im Dorfe, der Herr Pfarrer sey krank, und als der Arzt an sein Lager trat, schüttelte er mit bedenklicher Miene das Haupt und meinte, hier sey ein gefährliches Fieber im Anzug. Der Geistliche hörte aber den Ausspruch bereits nicht mehr, sein Geist irrte in bunten Träumen, wo er glückliche Vergessenheit seines Kummers fand.

Wochen gingen dahin, und immer noch schwebte der Engel des Todes über der kleinen Pfarrwohnung, in der jezt allnächtlich eine trübe Lampe brannte, die nimmer erlosch. Tiefe Stille herrschte im ganzen Hause, kein Schritt war hörbar, keine Stimme ließ sich vernehmen, außer eine leise flüsternde am Bette des Kranken, wo ein Auge mit sorgender Liebe wachte und eine weiche Hand ihm sanfter bettete und die bittere Arznei mit freundlicher Verredung ihm aufnöthigte. Der Kranke nannte seine Pflegerin Ellen und flehte mit den zärtlichsten Worten um ihre Vergebung, daß er ihr Vergißmeinnicht zerstört; Ellen aber war ferne und hörte ihn nicht. Eine Jugendgespielin, eine weitläuftige Verwandte, mißgebildet wie er, die mit ihm die stille Entsagung seiner Kinderjahre getheilt, war auf die Nachricht von seiner Krankheit hergeeilt, um des Verlassenen zu pflegen. Wie eine Mutter bangte sie um ihn, wie eine Schwester sorgte sie für ihn, und was nur die aufopfernste Liebe erfinnen konnte, wurde von ihr bedacht: so erhielt sie ihn dem Leben. Seine irren Träume schwanden, eine gesunder Schlaf stellte sich wieder ein, und endlich brach der Morgen an, wo er zu lichtem Bewußtseyn erwachte und seine Umgebung erkannte.

Verwundert schweifte sein Auge im Zimmer umher und weilte endlich mit einem „wo bin ich?" auf seiner treuen Pflegerin, die ihm mit leuchtenden Augen zu seiner Genesung Glück wünschte. „Du hier, Auguste?" fragte er verwundert. „Du hast den weiten Weg aus deinen Bergen hergemacht, um hier an meinem Lager zu wachen? Wie gut du bist! Verdien' ich denn das?" Er drückte ihre Hand an seine Lippen; sie aber hieß ihn schweigen und seze sich still an sein Lager und zählte die Schläge seines Pulses. Sein Auge ruhte indessen auf ihr. Sie hatte sich wohl sehr verändert, seit er sie nicht gesehen; sie kam ihm nicht mehr so häßlich vor wie sonst. War auch die Gestalt noch immer die alte, die Schulter verschoben, die Arme lang, der Kopf zu groß, so lag dafür in ihrem Auge ein Ausdruck so himmlischer Güte, in ihrem Gesicht eine solche Vergeistigung, daß sein Blick wie gefesselt auf ihr ruhte.

Mit jedem Tag erholte sich der junge Geistliche mehr und mehr und bald sah man seiner völligen Genesung entgegen. Schon durfte er im warmen

Sonnenschein hinter der Mauer seines Gartens auf und ab gehen und die stärkende Luft einathmen, und kamen dann die Leute vom Felde, so hemmten sie ihre Schritte und nickten ihm freundlich zu, oder kamen auch herbei und fragten gutmüthig nach seinem Ergehen. Er war erstaunt über die Beweise von Freundlichkeit, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurden. Man mußte während seiner Krankheit seiner lahmen Glieder ganz vergessen haben und sich nur der Güte erinnern, mit der er stets für Alt und Jung mit Rath, Trost und thätiger Hülfe zur Hand gewesen. Jeder hatte bei der Gefahr seines Verlustes getrauert und sich selbst beklagt, indem man ihn beklagte; um so froher war man jetzt, ihn dem Leben erhalten zu sehen, und die theilnehmenden Worte, mit denen man ihm zusprach, fanden einen Boden, wo sie in reicher Saat wucherten. Mit erneuertem Muth blickte er nun in's Leben und auf seinen Wirkungskreis, der ihm jetzt in so freundlichem Lichte erschien.

Auch auf dem Pachthof war man theilnehmend den Wechselfällen seiner Krankheit gefolgt, und was Küche und Keller nur aufbieten konnten, wurde zu seiner Pflege gesandt. Der Pächter sprach jetzt manchen Abend beim Geistlichen ein, erzählte ihm von den Arbeiten auf dem Felde und versicherte ihn wiederholt, daß seine Tochter nicht eher vor den Altar treten solle, als bis er die Traurede halten könne. Williams hörte solche Versicherungen mit gemischten Empfindungen an und wäre dieser Aufgabe gerne überhoben gewesen. So wie aber seine Kräfte zunahmen, wuchs auch sein Muth und der Dorn in seinem Herzen schmerzte von Tag zu Tag weniger, wenn der Name Ellen genannt wurde.

So kam denn wieder das fröhliche Pfingstfest herbei und damit der Tag, wo er zum erstenmal die Kanzel wieder besteigen und nach gehaltener Rede das junge Paar segnen sollte. Wie damals prangte der Maibaum vor allen Thüren und die Dorfbewohner standen in ihren Festkleidern auf der Straße, um der doppelten Feier beizuwohnen. Die schöne Braut in glänzendem Schmuck, von Eltern und Bräutigam begleitet, hatte bereits den Kirchgang angetreten und der junge Geistliche schickte sich an ihnen zu folgen. „Bist du auch stark genug für die heutige Aufgabe, Ivor?“ fragte seine Pflegerin mit besorgtem Blick; denn seine Fieberträume hatten sie ja in seinem Innern lesen lassen: „Sey unbesorgt, Auguste,“ erwiederte er heiter, „ich habe überwunden und besser einsehen gelernt, was mir zu meinem Frieden frommt. Möge Ellen glücklich werden mit der Liebe, die sie heute entgegen bringt. Ich begehre solche Liebe nicht.“

Mit frohem Muthe trat er seinen Weg zur Kirche an, und ohne Wanken der Stimme verrichtete er hier sein Amt. Nach beendigter Ceremonie wünschte er Brautpaar und Eltern herzlich Glück und lehnte dankend die Einladung zum festlichen Mahle ab, an welchem Theil zu nehmen seine Gesundheit ihm noch nicht gestatte. Zufrieden kehrte er dann in seine kleine Behausung zurück, wo sein Tisch bereits gedeckt stand, und so festlich geschmückt, wie die große Tafel im Pächterhause; denn seine Pflegerin wünschte den Tag seiner Genesung durch eine kleine Feier zu begehen. Heiter nahm sie ihm gegenüber ihren Platz ein und legte ihm von den wohlschmeckenden Schüsseln vor, die ihre Hand selbst bereitet. Zum Schlusse kam ein duftender Maitrank, mit dem sie die Gläser füllte, und das ihrige an die Lippen führend auf seine Genesung und ein fröhliches Wiedersehen trank. „Wiedersehen, Auguste?“ wiederholte er fragend und maß sie mit einem großen Blicke; „dem Wiedersehen müßte ja eine Trennung vorhergehen, und du kannst mich doch nicht verlassen wollen?“ — „Du bist genesen, Ivor, somit ist meine Aufgabe hier erfüllt, und ich kehre in die Einsamkeit meiner Berge zurück,“ sprach sie sanft und bot ihm freundlich die Hand. — „Also nur in kranken Tagen wilst du bei mir weilen, Auguste? Gut denn, so werde ich nie mehr gesund, und diese liebe Hand, die mich so treu gepflegt, sie halte ich fest bis in den Tod.“ — „Ivor!“ sagte sie und sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an, „Ivor, du könntest —“

Sie stockte, ihre Augenlieder senkten sich, und zwei große Thränen perlten langsam über ihre Wangen. „Bedenke — meine Gestalt!“ — Sie senkte das Haupt, verhüllte ihr Gesicht und weinte bitterlich. Er aber ließ die einmal ersaßte Hand nicht los, er drückte sie an seine Lippen und sprach: „Meine Auguste!“ mit einem Tone, vor dem ihre Thränen versiegten. Sie blickte auf und sah in sein treues Auge, das so zärtlich auf ihr ruhte, und vor diesem Sonnenschein schwanden alle Lebenswolken, und ein nie gekannter Frühling zog in das Herz der Armen ein. Sie sah ihn noch einmal an und hohe Gluth bedeckte ihre Wangen; es war ihr erstes Erröthen unter dem Liebesblick eines Mannes. Sie wollte verschämt ihre Hand zurückziehen, er aber ließ sie nicht los. „Wie schön du aussiehst, Auguste!“ sagte er und stand auf, um sie an sein Herz zu ziehen.

Jahre sind seitdem vorübergegangen. Im Dorf blieb das Heute wie das Gestern, nur die Arbeiten des Feldes wechselten; aber der Kreislauf des Jahres brachte alles gleichmäßig zurück. So war denn alles scheinbar beim Alten geblieben. Nach wie vor erschallte die kleine Glocke, wenn der Tag des Herrn erschien, an dem der Arbeiter des Feldes rastet. Aber auch sonst noch ertönte das Glöcklein mitunter, an andern Tagen und zu andern Stunden, zum Wahrzeichen, wie im ewigen Wechsel der Natur auch der Mensch denselben Gesetzen unterworfen ist, und im

Drama ſeines kleinen Lebens bald ein Vorhang aufgezogen wird, bald einer fällt. So war denn nicht mehr alles im Dorfe, wie es geweſen.

Auf dem Pachthofe ſpielte jezt häufig eine muntere Schaar hübſcher Kinder, welche die greiſen Großeltern wie ein heiterer Lebensmorgen umgaben, und ihre ſpäten Tage mit dem Schmucke zierten, der dem Alter immer am ſchönſten ſteht. Oft kam dann auch eine zierliche junge Frau geritten, die mit freundlichem Gruße jedem Dorfbewohner zunickte und auf dem Pachthofe ihr Pferd am Stalle abgab, um der Mutter in die Milchkammer zu folgen, oder den Vater beim Heuſchober aufzuſuchen.

Im kleinen Pfarrhauſe ſchien das Glück eines ſchönen Familienlebens nicht minder zu Hauſe, wenn auch in anderer Weiſe. Jahre lang hatte Auguſte ihrem Gatten einſam gegenüber geſeſſen, und die einzige Wolke, die ſich auf die Stirnen dieſer ſonſt ſo glücklichen Menſchen ſenkte, war die Ausſicht, daß es auch ſo bleiben werde. Da endlich durften die kleinen Kirchenglocken auch eine neue Bürgerin begrüßen, die hier das Licht der Welt erblickt. Die Eltern lebten nun nur in der Sorge für die kleine Tochter, deren Lebensmorgen ſie mit reicher Liebe umgaben, und als dieſelbe heranwuchs und ihr ſchwächlicher Körper der ſorgſamen Mutter manche Beſürchtung einflößte, der ſie dem Gatten gegenüber kaum einen Namen zu geben wagte, da ſprach dieſer, ihren Kummer errathend: „Sey unbeſorgt! Wenn nur der Himmel uns die kleine Tochter erhält, ſo kann ſie glücklich werden, wie ihre Eltern glücklich ſind — durch ein liebendes Herz.

A. Bölte.

Aus Süddeutschland an die Adria.

(ſ. Nr. 40.)

XI.

Wir ſitzen Morgens auf dem Markusplatz, im Begriff eine neue Wanderung durch Venedig anzutreten. Da zählt Nicolo, unſer Führer, die Häupter ſeiner Lieben, und ſieh, es fehlt, da mein Freund heute voraus abreiſen will, ein theures Haupt, das er nun mit ſpähendem Blicke aus den neuangekommenen Markuspilgern zu erſetzen eilt. Ueber den Platz herüber kommt eine jungfräulich gekleidete Geſtalt, das freilich nicht mehr junge Geſicht iſt mit einem breiten Strohhut beſchattet und in zierlichem Körbchen werden friſche Nelkenſträußchen zum Morgengruße angeboten. „Wer iſt die Donzella, lieber Bulgari?“ fragt unſer Sachſe. — „Das iſt meine Frau,“ antwortet er, „aber ſchon ſeit fünfzehn Jahren ſag' ich ihr immer vergeblich, ſie ſolle doch einmal aufhören zu ſagen, ſie ſey fünf und zwanzig Jahre alt.“ Dort unter den Arkaden ſchwebt eine andere Flora. „Wer iſt das, lieber Nicolo?“ — „Das iſt meine Tochter.“ — „Und was will der junge Mann da im Café?“ — „Das iſt Diogenes der Dritte, mein Sohn, der ſich deutſche Seelen zum Herumführen ſucht. — Ach,“ fuhr er fort mit einem ſchweren Seufzer, „man muß ja jetzt alles und noch etwas mehr verſuchen mit Weib und Kind, wenn man leben will? Anno 1847 waren 35,000 Fremde hier, in einem Monate verdiente ich tauſend Franken, mancher Kaffeewirth nahm täglich 3 — 400 Franken ein. Alles hatte ſich zu heben begonnen aus langem Darniederliegen: ein Palaſt, der 1815 für 15,000 Franken kaum einen Käufer fand, wurde im Jahr 1847 mit 150,000 bezahlt; Fremde, wie Marſchall Marmont, die Herzogin von Berry, kauften ſich an, und jetzt, durch die verfluchte Revolution, deren ganze Freiheit darin beſteht, jeden von dem zu befreien, was er hat, iſt wieder alles dahin und entwerthet. Was hundert koſtete, gilt nur dreißig, wer tauſend einnahm, verdient kaum hundert, und mit zwei Dukaten hätte man die ganze Revolution erſtickt, denn an vier Perſonen lag das Ganze; aber .... Eine milde Regierung gilt dieſem Pack als stupido, gut iſt ihnen gleich dumm, ein Wohlthäter iſt ihnen ein Eſel. Strenge wollen, Strenge brauchen die Leute; nun ja, die Oeſterreicher ſollen nur da drüben St. Giorgio verpalliſadiren und mit Kanonen ſpicken, daß ſie gerade auf den Markusplatz herüberpfeffern können, wenn das rothe Geſindel dort wieder Republik aufſpielen will!“

Damit hatte er ſeine willigen Schäflein durch die Arkaden der neuen Prokuratien zur Waſſertreppe geleitet, um ſie am kühlen Morgen eine Hauptſpazierfahrt durch den canale grande hinab machen zu laſſen. Eine offene Barke mit zwei kupferfarbenen Gondlern iſt bald gewählt aus dem lärmend zudringlichen Haufen heraus, weiße weiche Polſter werden im Viereck auf die Sitze gelegt, ein blau- und weiß geſtreifter Baldachin an zwei Stangen aufgezogen, und ſo vor der Sonne geſchützt, die Frauen mit luſtigem Schaukeln ängſtigend, fährt die muntere Geſellſchaft dahin auf der breiten, ſchönen, feierlich ſtillen und doch luſtig von Gondeln durchkreuzten Straße.

Es entfaltet ſich die Reihe der alten, dunkelu, von der Sonne beſchienenen, oder ihr Schattenbild im Waſſer wiederſtrahlenden Paläſte, deren Fuß unmittelbar die Salzfluth leckt. Ohne Ufergang ſtehen ſämmtliche Gebäude geradezu im Waſſer; vom Waſſer geht es auf zwei, drei Steintreppen in die Hausflur. Vor den Thüren und Thoren liegen an blau und weiß geſtreiften runden Pfählen hin und wieder noch wie vor Alters die Gondeln gebunden, wie Equipagen in der Remiſe, des Winks zur Abfahrt gewärtig. Die Schauſeite der Paläſte und Wohnungen iſt allenthalben an die Kanäle gebaut, nur Hinterthüren gehen auf die etwa vorbeiführenden Gäßchen. Alles was Straße heißt, iſt Waſſer und hunderte von Nebenkanälen ziehen aus dem großen Kanal hinein in den Häuſerwald dieſer ſchwimmenden Stadt.

Links am Eingang in den großen Kanal ſteht an der Spitze die Dogana da Mare, das Zollhaus

für die Meerſchiffe, deren Maſten über die, von Longhena 1682 in einfachem römiſchem Styl erbaute Halle herüberſchauen. Ein niederer, viereckiger Thurm überragt letztere, und eine auf einer großen Weltkugel ſchwebende Glücksgöttin bekrönt denſelben. Dicht daneben prangt üppig glänzend die Kirche Maria della Salute; ihr helles, lachendes Bild zittert in der leicht bewegten Fläche des zu ihren Füßen ergoſſenen Spiegels. Wir landen, ſteigen die breiten Stufen zum Portale hinauf. Die achtſeitige Kuppel, 168 Fuß hoch, ruht auf Pfeilern, vor denen korinthiſche Säulen ſtehen. Der Bau hat achtzehn Millionen Franken gekoſtet, es war das letzte Kunſtwerk, das Venedig baute, 1630, als Dank für die Befreiung von der Peſt. »Unde origo, inde salus« (woher das Unheil, daher auch das Heil), ſagt die Inſchrift. Die große ewige Lampe im Innern wurde beim Aufhören der Cholera 1836 geſtiftet. Longhena, der Spätling unter den Baumeiſtern Venedigs, hat hier das Aeußerſte geleiſtet, um die Pracht der römiſchen Antike in dieſem einfach auf griechiſchem Kreuze ſich erhebenden Kuppelbau zu entfalten. Die von der Peſt erlöſende Jungfrau ſteht auf der Laternenſpitze der Kuppel. Die Pfeiler des Unterſatzes der Kuppel, ſo wie dieſenigen, welche die Laterne tragen, haben außen Sireben in Geſtalt großer Schneckenwindungen, Steinfiguren ſtehen dahinter, die großen Lunettenfenſter oben rechts und links vom Portal ſind durch ſenkrechte Steinbalken zerſchnitten: alles unorganiſch und bis an die Grenze der Geſchmackloſigkeit, die ſich im nun folgenden Perücken- und Zopfſtyl vollends breit und dick verſchnörkeln ſollte. Im Innern ſind ziemlich viele Gemälde von Tizian, namentlich das Deckengemälde in der Sakriſtei, der Tod Abels, dem Cain mit Macht den Fuß auf den Nacken ſetzt. Tintoretto hat eine Hochzeit (von Cana) hineingemalt. Lura Giordano hat ſich in der Kirche verewigt. Eine Geburt Chriſti gibt hinreichend Zeugniß von dieſem handwerksmäßigen Spätling einer verfallenen Kunſt, die ſich in allem verſucht, alles nachahmt und nichts leiſtet. Luca's Vater war ſelbſt ein armer Pfuſcher, er nahm Beſtellungen im Accord an und der an ſich talentvolle Sohn mußte ſie ausführen; der Vater ſtand immer neben ihm, ließ auch zur Eſſenszeit ihn den Pinſel nicht wegſegen, ſchob ihm ſelber die Speiſe in den offenen Mund und hatte nur den Einen Zuruf: „Luca, mach ſchnell!“ So entſtand der Name »Luca fa presto.« und ſo ward Luca „der Blitzſtrahl in der Malerei,“ der ſtaunenswerthe Schnellmaler, der in Florenz und Madrid geſuchte, mit Aufträgen, die auf den Tag zu liefern waren, überladene Gemäldefabrikant, der wie ein Taſchenſpieler in allen Styarten arbeitete, alle Meiſter copirte, mit wenig Farbe und viel Oel eine Unſumme von Bildern für halb Europa malte und Gott weiß wie viel Quadratruthen, um nicht zu ſagen Quadratmeilen von Wänden mit flüchtig wirkenden Dekorationsgemälden erfüllte. Luca war ein Neapolitaner und lebte von 1632 bis 1705.

Steigen wir wieder in's Fahrzeug und laſſen die ſich gegenüberſtehenden Palaſtreihen dieſer hochadeligen Straße Venedigs, dieſes alten Corſo der Nobili an uns vorüberziehen. Wir wollen dießmal überſehen, wie die blauweißen Pfähle vom Alter gebeugt und angefault gondellos daſtehen, gleich einer vereinſamten kinderloſen Wittwe, wie das Mauerwerk der meiſten Gebäude unter dem Waſſer angefreſſen, der Mörtel oben herabgebröckelt iſt, wie die Pforten offen ſtehen gleich einer Zahnlücke in verwittertem Geſicht, wie die Thürflügel und Fenſterladen vermorſcht und zerfetzt ſind, keine Dienerſchaft in den hohen verſtörten Säulenhallen ſich zeigt, auf den Altanen ein zerlumpter Teppich hängt, die Fenſterhöhlen öde, gleich ausgeweinten Augen ſtarren, das ganze Antlitz des Hauſes in Sorge und Elend ergraut, die Stirne voll von Riſſen und Falten iſt. Wir wollen lieber die alte Herrlichkeit vom jungen Strahl der Sonne verklären und Licht und Schatten, Waſſer und Luft all ihr luſtiges Spiel um ſie hinſtreben laſſen; denn maleriſch ſchön iſt es überall in dieſer Stadt, jedes Stück des großen Kanals, jeder Winkel eines kleinen Kanals bietet Anſichten und Durchblicke, daß es wohl begreiflich iſt, wie der feine, ſchlichte Pinſel eines Bernardo Canale und ſeines berühmteren Schülers Antonio (genannt Canaletto) von 1697 bis 1768 tagtäglich nur venetianiſche Stadt- und Kanalanſichten immer neu, immer anziehend malen konnte.

Und welche Erinnerungen werden durch die Namen dieſer Paläſte geweckt! Rechts drüben ſteht der alte Palaſt Giuſtiniani; ein Doge hat ihn bewohnt, wie denn die meiſten dieſer Paläſte von Dogen erbaut oder bewohnt wurden, nachdem ſeit Marino Falieros Tod keiner mehr im eigentlichen Dogenpalaſte wohnen mochte; hier ſoll auch der Mohr von Venedig gebauet, hier ſoll Othello mit ſchwarzer Fauſt ſeinen Schwan erdroſſelt haben. Jetzt iſt das Haus ein Gaſthof, „die Europa.“ Dicht daneben ſteht der Palaſt Treves, dann Tiepolo, Cornaro, letzterer von Sanſovino im Style der Zecca gebaut. Auf der linken Seite des Kanals erſcheint der Palaſt Dario, von Lombardi 1450 in germaniſchem Style erbaut; rechter Hand der Palaſt Cavalli, dem Herzog von Bordeaux gehörig; links Angarani, moſaikartig mit helleren und dunkleren Steinen geſchmückt, germaniſchen Styls aus dem fünfzehnten Jahrhundert; weiter zur Rechten Ca Grande, mit hübſchem Gärtchen zur Seite, in dem zwei prachtvolle Lorbeerbäume grünen; dann Graſſi, ſinker Hand Foscari, im deutſchlombardiſchen Styl von Zuane buono gebaut, einſtweilen als Kaſerne

gebraucht; ferner der große Palast Balbi in römischem Pump, und Contarini, deutschlombardisch. Hier macht der Kanal eine Windung, von hier war der Auslauf der Regatta, die den alten Venetianern das Theater vertrat. Vom Altan des Hauses Balbi wurde den Siegern in der Wasserrennbahn der Preis ertheilt. Rechts drüben ragt der Palast Mocenigo, drei Häuser neben einander für sämmtliche Zweige der Familie von Palladio angeblich gebaut, ansehnlich, aber nicht schön. Lord Byron hat hier gewohnt; aus dem länglich runden Fenster über dem Mittelportal stürzte sich Fornarina in den Kanal herunter, wo Gondoliere sie auffingen. Unfern steht der Palast der Lucretia Borgia. Wieder links hebt sich der Palast Persico Pisani und ganz damit zusammengebaut Barbarigo hervor.

Vor dem Palast Pisani halten wir, steigen auf die alte Steintreppe, durch das offene Spitzbogenthor in die weite, von Alter und Schmutz getrübte Halle und auf der einstigen Prachttreppe hinauf in die oberen Gemächer. Das Paaliozimmer ist immer zugänglich, nach der freundlichen Sitte der italienischen Nobili, das Schönste in Gärten und Schlössern jedermann mitgenießen zu lassen. An der Wand hängt, von einem Vorhange geschützt, das berühmte Gemälde von Paolo Veronese aus der Geschichte Alexanders des Großen. Der siegreiche König empfängt Gattin und Kinder des gestürzten Darius; der Maler Paolo führt sie selbst ihm entgegen; die Mutter hat den Knaben an der Hand. Hephästion steht neben Alexander, beide in wohlgepflegtem Backen- und Kinnbarte; Edelknaben, Hunde, Soldaten rechts, Zuschauer oben auf der Galerie, links ein Mohr mit einem Hunde und einem Affen an der Kette; denn das gehört alles zum Hofstaat des Veronesers. Frau und Töchter sind Porträts aus dem Hause Pisani. Sie knien vor dem Könige, der sich von den Reizen der einen Tochter so getroffen fühlt, daß er die Gefangenen königlich behandelt. Ein prachtvoll, wenn auch nicht gerade tief schönes Bild, köstlich erhalten. — Aus der großen Fenstergalerie des Hauptsaales eröffnet sich ein reicher Blick hinunter in den Kanal, wo einst die königlichen Kaufleute und ihre schönen Frauen und Töchter in stolzer Pracht zwischen den Kaufgütern einer halben Welt auf und ab fuhren. Was sind alle belebtesten Königsstraßen jetziger Hauptstädte gegen diesen zaubervollen Wasserweg!

Wieder hinab in die Barke und weiter! Rechts ragt altergrau Corner Spinelli, römischen Styls, mit seinen Arkadenreihen, in denen je ein größerer Rundbogen zwei Rundbogenfenster einschließt; der Palast gehört der Taglioni. Dann kommt Grimani, mit hohen Rundbogenfenstern und Wandpfeilern, würdig und stattlich von Sanmicheli erbaut; jetzt ist's die Post. Links sodann Tiepolo, Buschinello, in romanischem Styl, wieder der Taglioni gehörig; rechts Tarsetti, jetzt Gasthof zur Königin von England, dann Loredan, maurisch byzantinisch, reich mit Marmor geziert und mit stark überhöhten Rundbogen in den Fensterarkaden, aus dem eilften Jahrhundert; hier wurde der gelehrte Doktor Helena Piscopia Cornaro 1646 geboren; weiterhin der kleine Palast des großen Dandolo, des Eroberers von Konstantinopel, spätgothisch, zum Theil noch romanisch; ferner der Palast des Kardinals Bembo, germanisch, und Manin, wo der letzte Doge starb, von Sansovino im Renaissancestyl glatt und zierlich erbaut.

Damit sind wir an der marmornen Riaitobrücke angelangt. Antonio da Ponte hat diesen einzigen Bogen von 70 Fuß Weite, 43 Fuß Breite und 30 Fuß Höhe im Jahr 1588 kühn und schön über den Kanal gesprengt; freilich haben unsere heutigen Brückenkünstler noch ganz anderes geleistet. Nicht weniger denn 12,000 Bäume waren zum Roste nöthig, vier Paläste ruhen mit auf den mächtigen Fundamenten; 250,000 Dukaten habe das Werk gekostet. Ein steinernes Geländer wird beiderseits von Kragsteinen getragen, über der Brücke selbst stehen zwei Reihen hölzerner Bottegben, je sechs Rundbogen auf- und abwärts bildend, in der Mitte derselben ist je ein höherer Rundbogen zu freiem Durchgang geöffnet. Ueber und unter der Brücke liegt die Menge von Barken, Kähnen und Schiffen mit Obst, Gemüse, Fischen und andern zugeführten Lebensmitteln; diese und die ab- und zufahrenden Gondeln der nahen Post beleben hier ganz besonders malerisch den Kanal.

Fahren wir unter dem Bogen durch, so gibt es wieder nicht Auge genug, um herüber und hinüber Palast um Palast zu beschauen. Rechts ragt das deutsche Haus (Fondaco dei Tedeschi) mit der protestantischen Kapelle; am Gebäude blüht noch etwas Freskogemälde von Giorgione, unten ist die offene Halle von fünf Rundbogenarkaden auf Pfeilern, das Kranzgesimse oben ist mit Zinnen gleich dem Dogenpalaste besetzt. Gleich links gegenüber steht der Palast Gritti oder Camerlinghi (Kämmerling?) in einfachem Renaissancestyl von 1527, ein Bau, wie das nach venetianischem Muster erbaute Rathhaus der alten Tochterstadt Nürnberg; weiterhin Leoni mit geschwungenen Spitzbogen, Micheli di Colonna, modern auf Säulen, Sagredo, germanisch; rechts dann Ca Doro aus dem vierzehnten Jahrhundert, mit reicher Spitzbogenarchitektur vom Fuße bis zu den in Kreuzblumen endenden Zinnen. Es ist ein Hauptbau, leider nicht ganz durchgeführt und vielfach verwettert, aber überaus glänzend auch jetzt noch durch die musivische Einfassung der Hauptglieder mit

abwechselnd schwarzen und weißen Marmorquadern. Links erscheint dann Cornaro, von Rossi, Pesaro, von Longhena, der größte unter allen Palästen, mit reichem korinthischem Säulenschmuck, vom Ritter Liebenberg, einem Juden, um 70,000 Gulden erkauft. Dann rechts wieder ein Hauptbau von Pietro Lombardo (1481), Vendramin Ca Lorgi, seit etlichen Jahren von der Herzogin von Berry um 80,000 Gulden erkauft und neu eingerichtet. Die Façade ist dreistockig, korinthische Wandsäulen tragen das reiche Gebälke und Gesimse, in die hohen römischen Rundbogenarkaden ist je ein Doppelfenster im Rundbogen eingebaut; am mittlern Stockwerk steht ein großer Altan in der Mitte, je ein kleinerer zu beiden Seiten desselben. Ein hübsches Gärtchen ist neben dem Palaste, der hinreichend darthut, wie prächtig diese Paläste als neu dastanden oder als erneuert dastehen würden.

Nun kommt links ein merkwürdiger Bau, Fundaco dei Turchi, maurisch byzantinisch, die Rundbogen aus orientalischem und griechischem Marmor sehr überhöht und mit Zickzack verziert, aus dem zehnten Jahrhundert, ursprünglich dem Herzog von Ferrara gehörig, seit 1621 Wohnung der Türken, jetzt ein Waarenmagazin, traurig verfallen, Risse in den Mauern, ein rechtes Sinnbild vergänglicher Herrlichkeit; rechts der Palast Gritti mit einfachen Rundbogenarkaden auf viereckigen Pfeilern; links Dario mit geschwungenen Spitzbogen; rechts Morosini, am Eingang zum Canale reggio; dann Flandini, dem Rothschild gehörig, im letzten Bombardement tüchtig verbrannt.

Die Kirche degli Scalzi (der Barfüßermönche), unweit des Eingangs zur Eisenbahn, ist im späten Styl mit je zwei korinthischen Säulen neben einander erbaut; sieben Familien haben eine Million Dukaten dazu hergegeben. Froh, aus der ungenießbaren Marmorpracht dieses Tempels sorteilen zu dürfen, rudern wir vollends zum großen Kanal hinaus, links an der Isola di St. Chiara vorbei, durch den Kanal de Burchi zur großen Lagunenbrücke, welche die Stadt eine volle Stunde lang mit dem Festlande verbindet. 1842 begonnen und in vier Jahren vollendet mit einem Aufwande von zwei Millionen Gulden, tragen 222 Bogen, die je zu fünf innerhalb zweier Hauptpfeiler neben einander stehen, die Eisenbahn prächtig hinüber über die blaue Fluth. Fünf freie Plätze sind auf der Brücke, und wie jetzt der Dampfwagen, so rollten und donnerten vor drei Jahren die Kugeln von den darauf errichteten Batterien hin und wieder.

Sienern wir durch einen der Bogen hindurch über den Kanal von Mestre hinweg, an dem schönen Garten des Grafen Papadopuli vorbei, dem Canale reggio zu. Da ist die alte Judenstadt, das Ghetto vecchio. Es erscheint der Palast Galvagna und sofort bei Ponte delle Aguglie der einfache, nur mit viereckigen Fenstern versehene Palast Manfrin, das eigentliche Ziel unserer Fahrt. Denn hier hat sich eine große Gemäldesammlung erhalten, während die meisten verkauft sind, wie die berühmte Sammlung von Tizianbildern aus Barbarigo an den Kaiser von Rußland. Im Hauptgesellschaftssaale des Palastes fuhr eine Bombe oben an der Ecke herein, zerriß die Decke und bohrte sich in den Estrich. Eine Mosaikinschrift, »Luglio 1849.« bezeichnet den Ort und die Zeit des Schreckens.

Unter den Gemälden strahlt von Tizian eine Grablegung, das feine Porträt Ariostos, so wie das der Katharina Cornaro, der Königin von Cypern, durch die Venedig diese Insel ererbte; die vier Lebensalter des Menschen; dann seine eigene Mutter, eine häßliche Alte aus dem Volke. Von Bellini ist ein trefflicher Christus zu Emmaus da, wie er vor einem gemusterten Vorhang sitzend mit den rechts und links am Ende des Tisches auf ihn horchenden zwei Jüngern redet, während linkshin ein Knabe mit Kniehosen Essen bringt und rechts ein anderer Zuhörer sitzt. Von Murillo ist ein flötenblasender Knabe, von unserem Holbein ein Mädchen, das in einem Buche liest. Diese ächt deutsche Schönheit, voll Einfalt und Tiefe, bildet einen wundersamen Gegensatz zu den hier befindlichen berühmten Bildern Giorgiones, dieses größten Nebenbuhlers und Nachfolgers des alten Tizian. Treten wir vor seine „Lautenschlägerin.“ An einem See in schöner Landschaft ruht die Dame, mit der Rechten stützt sie das Haupt, indem der Ellenbogen nackt auf einem Felsen ruht, mit der Linken hält sie die Laute; sie wendet den Kopf rückwärts nach oben, stolz, groß, ruhig, in sich gefaßt, der Mund geschlossen; das schwarze Auge leuchtet mild unter den tiefblonden Brauen; man sieht, man hört, wie sich ihre Seele mit den Tönen durch die Luft schwingt, wir lauschen mit den sie umgebenden Begleiterinnen und finden in dieser Gestalt, die sich im dunkeln Kleide und hellen Hemde vom dunkelgrünen Busche so wundervoll abhebt, ein Meisterwerk südlicher Kunst, venetianischer Glut. Auf einem andern Bilde stellen drei Venetianerinnen die drei Temperamente dar, wie sie in venetianischer Schönheit sich ausprägen; ein Nobile spricht mit dem einen Mädchen so feurig beredt, daß Seele und Seele durch die Spiegel der Augen in einander schmelzen. Ein Bild stellt einen türkischen Kaufmann vor, wie er am Tische sinnend Pläne macht, während hinter ihm in süßem Nichtsthun, sauber in Weiß gekleidet, ein schönes Weib mit einem vor ihr liegenden nackten Knaben spielt: zauberhaft schön gemalt, schwellende Pulse, tiefrothe Fleischfarbe, warmes quellendes Leben. Giorgione (1478 — 1511) war Tizians Mitschüler bei

dem alten, frommen, sinnigen, farbentiefen Gian Bellini gewesen, von dem ein am Studirpulte sitzender heiliger Hieronymus recht ein Bild der still beschränkten Wirksamkeit des Malers selber ist. Giorgione aber entwand sich mit einem genialen Sprunge der engeren kirchlichen Form und stürzte sich mit Jugendlust in's heiße Leben, das ihn schon im vierunddreißigsten Jahr verzehrte. Als sein Schüler und Nebenbuhler Zarotto ihm sein Weib entführte, starb er aus Schmerz darüber, sagen die einen; an einer giftigen Krankheit starb nach andern der sinnlich entzügelte Mann. Was ihm das Heilige galt, das zeigt seine „heilige Familie" in dieser Sammlung: da schlägt Joseph ein Tamburin, hinter ihm steht in einer Wandnische ein Venusbild.

Mit Giorgione war für Tizian ein Nebenbuhler gestorben, ein stärkerer stellte sich ihm in Pordenone zur Seite, aber auch der starb (1540) 36 Jahre vor ihm. Alle drei waren nicht aus Venedig, sondern vom nahen Festlande. Pordenone ist ein Meister im zauberhaft lockenden Helldunkel, dazu ein Kraftmann, der am liebsten Männer malte und seine Frauen als wahre Mannweiber. Von der tiefgründenden Kraft dieses Malers zeugt sein eigenes Porträt in dieser Sammlung, wo er mit seinen fünf Schülern, ein bärtiger, dunkelglühender Schwarzkopf neben dem andern steht. Pordenone wurde von Karl dem Fünften zum Ritter erhoben, von Herkules dem Zweiten nach Ferrara an den Hof geladen und kaum dort angekommen von einem eifersüchtigen Nebenbuhler vergiftet.

Die Sammlung wird um zwei Uhr geschlossen; noch vorher mahnt der deutsche Magen, der, wie unser Nicolo fast verächtlich anmerkt, eben dreimal des Tags rechtschaffen essen muß, zum Abzuge. Die Barke eilt den Kanal hinauf bis zu Rialto, biegt dann in einen Seitenkanal, um das halbe S noch bis Essenszeit abzuschneiden und uns auch an den engen, schattigen Nebenkanälen noch manchen Palast, noch manches alte und bedeutende Wohngebäude mit hohen Spitzbogen, und überall malerische Licht- und Durchblicke bis zu den außen an den Seitenwandungen hinaufgeführten, trichterförmigen Rauchfängen hinauf betrachten zu lassen. Freilich sind auch die hohen schönen Fensterreihen dem Geschlechte, das heute durch sie schaut, meist zu groß geworden, die Spitzbogen sind vielfach vernagelt und vermauert, elende viereckige Fenster sind zwischen die alten Pfeiler und Säulen eingezogen, ärmliche Wohnungen, verkümmerte Mauern schieben sich zwischen die alten gesunkenen Größen ein.

Unter den Palästen, an denen wir vorübergleiten, zieht insbesondere noch der dem Grafen Trevisano gehörige den Blick auf sich, in welchem, unweit der Seufzerbrücke, Bianka Capello gewohnt hat. Nicolo muß den mitfahrenden Frauen erzählen, wie Bianka, die Tochter des Bartolomeo Capello, um 1548 geboren, mit einem jungen florentinischen Ladendiener, Pietro Buonaventuri, entfloh und in Florenz in Dürftigkeit lebte, bis der Großherzog Franz kam, sah und siegte. Mit Johanna von Oesterreich verlobt, lebte er erst geheim mit Bianka, dann nach der Hochzeit öffentlich, erhob den Pietro zum Obersthofmeister und ließ ihn 1570 aus dem Wege räumen. Bianka, um Franz an sich zu ketten, stellte sich, als solle sie von ihm Mutter werden, und schob ihm, der nur Töchter hatte, einen Sohn unter. Nach dem Tode seiner Gattin ließ er sich heimlich mit Bianka trauen und die Ehe 1579 öffentlich anerkennen. Der Senat von Venedig ernannte sie nun zur Tochter der Republik. Volksverhaßt durch ihren Stolz und durch ihren Bruder, der eine Zeitlang Minister war, wollte sie sich mit dem nächsten Thronerben, dem Cardinal Ferdinand von Medici, aussöhnen. Bei der Zusammenkunft mit ihm starb erst der Großherzog, dann Bianka, den 19. Oktober 1587, an Gift. Der Cardinal, natürlich daran unschuldig, gab an, Bianka habe ihn selber vergiften wollen, das Gift sey aber aus Versehen an den unrechten Mann gekommen, nämlich an den Großherzog, und nun habe sie aus Verzweiflung sich selbst vergiftet. Gewiß, eine würdige Tochter der Republik war sie, auch wenn sie nur „aus Versehen" am Gifte starb.

Mittlerweile sind wir unter der Seufzerbrücke hindurch auf die Riva del Schiavoni gekommen, dicht vor das Hotel Danieli, den alten Palast Bernardo, an dem wir zu gutem Schlusse uns die eigenthümliche Art dieser venetianischen Palastarchitektur veranschaulichen wollen.

Schon die ältesten Paläste aus noch romanischer Kunstzeit stellen für alle folgenden die Anlage fest, welche für diese an der Wasserstraße und im Angesichte eines offenen heiteren Verkehrs gelegenen Bauten so vortrefflich ersonnen ist. Die Haupträume der einzelnen Geschosse öffnen sich nämlich durch große offene Logen, durch hohe Fenstergalerien nach außen. Die Façade theilt sich der innern Einrichtung entsprechend in drei Theile, zwei schmalere Seitenstücke rechts und links und ein breites herrschendes Mittelstück. In der Mitte liegt unten die Vorhalle, in dem zweiten und dritten Stock der Hauptsaal, zu dessen Seiten befinden sich Nebengemächer. In den Hauptsaal fällt aus Fenster an Fenster volles Licht und durch die offenen Fensterlogen öffnet sich die freieste Aussicht aus diesen Prachtsälen auf den Kanal. In der romanischen Periode haben die Säulen dieser offenen Logen oder Fenstergalerien eine ziemlich byzantinisch arabische Form; die Bogen darüber bilden

theils beträchtlich überhöhte Halbkreise, wie bei Fundaco dei Turchi, theils sind es orientalisch geschweifte Spitzbogen, wie bei Loredan, Farsetti u. s. w. Als der germanische Spitzbogen eindrang und vor allem die untere Hälfte des Dogenpalastes so wunderschön durchbrach, wurden die Säulen schlank und leicht; ihre Bogen verschlingen sich oberwärts in ein heiteres, luftig durchbrochenes Rosettenwerk, in einer mehr phantastisch orientalischen als in streng und fein durchgebildeter germanischer Weise.

So steht das Hotel Danieli, obschon auch sehr gealtert, noch besonders klar und wirksam da. Der untere Stock ist mit zehn geschweiften, in der Spitze mit einer Blume endenden Spitzbogenfenstern durchbrochen; im mittlern Stock bringen zwei solche Fenster, bis zum Fußboden reichend, das nöthige Licht in die Nebenräume rechts und links, ein Altan ist vor jedem Fenster; der Hauptsaal dazwischen ist durch sechs auf Säulen ruhende, oben in Rosetten verschlungene Spitzbogenfenster von unten bis oben ganz nach außen geöffnet; nur eine niedere, durchbrochene Brüstung am Fußboden geht von Säule zu Säule. Die gleiche Eintheilung hat das obere Stockwerk, nur daß die hier breitere und etwas niedrigere Logenreihe ohne Rosettenschmuck über den Spitzbogen ist. Das fast flache Dach schließt mit einem Kranzgesimse auf Kragsteinen. Leichte gewundene Eckſäulen schließen die Schauseite rechts und links ab; die Fenster selbst sind alle von einem zierlich umränderten länglichten Viereck aus hellröthlichem Marmor umrahmt, und dieß nimmt sich auf dem lichtgelben Marmor, womit die übrige Wand bekleidet ist, noch besonders luſtig aus. Ganz ähnlich ist der Palast Ca Foskari, den wir am großen Kanal gesehen, nur daß dieser vierstockig ist, die Altanen vor den großen Mittelfogen des zweiten und dritten Stockwerks und darüber im vierten Stocke eine kleinere Säulenloge von nur vier Fensteröffnungen hat. An diesem Palaste ist die Mauerverkleidung von dunkelrothem Marmor, die Säulen und Rosetten, so wie die Umrahmungen der Fenster und Logen sind von weißem Marmor. Auch die zwei Balkone sind in weißem Marmor durchbrochen und an beiden Ecken der Façade wechseln breitere und schmalere Eckſteine aus weißem Marmor ab. Desgleichen ruht das Kranzgesimse unter dem beinahe flachen Dache auf weißen Kragsteinen. Dieser eigenthümliche Farbenschmuck und die ganze Anordnung des Baus übt eine schlagende Wirkung auf den Beschauer und fordert unmittelbar zu einer Vergleichung mit den ebenfalls verschiedenfarbigen, aber freilich unendlich dürftigeren Ziegelbauten des Nordens heraus.

Als der moderne römische Bauſtyl, in Florenz zuerſt durch Brunellesbi (1375—1444) ausgebildet, namentlich durch die Künstlerfamilie der Lombardi nach Venedig eingeführt wurde, blieb im Ganzen die heitere Anlage der Palastbauten mit den großen Fensterlogen an den mittleren Theilen; nur im Einzelnen wurden die Fensterbogen und Säulen in leichten und zierlichen antiken Formen gestaltet. — Und wenn auch, wie z. B. am Palast Venderamin Ca Lorgi, der reine Charakter der venetianischen Architektur vielfach beeinträchtigt wird durch diese aus einem ganz andern Geiſt geborenen Formen, namentlich durch das griechische gerade Gebälke, so war die alte Grundform doch auch für die folgenden Meister des sechzehnten Jahrhunderts, Sanmichele, Sansovino, Palladio u. s. f. maßgebend, wie z. B. der Palast Grimani, die jetzige Post, vom ersteren erbaut, immer noch, wenn auch nicht mehr so rein und bedeutsam, die Mittellogen von den Nebenräumen zu trennen weiß, nur daß eben die römischen Wandsäulen und Wandpfeiler, durch und durch Luxus und Lüge, mit ihrer schauspielenden Scheingröße überall ächte Schönheit und wahren Charakter vertreiben oder verderben, wie und wo sie auch angebracht seyn mögen.

Der herrliche Nachmittag lockt hinaus in's Freie auf's immer frisch anziehende Wasser. „Dem lieben Gotte weich nicht aus, findst du ihn auf dem Wege.“ Wir steigen im Vorüberfahren gleich gegenüber dem Dogenpalaste auf der Insel S. Giorgio aus, um der schönen Kuppelkirche einen Besuch abzustatten, die Palladio 1556 gegründet und Scamozzi 1610 vollendet hat. In der That, ein durch klare Verhältnisse anſprechender Bau schon von außen. Die große Kuppel ruht über der Vierung des griechischen Kreuzes auf hohen, mit korinthischen Halbsäulen besetzten Pfeilern; Querschiffe und Chor sind mit einer halben Kuppel überwölbt, vier korinthische Säulen schließen innen den Chor ab. Das Denkmal des Dogen Michael, des „Schreckend der Griechen,“ schmückt das Innere. In dieser Kirche wurde Pius VII. zum Papste gewählt, Napoleon zum Trotz. Die Kirche gehört zum Benediktinerkloster, dessen Refektorium und Umgänge mit jonischen Säulenarkaden und flachen Kreuzgewölben ebenfalls von Palladio gebaut sind. In der rechten Seitennische außen neben dem Portal steht das Bildniß des Dogen Sebastiano Ziani, unter dem Venedig herbe und glückliche Tage erlebte. Sein Vorgänger Michieli II. hielt es mit Alexander III. und mit Mailand gegen Barbarossa, demüthigte den Patriarchen von Aquileja und zwang ihn zu einem jährlichen Tribut von einem Ochsen und zwölf Schweinen, die den Patriarchen und seine zwölf Chorherren vorstellen sollten, war siegreich gegen den griechischen Kaiser, verlor aber fast seine ganze Armee durch die Pest, die mit ihm nach Venedig selber zurückkehrte, wofür der Doge in einem Aufstande 1173 ermordet wurde. Der griechische Kaiser in seinem Uebermuthe

ließ den Gesandten Venedigs, Henrico Dandolo, blenden, ohne daß die Stadt sich rächen konnte. Sicilien mußte ihr zum Frieden mit Byzanz verhelfen, Schulden und Anleihen waren nothwendig. Da ermannte sich Venedig, nahm den Papst in Schutz, schlug unter dem neuen Dogen Ziani am Himmelfahrtstage 1177 zwischen Pirano und Perenzo bei Salvore mit 30 Galeeren Barbarossas Flotte von 75 Schiffen und nahm deren Befehlshaber, Otto, den Sohn des Kaisers, gefangen. Der siegreiche, vom Papst mit dem Ringe zur Vermählung Venedigs mit der christlichen Meeresgöttin beschenkte Doge erlebte nun das Gräßliche, daß sein Sohn in dem Kloster von S. Giorgio von Hunden zerrissen wurde. Im Zorn darüber befahl er, das Kloster der Erde gleich machen. Still nahmen die Mönche den Spruch hin. Diese demuthsvolle Ergebung aber machte einen solchen Eindruck auf den alten Seehelden, daß er selber die Kutte nahm und sein Leben im Kloster beschloß (1179).

Wir lassen im Weiterfahren die Insel Sta. Elena und St. Servolo zur Linken, da Grazia, weiterhin St. Angelo und St. Clemente zur Rechten. Hier hüteten in der Zeit des letzten Aufruhrs die sechzehn Steirer vom Regiment Kinsky den Pulverthurm und drohten alles in die Luft zu sprengen, wenn man ihnen Gewalt anthun und die tägliche Nahrung nicht liefern würde. Hierauf geht es zum Kanal Orfano, wo die zum Tode im Wasser Verurtheilten ersäuft wurden, an der Contumaganstalt, an der Irrenanstalt und dem alten Lazareth vorüber nach der Insel San Lazzaro zum heitern armenischen Kloster.

Ursprünglich ein Hospital für Aussätzige, 1717 gänzlich verlassen, wurde die Insel von dem Armenier Mechitar aus Sebaste zu einem Sammelort für Landsleute und Glaubensgenossen erwählt, die in stiller Abgeschiedenheit den Wissenschaften und der Verbreitung europäischen Wissens in ihre orientalische Heimath leben. — Auf der Flaggenstange glänzt der Halbmond; rothbemalte Häuser mit prächtigen Gärten und Gärtchen voll von Oleander-, Mandel-, Lorbeer-, Feigen- und Granatbäumen, auch köstlichen Rebenlauben, ausgesuchten Blumen und einer bezaubernd schönen Aussicht auf Land und Meer und die dreiviertel Stunden entfernte Stadt, eine einfache Kirche und das schöne kluge Gesicht eines freundlichen jungen Klosterbruders, der in französischer Zunge uns die Sehenswürdigkeiten dolmetscht, geben uns und unsern Begleiterinnen reichen Stoff zur Freude und Unterhaltung. In der Druckerei wird eben ein Pfennigmagazin für den Orient in armenischer Sprache abgezogen. In der Bibliothek, in deren Mitte Mechitars Büste steht, ist eine reiche Sammlung orientalischer Handschriften, namentlich Uebersetzungen verloren gegangener griechischer Originalwerke. Die Mechitaristen selbst beschäftigen sich fleißig mit Uebertragungen europäischer Schriftwerke in's Armenische. So reihen sich in den Glasschränken die hier gedruckten und in den Orient von hier aus versandten armenischen Uebersetzungen von Virgil, Horaz, Milton, Bossuet, Homer, Young, Aesop, Geßner (Tod Abels), Paul und Virginie, Plutarch und Schillers Gedichten neben einander.

San Lazzaro und sein stilles freundliches Kloster war der Lieblingsaufenthalt Lord Byrons. Vom Pater Pasquale lernte er innerhalb eines Monats die armenische Sprache. Abends und Morgens fuhr er dann auf den nahen Lido hinüber, um da seine Pferde am Saume des brausenden Meeres zu tummeln, dessen Fluthen auch uns, während die Frauen an der Düne fernwärts Muscheln suchen gehen, Erquickung für Leib und Seele gewähren.

Während der Rückfahrt vom Lido vergoldet die zum Untergang sich neigende Sonne die Zinnen und Spitzen und Kuppeln der vor uns liegenden Stadt, so wie die von leichtem Hauche gekräuselten Wasser; gegen Südwesten hinüber stellen sich die euganäischen Hügel in das Zauberbild einer Fata Morgana; es ist als flößen die Hügel als lichtblaue Duftströme vom Himmel herab. Mit uns kehrt die österreichische Kriegsbrigg, aus dem weißen Kamin (wie sie bei Kriegsdampfern gewöhnlich sind) schwarze Rauchsäulen wälzend, von einer Spazierfahrt zurück, überholt uns bald und gewährt uns beim Vorüberfahren das lustige Schauspiel, wie die Matrosen auf's Kommandowort wie der Blitz die Wanden hinaufklimmen und droben auf Raaen und Mastkörben sich aufpflanzen, als wär's auf ebenem Paradeplatz.

Zum Schlusse laufen wir in den Kanal ein der am östlichen Ende der Riva dei Schiavoni zum Arsenal, diesem größten Waffen- und Schiffsplatz des Mittelalters, führt, dessen rothweiße Flagge trauernd an die alten Zeiten erinnert. Die rothen Backsteinmauern, die es umfassen, sind mit ausgezackten Zinnen gekrönt; rechts und links vom Wasserthor erhebt sich je ein viereckiger Thurm, aus rothem Backstein und weißen Eckfeinen erbaut, über der zinnengekrönten Galerie steht ein schmalerer stumpfer Aufsatz. An den Thurm linker Hand stößt das im Renaissancestyl erbaute Portal in den Arsenalhof. Der Markuslöwe schreitet in der sich über dem Portalbogen erhebenden Attika. Marmorne Kriegsgötter halten auf Postamenten neben dem Thore Wache. Rechts liegen drei große marmorne Löwen, links sitzt ein größerer aus pentelischem Marmor zur Hut. Die zwei größten dieser Löwenfiguren lagen ehedem im Hafen von Athen. Morosini, der in der Akropolis lag und durch seine von einer Türkenkugel entzündete Pulvervorlage im Parthenon diesen schönsten Ueberrest Perikleischer Kunstherrlichkeit zertrümmerte,

entführte die Löwen nach Venedig. Bruſt und Seiten derſelben ſind mit Runen bedeckt; die Normannen haben ſich darin ein Gedächtniß ihrer Seezüge in den Archipel geſtiftet. Die Säle des Arſenals enthielten einſt Waffen für 70,000 Mann; in der lezten Revolution geplündert, wurden ſie eben wieder eingerichtet. Zwei Miglien im Umfang reiht ſich Gebäude an Gebäude um die zwei Waſſerbecken, in denen einſt die Tauſende von Galeeren gebaut und verwahrt wurden. Hundert Schiffe konnten einſt zugleich unter Dach erbaut werden. Jezt ertönt neues Leben in den bisher verödeten Räumen. Oeſterreich will eine Flotte haben, und was Oeſterreich will, das weiß es auch zu thun.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Uebersicht der Theater.

Ich entsinne mich seit jener großen Ausstellung des Jahres 1842, auf welcher Lessing mit seinem Huß vor dem Concil zu Kostnitz die deutsche Kunst und Gallait und de Biefve mit der Abdankung Karls des Fünften und dem niederländischen Compromiß die neuere belgische Schule ruhmreich vertraten, keiner zweiten von gleicher Bedeutung wie die dießjährige. Alle Gattungen der Kunst, die große historische Composition wie Genre und Porträt, die Landschaft, die Marine wie die Architektur, die Thier- und Blumenmalerei wie das Stillleben, waren durch Meisterwerke von hervorstechendem Interesse vertreten. Nur eine Gattung steht allen übrigen nach: die der specifisch religiösen oder kirchlichen Bilder. Nicht als ob deren nicht in genügender Anzahl da gewesen wären; vielmehr begegnete uns diese Gattung fast in jedem Saale mit mehreren Exemplaren. Aber alle Werke dieser Richtung sind von untergeordnetem Werthe; selbst die Arbeiten der namhaftesten Künstler, wie Hübner in Dresden und Begas in Berlin, scheiterten an der Klippe einer nicht mehr lebensfähigen und doch mühsam wiedererweckten Tendenz. Was die Maler des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in naiver Einfachheit menschlich schön darzustellen wußten, das gewinnt in der raffinirten Abstraktion der Neueren eine widerwärtige Verzwicktheit. So Hübners Babylon auf dem Drachen, welche der Engel des Herrn dem Apostel Johannes als Abbild der Weltsünde zeigt. Sollte man es glauben, daß ein ästhetisch gebildeter Künstler es unternehmen kann, eine phantastische Vision, von der der Berichterstatter selber sagt, sie sey im Geiste empfangen, mit sinnlich derben Farben als einen mit den Augen zu sehenden, mit den Händen zu greifenden Vorgang auf die Leinwand zu tragen? Hübner hat es gethan, Begas aber mit seinem „Judaskuß“ streift nicht nur das Gebiet des Häßlichen, sondern erobert eine ganze Provinz desselben, da er in Christus weder die durchgeistigte Schönheit zu ergreifen, noch im Judas die gehässige Leidenschaft aus der Niedrigkeit des Ausdrucks zu erheben wußte. Wie unvergleichlich höher schwingt sich Nicaise de Keyser mit einem Gegenstande, welcher einem Höhepunkte rein menschlicher Kultur gewidmet ist! „Christoph Columbus, begleitet von seinem Sohne Diego, wird als Narr und Träumer behandelt,“ — so lautet der Titel des Bildes, und zur Erläuterung desselben, deren es übrigens für den Beschauer nicht bedürfte, fügte der Künstler folgende Worte Washington Irvings hinzu: „Viele verlachten seine Plane als Träume eines Verrückten, andere verachteten ihn als einen Abenteurer; man sagt, daß selbst die Kinder, wenn er sich blicken ließ, mit der Hand auf die Stirn deuteten, um den Sitz des vermeinten Wahnsinns ihm zum Hohn zu bezeichnen.“ Also Columbus vor der Entdeckung von Amerika! Ein eigenthümliches, noch nie versuchtes Unternehmen. Nur ein solcher Künstler konnte sich daran wagen, der überzeugt war von seiner Fähigkeit, das geistige Leben eines großen Menschen zu ergreifen und in dessen äußerer Erscheinung wiederzuspiegeln. Die Verhöhnenden sind Nebensache oder doch nur nothwendiger Rahmen für die dargestellte Persönlichkeit, diese aber ist eine Meisterschöpfung seltener Art. Columbus steht an der Küste des Meeres, vor sich das weite Element, mit dem bittern Gefühl, daß ihm die Mittel fehlen, das in seinem Geiste Feststehende, als nothwendig und unverbrüchlich Erkannte in die entscheidende That zu setzen. Aus seinem Antlitz leuchtet die Kraft des Gedankens und der Ueberzeugung, leicht überhaucht von der Trauer über seine Mittellosigkeit. Er weiß, seine Berechnungen sind unfehlbar, aber nur die Mächtigen der Erde können ihm helfen, das Werk zu vollbringen, das der Menschheit eine neue Welt erschaffen soll. Der Arme wird von der Menge verhöhnt, wie es jeder neuen Wahrheit, welche über den gewöhnlichen Inhalt des Zeitbewußtseyns sich erhebt, zu jeder Zeit erging. De Keyser schlug mit seinem Kunstwerk eine Saite der Kulturgeschichte an, die auf jedem Blatte derselben verwandte Akkorde berührt und durch ihre allgemeine Bedeutsamkeit nicht minder fesselt als durch die edle und lebenswarme Darstellung des einzelnen Ereignisses. Das Bild kam erst hier an, als bereits mehr denn die Hälfte der vorausbestimmten Ausstellungszeit verstrichen war; daher ich in meinem ersten Berichte seiner nicht erwähnen konnte.

Neben dem lebhaften Interesse, das die bildende Kunst durch zahlreiche großartige und werthvolle Erscheinungen gegenwärtig hier erregt, wendete sich die Theilnahme mit der fortschreitenden Jahreszeit auch wieder in erhöhtem Grade dem Theater zu. Zwar hat der Sommer in dieser Beziehung seine eigenen Genüsse, welche die spätere Jahreszeit mit sich fortnimmt, wie die verschiedenen Theater im Freien bei Kroll, in Henulgs und Leichmanns Blumengarten, aber in diesen leidet — abgesehen vom Werthe der Aufführungen — doch immer die Kunst allzusehr unter der Natur und sonstigen Einflüssen, als daß man ihnen gegenüber noch von Kunstgenuß reden könnte. Damit will ich nun freilich nicht sagen, daß man auf allen Winterbühnen Berlins künstlerische Eindrücke zu erwarten habe, was bei der Menge von Theatern, die jetzt hier bestehen,

wohl auch von niemanden vorausgesetzt werden kann. Mit der neuerdings eröffneten Königsstädtischen Bühne und der bereits concessionirten, doch noch nicht eröffneten Winterbühne im Kroll'schen Saale zählt Berlin in diesem Winter nicht weniger als sechs öffentliche Theater: die königliche Oper, das königliche Schauspiel, das Friedrich-Wilhelmsstädtische, das Vorstädtische, das Königsstädtische und das Kroll'sche Theater. Dazu kommen dann noch das große Circustheater vor dem Rosenthaler Thore und der elegante Circus olympicus von Renz. Gewiß für die Theaterlust einer Stadt von gegen 450,000 Einwohnern ein umfangreicher Apparat. Dennoch genügt er nicht, wie die kaum zu zählende Masse von Privat- und Liebhabertheatern beweist, deren die Königsstadt (der so genannte Stadttheil) allein ein Dutzend aufweisen soll.

An bedeutenden, großen und schönen Mitteln überragen natürlich die beiden königlichen Theater alle andern weit. Das Opernhaus ist einer der glänzendsten Säle der Welt, und auch das Schauspielhaus, das eines innern Neubaus wegen bis Ende dieses Jahres geschlossen bleibt, soll bei seiner Wiedereröffnung prächtiger strahlen als früher. Einen Verein von Sängerinnen ersten Rangs, wie Johanna Wagner, Luise Köster und Leopoldine Herrenburg-Tuczek, vermag kein zweites Theater in Deutschland aufzuweisen, und selbst für die große Oper in Paris sucht Meyerbeer schon lange nach Sängerinnen, welche den beiden erstgenannten ebenbürtig sind. Das männliche Sängerpersonal der Berliner Oper bildet zu jener Lichtseite leider den Schatten. Drei Tenore, Mantius, Pfister und Formes, vermögen den Mangel eines im vollen Sinne des Wortes ersten Tenors, wie Roger, Tichatschek, Ander es sind, wie Gerstäcker, Bader, Wurda, Wild es waren, nicht zu verdecken. — Im Schauspiel herrscht im Verhältniß der Männer zu den Frauen mehr Gleichgewicht des Werthes. Döring, Dessoir, Rott, Hendrichs, Liedtke sind Namen, die in der Bühnenwelt sich einen berechtigten Ruf erworben haben, ja im erstgenannten besitzt Berlin eines der begabtesten schauspielerischen Talente aller Zeiten. Ginge nur bei Döring mit dem Talente die Intelligenz und die Bescheidenheit Hand in Hand, er könnte der größte Charakterdarsteller der Gegenwart seyn. Statt dessen vernachlässigt er sich in einer Weise, die ihn nicht selten zur niedrigsten Comödiantenrei hinabsinken und die Würde der Poesie durch wahre Verballhornung Schillerscher, Goethescher und Shakespearescher Dichtungen verleugnen läßt. Nur allzuhäufig geschieht es, daß Döring die Worte unserer ersten Dichter aus Bequemlichkeit, aus unverantwortlicher Ueberhebung seines „Genies" über die Arbeit eines sorgfältigen Studiums oder selbst über das gewöhnliche Rollenlernen, verschleudert und verfälscht. — Das Schauspiel weist einen Kreis von Darstellern beiderlei Geschlechts auf, mit denen jede dramatische Aufgabe würdig zu lösen wäre, stände nur darüber eine eben so kunsterfahrene als energische Leitung. Hieran gebricht es leider, und daher schwanken die Vorstellungen von hoher Vortrefflichkeit einzelner Leistungen wie der gesammten Aufführung durch alle Grade und Stufen abwärts, je nachdem sich das Gesammtspiel von selber macht oder nicht. Von eingreifender Führung der Regie ist keine Rede. Eduard Devrient, auf den wir hofften, ist nach Karlsruhe gegangen, um dort eine seiner Einsicht, seinen Kenntnissen und Verdiensten entsprechende Wirksamkeit zu finden.

Bis in den Anfang der zwanziger Jahre waren die beiden königlichen Bühnen die einzigen öffentlichen Theater in der preußischen Hauptstadt. Dann entstand zuerst das Königsstädtische Theater, anfangs für die heitern Gattungen des Lustspiels und der Posse, wie des Singspiels bestimmt. In diesem Bereiche hat es zu verschiedenen Perioden Ausgezeichnetes geleistet. Karl v. Holtei, Angely, Albini und andere Dichter auf dem Gebiete des Komus verdienten sich auf der Königsstädtischen Bühne ihre Sporen, Willibald Alexis, F. W. Gubitz wandten ihre producirende Thätigkeit ihm zu, alles Neue wurde munter und frisch angegriffen und dargestellt, eine Reihe der vortrefflichsten Komiker, Angely, Spitzeder, Schmelka, Röstle u. a. unterstützten die Bemühungen der Schriftsteller und der Regie; es war eine eben so lebendige als fruchtbringende Regsamkeit auf der neuen Bühne. Wäre sie der eingeschlagenen Bahn treu geblieben, hätte sie immer wieder die Dichter und Darsteller im Dienste Thaliens gesammelt und dahin gestrebt, nach wie vor eine der ersten komischen Bühnen zu seyn, ohne sich auf Seitenwege zu verirren, es wäre für ihre Entwicklung und ihren Bestand günstiger gewesen als die allerdings außerordentliche, aber kurze Glanzperiode einer übermäßig theuer bezahlten Oper. Die Primadonna allein, Henriette Sontag, erhielt einen jährlichen Gehalt von 13,000 Thlr. Die Actionäre machten Bankerott, allerdings mit dem Bewußtseyn, einige Zeit ein Theater vom ersten Rang gehalten zu haben, aber doch mit bedeutenden Verlusten. Der König deckte dieselben und übertrug die Direktion dem bekannten Cerf, der Oper und Schauspiel in demselben Maßstabe fortführte und daher jedes Jahr eines königlichen Zuschusses bedurfte. Längere Zeit noch blieb die Oper vortrefflich, einmal noch stieg das Schauspiel zu einem Ensemble von hoher Ausgezeichnung empor, als Beckmanns komisches Talent sich entfaltete und neben ihm Komiker wie der alte Schmelka, Plock, Peters, Wohlbrück, Wilke u. s. w. wirkten. Aber die financiellen Zustände des Theaters verschlechterten sich immer mehr; ihnen aufzuhelfen war es am wenigsten geeignet, daß die Direktion eine italienische Oper verschrieb. Auch auf diesem neuen Terrain verdankte das Berliner Publikum dem Königsstädtischen Theater viele Genüsse. Der Liebling desselben, die ausgezeichnete Sängerin Hähnel war geblieben. Neben ihr entzückte die Mailänderin Laura Assandri. Die Basta, Rubini ließen sich zum erstenmal in Berlin im Ensemble mit ihren Landsleuten hören. Aber neben dem glänzenden Abwege der italienischen Oper siechte das deutsche Schauspiel bald elend dahin, weil die Direktion die Hauptsache als Nebensache behandelte. Der alte Cerf starb, was er nicht verdorben hatte, verdarb der Unverstand seiner Erben. Vor zwei Jahren mußte das Theater, da auch der König den Zuschuß verweigerte, geschlossen werden, eine reiche Geschichte, aber auch eine gewichtige Lehre hinterlassend. In der Beschränkung auf ein bestimmtes Feld Bedeutendes zu leisten, muß die Aufgabe derartiger Privatinstitute neben den großen königlichen Theatern seyn. In der Zersplitterung ihrer Kräfte und Mittel nach vielen Seiten hin können sie mit letzteren

nicht concurriren, auf einzelnen Gebieten aber, bei ausschließlicher und einsichtsvoller Pflege derſelben ſie übertreffen, wie das Königsſtädtiſche Theater es in mehr als einer Epoche bewieſen hat. Leider ging die Einſicht aus und damit die Befähigung zur Exiſtenz. Das Gebäude fiel dem Könige zu, der den innern Raum zu Privatwohnungen einrichten ließ. Dieß iſt um ſo mehr zu bedauern, als die nun vernichtete Bühne und der dazu gehörige Zuſchauerraum in jeder Beziehung zweckmäßig und gefällig conſtruirt waren, eben ſo akuſtiſch als bequem für das Auge. Ein Sohn des verſtorbenen Cerf bewarb ſich ſeit Jahr und Tag um eine Erneuerung der Conceſſion. Er erhielt nun allerdings die polizeiliche Bewilligung zur Errichtung eines neuen Theaters, aber nicht die ebenfalls erbetene Benutzung des früheren Lokals. Vor der Hand ließ er nur den Namen des Königsſtädtiſchen Theaters wieder aufleben, miethete jedoch zur Eröffnung ſeiner Vorſtellungen das ehemalige ältere Circuslokal auf der Friedrichsſtadt, das der Kunſtreiter Renz benutzt hatte, bevor er den für Dejean erbauten geſchmackvolleren Circus bezog. Das definitive Lokal beabſichtigt Cerf der Jüngere in der Königsſtadt zu erbauen, wo in der That auch ein Theater fehlt, doch ſoll es zu dem Bauunternehmen noch am Beſten fehlen. Aus ſeiner Anſprache an das Berliner Publikum ließ ſich allenfalls abnehmen, daß er die ſeinem Vater gewordene Lehre begriffen habe. Er will ſich auf die komiſche Gattung ausſchließlich beſchränken. Ob er indeſſen einem ſo verwöhnten Publikum gegenüber, wie die Berliner gegenwärtig ſind, wohl gethan hat, mit einem unfertigen Unternehmen in die Oeffentlichkeit zu treten, möchte ich bezweifeln. Das Mangelhafte ſeines Perſonals kann für das unbequeme Interimiſtikum der gemietheten Räumlichkeit ſchwerlich entſchädigen, weckt vielmehr die Verwunderung über ſeine Eile.

Ein kleines, aber elegantes Theater iſt das in der Friedrich-Wilhelmsſtadt, 1848 gegründet. Es hat ſich, wie einſt das erſte Königsſtädtiſche Theater, obwohl mit viel geringeren Mitteln, mit viel unbedeutenderen Komikern, durch ſeine Regſamkeit und namentlich die Munterkeit ſeiner komiſchen Darſtellungen bei unſerem Publikum eine ſchnelle Beliebtheit errungen und dem Königsſtädtiſchen Theater in deſſen letztem Hinſchwinden ſiegreiche Concurrenz gemacht. Ein guter Witz, gut vorgetragen, hat für den Berliner immer ſeinen wirkſamen Reiz. Jetzt aber will auch das Friedrich-Wilhelmstheater über ſeine bisherige Sphäre hinaus. Daß es ſeit länger als einem Jahr die komiſche deutſche Oper neben Poſſe und Rührſpiel kultivirt, will ich nicht zu den Verirrungen rechnen, da es in dem vortrefflichen Komiker und Buffo Düffke eine tüchtige Stütze derſelben beſaß. Mit dem Anfang dieſes Winters aber hat die Friedrich-Wilhelmſtädtiſche Direktion nach dem nicht eben glücklichen Vorbilde der Königsſtadt eine italieniſche Oper engagirt. Eine ausgezeichnete Primadonna, Signora Fodor, zwei ſchöne Tenorſtimmen — dieß iſt alles; genug für den erſten Anreiz, aber ſchwerlich von dauernder Anziehungskraft. Zugleich liegt die Verlockung wieder ſehr nahe, über dem glänzenderen Spielzeug der italieniſchen Oper, das doch nur einen verhältnißmäßig kleinen Kreis von Verehrern zählt, den Grund und Boden zu vergeſſen, auf dem die Beliebtheit dieſer Bühne erwachſen. Daß es doch den meiſten Menſchen, die einen Erfolg errungen haben, ſo ſchwer wird, ſich mit richtiger Abſchätzung von Zweck und Mitteln auf ſelbſtgezogene Grenzen eines beſtimmten Berufes zu beſchränken! Wie die Menſchen, ſo die menſchlichen Inſtitute!

Das Vorſtädtiſche Theater iſt eine Bühne dritten Rangs, aber was Eifer und Lebendigkeit angeht, nicht ohne Verdienſt. Wohlfeile Preiſe, welche für ganze Familien ſich auf die Perſon noch geringer ſtellen als für den Einzelnen, erleichtern den Eintritt. Die noch uneröffnete Kroll'ſche Bühne liegt im prachtvollen Königsſaale, ſo daß dieſer den Zuſchauerraum bildet, und wird ihre Vorſtellungen mit vorhergehenden Concerten verbinden. Im Circustheater vor dem Roſenthaler Thore concurriren die Menſchen auf den Brettern mit den Pferden und Bajazzi im Sande der Arena; im Renz'ſchen Circus endlich wird das edle Roß vollſtändig zur Hauptſache. Hier heißen die erſten Künſtler Ali, Mirza, Cäſar u. ſ. w. Rechnen Sie zu allen den Circenſes, die ich ſo eben überſichtlich geſchildert, noch die Menge von Weihnachtsausſtellungen, welche mit Glanz und Pracht und bevorſtehen, die öffentlichen Concerte und Bälle von anderthalb oder zwei Thalern das Billet bis zu fünf Silbergroſchen und freier Damenbegleitung, die Privattheater, die Kränzchen, in denen getanzt und muſicirt wird u. ſ. w., ſo werden Sie geſtehen, daß der Berliner Gelegenheit hat, ſich weidlich zu vergnügen, und der Fremde, welcher uns die Ehre ſeines Beſuchs ſchenkt, des Vergnügens nicht zu entbehren braucht. Der Berliner kann übrigens von dieſem Artikel eine tüchtige Portion ertragen, ohne ſich ſobald den Magen zu verderben.

Essen, December.

Lage, Industrie, geistiger Charakter der Stadt.

Was ist Essen? wo liegt Essen? Diese Frage schwebt vielleicht manchem Leser auf der Lippe, wenn er die Ueberschrift dieses Briefes liest. In Holland liegt ein kleines Städtchen Essen, in Oldenburg ein Marktflecken Essen und im Königreich Hannover — nicht weit von der Haute, wo diese aus der westlichen Weserkette in das norddeutsche Flachland tritt, also auf dem Nordabhange der Weserkette — ebenfalls ein Marktflecken Essen. — Das Essen, aus dem ich den gegenwärtigen Brief schreibe, ist weder das oldenburgische noch das hannoversche, sondern das preußische, nicht Essen an der Haute, sondern Essen an der Berne. Die Berne ist aber nicht ein Fluß im Monde, sondern ein Bach, der in der Nähe Essens aus zwei Quellen entsteht, in nordwestlicher Richtung der Emsche zufließt und mit dieser vereinigt seine Gewässer zwischen der Ruhr- und Lippemündung dem Rhein zusendet. Für den, der eine ausführlichere Karte zur Hand nehmen will, bemerke ich, daß Essen etwa unter dem 51,4° nördlicher Breite und dem 24,6° östlicher Länge liegt und in politischer Beziehung zum Regierungsbezirk Düsseldorf und zum Kreise Duisburg gehört. Früher gehörte die Stadt unter gewissen Beschränkungen zum Hochstift Essen, das mit der Abtei Werden und noch fünfzehn andern auf dem Reichstage die rheinische Prälatenbank bildete, welche zusammen im Reichsfürstenrath eine Stimme, und zwar die siebenundneunzigste hatte. Die letzte Fürstin des Hochstifts war Maria Kunigunde, „geborene königliche Prinzessin von Polen, Herzogin zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, Landgräfin in Thüringen, Markgräfin zu Meißen, Ober- und Niederlausitz, Burggräfin von Magdeburg, gefürstete Gräfin zu Henneberg, Gräfin zu Barby und Hanau, Aebtissin der kaiserlichen freien weltlichen Stifter zu Essen und Thorn.“ Nach dem Lüneviller Frieden wurde das Stift aufgehoben und kam im Jahr 1803 nebst der Stadt Essen an Preußen. Zum Stiftsgebiete gehörte auch das kleine Städtchen Steele; schon im Jahr 938 wurde dort ein Reichstag gehalten.

Die Existenz Essens dürfte nach dem Gesagten über allem Zweifel erhaben seyn. Ueber die Lage der Stadt und die Physiognomie der Umgebung bemerke ich noch folgendes. Vom Paderborner Hochlande aus und im Anschlusse an das Plateau von Periton (Briton) zieht sich von Osten nach Westen auf der rechten Ruhrseite ein Gebirge bis dahin, wo Lenne und Ennepe in die Ruhr münden. Dieses Gebirge heißt der Haarstrang; an seiner nördlichen Abdachung liegt die durch ihre Fruchtbarkeit weltberühmte Soester Börde und der Hellweg, südlich das unfruchtbare Sauerland. Die westliche Fortsetzung des Sauerlandes, also das Land zwischen Ruhr im Norden, Lenne im Osten, Wupper im Süden, der Rheinebene im Westen, finden wir auf geognostischen Karten als „bergisch-märkisches Kohlengebirge“ bezeichnet. Dieses Kohlengebirge streicht als ein wellenförmiges Hügelland nördlich über die Ruhr hinaus, etwa in einer Entfernung von zwei Stunden Wegs. Fast auf der nördlichen Grenze dieses Hügellandes, also hart an der Scheide zwischen dem norddeutschen Tieflande und dem norddeutschen Berglande, liegt die Stadt Essen. Essen liegt in einer schönen Gegend, ist das Erste, was Ihnen ein geborener Essender von seiner Vaterstadt zu rühmen weiß. Es ergeht ihm darin wie dem Castellan von Stolzenfels. Der Mann ist aus der sandigen, einförmigen Mark Brandenburg gebürtig. Als eines Tages mehrere Fremde den Stolzenfels besuchen und ihm gegenüber die „schöne Gegend“ rühmen, versetzt er, hingerissen von seinen heimathlichen Erinnerungen: „Da sollten Sie erst bei mich zu Hause kommen, das ist eine Gegend, lauter Gegend!“ Etwas sehr Treffendes würde der Essender dagegen sagen, wenn er die Umgebung von Essen als eine sehr „nübliche Gegend“ rühmte. Was dieselbe außer den wellenförmigen Erhebungen und Senkungen des Bodens charakterisirt, sind die zahlreichen Schornsteine der Zechen und Fabriken, die in schlanker, minaretartiger Form zur Höhe von 100 bis 150 Fuß emporsteigen und ihre tiefschwarzen Rauchrolen in die Luft wirbeln. Eiberfeld trägt ganz den Charakter einer Gebirgsstadt; Essen, an dem Uebergangspunkte des Gebirges in die Ebene gelegen, erinnert in seiner Bauart nur noch in wenigen Zügen an das Gebirge. Landbau — man kann nach dem oben Gesagten das Land als die westliche Fortsetzung des Hellwegs ansehen — und Bergbau sind die beiden vornehmsten Erwerbsquellen, doch so, daß der Bergbau der Gegend wie dem sozialen Leben der Bevölkerung den eigenthümlichen Charakter gibt. Die nördliche Abdachung des Haarstrangs bewohnt der kernige Bauer von altem Schlage, wie ihn Immermann in seinem Hofschulzen dargestellt hat; die nördliche Abdachung des bergisch-märkischen Kohlengebirges bewohnt dagegen ein städtischer Bauer, der nichts weiß von fester Sitte und festen Formen. Den größten Gegensatz zu der Umgebung von Essen bildet die Münstersche Tiefebene; dort die größte Einförmigkeit, hier, wo Berg und Ebene sich berühren, die größte Mannigfaltigkeit; dort fast allgemeiner Wohlstand, hier der Gegensatz von Arm und Reich (das Vermögen eines Steeler Einwohners wird auf fünf Millionen Thaler geschätzt); dort ist die Bevölkerung streng katholisch, hier wohnen Katholiken und Protestanten in bunter Mischung neben einander; dort steht der eine Landbewohner so ziemlich aus wie der andere, hier hat jeder seine eigenthümliche Physiognomie. Denn der eine ist Bergmann, der andere Bauer, der eine versteht im Schacht dieses, der andere jenes Amt, der eine arbeitet in einer Glashütte, der andere in einer

Stahlfabrik, der eine beschäftigt sich an der Eisenbahn, der andere mit der Schiffahrt auf der Ruhr. Der Transport von Kohlen auf der Ruhr und dem Rhein ist, wie Sie wissen, sehr bedeutend; aber nicht minder bedeutend ist der Transport auf der Eisenbahn. Von Steele führt eine Eisenbahn im Thal der Ruhr und eines Baches, der sich in die Ruhr ergießt, bis an die bergisch-märkische Bahn, die Elberfeld und Düsseldorf und Dortmund verbindet; diese Eisenbahn ist nur für den Transport von Kohlen erbaut worden. Die Köln-Mindener Bahn durchschneidet nördlich von Essen das Emscher Bruch; mehrere Zweigbahnen führen von ihr aus zu den verschiedenen Zechen, Zweigbahnen, die vollständig eingerichtet sind wie die Hauptbahn, also mit Lokomotiven, Telegraphen, Häusern für die Bahnwärter u. s. f. Kurz, überall herrscht die größte Mannigfaltigkeit des Strebens, die größte Rührigkeit im Handel und Verkehr, und die Dichtigkeit der Bevölkerung gibt der des Kreises Elberfeld nur wenig nach.

Die Stadt Essen mag etwas über 10,000 Einwohner haben. Ihr Ursprung ist in den ersten Anfängen des deutschen Mittelalters zu suchen, da das Stift Essen schon im Jahre 877 vom Bischof Alfred von Hildesheim und dem Grafen Luthard von Cleve gegründet wurde. Dennoch wird man nur durch wenige Ueberreste der Vergangenheit an das hohe Alter der Stadt erinnert; die Gegenwart hat rücksichtslos ihre Macht geltend zu machen gewußt. Wer aus rheinischen Städten, etwa aus Kreuznach, Coblenz u. a. O. nach Essen kommt, tritt in eine vollständig neue Welt; dort geben mittelalterlich gebaute Häuser der Stadt ihre Physiognomie, hier die Schornsteine der Fabriken und Zechen. Die Kirchen der Stadt sind ziemlich ohne Styl aufgeführt. Die rheinischen und westphälischen Fürsten hielten früher in Essen die Fürstentage und die Bischöfe die Synoden, aber nichts deutet mehr die Lokale an, in welchen diese Versammlungen stattfanden. Vor den Thoren und an den Wällen finden sich zahlreiche, villenartig gebaute Häuser, theils mit, theils ohne Geschmack aufgeführt. Griechische Säulen und Verhältnisse unten, holländisches Dach oben, das ist eine Bauart, die man an mehr als Einem Hause wahrnehmen kann. Unmittelbar an der Eisenbahn liegt das Landhaus eines reichen Essender Bürgers, Villabella getauft, aber die Lage dieses Landhauses ist so unglücklich gewählt, wie es nur möglich war. Denn soll das Landhaus überhaupt einen Zweck in der Welt haben, so ist dieser doch offenbar, daß es dem reichen Fabrikanten oder überhaupt dem reichen Städter ein Asyl gewährt, in das er sich aus den Wirren und dem Treiben des Tages flüchten kann. So steht zum Beispiel der Hamburger Kaufmann sein Landhaus an; darum schmückt er die nächste Umgebung desselben mit schönen Gärten, das Innere des Hauses mit Kunstwerken. Ist er des prosaischen Lebens überdrüssig, so kann er auf dem Lande der poetischen Ruhe genießen; vom hohen Elbufer schaut er auf den weiten Spiegel der Elbe, stolze Dreimaster schwellen ihre Segel und zahlreiche Dampfschiffe fahren den Strom auf und ab, aber das Pfeifen einer Lokomotive dringt nicht in sein Ohr, der Dampf nicht in seine Nase. Das erwähnte Essender Landhaus ist dagegen so gebaut, daß etwa vier Schritte von der Treppe entfernt die Schienen der Eisenbahn liegen. Dicht neben dem Landhause und ebenfalls an der Bahn ist ein sogenannter Venustempel erbaut, der untere Theil fast in griechischem Styl, die zu große Kuppel paulskirchenartig; im Innern soll nächstens die Statue der Venus aufgestellt werden. Die Umgebung beider Gebäude besteht aus Unland, wie der Geograph Roon es nennen würde, oder aus Sumpfwasser; man begreift nicht, was die Häuser in dieser Umgebung sollen. An den Fenstern der Villa läßt sich sehr bequem der Kohlentransport studiren, da etwa fünfzig Schritte vom Venustempel entfernt die Eisenbahn der Zechen in die Köln-Mindener Bahn mündet; das ist die einzige erbauliche Seite, die ich der Lage der villa bella und des Venustempels abzugewinnen vermag.

Geld besitzt Essen, aber wenig Geist. Ich meine, Humboldt äußert irgendwo, daß alles andere Glück des Menschen klein sey, wenn ihm der Adel der Seele fehle; wenn auch nicht im Großen, so kann man doch im Kleinen hier die Wahrheit jenes Satzes beobachten. Die Bevölkerung ist theils katholisch, theils protestantisch; Wohlhabenheit und Intelligenz finden sich vorzugsweise bei den Protestanten, was zum Theil in historischen Verhältnissen der Stadt seinen Grund haben mag. Die Nahrungsquellen und Erwerbszweige sind bereits angedeutet worden. Geldgeiz und Geldstolz herrschen auch hier, wie in jeder kleineren Industriestadt, wo alles Dichten und Trachten auf den Erwerb gerichtet ist und jede durchgreifende geistige Anregung mangelt. Dennoch ziehe ich Essen in dieser Beziehung jeder andern Industriestadt im Gebiete der Ruhr vor. Es scheint wenigstens Sinn für geistige Interessen vorhanden zu seyn, wenn es auch an den Mitteln und den Personen fehlt, um diesen Sinn zu entwickeln. Ein wissenschaftlicher Verein ist vorhanden; über seine Wirksamkeit vermag ich indeß nichts zu sagen. Das Gymnasium zählt über 200 Schüler. Die Ihre, ein Theater zu erbauen, hat sich der Köpfe mehrerer wohlhabenden Einwohner bemächtigt, und ich zweifle deßhalb nicht, daß sie über kurz oder lang ausgeführt werden wird. Ich pflege, wenn ich nach einem mir unbekannten Orte komme, unter andern auch den Katalog der Leihbibliothek durchzublättern, um aus demselben einen Schluß auf die geistigen Bedürfnisse der Einwohner zu machen. In Essen bin ich durch den Katalog der Bädekerschen Leihbibliothek überrascht worden, wie noch nie zuvor durch den Catalog einer Leihbibliothek. Derselbe ist zwar nicht sehr beleibt, aber er zeigt ein durch und durch wissenschaftliches Gepräge der Bibliothek an. Sie finden in demselben verzeichnet die geographischen Werke von Ritter, Hoffmann, Schubert u. s. f., die naturwissenschaftlichen von Humboldt, Arago, Lyell, Link, Oersted, die historischen von Ranke, Raumer, Schlosser, Wachsmuth, Droysen, Pertz, Heeren, Gervinus, Hormayr, Hurter, Menzel, Leo, Möser, Macaulay, Sismondi, Gibbon u. s. f., die philosophischen von Kant, Fichte, Schelling, Hegel, fast alle Sammlungen von Reisebeschreibungen, die Reisebeschreibungen eines Raumer, Chamisso, Forster, Wagner, Kohl, Lepsius, Chateaubriand, Dumas, eine ganz gute Auswahl der deutschen klassischen Dichter und Schriftsteller und eine Reihe guter Uebersetzungen ausländischer Klassiker, namentlich auch der griechischen und römischen. Die ganze

Bibliothek enthält etwa 7000 Bände. Es mag seyn, daß Bädeker hie und da bei der Anschaffung neuer Werke mehr auf sein Urtheil gibt, als auf die Neigung der Leser, aber in zu schroffem Widerspruche kann er nicht mit ihnen stehen, weil dieselben sich sonst anderswo nach geistiger Nahrung umsehen würden. Verlangte das Publikum Ritter- und Räubergeschichten, die in der Regel in den Leihbibliotheken am zahlreichsten vertreten sind, so würden sie ihm auch verabreicht werden, wenn nicht durch die Bädekersche Leihbibliothek, so durch eine andere. Es scheint dieser Umstand ein Beweis mehr zu seyn für die Behauptung, die vor einiger Zeit in der Allgemeinen Zeitung aufgestellt wurde, daß nämlich die Bewohner der Kohlendistrikte geistig besonders empfänglich, rührig und neuerungssüchtig seyen. Wäre Essen eine Stadt von der Größe wie Elberfeld, so würde ich wahrscheinlich nicht von Geist- und Geschmacklosigkeit zu reden haben.

Paris, December.

(Schluß.)

Theater. — Die Rachel als Roxane.

Die Kunst hat nicht die Täuschung zum Zweck; wo wir die Absicht derselben erkennen, fühlen wir uns unangenehm berührt wie vor einem lebensgroßen Wachsbilde. Die Natur gleicht der Wahrheit einer Beobachtung, die Kunst der Wahrheit eines Experiments. Das Bild gleicht der Natur weder dem Maßstabe noch der Farbe nach; was es uns zum Kunstwerk macht, ist nicht die Wahrheit, sondern die Harmonie seiner Theile. Man nehme ein Bild in seinen Größenverhältnissen, in den Farben, in den Lichteffekten, so wird man überall sehen, daß der künstlerische Werth nicht in der unmittelbaren Ausführung der einzelnen Theile besteht, sondern in dem Verhältnisse, in dem richtigen Verhältnisse der Theile unter sich. Die Kunst hat andere Mittel als die Natur, nur in der Harmonie der Verwendung gleicht sie derselben, soll sie ihr gleichen. Die Lichter, welche beim Gemälde zu verwenden sind, können nicht so hell seyn wie in der Landschaft selbst, deßhalb müssen auch die Schatten dunkler seyn. Der einzelne Fleischton gleicht oft nicht im entferntesten (haben wir ja Aquatinta- und Sepiabilder) der natürlichen Farbe, aber durch die Verbindung, das Verhältniß der Töne unter sich entsteht für uns der Eindruck der Wahrheit. Nicht durch Licht und Schatten, nicht durch die Effekte entsteht das Kunstwerk, sondern durch die harmonische Verbindung derselben zu einem Ganzen, mit einem Worte durch die Mitteltöne. — Ich bin Jahre lang ein eifriger Beobachter unseres letzten großen Mimen, Carl Seydelmanns, gewesen, und keiner dürfte geeigneter seyn, als Beleg meiner Ansicht über die ästhetische Grundbedingung eines Kunstwerks zu dienen. Seydelmann war von Natur mit außerordentlich geringen Mitteln ausgestattet; Künstler wurde er, und ein großer Künstler, durch die Art wie er sie verwendete. In jeder seiner Rollen war inneres, richtiges Verhältniß, Harmonie. In diesem innern Maßstabe stand er würdig den ersten Mimen, den Eßlair, den Devrient zur Seite; nur weil ihm der äußere Maßstab fehlte, das heißt der Umfang der ihm von der Natur verliehenen Mittel geringer war, stand er hinter jenen zurück. — Die Rachel hat von der Natur ein vortreffliches Organ, eine passende Gestalt, ausdrucksvolle Geschichtszüge empfangen, sie versteht die Leidenschaft, sie ist in den Licht- und Schattenpartien groß, aber es fehlt ihrem Spiel die innere Harmonie, das innere Verhältniß, das Maß der Leidenschaft: sie hat von den Mitteltönen keinen Begriff. Daher ist sie in den Effekten so wirksam, und so platt, so gewöhnlich in den Uebergängen. Licht und Schatten sind gleich in allen Bildern, so verschieden man sie auch auffaßt, mit ihnen schafft man keine Charaktere, keine Rollen. Rachel Felix hat bis jezt keine Rolle, d. h. keine Individualität zu schaffen verstanden, so bewundernswürdig sie in manchen ihrer Darstellungen ist. — Wer erinnert sich nicht an Seydelmanns Mohr im Fiesko, wer nicht an seinen Carlos im Clavigo u. s. w.? Das waren durch und durch individualisirte Gestalten und Charaktere; wie vom Lear konnte man sagen: „jeder Zoll ein König:“ Und doch waren Seydelmanns Mittel nur ärmlich, aber seine Kunst bestand in der Benuzung derselben.

Roxane gilt und ist eine der besten Rollen der Rachel, weil sie sich eigentlich nur in Effekten bewegt, von Liebe, Haß und Eifersucht wechselseitig zerrissen hin und her schwankt. Da ist immer nur Licht und Schatten, aber vor lauter Licht und Schatten zerfließt am Ende das Bild. Die Rachel geht bekanntlich absichtlich stets in Sprüngen; bald entperlen die Worte ihren Lippen kalt, monoton, bald schreien sie laut auf in wildester Leidenschaft; sie ist bald ruhig und still, während der innere Sturm ihr Gesicht bewegt, bald eisern und starr in ihren Zügen, während ihre Worte diese Ruhe Lügen strafen. Allen diesen Effekten liegt eine genaue Beobachtung, eine geniale Auffassung des Menschenherzens zu Grunde, aber trotz alles Eindrucks genügt das zu einem ästhetischen Kunstwerk keineswegs. — Ich habe sie in Deutschland, in London, in Paris, in fast allen ihren Rollen gesehen; der Eindruck ist mir überall derselbe geblieben. Bei der entschiedenen Einseitigkeit in der künstlerischen Begabung der Schauspielerin muß die Kritik, wenn sie gerecht seyn will, nicht den allgemeinen, sondern den französischen Standpunkt behaupten, denn die Rachel ist durch und durch eine französische Schauspielerin. Wenn sie auch, der Nationalität nach Jüdin, vielleicht in vielen Zügen ihres Charakters nicht vom erblichen Typus ihres Volkes abgewichen ist, so ist doch ihre Bildung und ihr Publikum französisch. Es besteht eine Gegenseitigkeit zwischen dem Schauspieler und dem Zuschauer; jener vermag diesen zu sich herauf zu ziehen, dieser zieht jenen zu sich herunter. Die Franzosen waren von jeher arm an Charakteren, wenn gleich reich an genialen Geistern; sie besitzen keine Leidenschaft, aber sie sind leidenschaftlich. In ihrem Leben wie in ihrer Kunst haschen sie daher nach dem Effekt, sie lieben wie der Leidenschaftliche die Bewegung, während die höchste Leidenschaft still und ruhig ist. Im Gesicht der Rachel oder in ihrer Sprache arbeitet und wogt es fortwährend, es ebbt und fluthet, wenn nicht die todte Ruhe der Abspannung aus ihr spricht. In den französischen Bildern der neueren Schule ist absichtlich die Sorgfalt der Behandlung, der Ausführung um so geringer, je weniger die bezüglichen Theile hervortreten sollen; dadurch wird natürlich der Eindruck, der momentane Erfolg erhöht, vor der Kritik läßt sich aber eine solche nur auf Effekthascherei berechnete Behandlung

nicht rechtfertigen. Diese Methode hat viel Aehnlichkeit mit der absichtlichen Zurückstellung aller andern Rollen neben der der Rachel. Das mag für ihren Ruhm praktisch seyn, für ihr ästhetisches Gefühl spricht es nicht. Die Rachel treibt Freskomalerei, so hart und unverbunden liegen die Töne nebeneinander, so stark und kühn sind die Pinselstriche, mit denen sie malt.' Bei der Genialität, mit der sie begabt ist, weiß sie den unangenehmen Eindruck, den dieser grelle Wechsel gibt, zu verdecken, indem sie durch einen noch größeren oder neuen Effekt den frühern vergessen läßt; aber an ihrer Schwester sieht man, wohin diese Richtung der Kunst führt. Alle einzelnen Töne, welche diese anschlägt, sind richtig, aber statt einer Harmonie sind es nichts als grelle Dissonanzen. Lachen und Weinen, Hoffnung und Verzweiflung folgen sich wie die Purzelbäume eines Hampelmanns, wenn man am Faden zieht, man weiß nicht warum, wozu, wohin. Es ist im Spiel kein Anfang noch Ende, es geschieht etwas, aber es entwickelt sich nichts. So kommt auch die Rachel selber als Roxane für und fertig auf die Bühne, und ihr erstes Wort, ihr erster Blick, ihr erster Schritt läßt keinen Zweifel darüber, wen wir vor uns haben. Das liegt allerdings zum Theil am Stück, aber zum Theil auch an der Schauspielerin, denn individuell blieb ihr immer überlassen, die Nothwendigkeit der Entwicklung nachzuweisen. Dieser Aufschlag der Augen, dieses Zucken der Mundwinkel, dieses verächtliche Aufwerfen der Lippe, dieser Hohn im Verziehen der Wange, diese Ahnung der Eifersucht in den sich öffnenden Nasenlöchern, diese Gewißheit befriedigter Rache in dem nur halb geschlossenen Munde ist wunderbar schön; wie gebieterisch wirft sich der Kopf auf dem Halse, wie verächtlich zuckt die Schulter, wie imponirend hebt sich die Hand, welche despotische Sicherheit des Befehls klingt aus dem fast dämonischen »Sortez;« aber über all diesen einzelnen Schönheiten kann der ästhetische Betrachter das Ganze nicht vergessen. Ich gehe immer betäubt, aber nicht befriedigt aus ihren Vorstellungen nach Hause, jedesmal überzeugter, daß dieses Spiel hinreißend, aber nicht schön ist. Roxane ist mehr eine Furie als ein Weib, sie kennt mehr den Haß als die Liebe, und ihre Liebe ist nicht verhöhnend, sondern nichts als ein anderer Ausdruck des Egoismus. Die Rolle ist wie für die Rachel geschrieben.

Ich glaube, daß ich mich nicht irre, wenn ich behaupte, daß der Rachel alle zweitheiligen, schwankenden Gefühle schlecht gelingen. So fehlt sie in der Liebeserklärung, wo sie zwischen Stolz und Liebe, in ihrem Haß, wo sie zwischen diesem und ihrer Liebe schwankt, in ihrer Eifersucht, wo sie nicht weiß, ob sie verachten oder hassen soll. Zwei entschiedene Fehler ließ sie sich außerdem zu Schulden kommen, welche die grellen Gegensätze, in denen sie sich gefällt, zeigen deutlich, und die höchst unangenehm berührten. Sie schlägt gerade wie ein Mann die Arme unter, als ihr Haß zur entschiedenen Rache geworden ist, und stürzt im vollen Laufe wie eine Rasende hinaus, als sie eilt, Bajazet zu ermorden. Beides ist zu männlich, um selbst den extremsten Formen des weiblichen Charakters zu entsprechen. Außerdem paßt das Laufen für die Bühne überhaupt nicht. Alle Uebertreibung wird lächerlich, und so wurde mir das Spiel der Rachel in diesem Augenblicke. — Ihre Deklamation ist durchaus originell, aber sie ist nicht wahr; die französischen Ohren und Augen verwundern daran das Pikante, wenn Sie wollen das Gigantische, aber das Ganze ist bei aller Macht und Kraft doch ohne alle Harmonie, nichts als Ausrufungszeichen und Gedankenstriche. Die Interpunktion ist wohl da, aber wo sind die Worte? Ich hoffe, daß mir bald ein neues Trauerspiel Gelegenheit geben wird, in das Detail des Spiels der Rachel einzugehen. Ich habe nichts dagegen, daß man sie anstaunt, aber sie bewundern, das kann ich nicht.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Stanford University Libraries
3 6105 014 930 262

AP
30
M65
[redacted]
V.46
nos 27-52
Jul-Dec.
1852

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.